


Google

Der
Sammler.
Ein
Unterhaltungsblatt.

Zweyter Jahrgang.

1810.

Jänner.

Wien, gedruckt und im Verlage bey Anton Strauß.

In Commission bey Anton Doll.

Inhalt.



Der Sammler.

Dinstag, den — 1. — 2. Jänner 1810.

Über eine sonderbare Gewohnheit auf der Insel Metelin *).

Unter allen schönen und anmuthigen Inseln, welche im Ägeischen Meere längs der Asiatischen Küste zerstreut liegen, behauptet unstreitig Metelin, oder das alte Lesbos, den ersten Rang. Dieß bezaubernde Eiland, stolz auf die Geburt des Alkaios und der Sappho, besitzt noch alle Reitze, welche ihren Poesien ihr Daseyn gaben, und wenn auch diese in den heiligen Hainen längst verhallt sind, so blieb doch die Ursache, wodurch hier die Griechische Poesie in ihrer ersten natürlichen Unschuld, Wahrheit und Schönheit glänzte.

Die Natur schwelgt hier in geheim in wohlthätiger Fruchtbarkeit, mit der sie die Geschöpfe ihrer Erde segnet. Die Reitze ihrer lachenden Außenseite gewinnen in diesem reichen Schleyer, der sich über ihren wollüstigen Busen so vielfältig hindehnt. Gebirge, Felsen, Fichtenhaine und Wiesen schmiegen sich an einander, und bilden eine unbeschreiblich reiche und schön verschmolzene Masse. Längs dem Ufer schießen Meilen lang Olivenwälder empor, deren mattes Grün durch Kastanien und Lorberbäume, durch Granaten und Arbusen, welche zu gleicher Zeit Blüthen und Früchte tragen, durch wilde Maulbeeren und andere Bäume des südlichen Himmels gehoben wird. Der Weinstock wächst hier wild, schlingt sich zwanglos bis zu den höchsten Gipfeln der Bäume empor, und belebt alles durch sein glänzendes Grün und seine geschwollenen Trauben. Von dem Winter weiß man nichts; die große Menge von Epheu, der sein hängendes Laubnetz überall ausbreitet, gibt dem December die Farbe des Junius. Auch die Sommerhitze ist hier nie beschwerlich; die dick belaubten Bäume, die tausend Quellen, die überall hervor springen und ihr krystallhelles Wasser in zahllose Bäche vereinigen, der erfrischende Seewind endlich, kühlen die Atmosphäre ab, und verwandeln das Jahr in einen ewigen Lenz.

Diese reitzende Landschaft wird noch von der Durchmischung der niedlichen Wohnungen der Insulaner verschönert. Die Häuser sind sämmtlich viereckige Thürme aus gehauenen Quadern, und zwar so hoch, daß sie über die Bäume empor ragen, und eine Ansicht der See und der nächsten Inseln darbiethen. Im untern Stockwerk werden die Nahrungsmittel und Geräthe aufbewahrt, im obern ist das Wohnzimmer, zu welchem man durch eine steinerne Treppe gelangt, welche gemeiniglich auswärts angebracht ist, und den Thurm umgibt. Auf diese Weise werden die Thürme durch die Bäume verheimlicht, indem nur die Wohnzimmer über die höchsten Zweige empor ragen, welche den großen Wäldern Leben und Abwechselung geben.

Doch wir kommen zu der eigentlichen Absicht dieses Aufsatzes, nähmlich zu einer sonderbaren Gewohnheit,

*) Nach einem Aufsatz des Grafen James von Charlemont unter den Abhandlungen der Irischen Gesellschaft. (Transact. of the Royal Irish Academy. T. III. p. 3.

welche auf der Insel herrscht, und sonst auf keinem Fleck der Erde gefunden wird. Diese besteht darin, daß sich hier die Weiber die Vorrechte der Männer angemaßt haben, und daß die älteste Tochter völlige Erbinn von der Mutter ist, die das meiste Vermögen besitzt, so bald sie heirathet. Die Söhne erhalten sehr wenig, werden oft aus dem Hause gejagt, und müssen ihren Unterhalt mühsam aufsuchen. Die zweyte Schwester muß der ältern dienen, bekömmt nichts, und lebt unverheirathet. Sie heißt Calogria, welches so viel als Nonne bedeutet, und wird von der ältern als Magd, Köchinn, ja oft noch erniedrigender behandelt. Sie trägt einen groben dunkelbraunen Kittel, der mit einem Mönchskleide Ähnlichkeit hat, und den sie nie ablegen darf. Jedoch kann sie sich eines Vorzuges vor ihrer ältern Schwester erfreuen, denn während diese vor ihrer Heirath das Haus nie verlassen, und keine Mannsperson, ihre nächsten Verwandten ausgenommen, sehen darf, so genießt sie, nach vollendeter häuslicher Arbeit, die vollkommenste Freyheit. Wenn sich aber ihre Schwester verheirathet, so geräth sie in eine verzweifelte Lage, welche noch schrecklicher wird, wenn sie sich mit der Glücklichen vergleicht. Die verheirathete Schwester hat alle mögliche Freyheit; sie nimmt Besitz von dem Vermögen der ganzen Familie, und kann es verwenden, wie sie will; ihr Gemahl ist der erste Domestike; Vater und Mutter hängen von ihr ab; sie putzt sich auf das prächtigste mit Perlen und Goldstücken; ihr wird überall gehuldigt, während die arme Calogria in einem selbst gesponnenen braunen Kittel hinter ihr herschleicht, ohne die mindeste Hoffnung, ihre Lage jemahls verbessert zu sehen. Mit der Verheirathung der ältesten Tochter hört das Unglück der Familie noch nicht auf. Die Ältern, welche in der äußersten Dürftigkeit leben, suchen sich mit dem Wenigen, welches sie der Gnade ihrer ältesten Tochter verdanken, wieder etwas zu erwerben; allein auf diese ersparte Habe hat die dritte Tochter wieder Anspruch, den sie, wenn sie sich verheirathen will, geltend macht. Sollte noch eine vierte Tochter da seyn, so muß sie die Calogria der dritten werden, und so geht es abwechselnd immer fort.

So bald die Tochter mannbar ist, hat sie das Recht, den Vater anzuhalten, ihr einen Ehemann zu verschaffen, und wird von der thörichten Mutter unterstützt, wiewohl die Folgen für beyde höchst nachtheilig sind. Allein wie stark ist nicht die Macht der Gewohnheit. Daher geschieht es, daß die Tochter im Überfluß lebt und prächtig geputzt einhergeht, und Geschwister und Ältern in Armuth leben und sogar oft auf den Gassen betteln müssen! Lord Charlemont versichert, daß er oft die älteste Tochter im größten Glanze auf den Straßen paradirend gesehen habe, während ihr die Mutter und Schwester als demüthige Sclavinnen folgten.

Die Söhne werden, wie oben bereits bemerkt ist, aus dem Hause gestoßen, und erhalten kaum ein Almosen, um ihr Leben zu fristen. Sie suchen ihr Brod als Bediente oder Matrosen auf Kauffahrteyschiffen, und kommen nicht eher in ihre Heimath zurück, als wenn sie etwas erspart haben, um heirathen und sich von ihren Weibern schuhriegeln lassen zu können. Nur wenige wagen es, eine Calogria zu heirathen, und sich auf die Türkischen Gesetze zu berufen, weil sie allgemein gehaßt, und, als Übertreter der Sitten ihrer Vorfahren, verachtet werden.

Lord Charlemont verdankt die Nachrichten von dieser sonderbaren Gewohnheit dem Französischen Consul, der sich zu Metelin viele Jahre lang aufgehalten hat, und ein redlicher, wahrheitsliebender Mann war. Allein er fand auch selbst auf seinen Spatziergängen Gelegenheit genug, sich von der Wahrheit zu überzeugen. Die Weiber, welche hier im eigentlichen Sinne des Worts die Hosen tragen, versperrten ihm oft den Weg, untersuchten seine Kleider, redeten ihn dreist und männlich an, und lachten über sein fremdes Wesen. Sie hatten in ihrer Mimik so viel Gebietherisches, Trotzendes, Durchdringliches und Unverschämtes, wie er noch nirgends bemerkt hat. Ständen sie nicht unter der Aufsicht der Türken, welche hier sehr zahlreich sind, und jede Unart streng ahnden, so würden sie gewiß die lockersten Weiber in der Welt seyn.

Sie haben nichts Friedsames, Schmachtendes, nichts von dem holden Wesen, worin die Weiblichkeit besteht. Beyde Geschlechter haben ihr Wesen umgetauscht. Die Weiber reiten mit gesperrten Beinen, die Männer sitzen seitwärts auf den Pferden. Der Mann muß den Familiennahmen der Frau annehmen. Sie hat ihr Haus in der Stadt und auf dem Lande, und führt ihre eigene Wirthschaft, um welche sich der Mann nicht bekümmern darf. Ihre Gärten und ihre Domestiken stehen unter ihrer unmittelbaren Aufsicht, und ihr Mann würde unglücklich seyn, wenn er es wagen wollte, eine andere Rolle als die des ersten Bedienten zu spielen.

Der Ursprung dieser sonderbaren Weiberherrschaft verliert sich im Dunkel des Alterthums, und hat zu der Sage Anlaß gegeben, als sey die Insel einst von Amazonen bewohnt gewesen. Die schöne Sappho, die berühm-

teste unter allen Lesbierinnen, war zwar sehr männlich gesinnt, allein auf eine andere Weise. Sie liebte zärtliche Lust, und ward die Stifterinn einer Schule des Schönen unter Lesbischen Mädchen; — die Verläumdung sagt, einer Schule der Sittenlosigkeit und Liebe gegen ihr Geschlecht. Von dieser Liebe, welche übrigens unter den heutigen Griechinnen noch sehr herrschend ist, hat Lord Charlemont keine Spuren bey den Lesbierinnen gefunden. Sie sind nur mit der vollkommenen Herrschaft über ihre Männer zufrieden, und weichen sonst auf keine Weise von dem Weg der Natur ab.

Die Lesbierinnen kleiden sich ihren schönen Formen nicht angemessen; ihre Gewänder sind sonderbar und nicht vortheilhaft. Sie tragen ein Hemd von dünner, durchsichtiger Gaze, roth, grün oder braun, welches alles durchscheinen läßt (through which every thing is visible), die Brust ausgenommen, welche sie auf Befehl der strengen Türken mit einer Art Taschentücher bedecken müssen. Diese Tyranney ist ihnen äußerst verhaßt. Die Ärmeln sind ebenfalls von durchsichtigem Zeuge, und lassen den Arm bis zur Schulter unbedeckt. Ihr Hauptschmuck sind Perlenschnüre und kleine goldne Münzen.

Sie können sich zu den schönsten Griechinnen rechnen. Sie sind gut gebildet, haben große und schöne Augen, und eine wohlgeformte Nase, welche wir gemeiniglich eine Griechische nennen, und bey allen Insulanerinnen bemerkt wird. Schade ist es, daß sie ihr reitzendes Gesicht durch Schminke entstellen, von der sie einen zu starken Gebrauch machen, und daß sie sich sogar falsche Augenbraunen ansetzen, welche bis an das Seitenhaar gehen. Sie sind von zartem Wuchs und feiner Organisation, doch zuweilen auch etwas schwerfällig; am meisten aber fallen sie durch ihr stolzes, anmaßendes und alles verachtendes Wesen auf. Sie betrachten jeden wie eine niedrige Creatur, die nur da ist, um sie zu bedienen und sich von ihnen hudeln zu lassen. Doch gibt ihnen selbst dieses Wesen einen neuen Reitz, und macht sie, wie sich Charlemont ausdrückt, anziehend und biquant.

Die Narrenmühle.

Nach einem alten Holzschnitte.

Was läuft auf dem Markte die müßige Schaar?
Was stellt ihrer spähenden Neugier sich dar?
Ein Graubart, mit allerley Bildern behangen,
Steht ringsher von grinsenden Gaffern umfangen.

Er schreyt wie ein Zahnbrecher: „Holla! wer kauft?
Mein Krämchen ist werth, daß ihr euch darum rauft!
Das Lachen ist jetzt in Europa sehr theuer,
Ich aber verkauf's euch um wenige Dreyer.

Hier hab' ich ein altdeutsches, köstliches Blatt,
Das schon manchen Grämling erlustiget hat:
Es heißt, meine Werthen, die Narrenmühle,
Und passet dahier, wie mich däucht, für gar Viele.

He! ist wohl das Bildchen nach eurem Geschmack?
Ich mag nicht verhandeln die Katz' in dem Sack,
Und, um mich als ehrlicher Mann zu bewähren,
Will ich, eh' ihr zahlet, den Schwank euch erklären.

Die Mühle, von der ihr ein Conterfey schaut,
Hat weiland ein Querkopf erdacht und gebaut.
Er wollte, für gutes und bares Bezahlen,
Unheilbare Narren zu Mehlstaub zermahlen.

Und als diese Mähr' nun erscholl durch das Land,
Da hatten die Narren den übelsten Stand:
Sie wurden, wie Wildbret, gefangen in Schaaren,
In Säcke gepackt und zur Mühle gefahren.

Was lacht ihr? — Ich sage kein unwahres Wort!
Bemerkt ihr die Reihen der Säcke nicht dort?
Und seht ihr nicht Kolben und Kappen mit Schellen
Durch Risse hervor an das Tageslicht quellen?

Hier schleppt auch ein Wagen mit Doppelgespann
Noch mehr des lebend'gen Getreides heran,
Ein Zeichen, wie gut in den blühenden Staaten
Der Königinn Thorheit die Ernten gerathen. —

Jetzt wieder den Blick in's Gebäude hinein!
Die Mühlsteine wollten gesättiget seyn;
Da kamen die Knappen mit eilenden Schritten,
Um Speise für sie in den Rumpf einzuschütten.

Den mächtigsten Sack, der im Winkel dort stand,
Was er sich auch sträubte, bezwang ihre Hand,
Und stürzt die Bewohner von gleichem Gelichter
Kopfüber hinab in den schaurigen Trichter.

Ein Narrengewimmel von jeglicher Art
Erblickt ihr dahier auf der tödlichen Fahrt.
Ach! zierliche Schmückbolde, saubere Gecken,
Bekommen die hungrigen Steine zu schmecken:

Der schäumende Bach setzt die Räder in Gang:
Nun lasset uns sehn, wie das Probstück gelang!
Der Mühlherr begab sich mit stolzem Vertrauen
Bereits an den Trog, um das Mehl zu beschauen.

Ha! ha! wie die Hoffnung den Schwindler belog!
Hoch hüpfen und springen die Narren im Trog,
Und wachsen sogar, statt vernichtet zu werden,
An Leibesgestalt und an frechen Geberden.

Drob staunet der Meister, und fürchtet Gespött,
Und siehe, da steht schon im Doctor-Barett
Ein dritter Gelehrter, und spricht: „Ey, mein Lieber,
Ihr treibt hier ein Wesen, als schnapptet ihr über!

Kampf mit der Unmöglichkeit habt ihr gewagt!
Dieß Volk ist unsterblich, wie Salomo sagt:
Wenn man auch den Narren im Mörser zerstieße,
Deßhalb seine Narrheit doch nicht von ihm ließe."

A. F. E. Langbein.

Hirsenkörner.

(Von Weisser.)

1.

Warum waren es nicht die Alten, welche die Buchdruckerey erfanden! Zuverlässig wären sie andere Menschen durch die Erfindung geworden, wir andre durch sie, und die Welt hätte eine ganz andere Gestalt. Vielleicht muß die Kunst in einigen Jahrhunderten neu erfunden werden. Wenigstens hat es seit ihrer Erfindung schwerlich eine Zeit gegeben, in welcher sie so überflüssig gewesen wäre, als in der gegenwärtigen.

2.

Sonst hielten die bessern Menschen mit ihrem Zeitalter gleichen Schritt, und die besten eilten ihm voran. In dem unsrigen kann ein weiser Mann nichts Besseres thun, als hinter ihm zurück bleiben.

3.

Manche Schriftsteller suchen ihre Fehler durch große Autoritäten zu rechtfertigen. Heißt das nicht, zum Homer in die Schule gehen, um von ihm — schlummern zu lernen?

4.

Ich kenne eine Hexe, an die niemand glaubt, und die doch, da sie immer wieder aus ihrer Asche hervor geht, trotz der Aufklärung, schon unzählige Mahl verbrannt worden ist. Diese verhaßte Unholdinn — wer hat nicht längst ihren Nahmen errathen? — heißt Wahrheit.

5.

Derjenige hat die beste Erziehungsmethode, der die meiste Liebe für die Kinder besitzt. Ich frage daher keinen Lehrer, bist du Pestalozzis Jünger, sondern, hast du ein Herz?

6.

Die Dichter, im echten Sinne des Worts, müssen nothwendig Halbgötter seyn. Indessen Klopstock, Shakespeare, Goethe, Wieland und einige andere dachten, man müsse so wenig etwas halb seyn, als halb thun, und wurden ganze.

7.

Ich weiß nicht, welcher Persische, oder Arabische Dichter behauptet, eine Nation, der man Mangel an Nationalstolz vorwerfe, könne diesen empfindlichen Vorwurf nicht geschickter von sich ablehnen, als wenn sie die Welt überzeuge, daß sie nie Ursache gehabt habe, stolz zu seyn.

8.

Diogenes suchte mit der Laterne — Menschen. Wie sich die Zeiten ändern! In unsern Tagen — man spart das Öhl — werden sie gar nicht mehr gesucht, und wehe dem, der sich finden ließe!

9.

Kein Wunder, daß die bereits wieder alternde neueste poetische Schule dem Katholismus so eifrig ergeben ist. Die guten Leute möchten gar zu gern ihr gemeines Wasser in Weihwasser verwandelt sehen. (Der Beschluß folgt.)

Notitzen.

Wien. — Am heil. Christtag des verflossenen Jahres wurde im k. k. Redouten Saale Abends die gewöhnliche Cantate, zum Besten der Armen des Bürger-Spitales in St. Marx, gegeben. Man wählte die, im Jahre 1805 von den Kapellmeistern Hrn. v. Seyfried und dem seligen Fischer in Musik gesetzte, Rückkehr des Vaters, in 2 Abtheilungen, zwischen welchen Hr. Santi Huber, ein Schuler des Hrn. Schindlöcker, ein Concert auf dem Violoncello mit Beyfall spielte. Das Publicum bezeigte hier abermahl durch den äußerst zahlreichen Besuch, der diesen großen Saal für die herbey strömende Menschenmenge zu klein machte, seine Theilnahme an menschenfreundlichen Unternehmungen dieser Art. — Obschon das hiesige Bürger-Spital einen sehr großen Fond besitzt, so wurden die Einkünfte desselben doch durch die Abzahlung von Interessen und Capitalien, die der Bau des ungeheuern Zinshauses in der Stadt aufzunehmen forderte, durch beträchtliche Beyträge, welche diese Anstalt an andere wohlthätige Stiftungen, vorzüglich aber an das allgemeine Krankenhaus jährlich abgeben muß, durch eine nicht ganz zweckmäßige Administration, endlich durch die wegen der vermehrten Bevölkerung nothwendig vergrößerte Zahl der verarmten Bürger und ihrer hinterlassenen Waisen sehr geschmälert. Man bedurfte beträchtliche Summen, um in den Sälen des Spitales zu St. Marx die nöthige Reinlichkeit herzustellen, das nöthige Bettzeug, die Wäsche und andere Utensilien herbey zu schaffen; endlich um den täglichen Beytrag an Geld, den die Armen auf die Hand bekommen, mit den gesteigerten Lebensbedürfnissen aller Art einiger Maßen in's Gleichgewicht zu setzen. Eine Gesellschaft der Edelsten des Bürgerstandes trat, unter dem Vorsitz eines Magistrats-Rathes, zusammen, um diese Mängel zu verbessern. Die Fonds wurden untersucht, manchem Bedürfnisse auf der Stelle abgeholfen, die Einkünfte durch Steigerungen der Miethzinse vermehrt, und die Commission dadurch in Stand gesetzt, für die innern Bedürfnisse der Anstalt auf's beste und zweckmäßigste zu sorgen. Um aber auch die nöthige Zulage an Geld für die armen Individuen herbey zu schaffen, haben Se. Majestät schon vor mehreren Jahren allergnädigst erlaubt, jährlich eine große musikalische Akademie am Christtage zum Besten dieser Anstalt zu geben. Die große Theilnahme des Publicums an dieser Unternehmung, der heiße Dank der unterstützten Armuth, und die unbegränzte Achtung ihrer Mitbürger ist der schönste Lohn der edlen Unternehmer. Der Magistrat der Stadt Wien hat dem k. k. Hofsänger, Hrn. Weinmüller, der bey diesen Akademien, so wie bey jeder andern Gelegenheit, wo es sich um das Wohl seiner Mitmenschen handelt, auf die bereitwilligste Weise durch sein großes musikalisches Talent zur Aufführung derselben beyträgt, das Bürger-Diplom als ein Zeichen seiner Achtung und Dankbarkeit übergeben.



Der Sammler

Donnerstag, den — 2. — 4. Jänner 1810.

Kremsmünster,

eine Legende, von Caroline Pichler, geb. von Greiner.

Dieses uralte, reiche Benedictiner-Stift in Österreich ob der Enns, in einem anmuthigen Thale vier Meilen von Linz gelegen, ist durch seine Erziehungsanstalt für Jünglinge aus den höhern Ständen, noch mehr aber durch seine Sternwarte allgemein bekannt. Minder dürfte es vielleicht die Geschichte seiner Entstehung seyn. Sie wird allgemein dem Bayer'schen Herzoge Thassilo zugeschrieben, der zuerst Mönche von der Regel des heiligen Benedict (deren schöne Bestimmung es war, die Wälder auszuhauen, und das Land urbar zu machen) kommen ließ, und im Jahre 777 den ersten Grund dazu legte.

So weit die verläßliche Geschichte. Die Sage aber erzählt, und mich dünkt, weit rührender und bedeutender, Thassilo's Sohn Guntharus habe in diesen Forsten, die damahls das ganze Land bedeckten, gejagt, und sey auf der Jagd von einem wilden Schweine getödtet worden; der Vater habe dann, damit kein solches Unglück mehr geschehen könne, beschlossen, die guten fleißigen Mönche kommen, und die Wälder aushauen zu lassen.

Noch sind im Stift zwey Gemählde vorhanden, welche sich auf diese einfach schöne Legende beziehen. Auf einem derselben steht neben dem trauernden Vater ein schneeweißer Hirsch mit flammendem Geweihe, der ihm bey der Leiche des Sohnes erschienen seyn soll.

Ich habe diese Sage und dieses Bild benützt, wie ich mich dadurch bewegt fühlte, wie ich es zur poetischen Darstellung am tauglichsten fand, und hoffe, daß niemand bey Lesung dieser kleinen Legende Forderungen an geschichtliche Treue und Gründlichkeit machen werde.

Der Tag versinkt in immer trüb're Schatten,
Und das Geräusch des engen Lebens schweigt.
Wie hier vom Strom, wie dort aus feuchten Matten
Ein blauer Duft in leichten Wolken steigt!
Bald wird der Dämmerung die Nacht sich gatten,
Die trüb' und schwer sich in den Thälern zeigt.
Nur die Gebirgswelt dort in kühnen Massen
Scheint noch der Sonne letzten Strahl zu fassen.

Da steigt, auf höheren Befehl gesendet,
Ein Jüngling sinnend von dem Hügel nieder.
Er wünscht des Weges lange Müh' geendet,
Des Tages Last drückt die erschöpften Glieder;
Allein, wohin der müde Blick sich wendet,
Er kehret trüb' und unbefriedigt wieder,
Am tiefen Blau entbrennen schon die Sterne,
Und noch ist jeder Heimath Spur ihm ferne.

„So soll mich in den einsam stillen Gründen,
Hier, wo mein Ruf kein menschlich Ohr erreicht,
Die lange Nacht des rauhen Herbstes finden,
Die zögernd nur der späten Sonne weicht;
Wer wird den Freunden mein Geschick verkünden,
Wenn hier ein Unfall tückisch mich beschleicht?
Kein Obdach stehet hier mir gastlich offen,
Kein Schutz der Nacht und Stürmen ist zu hoffen."

So klagt Lothar. Da sieht er's plötzlich blitzen,
Und aus des Thales dichtem Nebelflor
Erheben Thürme die vergold'ten Spitzen;
Jetzt steigt der Kirche hohes Dach empor,
Und süßer Laut, als wie von Menschensitzen,
Trifft nah und näher schon sein horchend Ohr;
Jetzt ist er da, jetzt sieht er mit Vergnügen
Ein volkreich Thal zu seinen Füßen liegen.

Und aus dem Fenster jeder Halmenhütte
Glänzt durch die Dämmerung des Lichtes Schein,
Und ladet in der stillen Freuden Mitte
Den irren Wandrer mild und gastlich ein.
Da naht sich jemand ihm mit schnellem Schritte,
Ein Jüngling scheint's aus diesem Thal zu seyn,
Der, ob er gleich zur Hütte heimwärts eilet,
Doch freundlich bey dem fremden Manne weilet.

Wie schnell sich in der Jugend gold'nen Stunden
Der lockre Grund der leichten Freundschaft baut!
Schon haben sich die Herzen ausgefunden,
Schon sind die Jünglinge bekannt, vertraut.
Und jede Furcht ist für Lothar verschwunden,
Vergessen ist, wovor ihm erst gegraut.
Er liebt den Jüngling, der auf seine Fragen
Gar freundlichen Bescheid ihm weiß zu sagen.

„Komm, setze dich hier in des Ufers Sande,
Hier, wo der Glühwurm durch das Dunkel streift!
Ich gebe Kunde dir von diesem Lande,
Auf dem dein Blick mit regrer Neugier schweift.
Noch übrigt Zeit, bis dort am fernen Rande
Das letzte Roth in falbes Grau verlauft.
Dann bring' ich dich zur heimathlichen Hütte,
In meiner Ältern, meiner Lieben Mitte."

„Ein reiches Stift beherrschet hier das Land,
Dem kein's vielleicht an Pracht und Größe gleichet.
Kremsmünster wird es von dem Fluß genannt,
Der dort durch's Thal in Silberkrümmen schleichet,
Und was du siehst, zur recht- und linken Hand,
So weit der Blick in diesen Flächen reichet,
Bis wo die Felsengipfel sich erheben,
Ist rings dem Stift die Gegend untergeben."

„Doch nicht ein eitler Prunk auf Erdengüter,
Die bald das Unglück, bald die Zeit entrafft,
Ein bess'rer Stolz erfüllt hier die Gemüther,
Der schöne Ruhm der Kunst und Wissenschaft.
Sie sind der zarten Jugend treue Hüther,
Sie leiten sie mit froh vereinter Kraft;
So wird ihr Gold, ihr geistiges Vermögen,
Dem Vaterland, der Nachwelt noch zum Segen."

„Siehst du den stolzen Bau sich dort erheben,
Der weit umher durch rein're Lüfte schaut?
Dort ist des Menschengeistes höchstem Streben,
Der Sternenkund', ein Heiligthum erbaut.
Hier kann der Geist in's Unermeßne schweben,
Hier wird er mit dem Göttlichen vertraut;
Den Sternen wird die Laufbahn hier gemessen,
Und dieser Erden eitler Tand vergessen."

„Auch daß wir hier der Fruchtbarkeit uns freuen,
Daß Korn und Gras die fetten Fluren deckt,
Und nicht mehr in den öden Wüsteneyen
Manch reissend Thier den scheuen Wandrer schreckt,
Daß Überfluß und fröhliches Gedeihen
Den Fleiß belohnt, und neuen Fleiß erweckt;
Das danken wir dem Arm der frommen Brüder.
Vor ihrer Axt sank einst die Wildniß nieder."

„Schon ein Jahrtausend ist in's Meer der Zeiten
Mit stillem ernsten Fluß dahin gewallt,
Da war das ganze Land von allen Seiten
Ein undurchdringlich grauenvoller Wald;
Und wo jetzt frohe Feste sich bereiten,
Der Wölf' und Eber finstrer Aufenthalt,
Und furchtsam, hier ein schrecklich Grab zu finden,
Entfloh der Wandrer schon aus diesen Gründen."

„Nur Eines Jünglings fürstliches Gemüthe
Ward nicht von dieser niedern Furcht bezwungen.
Günther, so mild, so kühn in zarter Blüthe,
Aus Agilolf's erhabnem Stamm entsprungen,
Durchstreifte gern die waldigen Gebiethe,
Von Jugendlust und Jagdbegier durchdrungen.
Ihm schien es Spiel, sich der Gefahr zu weihen,
Um rings das Land vom Jammer zu befreyen."

„Schon war durch ihn so manches Wild gefallen,
Und höher wuchs und feuriger sein Muth.
Jetzt trennt er sich von den Gefährten allen,
Und folgt allein der Spur von frischem Blut.
Schon hört er nur von fern das Hüfthorn schallen,
So rastlos treibt ihn der Begierde Gluth.
Des Tages größter Theil ist schon verflossen,
Und seiner harren angstvoll die Genossen."

„Doch wie sich mehr die braunen Schatten strecken,
Und Dämmerung vom Himmel niederwallt,
Da fassen seine Treuen Angst und Schrecken,
Sie streifen suchend durch den dunkeln Wald,
Sie dringen durch die dicht verschlungnen Hecken,
Der Jäger Ruf, des Hüfthorn's Ton erschallt:
Dem Ast entstürzt erschrocken das Gefieder,
Der Wald erwacht, doch Günther ruft nicht wieder."

„Sie kehren, wie die Nacht dem Suchen wehrt,
Zu Thassilo, die Unglückspost zu bringen.
Der Vater, eh' er noch die Kunde hört,
Fühlt schon die Angst zum innern Herzen dringen,
Ihn hält, was sie in ihrer Pflicht gestört,
Nicht ab, ihn kann nicht Graun, noch Furcht bezwingen,
Nicht schrecket ihn die Nacht der alten Buchen,
Den theuren Sohn im wilden Forst zu suchen."

„Die Seinen folgen ihm. Schon hat das Grauen
Der Finsterniß im Dickicht sie umfangen,
Sie müssen Bahn sich mit den Schwertern hauen,
Und warmes Blut entquillet Stirn und Wangen.
Doch noch ist nicht der Müh' Ziel zu schauen,
Noch zeigt sich nicht, wornach sie heiß verlangen.
Da strahlt auf einmahl aus der dunkeln Ferne
Ein mildes Leuchten wie vom Abendsterne."

„Es nähert sich, und wie sie staunend sehen,
Tritt langsam ein schneeweißer Hirsch hervor.
Von seinem zackigen Geweihe wehen
Die milden Lichter wunderbar empor,
Daß rings die Büsch' in grünem Schimmer stehen,
Und jeder grause Schatten sich verlor.
Es schaut der Hirsch auf sie mit ernstem Blicke,
Und wendet sich, und kehrt zum Busch zurücke."

„Stumm sieht der Herzog seine Treuen an. —
Ihm sagt sein Geist, wie dieß Gesicht zu deuten!
Er ahndet Unglück, doch er eilt voran,
Und winkt den Seinen fern ihn zu geleiten.
Sie folgen scheu der lichtbestreuten Bahn;
Wie sie den Hirsch sehn durch die Bäume schreiten,
So kommt, geführt von wunderbarer Helle,
Der stille Zug an die bestimmte Stelle."

„O! welch' ein Anblick, der sich ihnen zeigt!
Es liegt der Sohn todt zu des Vaters Füßen —
Das schöne Haupt zur Schulter hingeneigt,
Wie Blumen unter schweren Regengüssen,
Die Brust, die nun von keinem Hauch mehr steigt,
Vom Zahn des wilden Ebers aufgerissen,
Und auf die edlen, schön geformten Glieder
Strömt all' sein Blut in Purpurwellen nieder!"

„In wildem Schmerz stürzt Thassilo zur Erde,
Umfaßt des theuren Kindes kalten Rest,
Und hofft umsonst, daß er erwarmen werde,
Wie heiß er ihn an Brust und Lippen preßt,
Nicht kehret mehr die freundliche Gebärde,
Es hält der Tod die starren Züge fest,
Und mitleidsvoll steh'n rings umher die Seinen,
Die früh gefallne Blüthe zu beweinen."

„Dort liegt nicht weit sein Feind dahin gestrecket,
Des ungeheuern Ebers wilde Kraft,
Der weit umher das ganze Land erschrecket,
Und Hirt und Heerden mordend weggerafft.
In seiner tief durchstoßnen Lende stecket
Des Jünglings Schwert, der sichern Lanze Schaft.
So kräftig hat er mit dem Wild gerungen,
Und sterbend nur das Sterbende bezwungen."

„O schöner Tod, für fremdes Wohl zu fallen!
Dein Bild besänftige den gerechten Schmerz,
Wir fühlen Trost vom Himmel niederwallen,
Erhabne Ruh' kommt in das kranke Herz.
Und von den niedern Erdensorgen allen
Erhebt der Geist sich freudig himmelwärts.
Du warst mit Engelglanz in heitern Mienen
Dem einsam sich Verblutenden erschienen."

„Noch liegt der Vater auf des Sohnes Leiche,
Und schon eröffnet sich des Aufgangs Thor.
Es röthet sich das Haupt der hohen Eiche,
Aus der Getreuen Kreis tritt Einer vor,
Und mahnet ihn: daß schon die Nacht entweiche;
Da richtet langsam sich der Fürst empor,
Und wundernd sahen sie in seinen Blicken
Den Schmerz gemischt mit himmlischem Entzücken."

„Ach! ihm ist wohl — nur wir sind zu beklagen!
So ruft er aus. Doch das, was ich geseh'n,
Nie soll mein Mund es zu verkünden wagen,
Nur tief und fest soll mir's im Herzen steh'n.
Einst spricht man noch in später Nachwelt Tagen
Von dem, was heut an diesem Ort gescheh'n.
Ein Denkmahl will ich meinem Schmerze gründen,
Und meinen Trost in Andrer Ruhe finden."

„Nicht soll der Forst die Gegend mehr bedecken,
Ein schön'res Leben blühe hier empor.
Auf reichgebauten, menschenvollen Strecken
Erhebe sich der Saaten goldner Flor.
Wenn dann nicht mehr des Waldes Thiere schrecken,
Verliert kein Vater, was ich hier verlor.
So glaub' ich den Verklärten zu verstehen,
Aus seinem Tod hervor soll Leben gehen."

Er spricht's; und bald erhebt, wie er gebeut,
Ein Kloster sich, da, wo sein Sohn gefallen.
Schon hört man freundlich durch die Einsamkeit
Des wilden Forsts die Glockentöne schallen.
Schon sieht man aus der Gegend weit und breit
Die Christen gläubig zu dem Kirchlein wallen.
Bald ist der Wald um sie herum verschwunden,
Bald wird ein kleines Dörfchen hier gefunden.

So ward dieß Stift, o Fremdling! angefangen,
Das Land gebaut, das blühend um uns liegt.
Doch sieh' — des Spätroths Schimmer ist vergangen,
Vollkommen hat die Nacht den Tag besiegt —
Die Ältern harren meiner mit Verlangen,
Wenn Freundschaft und ein kleines Mahl dir gnügt,
So laß mich dich zu unsrer Hütte leiten,
Dann magst du morgen fröhlich weiter schreiten.

Hirsenkörner.

(Beschluß.)

10.

Die schüchternen und sanften Tugenden des weiblichen Geschlechts werden nicht im Getümmel der Welt entwickelt, ihre zarte Denkart, ihre gutherzige Weichheit ist keine Frucht des Lebens und Schaffens unter einem Schwarme von Menschen. Was häuslich seyn soll, das muß im Hause gepflegt und genährt werden.

11.

Man soll Allen und Alles verzeihen. Aber erst muß die Gerechtigkeit versöhnt seyn. Ich verzeihe dem Diebe; aber nicht eher, als bis er gehangen ist.

12.

Niemand, sagt Jean Paul, soll über die Menschen spotten, als einer, der sie recht herzlich liebt. Diese Regel wurde lange vor Jean Paul schon beobachtet: daher haben wir so viele Satyren auf das schöne Geschlecht.

13.

Die Menschen bezahlen in der Regel keine Schuld so ungern, als die, gegen welche sich am wenigsten einwenden läßt — die Schuld der Natur. Noch mehr aber fehlen die Selbstmörder, weil sie die Verfallzeit nicht abwarten.

14.

Mutius Skävola wurde dadurch unsterblich, daß er sich freywillig die linke Hand wegbrannte. Ich kenne unzählige Schriftsteller, denen ich einen gleichen Heldenmuth für die rechte wünschte: denn auf eine andere Art kann sie ihnen doch nicht zur Unsterblichkeit verhelfen. Die noch schmerzhaftere Operation, nicht die Hand, sondern das, was durch sie hervor gebracht wurde, zu verbrennen, ich sage, diese Operation ihnen zuzumuthen, wäre eine unmenschliche Forderung an die menschliche Natur.

15.

Wir leben in einer Zeit, die alles verachtet, nur das Verächtliche nicht.

16.

Nicht Überfluß sey das Loos des Dichters: denn die Armuth ist die zehnte Muse. Aber man lasse doch auch Minerva's Söhne nicht in den Fall kommen, mit Minerva's Eule — Mäuse zu fressen.

17.

Man muß staunen und lächeln, wenn man sieht, welch ein Lärm bald in der Welt, bald auf der Bühne entsteht, bloß damit ein Mädchen — Ja sagt.

18.

Ich schwöre euch, auch ich will die Menschen lieben — so bald sie mir nur die geringste Ursache dazu geben.

19.

Der berühmte Esel von Abdera war zuverlässig ein mystischer Esel. Er verrückte einer ganzen Stadt die Köpfe durch das heilige Dunkel seines — Schattens, und die Köpfe, die er verrückte, gehörten — Abderiten.

20.

Nimmermehr kann ich es den Verfassern des kürzlich erschienenen Karfunkel- oder Klingklingel Almanachs verzeihen, daß sie ein ganzes Buch in die Welt schickten, um die Sonnette lächerlich zu machen. Es ist doch wirklich zu hart, den Narren, den armen Narren sogar ihre Schellen rauben zu wollen.

Notitzen.

Paris. — Die öffentlichen Arbeiten, die ungeachtet des Krieges mit ununterbrochenem Eifer fortgesetzt worden sind, haben seit der Zurückkunft des Kaisers auf vielen Stellen eine verdoppelte Lebhaftigkeit erhalten. Die ganze Seine, auf ihren beyden Ufern, so weit sie Paris durchfließt, ist eine zusammen hangende Reihe von Steinmassen, die zu den neuen Bauten angewandt werden, und wovon einige noch vor den Feyerlichkeiten, welche die Stadt Paris zum Empfange des Kaisers zubereitet, vollendet seyn sollen. Zur Seite des Louvres, zwischen dem Pont royal und Pont des Arts, wird seit einiger Zeit sogar des Nachts bey Licht und Fackelschein gearbeitet.

Eine ungeheure Menge Marmor-Quadern sind seit einiger Zeit nach dem Pantheon gebracht worden, um diesem vortrefflichen Monumente zum Pflaster zu dienen, wodurch das Innere desselben ganz vollendet seyn wird. Schon seit 45 Jahren wird daran gearbeitet. Ludwig der Funfzehnte legte den ersten Stein dazu im Jahre 1764.

Der große Platz vor der Kirche St. Sulpice, der ehedem ganz mit kleinen schlechten Häusern bedeckt war, die den Anblick der Fassade dieses schönen Gebäudes beynahe unmöglich machten, wird jetzt gepflastert. Er hat die Gestalt eines länglichen Vierecks. Das Portal der Kirche wird einen ähnlichen Peron wie das Pantheon bekommen.

Die Lutheraner werden bald die alte Kirche, des Billetes genannt, zu ihrem Gottesdienste eingeräumt erhalten. Ihre beyden Prediger, Grepp und Boissard, haben schon den gesetzmäßigen Eid geleistet.

Die Barriere von Vincennes hat ein vortreffliches eisernes Gitterthor erhalten, so wie alle Barrieren um ganz Paris sie erhalten sollen, oder schon lange haben sollten. Die schönen Gebäude stehen da, aber statt der Gitter ist allenthalben der Eingang mit Brettern zugeschlagen.

Prevost, der sich mit seinen Panorama's so berühmt gemacht hat, ist jetzt beschäftigt, ein neues Gemählde dieser Art zu verfertigen, welches die Bataille von Wagram vorstellen soll. Er war der Französischen Armee in der Absicht gefolgt, einen solchen wichtigen Gegenstand für seine Kunst zu finden, und ist vor einigen Tagen von Wien nach Paris zurück gekommen.

Der Astronom Arrango, der jüngst zum Mitgliede des National-Institutes an Lalandes Stelle erwählt wurde, ist der nähmliche, der sich mit Biot nach Spanien zur Messung des Meridians begeben hatte. Erst vor kurzer Zeit war er nach Frankreich zurück gekehrt, und hatte auf seiner Reise mehr als ein gefährliches Abenteuer bestanden. Zuerst war er den Spanischen Insurgenten in die Hände gefallen, dann den Algierern, dann den Engländern. Letztern entwischte er durch eine Art von Wunder.

Ein besonderer Zufall hat uns vor mehreren Monathen ziemlich viel Englische Literatur verschafft. Ein Schiff, das nach Amerika bestimmt war, und viele Bücher enthielt, ist von einem Französischen Kaper genommen worden. Die Bücher wurden in Dieppe zu ungemein hohen Preisen versteigert. Der Buchhändler Galiani, der das Meiste erstand, hat den Katalog nach und nach auf dem Umschlage seines Monthly Repertory bekannt gemacht, das er seit mehreren Jahren heraus gibt, und welches Abdrücke von mehreren Aufsätzen und Recensionen aus den besten Englischen Zeitschriften enthält. Dieses ist nebst dem Argus (ein politisches Blatt) das einzige, was uns Original-Aufsätze aus diesem interessanten Lande liefert, das selbst jetzt in wissenschaftlicher Hinsicht Frankreichs Literatur sehr benutzt.

Gedruckt bey Anton Strauß in Wien.



Der Sammler

Samstag, den —— 3. —— 6. Jänner 1810.

Die neue Brücke (pont-neuf *) in Paris.

„Die neue Brücke (sagt Mercier) ist in Paris, was das Herz im menschlichen Körper ist, der Mittelpunct des Umlaufs und der Bewegung. Vollkommen richtig, in so fern die Brücke, über beyde Arme der Seine gehend, die nördliche und südliche Hälfte der Stadt gerade in der Mitte nicht nur mit einander, sondern auch zugleich mit der Insel la Cité in Verbindung setzt; jedoch mit dem Unterschiede — denn omne simile claudicat — daß das Herz nicht einen Augenblick ohne den Körper fortleben kann, der pont-neuf hingegen ein für sich bestehendes Ganze, eine Art von Status in Statu ausmacht, den man auf allen Seiten verrammeln und vermauern könnte, ohne daß jemand von Allen, die sich gerade darauf befänden, viele Tage, ja Wochen hindurch, an irgend etwas Mangel litte; denn man findet auf dieser in ihrer Art einzigen Brücke, die man vielmehr eine kleine Stadt nennen möchte, in jedem Augenblick alles, was zur Leibesnahrung und Nothdurft gehört, als: Essen und Trinken, Kleider und Schuhe, und wie die vierte Bitte sich weiter erklärt, ja sogar noch eine Menge von Dingen, wovon diese nicht redet, und deren man herzlich gern überhoben wäre, als Kuppler und Quacksalber, Planetenleser und Beutelschneider, Metzen und Polizey-Spione. Denen, welche dieß Schlaraffenland nie gesehen haben, wird es wohl nicht unangenehm seyn, hier zunächst eine kurze Topographie und Geschichte desselben zu erhalten.

Wenn man aus dem nördlichen Theile der Stadt — der das Residenz-Schloß, das Palais royal, die Schatzkammer, Bibliothek, Börse und (was dem Pariser mehr gilt, als dieß zusammen genommen) fast alle Schauspielhäuser enthält, und daher als der Mittelpunct der Geschäfte betrachtet wird — durch die Straße de la Monnoye nach der auf dem südlichen Ufer des Flusses in gerader Linie fortlaufenden Straße de Thionville, ehemahls Rue Dauphine, gehen will; so muß man über den pont-neuf, der 170 Toisen lang, und 12 Toisen breit ist, von welcher Breite etwa zwey Fünftel das an beyden Geländern der Brücke zur Sicherheit der Fußgänger etwas erhabener angelegte Seitenpflaster einnimmt; die beyden andern, in der Mitte durchgehenden und nicht minder gepflasterten Fünftel sind den Reitern und dem Fuhrwerke aller Art eingeräumt. Das etwa 4 Fuß hohe und 2 Fuß breite, von gehauenen Steinen

*) Der Verfasser des im J. 1789 erschienenen état actuel de Paris sagt zwar, der Pont-neuf habe seinen Nahmen von den neun Zugängen oder Straßen bekommen, welche daran stoßen: allein dieß scheint eine nur ihm eigene Meinung, und die Benennung wirklich daher entstanden zu seyn, weil diese Brücke bey ihrer Erbauung als die neueste und letzte betrachtet ward. Freylich paßt der alte Nahme jetzt nicht mehr, nachdem noch verschiedene andere Brücken über die Seine erbaut worden sind; aber er wird gleichwohl noch immer beybehalten, und man sollte ihm keinen falschen Ursprung unterschieben. Es gibt ja noch in vielen andern Städten neue Brücken, die nichts weniger als neu mehr sind.

aufgeführte Geländer, hat 20 halbmondförmige, noch 3 Ehlen höher aufgemauerte Ausschnitte, worin eben so viele Buden angebracht sind, deren man auf jeder Seite der Brücke zehn zählt. Auf der rechten befinden sich aber überdieß noch eine Wasserkunst, ein Kaffehhaus, ein Wachthaus (corps de gardes), und verschiedene, an die Brustwehr der Brücke nur angelehnte, bloß mit Bretern oder Wachstuch bedeckte Buden, von welchen allen nachher ausführlicher die Rede seyn wird. Die dadurch entstehende größere Lebhaftigkeit der rechten oder westlichen Seite kommt daher, daß auf der linken Fluß und Brücke durch die Cité in zwey Hälften getheilt werden, wovon die nördliche indessen bey weitem die größere ist. Die Westseite der Cité bildet hier nähmlich einen Winkel, dessen abgestumpfte Spitze nach der Brücke zugekehrt und in der Mitte durchbrochen ist. Dadurch entstehen nur drey Straßen, nähmlich: an dem breitern nördlichen Arme der Seine der Quay de l'horloge, an dem schmälern südlichen der Quay des Orfevres, in der durchbrochenen Mitte aber eine kleinere, die auf den schönen, schon von der Brücke aus sichtbaren Platz Dauphine zuführt. Übrigens ruhet der pont-neuf auf sehr breitem, massiven Gemäuer, das auf der rechten Seite, wo beyde vereinigte Arme des Flusses nur ein Bett ausmachen, zwölf Schwibbogen bildet, über welchen ein von bekränzten Sylvanen und Dryaden getragener Karnieß befindlich ist.

Der Bau dieser Brücke ward unter Heinrich des Dritten Regierung im Jahre 1578 vom Architekt Dücerceau angefangen, aber durch die Unruhen der Ligue bis 1599 unterbrochen, und erst im Jahre 1604 vom Baumeister Marchand beendigt. Da aber quer vor derselben auf dem südlichen Ufer der Seine das Augustinerkloster stand, und Heinrich der Vierte wohl einsah, wie viel eine auch von dieser Seite der Brücke gerade auslaufende Straße zur Bequemlichkeit und Verschönerung der Stadt beytragen würde; so kaufte er von dem, den Mönchen angehörigen Grund und Boden 30 Toisen in der Länge, und sechstehalb Toisen in der Breite an sich, und ließ auf demselben die obenerwähnte Rue de Thionville, damahls noch Rue Dauphine genannt, durchführen*). Im Jahre 1775 ward der pont-neuf auf Befehl und Kosten Ludwig des Sechzehnten ausgebessert, das Seitenpflaster für die Fußgänger niedriger und schmäler gemacht, der Raum der 20 halbmondförmigen Ausschnitte der Brustwehre mit den vorhin erwähnten Buden ausgefüllt, jede derselben für 600 Livres jährlich vermiethet, und der Ertrag der ganzen Summe den dürftigen Witwen verstorbener Mitglieder der Mahler- und Bildhauer-Akademie des heil. Lukas als Pension angewiesen. Man hat seit kurzem mehrmahls vorgeschlagen, diese Buden, welche in der That die Brücke nicht verzieren, wieder niederreissen zu lassen. Allein wie sollte man nachher die leeren Halbzirkel gegen die Unfläthereyen des Pöbels verwahren, der, gewisse natürliche Bedürfnisse fast überall öffentlich verrichtend, nicht unterlassen würde, im Angesicht aller Vorübergehenden ein Kloak daraus zu machen?

Wirklich verschönert ward die Brücke ehemahls durch zwey Denkmähler der Kunst, wovon das eine jetzt ganz verschwunden, das andere aber sich selbst so unähnlich geworden ist, daß man seinem Verschwinden ehestens entgegen sehen muß. Ich meine die metallene Bildsäule Heinrichs des Vierten und die berühmte Wasserkunst, la Samaritaine genannt. Jene, im J. 1635 errichtet, das erste Monument der National-Dankbarkeit der Franzosen, das aus Reisebeschreibungen hinlänglich bekannt ist, stand auf der Westseite der Brücke, der Cité gerade gegenüber, auf einer Erdspitze, die etwa 10 bis 12 Toisen in den Fluß hinein tretend, noch als eine Fortsetzung der Ile oder Cité betrachtet werden kann. Die Bildsäule des guten Königs war von Düpre, das Pferd von Johann Bologne gegossen, das marmorne Fußgestell von Francheville, das ganze, von jedem Kunstkenner und Menschenfreunde voll innigster Rührung bewunderte Denkmahl mit einem eisernen Gitter eingefaßt. Jetzt ist das Alles wie verweht; Bronze und Marmor, Eisen und Granit, Alles hat der Revolutions-Dämon verschlungen, und auf die Stätte, wohin sonst jeder gefühlvolle Reisende wallfahrtete, zwar nicht Salz gesäet, aber doch ein Kaffehhaus gebaut. „Von jenem unschätzbaren Monumente (sagt ein Französischer Schriftsteller) blieb uns nichts mehr übrig, als das Andenken, welches aber dauerhafter ist, als Marmor und Erz; eine Versicherung, die man, um des Kaffehhauses willen, nicht viele Mühe haben wird zu glauben.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Als der Kauf abgeschlossen war, schickte das Kloster Abgeordnete an den König, die ihm unter andern auch mit Bedauern zu verstehen gaben, daß sie dadurch auf immer ihre schönen Gärten verloren hätten. „Potz Element!" (ventresingris!) sagte Heinrich, „für die 30000 Livres, die ihr aus dem Verkauf derselben gelöset habt, kann man vielen Kohl kaufen."

Räthsel.

Mein Vaterland ist Jemens heil'ge Erde;
Ein frommer Mönch mich fand,
Als er vom Himmel bittend oft begehrte,
Des Schlafes Widerstand.

Grün, weiß und gelb und braun sind meine Farben,
Mein Nahme tönt Musik.
Um mich zu haben, will man lieber darben,
Und tragen Mißgeschick.

Nimm von mir den Anfang und das Ende,
So springt heraus aus mir
Ein Wesen, frech und listig und behende,
Ein widrig's, doch beliebtes Thier.

Ich bin beliebt bey alt und jungen Damen,
Auch mach' ich reich und arm,
In allen Zonen kennt man meinen Nahmen;
Allein mein Vaterland ist warm.

Und wenn auch Friedrich einst, der große König,
Mir offne Fehde both:
So thut mir dieß doch weniger als wenig,
Ich leb', und er ist todt.

Die Nahmen der Juden.

Die Nahmen und Beynahmen der Juden sind auf sehr verschiedene Art gebildet. Oft gibt sich derselbe Mann mehrere Nahmen. Der eigentliche ist derjenige, welchen der Vater bey der Beschneidung gibt; dieser heißt der heilige Nahmen. Er muß in Urkunden (Eheversprechungen, Testamenten u. s. w.) nothwendig gebraucht werden, und steht im gemeinen Leben immer vor den Beynahmen.

Gewöhnlich, sonderlich unter sich, pflegen die Juden den Beynahmen von ihrem Geburtsort anzunehmen. So ward Mendelsohn, ehe er Deutsch zu schreiben anfing, Moses Dessau genannt. Oder sie setzen den Nahmen des Vaters nach ihrem Nahmen: Moses Mendelssohn, Lazarus Bendavid, d. h. Davidssohn; auch wird das Ben (Sohn) weggelassen: Maimon Josua, d. h. M. Josuassohn.

Viele Nahmen sind bloß übersetzt, und dann etwas verändert. Z. B. Baruch ist Benedict, Bendix. Wer Isaschar heißt, nennt sich auf Deutsch Bär, Bärmann, Bärchen. — Allein nun finden sich auch andere, durch eine Anspielung übersetzte, und dabey im Deutschen verstümmelte Nahmen. Z. B. ein Jude heißt Arje, so nennt er sich ganz richtig auf Deutsch Löwe; einer heißt Zewi, und nennt sich Deutsch Hirsch; ein dritter Seew und Deutsch Wolf. Aber ein anderer heißt Jehuda, und nennt sich auch Löwe; ein anderer Naphtali, und Deutsch Hirsch, ein anderer Benjamin, und Deutsch Wolf. Wie entstehen die drey letztern Nahmen? Als der Erzvater Jacob seine Söhne segnete (1 Mose, K. 49, V. 9. 21. 27.), sprach er; „Juda ist ein junger Löwe; Naphtali ist ein schneller Hirsch; Benjamin ist ein reissender Wolf." Der Vater des rühmlich bekannten Arztes Markus Herz hieß Naphtali. Daher nannte er sich Hirsch, verstümmelt Hirz; und daraus ward, vielleicht vom Sohne, Herz gemacht, unter welchem Nahmen der letztere bloß bey uns bekannt ist.

Die Verstümmelungen sind oft so arg, daß der rechte Ursprung kaum zu errathen steht. Z. B. aus Josef (Jüdisch ausgesprochen Josseff) entsteht Joßke, Jossel, Josel. Aus Jakob, erst Jakop, dann Jakoppel, dann Koppel. Aus den Nahmen Uri und Schraga, welche im Hebräischen Licht bedeuten, nennen sich Juden, die diese Nahmen führen, Feiwisch: verstümmelt — sollte man es denken? — aus Phöbus! Der Vater unsers Mendelssohns hieß Menachem (ein mit Nachum oder Nahum verwandtes Wort, das übersetzt der Tröster heißt); daraus wird Männel, Mandel, Mendel. Der Vater des Veitel Heine Ephraim hieß Chaijim; daraus wird Heimann und Heine gemacht: denn viele Juden sprechen das h fast wie ch aus, gleich mehrern Schweizern. Sein Großvater mag auch Chaijim geheißen haben, welches Wort Leben bedeutet. Daher nennen sich die Italiänischen Juden, welche diesen Nahmen führen, Vita, auch Vitale; und daraus entsteht Veit und Veitel, da in den Jüdischen Nahmen oft Diminutive vorkommen. Die seltsamsten Verstümmelungen und arg kauderwälsche Nahmen der Juden sollen sich im Holsteinischen finden. In einer Hamburgischen Zeitung war einst gedruckt zu lesen, daß einer Todtenriecher hieß.

Seht oft werden die Nahmen auch ganz willkührlich geändert. Z. B. der bekannte Salomon Maimon*) hieß vorher immer Salomon Josua, nach seinem Vater. Da er hierauf durch die Schriften des berühmten Maimonides anfing sich aufzuklären, wollte er sich Maimonid nennen, als sey Maimonides sein zweyter Vater; und endlich nannte er, aus Eitelkeit, sich selbst Maimon. — Daß in neuern Zeiten viele Juden ihren Beynahmen zum Familiennahmen annehmen und so fortpflanzen, oder auch einen willkührlichen Familiennahmen sich beylegen, ist bekannt. Mit unsern Familiennahmen ging es seit dem Mittelalter eben so.

Fr. Nicolai.

---

*) Der Nahme Maimon ist Arabisch, und soll eigentlich Maimun geschrieben werden.

Die Frosch-Armee.

Den Europäern, welche zum ersten Mahl nach Nord-Amerika kommen, fällt das Gequak der Frösche, welche man hier in großer Anzahl und von verschiedener Gattung findet, Anfangs sehr beschwerlich; und bis man es gewohnt ist, weiß man nicht, woher das schreckliche Gequak entsteht. Man unterscheidet wenigstens dreyßig Stimmen, wovon einige dem Brüllen eines Ochsen gleichen. Um einen Begriff zu machen, in welcher Menge sie sich allenthalben aufhalten, und welchen Lärm sie erregen, erzählt Thomas Anburey eine Anecdote, welche zuverlässige Thatsache ist.

In einer Sommernacht im Monath July wurde die Stadt Windham, am Ufer des Flusses Winnomantick in Connecticut, durch einen Schwarm dieses Ungeziefers in große Unruhe versetzt. Sie wanderten oder hüpften vielmehr aus einem Teiche herbey, der bey dem ausnehmend heißen Wetter ausgetrocknet war. Dieser Teich hat ungefähr drey Englische Meilen in's Gevierte, und liegt fünf Meilen weit von Windham. Auf ihrer Reise nach dem Flusse Winnomantick mußten sie ihren Weg durch die Stadt nehmen, wo sie um Mitternacht erschienen, der Ochsenfrosch, als der stärkste, an der Spitze, die übrigen hinterdrein. Der Haufe war so groß, daß sie einige Stunden zu ihrem Durchzuge brauchten, und aus Mangel an Wasser quakten sie ungewöhnlich laut.

Die Einwohner geriethen in großes Schrecken, und flohen nackend aus ihren Betten, weil sie glaubten, es wären die Franzosen und Indianer. Als sie endlich wieder ein wenig zu sich selbst kamen, und keinen Feind hinter sich fanden, rafften sie ihren Muth zusammen, und kehrten zurück. Nahe vor der Stadt glaubten sie die Worte Wight, Helderkin, Dier, Têté, die dem Gequak der Frösche ähnlich lauten, deutlich zu unterscheiden, und in ihrer Furcht glaubten sie, das letzte Wort bedeute Treaty (Vergleich). Drey Leute liefen in ihren Hemden herbey, um mit dem General der Franzosen und Indianer in Unterhandlung zu treten; weil es aber dunkel war, und sie keine Antwort erhielten, stieg ihr Schrecken so hoch, daß sie zwischen Hoffnung und Furcht beynahe den Verstand verloren.

Endlich erlöste der Anbruch des Tages sie aus ihrer Angst, und sie sahen nun, daß dieser furchtbare Feind aus einem Heere Frösche bestand, die vor Durst verschmachteten, und nach etwas Wasser zum Flusse gingen. Die Neu-Engländer haben seitdem die Einwohner von Windham stets mit ihrer Furchtsamkeit ausgelacht; allein sie würden sich gewiß in einer ähnlichen Lage nicht viel herzhafter bewiesen haben. (Siehe Thom. Anburey Travels trough the interior parts of America. T. II. p. 224.)

Notizen.

Paris. — Auch der gute Dalayrac, der 30 Jahre lang einer von Europens Lieblings-Tonsetzern war, ist nicht mehr. Er war im J. 1753 in Languedoc geboren, von adelicher Herkunft; kam sehr jung nach Paris, und diente unter der königl. Leibgarde. Sein Hang für Musik, seine Talente für die göttliche Kunst, und Gretry's Compositionen ließen den Chevalier Dalayrac alles Andere vergessen. Gretry war sein Freund, sein Rathgeber, und der Schüler des großen Mannes nicht unwürdig. Seine Nina erwarb ihm vorzüglich Ruhm. Die Soirée orageuse, die kleinen Savoyarden, Adolph und Clara, Sargines, Raoul de Crequi u. s. w. sind keinem Freunde der Tonkunst fremd. Dalayrac arbeitete mit außerordentlicher Leichtigkeit. Seine Gedanken sind voll eigener Anmuth, Naivetät und ungemein populär. — Er war einer von den Tonkünstlern, welche sein Monarch in den Orden der Ehren-Legion zog. Er starb eines schnellen Todes, 56 Jahre alt, zu Paris am 27 Nov. 1809, und ward mit vieler Feyerlichkeit beerdigt. — Seine Marmor-Büste soll im Saal der Opera-comique neben Gretry's Statue errichtet werden.

Italien. — Die in der Insel Corfu, des Alterthums Corcyra, etablirte Jonische Akademie kündigte in ihrer Sitzung am St. Napoleonstage (15. August) an, daß sie nach des alten Griechenlandes Weise alle vier Jahre verschiedene olympische Preise zur Wiederherstellung der Wissenschaft und Kunst decretirt habe. An solchem olympischen Feste soll dem der Preis zuerkannt werden, der in Neu-Griechischer Sprache das beste Werk während der letzten vier Jahre schrieb, oder aus einer fremden Sprache, vorzüglich aus der Französischen, am trefflichsten Neu-Griechisch übersetzte.

Der Oliven-Kranz, mit welchem der Sieger öffentlich gekrönt werden soll, wird als Trophäe in der Akademie aufgehangen, nebst den Bezeichnungen seines Nahmens, Werkes und Vaterlandes. — Die erste Preisertheilung geschieht am 15. August des Jahres 1812, welches das erste Jahr der 648. Olympiade des alten Griechenlandes seyn würde, wenn Alt-Griechenland fortgedauert hätte.

Der Preis besteht in einer Medaille mit Napoleons Bild und der Inschrift: „Napoleon, Wohlthäter und Beschützer" (dieß ist das gewöhnliche Siegel der Akademie). Die Kehrseite hat zur Legende: „Dem Genie die Akademie dankend." Die Umschrift wird den Nahmen des Gekrönten und seines Werks, so wie die Zahl der Olympiade enthalten. Die Medaille wird übrigens — von Eisen seyn. Denn eisern waren ja auch Sparta's Münzen.

Diese merkwürdige Kundmachung der Jonischen Akademie ist auch schon ganz antik datirt; nahmlich: „Corcyra Jahr 1 der 647. Olympiade."

Gedruckt bey Anton Strauß in Wien.



Der Sammler.

Dinstag, den — 4. — 9. Jänner 1810.

Die neue Brücke (pont-neuf) in Paris.

(Fortsetzung.)

Die schon unter Heinrich des Dritten Regierung vor dem zweyten Schwibbogen der Brücke auf der Westseite erbauete, im J. 1712 von Grund aus neu wieder aufgeführte und 1775 ausgebesserte, auf Pfahlwerk ruhende Wasserkunst, bestimmt, durch Pumpen das Wasser nach dem Louvre, dem Tuillerien-Garten und Palais royal zu treiben, liefert noch immer jede Minute 60 Quadrat-Zoll von diesem unentbehrlichen Lebensbedürfnisse, kann aber nicht mehr zur Zierde des pont-neuf gerechnet werden; denn das nach der Wasserseite zu 3 Geschoß hohe Gebäude sieht so veraltet, windschief und abgebleicht aus, daß man es für ein Armenhaus halten möchte; und die mit gelbem Ocker zum Theil wieder aufgefrischte Brückenseite, vor welcher ein Bücher-Antiquar sein Wesen treibt, dient nur dazu, die Unscheinbarkeit des Ganzen noch auffallender, und das Problem, welche Farbe dasselbe wohl einst gehabt haben möge, unauflöslicher zu machen. Ehemahls war über dem Wohngebäude ein Glockenspiel und eine Schlaguhr, unter deren nach der Brücke zugekehrten Zifferblatte sich eine große Muschelschale befand, in welche das Wasser fiel. Auf beyden Seiten der Schale sah man eine bleyerne Gruppe, den Heiland mit der Samariterinn*) am Jacobsbrunnen vorstellend, und darunter die zum Theil biblischen Worte: Fons hortorum, puteus aquarum viventium. Von dem Allen ist jetzt nichts mehr übrig, als die Uhr. Das Glockenspiel ist verstummt, das Wasser verlaufen; ja Christus selbst nebst der Samariterinn und der sinnreichen Unterschrift haben den erhabenen Worten: Unité et Indivisibilité de la Republique weichen müssen, von welcher ohrzerreissenden Indivisibilité indeffen ein spaßhafter Zufall die zweyte Sylbe ausgelöscht hat.

*) Daher die Benennung Samaritaine.

Wer sich von dem Leben und Weben in Paris einen Begriff machen, wer diese Hauptstadt auf ein Mahl in nuce kennen lernen will, der stelle sich nur eine Viertelstunde lang auf den pont-neuf, oder trete in das Caffé Pâris*) auf der oben bezeichneten Erdzunge, und sehe das Gewühl, das Treiben, Eilen und Drängen zu Fuß, zu Pferd und zu Wagen. Das Getümmel des volkreichsten Meßtages in Frankfurt oder Leipzig vermag kaum einen Begriff davon zu geben; nicht einmahl zu gedenken, daß der Franzose immer größere Eile hat, als der Deutsche. Ich habe einst Geduld genug gehabt, Nachmittags zwischen 1 und 2 Uhr, wo in Paris so ziemlich alles sich aus dem Bette erhoben zu haben pflegt, die über die Brücke fahrenden Wagen zu zählen. Es waren ihrer binnen einer Stunde dreyhundert und einige sechzig. Wenn man aber auch im Durchschnitt nur 350 annimmt, und gegen jeden Wagen nur 20 Fußgänger rechnet, welches gewiß eher zu wenig als

*) So heißt es von seinem jetzigen Inhaber.

zu viel ist; so macht das doch binnen 12 Stunden die ungeheure Circulation von 4200 Wagen, und 84000 Fußgängern, wobey die Reiter noch nicht einmahl mitgezählt sind. Wollte man diese Beobachtung von 6 bis 7 Uhr Abends anstellen, wo die Tagelöhner von der Arbeit kommen, und die so genannten Lebemenschen (bonvivauts) die Speise- und Kaffehhäuser verlassen, um Thaliens, Melpomenens oder Cytherens Tempeln zuzueilen*); so dürfte die Summe wenigstens noch um ein Drittel beträchtlicher ausfallen.

Allein wenn die Menge der Vorüberströmenden Erstaunen erregt, so gibt ihre Mannigfaltigkeit nicht minder Stoff zu anziehenden Betrachtungen. Der Minister und der Gassenkehrer, die Prinzessinn und das Bretzelweib, der Bischof und der Tanzmeister, der Akademiker und der Savoyarde, die Bethschwester und das Freudenmädchen, der Jausenist und der Spitzbube, der Nord-Amerikaner und der Perser, der Russe und der Mameluk, der Schweizer und der Türke, das Ordensband und der Bettelsack, die sechsspännige Carosse und der einspännige Hundekarren begegnen hier einander. Jeder Stand, jedes Alter, jedes Geschlecht, jede Nation hat hier zu allen Tageszeiten ihre Repräsentanten, und man hört hier wenigstens eben so viele Sprachen, als in der Pfingst-Epistel. Das eilt, das rennt, das schwatzt, das schreyt, das zankt, das drängt, das tobt!... Nur der Fluß dort unten verfolgt langsam seinen tausendjährigen Pfad, und sieht den Fantasten wie den Weisen, den Beutelschneider wie den Menschenfreund, den Bösewicht wie den Biedermann mit gleicher Gelassenheit über seinem Rücken hinschreiten. Wer alle diese Menschen fragte, woher sie kommen, wohin sie gedenken, was sie gestern begannen, was sie heute im Schilde führen u. s. w. wer darnach forschte und — aufrichtige Antwort erhielte, was würde der Alles zu hören bekommen! Welche Plane, welche Wünsche, welche Hoffnungen! Und wie viel wird davon heute über's Jahr realisirt, was nach zehn oder zwanzig Jahren aus allen diesen Entwürflern geworden seyn? — Aber ich wollte ja nicht philosophiren, sondern beschreiben.

Wer den reichhaltigen Stoff, welchen der pont-neuf dem Beobachter darbiethet, s y s t e m a t i s c h bearbeiten wollte, würde seine liebe Noth bekommen. Ich war Anfangs gesonnen, denselben in g e i s t i g e n und k ö r p e r l i c h e n einzutheilen, und — den Philosophen zu Liebe, welche noch immer behaupten, daß der Geist unser Hauptbestandtheil sey, ungeachtet dieß aus dem menschlichen Beginnen auf und außer der Brücke eben nicht oft zu erhellen scheint — zuerst von g e i s t i g e n Gegenständen zu reden. Allein ich würde schwerlich einen größern Fehlgriff haben thun können; denn theils sind jene Ausdrücke zu schwankend, und unbestimmt, indem manche überall Nahrung für ihren Geist zu finden wissen, während andere Alles in Schmalz und Speck verwandeln; theils gibt es auch eine Menge von Sachen, Handlungen und Individuen, woraus weder für den Geist noch für den Körper etwas zu gewinnen steht, und die eigentlich zu gar nichts taugen. In dieser Verlegenheit ergreife ich den Stoff, wie er sich mir gerade darbiethet, und steige aus dem Centre des affaires kommend, mit meinem Leser einige Stufen hinan auf das rechte Seitenpflaster der Brücke, wo er die Mauer überall mit Papier beklebt finden wird.

A n s c h l a g s z e t t e l.

Ich weiß nicht, wer zuerst die Bemerkung machte, daß der Pariser seinen Mitbürgern immer etwas zu sagen hat; aber ihre Wahrheit fällt jedem in die Augen, der nur einige Schritte durch die Straßen thut. So weit die Mauer oder Wand von ebener Erde aus erreichbar ist, ja nicht selten noch zwey oder drey Mann höher, ist Alles mit Zetteln und Zettelchen tapezirt, deren Anklebung eine eigene Menschenclasse beschäftigt, die, mit einem blechernen Zeichen im Knopfloche, einer großen Schürze voll Papier vor dem Leibe, einem dicken Pinsel in der einen Hand, und einem Eimer voll Kleister in der andern, den ganzen Tag mit oder ohne Leiter in der Stadt umher ziehen. Zünftig scheinen sie aber eben so wenig zu seyn, als die Belletristen; denn kaum ist des einen Klebwerk trocken geworden, so kommt ein anderer, und klext das seinige oben darauf. Wenn man übrigens die ungeheure Menge Zettel von allen Farben, welche jährlich in Paris angeschlagen werden, auf den Heerstraßen vor und neben einander klebte; so würde man sicher damit bis Strasburg ausreichen, und dadurch zwar kein monumentum aere perennius, aber doch einen Weg von mosaischer Arbeit anlegen, auf welchem sich's überaus unterhaltend reisen lassen müßte.

Neben den Anschlagszetteln der vielen Theater*)

*) Man kann die Anhänger dieser letzten Göttinn nicht laufen sehen, ohne an Virgils

— — — — — — facilis descensus Averni,

Sed revocare gradum, hic labor, hoc opus est —

zu gedenken.

*) Verschiedene, besonders der kleinern Theater, ändern die Farbe ihrer Anschlagszettel nach der Beschaffenheit des Stücks, um, wenn nicht der Geist, doch wenigstens die Augen anzuziehen. So werden z. B. d e r g r ü n e M e n s c h, d e r b l a u e A f f e, d e r r o s e n f a r b e n e T e u f e l u. s. w. immer auf ei-

stehen noch zur Schau geklebt: bürgerliche Gesellschaften, physikalische Experimente, Luftspringer und Seiltänzer, Klopffechter und Fechtmeister, Taschenspieler und Marktschreyer, Lycäen der Künste und Akademien der Wissenschaften, Luftreisen, Feuerwerke und Wasserfahrten, Leibrenten und Phantasmagorien, Kosmorama, Panorama und Pansterеorama, Bälle, Concerte, Schmausereyen, ländliche Feste, Preisaufgaben, veränderte Wohnungen, verlorene Hunde u. s. w. Mit jedem Morgen sieht der drey Mahl glückliche Pariser von neuem, wie sehr man sich beeifert, ihm Vergnügen zu machen oder die Zeit tödten zu helfen. Mit einem Blick überschaut er Thaliens reichhaltigen Küchenzettel und die Einladungen unzähliger gefälliger Restaurateurs; er hat nur zu wählen. Auch gewahrt man vor den gelegensten Anschlagsplätzen beständig einen Halbzirkel von Lesern, die Gewohnheit, oder Langeweile, oder Bedürfniß stille stehen macht; und während der Rentenirer, die Zähne stochernd, schwankt, welches Theater diesen Abend die Ehre haben soll, ihn gähnen zu sehen, stehen eine Nymphe mit einem Engelsgesichtchen und ein hohläugiger Gauner neben ihm und berechnen, wo sie am besten ihren Schlag machen werden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Naturhistorische Miscellen.

(Aus Azara's Reisen.)

1.

Zu Buenos-Ayres ist die Luft äußerst feucht, ohne jedoch der Gesundheit nachtheilig zu seyn. Man bemerkt dieß besonders in den Zimmern, die gegen Süden liegen, so wie an den Mauern und Dächern, die gegen dieselbe Himmelsgegend gekehrt sind. In jenen findet man die Fußböden beständig feucht, und mehr oder weniger mit Schimmel belegt, während man diese mit Moos und einer Menge Pflanzen bedeckt sieht. Dabey ist noch zu bemerken, daß das Gras auf den Dächern äußerst dick, und an drey Fuß hoch wird, so daß man sie alle zwey oder drey Jahre reinigen muß.

2.

Wie sehr das Salz ein Bedürfniß für die meisten Thiere sey, kann man aus Folgendem sehen. Nordwärts von dem Rio de la Plata oder in den Ebenen von Montevideo und Maldonado suchen die Kühe und Schafe getrocknete Knochen mit der größten Begierde auf. Noch weiter nördlicher fressen sie einen salzigen Letten, Barrero genannt, der in den Gräben gefunden wird. Sobald sie daran Mangel leiden, wie z. B. in den östlichen Gegenden von Paraguay, fangen sie an zu kränkeln, und halten es höchstens vier Monathe aus. Es ist zum Erstaunen, mit welcher Begierde das Rind- und Schafvieh diesem Barrero nachzustreben pflegt. Man hat Beyspiele, daß sich ganze Heerden daran zu Tode gefressen haben, zumahl wenn eine lange Entbehrung vorher ging. Dasselbe Bedürfniß scheinen auch andere von Vegetabilien lebende Quadrupeden zu fühlen, nahmentlich der Tapir, hier Anta genannt, in dessen Magen Don Felix de Azara eine große Menge Barrero fand. Nur der Mensch scheint hiervon eine Ausnahme zu machen, wiewohl dieß eigentlich noch nicht bewiesen ist. So läßt sich freylich allerdings nicht läugnen, daß ehedem in Paraguay u. s. w. wohl einige wilde Nationen lebten, denen das Salz ganz unbekannt war, ja daß dergleichen noch jetzt vorhanden sind. Allein wer weiß denn, ob sie diesen Mangel nicht ebenfalls durch den Barrero oder durch wilden Honig, oder endlich durch eine Art Soda ersetzten, wie z. B. die Guanas und Ubayas thun? Diese verbrennen nähmlich einen Haufen Gras, kneten aus der Asche und den Kohlen kleine Kugeln zusammen, und machen dann bey ihren Mahlzeiten Gebrauch davon. Mehrere Missionarien haben dieß fälschlich für Erde angesehen, daher die sonderbaren Erzählungen davon.

3.

Man findet in Paraguay und dem Vireynato Buenos-Ayres eine Art Krebse, die höchst merkwürdig sind. Sie halten sich nähmlich von allen Gewässern entfernt, und legen ihre Wohnungen immer mitten in solchen Ebenen an, wo durchaus keine Überschwemmung Statt haben kann. Hier graben sie sich, jedoch nur immer in thonigem, und niemahls in sandigem Boden, ein rundes perpendiculäres Loch, groß genug, um ein Männchen und Weibchen und eine hinlängliche Quantität Regenwasser zu fassen, das einzige, was diesen Thieren angenehm scheint. Sie verlassen diese Löcher nur des Nachts, um ihre Nahrung zu suchen, werden aber dabey häufig die Beute von mehrern Quadrupeden, besonders vom Aguara Guazu (dem Conguar Büffons), der kein Fleisch verdauen kann. An Größe, Geschmack und Farbe gleichen sie ganz den gewöhnlichen Flußkrebsen, werden aber in der Regel von niemanden gespeist. Bemerkenswerth ist noch, daß man dergleichen von Krebsen bewohnte Stellen — Cangrejales genannt — oft mehrere Leguas von einander entfernt antrifft. Man muß übrigens durch solche Ebenen mit vieler Vorsicht reiten, und am wenig-

nem ungeheuer großen, der Hauptperson gleichfarbigen Bogen angekündigt.

sten galoppiren, weil die Pferde an zwölf Zoll in diese Krebslöcher einsinken, was nicht immer ohne Sturz abgeht.

4.

Don Felix de Azara fischte einmahl in dem Rio de St. Maria (30° 15′ südl. Br.), und fing bey dieser Gelegenheit auch zwey Schildkröten der kleinern Art. Da er ihnen den Angelhaken nicht ausnehmen konnte, weil sie die Köpfe unter die Schale zu stecken suchten, so hieb er sie ihnen nebst einem Theile des Halses völlig ab. Zu seinem Erstaunen drehten sie sich sogleich herum, und retteten sich mit derselben Fertigkeit wieder in's Wasser, als wäre ihnen kein Leid geschehen.

5.

In Paraguay u. s. w. gibt es sehr viel Rohrarten, die bey der Dicke eines Schenkels und der damit verbundenen Hohlung dennoch sehr dicht und stark sind. Sie wachsen an den Ufern der Bäche, in Gebüschen, wie die Europäischen, werden aber außerordentlich hoch. Es ist bewiesen, daß kein anderer Baum diese Höhe erreicht. Die Jesuiten machten von diesem Rohre einen sehr sonderbaren Gebrauch. Sie nahmen nähmlich die dicksten Stücke davon, überzogen sie von außen mit Stierhäuten, legten sie auf Laffeten, und brauchten sie wie ein ordentliches Wurfgeschütz. Dieß war z. B. in ihrem Kriege mit den Spaniern und Portugiesen (1752) der Fall. — Andere Rohrarten werden zu Stöcken, zu Lanzenschäften, zu Dachsparren und zu Lichterformen gebraucht. Letztere sind besonders für Reisende sehr bequem. Man gießt nähmlich den Talg des geschlachteten Rindviehes über einen schmalen Docht hinein, und schneidet davon nach Belieben ab, ohne daß das Übrige dem Zerbrechen ausgesetzt ist.

Notitzen.

Rom. — (Befehl, den Codex Napoleon betreffend.) Einer der neuesten Regierungsbefehle ist, daß neben dem Codex des Römischen Rechts nun auch der Codex Napoleon auf den Schulen erklärt werden soll. Nahmentlich ist dieser Befehl an die Sapienza in Rom und in Peruggia ergangen. — Täglich ereignen sich Fälle, die in dem letztern Gesetzbuche nicht vorgesehen sind. — Dann verweiset der Codex Napoleon auf das Jus Romanum.

(Hinrichtungen.) Um abschreckende Exempel zu statuiren, hat man in verschiedenen Gegenden um Rom, die durch Räuber unsicher geworden waren, mehrere Delinquenten füsiliren lassen, selbst solche, deren Vergehungen nicht gerade ganz neu waren. Der Hingerichtete war aber immer aus dem Orte, wo die Execution geschah. Unter den Vorfällen, die zu dieser Maßregel bestimmten, war unter andern folgender: Die Räuber hatten in der Gegend von Valmontone einen jungen Menschen, den einzigen Sohn eines wohlhabenden Landmannes, vom Pfluge weggeführt, und dem Vater durch einen Mitgehülfen des jungen Menschen wissen lassen, daß sie ihren Gefangenen umbringen würden, wenn er ihnen nicht an einen für die Austauschung bestimmten Ort hundert Scudi brächte. Dieser Mann machte fünfzehn Gensdarmes willig, ihn zu begleiten, um den bezeichneten Ort zu umgeben. Die Räuber hatten wirklich zur bestimmten Stunde den jungen Menschen gebunden mit sich geführt. Als sie sich in Gefahr sahen, flohen sie, und warfen durch mehrere Dolchstiche den Gefangenen zu Boden. Die Wunden waren nicht tödlich, aber am folgenden Tage wurde eine Französische Ordonanz auf der Heerstraße erschossen. Hierauf nahm die Regierung jene angezeigte Maßregel, die höchst nothwendig war, da zumahl seit der Aufhebung der Sbirri fast kein Tag verging, daß nicht selbst vor den Thoren von Rom Personen wären geplündert worden. Die Regierung hat sich genöthigt gesehen, einen Theil dieser Sbirri, hauptsächlich für die Landgegenden, wieder herzustellen.

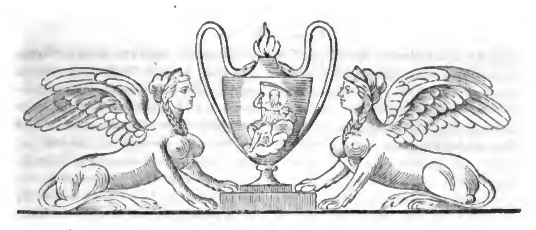
(Neue Belebung des Küstenhandels in Italien.) Seit die Französische Regierung nun in dem Besitze aller Italiänischen Häfen ist, beginnt der Küstenhandel mit einer neuen außerordentlichen Thätigkeit. In Civitavecchia wurden vor kurzem gegen 6000 Star. Getreide für Genuesische Rechnung geladen. Im Golf von Neapel langten in wenigen Tagen (im October) gegen 15 beladene Küstenschiffe an, unter welchen einige selbst von Marseille kamen. Für den Winter wird dieser Handel besonders auf der Seite des adriatischen Meeres aufblühen, wo in den verschiedenen Häfen von Barletta, Otranto, Tarent, Ankona u. s. w. bereits die größten Vorkehrungen gemacht sind, da bekanntlich jenes stürmische Meer vom Herbste bis zum Frühling den großen Schiffen zu gefährlich ist, als daß sie daselbst sich zu halten wagen könnten.

(Todesfall.) Am 5 Nov. wurde die Zahl der Gräber der Fremden bey der Pyramide des Cajus Cestius durch den allgemein bedauerten Tod der Amerikanerinn Mylady Templi vermehrt. Diese edle Frau, Gattinn und Mutter trug auch in ihrem Äußern das Gepräge ihres Innern, einer edeln Seele. — Der geschickte und bekannte Schwedische Bildhauer, Hr. Gothe, hatte kurz vorher, ehe die tödtliche Krankheit sie überfiel, eine trefflich gearbeitete Büste von ihr in Marmor verfertigt.

(Ausgezeichnete Fremde.) Der durch seine Schriften rühmlichst bekannte, und bey der Universität Dorpat in Liefland angestellte Professor Morgenstern macht auf Kosten der Russischen Regierung eine Reise nach Frankreich und Italien. Er hat diese Reise hauptsächlich in ästhetischer Hinsicht unternommen, und seine Bemühungen, die zunächst seinen Zöglingen gewidmet sind, versprechen auch dem Publicum irgend eine erfreuliche Ausbeute.

Der geschickte Porträtmahler und Director bey der Dresdner Gallerie, Hr. Prof. Grassy, ist seiner Gesundheit wegen nach Rom gekommen. — Die Zahl der Reisenden ist übrigens sehr unbedeutend. Man hofft auch in dieser Hinsicht auf günstige Folgen des Friedens.

Gedruckt bey Anton Strauß in Wien.



Der Sammler.

Donnerstag, den — 5. — 11. Jänner 1810.

Die neue Brücke (pont-neuf) in Paris.

(Fortsetzung.)

Marktschreyereyen und Lotto-Loose.

Kaum ist man dem lesenden oder gaffenden Haufen vorbey lavirt, so tritt einem ein halbes Dutzend Menschen in den Weg, die theils die Verhandlungen des Senats, Verfügungen der Polizey, Bülletins der Armee mit einer Stentor-Stimme ausbellen — daher sie auch gewöhnlich aboyeurs genannt werden — theils mit geheimnißvollem Stillschweigen den Vorübergehenden allerley Zettel und Zettelchen in die Hände schieben. Noch vor zwey Jahren waren diese Papiere fast immer Programme schamloser Quacksalber, welche ihre Wunderarzeneyen ausposaunten, und auf die Art nicht nur größten Theils das Publicum betrogen, sondern auch nicht selten junge Leute beyderley Geschlechts mit Krankheiten bekannt machten, die ihnen sonst vielleicht noch lange verborgen geblieben wären. Jetzt hat die Regierung diesem Unfug gesteuert, und die Herren Claude, Dûclûzeau, Lambon, Martinon u. s. w. haben den Sudelköchen, Hühneraugenabschneidern und Schuhwachs-Fabrikanten das Geschäft überlassen müssen, die Hauptstadt täglich mit weichem Papier zu versorgen.

Möchten doch auch die Lotto-Zettel und ihre elenden Ausbeller bald von der Brücke verschwinden! Aber noch immer erschallet ihr: „Wer will mein letztes? Wer will 50 Louisd'or für 12 Sols?" Noch immer ist es leider nur allzu wahr, was in dem Taschenbuch für Freunde des Scherzes und der Satyre, vom Jahre 1804 *), über diesen Gegenstand gesagt wird! Noch immer gibt es in Paris eine Menge Planetenleser, Tassengucker, und Kartenschläger, deren Kunst keinen andern Zweck zu haben scheint, als den großen Haufen zu jenem heillosen Spiele zu verleiten! Noch immer kündigt ein gewisser Marseille in den öffentlichen Blättern ein Buch an, wodurch er, bloß dem Publicum zu Liebe, Ternen und Quaternen im voraus mathematisch berechnet hat, so daß jeder nur zulangen darf, um mit einem Schlage sein Glück zu machen! Auch melden sich in eben diesen Blättern von Zeit zu Zeit Leute, welche versichern, durch das Buch **) jenes Menschenfreundes belehrt, große Summen gewonnen zu haben. Wie sollte dieß Alles nicht auf den Pöbel wirken! Daher ist denn die Spielsucht unter demselben fast allgemein, und artet nicht selten in Spielwuth aus. Noch vor kurzem versicherte mich ein Lotto-Comptoirist, unter seinen Kunden sey eine Fischfrau aus der Halle (une poissarde), welche wöchentlich wenigstens 300 Livres einsetze; woraus freylich schon von selbst erhellet, daß sie den Fischhandel, wie das Spiel, im Großen treiben müsse.

Wie groß ungefähr die Summe ist, welche durch das Lotto nur allein in der Hauptstadt Frankreichs jährlich in, oder, wenn man lieber will, außer Umlauf

*) Seite 49 u. f.

**) Pierre philosophale genannt.

gesetzt wird, läßt sich nach folgenden Angaben leicht berechnen. Jeder Collecteur — der übrigens 12,000 Livres Bürgschaft leisten muß, die ihm mit 4 Procent verzinset werden — erhält als Besoldung sechs vom Hundert der ganzen, in seinem Comptoir jährlich eingegangenen Einsatzsumme. Sein Einkommen hängt also theils von der größern oder geringern Bevölkerung und Spielsucht der Gegend, worin er wohnt, theils auch von den Mitteln ab, wodurch er Kunden anzulocken und in Athem zu erhalten sucht. Daß ein jeder hier sein Bestes thut, läßt sich leicht erachten. Ihre gemeinste Politik ist die der kriegführenden Mächte: sie erzählen dem Publicum nur ihre Siege; die Zahl der Todten bleibt ihm aber ein Geheimniß. Wird einmahl eine Terne gewonnen, so posaunet man das sorgfältig aus, illuminirt das Bureau, läßt vor der Thür Geiger und Pfeifer aufspielen u. s. w. Ich kenne einen Collecteur, welcher zwar eine gute, aber noch nicht die beste Kundschaft hat, und für seinen Theil von der Einsatzsumme jährlich 12,000 Livr. bezieht. Rechnet man indessen im Durchschnitt auf jedes Comptoir nur 10,000, so beträgt dieß, da ihrer innerhalb der Ringmauern der Stadt 150 sind, nur allein an Einnahme für die Inhaber derselben anderthalb, für die Regierung aber jährlich sechs und dreyßig Millionen Livres, von welcher letzten Summe freylich die Gewinne, ingleichen die Besoldungen der bey der Direction angestellten Personen abgezogen werden müssen. Übrigens haben die Spieler das Vergnügen, jede zwey Mahl 24 Stunden ihre Hoffnung von neuem blühen zu sehen; denn alle Collecten in Paris sammeln für die 5 Lotterien in Bordeaux, Brüssel, Lyon, Paris und Straßburg, wovon jede monathlich drey Mahl, immer um den zehnten Tag, gezogen wird, welches alle zwey Tage eine Ziehung beträgt.

Buchhändler.

Wenn man aus Frankfurt, Leipzig, Berlin, Hamburg oder mancher andern großen Stadt Deutschlands nach Paris kommt, so denkt man sich bey jenem Nahmen einen Mann, der neben dem mechanischen und merkantilischen Theile seines Geschäfts auch einen reichen Vorrath von literarischen Kenntnissen besitzt; eine Art von Halbgelehrten, der, obgleich selten in irgend einem Fache des Wissens tief, doch oft genug des eigentlichen Gelehrten und Schriftstellers rechte Hand ist. Allein mit diesem Maßstabe wird man in der Hauptstadt Frankreichs lange vergebens umher gehen, und ich getraue mir zu behaupten, daß es unter den vielen tausend Buchhändlern, welche sie in ihren Mauern zählt, nicht zehn gibt, die ohne Beschämung unter jene zu treten wagen dürfen. Gleichwohl findet man einen großen Theil von ihnen, sehr wohlhabend, in geräumigen und bequemen Wohnungen, schönen, zuweilen prächtigen Läden, und mit einer Dreistigkeit, (um nicht zu sagen Unverschämtheit) in Forderungen und Behauptungen ausgerüstet, die durch nichts übertroffen wird, als durch ihre grobe Ignoranz. Daß die ausländische Literatur ihnen in der Regel nicht bekannter ist, als etwa dem Ostiaken oder Samojeden *), möchte man noch hingehen lassen; wenn sie nur in der einheimischen zu Hause wären. Aber alles, was nicht etwa seit kurzem in Paris erschienen ist, und zu den Neuigkeiten des Tages gehört, sind ihnen Böhmische Dörfer; und wenn man, selbst von manchem Französischen Classiker, eine alte Ausgabe statt einer neuen, einen Theil zu wenig oder gar zu viel erhält, so ist das weit seltener ein Beweis ihrer Unredlichkeit, als vielmehr der tiefsten, auf der Ostseite des Rheins kaum glaublichen Ignoranz.

Unter diesen Umständen wird sich schwerlich jemand des Lachens erwehren können, wenn er über der Bude, oder vielmehr dem Trödel eines jeden Schartekenkrämers die Inschrift Buchhändler erblickt. Ehemahls gehörten die Pariser Buchdrucker und Buchhändler mit zur Universität; sie mußten vier Jahre lernen, das Lateinische sehr gut verstehen, das Griechische wenigstens fertig lesen können, nach Ablauf der Lehrzeit ein Examen aushalten, eine Thesis öffentlich vertheidigen u. s. w. Wie die Zeiten sich ändern! Heutiges Tages ist man zufrieden, wenn sie nur den Titel eines Buches zu lesen wissen, hauptsächlich aber Geld und Credit haben. Da aber diese beyden Dinge eben nicht immer das Erbtheil gescheider Leute sind, so darf man sich nicht wundern, unter dem ehrenvollen Nahmen Buchhändler so manchen Dummkopf mit durchlaufen zu sehen, der noch vor kurzem mit Lumpen oder Schwefelhölzern handelte. Ich kenne einen Menschen, der vor wenig Jahren bey der Italiänischen Armee als Futter-Commissär stand, jetzt Factor einer berühmten Pariser Buchhandlung ist, und

*) Wer dieß für übertrieben hält, der frage z. B. einmahl nach einer der besten ausländischen Ausgaben Lateinischer oder Griechischer Classiker, und gebe dabey auf seinen Kundmann Acht. Er wird sich geberden, wie jemand, der aus einem Traum erwacht; wird sich lange besinnen; endlich äußern, es sey ihm, als habe er einmahl etwas davon vernommen u. s. w. Noch vor kurzem sprach ich sogar einen der angesehensten, auch in Deutschland rühmlich bekannten, hiesigen Philologen, der von Heyne's vortrefflichen Ausgaben alter Classiker noch nie etwas gehört hatte!!

die Producte der Literatur, wie ehemahls Heu und Stroh, frischweg nach dem Gewichte taxirt. Was nicht in die Faust fällt, darnach fragt man bey ihm vergebens. Ein so genannter Buchhändler im Palais royal legte bekanntlich den Grund zu seinem jetzigen Wohlstande dadurch, daß er den zahllosen Phrynen dieses Pallastes Schuhe, ja sogar gewisse Bedürfnisse von feinerem Leder verschacherte, Zeitungen umtrug, verbothene Scharteken feil both u. s. w. Gegenwärtig sitzt, oder vielmehr thront er in einem glänzenden Laden, und scheint den Autor kaum zu bemerken, der sich im Vorbeygehen demüthigst vor ihm zur Erde neiget.

Was die Buchführer auf dem pont-neuf betrifft, deren es übrigens zur Rechten und zur Linken, in und außer den Buden gibt; so sind sie nicht so anmaßend, sondern beschränken sich meistens auf den Handel mit Romanen, als wozu eben keine übergroße Talente gehören. Ich kenne einen, der vor wenig Jahren ziemlich hart mitgenommen ward, weil er Ludoviciana verkauft hatte. Um sich dafür zu entschädigen, verkauft er jetzt Bonapartiana. Wohl dem, der sich auf die Art zu helfen, aus einem Munde warm und kalt zu blasen weiß!

Kramläden.

Der Pariser besitzt einen Hang (um nicht zu sagen eine Wuth) zum Kleinhandel, den man schwerlich irgendwo allgemeiner finden wird. Der aus der Mode gekommene Hauslehrer, der von zwanzig Herrschaften verabschiedete Kammerdiener, ein Künstler, der kein Handwerkszeug mehr hat, die hinterlassene junge Frau eines Kaufmanns, der sich seinen Gläubigern entzog, eine gefällige Schöne, welche aufgehört hat zu gefallen..... Alles greift begierig nach diesem Nothnagel, und glaubt der Glücksgöttinn mitten in den Schooß gefallen zu seyn, wenn sich's nur en boutique etabliren kann. Zu diesen Schiffbrüchigen gesellt sich noch eine größere Menge von Müßiggängern, die zu nichts weiter taugen, oder zu nichts Lust haben, als den Tag über die Vorübergehenden zu begaffen und mit jedem zu schwatzen, der sich mit ihnen einlassen will. Auch sind ihre Sprachwerkzeuge fast beständig in Bewegung, theils um durch ihr „voyez Messieurs! voyez Mesdames!" die Aufmerksamkeit des Publicums zu erregen; theils um mit einer Stentor-Stimme die Preise ihrer Waaren auszuschreyen, welches Beydes doch die Vornehmern von ihnen unter ihrer Würde halten, und sich daher im Geplauder mit den Nachbaren dafür zu entschädigen suchen. So sitzen sie, wie die Spinnen, oft ganze Tage lang vergebens auf Beute lauernd, bis endlich einmahl ein harmloser Flüchtling in ihr Netz fällt, und gierig bis auf den letzten Tropfen ausgesogen wird.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Waltenden.

Vom Lichte zeugt der Schatten, die Lüge von
Der Wahrheit! Aus den Hallen der Fabel tönt
Viel Sage, lustige Gestalten
Schweben im Glanze der Abendröthe;

Voll Inhalts tönt die Sage! so schweben sie
Nicht ungedeutet, wenn an der Muse Hand
Ein frommer Dichter leisen Trittes
Naht, und mit Liebe nach Wahrheit lechzet.

Es lauscht sein Ohr entgegen der Muse, nicht
Betäubt von jenem Schalle; sein keuscher Blick
Hängt an dem goldnen Stabe, den in
Schwebender Rechte die Göttinn hebet.

So sah ich schnelle Wandlung! Drey Schwestern, sie
Wie Raben alt und finster, in Rabenschwarz
Gehüllet, bange Vorbedeutung
Murmelnd aus Runzeln der hohlen Kehle.

Den Zoten schwarzen Vliesses entraufete
Die Fäden Klotho, Lachesis drehete
Die Spule seufzend, und mit Hohnblick
Zückte nun Atropos schon den Mordstahl.

Berühret vom goldnen Stabe verschwanden sie,
Wie Fledermäuse, wenn sie der Sonne Strahl
Aufscheucht aus Felsenklüften, wimmernd
Flattern sie, schwirren umher und schwinden.

Im Glanz des Himmels sah ich — kein Mährchen sie —
Auf Regenbogen, über der Zeiten Strom
Drey Schwestern singend walten, ihrem
Liebe gehorchen des Stromes Fluthen,

Bald laut aufbrausend, Felsen hinwälzend, bald
Des Himmels glatter Spiegel, dem Ocean
Zugleitend, unter grüner Wölbung
Duftender Schatten, an bunten Auen. —

Der Schwestern Nahmen? — Wer ist so mächtig, wie
Die Urmacht? Wie Urweisheit so weise? Wie
Urliebe liebend? — Erd' und Himmel,
Hüllet euch ein, und verstummt in Wonne!

Friedr. Leop. Graf v. Stollberg.

Miscellen.

1.

Das Närrischseyn, an Dichtern besonders, finde ich nicht so übel, zumahl wenn es ein ächtes desipere in loco ist. Nur muß ein Princip vorhanden seyn, das die Narrheit beherrscht, und gerade dieß Princip vermissen wir

jetzt an vielen, die ihre Hand nach dem göttlichen Lorber ausstrecken.

2.

„Er hat dir einen Zahn auf die Bäume, daß sie so groß sind, und möchte vor Ärger bersten, daß sie so viel Laub haben." — Offenbar der Zug eines Narren! Und warum? — Man beneidet nur seines Gleichen. Wer wird Elephanten um ihre Größe, Bären um ihre Stärke beneiden? Selbst für dessen Verstand möchte ich keine Bürgschaft einlegen, der, ohne selbst ein Mächtiger der Erde zu seyn, einen Welteroberer, einen Alexander z. B. beneiden könnte.

3.

Es gibt mehr Narren außer den Tollhäusern, als in den Tollhäusern. Die Ursache, warum wir manche, die doch unter die Wahnsinnigen gehören: unmäßig Geitzige, Stolze u. s. w. nicht geradezu dafür halten, ist, weil ihre Krankheit weniger Lachen oder Mitleid, als Ärger und Ekel erregt.

4.

Es gibt Verzückte, die nicht so ehrlich sind, nur zu sagen, sie hätten unaussprechliche Dinge gesehen, sondern die uns haarklein alles erzählen, was sie im Geisterreiche vernommen haben. Aber es ist ein bedenklicher Umstand, daß ihre Geister, die sie uns vorführen, gerade sprechen, wie sie, d. i. um Vieles toller als gewöhnliche Menschen; daher es sich der Mühe wohl nicht verlohnen möchte, in ein näheres Einverständniß mit diesen übersinnlichen Wesen zu treten, mit denen sie in engerer Vertraulichkeit als auf Du und Du zu stehen sich berühmen.

—**—

Notitzen.

* Wien. — Vor einigen Tagen sahen wir auf den k. k. Hof-Theatern zwey ältere beliebte Stücke mit neuer Besetzung aufführen. Das Porträt der Mutter, von Schröder, und den Mann von Wort, von Iffland. Das erstere, eines von Schröder's vorzüglichsten Lustspielen, haben wir seit Herrn Müller's Abgang vom Theater nicht mehr gesehen. Hofrath Wacker war seine Lieblingsrolle. Nun hat man sie Hrn. Reil (!) übertragen. Wacker soll ein alter, durch Leiden und durch die Behandlung der ihn umgebenden Erbschleicher kindisch gewordener Mann seyn, der für nichts mehr Sinn hat, als für sein Haus-Theater, und für einige halbverwischte Erinnerungen an seinen verstoßenen Sohn. So spielte ihn Hr. Müller, und rührte die Herzen aller Zuschauer. Hr. Reil ließ sie kalt; denn er gab uns einen rüstigen, noch mit vollen Geistes- und Leibeskräften ausgestatteten Mann, der nebenher ein Theater-Liebhaber ist. Die Rolle des Reckau, vormahls von Hrn. Brockmann gespielt, wurde Hrn. Roose zu Theil, und hat im Spiel gewiß nichts verloren, in der Person noch gewonnen. Hr. Korn spielte die unbedeutende Rolle des Engländers sehr gut, und bewies, daß ein geschickter Schauspieler aus Nichts Etwas machen kann. Das gebrochene Deutsch, das fast immer in's Lappische fällt, gelang ihm vorzüglich, weil er da mit feinem Tacte die genaueste Mittelstraße wählte. Der Doctor ward von Hrn. Schulz (!!) gespielt. Hat Herr Klingmann (den wir ohnehin nur selten zu Gesichte bekommen) sich für diese Rolle zu gut gedünkt? Sie ist doch immer bedeutender als jene des Engländers; und hat Herr Korn diese übernommen, hätte Herr Klingmann mit gutem Fuge jene spielen können; denn unter Künstlern gibt die Ancienneté kein Vorrecht. — Die Tochter vom Hause war Mlle. Goldmann. — — Das Publicum wird sich nun und nimmermehr überreden lassen, daß ein hübsches Mädchen auch eine gute Schauspielerinn seyn müsse. — Gebhart wurde von Herrn Ochsenheimer gespielt, wodurch diese Rolle (die vormahls von Hrn. Frankstein gegeben wurde) tausend Procent gewonnen hat, wenn sich ja überhaupt irgend ein Vergleich hier aufstellen läßt. — Mad. Schütz, eine Schauspielerinn vom ersten Range, bewies gleichwohl in der Rolle der Frau v. Wacker (wie es aus dem Epigramm und anderen Stücken schon lange zu sehen war), daß Anstandsrollen nicht ihr Fach seyen, und nur Frau Griesgrams, Frau Wunschels u. dgl. ihr eigentliches Element bilden.

Im Mann von Wort hatte Herr Lange seine Rolle an Herrn Krüger abgetreten. Über die eminenten Verdienste dieses Künstlers ist nur eine Stimme; dennoch bemerkten wir hier, daß selbst ein Schauspieler seines Gleichen zuweilen nicht an seinem Platze stehen könne. Der Archivar Lestang ist zwar ein solider, trockener, aber nicht alter, grämlicher Mann. Hr. Lange ist älter als Hr. Krüger, dieser scheint aber älter als jener, wenigstens auf dem Theater, woran seine Corpulenz, seine Haltung, sein Gang u. s. w. Schuld haben mögen. Lestang ist eine von den Rollen, wo Hr. Lange durchaus unersetzlich ist. Wenn er uns ja nicht mehr damit vergnügen will, so würde wenigstens die Täuschung mehr gewonnen haben, wenn ihn Hr. Ziegler substituirt hatte, der sich schon in den Mündeln für diese Gattung Lang'scher Rollen als der wünschenswertheste Nachfolger gezeigt hat. Lieber hatten wir Hrn. Krüger den Vater der Madame Lestang, statt des Hrn. Reil (der bey seiner dermahligen Anwesenheit eben so wenig, als bey seiner vorigen gefällt) spielen sehen. Überhaupt wünschten wir den trefflichen Hrn. Krüger meistens nur in fein komischen Rollen zu bewundern, in welchen ihn niemand übertrifft. Sein Kunstantheil ist, zu unterhalten, nicht zu rühren. Hr. Roose spielte den Maring, statt Herrn Klingmann, über allen Ausdruck vortrefflich! Mad. Korn ließ in der Rolle der Julie nichts zu wünschen übrig. Unschuld, Güte, Unbefangenheit, Liebe, alle diese Darstellungen gelangen ihr meisterhaft. Mad. Weissenthurm spielte ihrer würdig. Die Rolle des Stubenmädchens, die wir von Mad. Leifer geben sahen, wurde von der — Gott weiß wie wiedererstandenen — Madame Doppler gegeben!!! — Brauchen wir mehr zu sagen? — —

Wenn im Porträt der Mutter Herr Brockmann den Hofrath, Hr. Klingmann den Doctor, und Mad. Koberwein oder Korn die Tochter vom Hause gespielt; und wenn im Mann von Wort — wenn schon nicht Hr. Lange — Hr. Ziegler den Archivar, Hr. Krüger den Vater der Mad. Lestang, Herr Ochsenheimer den Kammerjunker, und Madame Leifer die Soubrette gegeben hätten; so wären gewiß die Wünsche aller Kenner und Liebhaber erfüllt gewesen, und diese beyden Stücke hätten in ihrer neuen Gestalt der Casse großen Vortheil bringen können.

Liegt es an der Direction oder an den Schauspielern, daß wir so höchst selten ein vollkommen gut besetztes Stück zu sehen bekommen?

M.



Der Sammler

Samstag, den — 6. — 13. Jänner 1810.

Die neue Brücke (pont-neuf) in Paris.

(Fortsetzung.)

Ungeachtet der Legionen von Kramläden und Buden, mit welchen die Zahl der Käufer schon lange in umgekehrtem Verhältnisse steht, schifft sich doch jeder nach diesem eingebildeten Ophir unter den süßesten Hoffnungen ein. Kaum hat man einen solchen Glückshafen gemiethet, so werden Maurer, Zimmerleute und Tischler darin angestellt, welche das Unterste zu oberst kehren; denn jedermann ist überzeugt, es lag bloß an der fehlerhaften Einrichtung der Boutique, daß sein Vorgänger darin bankerott ward. Der Mahler oder vielmehr Anstreicher verziert dieselbe nunmehr mit schönen Arabesken, der Glaser mit Spiegelscheiben, und Madame verwendet nicht weniger Sorgfalt auf das Anstreichen und Verzieren ihrer eigenen, werthen Person, welche im Comptoir am Fenster figuriren soll. Findet sich's zum Unglück, daß der Zahn der Zeit dieselbe schon zu hart mitgenommen hat, so dinget man ein junges Frauenzimmer, das, mit dem Handelswesen schon vertraut, statt der Dame, hier mit edler Frechheit seine Reitze zur Schau stellt. Die vorüber gehenden Herren grüßen sie und erinnern sich, sie schon sonst irgendwo gesehen zu haben. Indessen sitzt sie hinter einem großen Folianten weißen Papiers, und schreibt, von Sonnenaufgang bis Sonnenniedergang, mit einem Eifer, als ob von hier aus der Handel beyder Indien besorgt würde.

Nach drey oder vier Monathen findet man plötzlich den Laden verschlossen, und Maurer und Zimmerleute fluchend an der Thür klopfen. Endlich kommt der Eigenthümer des Hauses zum Vorschein. Sie fragen nach Madame X.? „La coquine! Sie ist zum Teufel gegangen!" — Man verzeihe ihm diese ungalante Antwort, denn er hat so eben entdeckt, daß die so sauber eingewickelten und beinschrifteten Waarenpakete in den Glasschränken, die er als ein köstliches Unterpfand betrachtete, nichts als Hobelspäne und Papierschnitzeln enthielten. — „Aber gebt Euch zufrieden! Hier ist schon Gelegenheit, Euch zu entschädigen. Da seht einmahl Madame Y an! C'est une Dame comme il faut!" So tröstet er die bedonnerten Handwerker, und stellt sie einer Person vor, mit welcher er so eben einen neuen Miethvertrag geschlossen hat, und die ihn eben so wenig als jene bezahlen wird. Noch an demselben Abend begegnet einem das Ladenjüngferchen im Palais royal. „Sieh da, Mamsell Jeannette! Sie sind nicht mehr bey Madame X.?' — „Nein, die ist gestern ausgezogen." — „Und Sie, mein Kind!" — „Moi, Monsieur, je viens de me mettre en chambre garnie*);" eine Erklärung, die im Palais royal keines weitern Commentars bedarf.

Dieß ist die Geschichte von zwey Dritteln aller Boutiquen in Paris. Die zwanzig auf dem pont-neuf

*) welches, in dem Munde eines Frauenzimmers, ungefähr eben so viel sagt, als das Deutsche: „Ich habe mich auf meine eigene Hand gesetzt."

machen indessen gewöhnlich eine Ausnahme davon, indem sie bey einem Raume von etwa 10 bis 12 Fuß Breite, und höchstens 5 bis 6 Fuß Tiefe keinen großen innern Aufwand gestatten, und die ungeheure Menge der Vorübergehenden ihnen täglich wenigstens einigen Absatz zusichert. Dazu kommt noch, daß sie meistens nur Bedürfnisse der ersten Nothwendigkeit, als Strümpfe, Schuhe, Leinwand, baumwollene Zeuge u. dgl. enthalten, welche man übrigens wohl thun wird, draußen im Freyen zu untersuchen; denn da in dem massiven Gemäuer durchaus kein Fenster angebracht ist, so erhält die Bude kein anderes Licht, als durch die offen stehende Thür, welche die schlauen Krämer noch dazu so geschickt mit Waaren aller Art zu verhängen wissen, daß der helleste Mittag nur eine schwache Dämmerung im Innern verbreitet.

Ungleich besser ist man, wenigstens in diesem Betracht, mit den zahlreichen neben dem Caffé Pâris auf der Brücke im Freyen aufgeschlagenen breternen Buden verwahrt, wo pappenes und hölzernes Spielzeug, allerley Bürsten, Glaskrystalle, besonders aber Eßwaaren und Näschereyen mancherley Art verkauft werden. Alles spricht einen hier kräftig an: die Pomeranzen, welche mit den Pausbacken der Obstdirne um die Wette glühen; die Limonade, kirschbraun, wie die Arme ihrer Bereiterinn; die kurzen, dicken Cervelat-Würstchen, nur mit Mühe von den darauf ruhenden Fingern der Metzgerinn zu unterscheiden; der ehlenhoch aufgethürmte zerschnittene Speck, welcher seine segnende Spur auch auf den Hüften der wohlbeleibten Hökinn hinterlassen hat. Wer damit noch nicht zufrieden ist, der kann auch plaisirs, d. h. Prophetenkuchen haben, welcher den Deutschen Nahmen von seinem dünnen luftigen Wesen erhalten zu haben scheint, und heutiges Tages, da die Propheten aus der Mode gekommen sind, Dichterkuchen genannt werden könnte. Auch werden — und zwar von Damen, bey deren Anblick niemandes Tugend in Gefahr kommen wird — Buttersemmeln, Windbeutel, Bretzeln und Pastetchen umher getragen; gegen welchen letzten Artikel man indessen zuweilen Ursache hat mißtrauisch zu seyn, wie aus folgender Geschichte erhellen mag:

Es wohnte — so erzählt die Chronik — vor Zeiten in der Rue des Marmousets ein Pastetenbäcker, dessen Waare so überaus schmackhaft war, daß man aus allen Gegenden der Stadt davon hohlen ließ, und die Leckermäuler sogar in eigener Person nach der erwähnten Straße wallfahrteten, um von seinem Fleischgebäck zu essen, wodurch denn dessen Verfertiger ein gar ansehnliches Vermögen erwarb. Dieß mochte etwa einige Jahre gedauert haben, als den Parisern plötzlich aller Appetit verging, und daran war ein Advocat Schuld, welche Leute ihrem Nächsten eben nicht selten Essen und Trinken verleiden sollen. Zu diesem kam nähmlich einst, Morgens in aller Frühe, ein Handwerksmann, um sich wegen einer Rechtssache Raths zu erhohlen. Der Diener der Themis war noch nicht zu sprechen, daher der Handwerker wieder wegging, mit dem Bedeuten, er wolle sich in der benachbarten Barbier-Boutique den Bart abnehmen lassen, und dann wieder kommen. Allein er erschien nicht wieder, wohl aber, obgleich erst nach vielen Stunden, seine Frau, die sich nach ihrem Manne erkundigte. Der Advocat sagte ihr, was er davon wußte. Sie ging nun zu dem Barbier, einem gebornen Juden, der den Handwerker nicht gesehen zu haben versicherte, gleichwohl aber etwas verwirrt ward, als der Hund des letztern, der bisher draußen vor der Thür gelegen hatte, bey Erblickung der Frau seines Herrn jämmerlich zu heulen und an dem Bartscherer ergrimmt in die Höhe zu springen begann. Das Gewinsel des Einen und die Bestürzung des Andern erregten bey der Frau Verdacht; sie wandte sich sogleich an die Polizey, welche Hausfuchung halten ließ, und den Leichnam des Mannes mit abgeschnittenem Halse auf einem großen Haufen von Todtengebeinen im Keller des Barbiers liegen fand.

Man kann leicht denken, daß dieser letzte unverzüglich eingezogen und scharf verhört ward. Daraus ergab sich nun, daß der unglückliche Handwerker und die Eigenthümer der vorgefundenen Gebeine nach und nach einerley Schicksal gehabt hatten. Sie waren nähmlich, um sich rasiren zu lassen, in die an der Straße auf ebener Erde gelegene Barbierstube gekommen, wo ihnen der Inquisit während der Manipulation den Hals abschnitt, und ihre todten Körper durch eine Fallthür in den Keller stürzte, aus welchem sein Nachbar, der Bäcker, dessen Keller mit dem seinigen durch eine hölzerne Pforte zusammen hing, sie stückweise abzuhohlen pflegte, um seine Pasteten damit anzufüllen. — Die beyden Ungeheuer wurden lebendig gerädert, ihr Vermögen eingezogen, die Häuser geschleift, auf dem leeren Platze eine Pyramide errichtet, und für die Ermordeten reichlich Seelenmessen gelesen; durch welches Alles aber freylich keiner von denen, die bisher in Pastetenform den Parisern so vielen Spaß gemacht hatten, in's Leben zurück kam.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Philosoph unter der Eiche.

Unter einer Eiche lag
Einst ein Mann, der, wie Jean Jaques
Rousseau, von der Welt sich trennte,
Und im süßen far niente
Mit sich selber Umgang pflog.
Wie er so, in's Gras gestreckt,
Sich der Weltbeschauung weihet,
Und die Grillen, die er heckt,
Lose an einander reihet,
Sieht er Eicheln auf dem Ast,
Und indem er niederblicket,
Einen Kürbiß, dessen Last
Sich dem Boden eingedrücket.

Seltsam! denkt er, wenig paßt
Baum und Pflanze zu den Früchten;
Besser wußt' ich's einzurichten:
Jene Zwerggewächse, kaum
Sichtbar auf dem Riesenbaum,
Würd' ich an den Boden kleben,
Und den Kürbiß, dort am Zaun,
Ließ ich in der Höhe schweben;
Zweckgemäßer wär' es, traun!

Doch indem er also krittelt,
Regt ein Lüftchen sich, und schüttelt
Eine Eichel los; sie fällt
Unserm klugen Mann im Grase,
Recht, als wär' es so bestellt,
Ziemlich unsanft auf die Nase.

Ihm entfährt ein Laut, o weh!
Doch der Schmerz geht bald vorüber.
Sieh von dorten aus der Höh',
Ruft er, kam der Nasenstüber.
Nimm den wohlverdienten Lohn,
Superkluger Erdensohn!
Denk, wie wär' es dir ergangen,
Hätt' ein Kürbiß dort gehangen.

Bürde.

Groß und Größer.

(Ein Fragment. —)

Groß ist es, auch das Fremde loben,
Doch größer ist es, Deutsch zu seyn;
Und Deutscher Kraft und Tugend Proben
Den Enkeln zum Vermächtniß weih'n.

Groß ist es, Wohlfahrt zu versprechen,
Viel größer ist, wer gleich sie gibt.
Nur der wird keine Worte brechen,
Der treu und warm die Menschheit liebt.

Groß ist, wer Welten überwindet,
Am größten, wer sich selbst bezwingt;
O Musen, die ihr Helden findet,
Prüft ihr wohl erst, eh' ihr besingt?

A.

Neue Geschenke der Ostindischen Compagnie an den Chinesischen Kaiser.

Endlich ist es den Britten gelungen, alle Nationen von dem Chinesischen Markt zu verdrängen, und wenn sich die Amerikaner ihrem Handels-Despotismus nicht unterwerfen werden, so werden sie mit den Holländern und Franzosen ein gleiches Schicksal haben. Ihr unermeßlicher Reichthum setzt sie in Stand, den Mandarinen und selbst dem Kaiser Geschenke zu machen, welche Alles, was die übrigen Nationen darreichen können, verdunkelt, und wenn auch die letzte Gesandtschaft des Lord Macartney nicht die Folgen gehabt hat, welche man sich versprach, so haben sie dennoch in Peking Verbindungen angeknüpft, welche alle Versuche anderer Europäer vereiteln werden. Daß die Britten an dem Mißlingen der letzten Russischen Ambassade des Fürsten Golowkin Theil haben, ist mehr als wahrscheinlich.

Es würde ermüdend seyn, wenn wir alle die außerordentlichen Kostbarkeiten aufzählen wollten, welche unlängst von Indien aus an den Chinesischen Hof geschickt worden sind. Sie scheinen aus Halyattischen Schatzkammern genommen zu seyn. Aus der Beschreibung zweyer Uhren von gleicher Form wird man auf den Werth der übrigen Geschenke schließen können.

Diese Uhren haben die Gestalt eines Wagens, in welchem ein niedliches Mädchen in einer reitzenden Stellung sitzt. Mit ihrer rechten Hand lehnt sie sich an den Rand des Wagens, unter welchem eine meisterhaft gearbeitete Uhr, kaum von der Größe eines Schillings, angebracht ist, die genau die Stunden schlägt, repetirt, und acht Tage lang ununterbrochen fortläuft. Auf dem Finger des Mädchens sitzt ein kleiner Vogel, besetzt mit Diamanten und Rubinen, der die Fittiche zum Auffliegen ausbreitet, und mit ihnen augenblicklich flattert, sobald ein kleiner diamantner Knopf berührt wird. Der Körper des Vogels, der dem Ganzen Leben gibt, indem er einen Theil des Uhrwerks enthält, ist ein Wunder der Kunst. Seine Größe kommt kaum dem 16. Theil eines Zolles nahe.

In der andern Hand hält das Mädchen eine goldene Röhre von der Dicke einer starken Nadel, auf deren Spitze sich ein runder, mit Diamanten geschmückter Zierath befindet, der die Größe eines Sixpence-Stückes hat, und sich drey Stunden lang regelmäßig in einem Kreise herum dreht. Hinter dem Mädchen steht eine schöne Sclavinn, welche einen großen Sonnenschirm über ihren Kopf ausbreitet. Der Sonnenschirm ist doppelt.

Unter dem größern, der weit hervor ragt, befindet sich eine Glocke, welche man nicht bemerkt, und mit dem Ganzen in keiner Verbindung zu seyn scheint. Aber durch einen bewundernswürdigen Mechanismus wird sie von einem Hammer berührt, der die Stunden regelmäßig angibt; und, sobald man ein diamantnes Knöpfchen anstößt, ertönt sie nach Belieben.

Zu den Füßen des Mädchens steht ein kleiner goldner Hund; vor dem Wagen selbst aber sind an spiralförmige Springfedern zwey Vögel gespannt, welche ihr prächtiges Gefieder ausbreiten, und den Wagen fortzuziehen scheinen. Dieser kann durch ein verborgenes Uhrwerk in gerader oder kreisförmiger Richtung fortgerollt werden. Ein kleiner Knabe, der sich hinterwärts an den Wagen lehnt, scheint ihn fortschieben zu wollen.

Hoch über dem Sonnenschirm vereinigen sich Blumengewinde und mannigfaltige Zierathen von Perlen, Rubinen und andern Edelsteinen zu einer Spitze, auf welcher ein Drache schwebt, der ebenfalls aus den kostbarsten Orientalischen Edelsteinen zusammen gesetzt ist. Beyde Uhren, welche als Automate die größte Bewunderung verdienen, sind von Gold, und mit zahllosen Juwelen besetzt.

M i s c e l l e n.

1.

Will mir ein Geist die Ehre seines Besuches schenken, so muß er mir etwas Besseres, als ich sonst ohnehin weiß, und fein vernehmlich, verständlich es mittheilen; sonst möchte ich ihm lieber die Thür weisen.

2.

Es ist mit den kritisch-ästhetischen und philosophischen Swedenborgen, Jacob Böhmen u. a. derselbige Fall. Aus dem dritten, vierten, ja siebenten Himmel ihrer Speculation, was bringen sie uns mit? Lediglich sich selbst. Und, lieber Himmel, wenn's nur auch ein Selbst darnach wäre! Aber was für ein Selbst bringen sie mit? Ihr fantastisch-verworrenes Vorstellungsvermögen, das entweder gemeine Dinge, wenn's gut geht, in kauderwälschen Phrasen aussagt, oder geradezu Unsinn, in welchem höchstens ein Schein von Methode ist. Unsinn, von dem sie selbst bekennen müssen, daß ihn niemand verstehe, niemand zu verstehen werth sey, der sich nicht zu ihrem Gesichtspuncte erhoben habe.

3.

Warum sie sich aber nicht verständlicher ausdrücken, wenn sie doch verstanden seyn wollen? Warum sie ferner bey all ihrer prätendirten Reinheit und Ungemeinheit doch so unrein und gemein schmälen und schimpfen, darüber hüthe dich ja sie zu fragen. Sie sind so und handeln so, schlechthin, weil sie so sind und so handeln müssen.

4.

Warum Bosheit und Narrheit im Urtheile der Menschen so oft verwechselt werden? Weil Bosheit selbst Narrheit ist.

5.

Mancher scheint originell, weil er alles frey heraus sagt, was ein anderer mit mehr Urtheilskraft zu sagen zu discret ist.

—**—

N o t i t z e n.

W i e n. — Die durch die Zeitumstände unterbrochenen Zeitschriften fangen nun an, nach und nach wieder aufzuleben. Die v a t e r l ä n d i s c h e n B l ä t t e r, diese für Österreich so wichtige Zeitschrift, die uns mit unserem Vaterlande näher bekannt macht, und der wir schon so manchen schönen Aufsatz verdanken, erscheinen nun wieder wöchentlich z w e y Mahl in der Degen'schen Buchhandlung; auch haben wir Hoffnung, den W a n d e r e r, der sich durch seinen so gut getroffenen populären Ton auszeichnete, und besonders von dem gemeinen Manne mit so vielem Beyfall und Interesse gelesen wurde, wieder erscheinen zu sehen. — Die m e r c a n t i l i s c h e n A n n a l e n, deren Ertrag für die kranken Individuen der Handlungs-Conferternität bestimmt ist, haben ebenfalls ihren Anfang genommen.

Die A n n a l e n d e r K u n s t u n d L i t e r a t u r haben einen ihrer thätigsten und fleißigsten Mitarbeiter, den zweyten Bücher-Revisor und k.k. Censor, Hrn. K ö d e r l, verloren, der uns am 11 Jan. 1810 nach einer kurzen Krankheit entrissen wurde. Ausgezeichnete literarische Kenntnisse, besonders im Fache der schönen Literatur, richtiges Gefühl für alles Schöne und Gute, ungemeiner Fleiß, ein edler, biederer, wahrhaft Deutscher Charakter, eine liebenswürdige Bonhomie, machten ihn als Menschen und Gelehrten gleich schätzbar, und seinen Verlust e m p f i n d l i c h für die Österreichische Literatur, u n e r s e t z l i c h für seine Freunde.

R o m. — Vor kurzem hat nun F r a n c e s c o R i g h e t t i seinen zweyten Guß der von C a n o v a modelirten S t a t u e N a p o l e o n s zu Stande gebracht, nachdem bey dem ersten das Metall die Form zum Weichen gebracht hatte. Der letzte, mit aller möglichen Sorgfalt vorbereitete Guß ist glücklich gelungen. Nicht nur die Hauptmassen, sondern auch die Details der Extremitäten sind völlig zum Vorschein gekommen. Der Guß dauerte 10 Stunden, und erforderte 20,000 Pfund Metall. C a n o v a selbst war in dem gefährlichen Moment gegenwärtig. — Wenigstens wird jetzt noch e i n Jahr erfordert, bis die in Metall gegossene Figur gehörig bearbeitet seyn wird. Diese Statue ist eine der größten, die in neuerer Zeit gegossen worden sind.

Hr. R i g h e t t i hatte sich längst einen Nahmen gemacht, besonders durch mehrere Statuen, die er für Holländische Bestellung nach Antiken in Erz gegossen.

Gedruckt bey Anton Strauß in Wien.



Der Sammler.

Dinstag, den — 7. — 16. Jänner 1810.

Die neue Brücke (pont-neuf) in Paris.

(Fortsetzung.)

Vorgesehen, vorgesehen!

Ja wohl, vorgesehen! Wer in Paris ausgeht, beherzige das mit Herzensandacht. Denn wenn er auch glücklich genug ist, den Hals zu behalten, so getraue ich mir doch keineswegs die Extremitäten zu garantiren, worunter ich aber, beliebter Kürze halber, auch die Augen mit verstanden haben will. „Vorgesehen!" schreyt hinter euch ein Ballenträger, nachdem er euch die Schuhe ausgetreten hat. „Vorgesehen!" vor euch ein schnurbärtiger Kutscher, wenn ihr bereits auf der Deichsel reitet. „Vorgesehen!" neben euch ein stämmiger Bothsknecht mit der Bramstange auf der Schulter; aber schon liegt euer Hut in der Seine, und ihr sehet ihm vom Brückengeländer herab traurig nach.

Vorgesehen, drey Mahl vorgesehen! rathe ich vorzüglich jedem, der um vier Uhr Nachmittags über den pont-neuf geht, wo das hungrige Volk der Schreiber*), wie eine Wolke Heuschrecken, von Norden und Süden her über die Brücke zieht, um, nach des Tages Last und Hitze, der dampfenden Garküche zuzueilen. Wehe dem, der ihrer wichtigen Miene und ihren spitzigen Ellenbogen nicht Gerechtigkeit widerfahren ließe! — Hat jemand Lust, die Tages- oder (welches hier einerley ist), Lebensgeschichte eines solchen bedeutenden Mannes zu wissen, der höre.

Er steht gewöhnlich eine bis zwey Stunden vor Anfang dessen auf, was er Arbeit nennt, und widmet dieselben, wie billig, dem Perückenmacher, Schuhputzer, und benachbarten Kaffehwirthe. Schlag neun macht er sich auf den Weg, und wählt sorgfältig den längsten, um nicht vor zehn Uhr im Bureau anzukommen. Hier braucht er nun erst eine gute Stunde, um die Zeitungen zu lesen und zu wiederkäuen, damit es ihm nicht an Neuigkeiten fehle, die er auch im Nothfall selbst erfindet. Eine zweyte Stunde muß er zuverlässig haben, um die Register aufzuschlagen, das Papier in Ordnung zu legen, Federn zu schneiden, und dem Aufwärter zu gebiethen, das Schreibzeug mit Dinte zu füllen, welcher letzte nicht minder Eile mit Weile zum Wahlspruche hat. Unterdessen schlägt es zwölf, man entschließt sich nun im vollen Ernst, das Werk anzugreifen, und arbeitet bis um zwey, wo das Publicum freyen Zutritt hat, und folglich bey allen den Gesuchen, Nachfragen und Zumuthungen niemand etwas Gescheides mehr machen kann, als etwa eine Ministermiene, Kraft deren man über die Menge der Geschäfte, die Zudringlichkeit der Sollicitanten und die Flügelschnelle der Zeit bittere Klagen führt. Mittlerweile schlägt es drey, und man fangt an einzupacken, neckt einander, burstet sich ab, scharrt das Kaminfeuer zu, harrt und harrt, zieht die Uhr heraus . . . endlich schlägt es drey Viertel, welches man

*) worunter hier Secretäre, Buchhalter und Handlungsdiener verstanden werden.

für voll annimmt, sich spornstreichs auf die Beine macht, und den Weg, aller Abkürzungen ungeachtet, rasend lang findet; denn die Flügel der Liebe sind gegen die Fittige des Hungers eine wahre Schneckenpost. Wer also einen solchen Buchstabenmenschen auf den letztern daherfahren sieht, dem kann man kaum laut genug zurufen: „vorgesehen, vorgesehen! So bald übrigens das Mittagsmahl — das bey einem gastfreyen Supplicanten, einem zu ehrlichen Lieferungs-Commissär, oder, obgleich ungleich kärglicher, in einer entlegenen Garküche für 30 Sols eingenommen wird — verschlungen ist, eilt der Schreiber nach einem Boulevards-Theater, um dessen duldsamere Schauspieler vom Parterre aus zu schuhriegeln, wozu er sich für seine 24 Sols das unbezweifelte Recht erkauft hat. In größere Theater pflegt er selten zu kommen, es sey denn um, bey einer ersten Vorstellung, gegen ein Freybillet ex officio zu klatschen oder zu pochen; denn unter dieser Menschenclasse pflegen die Intriguanten der Bühne meistens ihre Pfeifer und Trommelschläger zu suchen. — —

Wenn man an einem schwülen Sommertage etwa bis auf die Mitte der Brücke vorgedrungen ist, so sieht man den emsigen Haufen, besonders den weiblichen Theil desselben, zuweilen plötzlich nach dem Geländer hinstürzen und mit der gespanntesten Neugier ins Wasser starren, nicht anders, als ob es anfinge, bergan zu laufen. Nicht ohne Verletzung der dem schönen Geschlechte schuldigen Achtung drängt man sich durch, und erblickt den Gegenstand der allgemeinen Aufmerksamkeit, eine Anzahl junger Leute, die sich mutternackt baden, und, auf dem Rücken liegend, sich wie ein schwimmendes Bret auf der Oberfläche des Stroms fortbewegen. Da derselbe zuweilen reissend ist und fast alle Jahr einige Opfer verschlingt, so weiß man nicht, ob man diesen Wagehälsen oder den theilnehmenden jungen Zuschauerinnen zuerst zurufen soll: vorgesehen, vorgesehen! Daher ist denn die Polizey, nachdem sie lange genug nachgesehen hatte, auf den Gedanken gerathen, dergleichen Badeschauspiele ernstlich zu verbiethen, so daß man sie jetzt nur noch höchstens in der Abenddämmerung zu sehen bekommt. Auch konnten in der That nur Armuth oder Muthwille sich auf die Art dem Publicum preis geben, da etwas tiefer stromabwärts eine treffliche Schwimmanstalt und neben dem pont-neuf selbst ein prächtiges Badeschiff liegt, in welchem letztern mehr als 150 Cabinete sind, worin man für 30 Sols, oder bey einem Abonnement von 6 Billetten, für 25 Sols nach Belieben kalt oder warm baden, und gegen eine billige Zahlung von 12, 15 bis 20 Sols, auch überdieß Erfrischungen verschiedener Art haben kann. Dergleichen mehr oder minder bequeme Badeanstalten finden sich außerdem noch in vielen andern Gegenden der Stadt, die theils an der Seine, theils von derselben entfernt liegen, so daß die Bewohner der meisten Quartiere von Paris nur eine oder ein Paar Straßen gehen dürfen, um auf die Art für ihre Gesundheit zu sorgen.

Decrotteurs.

„Hierher, mein Herr, hierher! Hier ist Ihr Kundmann! Schöne Wichse! Schöne glänzende Stiefelwichse!" so schreyt, die beyden Seitenpflaster der Brücke entlang, die ehrsame Zunft der Schuhputzer, auf eine Art von Fußbank schlagend, deren hohler Bauch ihre Bürsten und andere Geräthschaften verwahrt. Ich sage die Zunft, denn sie machen in der That eine Art von geschlossener Gesellschaft oder Innung aus, die ihre eigenen Gewohnheiten, Gebräuche und Gesetze hat, woran sie nichts ändern darf, ja so gar unter sich gewisser Maßen strenge Polizey ausübt, deren Vorschriften niemand übertreten würde, ohne auf immer mit Schimpf aus der Zunft gestoßen zu werden. Recrutirt wird dieselbe jährlich durch eine Menge Kinder und Halbkinder, welche meistens nackt und bloß aus Savoyen und der Auvergne nach der Hauptstadt des Reichs strömt, um hier auf den Brücken und an den Straßenecken ihr dürftiges Gewerbe zu treiben. Noch vor kurzem begegnete mir gegen Abend ein sieben- bis achtjähriger Knabe, der, ohne Schuh und Strümpfe, ohne einen Sols in der Tasche, bloß mit seinem an einem Riemen auf dem Rücken hangenden Schuhputzerbänkchen sich aus seiner fernen Heimath nach Bordeaux und von da — wo, wie er in seiner Unschuld sagte, le commerce n'alloit plus du tout — nach Paris theils geputzt, theils gebettelt hatte, und nun, ohne Obdach und Nahrung, sich traurig nach einem Winkel umsah, wo er den Hunger verschlafen könnte. Zwey Nächte hindurch hatten ihm einige mitleidige Dragoner in ihrem Stalle Stren und Brod gegeben, aber ihn die dritte nicht mehr beherbergen können.

(Die Fortsetzung folgt.)

Benhalem und Thirza.

Eine Erzählung.

Das Abendgold der Sonne sank ins Meer,
Dort wo der Nil die reichen Fluren wässert;
Auf seidnen Abendlüften wiegten sich
Die dunkelrothen Blüthen der Granaten;

Des langen heißen Tages Gluth verschwammm
Im Nebel, der um dunkle Tamarinthen
Und trauernder Cypressen Zweige flog.

Da sank in der Umlaubung lichten Räumen
So lieblich-feyerlich, wie schönen Seelen
Die Fantasie die Lauben Edens mahlt,
Benhalem zwischen goldner Lotus Kelche,
Die dort der Flor voll Liliendust entblühn;
Er kühlte sich nach heißer Tagesschwüle,
Die Stirne, göttlicher Gedanken Tempel.
Benhalem war ein Mann von seltnem Geist,
Im schönsten Blüthenalter seiner Tage;
Die edle Stiene frey und hochgewölbt,
Von dunkler Lockenfülle überschattet;
Das seelenvolle Aug' voll Himmelsruh,
Und leuchtend von dem hohen innern Leben;
Um seine Lippen schwebte anmuthsvoll
Bald Ernst und Trotz, und bald Verstand und Güte.
An heil'ger Quelle, wo die Wahrheit strömt,
Die ewig wahr das Göttliche bezeichnet,
Die nur geweihten höhern Seelen strahlt,
Trank seine Seele früh mit durst'gen Zügen.
Das Glück, das Sterbliche so selten krönt,
Die die Unsterblichen im Busen tragen,
Gab ihm verschwenderisch des Reichthums Macht,
Vertraute seinem Herzen Gold die Fülle;
In eigner Größe hohem Selbstgefühl
Verlacht er stolz des äußern Glanzes Schimmer;
Die Thränen, die, geschützter Unschuld Dank,
Dem blassen Gram entriss'ne Arme weinten,
Wohl schön're Perl'n in sein Diadem,
Als dort des Reichen Turban strahlend zieren;
Ihm gab sein Herz Natur und Saitenspiel,
Die schönsten Freuden, die dieß Leben schmücken.
Jetzt lag er nach vollbrachtem Tagewerk,
In süßer Ruhe seligen Gefühlen,
In seiner Welt; die äußre sank dahin,
Wie vor der Morgenröthe Nebel fliehen.

Da schwebte auf des Abends goldnem Strahl,
Sanft angehaucht von Iris holden Farben,
Der Träume seligster auf ihn herab
Und trug ihn in den höhern Lebensäther,
Wo sich der Wahrheit und der Schönheit Quell,
Umstrahlt von Uranus und von Pleionen,
Im Sphärentanz durch lichte Räume walzt;
Er hörte Orpheus sel'ge Melodien,
Bald leis', wie Aeols Geisterharfe tönt,
Dann laut, wie die Harmonica sie jauchzet.
Er sah die Früchte jeder guten That
An ewig grünen Lebensbäumen prangen,
Und seine holde Thirza, jung und schön,
Auf einer Rosen-Abendwolke schlummern;
Dort, wo der edeln Liebe Heimath ist,
Wo die verwandten Seelen sich begegnen,
Trug ihn sein Genius mit sanftem Arm
Der Heißgeliebten hoch entzückt entgegen.
Da rauschte sausend durch die Abendluft
Ein Pfeil in Gift getaucht nach Halems Herzen;
Mit Thirza's Nahmen auf den Lippen schloß
Sein Auge sich zu ew'gen Todesschlummer.

So unbesorgt eilt des Gerechten Geist
Aus süßen Träumen in die Nacht des Todes.
O, würde eines ruhigen Gewissens
Triumph der Tugend schon im Prüfungsthal!

Bochorus war sein Mörder und sein Feind;
Durch der Verwandtschaft Bande ihm genähert,
Verbarg er falsch und schlau in seiner Brust
Den Haß, den Eifersucht und Neid erregten.
Wie leicht umstrickt mit feingewebtem Netz
Die Bosheit nicht den unbesorgten Guten!
Erfahrung schützt weit leichter vor dem Fall,
Als Unschuld, wenn die Tugend sie begleitet.
Der Edle sah die bunte Schlange nicht,
Die giftig unter seinen Rosen lauschte;
So sinket mancher mit Vertrauen hin
An eines Lasterhaften falschen Busen,
Und seiner Menschenliebe holde Frucht
Geht mit dem Glauben an die Menschheit unter.
Bochorus hatte sich um Thirza's Gunst
Schon längst bemüht, er haßte den Beglückten;
Auch ohne ihn wär' sie dem rauhen Mann
Auf ewig fremd und ungerühet geblieben;
Nie kann der Seele süße Sympathie
Und nie das Edle sich dem Laster einen,
Um jenes Glück, das reine Liebe beut,
Von ungeweihten Händen zu empfangen,
Die Liebe gibt der Liebe nur sich hin,
Das wahre Schöne huldigt nur dem Schönen;
Auch kann auf wenig Augenblicke nur
Des Himmels offnen Glanz der Sünder tragen.
Bochorus liebte Thirza's Seele nicht,
Mit wildem Blick verschlang er ihre Reitze;
Sie senkte ernst das lebensvolle Aug',
Von Grazien mit holder Scham beschattet.
Und höher hob sich die beklommne Brust,
Wenn er sich ihr mit frechen Blicken nahte,
Und seiner heißen Liebe Gegengunst
Mit schlecht verhaltner wilder Gluth erflehte.
Heut' hatte sie ihm ernst und fest erklärt,
Daß sie Benhalem ewig angehöre;
Da schuf die Rache jenen gift'gen Pfeil,
Und ihr zum Opfer fiel der Heißgeliebte.

Der edeln Liebe eines Halems werth
War des Kalifen hochgesinnte Tochter.
Ihr hatte die Natur den höchsten Reitz,
Die Götter jene Lieblichkeit gegeben,
Die nur aus schönen Augen schöner strahlt,
Vom Zauber sanfter Grazie umflossen;
Ihr Geist, für jede Tändeley zu groß,
Erhob sich früh zu edleren Genüssen;
Die zarte Blüthe der Bescheidenheit
Verwelkte nie an ihrem reinen Herzen.
Mit einer Liebe, ewig neu und warm,
Wie sie die bessern Seelen nur empfinden,
Lag sie an ihres Halems treuer Brust,
Und sog aus seinem Blick des Himmels Wonne.
Wer mahlet ihr Entsetzen, ihren Schmerz,
Als sie die Trauerbothschaft überraschte.
Acht Tage schwebte zwischen Seyn und Tod
Ihr Leben hin, dann nahte sich ihr Engel,
Und trug sie sanft, wie ihre Seele war,
In Lichtgefilde zu dem Tiefbeweinten.

Bochorus blieb die Geißel seiner Welt,
Der Unschuld Mörder, Schöpfer eigner Qualen,
Und ward erst spät gerechter Rache Raub.

Dort wird sich einst das große Räthsel lösen,
Warum hier hoffnungsvoll Blüthe welkt:
Warum in seinem thatenvollen Wirken
Dem edeln Mann die ernste Stunde naht
— Geschaffen, Millionen zu beglücken.
In ihrer Wonne selbst ein Gott zu seyn —
Warum der Bösewicht in grauen Haaren,
Vom Glück gepflegt, den bessern Mensch zertritt,
Auf edeln Boden Thränensaaten streuet,
Warum er darf mit kühnem Frevel frey
Die Geißel über seine Brüder schwingen,
Und seiner Herrschsucht Hekatomben weih'n.

Elisa Sommer,
geb. Brandenburg.

Locke und die Karte.

Locke lebte, wie man weiß, auf einem sehr vertrauten Fuße mit den größten Staatsmännern seiner Zeit, zu welchen bekanntlich ein Mylord Shaftesbury, der Vater des Philosophen, und erklärte Gegner Königs Carl II., ein Mylord Halifax, ein Herzog von Buckingham, und mehrere Männer von gleichem Range und Charakter gehörten. Die Freyheiten, welche er sich zuweilen in ihren geselligen Zirkeln gegen dieselben nahm, trugen immer so sehr das Gepräge der ihm eigenen liebenswürdigen Geradheit, Offenheit und Wahrheitsliebe, daß sie, schon um deswillen, gewöhnlich entschiedene Wirkung thaten, und nie ihres Zwecks verfehlten.

Einst waren mehrere dieser Herren, denen es weder an Kopf noch an ausgebreiteter Kenntniß gebrach, bey Lord Shaftesbury versammelt, mehr in der Absicht, sich auf eine angenehme Art zu genießen, als in ernsthaften Angelegenheiten. Locke, der vertraute Freund Shaftesbury's, war von der Gesellschaft. Man hatte sich kaum die gewöhnlichen Höflichkeiten bezeugt, als Karten gebracht wurden, und das Spiel begann. Locke sah den Spielern Anfangs eine Weile ernsthaft zu, den Blick von einem auf den andern richtend. Hierauf zog er seine Schreibtafel hervor, und fing an, mit merklicher Anstrengung, in einem weg etwas darin einzutragen. Man bemerkte es nicht sogleich. „Was schreiben sie da?" fragte endlich einer der Lords, dem diese Emsigkeit zuerst aufgefallen war. — „Ich suche mir Ihre Unterredung so gut zu Nutze zu machen, als es gehen will, Mylords," versetzte ganz ruhig Locke; „es war längst mein Wunsch, an der Unterhaltung der geist- und kenntnißreichsten Männer unsrer Zeit öfter Theil nehmen zu können, und da mir dieser gelungen ist, so halte ich es der Mühe werth, Ihre Gespräche schriftlich aufzuzeichnen; das Wesentliche derselben habe ich in der That seit ein Paar Stunden hier beysammen." —

Man fühlte den Stich. Einige Pröbchen wurden unverzüglich unter Spott und Gelächter abgelesen. Jeder der im Spiele Begriffenen trug bey, das Lächerliche derselben durch eigene Jovialitäten zu vermehren. Die Karten wurden weggeworfen, und anständigern und geistvollern Unterredungen Platz gemacht.

Dresden, 1809.

Martyni-Laguna.

Notitzen.

Rußland. — Bekanntlich ist neuerdings in Rußland eine ökonomische Gesellschaft gestiftet worden, welche den Herrn von Kotzebue zu ihrem Secretär ernannt hat. Diese Societät hat eine Menge neuer, hauptsächlich Englischer Agricultur-Geräthschaften angekauft, um deren Gebrauch in Rußland einzuführen. Das Schiff, worauf solche nach Rußland gebracht werden sollten, wurde von den Engländern genommen und für gute Preise erklärt. Herr von Kotzebue, der dieß erfuhr, wendete sich darauf an den Admiral Saumer z und stellte ihm vor, daß diese Geräthschaften Privat-Eigenthum wären, und noch dazu den humanen Zweck hatten, nützliche Erfindungen, besonders der Englischen Nation, weiter zu verbreiten und gemeinnütziger zu machen; er schmeichle sich um so mehr, daß man diese Geräthschaften wieder heraus geben werde, als er, der Hr. v. Kotzebue, durch seine Theater-Stücke, deren viele ins Englische übersetzt und mit Beyfall auf die Bühne gebracht worden seyen, einiges Verdienst um die Englische Nation habe. Der Admiral hat darauf auch die Zurückgabe dieser Sache sogleich verfügt, und solches dem Herrn v. Kotzebue mit der Äußerung eröffnet, daß er seinen Wunsch um so lieber erfüllt habe, als er dadurch eine Gelegenheit erhalten, eine ihm unbekannte Schuld seiner Nation an Hrn. von Kotzebue für seine Theater-Stücke, woran übrigens seine Landsleute keinen Mangel hatten, abzutragen.

Auflösung des Räthsels in Nro. 3:

Bist du kein Ödipus und kannst des Räthsels Knoten
Nicht lösen: gehe zum Clavier,
Und spiele die verrätherischen Noten,
Sie sagen alles Dir:



C. H. Schreyer.

Gedruckt bey Anton Strauß in Wien.



Der Sammler.

Donnerstag den — 8. — 18. Jänner 1810.

Die neue Brücke (pont-neuf) in Paris.

(Fortsetzung.)

Ohne Zweifel würde mancher dieser unglücklichen Kleinen mitten in der Hauptstadt des Luxus und der Schwelgerey vor Hunger verschmachten, wenn nicht durch eine Einrichtung dafür gesorgt wäre, welche nur einem solchen Ankömmling ganz fremd seyn konnte. Jeder von ihren landsmännischen Zunftgenossen hat nähmlich in irgend einem Winkel der entlegensten Vorstädte eine Kammer gemiethet, wo zwölf, zwanzig und mehr solcher Verlassenen Obdach und nothdürftigen Unterhalt finden, ihm aber dafür nicht nur als ihrem Vorgesetzten zu gehorchen, sondern ihm auch Alles einzuhändigen haben, was sie am Tage durch Schuhputzen, Dudelsackblasen, Schornsteinkehren, oder sonst erwerben. Ungeachtet es nun, wie man leicht denken kann, mit dieser Ablieferung nicht immer ganz richtig zugeht, so dürfen sie doch nicht mit leerer Hand heimkommen, wenn sie sich nicht der nachdrücklichsten Züchtigung aussetzen wollen; denn ihr Pflegevater setzt immer voraus, daß Faulheit, Unachtsamkeit oder Schelmerey Schuld daran sey. Daher kommt es, daß man noch zuweilen spät in der Nacht hier und da einen solchen Knaben auf den Brücken liegen sieht, der laut weinend klagt, er sey heute so unglücklich gewesen, gar nichts zu erwerben, und dürfe sich nun nicht nach Hause wagen; welche Versicherung indessen nicht selten erdichtet ist.

Die neuen Ankömmlinge werden, nachdem sie eine Art von Noviciat bestanden und hinlängliche Proben von ihrem Talente abgelegt haben, an der Mitte des Seitenpflasters der Brücke angestellt und rücken erst allmählig, wenn sie älter werden und einen höhern Grad bekommen, nach den beyden Enden zu, wo der Anlauf und folglich auch der Erwerb am stärksten ist. Ehemahls bezahlte man einen halben Sol par Séance, aus welchem Ausdrucke man aber nicht folgern muß, daß der zu Säubernde sitze, wozu an den Straßen nicht wohl Rath zu schaffen ist; er steht also abwechselnd mit dem einen Fuße vor, mit dem andern auf der Bank, während der Savoyarde den letztern wäscht, bürstet und wichset. Die Revolution, welcher man verdienter und unverdienter Weise fast alles Übel, besonders aber die Preiserhöhung der Lebensbedürfnisse und des Arbeitslohns, zur Last legt, hat auch den Schuhputzern Veranlassung gegeben, ihre Taxe zu steigern, so daß man ihnen jetzt von einem Paar Schuh zwey, von einem Paar Stiefel aber drey Sols erlegt, wobey jedoch vorausgesetzt wird, daß der Arbeiter die ganze Schule mache. Für das bloße Abkehren des Staubes kommt man mit einem Sol los.

Wie unentbehrlich indessen diese Classe von Menschen der schmutzigen Hauptstadt auch ist, (worin es eine Menge Gassen gibt, die das ganze Jahr hindurch von keinem Sonnenstrahle beschienen und folglich niemahls trocken werden,) so wäre doch zu wünschen, daß nicht so viele starke, stämmige Kerls, die ihre Kräfte zu etwas

Bessern gebrauchen könnten, sich dieser Beschäftigung widmen, sondern dieselbe vielmehr den Kindern und Weibern überlassen möchten. Sie führen freylich zur Beschönigung dieses Halbmüßiggangs an, daß sie auch Packen tragen, sich als Bothen gebrauchen lassen u. s. w. Allein dieß Alles ist meistens das Geschäft einer eigenen Art von Subjecten, die man mit ihren Reffen an allen Straßenecken lehnen sieht, und die, wie die so genannten Sonnenbrüder, Litzenbrüder u. s. w. mancher Städte Deutschlands, gewöhnlich eben so unersättliche als ungehobelte Gesellen sind. Übrigens ist die Einnahme der Schuhputzer natürlich bey trocknem Wetter ungleich geringer als bey feuchtem, deßwegen haben auch die mehrsten noch einen oder mehrere andere Erwerbszweige, welches, mit den gehörigen ortographischen Fehlern, auf einem Stück Pape, daß sie, wie ein Schild, auf einen kleinen Stock gesteckt, an ihrer Fußbank zu befestigen pflegen, oft drollig genug angezeigt wird. So heißt es z. B. auf dem Schilde des Einen auf dem pont-neuf: „Piere tond les chiens et sa femme — fait la commission;" wobey zu merken ist, daß die hier vor dem Striche befindlichen Worte auf der einen, die übrigen aber auf der andern Seite der Pappe stehen. Ein Anderer kündigt sich dem Publicum folgender Maßen an: „Bourguignon tond les chiens et coupe les oreilles aux Danois:" unter welchem letzten Worte jedoch bloß die Dänischen Hunde zu verstehen sind.

Ehemahls hießen die Schuhputzer in Paris ohne alle Ausnahme Decrotteurs; seit einigen Jahren aber haben die Mattadore unter ihnen angefangen sich Artistes zu nennen. Ein Schuhputzergenie gerieth nähmlich auf den Einfall, im Palais royal eine boutique zu miethen, und deren Wände inwendig rings umher mit bequemen, mit rothem Plüsch beschlagenen Sitzen versehen zu lassen. Eine moderne Schlaguhr, einige Wandspiegel und besonders ein kleines Comptoir am Fenster, worin die nach ihrer Art recht hübsch aufgeputzte Schuhputzerdame saß, zogen bald Kundleute herbey, die sich's auf den weichgepolsterten Sitzen gefallen ließen, und die immer bey der Hand liegenden gangbarsten Zeitungen und Intelligenz-Blätter lasen, während der Eigenthümer der Bude nebst vier oder fünf Gehülfen beschäftigt war, ihre Stiefel zu reinigen und mit wohlriechender Glanzwichse zu salben, wofür man vier bis sechs Sols bezahlte. Da der Mann sich gut dabey stand, so fand sein Beyspiel bald Nachahmer, die sich in dem passages Feydeau, du Panorama, de l'Orme u. s. w. en boutique niederließen, und wovon einer so gar eine kleine Lese-Bibliothek hält, die seinen Kundleuten während der Manipulation zu Gebothe steht. Die Pariser-Decrotteur-Buden unterscheiden sich also von den Gymnasien und Lycäen bloß dadurch, daß in diesen für Kopf und Herz, in jenen aber für Kopf und Füße gesorgt wird.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Heirathsvertrag.

„Mein Himmel! in was für einer verkehrten Welt lebt man jetzt!" rief Herr Peter Asten, und warf seine dampfende Pfeife aus der Hand. „Jedes Ey will klüger seyn als die Henne, und ein ehrlicher Vater muß seine widerspänstigen Kinder mit Donnerwettern des Zorns in die Arme des Glücks treiben! — Kurz, Ferdinand, Ein Wort für tausend: Du heirathest die für Dich gewählte Braut, und hältst Dich auf den Abend bereit, den Ehevertrag zu unterzeichnen!" —

Ferdinand wollte neue Vorstellungen beginnen; aber der Vater sprang ungestüm auf, schob ihn, ohne weiter ein Wort zu verlieren, mit beyden Händen zur Thür hinaus und verriegelte sie.

Traurig ging der junge Mann in sein Zimmer, und schrieb einen langen, rührenden Brief, worin er dem Vater das bis jetzt verschwiegene Bekenntniß that: sein Herz sey nicht mehr frey, sondern das ewige Eigenthum eines armen, aber edlen Mädchens. — Verlorene Mühe! Herr Peter Asten sandte den Brief unerbrochen zurück, betrieb die Verlobungsanstalten mit doppeltem Eifer, und gegen Abend sammelte sich in steifen Feyerkleidern die von ihm eingeladene Gesellschaft, worunter Herr Joachim Olsen und dessen bräutlich geschmückte Tochter Dorothea die Hauptpersonen waren.

Die Herren Asten und Olsen hatten sich dreyßig Jahre lang täglich auf der Börse gesehen und gesprochen, hatten manches gute Geschäft mit einander gemacht, und waren so nach und nach Gewohnheitsfreunde geworden. An einem Tage legten sie, durch die Stürme der Zeit dazu bewogen, ihre Handlungen nieder, und traten sie Fremdlingen ab; denn Olsen's Tochter war sein einziges Kind, und Asten's Sohn, der ebenfalls keine Geschwister hatte, bezeigte von Jugend auf eine so unüberwindliche Abneigung gegen die Kaufmannschaft, daß sich der Vater nach langen, fruchtlosen Kämpfen entschließen mußte, ihn seinem Hange zu Künsten

und Wissenschaften zu überlassen. Als sich die alten Herren, die beyde Witwer waren, zum letzten Mahl auf der Börse sahen, trafen sie gelegentlich und mit so kaltem Blute, als sprächen sie von einem Wollhandel, die Übereinkunft, ihre Kinder mit einander zu vermählen. Keinem von beyden fiel es ein, daß die jungen Leute andern Sinnes seyn könnten. Darum erstaunte Herr Asten nicht wenig, als Ferdinand die Vollziehung des auf der Börse geschlossenen Vertrages von sich ablehnte. Dorothea hingegen machte nicht die geringste Schwierigkeit, den auf sie gestellten Herzenswechsel zu honoriren. Diesen kindlichen Gehorsam konnte sie sich aber in der That nicht als ein schweres Opfer anrechnen; denn Ferdinand war an Körper und Geist ein liebenswürdiger Mann, und einst der Erbe eines Vermögens, das sogar den ansehnlichen Reichthum ihres Vaters weit überwog.

Doris Olsen (so nannte sie sich, weil ihr der Nahme Dorothea zu altfränkisch klang) hatte kurz zuvor ihren zwey und zwanzigsten Geburtstag mit großem Gepränge begangen. Die Zahl **XXII** glänzte mit Zuckerschrift auf Torten, brannte mit Feuerzügen im erleuchteten Garten, stand den poetischen Glückwünschen einiger Hausschmarotzer auf die Stirn gedruckt, und war noch an vielen andern Orten angebracht, um das Kirchenbuch, das der Königinn des Festes eine Last von dreyßig Jahren aufhalsen wollte, Lügen zu strafen. Wer aber, von der überall in's Auge springenden Ziffer hinweg, in Dorchens Angesicht sah, stellte der geistlichen Urkunde vollen Glauben bey, und würde sogar ihre Wahrhaftigkeit nicht bezweifelt haben, wenn sie auch ein Jahrzehend mehr angesagt hätte. Es machte daher einen widrigen Eindruck, daß sich die reitzlose Dame noch jetzt, da der Herbst ihres Lebens mit starken Schritten herein brach, wie ein erst aufblühendes Mädchen schmückte, und die kindische Naivheit der aus Kotzebue's Indianern in England bekannten Gurli nachäffte. Diese lächerliche Ziererey, die sie überall zur Schau trug, hätte den ernsten und geradsinnigen Ferdinand von ihr zurück geschreckt, wenn er auch sonst geneigt gewesen wäre, sich mit ihr zu verbinden.

Die beyden Alten hatten sich über die Puncte der Ehestiftung unter vier Augen verglichen, und das Geschäft, sie in eine rechtskräftige Form zu bringen, dem erfahrnen Notar Kilian überlassen. Dieser gute und ziemlich betagte Mann war in dergleichen Angelegenheiten der gewöhnliche Schriftsteller, und hatte in seinem langen, arbeitsamen Leben gegen tausend Ehezärter*) entworfen, ohne eben dadurch viel zärtliche Ehen zu stiften. Doch seine Schuld war es nicht, daß bisweilen die von ihm verfaßten Bundesverträge einen ewigen Hauskrieg zur Folge hatten. Er schrieb, was man verlangte; kein Jota zu viel oder zu wenig. Mit dieser Pünctlichkeit hatte er auch den Auftrag der Herren Asten und Olsen vollzogen, und überbrachte jetzt die gefertigte Schrift, die in einer großen Papierrolle aus der Tasche seines breiten Ehrenkleides hervor ragte.

Die Gesellschaft setzte sich in bunter Reihe um eine mit Erfrischungen beladene runde Tafel. Diesem glänzenden Bogen fehlte nur noch der Schlußstein — der Bräutigam. Er kam nicht. Unruhig blickte Herr Asten oft nach der Thür, stand endlich auf, und eilte mit starken Schritten in's Hinterhaus, wo sein Sohn ein Paar Zimmer bewohnte, und jetzt in häuslicher Kleidung den Kopf auf den Arm gestützt, in einem Sorgestuhle saß.

„Nun, was heißt das? Warum kommst Du nicht?" polterte der Vater. „Die Braut ist da, der Notar ist da, der Contract ist fertig!" —

„Ich kann ihn nicht unterschreiben;" sagte Ferdinand mit weicher, wehmüthiger Stimme. „Vater, ich beschwöre Sie, stehen Sie von dieser Forderung ab, zwingen Sie mich nicht, Ihnen öffentlich in dieser Sache den willigen Gehorsam zu verweigern, den Sie in allen andern Fällen ohne Ausnahme von mir erwarten können. Ich stürze mich auf Ihren Wink lieber in ein Feuer, als in die Arme des Frauenzimmers, das Sie mir aufdringen wollen." —

„Wunderlicher Mensch!" versetzte der Vater mit erzwungener Kälte: „Du gebärdest Dich, als wäre von einem Drachen die Rede!" —

„Es ist nicht möglich; ich kann mein Herz nicht theilen;" fuhr Ferdinand fort. „O, hätten Sie doch meinen heutigen Brief gelesen! Er enthielt ein Geständniß, das ich Ihnen nicht länger verschweigen kann. Ich liebe ein tugendhaftes Mädchen; die arme Tochter eines verstorbenen Mahlers; Louise Baumgarten ist ihr Nahme." —

Der Alte gerieth außer sich. Eine arme Schwiegertochter war ihm ein verhaßter, ein unerträglicher Gedanke. Ferdinand hielt standhaft, doch mit unverletzter Achtung gegen seinen Vater, den Sturm aus, und wankte nicht. Herr Asten mußte sich allein, und ohne etwas ausgerichtet zu haben, zur Gesellschaft zurück begeben. Er brachte vor der Thür des Versammlungssaa-

*) Ehezärter oder Ehezarter: eine noch an vielen Orten gewöhnliche Benennung der Ehestiftungs-Urkunde.

les seine verstörten Gesichtszüge so viel als möglich wieder in Ordnung, trat mit erkünstelter Unbefangenheit hinein, und sagte: „Meine Damen und Herren, ich muß die Abwesenheit meines Sohnes bey Ihnen entschuldigen. Der junge Sausewind hat sich bey einem Spatzierritte, den er am heutigen Morgen in zu leichter Kleidung gemacht hat, eine Verkältung zugezogen, die ihn wohl nöthigen wird, einige Tage das Bett zu hüthen." —

(Die Fortsetzung folgt.)

Notitzen.

Wien am 12. Jänner 1810. Gestern wurde im k. k. Hof-Theater nächst der Burg zum ersten Mahle aufgeführt: Sorgen ohne Noth, und Noth ohne Sorgen, ein Lustspiel in 5 Aufzügen von Hrn. v. Kotzebue. Der Titel dieses Stückes ist in der Handlung desselben nur leicht angedeutet. Ein reicher Mann ist besorgt, wie er sein vieles Geld wohl verwahren, oder nützlich verwenden soll; zwey arme junge Bursche hingegen werden wohl vom Hunger, aber gleichwohl nicht von Sorgen gequält. Das Übrige des Stücks entspricht dem Titel ganz und gar nicht: Zwey junge Mädchen, die sich zuletzt mit den zwey erwähnten jungen Burschen vermählen; ein alt adelicher Hagestolz, der um seine Braut geprellt wird; ein Magister und seine Frau, die ihren verloren geglaubten Sohn finden; und drey Tanten, mit allen Fehlern ausgestattet, die man alten, unverheiratheten Mädchen, mit Recht oder Unrecht, aufzubürden pflegt; dieß sind die heterogenen Ingredienzen, aus welchen Hr. Kotzebue durch das Verbindungsmittel eines äusserst witzigen und pikanten Dialogs ein Ganzes zu machen wußte, das unter die, zwar nicht regelmäßigsten, aber unterhaltendsten Lustspiele gehören würde, wenn nicht der dritte Act durch die Scene mit der vermeinten Giftmischerey, (die wir in dem Hausdoctor, und dem Hausgesinde schon zur Genüge gesehen haben) und der ganze vierte Act durch die viel zu lang gedehnte Farce mit der Maskerade verdorben wäre, von welch letzterer der Autor sich um so leichter hätte dispensiren können, als der Zweck, den er damit zu erreichen sucht, auf eine weit natürlichere Art eben so gut zu erlangen gewesen wäre. Das ganze Stück, das keinen eigentlichen Plan hat, scheint bloß geschrieben worden zu seyn, um die darin enthaltenen vielen sehr treffenden Anspielungen auf den Geist unserer Zeit anbringen zu können.

Was die Darstellung betrifft, kann man wohl behaupten, daß selbe nichts zu wünschen übrig ließ. Besonders zeichneten sich aus: Madame Korn, die sich durch meisterhafte Ausführung eines von ihr noch nie gesehenen Rollenfachs, des muthwilligen, ein neues Recht auf den Beyfall des Publicums erwarb; der fleißige Herr Roose, dem wir es gar nicht genug danken können, daß er uns so oft das Vergnügen gewahrt, ihn zu bewundern, und der in diesem Stücke einen fröhlichen Charakter mit der ihm eigenen Laune unübertrefflich darstellet; endlich Herr Krüger, der in einer fein komischen Rolle unsere neuliche Behauptung vollkommen bestätiget hat, daß er hierin seine schönsten Triumphe feyert. Nur bemerken wir schon seit einiger Zeit, daß Hr. Krüger sich angewöhnt, öfters so leise zu sprechen; daß ihn kaum seine Mitschauspieler, viel weniger das Publicum zu hören vermag. Lange, Brockmann, Weidmann, Ziegler beweisen, daß man in jeder Rolle und in jeder Situation verständlich sprechen könne, ohne dadurch der Darstellung im Geringsten zu schaden, und das leise Sprechen ist seitdem um so unzulässiger geworden, als Lärmen und Unruhe in unsern Theatern an der Tagesordnung stehen.

Weil wir eben davon sprechen, wollen wir doch versuchen, ob wir nicht die Ursachen dieser, für wahre Theater-Freunde so lästigen Erscheinung finden können. Man pflegt ja zu sagen: das Übel, dessen Grund man kenne, sey dadurch schon halb gehoben. Gebe der Himmel, daß diese Behauptung auch hier sich bewähren möge!

Die erste Ursache dürften in der gegenwärtigen Jahreszeit liegen, die uns so freygebig mit Schnupfen und Husten beschenkt. Zwar haben die damit Betheilten an dem Geräusche, daß sie verursachen, keine Schuld, weil es unwillkührlich ist; wenn sie aber bedächten, daß sie in diesem Zustande selbst das Schauspiel nur halb genießen können, würden sie sich wohl gerne zu einer vorübergehenden Abstinenz verurtheilen, um nicht auch noch Andern dieses Vergnügen zu vereiteln.

Die zweyte Ursache dürfte jene seyn, die in die Logen und in die gesperrten Sitze des ersten Parterre's und des dritten Stockes erst nach schon begonnenem Schauspiele kommen. Wenn aus 100 Personen 10 durch ihre Geschäfte abgehalten werden, kann man zuverläßig immer noch 90 annehmen, die vorsetzlich später kommen, um das Ansehen zu haben, als hätten sie sich kaum den wichtigsten Staats- oder Commerz-Verhandlungen entrissen, oder als kamen sie eben erst von einem Diner à la française, das um 5 Uhr begonnen hat.

Die dritte, und vielleicht die vorzüglichste Ursache glauben wir in den Herren Promenanten des dritten Stocks zu finden; die keinen fixirten Platz nehmen, sehr vernehmlich im Kreise herum treten, noch vernehmlicher schwatzen, und überhaupt ganz und gar nicht des Schauspiels wegen in's Theater gehen.

Die vierte Ursache endlich liefern die Numero's. Zwar sind die Preise der Raffriscaden — Dank sey es jenen Conrsmachern — auf einen Preis gestiegen, daß nur mehr Verkäufer welche kaufen können; da aber diese auch den größten Theil der Zuhörer ausmachen, haben die Numero's alle Hände voll zu thun, schlagen die Thüren zu, klimpern mit Gläsern und Gelde, und was sonst dergleichen Annehmlichkeiten mehr sind. Es war eine Zeit, wo die lobenswerthe Einrichtung bestand, daß diese Trabanten der Gourmandise nur während der Zwischenacte ihr Wesen treiben durften; und alle diejenigen, die in's Schauspielhaus kommen, um zu hören, und nicht um zu essen und zu trinken, bedauern herzlich, daß diese schöne Einrichtung, wie so manche andere, nach und nach zu existiren aufgehört hat.

Gedruckt bey Anton Strauß in Wien.



Der Sammler.

Samstag, den — 9. — 20. Jänner 1810.

Die neue Brücke (pont-neuf) in Paris.

(Fortsetzung.)

Pâris's Kaffehhaus.

Wer die hängenden Gärten der Semiramis und die romantischen Gestade der Insel der Kalypso ganz en miniature sehen will, der trete in den zu diesem Kaffehhause gehörigen kleinen Garten, dessen beständig offenstehende Thür nach der Brücke zu, wenn nicht durch die reitzende Aussicht, welche sie eröffnet, doch wenigstens durch eine dem Gaumen anlockende Überschrift, ohnehin schon jeden erfrischungsbedürftigen Wandler herein zu kommen einladet. Hier setze er sich an dem schroffen Abhang nach der Seine zu, besonders Abends vor Sonnenuntergang, in eine Laube und sehe auf der einen Seite das geschäftige, durch tausenderley kleinliche Triebfedern veranlaßte Wogen und Toben auf der Brücke; auf der andern Seite den Strom, der, geräuschlos große Massen fortwälzend, kalt und ruhig seine gerade Bahn verfolgt; im westlichen Hintergrunde die scheidende Sonne, deren letzte Strahlen den stillen Ernst des Einen zu erheitern und über das nichtige Getümmel der Andern zu lächeln scheinen. Überhaupt findet man wohl schwerlich auf irgend einem Flecke der Erde mehr Stoff zum Nachdenken über die Vergänglichkeit aller menschlichen Dinge, als auf dem pont-neuf, der von Anbeginn der Schauplatz so großer und verschiedenartiger Ereignisse, der so oft Zeuge der königlichsten Pracht und des drückendsten Elends, des lautesten Volksjubels und der tobendsten Volkswuth, der trunkendsten Freude und des herzzerreissenden Jammers war; der bald ein Krönungsfeuerwerk, bald eine demokratische Füsillade, hier einen guten König noch in seiner Bildsäule vergöttern, dort einen andern zum Blutgerüste schleppen, heute eine Anzahl Volsidole in Triumph vorbey stolziren und morgen ihre Leichname in die Seine stürzen, auf der einen Seite der angebetheten Freyheit einen Altar errichten und sie auf der andern von einem grausamen Robespierre höhnisch mit Füßen treten sah. „O vanitas vanitatum!" scheint der Strom zu murmeln und die untergehende Sonne zu lächeln. —

Etwa 40 bis 50 Fuß tiefer liegt senkrecht unter dem Kaffehhaus und dessen Gärtchen eine kleine Halbinsel, (eigentlich die äußerste Erdspitze oder Cité) die, von den Wellen der Seine bespielt und mit schattigem, von Englischen Gängen durchschnittenen Buschwerk bepflanzt, dem des städtischen Geräusches überdrüssigen Denker einen noch stilleren Ruhesitz darbiethet. Hier wenigstens würde er ihn finden, wenn in Paris überhaupt Ruhe zu finden wäre; hier würde er, wie an den Ufern des Lethe, die Menschlein dort oben vergessen können, wenn nicht das Geräusch der Kaffehtrinker und andern Gäumler umher ihn beständig daran erinnerte, daß er noch mitten unter ihnen ist: hier würde er ein kleines Elysium zu erblicken glauben, wenn nicht das Geschrey: garçon, les petites affiches! Baptiste, un tire-

bouchon! die Täuschung unaufhörlich störte, und die aus dem gleich neben der Insel liegenden Badeschiffe von Zeit zu Zeit herüber wankenden Schatten ihn nicht vielmehr an den Mercurius dulcis als an den Mercurius Chthonius gemahnten.

Nichts ist anziehender, als den Pariser an einem öffentlichen Orte zu beobachten, wo er zwischen den Schönheiten der Natur und seinen gewohnten städtischen Umgebungen gleichsam in der Mitte steht; wenn man dieß anders von jemanden sagen darf, der immer nach den letztern herüber hinkt. Ich befand mich vor kurzem an einem schwülen Abend auf der kleinen Insel; den Rücken nach dem pont-neuf zugekehrt, hatte ich vor mir im Westen den Strom, nebst den tiefer abwärts darüber gehenden drey Brücken, pont des arts, pont royal und pont de révolution; zur Rechten das prächtige Viziersche Schiff, das von lustigen Badegästen ertönte; zur Linken den Quay de la monnoye, der, wie der ihm gegenüber liegende Quay de l'école, von Spatziergängern wimmelte. Die Dämmerung wurde immer matter, den westlichen Horizont umlagerten schwarze Wetterwolken nur zuweilen von flammenden Blitzen durchzuckt, und vermuthlich würde man den fernen Donner vernommen haben, wenn nicht das Getöse der Wagen auf den Brücken und Quays dessen Stimme übertäubt hätte. Des Flusses spiegelglatte Fläche ward bald von einem kühlen Windstoß gekräuselt, bald von einem feurigen Blitze geröthet. An seinen beyden Ufern machten die schwarzen Kohlenschiffe, worin schon alles von des Tages Last und Hitze zu ruhen schien, mit den weißbehangenen Flößen reger Wäscherinnen, deren Lied in den Gesang der Badenden tönte, einen sonderbaren Contrast. Einige Schritte von mir saß um einen kleinen viereckigen Tisch eine aus vier Personen bestehende Familie. Der Vater, den Rücken dem Fluß zukehrend, las den Moniteur; die Mutter gegen ihm über nebst einer vierzehnjährigen Tochter zu seiner Linken, tranken Limonade, während ein etwa siebenjähriger Knabe ab- und zulief, bald um Johanniswürmchen zu haschen, bald um ein Stück von einem ledernen Windbeutel (échaudé) zu reissen, der für ihn auf dem Tische lag.

„Das ist heute eine Hitze! — seufzte die Mutter, ihr Busentuch etwas lüftend, als eben ein Husaren-Officier vorüber ging — ein Glück, daß wir nicht ins Schauspielhaus gefahren sind!"

„Ja wohl, Mama! — versetzte die Tochter — Ein schöner . . . . . ."

„Abend!" wollte sie vermuthlich fortfahren; aber der Officier sah sich um, und sie verstummte. „Peste! — rief der Vater, seine Leserey unterbrechend — nun haben sie (die Engländer) auch Martinique weggenommen."

Mutter. „Da werden also Zucker und Kaffeh noch theurer werden!

Tochter. „Und die schönen Indianischen Zeuge!"

Der Vater erinnerte, daß Martinique nicht in Ost-, sondern in Westindien liege. Er schien also wenigstens kein Pariser von Geburt zu seyn.

„Im Passage de l'Orme ist ein am Cap geborner, schwarz- und weißgescheckter Knabe zu sehen," begann er bald darauf von neuem, und las den forschenden Damen die Beschreibung desselben vor.

Mutter. „Sonderbar! — Im passage bey den Tuillerien sagst Du? Da müssen viele Menschen seyn. Betti, wir müssen doch morgen hinfahren."

Tochter. „Ja wohl, Mama! la pauvre créature! Ein Glück, daß es kein Mädchen ist; sonst würde es niemahls einen Mann bekommen!" —

Unterdessen hatte das Gewölk im Westen sich allmählich geröthet, und sein Roth jetzt eben die glühendste Höhe erreicht. Des Stromes Wellen funkelten und flammten im Wiederscheine. Die auf den entfernten Brücken am feuerfarbenen Horizonte vorüber gehenden Spatziergänger schienen eben so viele schwarze Dämonen, die vor dem offenen Schlunde der Hölle hin und her wankten. Ich saß in dem schauerlich-schönen Anblick versunken, der mich an Dante's

> Per me si va alla città dolente,
> Per me si va all'eterni dolori,
> Per me si va alla perduta gente . . . . .

erinnerte:

„O Vater, Vater, sieh einmahl! das ist schön!" rief der Knabe, der, Johanniskäfer und Windbeutel vergessend, schon lange an einem Strauche gelehnt, und dem prächtigen Schauspiele zugesehen hatte.

„Oui — antwortete jener, einen Augenblick den Kopf umdrehend — oui, c'est assez curieux."

Die Demoiselle meinte, es sey in der That recht hübsch; sey gerade, wie man's in Pierre's Phantasmagorien, und ich weiß nicht mehr, in welcher großen Oper sehe. Ihre Mutter wünschte sich nichts mehr als einen Schawl d'un coquelicot aussi brillant, als die Farbe des Horizonts; wobey der Herr Papa mitten in seiner Leserey nicht unterlassen konnte, zu bemerken, daß ein solcher diablement cher seyn würde.

„Garçon! Garçon, une orange de sucre!" rief

die Dame plötzlich, als der Mond im Osten aufzugehen begann. Der Aufwärter ging.

(Der Beschluß folgt.)

Seeleben*).

Erster Brief.

Der Seecadet. — Der Seevater. — Erste Ankunft am Bord. — Erste Nacht daselbst. — Die Schiffswachen. — Die Matrosenkost. — Die Backen. — Die Rationen. — Die Musterung.

Helvoetsluis, August.

Endlich der erste Brief von Bord, mein liebster Freund, denn seit acht Tagen bin ich wirklich als Seecadet, oder wie man hier sagt, als Adelborst angestellt. Unsere Fregatte ist die Thetis von 36 Kanonen und 230 Mann, Capitän Andreas von Bruin. Ich bin an den ersten Lieutenant, Herrn Richard Ouwens, empfohlen, um unter seinem besondern Schutze zu stehen. Er wird daher auf der ganzen Reise, wie man's hier zu nennen pflegt, mein Seevater seyn. Vor acht Tagen kam ich also wie gesagt am Bord, mein Vater und meine Brüder begleiteten mich dahin. Wir speiseten bey Herrn Ouwens, wo viel von der bevorstehenden Reise und den früher gemachten Fahrten gesprochen ward, bis endlich der Augenblick des Abschieds kam. Jetzt fuhr mein Vater mit meinen Brüdern nach Rotterdam zurück, und ich richtete mich in meiner Hütte ein. Dieß ist ein kleiner hölzerner Verschlag an der Seite der Cajütentreppe, der nur ein wenig Licht und Luft durch ein kleines viereckiges Fenster in der Thür erhält. Zur Rechten vom Eingange sind zwey Kooien oder Wandbetten befindlich, wovon mir die oberste als die bequemere zu Theil geworden ist. Zur Linken stehen unsere Kisten u. s. w., so daß in der Mitte nur ein sehr schmaler Raum zu einem Stuhle und einem Tischchen übrig bleibt.

Abends mußte ich noch ein Mahl bey Herrn Ouwens speisen, und erfuhr bey dieser Gelegenheit zu meiner großen Freude, daß ich als ältester Cadet eingeschrieben worden sey. Gegen zehn Uhr endlich begab ich mich in meine Kooie, fand die unterste von einem Cameraden besetzt, der bereits in tiefem Schlafe lag, konnte aber bis beynahe vier Uhr Morgens kein Auge zuthun. Dieß kam größten Theils von dem häufigen Rufen der Schildwachen u. s. w. her, woran ich leider noch nicht gewöhnt bin. Sie müssen nähmlich wissen, mein l. Fr., daß der Tag auf den Schiffen von einem Mittage zum andern gerechnet wird, und in sechs Wachen, jede von vier Stunden, abgetheilt ist. Die erste, oder die Nachmittagswache, geht also von 12 bis 4; die zweyte, oder die Plattfußwache, von 4 bis 8; die dritte, sehr uneigentlich die erste Wache genannt, von 8 bis 12; die vierte, oder die Hundewache, von 12 bis 4; die fünfte oder die Tagwache, von 4 bis 8; und endlich die sechste oder die Vormittagswache, wieder von 8 Uhr Morgens bis Mittag. Jede dieser vierstündigen Wachen wird nun wieder in acht halbe Stunden oder Gläser abgetheilt, weil man sich einer Sanduhr dabey bedient. So wie nun die halbe Stunde um ist, wird es mit lauter Stimme und auf der Schiffsglocke angezeigt: ein Glas, zwey Gläser, sechs Gläser u. s. w. und eben so viele Glockenschläge dabey. Zu gleicher Zeit rufen sich sämmtliche Schildwachen ihr „Alles gut! Alles gut! Alles gut!" auf allen Posten des Schiffes zu, was denn zusammen von einer halben Stunde zur andern einen gewaltigen Lärmen macht.

Am andern Morgen fing nun für mich die gewöhnliche Matrosenkost an; es ward mir daher eine Schüssel mit Goot oder grober Grütze mit etwas Butter gebracht. Als ich damit fertig war, fragte mich der mir zur Bedienung beygegebene Schiffsjunge, ob mir auch Kuskus gefällig sey. Aus Neugierde sagte ich ja, und was erhielt ich? einen Grützbrey mit Bier vermischt. Wenn man indessen etwas Syrup hinzu thut, ist es ganz und gar kein übles Gericht. Man kann auch statt des Bieres Essig und Wasser, eben so Milch oder Wein dazu nehmen, und hat auf diese Art ein sehr gesundes und angenehmes Frühstück. Mein Camerad sagt mir, daß der Goot besonders mit Bergerak und Zucker vortrefflich schmecken soll. Mittags und Abends gab es grüne Erbsen mit Stockfisch, und dieß ist, Sonntags und Donnerstags ausgenommen, unsere gewöhnliche Kost. An den genannten Tagen hingegen erhält jeder Mann eine Portion Speck, die Hagie (Hagie) genannt wird, wovon man auch jene Tage die Hagiestage zu heißen pflegt.

Das ganze Schiffsvolk ist nun überhaupt in so genannte Backen, d. h. in Tischgesellschaften von 8 bis

*) Aus Reize naar de Middellandsche Zee in de Jaren 1777 — 1779, door Coornellius de Jong. Haarlem by Bohn, 1806. 8. Es kam bloß darauf an, eine lebendige Schilderung vom Seeleben, besonders am Bord eines Kriegsschiffes, zu geben; es versteht sich daher von selbst, daß alle veralteten geographischen Notizen weggelassen worden sind.

10 Köpfen abgetheilt. Alle zu einer Back gehörige Personen heißen das Backsvolk, und machen eben so viele kleine Abtheilungen aus, wovon jede ihren besondern Eß- und Schlafplatz u. s. w. hat. Der älteste ist der Commandant der Back, die übrigen folgen sich nach ihrem Dienstalter, und wechseln unter einander in den gewöhnlichen Geschäften, Auskehren, die Rationen hohlen u. s. w. ab, oder sind die Zeuntje, wie man sagt. Diese Rationen pflegen auf jeden Mann wöchentlich in vier Pfund Schiffszwiebak oder sechs Pfund Roggenbrod, einem halben Pfunde Butter, einem Pfunde Käse und einem Pfunde Speck zu bestehen. Dieß gilt indessen nur von den gemeinen Matrosen; die Lieutenants, die Cadets, die Steuermänner, die Chirurgen u. s. w. haben doppelte Ration. Grütze, Erbsen und Stockfisch wird aus der Küche gereicht; eben so wird Wasser, Bier und Salz in unbestimmten, meistens sehr großen Quantitäten vertheilt.

Vor drey Tagen war letzte Musterung; es erschienen daher die Räthe der Admiralität am Bord. Sie wurden mit siebenzehn Schüssen empfangen, während das ganze Schiffsvolk in seinem besten Putze in den Raaen stand, was unten vom großen Segel an bis an die Bramstange hinauf eine Art lebendiger Pyramide abgab. Dabey standen die Soldaten unter dem Gewehre, der Tambour schlug den Parademarsch, und der Capitän und erste Lieutenant empfingen die Admiralitäts-Commission an der schon decorirten Treppe am Steuerbord. Jeder Mann ward nun einzeln aufgerufen, mußte sich vor den Herrn Räthen stellen, und erhielt einen Monath Gage ausgezahlt. Darauf wurden die Kriegsartikel vorgelesen, von dem ganzen Schiffsvolk feyerlich beschworen, und einige kleine Avancements bekannt gemacht. Der Capitän gab den Commissairen ein großes Mittagsmahl, begleitete sie hierauf gegen Abend an den Wal (das Land), und brachte daselbst die letzte Nacht bey seinen Freunden zu. Ich sage die letzte Nacht, denn wir warten bloß auf günstigen Wind, um unverzüglich in See zu gehen.

Livius, ein Friedensstifter.

Was Cicero*) zum Preise der humanistischen Wissenschaften gesagt hat, ist bekannt. Aber Schöneres noch können wir, die später leben, von ihnen rühmen: daß sie auch schon die Fackel des Krieges gelöscht haben. Als Cosmus von Medicis, so erzählt Roscoe in seinem Leben des Lorenz von Medicis, während des Krieges, den er mit dem K. Alphons von Neapel hatte, einen Livius auffand, theilte er, weil er auch dem Feinde einen Geistesgenuß nicht mißgönnte, diesen hochgehaltenen Fund sogleich seinem Gegner mit. Alphons, obschon gewarnt von seinem Arzte, der das Buch für vergiftet hielt, durchlas es mit Begierde, machte mit Cosmus Friede, und wurde sein wärmster Freund. Mag größeres Lob den Werken eines Schriftstellers zu Theil werden, als wenn man von ihnen, wie Horaz**) von den Heroen der Vorwelt, sagen kann: „Aspera bella compununt?"

J. K. Höck.

*) Orat. pro Archia poëta, c. 7

**) Epist. II. 1, 7.

Notitzen.

Wien. — Am 15. Jänner 1810 wurde im k. k. Hof-Theater nächst dem Kärnthner-Thore zum ersten Mahle aufgefürt: Uthal, ein ernsthaftes Singspiel in einem Acte, nach dem Französischen des St. Victor, mit Musik von Mehul. Originalität, Kraft und Gefühl, welche alle Werke dieses Meisters auszeichnen, erheben auch diese Oper zu einem vorzüglichen musikal. Producte. Die Idee, daß Mehul bey diesem Singspiele die Violinen ganz aus dem Orchester verbannte, und die ihnen sonst gewöhnlich zugetheilten Instrumental-Parthien bloß von Violen ausführen läßt, scheint im ersten Augenblicke bloße Bizarrerie zu seyn; allein bey einiger Aufmerksamkeit bemerkt und fühlt man bald, daß dadurch, obschon die höheren Töne durch die Hoboen, Flauten und Clarinetten heraus gebracht werden — doch eine gewisse, der Handlung und der grauen Vorzeit, in welche sie fällt, sehr entsprechende Düsterkeit über das Ganze verbreitet wird, die eine eigene Wirkung hervor bringt, und den gebildeteren, für die feineren Eindrücke der Musik empfänglichen Zuhörer in eine seltsam schauerliche Stimmung versetzt. Die Chöre sind durchaus vortrefflich, besonders die zwey ersteren Chöre von Fingal's Kriegern, und der Opfergesang der Barden, mit seiner einfachen Harfenbegleitung. Unter den Arien zeichnet sich vorzüglich jene des Uthal durch zartes Gefühl und glückliche Instrumentirung aus. Die Ouverture und die ersten fünf oder sechs Musikstücke schienen uns so sehr in Glucks unübertrefflichem dramatischen Musikstyle zu seyn, daß sie für Producte seines Genius gelten könnten. Mlle. Laucher, Herr Vogel, Herr Saal, und Herr Demmer d. ä. führten die Hauptrollen mit bestem Erfolge aus, und trugen den Gesang mit jener Simplicität und Energie vor, die, nach unseren Begriffen, die erste Eigenschaft desselben seyn muß, wenn er nicht bloß die Ohren kitzeln, sondern die Herzen rühren soll. Die Direction hat durch die Decoration und das Costum das Ihrige beygetragen. Dennoch erhielt dieses Singspiel keinen besondern Beyfall, wovon wir die Ursache in dem zu wenig interessanten, nicht glücklich gewählten, und noch unglücklicher bearbeiteten Sujet zu finden glauben. Ein Componist, wie Mehul, könnte Wunder wirken, wenn ein Dichter wie Klopstock oder Denis ihm ein Bardiet lieferte! M.



Der Sammler.

Dienstag, den — 10. — 23. Jänner 1810.

Der Heirathsvertrag.

(Fortsetzung.)

Mit tragischen Worten und Gebärden legte die ganze Gesellschaft ihr Bedauern an den Tag, und Doris-Gurli flog sogar mit einem lauten Schrey nach der Thüre, um den Kranken zu besuchen. Aber ihr Vater ereilte und führte sie mit einem verdrießlichen Gesichte auf ihren Stuhl zurück. Ihm war das Wort Verkältung sonderbar aufgefallen, und hatte ihn erst an den Gegensatz erinnert, daß er bey dem jungen Asten nie eine Spur von zärtlicher Wärme gegen Dorotheen bemerkt habe. Das war freylich jetzt, in der Stunde, da die Ehestiftung vollzogen werden sollte, eine sehr späte Entdeckung. Aber, sie früher zu machen, war auch beynahe nicht möglich gewesen. Doris und Ferdinand hatten sich bisher nur dann und wann im Getümmel großer Gastmähler gesehen und gesprochen, und nicht im Traume daran gedacht, ein Liebes- und Ehebündniß mit einander aufzurichten. Den auf der Börse getroffenen Seelenhandel erfuhren sie erst an dem Tage, da ihnen Abends, nach einer kurzen ernst- und scherzhaften Einleitung, der Heirathsvertrag vorgelegt, und die Feder zur Unterschrift in die Hand gegeben werden sollte. Mit einem solchen Machtstreiche wollten die alten soliden Herren, denen das sonst gewöhnliche Vorspiel der Liebe ein ganz entbehrliches Getändel schien, die Sache kurz und gut abthun.

Daß dieser schöne Plan wenigstens für jetzt mißglückte, ging dem Herrn Olsen stark im Kopf herum, und allerdings hatte seine Tochter am meisten dabey zu verlieren. Schmollend nahm er an dem lebhaften Geschwätz um ihn her keinen Theil, und sah mit einem wahren Eulengesichte bald nach der Uhr, bald nach der Gegend, wo er seinen Hut und Stock hingelegt hatte. Diese drohende Auflösung der Gesellschaft setzte einige Mitglieder, die ihre sehnsuchtsvolle Erwartung eines leckern Nachtschmauses nicht gern aufgeben wollten, in große Bestürzung. Aber scherzend strich der Hausvater seinem grämlichen Freunde die Runzeln von der Stirn und erklärte mit möglichster Heiterkeit, daß jener unangenehme Vorfall die Freude des Tages nicht stören dürfe. Es sey jetzt! setzte er hinzu, um so nöthiger, beysammen zu bleiben, und auf Besserung des Kranken gemeinschaftlich und tapfer zu trinken.

Olsen ließ sich beruhigen, und man zechte brav; doch Ferdinands Gesinnungen wurden nicht besser. Der Vater, bis zur Wuth aufgebracht, schied sich am folgenden Tage mit ihm vom Tische, verwies ihn ganz aus seinen Augen, und drohte mit Enterbung. Das Letztere hielt er für das schrecklichste Donnerwort, das sich aussprechen lasse; und es machte dennoch zu seinem Erstaunen nicht den geringsten Eindruck auf den Jüngling, der sein geliebtes Mädchen um kein Peru oder Eldorado vertauscht hätte. Aber der Zwist an und für sich selbst, in den er mit einem kindlich verehrten Vater gerathen

war, schlug seinem weichen Gemüthe so tiefe Wunden, daß er erkrankte. „Geht zum Doctor!" sagte der Zürnende kalt, als er durch einen Diener davon Nachricht erhielt. Er bekümmerte sich um den Leidenden nicht weiter.

Der verständige Arzt sah bald, daß hier mit der Kunst des Hippokrates nichts auszurichten war. Die kranke Seele mußte geheilt werden. Er, Hausarzt und Hausfreund zugleich, nahm es auf sich, das in diesem Falle einzig wirksame milde Öhl der Verzeihung und des Nachgebens aus dem steinernen Vaterbusen zu pressen.

Das schwere Geschäft gelang; und war das gewonnene Öhl von harten Mischtheilen nicht rein. „Ich vergebe dem Schwärmer, und er heirathe, wen er will! Aber er bringe mir nie sein Weib vor die Augen, und ich lebe oder sterbe, so hat er von mir nichts mehr zu hoffen." — Das war, nach langer Verhandlung, der letzte unabänderliche Beschluß.

Ferdinand, durch diesen Halbtrost genesen, eilte zum Vater, und dankte ihm dafür. „Du kannst jetzt thun, was Du willst;" sagte dieser. „Doch es bleibt dabey, daß ich mein mühsam erworbenes Vermögen in einer unbesonnenen Ehewirthschaft nicht versplittern lasse." —

„Ich entsage mit Freuden;" antwortete der Sohn. „Das Widergeschenk ihres Vatersherzens macht mich reich." —

„Schöne Worte und weiter nichts!" versetzte der Alte. „Du hättest dich bey der Ehestiftung, die der Notar schon in der Tasche hatte, besser befunden. — Geh nun," — fuhr er bitter fort — „geh hin zu ihm mit Deiner holden Braut, und schließt einen Vertrag, so gut als ihr könnt! Er wird verdammt kahl ausfallen." —

„Sie scherzen, mein Vater!" erwiederte der Sohn in einem gutmüthigen Tone: „Aber ich werde Ernst daraus machen." —

Er verbeugte sich ehrerbiethig und trat ab. Der Vater schickte ihm ein unväterliches Hohngelächter nach.

An einem der nächsten Tage kam der Notar Kilian mit ungewöhnlichen Doppelschritten zu ihm. „Mein werther Herr Asten," begann er keuchend, „ich halte mich für verpflichtet, Ihnen zu melden, daß Dero Herr Sohn eben in meiner Behausung war und anfragte: wann er mit seiner Verlobten, einer gewissen Louise Baumgarten, bey mir erscheinen könne, um einen Heirathsvertrag zu vollziehen. Ich stutzte — und da ich um keinen Preis etwas thun möchte, das Ihnen, mein Hochverehrter, entgegen wäre" — —

„Schreiben Sie in Gottes Nahmen, was der Thor begehrt!" fiel Herr Asten ein. „Er hat mir meine Einwilligung abgetrotzt; das Mädchen soll übrigens gut und rechtschaffen seyn. Ich begreife nur nicht, was die armseligen Menschen einander zusichern wollen, da ich meinem Sohn Enterbung angekündigt habe."

„Enterbung?" — fragte der Rechtsgelehrte in einem langgezogenen Tone. „Sie haben in die Heirath gewilligt — des Mädchens Ruf ist unbescholten — und dennoch Enterbung? — Dieser Entschluß dürfte wohl bey jenen Umständen von den Gesetzen für ungültig erklärt werden." —

„Pah! pah! der Reiche macht sich seine Gesetze selbst." —

„Streiten wir darüber nicht, mein theuerster Gönner!" sagte der Notar. „Mir ist's genug, daß Sie die Abschließung des Heirathsvertrages erlauben. Unter dieser Voraussetzung habe ich das junge Paar heute Nachmittag um vier Uhr zu mir beschieden." —

„In Gottes Nahmen!" rief Herr Asten, und der Notar empfahl sich.

Die kurzen Entscheidungsgründe, die der Jurist gegen die vorhabende Enterbung angeführt hatte, versenkten jenen in ein langes Nachdenken. Er ging zu einem andern Rechtsfreunde, trug ihm den Fall vor, und erhielt gleichen Bescheid. „Hm! hm!" sprach er zu sich auf dem Heimwege: „ich habe mich also in einer unauflöslichen Schlinge gefangen! Ich kann als ehrlicher Mann mein Jawort nicht zurück nehmen; und, alles wohl überlegt, möcht' ich selbst die Närrinn Doris nicht heirathen. Die Mahlerstochter hingegen lobt jeder, der sie kennt. — O, wäre sie nur nicht so arm wie eine Kirchenmaus! — Aber ich bin doch neugierig, sie zu sehen. Man hat ja, wie die Krämer sagen, das Ansehen umsonst."

(Der Beschluß folgt.)

Charade.

Mein Erstes hat der König und der Bauer,
Der Adler und der Kolibri,
Die kleine Maus, so wie der große Auer,
Nur das Gewürme hat es nie; —
Es weiß die Kunst, daraus verschiedne Sachen,
Doch meistens zum Vergnügen nur, zu machen.

Mein Zweytes dient des Menschen Heiligthum,
Sein Liebstes, seine Habe zu beschützen,
Und ob es schon die meisten Menschen nützen,
So ist es doch nur Wen'ger Eigenthum;

So wie es Menschenhände formen, bringen
Es tausend Pferde nicht von seinem Ort.
Und doch wird's einem kleinen Thier gelingen,
Es trägt es ohne großer Mühe fort.

Ich Ganzes bin ein Aufenthalt voll Grauen,
Der Euch die eigne Nichtigkeit beweist,
Es fürchten mich die Kinder und die Frauen,
Doch suchet mich manch schwärmerischer Geist.

J. F. Castelli.

Seeleben.

Zweyter Brief.

Abfahrt. — Die Seekrankheit. — Gegenmittel. — Nebel und Vorsicht. — Der Todte. — Das Begräbniß. — Plymouthsound. — Eddystone. — Kaidreis. — Bemerkung.

Plymouth, August.

Seit zehn Tagen in See, seit gestern Abend in Plymouthsound, das wäre mit wenig Worten mein ganzes Schiff-Journal. Allein ich habe Ihnen eine Menge Details versprochen, und ich will sehen, ob ich nun Wort halten kann. Mein letzter Brief war kaum abgegangen, als der Wind endlich von Westen nach Norden lief, und bald darauf steifer Nordost ward. Jetzt hieß es: Anker auf! und so segelten wir mit noch zwey andern Fregatten und einem großen Ostindien-Fahrer majestätisch zur Rhede hinaus. Es war ungefähr zehn Uhr Morgens, und der lieblichste Sonnenschein. Ich hielt mich nach Herrn Ouwens Rathe beständig auf dem Verdecke, und zwar meistens beym großen Maste auf. Dieß ist das beste Mittel gegen die so genannte Seekrankheit, welcher die Bären — wie man die unbefahrnen Matrosen u. s. w. nennt — fast immer unterworfen sind. In der That spürte ich allerdings in den ersten drey, vier Stunden einige Anwandlungen davon, hielt mich aber dennoch über Erwartung gut. Die Hauptsache ist, daß man sich so schnell als möglich an die auf- und absteigende Bewegung des Schiffes und an den eigenthümlichen Seegeruch gewöhnt. Dieß geschieht aber am besten in freyer Luft, im Mittelpuncte des Schiffes, und durch eine gewisse Herzhaftigkeit. Wenn man dann ein Paar Citronen oder Orangen dabey speist, so erfolgt meistens eine wohlthätige Öffnung, und man befindet sich über alle Beschreibung wohl. Dieß war buchstäblich bey mir der Fall, wodurch ich denn bey den alten befahrnen Matrosen oder Oorlammen, wie sie hier heißen, schon ein wenig in Ansehen stieg.

Gegen Abend ward der Wind etwas schwächer; ich legte mich daher in meine Kooi, und schlief vortrefflich bis vier Uhr Morgens, wo mich die Tagwache traf. Wir hatten jetzt beynahe völlige Stille, doch schien in Osten wieder eine kleine Kulte (schwacher Wind) aufzuwehen, die uns einen guten Seitenwind versprach. Zu gleicher Zeit ward es aber so neblicht, daß kaum der große Mast mehr zu erkennen war. Dieß ist nun für Schiffe, die hinter und neben einander segeln, ein sehr gefährlicher Zustand. Sie können nähmlich leicht auf einander stoßen, wo es denn häufige Unglücksfälle gibt. Um dieß zu vermeiden, muß man einander so viel als möglich zu orientiren suchen, was am besten durch Trommeln, Läuten und einzelne Schüsse geschieht. Immer aber ist ein dicker anhaltender Nebel ein äußerst verdrießliches Wetter, zumahl wenn man in der Nähe einer gefährlichen Küste ist. Leider war dieß gerade der Fall bey uns, denn wir mußten beynahe am Eingange des Canals seyn. In der That war es ein großes Glück, daß der Nebel nach einigen Stunden zu verschwinden und das Wetter gegen Mittag wieder vollkommen klar zu werden anfing. Kaum hatte nähmlich die Sonne das weißliche Gewölk am Horizonte vollends zertheilt, als wir de Hoofden mit den beyderseitigen Küsten oder das Fahrwasser zwischen Calais und Dover deutlich vor uns sahen.

Indessen bekamen wir bald darauf Gegenwind, und wurden zum Laviren genöthigt, was in dem Canale nur zu häufig geschehen muß. Bey dieser Gelegenheit bekam ein armer alter Matrose einen so heftigen Schlag von einem Segel, daß er noch dieselbe Nacht daran starb. Als am folgenden Morgen der Chirurgus dem ersten Lieutenant die Anzeige davon gemacht hatte, ward der Leichnam auf das Verdeck gebracht, in die Hangmatte des Verstorbenen mit einer gewissen Quantität Ballast zu den Füßen eingenäht, auf das Vordertheil des Schiffes getragen, und mit einer Flagge bedeckt. Kurz vor zwölf Uhr erschien nun der Schiffsprediger, sprach ein Gebeth, und stimmte mit dem ganzen versammelten Volke den neunzigsten Psalm an. Nach Beendigung dieses Gesanges ward die Leiche auf ein Bret gelegt, woran ein Tau befestiget war, und auf den obersten Rand des Steuerbordes (zur rechten Seite des Verdecks) gesetzt. Die Mannschaft entblößte ihre Häupter, der zweyte Steuermann rief: Eins! zwey! drey! In Gottesnahmen!" schob das Bret über Bord, so daß der Leichnam langsam hinunter sank, und hohlte es dann an dem Taue wieder herauf. Das Schiffsvolk war diesen Nachmittag sehr traurig, weil ein plötz-

licher Todesfall immer für ein böses Anzeichen gehalten wird.

So hatten wir ungefähr drittehalb Tage zwischen den beyden Küsten herum lavirt, als der Wind äußerst heftig ward, und uns in Plymouthsound einzulaufen zwang. Die Einfahrt in diese große Bucht ist ziemlich bequem, so bald man nur den Klippen bey Ramshoofd an der Westseite nicht zu nahe kommt. Wir sahen den Eddystone, jenen niedrigen, fast wassergleichen Felsen, mit dem darauf stehenden Leuchtthurme, der ein Meisterstück von Bauart ist. Es wohnen hier zwey Wächter, die im Winter bey anhaltenden Stürmen oft Monathe lang von aller Verbindung mit dem Lande abgeschnitten sind. Indessen haben sie sich ein kleines Gemüsegärtchen angelegt; auch pflegen sie bisweilen in der Nähe ihres Felsen zu fischen, wozu ein Boot vorhanden ist, das alle Nacht an den Thurn hinauf gewunden wird.

Je tiefer wir nun in die Bay hinein kamen, desto herrlicher wurden die Ansichten dieser in ihrer Art einzigen Land- und Seeparthien. Von allen Seiten kam eine Menge kleiner Fahrzeuge (Kaidreis) auf uns zugerudert, und both uns Brod, Fleisch, Milch, Bier, Früchte u. s. w. zum Kaufe an. In der Ferne sahen wir die prächtige Docke (Westconsoot) mit Englischen Kriegsschiffen angefüllt, und gerade vor uns zeigte sich die Stadt Plymouth, die höchst pittoresk zwischen grünenden Hügeln liegt. Es war mir so angenehm, wieder Häuser und Bäume zu sehen, ich sehnte mich ordentlich an das Land. Indessen traf mich die Abendwache von 8 bis 12, die dießmahl doppelt beschwerlich war. Die Englischen Kaidreis treiben nähmlich zu gleicher Zeit starken Schleichhandel, besonders mit Thee, Genevre (Wachholderbranntewein) und Tabak. Diese Artikel suchen sie auf alle Art und Weise an Bord der fremden Schiffe einzuhandeln, und ans Land zu practiciren, wo ungeheurer Gewinn daran zu machen ist. Da aber unsre Mannschaft durchaus nichts verkaufen soll, so müssen die Officiere u. s. w. äußerst wachsam seyn.

Diesen Morgen fuhr ich endlich mit dem Capitän ans Land, und fand zu meinem Erstaunen, daß die Stadt Plymouth, die sich in der Ferne so schön ausnimmt, in der Nähe sehr unbedeutend ist. Wir speisten bey unserem Vice-Consul, halb auf Englische, halb auf Holländische Art, in großer Gesellschaft, worunter mancher Herr zuletzt ziemlich benebelt (half tipsi) war. Nachmittags kehrte ich an Bord zurück, um mich mit Ihnen zu unterhalten, und nun — Ja, nun habe ich nur noch eine Viertelstunde, um zu Abend zu essen, worauf mich wieder die Wache trifft.

Notitzen.

Frankreich. — Fourcroy's Tod ist ein wesentlicher Verlust um die Wissenschaften. Die Tagblätter haben uns erzählt, mit wie glänzenden Feyerlichkeiten sein Leichnam zu Paris am 20. December zur Erde bestattet ward.

Anton Franz Graf von Fourcroy war im J. 1755 geboren, zeichnete sich schon als Jüngling in den Wissenschaften aus, die er späterhin so sehr zu verherrlichen wußte. Daher nahm ihn die Akademie der Wissenschaften im J. 1783 in ihren Schooß auf. Der große Buffon, der sein Verdienst zu würdigen verstand, hatte ihn schon vorher an die Stelle des berühmten Macquer zum Professor der Chymie beym Jardin des plantes ernannt.

Beym Ausbruch der Revolution ergriff Fourcroy ihre Sache mit dem ihm eigenen Enthusiasmus. Die Stadt Paris ernannte ihn 1792 in ihr Wahl-Corps, dann zum Suppleanten beym National-Convent, in welchen er jedoch erst nach Ludwig des Sechzehnten Verurtheilung eintrat. Im September 1793 war ers, der den Entwurf zur Gleichheit der Maße und Gewichte für Frankreich durchsetzte. Im gleichen Jahre präsidirte er auch bey den Jacobinern, die ihm aber wegen seiner Lauigkeit keinen Ruhm zollten. „Ich muß meinen Vater und meine Schwestern durch meine Arbeit erhalten!" sagte er, da die Jacobiner ihm sein beständiges Schweigen im National-Convent vorwarfen. In den Jahren 1794 und 1795 war er Mitglied des Wohlfahrtsausschusses, dann des Rathes der Alten, wo er noch manchen Vorwurf von sich ablehnen mußte, der ihm wegen Lavoisiers Tod gemacht wurde. — Endlich im Jahre 1797 ward er Mitglied des National-Instituts und Professor der Chymie. Späterhin machte ihn der Kaiser Napoleon zum lebenslänglichen Staatsrath, Commandanten der Ehren-Legion, und erhob ihn in den Grafenstand. Er war schon im J. 1802 an Röderers Stelle an der Spitze des öffentlichen Unterrichts gestanden, wo er mit nützlicher Wirksamkeit gearbeitet hatte.

Doch seinen meisten Ruhm dankte er den Verdiensten, welche er sich um die Chymie erwarb. Seine Médecine èclairée par les sciences physiques (12 Bände. 8.), die er im Jahr 1792 heraus gab, noch mehr aber seine Elémens de Chimie, seine Philosophie chimique, und vor allen sein Système des connaissances chimiques, die er im J. 1800 in zehn Bänden erscheinen ließ, stellten ihn unter die vorzüglichsten Physiker Europens. Die Schöpfung der polytechnischen Schule, der medicinischen und bergmännischen (école de santé et école des mines) muß man als sein Werk ansehen, so wie die Wiederherstellung des Collège de Pharmacie, unter dem Titel der école speciale.

Schon seit geraumer Zeit befand sich der vortreffliche Mann nicht ganz wohl; seine Gesichtszüge waren auffallend entstellt. Endlich am 16. Dec. Morgens um 9 Uhr starb er in den Armen seiner Gemahlinn an einem Schlagflusse, noch nicht 55 Jahre alt.

Gedruckt bey Anton Strauß in Wien.



Der Sammler.

Donnerstag, den — 11. — 25. Jänner 1810.

Die neue Brücke (pont-neuf) in Paris.

(Beschluß.)

„Diäntre! — ließ sich bald darauf ihr Herr Gemahl vernehmen, dem ein Paar Regentropfen auf dem Moniteur gefallen waren — „Es fängt an zu regnen! Wir müssen gehen." Und damit warf er die Zeitung auf den Tisch und stand auf.

Die Dame, welche ihre Orange nicht gern im Stiche lassen wollte, versicherte, es habe mit dem Regen nichts zu bedeuten, und sie ward darin von ihrer Tochter unterstützt, die sich eben mit dem Husaren-Officier unterhielt, der wieder zum Vorschein gekommen, und so artig gewesen war, ihren Ridicule aufzuheben, den sie sehr geschickt hatte fallen lassen. Auch der Knabe, mit des Officiers großem Hunde spielend, der die Windbeutel verdaulicher gefunden hatte, als er, bath den Papa herzlich, nur noch ein Viertelstündchen zu verweilen; aber dieser blieb bey seinem Entschlusse, zum Grunde anführend, der Kutscher habe die neue Livree an und keinen Mantel mitgenommen, man müsse also noch vor dem Regen zu Hause zu kommen suchen, damit dieselbe nicht verderbe.

Den beyden Frauenzimmern wollte dieß Argument nicht recht einleuchten, und sie wandten mancherley vergebens dagegen ein, als der Officier auf einmahl den Hausfrieden wieder herstellte, indem er seinem Reitknecht befahl, seinen Mantel an den Kutscher des Herrn abzugeben, welches man, nach einigen Complimenten, mit Dank annahm. Jetzt erscholl von oben über uns eine rauschende Janitscharen-Musik, welche die Damen in der Nähe zu hören wünschten. Der zuvorkommende Kriegsheld both ihnen also seinen Arm, und führte sie hinauf ins Kaffehhaus, wohin ich keinen Beruf fühlte, ihnen zu folgen. —

Was dieß Kaffehhaus betrifft, so ist es, obgleich nur von Holz erbaut, und bloß aus dem Erdgeschoß bestehend, inwendig sehr geräumig, mit vielem Geschmack verziert, und in der Mitte des pont-neuf gelegen, gewisser Maßen als der Mittelpunct der ganzen Stadt zu betrachten. Der Inhaber desselben, Nahmens Päris, sorgt für gute Bedienung, und damit man um so eher vergesse, daß auf der Stelle, wo jetzt Billard gespielt wird, ehemahls Heinrichs des Vierten Bildsäule stand, so ist er zugleich Caffetier, Limonadier und Restaurateur. Wen also bey jenem Gedanken ein kalter Schauer überläuft, der darf nur eine erwärmende Tasse Kaffeh oder Bouillon fordern, und wer von Unmuth zu entbrennen beginnt, dem steht immer eine kühlende Limonade zu Diensten. Überhaupt ist an dieser denkwürdigen Stätte für Hunger und Durst reichlicher, als irgendwo, gesorgt. Das beweisen, außer der Speisekarte des Herrn Päris im Format einer Küchenschürze, auch die vielen Buden mit Eßwaaren aller Art, die auf beyden Seiten des Kaffehhauses aufgeschlagen sind. Ich sagte daher im Anfange dieses Aufsatzes nicht mit Unrecht, man könne den pont-neuf mehrere Tage, ja Wochen lang, auf allen

Seiten versperren, ohne daß jemand von denen, welche sich eben darauf befinden, an irgend etwas Mangel leiden werde.

Aber nein! Mein Urtheil war übereilt; ich muß es feyerlich widerrufen, fest überzeugt, daß man bey einem solchen Versuche, der großen Menge von Lebensmitteln ungeachtet, jeden echten Pariser nach zwey Mahl vier und zwanzig Stunden an der Entkräftung gestorben finden würde; denn es fehlt auf der Brücke etwas, das ihm eben so unentbehrlich ist, als Brod und Lebensluft — — ein Schauspielhaus. X. Y.

Der Heirathsvertrag.

(Beschluß.)

Es war Nachmittags gegen vier Uhr, als er auf der Straße dieses Alleingespräch hielt. Schon nahe vor seinem Hause kehrte er plötzlich um, schlüpfte durch eine Hinterthür in Kilian's Wohnung, und überraschte den öffentlichen kaiserlichen Schreiber mit der hastigen Bitte: „Erlauben Sie mir, Freund, mich in Ihren Alkoven einzuquartieren! Ich will hinter dem Vorhang der Glasthür meines Sohnes Dulcinea belauschen.“—

„Thun Sie, als wären Sie hier zu Hause!“ sagte der Notar, und in demselben Augenblick zog schon Ferdinand die Klingel des Vorsaals. Herr Asten flüchtete geschwind hinter den gläsernen Jagdschirm, wo er die Kommende mit den Pfeilen seiner neugierigen Blicke beschießen wollte.

Wahrlich! das Geschäft eines Notars wäre das angenehmste von der Welt, wenn täglich im Schreibzimmer so reitzende Mädchen erschienen, als jetzt eins mit gesenkten Taubenaugen herein trat. Louise, in der Rosenblüthe ihres achtzehnten Jahres, war eine so zarte, wunderliebliche Gestalt, daß bey ihrem Anblick sogar im Busen des greisen Rechtsgelehrten die längst erstorbenen Gefühle des Schönen erwachten. Mit verklärtem Gesichte, aus welchem alle finstre Wolken, die sich seit vierzig schwülen Geschäftsjahren darauf gelagert hatten, plötzlich verschwanden, zwang er seinen steifen Rücken zu zehn und mehreren bebenden, wellenförmigen Beugungen, die leider nicht so zierlich geriethen, als er es wünschte. Ungestüm warf er dann einen dicken schlafenden Mops aus dem verjährten Besitze des Sofa's, und führte Louisen, wie ein Ceremonien-Meister der Vorzeit, mit den äußersten Fingerspitzen an den geräumten Platz.

Auch hinter dem Jagdschirme ward bey der Ankunft des schönen Mädchens ein Ausruf des Beyfalls schier laut. Er galt nicht so wohl der Huldinn selbst, als vielmehr ihrer netten, aber möglichst einfachen Kleidung, die dem Lauscher die erfreuliche Zusicherung gab, daß seine künftige Schnur keine eitle Zierpuppe sey, die durch zügellose Putzverschwendung ihren Gatten zu Grunde richten werde.

„Hier sind wir, mein Herr Notarius,“ begann Ferdinand, „um Ihnen einen schon entworfenen Heirathsvertrag zur Beglaubigung zu überreichen. Ich fürchte fast, Sie werden uns damit auslachen; denn er gehört in der That, nach seinem Ton und Inhalt, nicht ganz in Ihr Amtsfach. Doch gewisse Ursachen bestimmen mich, unsere Gesinnungen und Grundsätze, mit welchen wir zum Altar gehen, meinen Vater in einer von Ihnen bekräftigten Urkunde vorzulegen.“—

„Ich stehe von ganzem Herzen zu Diensten;“ antwortete der Notar, und griff nach der unentbehrlichen Brille, deren sich der alte Geck, in Gegenwart des blühenden Mädchens, fast schämte. — O Zeiten! o Sitten! Im laufenden Jahre 1809 schämen sich beynahe die jüngsten Gecken, sich auf der Straße und vor ihren Liebchen ohne Brille sehen zu lassen. —

„Ist es Ihnen gefällig, uns diesen Aufsatz vorzulesen? sagte Ferdinand, indem er einen Bogen Papier aus der Tasche zog.

Räuspernd stimmte Herr Kilian seine Kehle, um auch den Ohren im Alkoven verständlich zu werden, und las dann mit lauter Stimme, wie folgt:

Erster Artikel.

Wir lieben uns innig, wir fühlen, daß wir ohne einander nicht glücklich seyn können, und verbinden uns daher auf ewig zu treuen Gatten.

Art. 2.

Ferdinand weiht und heiligt sein ganzes Daseyn Louisen, um ihr durch rastlosen Fleiß ein bequemes und sorgenfreyes Leben zu verschaffen.

Art. 3.

Louise wird sich dagegen bestreben, durch häusliche Wirthlichkeit sich und ihn auf der goldnen Mittelstraße des ehrlichen Auskommens zu erhalten.

Art. 4.

Da im Ehestande oft Kleinigkeiten die Quelle großer Zwiste sind, so verpflichten wir uns, einander in unbedeutenden Dingen ohne den leisesten Widerspruch nachzugeben.

Art. 5.

In der Tracht, zum Beyspiel, richtet sich jeder Theil

nach des andern Geschmack. Ferdinand enthält sich einer allzu nachlässigen Kleidung, um Louisens Auge nicht zu beleidigen, und Louise vermeidet, sich durch übertriebenen Schmuck vor der Welt den Schein zu geben, als wollte sie fremde Männer fesseln. — Die Hauptzierde unsers Körpers sey — Reinlichkeit, weil das Gegentheil bey Personen, die in einem nahen Verein leben, unfehlbar Abneigung und Widerwillen erzeugt.

Art. 6.

Die gebietherischen Worte: ich will, ich bestehe darauf, ich befehle — werden in unserm häuslichen Wörterbuche ganz ausgestrichen.

Art. 7.

Louise wird sich nie in Gesellschaften das geringste Scheinzeichen von Nichtachtung ihres Mannes entgleiten lassen: denn jede Gattinn, die sich solche zweydeutige Äußerung leichtsinnig erlaubt, gibt dadurch andern Männern gleichsam ein Signal, sich ihr mit Siegeshoffnungen zu nahen.

Art. 8.

Ferdinand wird Louisen öffentlich ehren, damit sie auch von Andern geehrt werde. Er wird keinem andern Frauenzimmer durch schmeichelhafte Huldigungen, die über die Schranken der geselligen Höflichkeit hinaus gehen, einen kränkenden Triumph über seine Gattinn gestatten.

Art. 9.

Wir wollen beyde in der Wahl unsers Umganges vorsichtig seyn, und besonders keine falschen und arglistigen Hausfreunde dulden, die, gleich Schlangen im Busen, die ruhigen Freuden unsers Bundes vergiften.

Art. 10.

Zwischen Mein und Dein findet keine Gränzscheidung unter uns Statt. Unser höchstes Gemeingut ist unsre gegenseitige Liebe; und dieser Schatz, der oft in andern Herzen von der eilenden Zeit verzerrt wird, soll unter ihren Flügeln bey uns wachsen bis an unser Grab. — —

„Edle Seelen!" rief jetzt, beym Schluß des Vertrages, der Notar, und Thränen der Rührung entflossen ihm. „Ich stehe dafür, mein junger, wackrer Freund, daß sich ihr Vater über dieses schriftliche Zeugniß Ihres trefflichen Gemüths höchlich erfreuen wird." —

„Wahr gesprochen!" sagte Herr Asten, aus dem Alkoven hervor tretend. Die Liebenden staunten und starrten ihn an. „Mein guter Ferdinand! fuhr er fort, und schloß ihn in die Arme: „Jedes Mißverständniß zwischen uns sey gehoben und vergessen! Ich billige deine glückliche Wahl, und erkenne dieses schöne, sittsame Kind mit Vergnügen für meine liebe Tochter.

Dankbare Entzückungen und Freudenthränen waren der Lohn dieser unerwarteten Milde.

Ferdinand wollte nun seinen Aufsatz, als nicht weiter nöthig, zurück nehmen; aber der Notar hielt ihn fest. „Erlauben Sie mir," sprach er, „das von kaiserlicher Majestät mir verliehene Siegel darauf zu drücken: denn rühmen möchte ich mich gern der Beglaubigung eines so echten und vollherzigen Heirathsvertrages, der jedem andern zum Vorbilde dienen sollte." —

Naturhistorische Miscellen.

(Aus Azara's Reisen.)

6.

Der Yaguarete (Felis Onca, Jaguar) oder Amerikanische Tieger hat eine Länge von 55½ Zoll, wobey jedoch der Schwanz von 24 Zoll noch keineswegs eingerechnet ist. Er scheint noch stärker als der Löwe zu seyn, denn er tödtet die größten Thiere ohne Unterschied, und schleppt z. B. ein ganzes Pferd, oder einen ganzen Stier nach seinem Walde hin, ja, er schwimmt sogar, mit seiner Beute im Rachen, über die breitesten Ströme hinüber, wovon Azara Augenzeuge war. So bald er ein Thier erhaschen will, springt er ihm auf den Rücken, setzt ihm die eine Pfote in das Genick, faßt es mit den andern bey der Schnautze, und dreht ihm so mit einem Rucke den Hals um. Indessen tödtet er nur so lange, als er hungrig ist; hat er sich ein Mahl gesättigt, so läßt er alle Thiere ruhig vorüber gehen. Bemerkenswerth ist, daß er zu gleicher Zeit auch von Fischen lebt, daß er sie aber nur in stehenden Wassern, und nur bey Nacht fängt. Zu diesem Ende watet er in die Seen u. s. w. hinein, läßt seinen Geifer, welchen die Fische nicht wenig lieben, auf das Wasser fallen, und wirft dann jeden, den er erhascht, sehr geschickt auf das Ufer hin. Er schwimmt vortrefflich, lauft dagegen nicht besonders schnell.

Des Tages über hält er sich fast beständig im Innern der Wälder, oder in hohen Schilfen, oder, wenn er das Kühle sucht, zwischen den Ästen hoher, etwas gebogener Bäume auf. So bald es aber finster zu werden anfängt, geht er regelmäßig auf die Jagd oder den Fischfang aus. Ohne Furcht greift er dann Alles, und selbst den zahlreichsten Haufen Menschen an. Dabey be-

gnügt er sich aber immer, nur einen davon zu packen, an dem er dann sogleich zu fressen anfängt, ohne daß er den Unglücklichen zuvor getödtet hat. Dasselbe pflegt er überhaupt bey schwächern Thieren zu thun. Wenn man ihn tödten will, so muß man ihn durch 125 bis 150 Hunde ängstigen lassen, mit wenigern richtet man schwerlich etwas aus. Er rettet sich im erstern Falle gewöhnlich in das Schilf, oder auf einen Baum u. s. w. und wird durch das anhaltende Gebell endlich so betäubt, daß man ihn in der Nähe schießen kann. Das Weibchen bringt zwey bis vier Junge auf ein Mahl zur Welt.

7.

Vom 30sten Gr. südl. Br. abwärts trifft man in Paraguay und Buenos-Ayres eine grosse Menge wilder Pferde an. Diese stammen von dem im Jahr 1533 hierher versetzten Andalusischen her, ohne diesem jedoch an Stärke, Schönheit und Flüchtigkeit gleich zu seyn. Sie sind durchgängig braun, oder braunroth, und leben zu vielen Tausenden auf diesen ungeheuern Ebenen in der vollkommensten Freyheit. Sonderbar ist es jedoch, daß sie ihre Excremente immer längst der Heerstraße anhäufen; eben so, daß sie auf alle zahme Heerden zugehen. Dieß geschieht jedes Mahl in einer geschlossenen Colonne, und in vollem Galopp. So bald sie nun denselben näher kommen, schliessen sie einen Kreis darum, oder galoppiren daran vorbey, und laden sie durch ein sanftes Wiehern gleichsam zu ihrer Gesellschaft ein. Die Folge davon ist, daß die zahmen Pferde sich endlich an sie anschließen, und für den Besitzer auf immer verloren sind. Die Einwohner machen daher auf jene Caballes Alzades, oder Cimarrones, wie man sie nennt, sehr sorgfältig Jagd, wobey es jedoch nicht immer ohne Unglück abgeht. Diese Pferde rennen nähmlich auf alles, was ihnen vorkommt, so wild und heftig los, daß sie sich entweder selbst, oder ihrem Gegner meisten Theils Schaden thun. Wenn sie z. B. Wasser suchen, stürzen sie mit solcher Heftigkeit über einander her, daß die vordersten immer zertreten werden. Azara zählte einige Mahl mehr als tausend Stück, die auf diese Art umgekommen waren, was gar nicht übertrieben scheint.

Was die zahmen Pferde anlangt, so findet man derselben ebenfalls sehr viele, theils im Vicereynato Buenos-Ayres, theils in Paraguay. In Buenos-Ayres z. B. kauft man ein zugerittenes, ordinäres Pferd für zwey Piaster (10 Liv.) und oft noch weniger: in Paraguay wird eine Stute mit ihren Füllen nur mit zwey Realen (25 Sous) bezahlt. Um ein Gestüte zu bilden, bringt man zuvörderst mehrere Stuten zusammen, wobey immer auf 25 bis 30 ein Hengst gerechnet wird. Dieses Gestüte läßt man nun ohne die mindeste Aufsicht beständig auf dem weitläufigen Bezirke des Gutes, oder der Estencia weiden, doch so, daß man die Pferde wenigstens ein Mahl wöchentlich versammeln kann. Hengste werden hier selten, oder niemahls zum Reiten gebraucht. Man pflegt daher die Füllen im ersten oder zweyten Jahre zu wallachen, worauf man sie im dritten zuzureiten anfängt. Dieß ist jedoch nichts weiter als ein bloßes Trottiren und Galoppiren bis zur höchsten Müdigkeit. Man hat dabey beobachtet, daß im Allgemeinen alle Pferde mit harten und steifen Ohren nur mit der größten Mühe zu zähmen sind; so wie man im Einzelnen auch die Schecken weit unbändiger als die Pferde von andern Farben gefunden hat. Eine andere artige Beobachtung ist, daß Schimmel, und besonders kleingetüpfelte Rothschimmel, unter allen Pferden am besten schwimmen, was auf manche Betrachtung führen kann. Endlich verdient auch noch Erwähnung, daß hier auch einige Mahl Pferde mit Hörnern vorgekommen sind, und daß man sie eben so leicht hätte vermehren können, als die Stiere ohne Hörner, deren es hier sehr viele gibt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Notitzen.

Italien. — Italien, das sich in den Annalen seiner Literatur des Ruhms freut, unter den Auspicien Mediceischer Freygebigkeit Homers Ilias zuerst durch die Druckerpresse bekannt gemacht zu haben, als der Griechische Flüchtling Chalcondylas die Literatur seines Vaterlandes auf fremden Boden verpflanzen half, rühmt sich jetzt der prachtvollsten Ausgabe jenes Gedichtes, die zu allen Zeiten eine typographische Merkwürdigkeit seyn wird. Der berühmte Bodoni in Parma, dessen Officin wohl noch immer die erste in der Welt seyn mag, indem sie von den meisten Sprachen eine Scala von mehreren Grössen, ein prächtiges, reiches Sortiment der schönsten lateinischen Lettern aller Formen, und gegen hundert orientalische Alphabete besitzt, Bodoni, sage ich, wollte seine Kunst durch dieß Prachtstück des Homerischen Gedichts verherrlichen. Die Ausgabe ist im allergrößten Folio, in drey Bänden; es sind aber nicht mehr als hundert und vierzig Exemplare abgezogen. Zwey derselben, auf Pergament, sind dem Kaiser der Franzosen und dem Vice-König von Italien bestimmt. Das Pergament war für die Dimension der Pressen viel zu groß, und mußte daher schon vor dem Drucke gefalzt werden. Der Director der königlichen Bibliothek der Brera, Ritter Luigi Lamberti, besorgte die Correctur, so wie die Wahl der Lesarten. Die Arbeit war binnen achtzehn Monathen beendet.



Der Sammler

Samstag, den —— 12. —— 27. Jänner 1810.

Wir müssen uns einschränken!

Eine häusliche Scene.

Herr v. Weiß (beym Frühstücke, allein.) Welche verwünschte Nacht! Schlaflos und sorgenvoll wie der Tag! Kein Wunder . . . Gehäufte Waarenlager, kein Absatz, kein Eingang, häufige Bankerotte, theure Zeiten und eine sehr kostspielige Haushaltung . . wo das hinaus will? Nein, so kann es nicht fortgehen! Wir müssen uns einschränken.

(Frau von W. tritt ein. Gruß und Gegengruß.)

Du kommst wie gerufen, meine Liebe! Ich habe ein ernstes Wort mit dir zu reden.

Fr. v. W. (hat sich unterdessen niedergesetzt und Chocolade genommen.) Ich bin zu deinen Befehlen. (Schalkhaft.) Du bist ja Herr im Hause!

H. v. W. Gehorsamster! Doch ohne Scherz, was ich Dir zu sagen habe, ist ernster Beherzigung werth.

Fr. v. W. Nun, so laß hören!

H. v. W. Wir müssen uns einschränken, denn wir zehren ein und nicht wenig. Du sprichst beständig beym Cassier zu, wie vormahls, allein die Casse füllt sich nicht wieder wie ehedem.

Fr. v. W. Da kommst Du mir gar nicht unerwartet und eben recht. Ich habe das längst gedacht und gewünscht.

H. v. W. Gottlob! daß wir einig sind — denn nur so kann's gelingen.

Fr. v. W. (Lächelnd.) Als ob wir nicht immer einig wären! Ich lebe Dir ja gern zu Gefallen, selbst da, wo keine äußere Nothwendigkeit dringt. Wo meinst Du denn aber, daß wir anfangen müßten?

H. v. W. Ich denke, bey Hauptsachen.

Fr. v. W. Richtig! Kleinigkeiten können nicht helfen.

Hr. v. W. Die Equipage müßten wir abschaffen, und das Landgut, das so viel mehr verzehrt, als einbringt.

Fr. v. W. Wohl ersonnen, wahrhaftig, ganz allerliebst! der Herr pflegt in Stiefeln zu gehen, bedient sich der Equipage höchst selten, und liebt das Landleben nicht sonderlich . . daher sein Vorschlag; bey mir aber verhält sich das alles gerade umgekehrt . . daher mein Protest gegen diese Reform.

H. v. W. Da haben wir's! Das sind ja Hauptsachen. Sieh' nur die Rechnung nach.

Fr. v. W. Wenn wir Equipage und Landgut abschaffen, so werden die Leute sagen, wir wären bankerott.

H. v. W. Wenn wir diese kostspieligen Artikel beybehalten, so werden wir es bald seyn.

Fr. v. W. Ich wüßte wohl noch Anderes!

H. v. W: Was denn?

Fr. v. W. Die Jagden mit ihrem ganzen Gefolge von Aufwand, von Jägern, Reitpferden, Hunden; da ist ferner der kostbare Weinkeller . . .

H. v. W. Wie? diese meine besten, einzigen Vergnügen wolltest du mir nehmen?

Fr. v. W. Da haben wir's! Es sind kostbare Dinge; siehe nur die Rechnung nach.

Hr. v. W. Es ist auch der einzige Lohn für alle meine Mühen und Sorgen.

Fr. v. W. Wenn wir's nun aber ferner nicht bestreiten können?

H. v. W. Kurzum, ich habe nur diese Erhohlungsmittel — sie sind mir Bedürfniß für Leib und Seele — ich lasse sie mir durchaus nicht nehmen.

Fr. v. W. So schlage denn etwas anders vor!

H. v. W. Je nun — Komödien, Concerte, Bälle — oder wenigstens die kostbaren Gastereyen, Parthien, hohes Spiel, den immer wechselnden Modeputz — das laß uns denn abschaffen.

Fr. v. W. Das abschaffen? Wo denkst Du hin? Die Leute würden ja mit Fingern auf uns zeigen, uns unter die Nase lachen. Unsere Verhältnisse und Verbindungen sind nun einmahl von der Art, daß wir sie völlig zerreissen, und auf ein Dorf uns zurück ziehen, oder jene herkömmlichen Dinge mitmachen müssen.

H. v. W. Nun, so werden wir bald nicht mehr mitmachen können.

Fr. v. W. Aber ich wüßte wohl noch etwas ganz anders! —

Hr. v. W. Ich weiß, was Du meinst, aber daraus wird nichts.

Fr. v. W. Wie vorschnell! Habe ich's denn schon gesagt?

Hr. v. W. Du wirst mir wieder etwas abzwacken wollen von meinen spärlichen Lebensgenüssen; an meine Bibliothek wird nun die Reihe kommen.

Fr. v. W. Siehe da! auf welchen Gedanken Du mich bringst. Freylich ließe sich davon reden; denn wenn luxuriöser Aufwand in solchen Dingen besteht, die wir nur durch die Einbildung genießen, so gehören für Dich, liebes Männchen! Kunstsachen und Bibliothek recht eigentlich dahin. Doch war es das nicht, was ich meinte.

Julie (eintretend.) Guten Morgen, liebe Ältern! Ich finde sie schon am Frühstücke . . Fast muß ich mich schämen, allein bedenken Sie — die gesterige Parthie war so animirt, und hat so spät gedauert!

Hr. v. W. Nun, so freut es mich, daß das Ende gut gewesen, denn solche Parthien werden wir hinfort nicht mehr haben. Liebe Julie! ich spreche eben mit Deiner Mutter von der dringenden Nothwendigkeit, unsern Aufwand einzuschränken.

Julie. Wie? Keine Parthien mehr? Wir sollen keine Leute mehr sehen, dem Umgange entsagen? Und Sie, liebe Mutter, Sie sind auch dieser Meinung?

Fr. v. W. Dieser Meinung bin ich nicht, liebes Kind! Es ist fern von mir, Dir die Gelegenheit zu Bekanntschaften entziehen zu wollen, aus welchen wahrscheinlich Dein künftiges Lebensglück hervor gehen wird. Ach, es hält so schon schwer genug, bey diesen bösen Zeiten Töchter standesmäßig anzubringen! Doch hat Dein Vater darin Recht, daß wir uns einschränken müssen . . . Und nun, lieber Mann! willst Du es wissen, was ich vorhin meinte? —

H. v. W. Mich verlangt ungemein darnach.

Fr. v. W. Nun denn! So berechne einmahl, was wir jede Woche, ich möchte sagen, für nichts und wieder nichts, ausgeben, nähmlich für Dinge, dabey wir selbst, wohl erwogen, nicht das mindeste Interesse haben; für Prediger, Schullehrer, Freyschule, für das Waisenhaus, für die Armenanstalt, nicht selten auch noch extra für Hausarme — diesen Aufwand sollten wir doch wohl zuerst einziehen!

Julie. Da hat, dünkt mich, die Mama ganz Recht.

H. v. W. Ganz Unrecht wohl nicht; allein, meine Beste! wir entfernen uns von unsrer ersten Idee. Mit Hauptsachen wollten wir ja anfangen. Wie viel werden wir aber an allen von Dir eben genannten Ausgabeposten ersparen? Jährlich zwey- bis dreyhundert Thaler auf's höchste, und das ist doch wahrlich in unserer jährlichen Verzehrung nichts weniger als eine Hauptsache! Und dann — was werden die Leute dazu sagen? —

Fr. v. W. Es ist wahr, groß wird die Ersparung nicht seyn, allein „wer das Kleine nicht ehrt, ist des Großen nicht werth" pflegte meine selige Großmutter zu sagen, und — kommt Zeit, kommt Rath! Vielleicht werden uns unter der Hand noch mehr dergleichen entbehrliche Sachen einfallen. Was aber die Leute dazu sagen werden? Lieber Mann! darnach sollte man eigentlich gar nicht fragen, wenn man so vernünftig handelt, wie wir bey dieser Reform; indessen ahndet mir, unser Beyspiel werde Beyfall und Nachfolger finden; denn gewiß liegt es tief in der menschlichen Natur, was das alte, ehrenwerthe Sprichwort sagt: „Das Hemde sey näher als der Rock."

Der Vorschlag der Frau von Weiß ward schließlich angenommen, und ihre Ahndung über Vorhoffen erfüllt. —

△

Homer und Shakespeare.

Hellas nannte dich, Homer! den Einen;
Doch gesellten sich in stolzer Ruh',
Schwesterlich gerufen von den Neunen,
Dir ein Maro, Milton, Klopstock zu;
Nebenbuhler hattest du,
Shakespear' — keinen!

Hg.

Seeleben.

Dritter Brief.

Die Ordres. — Die Berlingas. — Die Taufe. — Cap St. Vincent. — Gibraltar. — Der Todesfall. — Lissabon. — Die Forts. — Quarantaine. — Die Practica.

Lissabon, September.

Wir sind hier mit unserer ganzen Escadre von neun Linienschiffen, vier Fregatten und einigen Briggs eingelaufen, so daß wir in diesem Augenblicke sehr respectabel sind. Als wir nähmlich Plymouth einige Tage nach Abgang meines letzten Schreibens verlassen hatten, eröffnete der Capitän seine verschlossenen Ordres, und es zeigte sich, daß unser Bestimmungspunct das Mittelmeer, und unser Sammelplatz Lissabon war. Mit dem günstigsten Winde ging es nun vollends zu dem Canale hinaus, und bald befanden wir uns in dem Ocean. Indessen beschloß der Capitän die Küsten zu halten, wahrscheinlich um den starken Strömungen zu entgehen.

So umsegelten wir dann Cap Finisterre, und steuerten längst der Portugiesischen Küste hinab. Hier liegen die so genannten Berlingas, eine Reihe niedriger Klippen, bey deren Passirung auf jedem Schiffe ein gewaltiges Wasserfest Statt zu haben pflegt. Es kommt dabey auf eine Taufe, manchmahl wohl gar auf eine Sündfluth an, der niemand vom Capitän bis auf die Schiffsjungen entgehen kann. Wer sich indessen los kauft, was natürlich der Capitän, die Officiere u. s. w., sehr gern thun, wird mit der Hauptladung verschont, und kommt mit einem nassen Rocke davon. Dieser Taufe ist übrigens Alles, selbst das Schiff, die Hunde, die Katzen u. s. w. unterworfen, Alles muß durchaus triefend seyn. Am übelsten spielt man meistens den armen Jungen mit. Man bindet ihnen nähmlich die Hände über dem Kopfe zusammen, setzt ihnen in jeden Ärmel einen Trichter, und gießt ihnen so eine ganze Fahrt Wasser auf den Leib. Ja zuweilen steckt man wohl gar noch einen Trichter oben bey dem Rockkragen hinein, wo denn der arme Täufling beynahe ersaufen muß. Ein ander Mahl setzt man die Jungen unter Körbe, und gießt ein halbes Dutzend Eimer Wasser darauf, und dergleichen mehr.

Bey Cap St. Vincent, auf dem ein Kloster steht, fanden wir eine Holländische Brigg, die von unserer Escadre in der Straße detaschirt war. Sie überbrachte uns den Befehl, zu der Escadre in Gibraltar zu stoßen, was dem Capitän sehr angenehm zu seyn schien. Es war Abends, wir hatten bereits das Cap Spartel im Gesicht, die ganze Nacht ward daher mit Laviren zugebracht. Als die Sonne aufging, sahen wir Arcilla vor uns liegen, steuerten mit starkem Westwinde in die Straße hinein, sahen rechts die Stadt Tanger, links die Insel Tarifa, und kamen endlich in der Bay von Gibraltar an, wo unsere Escadre in der schönsten Ordnung vor Anker lag. Wir salutirten Forts und Flaggen mit ein und zwanzig Schüssen, die von dem hohen Felsen wiederhallten, und ankerten sogleich in der Linie neben der Fregatte Juno, auf der sich der Bruder unsers Capitäns als erster Lieutenant befand. Von allen Seiten kamen nun Spanische Böthe mit Wassermelonen, Weintrauben, Orangen, Feigen u. s. w. herbey, und fanden so guten Absatz an unserm Borde, daß man beynahe keinen Matrosen ohne ein Dutzend dieser wohlfeilen Früchte sah.

Um ein Uhr fuhr der Capitän an Bord des Admiral-Schiffes, speiste daselbst, und kam erst gegen Abend zurück. Wir erhielten inzwischen mehrere Besuche von den Schiffen, wo denn der Vino de Rota u. s. w. sehr reichlich getrunken ward. Den andern Morgen erhielt ich Erlaubniß an das Land zu gehen, aß mit zwey Cameraden in einer Englischen Taverne, und kaufte in einem der vielen Gewölbe, die beynahe die ganze Hauptstraße füllen, ein sehr artiges Portefeuille, was mir von nun an gute Dienste thun soll. Die drey folgenden Tage ward Wasser eingenommen, am vierten sollten wir unter Segel gehen. Plötzlich aber erhielt der Admiral eine Einladung zum Gouverneur, gab Contreordre, und verlängerte unsern Aufenthalt bis Donnerstag. Jetzt dachte jedermann, wir würden ostwärts steuern, allein zu Aller Erstaunen befahl der Admiral, den Curs nach Westen zu nehmen, und gab uns Lissabon zum Sammelplatz. Wir gingen demnach wieder durch die Straße zurück, kreutzten zehen Tage lang an der Marokkanischen Küste, und liefen endlich im Tago ein. Kurz zuvor verloren wir noch einen Constabler-Gehülfen, einen recht braven Kerl. Er wollte einen Pfropf auf eine Kanone

stecken, hielt sich wahrscheinlich nicht fest genug an, und stürzte auf diese Art über Bord. So schnell wir nun auch beydrehten, so mußten wir ihn dennoch vor unsern Augen sinken sehen. Dieser abermahlige Todesfall machte einen noch stärkern Eindruck auf das Volk. Es herrschte wohl eine halbe Stunde lang eine wahre Todesstille im Schiffe, und den ganzen Nachmittag hörte man keinen einzigen Fluch.

Das Erste, was wir beym Einsegeln in den Tago erblickten, war das Fort St. Juliao, und das Fort St. Laurens; jenes auf der Nordseite auf einem Felsen, dieses auf der Südseite, auf einer Sandbank erbaut. Diese beyden Forts sind äußerst stark, und würden einer feindlichen Flotte großen Schaden thun. Weiterhin findet man den Thurm von Belem, und gegen über Torrevelha, oder St. Sebastian, beyde sind aber von keiner Wichtigkeit. Indessen müssen alle Schiffe bey Belem vor Anker gehen, ehe denselben die weitere Fahrt gestattet wird. Dieß geschieht hauptsächlich der Quarantaine wegen, damit sich kein verdächtiges Schiff der Stadt nähern mag. Sobald wir uns demnach Belem gegenüber befanden, gingen wir in einer langen Linie vor Anker, und warteten die Ankunft der Gesundheitsbeamten ab. Diese erschienen auch bald darauf in einem Boote, legten sich an die Steuerbordseite, und fingen nun ihr gewöhnliches Examen: woher? wo eingelaufen? u. s. w., an. Zu gleicher Zeit mußte sich das ganze Schiffsvolk in die Wände (Tau-Systeme, welche die Masten halten) stellen, wo es dann aufmerksam betrachtet ward. Da wir von Gibraltar kamen, das wegen der beständigen Verbindung mit Afrika immer verdächtig ist, so ward uns eine Quarantaine von drey Tagen dictirt. Diese vergingen indessen sehr bald, die Sanitäts-Beamten erschienen zum zweyten Mahl, ließen das Schiffsvolk abermahls die Musterung passiren, und verliehen uns endlich Practica (Pelatica), mit andern Worten: erklärten uns für gesund. Jetzt segelten wir nun mit der Fluth vollends den Strom hinauf, und wenig Stunden nachher befand ich mich schon in Lissabon.

Notitzen.

Wien, am 24. **Jänner** 1810. Gestern wurde im k. k. Hof-Theater nächst dem Karnthner-Thore zum Vortheile der Hofschauspieler **Lange**, **Brockmann**, **Koch**, **Roose**, **Koberwein** und **Krüger** zum ersten Mahle gegeben: **Die Braut von Messina**, ein Trauerspiel mit Chören in fünf Acten, von **Schiller**. Die vorkommenden Musikstücke componirt von dem k. Preußischen Capellmeister **Weber**. Über das Stück selbst wäre es überflüssig, etwas zu sagen. Jedem gebildeten Leser ist es bekannt, und sein Werth ist längst entschieden. Es kann also hier nur von der Aufführung die Rede seyn, von der man gewiß behaupten darf, daß sie alle Forderungen nicht nur erfüllt, sondern übertroffen habe. Die Rollen waren folgender Maßen ausgetheilt: Donna Isabella, Mad. **Weissenthurm**; Don Manuel, Hr. **Korn**; Don Cäsar, Hr. **Koberwein**; Beatrice, Mlle. **Adamberger**; Diego, Hr. **Koch**; die beyden Chorführer, die Herren **Brockmann** und **Lange**. Selbst dem größten Kenner und schärfesten Beobachter würde es schwer werden, zu bestimmen, wer aus diesen Schauspielern sich besonders ausgezeichnet habe; denn der Wettstreit war allgemein; die Kunst feyerte einen ihrer glänzendsten Siege, und nie hat man die richtigste Declamation mit dem meisterhaftesten Spiele in schönerem Vereine gesehen! — Doch glauben wir bemerken zu sollen, daß die Erzählungen der beyden jungen Fürsten von Entstehung ihrer Liebe für Beatricen unter die gelungensten Stellen gehörten, und daß Mlle. **Adamberger**, die, nach der kurzen Zeit genommen, welche sie die Schaubühne ziert, noch Anfängerinn heißen sollte, sich schon als vollendete Künstlerinn zeigte. Die Webersche Musik besteht in zwey Märschen und einer Trauerharmonie, wovon kein Stück sich durch besonderen musikalischen Werth auszeichnet. Die Direction hat durch Decorationen und Kleider das Ihrige zur würdigen Darstellung dieses Trauerspieles mit eben so viel Geschmack als Liberalität beygetragen. Dennoch dürfte es kaum so oft aufgeführt werden können, als viele andere, die ihm an Werth bey weitem nicht gleich kommen. Die Ursache dieser Vermuthung ist leicht zu finden. Das Stück kann nur dem gebildetsten Theile des Publicums Interesse abgewinnen. Es besteht aus sieben Achttheilen Declamation, und einem Achttheile Handlung. Wie viele kann man wohl selbst unter den decidirtesten Theater-Liebhabern zählen, die einer so ununterbrochenen und anhaltenden Aufmerksamkeit fähig sind, als dazu gehört, an einem Schauspiele Geschmack zu finden, dessen größte Schönheit in der Diction und deren Vortrag liegt? Außer dem werden die **gesprochenen** Chöre wohl nie eine glückliche Wirkung hervor bringen. Es ist beynahe als ausgemacht angenommen, daß die Chöre bey den Tragödien der Alten nicht gesprochen, sondern gesungen wurden; ja man ist sogar ziemlich allgemein der Meinung, daß auch ihre Declamation notirt war. Ob und wie weit wir ihnen hierin nahe kommen konnten, wäre leicht zu erfahren, wenn ein Tonkünstler — der mit dem dazu gehörigen Talente und Eifer versehen wäre, den Versuch machte, eine bloß aus Recitativen und Chören bestehende tragische Oper zu componiren; aber freylich wäre hierzu kein gewöhnlicher Operntext, sondern ein Buch von poetischem Werthe, und lauter Sänger der seltensten Gattung erforderlich, nähmlich solche, die man **verstünde**, und die ihren Ruhm nicht in vielen **Noten**, sondern in vielem **Ausdruck** suchten. Lauter **Milders**, **Weinmüllers** und **Vogels**! — Wo diese finden? — —

M.

Gedruckt bey Anton Strauß in Wien.



Der Sammler.

Dinstag, den — 13. — 30. Jänner 1810.

Edle Weiblichkeit.

Eine wahre Geschichte.

(Nach Dazincourts Memoiren.)

Madame Williams kam als Witwe eines reichen Ostindischen Kaufmannes in Begleitung einer einzigen vertrauten Kammerfrau, einer Deutschen, nach Straßburg. Hier nahm sie einen Französischen Bedienten an, weil ihr Bedienter in München krank zurück geblieben sey. Ihr Weg ging nach Paris, wo die schöne Witwe, wie sie sagte, den Kummer über den Tod ihres Mannes zu zerstreuen hoffte. Allein der geräuschvolle Aufenthalt im frivolen Paris stand in zu grellem Widerspiele mit dem Grame, der an ihrem Herzen nagte, und nach drey Monathen vertauschte sie ihn gegen die Einsamkeit eines von Bergen umschlossenen Thales in Auvergne, in welchem einzelne armselige Gehöfte zerstreut standen. Hier kannte sie keine andere Beschäftigung, als ihren armen und rohen Nachbarn beyzustehen, keine andere Zerstreuung, als den Briefwechsel, den sie durch ihren Bankier in Paris mit einer geliebten Tante unterhielt.

Eine solche Lebensweise konnte einem äußerst zarten Körper bey einem so gefühlvollen Herzen nicht zuträglich seyn; Mad. Williams erkrankte, und von aller ärztlichen Hülfe entfernt, wäre sie ohne die treue Pflege ihrer gutmüthigen Begleiterinn unterlegen. Mit der Gefahr, die ihrem Leben drohte, erwachte aber auch die Liebe zur „süßen Gewohnheit des Daseyns und Wirkens;" so bald sie daher nur einiger Maßen wieder hergestellt war, theilte sie reichliche Wohlthaten unter ihren Nachbarn aus, von denen sie als eine Gottheit verehrt wurde, und machte sich, von ihren Segenswünschen begleitet, auf den Weg nach Orleans, um dort einen geschickten Arzt zu Rathe zu ziehen, den sie in Paris kennen gelernt und von dem sie gehört hatte, daß er seine Praxis niederlegen und in den Schooß seiner Familie nach Orleans, seinem Geburtsorte, zurück kehren wollte. Sie fand hier Hrn. Thierry, so hieß der Arzt, und bath ihn, sich ihrer anzunehmen.

Herr Thierry fühlte sich glücklich in dem Zutrauen eines so höchst interessanten weiblichen Wesens, und sein Scharfblick entdeckte bald, daß die Krankheit der liebenswürdigen Witwe nicht sowohl im Körper, als im Gemüthe ihren Sitz habe. Er widmete sich ihr ganz, und suchte vor allen Dingen die Wolken zu zerstreuen, welche die schöne Stirn umnachteten, und seiner Liebenswürdigkeit, seiner aufgeweckten Unterhaltung konnte dieß nicht fehlschlagen. Mad. Williams fühlte sich erheitert in seinem Umgange, nach wenigen Wochen blühte die liebliche Blume wieder fröhlich auf, und nach einigen Monathen ertheilte ihr der Arzt, welcher befürchtete, seine fortgesetzten Besuche möchten eigennützigen Absichten zugeschrieben werden, den Rath, die Bäder in Spaa zu gebrauchen, indem Zerstreuung für sie die einzige nöthige Arzeney wäre.

„Wenn ich nun aber hier in Orleans, wenn ich in

Ihrem Umgange, lieber Doctor, diese mir, wie Sie sagen, nöthige Zerstreuung finde," erwiederte Mad. Williams, „warum soll ich sie denn anderswo erst suchen? Sie sind es doch nicht überdrüssig, mir Ihren Beystand zu widmen?"

„Das glauben Sie gewiß nicht!" antwortete der Arzt.

Beyde schwiegen. — Endlich wagte Mad. Williams schüchtern, sich nach den Vermögensumständen ihres Arztes zu erkundigen. Überrascht durch diese unerwartete Frage antwortete er ihr offen, daß seine Glücksumstände ihm vergönnten, ohne bestimmte Beschäftigung unabhängig sich selbst zu leben, und daß er seine Kunst nur einigen vertrautern Freunden widme, ohne auf weitern Erwerb dabey zu denken.

Mad. Williams wünschte ihm Glück zu dieser Lage, aber mit einem Tone, der deutlich verrieth, daß sie lieber gesehen hätte, er wäre von seiner Kunst abhängiger gewesen.

„Ich würde Ihrem Rathe folgen und nach Spaa gehen," fügte sie hinzu, „wenn ich nur einen Arzt mir zur Seite hätte, der mir beystehen könnte, wenn das Bad etwa nicht die gehoffte Wirkung für mich hätte. Das beträchtliche Vermögen, welches mein Gatte mir hinterlassen hat, setzt mich in den Stand, den Mann, der sich der Erhaltung meiner Gesundheit widmen wollte, in eine nicht ungünstige Lage zu setzen. Aber, wo soll ich einen solchen Mann finden?" — Sie zog bey diesen Worten einen Brillantring von hohem Werthe vom Finger: „Mit Geld," sagte sie, „bezahlt man die Sorgfalt seiner Freunde nicht; Sie haben mir erklärt, daß Sie Ihre Sorgfalt nur denen widmen, die Sie für Ihre Freunde halten: so nehmen Sie denn dieß Pfand der Freundschaft an."

„Sie hießen meine Freundschaft in dem Augenblicke schweigen," erwiederte der Arzt, bis zu Thränen gerührt. „als Sie nach meinen Vermögensumständen sich erkundigten. Ich würde es nie gewagt haben, Sie selbst um die Erlaubniß zu bitten, Sie nach Spaa zu begleiten, ja selbst nach England, wenn Sie nach vollendeter Cur dahin etwa zurück kehren wollten; aber der kleinste Wink von Ihnen würde hinreichend gewesen seyn, dazu mich zu bestimmen, wenn die Belohnung meiner Bemühungen für Sie auf bloße Freundschaft sich beschränkt hätte. Sie sprechen von Gewinn, ja Sie bezahlen mit seltner Freygebigkeit meine bisherigen geringen Bemühungen für Sie; das heißt mir Schweigen gebiethen. Das Gefühl der innigsten Freundschaft ist das einzige, welches die hohe Achtung für Sie mir vergönnt: dieß wird, ich fühle es, mich durchs Leben begleiten; ich weiß, was es mich kosten wird, Sie nicht mehr zu sehen, aber — wie gesagt, Ihre Anerbiethungen legen mir in diesem Augenblicke Schweigen auf.

„Also, weil ich mich ungeschickt benommen habe, soll ich," erwiederte Mad. Williams, „alle Rechte auf die Freundschaft, die Sie für mich zu empfinden vorgeben, verlieren? Hätte das Herz Ihnen Ihre Antwort eingeflößt, so würden Sie nicht darauf gesehen haben, wie ich meine Worte setzte, und wir würden schon mit den Vorkehrungen zur Reise beschäftigt seyn."

Diese Vorkehrungen wurden sogleich getroffen, und Hr. Thierry begleitete seine schöne Kranke nach Spaa. Die Veränderung der Luft und der Umgebungen, das heitere Badleben, die mannigfaltigen Zerstreuungen, welche der besorgte Arzt zu bereiten und deren Genuß er zu erhöhen wußte, alles dieß wirkte aufs vortheilhafteste für die Gesundheit der liebenswürdigen, für reine Lebensfreuden wieder empfänglichen Frau, so, daß sie sich nie besser befunden hatte, als da sie nach vollendeter Curzeit in Brüssel ankam, wo sie ein Haus für sich hatte einrichten lassen, um sich dort einige Zeit aufzuhalten.

Die Einrichtung des Hauses war geschmackvoll, und zeugte ohne Pracht von hohem Wohlstande. Hr. Thierry, dessen liebste Sorge war, seiner Freundinn das Leben so angenehm als möglich zu machen, benutzte die genaue Bekanntschaft, in welcher er mit dem damahligen französischen Gesandten in Brüssel, Hrn. Sabbatier de Cabres, stand, die auserwählteste Gesellschaft um Mad. Williams zu versammeln, und bald wurde das Haus der schönen Witwe für eines der angenehmsten in der Stadt gehalten.

Für den Sommer miethete Mad. Williams ein Landhaus zwischen Brüssel und Cortemberg, das der Graf Lascy, welcher nach Wien gezogen war, bewohnt hatte. Der herrliche Anbau in Flandern, die Größe der ländlichen Anlagen, die bequeme Einrichtung der Landhäuser verleihen diesen einen ganz eignen Reitz, und besonders zauberte die liebliche Aussicht um das Landhaus der schönen Witwe und die innere geschmackvolle Einrichtung dasselbe zu einem wahren Feensitze. — Alles, was Mad. Williams umgab, mußte das Auserwählteste in seiner Art seyn.

Ein kleines niedliches Theater in diesem Landhause erweckte in der Besitzerinn den Wunsch, ins Schauspiel zu gehen, wozu sie während ihres Aufenthalts in Frankreich nie die mindeste Neigung gefühlt hatte. In diesen Tagen wurde von der Französischen Gesellschaft unter der Direction des trefflichen Dhannetaire Amphitryon gegeben, in welchem der unlängst als Director der kaiserlichen Schaubühnen in Pars verstorbene Dazincourt, eben der thätige Mann, der in so kurzer Zeit das Theater in Er-

furt der Anwesenheit so vieler gekrönten Häupter würdig einrichtete, den Sosias spielte. Es traf sich, daß die reitzende Witwe einen Platz in der Loge neben der Bühne erhielt. Unwillkührlich fällt Dazincourts Blick, als er auftritt, auf diese Loge, und er fühlt bey dem Anblicke der schönen Fremden den ihm unerklärlichen Wunsch, über den er aber auch weiter nicht nachdachte, ihren Beyfall zu erhalten. Er spielt mit doppeltem Fleiße, legt alle Kunst hinein, deren seine Rolle und seine Talente nur fähig waren, er übertrifft sich selbst und hat das Vergnügen, daß die schöne Fremde ihm Beyfall klatscht. Ohne sich weiter zu fragen, warum gerade ihr Beyfall ihn besonders interessire, ja ohne selbst Erkundigung einzuziehen, wer sie seyn möchte, war ihr Bild ganz ihm verschwunden, als er sie einige Tage nachher in einer der untern Logen wieder erblickte, und den andern Morgen erfuhr, daß diese Loge von einer fremden Dame für's Jahr gemiethet sey. Mit einem heitern reinen Vergnügen sah Dazincourt sie hier fast jeden Abend, da sie das Theater selten versäumte. Ihr Bild stand in hellen und freundlichen Zügen vor seiner Seele, er fühlte sein Herz zu ihr hingezogen, aber ohne den Sturm der Leidenschaft; es war das Gefühl der reinsten innigsten Zuneigung, das ihn für sie beseelte. — In dieser Lage des Herzens sah er sich eines Morgens durch den Besuch des Hrn. Thierry überrascht.

(Die Fortsetzung folgt.)

Trost des Sängers.

Wie Liedermacher haben's gut,
Denn nie verläßt der frohe Muth
Die Herzen, deren bunte Träume
(Wenn alles fehlt) zuletzt in Reime
Verwandelt werden, die die Sichel
Der Zeit gewöhnlich mehr verschont,
Als Manches, das ein großer Michel,
Der auf der Völker Trümmern thront,
Im Wahne seiner Ewigkeit
Erschafft, erkünstelt, und gebeut.
Und statt zu pflügen und zu mahlen,
Ja statt zu zinsen und zu zahlen,
Ergreifen wie den leichten Kiel,
Und schlagen in das Saitenspiel,
Wenn wir der Mitwelt schuldig bleiben —
Die Nachwelt wird die Quittung schreiben.
Wie mancher müde Erdensohn
Hat sechzig Jahre Last und Hohn
Und Weg getragen: rein vergessen
Ist sein Berechnen, Schaufeln, Messen.
Dagegen singt ein alter Knabe
(So etwa wie Anakreon,
Den Gott Apollo selig habe!)
Im halben Rausche zwanzig Lieder;
So hallt Japan und Lissabon
Nach tausend Jahren noch sie wieder.
Das thut die Kunst, die eingeborne,
Die nie gefundne, nie verlorne.

Ritter.

Seeleben.

Vierter Brief.

Ankunft in Toulon. — Erster Ausbruch der Krankheiten. — Quarantaine. — Täuschung. — Große Fortschritte des Übels. — Entdeckung. — Folgen. Trauriger Zustand.

Toulon, December.

Wir liegen hier auf der innern Rhede, auf beyden Seiten von Wachböthen umringt, und überdem noch durch ein Französisches Linienschiff beobachtet, das auf halbe Kabellänge bey uns vor Anker gegangen ist. Sie erstaunen, doch ich will Ihnen noch nach der Reihe erzählen, wie dieß Alles zusammen hängt. Wir lagen den ganzen October und November bey Lissabon; wahrscheinlich waren politische Verhältnisse dabey im Spiel. Endlich erhielten wir Befehl, nach Toulon zu segeln, und daselbst den Baron Cock van Haaften an Bord zu nehmen, der als unser Gesandter nach Constantinopel bestimmt war. Kurz vor unsrer Abfahrt starb unser zweyter Steuermann, Christian Kaasmann, an dem ich einen eben so geschickten Lehrer als treuen Freund verlor. Man nannte seine Krankheit eine Brustentzündung, es war aber eigentlich ein Faulfieber, das bald sehr heftig um sich griff. Kaum befanden wir uns daher einige Tage in See, als wir an dreyßig Kranke hatten, worunter der erste Lieutenant, Hr. Ouwens, schon nach sechs und dreyßig Stunden verstarb. Dieß war ein unersetzlicher Verlust für mich, denn nun hatte ich keinen einzigen Freund und Beschützer mehr an Bord. Der Leichnam ward indessen nicht über Bord geworfen, sondern in einem eigens dazu gemachten Sarge auf dem Verdecke aufbewahrt. Die Zahl der Kranken nahm übrigens trotz aller Vorsichtsmaßregeln mit jedem Tage zu; auch starben nach einem heftigen dreytägigen Sturme im Golf von Narbonne noch vier.

So kamen wir endlich auf der Rhede von Toulon an, und wurden nach dem gewöhnlichen Examen auf eine Quarantaine von eilf Tagen gesetzt. Während derselben hatten wir abermahls zwey Todte, hätten also Quarantaine von vorn anfangen sollen, allein der Capitän verheimlichte die Sache, und erhielt so wirklich die Practica oder Libre Entre, wie es hier heißt. Zu diesem Ende wurden wir am neunten Tage alle nach dem Lazarethe gesendet, daselbst zu dreyßigen und darüber in kleine Zimmer vertheilt, und mit einem erstickenden Rauche durch und durch parfumirt. Am eilften Tage stattete unser erster Lieutenant, in Begleitung des ersten Wundarztes, einen Bericht über den Zustand unseres Schiffes ab, welcher dem Sanitäts-Beamten höchst

befriedigend schien, ob er gleich völlig erdichtet war. — Kurz, wir wurden für gesund erklärt, und communicirten daher auf alle Weise mit der Stadt. Da sich übrigens der Baron van Haaften noch in Marseille befand, so ging der Capitän zu Lande dahin ab, ohne im mindesten zu ahnden, was uns bevorstand. Zuvor ließ er inzwischen noch den Sarg mit dem Leichname des Hrn. Ouwens durch ein fremdes Boot abhohlen, was, des entsetzlichen Geruches wegen, schon längst sehr nöthig gewesen wäre.

Einige Tage darauf ward ich mit drey oder vier Mann zum Wasserfüllen ans Land beordert, und traf bey dieser Gelegenheit unsern Consul an. Wir spatzierten mit einander in der Nähe der Consigne (Sanitäts-Büreau) auf und ab, als plötzlich einer der Secretäre heraus kam, den Consul beym Nahmen rief, und mehrere Minuten lang heimlich mit ihm sprach. — „Sie sind auf die Consigne citirt!" — sagte der Consul zu mir, und erklärte mir nun, daß der wahre Zustand unsers Schiffes kein Geheimniß mehr sey. Man habe den Sarg des Lieutenants Ouwens, so wie der beyden andern Todten aufgefischt; die Entrüstung über unsern betrügerischen Bericht sey allgemein. Sie können denken, daß ich über die Eröffnung nicht wenig erschrocken war, und daß ich mit ziemlich beklommenem Herzen in den Audienz-Saal trat. Der Ausgang war indessen über meine Erwartung gut. Man begnügte sich, mir fünf oder sechs Fragen über die Anzahl unsrer Kranken u. s. w., vorzulegen, ließ mich das Protokoll signiren, und erlaubte mir, mit meinen Leuten an Bord zu gehen.

Kaum war ich aber daselbst angekommen, als uns ein Quarantaine-Boot den Befehl überbrachte, an einer gewissen Stelle in der Nähe des Lazarethes zu ankern, wobey uns jede Communication verbothen ward. Zu gleicher Zeit legten sich zwey Wachboote an unsre Seite; auch ankerte ein Französisches Linienschiff auf halbe Kabellänge vor uns. So sind wir also beynahe für völlige Pestkranke erklärt, und auf unser eignes Schiff unter den härtesten Drohungen verbannt! Brod, Fleisch, Wasser u. s. w. werden uns durch Quarantaine-Boote zugeführt, und an langen Stangen oder Esparte-Tauen ins Schiff gebracht. Von unserm Boote hingegen darf bey Todesstrafe nicht das Mindeste ans Land. Unterdessen wüthet die Krankheit bey diesem lauen, frühlingsartigen Wetter sehr heftig fort, so daß der Capitän vielleicht nicht dreyßig von uns gesund antreffen wird.

Notizen.

Paris. — Es erscheint bey Renard eine neue Übersetzung von Geßners Tod Abels in Versen. Sie ist das Product eines Artillerie-Officiers. Schon dieser Autornahme, der mit der Geßner'schen Muse in einem so grellen Contraste steht, dürfte die Käufer abschrecken, die, nicht begnügt mit der vortrefflichen Huberschen Übersetzung, diesen einfachen, prunklosen Marmortempel gern mit bunten Farben übertüncht sehen möchten. Selbst bessere Verse, als die sind, welche unser Artillerie-Officier hier in Reihe und Glieder gestellt, oder zusammen gereimt hat, würden diese Wirkung hervor bringen, und es ist unbegreiflich, wie ein Laie es hat wagen können, mit dieser Arbeit vor das Tribunal eines Geoffroys zu treten. Dennoch wird er ganz glimpflich von diesem furchtbaren Richter behandelt, nicht anders, als hätte auch er die Kunst verstanden, die von vielen andern schon mit dem besten Erfolge benutzt worden seyn soll, seinem kritisch schäumenden Gebisse ein goldenes Schloß anzuhängen. Da aber die Wuth zu schmähen auf eine oder die andere Weise bey Geoffroy abgekühlt werden mußte, so fällt er bey dieser Gelegenheit wieder über die Deutsche Literatur her, und drückt sich in seinem Feuilleton vom 9. Sept. folgender Maßen aus:

„Geßner ist von allen Deutschen Schriftstellern derjenige, den wir in Frankreich hochachten, vielleicht ist er der einzige, den wir in der That schätzen, da hingegen seine eigenen Landsleute, ohne ihn eben ganz zu verachten, so wenig auf ihn halten, daß sie bey der Classification ihrer Schriftsteller ihm bloß den dritten Rang anweisen. Wahrlich, diese Herabwürdigung eines glücklichen Genies, eines Mannes, der allein unter den Neuern einige von den Tönen der Hirtenflöte uns hat vernehmen lassen, welcher die Alten so rührende Lieder zu entlocken wußten, diese Herabwürdigung vom ganzen Deutschlande stimmt völlig mit dem Urtheile überein, welches es von der Literatur im Allgemeinen, und von der unsrigen insbesondere fällt. Eine Nation, die im achtzehnten Jahrhunderte einem Corneille und Racine die Mißgeburten eines Gilles Shakespeare, und die noch ungeheurern Farcen seines Schillers vorziehet, muß nothwendig dem einzigen vernünftigen Dichter, den sie hervor gebracht hat, wenig Werth beylegen. Mit geringer Urtheilskraft, einem schlechten Geschmacke, einer reichen und biegsamen Sprache, bringt man es weit in literarischen Ausschweifungen; denn der Ausdruck für jeden Einfall einer ungebundenen Einbildungskraft steht gleich zu Gebothe, und läßt sich leicht in einen Schwall von Redensarten, mit schönklingenden Wörtern verbrämt, vortragen. Dieser erbärmliche Zustand, in welchem sich die Deutsche Literatur buchstäblich befindet, erinnert uns an die Literatur Griechenlandes bey ihrem Verfall. Es läßt sich kaum denken, wie viel dummes Zeug damahls von den Griechischen Schriftstellern in zierlichen Perioden und hochtrabenden harmonischen Versen ans Licht gefördert wurde. Die bewundernswürdigen Schönheiten ihrer Sprache, ihr Reichthum und die Leichtigkeit, sie anzuwenden, dienten damahls den wenig guten Köpfen, welche den Geschmack an reiner Literatur behalten hatten, zum wahren Leiden; glücklicher Weise fanden sie hinreichenden Ersatz in den zahlreichen Meisterstücken, welche eben diese Sprache in frühern Zeiten hervor gebracht hatte. Aber welche Schadloshaltung können die Deutschen uns darbiethen? Nur ihren Geßner, den sie herab würdigen, und den wir, unserer Seits, stets mit neuem Vergnügen wieder lesen, obwohl nur in einer Übersetzung, in welcher er vieles von seiner Kraft und Anmuth verlieren muß." —

So spricht ein Geoffroy von Deutschen Dichtern. Indessen dürfen sie sich trösten, da sie dieses Schicksal mit Shakespeare, den Voltaire schon einen Gilles oder Hanswurst nannte, gemein haben. Vielleicht finden die Franzosen einen so großen Gefallen an Geßner, weil es wohl schwer hält, daß in einem Pariser Kopfe eine Idylle zur Reife komme. In wie fern aber der Feuilletons-Schreiber Recht hat, daß die Deutschen diesen ihren unnachahmlichen Idyllen-Dichter vergessen, zurück setzen, ja herab würdigen, das mag das Deutsche Publicum entscheiden.

Der Sammler.

Ein Unterhaltungsblatt.

Zweyter Jahrgang.

1810.

Februar.

Wien, gedruckt und im Verlage bey Anton Strauß.

In Commission bey Anton Doll.

Inhalt.



Donnerstag, den —— 14. —— 1. Februar 1810.

Edle Weiblichkeit.

(Fortsetzung.)

„Ich habe gewünscht, die Bekanntschaft eines Künstlers zu machen, sagte der Arzt, „dem wir so vielen Genuß verdanken; allein mich führt noch eine andere Absicht zu Ihnen. Ich bin Arzt bey einer fremden Dame, die sich für einige Zeit hier in Brüssel aufhalten will. Sie theilt die gerechte Bewunderung, welche das Publicum Ihrem Spiele zollt, und wünscht von Ihnen Unterricht in der Declamation zu nehmen. Ein kleines Theater in ihrem Hause hat den Wunsch in ihr erweckt, darauf mit einigen Freunden kleine Stücke aufzuführen; dieß würde sie beschäftigen und zugleich unterhalten. Darf ich, ohne Ihnen beschwerlich zu fallen, hoffen, daß Sie den Wunsch der Dame erfüllen werden?"

Dazincourt wußte nicht, wie ihm geschah. Was er, nie zu hoffen gewagt hatte, war erfüllt. Die reitzende Fremde, deren erster Anblick einen so tiefen Eindruck auf ihn gemacht hatte, lud ihn selbst zu sich ein. Daß er den Antrag annahm, bedarf wohl kaum der Erwähnung. Seine Bescheidenheit ließ ihn zwar von seiner Unfähigkeit sprechen, doch fügte sein Herz bald hinzu, daß sein Eifer so viel als möglich den Mangel ersetzen würde, und nach zwey Stunden erhielt er eine Einladung zum Mittagessen.

Mit klopfendem Herzen machte er sich auf den Weg, mit trunkenem Blicke trat er ins Zimmer. Mad. Williams kam ihm mit Anstand und Freundlichkeit entgegen, sie dankte ihm, daß er ihr das Vergnügen seiner nähern Bekanntschaft habe gönnen wollen, und er hätte mögen zu ihren Füßen stürzen, und ihr danken für das unaussprechliche Glück, dessen sie ihn würdigte, ihr zu nahen und unter die erwählte Zahl ihrer Freunde aufgenommen zu werden. Fern von aller Galanterie, denn wie hätte er dazu die Besonnenheit finden sollen, bezeugte ihr sein Ton, sein Blick, wie tief er für sie empfand. —

Der Unterricht begann. Mad. Williams war sehr gebildet; die Natur hatte keine ihrer Gaben ihr versagt; ein herrliches Organ, das innigste wahrste Gefühl, der zarteste Sinn für alles Schöne, Edle und Große und für die feinsten Nüancen des Dialogs und der Charaktere — bedurfte es mehr als einiger Fingerzeige, um sie als Declamatorinn zu vollenden? — Und dabey war sie so einfach, dabey ließ sie sich gar nicht merken, wie viel Kenntniße und Talente sie vereinigte, so daß sie anbethen mußte, wer sich ihr nahte. „Hätte sie zu Praxiteles Zeit gelebt," sagte Dazincourt von ihr, „sie würde er zu seiner bescheidenen Venus gewählt haben, und diese würde noch vollkommener geworden seyn."

Melanide war die Rolle, welche sie einstudierte; aber ans Spielen wurde weiter nicht gedacht. Dieß war nur ein Vorwand gewesen, Dazincourt in ihrer Nahe zu bringen. Sie hatte sein Spiel bewundert; sie hörte,

daß er der besondern Freundschaft des Prinzen Carl und des Fürsten de Ligne gewürdigt würde, daß seine Aufführung ihm die allgemeine Achtung erworben hatte, und dieß bestimmte sie, sich ihm zu nähern. — Auch entsprach Dazincourt ganz ihren Erwartungen.

Als der Sohn des angesehenen Handelshauses Alboun in Marseille hatte Dazincourt eine sorgfältige Erziehung genossen. Er war zum Handel bestimmt, und sein Taufvater, der vertrauteste Freund seiner Ältern, Hr. de la Salle, ehemahliger französischer Consul in der Levante, hielt es für rathsam, ihn in die politischen Verhältnisse der verschiedenen Mächte einzuweihen, und sah seine Bemühungen mit dem glänzendsten Erfolge gekrönt. Im neunzehnten Jahre war der junge Alboun, nicht den Jahren, wohl aber seinen Kenntnissen nach, fähig, die wichtigsten Geschäfte zu betreiben. Hr. de la Salle starb, und Albouns Tante, Mad. Audibert, empfahl ihren Neffen dem Marschall Herzog von Richelieu, der die höchste Achtung und die zärtlichste Freundschaft für sie fühlte. Der junge Alboun gefiel diesem als Krieger, Staatsmann, Hofmann und Liebesritter gleich ausgezeichneten Manne so, daß er ihn sich von Mad. Audibert zum Secretär ausbath. Hier schien sich dem Jüngling die glänzendste Bahn zu eröffnen. Er begleitete den Marschall nach Paris, und der gelehrte Bequemare, der bey dem Herzoge das doppelte Amt eines Bibliothekar und Secretär versahe, überließ seinem jungen Gehülfen bald alle Kabinetsgeschäfte, worin er oft mit dem Präsidenten de Gask arbeitete. — Der Abbe Voisenon, und mehrere der unterrichtetsten und liebenswürdigsten Männer, welche des Marschalls Haus besuchten, gewannen den jungen Alboun lieb, und trugen viel zu seiner Bildung bey. Er war sehr vertraut mit den Grafen Sabran und Gonssier, und diese verhalfen ihm dazu, seinen Lieblingswunsch zu erfüllen, auf einem Privattheater, an welchem sie Theil nahmen, aufzutreten. Er übernahm die Rolle des Krispin in folies amoureuses, und erwarb hier den uneingeschränktesten Beyfall der auserwähltesten Gesellschaft in Paris, wodurch seine Neigung zum Theater völlig entflammt wurde. — Seine Verbindungen nöthigten ihn zu beträchtlichen Ausgaben, und da der Marschall nicht daran gedacht hatte, ihm einen Gehalt anzuweisen, und der Jüngling zu stolz war, darum anzusuchen: so befand er sich bald in der äußersten Verlegenheit, die während der Abwesenheit des Marschalls, welcher nach Bourdeaux gereist war, und Alboun zurückgelassen hatte, auf den höchsten Grad stieg. Ein junger talentvoller Dragonerofficier, der wo möglich noch einen größern Drang zur Bühne fühlte, erweckte in ihm den Entschluß, sich des Marschalls Abwesenheit zu Nutze zu machen, Paris heimlich zu verlassen, und zu einem Theater zu gehen. Der junge Officier erhielt unter dem Vorwande von Familiengeschäften Verlängerung des Urlaubs, und Alboun von seinem Bruder, der in den Colonien große Geschäfte machte, die nöthigen Summen, um seine Schulden in Ordnung zu bringen.

Sie machten sich also auf den Weg nach Brüssel, und nichts konnte ihren Entschluß erschüttern, selbst nicht, daß Monvel der Vater, an den sie sich in Lille wandten, und Dhannetaire in Brüssel, dem sie von Monvel empfohlen waren, aus ihrer eigenen Erfahrung alle Gründe hervorsuchten, sie davon abzubringen. Endlich gab Dhannetaire nach, und ließ einige Scenen von den Jünglingen sich vortragen, und diese Proben fielen für beyde so günstig aus, daß ihr Debüt sogleich angesetzt wurde. Aber den Tag vorher, als Albouns Gefährte auftreten sollte, erschien ein vertrauter Freund der Familie desselben in Brüssel, und vermochte ihn durch Bitten, Drohungen und Versprechungen dazu, daß er endlich dem Vorsatze, Schauspieler zu werden, entsagte. — Der Familie Alboun blieb der Aufenthalt ihres Sohnes zu lange verborgen, er nahm den Nahmen Dazincourt an, unter dem er nachmahls so berühmt geworden ist, und trat in eben der Rolle auf, in welcher er auf dem Privat-Theater in Paris so vielen Beyfall erworben hatte. Er schien nicht Anfänger, sondern war gleich vollendeter Künstler, sobald er nur gewohnt war, auf dem Theater zu gehen, der einzige sehr natürliche Mangel, den man bey seinem ersten Auftritte bemerkte. Bald wurde er der Liebling des Publicums; die beyden vorgenannten Fürsten, von denen der Fürst von Ligne ihn selbst im Hause des Marschalls gekannt hatte, beehrten ihn mit ihrer besondern Gunst, und Dazincourt genoß einer Achtung, die selten ein Schauspieler zu erwerben, noch seltner zu erhalten weiß.

So war der Mann, den die schöne Witwe in den Kreis ihrer Freunde zog, ja der bald mit Thierry ihr ganzes Vertrauen und noch mehr, ihre zärtlichsten Gefühle gewann. — Aber das höchste Glück kann nicht von langer Dauer seyn. . . Das Band der Liebe wurde zerrissen; nur die Bande der Freundschaft blieben ungetrennt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der zärtliche Gemahl.

(Aus dem Englischen des Peter Pindar.)

Wie grausam das Geschick verfährt!
Seht meine sanfte Frau verklärt,
  Ihr Mund schloß sich im Frieden.
Obschon verfallen, bleich, entstellt,
Die zarten Nägel blau geschwellt, 5.
  Wie reitzend noch verschieden!

Stets, wenn ihr Anblick Thränen preßt,
Vermuth' ich noch, sie schläft nur fest,
  So ruhig und voll Güte;
Und doch ist jeder Laut verhallt, 10.
Das Feuer Auge trüb und kalt,
  Das solche Flammen sprühte.

Der Knöchler zielte trefflich gut,
Und hatte wahrlich grossen Muth,
  Den Pfeil für sie zu wetzen. 15.
Denn so beherzt sie sich gezeigt,
Geläng's, glaubt' ich, ihr sehr leicht,
  Auch ihn in Furcht zu setzen.

Dahin ist nun der Kehle Klang,
Die so manch süß Capriccio sang, 20.
  Mich in die Sphären rückte,
Und durch der Finger raschen Flug,
Wenn sie den lauten Flügel schlug,
  Mein lauschend Ohr entzückte.

Doch ach! nicht ferner sey geklagt, 25.
Weil es ihr selber jetzt behagt,
  Die Ruhe zu bewahren.
Gewiß, sie rührt nicht mehr das Kinn,
Kam mir's zum ersten Mahl in Sinn,
  Ihr über's Maul zu fahren. 30.

Gönnt hier mir eine Pause nur.
Wie wunderbar ist die Natur!
  Ist eine Frau verblichen,
Löscht ihr Verstummen Lieb' und Lust,
Und brennt' es in der Männer Brust 35.
  Auch lichter als in Kuchen.

Vernehm' ich je den Dudelsack,
Dann denk' ich, ach! an den Geschmack,
  Mit dem sie einst gesungen.
Wohl mehr als tausend Reitze fand 40.
Der Tod in ihr, noch unbekannt,
  Ganz sicher tausend Zungen.

Als ich zum letzten Mahl sie sprach,
Und sah, wie sanft ihr Auge brach,
  Wie groß war mein Erstaunen! 45.
Allein ergeben und gefaßt;
Legt' ich dem Tode nichts zur Last,
  Noch des Geschickes Launen.

Warum gestöhnt, wozu der Gram,
Daß sie zur Schar der Engel kam, 50.
  Wozu das Leid-Gebrülle?
Ach! brachten Thränen sie mir her, —
Allein umsonst, sie kommt nicht mehr,
  So ist des Schicksals Wille.

Der Doctor, der es sonst versteht, 55.
Kam, sie zu retten, auch zu spät
  Mit Arzeneyen und Tropfen.
Nun gebt euch weiter keine Müh,
Bey Gott! nicht länger duld' ich's, sie
  Noch mehr zu überstopfen. 60.

Man hat ihr so zu viel gebracht,
Wahrhaftig eine ganze Fracht
  Von Pulvern und Mixturen.
Nun mach' ich meinen Willen kund,
Sie fahr nicht mit der Pill' im Mund 65.
  In jene reinen Fluren.

Jetzt lieber Doctor! könnt' ihr geh'n,
Ich will, um Mitleid euch zu fleh'n,
  Euch meinen Schmerz nicht mahlen.
Viel Dank, daß sie nicht länger litt, 70.
Bringt nächstens euern Conto mit,
  Ich will ihn gerne zahlen.

Euch Freunde, die ihr Leid bezeigt,
Bitt' ich ums Himmels Willen, schweigt,
  Und weckt sie nicht durch Lärmen. 75.
Betrübt euch sanft, und weinet still,
Und stöhnt und schluchzet nicht zu viel,
  Wollt ihr um sie euch härmen.

Spart euch den bittern, wunden Schmerz.
Zu grosser Gram erdrückt mein Herz, 80.
  Ein Seufzer mag genügen.
Das größte Leid verweht der Wind;
Die meisten Trauerthränen sind,]
  Man weiß ja, so nur Lügen.

Mein Lämmchen werde schön verziert, 85.
Die Hand ihr über's Kreuz geschnürt,
  Und sanft ihr Mund verschlossen.
Das Mäulchen, das sich Tag und Nacht,
Ward mir ein Leiden zugedacht,
  Mit soviel Trost ergossen. 90.

Der Tischler soll, ich bin nicht karg,
Nur fest und fleißig ihren Sarg
  Aus hartem Holze schnitzen.
Dann gut vernagelt und verpicht!
Wer wünschte seine Frau denn nicht 95.
  Im Grabe noch zu schützen?

Euch Leichenträgern schärf' ich ein:
Vermeidet sorglich jeden Stein,
  Den sie vielleicht verspürte.
Einst stand der Todte wieder auf, 100.
Als mit dem Sarg im vollen Lauf
  Man einen Pflock berührte.

Nun leb' auf ewig wohl, mein Schatz!
Sey ohne Furcht auf deinem Platz
  Wird keine mehr empfohlen. 105.
Dir Theure! bleib' ich ewig treu,
Mich soll, wenn ich noch ein Mahl frey,
  Der Teufel selbst hohlen.

J. B. Rupprecht.

Naturhistorische Miscellen.

(Aus Azaras Reisen.)

8.

Schafe und Ziegen werden in Paraguay u. s. w. blos von Hunden gehüthet, die immer von einer sehr großen und starken Race sind. Man richtet diese Hunde zu ihrem Geschäfte auf folgende Weise ab: zuerst nimmt man sie noch blind von der Mutter weg, dann läßt man sie an verschiedenen Mutterschafen saugen, hält sie die ersten vier Wochen beständig im Hofe verschlossen, und gewöhnt sie endlich mit auf die Weide zu gehen. Hier entwickelt sich nun der Instinct der Hunde von selbst, so daß man in Jahr und Tag vollkommen gute Ovejeros (Schafhirten), wie man sie nennt, daran erhält. Ein solcher Hund führt nun seine Heerde alle Morgen regelmäßig auf die Weide, läßt sie den Tag über keinen Augenblick aus den Augen, vertheidigt sie im Nothfall u. s. w., kurz thut Alles, was einem Hirten zukommt. Eben so treibt er sie gegen Abend wieder zusammen, hält ordentlich Musterung darüber, und führt sie aufs Gut zurück. Man hat dabey weiter nichts zu thun, als daß man dem Hunde des Morgens vollauf zu fressen und zu saufen gibt, damit er bis Abends aushalten kann. Aus Vorsicht bindet man ihm meistens ein langes dünnes Stück Fleisch um den Hals, wovon er sich nach Belieben sättigen mag. Dieß darf jedoch niemahls Schaffleisch seyn, weil ein solcher Hund lieber verhungern würde, ehe er dergleichen anrührt. Dieß führt auf Betrachtungen sehr interessanter Art. Übrigens versteht sich von selbst, daß man zu diesen Schäferhunden nur immer verschnittene Männchen wählen kann. — Bey dieser Gelegenheit noch die Bemerkung, daß es in diesen Gegenden auch wilde Hunde, eine Art dänischer Doggen gibt, daß sie zwar Stuten und Kühe angreifen, um ihnen die Füllen und Kälber zu rauben, daß sie aber vor Menschen die Flucht ergreifen, auch der Hundswuth nicht unterworfen sind.

9.

Ein glaubwürdiger Mann, der viele Jahre unter den bekehrten Guaranys gelebt hatte, theilte Hrn. Azara eine interessante Beobachtung mit. Er hatte nähmlich bemerkt, daß die Knochen dieser Guaranys weit früher vermoderten, als die der Spanier, obgleich in der Art des Begrabens kein Unterschied statt fand. — Eine andere merkwürdige Beobachtung von Hrn. Azara selbst (Vol. II. 142.) Er traf die Lues venerea unter den getauften Guaranys nur selten an. Er bemerkt dagegen, daß Spanier, die sich mit den Weibern dieser Guaranys einließen, eine fast unheilbare Seuche bekamen, die vorzüglich die Nase angriff. Hr. Azara schließt hieraus in Verbindung mit einigen ähnlichen Erfahrungen, daß das venerische Übel vor der Ankunft der Spanier in Südamerika unbekannt war, und daß es eigentlich nur durch die Geschlechtsvermischung zweyer so sehr verschiedener Menschenracen entstanden ist.

(Die Fortsetzung folgt.)

Notitzen.

Berlin. — Das gestern den 24. Nov. zum Vortheile der Mad. Bethmann gegebene Singspiel: Das Waisenhaus, (Musik von Weigel), zeichnet sich äusserst vortheilhaft von der Menge dieser sonst saft- und kraft- und sinnlosen Producte aus. Die Musik ist sehr sangbar, und fast jede Piece von der ersten bis zur letzten hat eigenthümliche Trefflichkeit; nähme man aber die gelungenen Harmonien und den Gesangtext hinweg, und ergänzte den letztern durch gute Prose, so würde das Waisenhaus auch als Schauspiel Unterhaltung gewähren und Beyfall gewinnen. Das ist viel gesagt, und doch nur schlichte Wahrheit. Der Inhalt des Singspieles ist ernst, bis auf einige, von einem gutmüthigen geschwätzigen und liebhabernden Gärtner herbeygeführte Momente, die jedoch so eintreten, daß sie das Rührende der Handlung nicht verwischen. Selten sah ich seit Kurzem so viele Tücher in Bewegung, um Thränen zu trocknen, als während dieser Operette. Das mag bey dem Theile des Publicums, der sich wohl fühlt im Zustande sanfter Rührung, für dieses Singspiel reden. Die Aufführung auf unserer Bühne verdient das beste Lob, weßhalb auch Theilnahme und Zufriedenheit jenes Theiles der Versammelten, welcher die Kunst um der Kunst willen liebt, erfolgte. Wenn das Sujet einen Fehler hat, so ist es der einiger Unwahrscheinlichkeiten. Trefflich gab Mad. Bethmann die Oberaufseherinn Therese.

Wir fügen der in einigen vorhergehenden Blättern des Sammlers gegebenen Beschreibung des Pont neuf zu Paris zur bessern Übersicht desselben noch folgendes bey. Wenn wir die Ansicht des beyliegenden Kupferblattes überblicken, so sehen wir die drey Haupttheile von Paris, nämlich am rechten Ufer des Flusses (linker Hand im Bilde) liegt die Stadt, (la Ville) der prächtigste Theil von Paris. Die Häuserreihe, die sich hier längs dem Ufer hinzieht, ist der Quai de la megisserie, weiter nach unserm Standpuncte zu, aber im Bilde nicht mehr sichtbar, schließt sich die Terasse des Louvre an. Die große Hälfte des Pont neuf führt uns nach der Altstadt (la Cite), sie liegt, wie schon oben gesagt wurde, auf einer Insel, die hier in einen spitzigen Winkel ausläuft. Die Kirche Notre Dame ragt hier majestätisch über die zusammengedrängte Häusermasse empor. In der Entfernung sehen wir noch zwey Brücken über diesen Arm der Seine gehen, die erste heißt Pont au Change, die zweyte Pont notre Dame. Die Straße, die auf dieser Seite am Fluß hinläuft, heißt Quai de l'horloge, die auf der andern Seite am kleinern Arm des Flusses Quai de l'orfevres. Die zweyte Hälfte des pont neuf führt uns nach dem linken Ufer der Seine in den dritten Haupttheil der Stadt, der die Universität genannt wird, und wo uns sogleich der Quai der Augustiner empfängt. Die Brücke, die im Hintergrunde über diesen Arm des Flusses führt, ist Pont St. Michel.

Sammt einer Kupferbeylage den Pont-neuf zu Paris vorstellend.



Ansicht des PONT-NEUF *in Paris.*



Der Sammler.

Samstag, den — 15. — 3. Februar 1810.

Edle Weiblichkeit.

(Fortsetzung.)

Acht Monathe mochten verflossen seyn, daß Mad. Williams in Brüssel wohnte, als sie eines Abends kurz vor dem Schauspiele Dazincourt sagen ließ, er möchte, sobald es geendiget wäre, zu ihr kommen. Dazincourt folgte dem Befehle, und wunderte sich, da er seine Freundinn nicht im Kreise ihrer gewöhnlichen Gesellschaft, die sich jeden Abend um sie versammelte, sondern mit Hrn. Thierry allein fand. —

„Sie werden noch mehr erstaunen Dazincourt, und auch Sie, Thierry," sagte die schöne Witwe, „wenn Sie hören werden, warum ich alle Gesellschaft abgewiesen habe, und nur Sie allein bey mir sehen wollte. Sie haben Beyde für mich die uneigennützigste und achtungsvollste Anhänglichkeit gezeigt; diese habe ich weder meiner Geburt, noch meinem Vermögen, noch meinem Range verdankt, sondern für mich weit schmeichelhaftern Gründen, den geringen Verdiensten, die Sie in mir anzuerkennen die Güte hatten. Sie sind meine wahren Freunde. Die süße Vertraulichkeit, in der wir mit einander gelebt haben, verstattete mir im Innern Ihres Herzens zu lesen. Würde ich dieses Glück genossen haben, wenn ich für Sie die Fürstinn Scher.... gewesen wäre?"

Hatten die ersten Worte der Mad. Williams ihre Freunde mit inniger Rührung durchdrungen und ihre Neugier gespannt, wohin dieß führen sollte, so überraschte sie diese unerwartete Wendung noch mehr. Mad. Williams — ihre Freundinn — eine Fürstinn!

„Ich halte es für Pflicht, meine Freunde," fuhr die Fürstinn fort, „Ihnen die Ursache meiner Entfernung aus meinem Vaterlande mitzutheilen. Früher konnte ich's nicht, denn mußte ich nicht befürchten, daß Sie für die Fürstinn Scher..... nicht die nähmliche Vertraulichkeit empfinden würden, als für Mad. Williams, die Witwe eines Englischen Kaufmanns? — Jetzt aber, da ich leider gezwungen bin, dem Nahmen Williams und allen seinen Vortheilen zu entsagen, Jetzt sollen Sie alles wissen."

„Ich bin eine geborne Gräfinn Bestucheff, eine Verwandte des Kanzlers dieses Nahmens, der von Elisabeth nach Sibirien ins Elend geschickt wurde. Katharinens Großmuth gab dem Bruder des in Sibirien verstorbenen Kanzlers die beträchtlichen Güter zurück, welche confiscirt worden waren. Nach wenigen Jahren starb auch dieser Bruder, und ich, damahls Hoffräulein der Kaiserinn, war unter der Vormundschaft einer geliebten Tante seine einzige Erbinn. Der Besitz eines unermeßlichen Vermögens schien alle meine Wünsche zu krönen, nicht um des Vermögens selbst willen, sondern weil es mich in jeder Hinsicht dem Manne gleich machte, den ich leidenschaftlich liebte. — Graf Zali..., einer der liebenswürdigsten und reichsten Pohlen, warb längst um mein Herz und meine Hand. — Mein Herz

gehörte ihm im ersten Augenblicke, da ich ihn sahe und nur der Gedanke, daß ich, ohne Vermögen, ihm Alles verdanken sollte, ließ mich den Augenblick verschieben, nach dem mein Herz sich doch so innig sehnte, ihm auch meine Hand zu reichen. Jetzt war dieses Hinderniß gehoben, meine Tante willigte in unsre Verbindung, und nach geendigtem Trauerjahre sollte unsre Vermählung gefeyert werden. — Alles schien uns zu lächeln; wir schwelgten in dem Vorgenusse der Seligkeit, die unsrer in der engsten Vereinigung harrte ... aber ich sollte leider nur zu bald erfahren, daß der Mangel eines Vermögens das kleinste Hinderniß gewesen war, daß sich unsern Wünschen entgegen gestellt hatte. Das arme Fräulein mochte nach Gefallen mit ihrem Herzen schalten; der reichen Erbinn war es nicht vergönnt."

„Schon nahte der ersehnte Augenblick, als Graf Zali... einen Auftrag nach Warschau erhielt, der ihn auf einige Zeit von Petersburg entfernte. Kaum war er abgereist, so ließ mich die Kaiserinn rufen und eröffnete mir: Fürst Scher....., dem sie sehr wohlwollte, und der nicht reich genug war, seinen Rang mit Glanz zu behaupten, habe bey ihr um meine Hand geworben, und sie habe sie ihm zugesagt. — Denken sie sich, meine Freunde, die schreckliche Lage, in welche mich diese Eröffnung der Monarchinn versetzte. Ich sank zu ihren Füßen, ich flehte um ihr Mitleid, allein — Katharina mochte vielleicht ein so beträchtliches Vermögen, das ich ihrer Huld verdankte, nicht gern in die Hände eines Ausländers übergeben sehen: Fürst Scher.... hatte ihr Wort, und mir blieb nichts übrig, als über das Schicksal zu weinen, das mir Alles zu geben schien, indem es mir Alles nahm. — Ich floh zu meiner mütterlichen Freundinn, allein — was vermochten wir gegen den erklärten Willen der Monarchinn? Meine einzige Hoffnuug war noch der Edelmuth des Fürsten. Ich erklärte ihm, daß mein Herz Zali... ewig lieben würde, ich beschwor ihn, großmüthig zu seyn — umsonst: Meinem Besitze hätte er vielleicht entsagt, aber auch meinen Reichthümern zu entsagen, das vermochte er nicht. — Man beobachtete jeden meiner Schritte; kaum konnte ich Gelegenheit finden, meinem Geliebten, von dem schrecklichen Schicksale, das über uns eingebrochen war, einen Wink zu geben; meine Vermählung mit dem Fürsten wurde beschleunigt, Katharina führte mich zum Altare, und vor ihren Augen wurde ich in der Hofkirche in unauflösliche Bande geschmiedet."

„So war ich denn auf immer getrennt von dem Manne, dem mein Herz mit unendlicher Liebe anhing; hingegeben einem Manne, den ich als den Zerstörer meines Glückes betrachten mußte. — Ich litt unaussprechlich; aber meine Leiden sollten noch höher steigen. — Zali... eilte nach Petersburg zurück — und fand mich in den Armen eines Andern. Seine Verzweiflung war gränzenlos; sie verleitete ihn zu der Ungerechtigkeit, mein Herz des Wankelmuthes zu beschuldigen; er wähnte sich von mir verrathen, von mir, die ihr Leben gern hingegeben hätte für die Seligkeit seiner Liebe. — Sobald mein Gemahl des Grafen Ankunft erfuhr, erwachte in ihm das Gefühl der wüthendsten Eifersucht, und je weniger Schein er dazu hatte, um so mehr wuchs nur diese Leidenschaft. — Meiner edel zu schonen — ach! oder vielmehr, um mir seine Verachtung zu bezeigen, vermied der Graf sorgfältig jede Gelegenheit, wo wir uns hätten treffen können; der Fürst glaubte, daß wir uns in heimlichen Zusammenkünften für diesen Zwang schadlos hielten, und spielte oft, wenn er den Grafen irgendwo sah, darauf an, ohne daß dieser ihn verstehen wollte. — Daß ich nicht glücklich war, meine Freunde, bedarf wohl keiner Versicherung."

„In dieser Lage blieb ich einige Zeit lang, bis endlich der verderbliche Augenblick erschien, in welchem Zali... und ich uns wiedersehen sollten. Graf Woronzoff gab ein Festin. Ich stand mit einer vertrauten Freundinn im ersten Saale, als der Graf eintrat. Meine Freundinn, die ihn sehr gut kannte, nickte ihm zu, und die Schicklichkeit erforderte, daß er sich uns näherte. — Ich glaubte ohnmächtig nieder zu sinken, als er auf uns zutrat! gern wäre ich geflohen — wie war das aber möglich? Ach! und mein Herz fesselte mich unwiderstehlich an diese Stelle. — Nach einigen Worten an meine Freundinn wandte er sich zu mir ... Er sah, wie ich zitterte, als ich den Ton seiner Stimme hörte; er mochte in meinen Augen lesen, was ich noch immer für ihn fühlte. — Unsre Unterhaltung wurde laut geführt, allein Zali.. konnte sich nicht los reissen. Wir bemerkten es nicht, daß der Fürst uns beobachtete. — Als wir gegen Morgen nach Hause kamen, ergoß sich seine Wuth gegen mich in den beleidigendsten Worten ... Ich schwieg und duldete. — Dieß schien ihn noch mehr zu erbittern; er ließ endlich ab, in mich zu dringen, ihm Geständnisse zu machen, wo ich nichts zu gestehen hatte, ging zu Fuß aus, und nach wenigen Stunden — brachte man ihn in seinem Blute, tödtlich verwundet, zurück. — Ich eilte zu ihm, ich hatte mich schon gewöhnt ihn als meinen Gatten zu betrachten, dem ich meine Sorgfalt schuldig sey — er stieß mich zurück."

„Ich habe meine Ehre gerächt, stammelte er mit gebrochener Stimme, aber nur zur Hälfte ... Wenn Du das Schicksal deines Geliebten theilst, dann werde ich erst ganz befriedigt seyn!"

„Es waren seine letzten schrecklichen Worte ... Bald gab er seinen Geist auf."

„Meine Freunde, wie könnte ich Ihnen den Zustand schildern, in dem ich mich befand! Mein Gemahl gefallen von der Hand des Geliebten; dieser ermordet von dem Gemahle ... Wen sollte ich beweinen, wen verwünschen? .. Und dann — zwar sprach mein Herz mich frey, aber auch die Welt? ... Meine Ehre, meine Ruhe, meines Lebens ganzes Glück waren auf immer dahin!"

Noch vor Ende des Festins hatte der Fürst einen seiner Leute beauftragt, dem Grafen zu sagen, daß er ihn um zwey Uhr am Ufer der Newa erwarte, und hoffte, er würde ihm dann die lange Unterredung wiederhohlen, die er mit seiner Gemahlinn gehabt hätte. — Der Graf fand sich ein in Begleitung des Obersten Butturlin; der Fürst war vom Grafen Naris... begleitet. Zali... wollte sich in Erklärungen einlassen, allein er hatte es mit einem Wüthenden zu thun, der nichts anhören wollte, sondern den Degen zog. Der Kampf begann. Lange schränkte sich Zali... auf bloße Vertheidigung ein, und nur als er sah, daß hier keine Wahl übrig blieb, ging auch er auf seinen Gegner los. — Der Kampf war schrecklich. Zali... fiel todt nieder, und der Fürst wurde tödtlich verwundet vom Platze getragen. — Mich hatte er in Gegenwart der beyden Zeugen für eine Ehrlose erklärt, und Graf Naris.., der ihm besonders ergeben war, hielt es, um den Fürsten zu rechtfertigen, für Pflicht, die Ursache des Zweykampfes, der bald der allgemeine Gegenstand des Gesprächs am Hofe und in der Stadt wurde, bekannt zu machen."

(Die Fortsetzung folgt.)

Das Glück des menschlichen Lebens.

(An meinen Freund Carl Klotz.)

In Musik gesetzt von Herrn Ignatz Mosel.

Im Reichthum suchst du vergebens
Das Glück des menschlichen Lebens,
Das Gold macht dir Seegen,
Und währt nur bis Morgen,
Je mehr dich entzücket sein klingender Ton,
Je wenigee gönnst du dir selber davon.

Im Ruhme suchst du vergebens
Das Glück des menschlichen Lebens,
Die Blicke nach oben
Nur immer gehoben.
Siehst du nach den größeren Zierden nur hin,
Und lässest des Augenblicks Freuden entflieh'n.

Du suchst in der Weisheit vergebens
Das Glück des menschlichen Lebens,
Empfindungen schweigen,
Wo Bücher sich zeigen,
Und öffnet dein Geist sich den Strahlen des Lichts,
So weißt du am Ende: — Du wissest noch Nichts.

Im Becher suchst du vergebens
Das Glück des menschlichen Lebens;
Gewiegt durch sein Schäumen,
In rosiges Träumen,
Vergißt man zwar manchmahl sein böses Geschick,
Doch kehrt's nach dem Rausche dann doppelt zurück.

Du suchst in der Liebe vergebens,
Das Glück des menschlichen Lebens;
Verschwisterte Seelen
Die liebend sich wählen,
Die schlürfen der Freuden hellsprudelnden Born,
Doch ritzt sich ihr Herz an der Eifersucht Dorn.

Und suchst du die Zeit deines Lebens,
So suchst du doch immer vergebens,
Reicht dir nicht am Ende
Die Freundschaft die Hände;
Nur sie macht zum Eden die traurige Welt,
Ersetzt dir Wein, Weisheit, Ruhm, Liebe und Geld.

J. F. Castelli.

Auszug aus dem Schreiben eines Reisenden über die blinde Tonkünstlerinn Fräulein Theresia Paradis in Wien.

Ihr Nahme war mir schon in meiner Jugend durch ein Gedicht bekannt, welches Schubart auf sie gesungen hatte. Ich glaube, er gab es einst dem blinden Flötenspieler Dulon auf die Reise mit. Der Zufall warf mir es damahls in die Hände, und ich konnte seitdem nie wieder die holde Unglückliche vergessen, die in der zauberischen Welt der Töne das bunte Spiel der sichtbaren vergißt, deren sie beraubt ist.

Als Se. kais. Hoheit der Vicekönig von Italien sein Hauptquartier in Ungarn und zwar zu Stein am Anger oder Szombathely im bischöflichen Pallast hatte, machte ich hier mit einem jungen, aufgeklärten Geistlichen Bekanntschaft. Er unterhielt mich von den Merkwürdigkeiten dieser Geburtsstadt des heil. Martins (Bischofs von Tours) und ihren Alterthümern, denn sie ist aus den Trümmern der alten Römerstadt Sabaria gebaut. Doch alles vergaß ich, als er mir eines Abends von der blinden Paradis erzählte. Nun erfuhr ich, sie lebe noch; sie wohne in Wien. Da gelobte ich, wenn wir Wien wiedersehen würden, vor allen die herrliche Tonkünstlerinn zu besuchen.

Nach den fürchterlichen Schlachten von Wagram

und Eßlingen kamen wir nach Wien. Lange hatte ich nichts, als den Krieg gesehen mit seinen Erhabenheiten und Schrecknissen; dieß Ungewitter der menschlichen Gesellschaft, unendlich furchtbarer, als das der Natur. Wie viel Gräßliches und wie viel Edles, welche Barbarey und welche Seelengröße!

Sobald ich Zeit fand, ließ ich mich bey der berühmten Clavierspielerinn melden. Sie empfing mich sehr freundlich. Sie mag jetzt ein Alter von 45—50 Jahren haben. Ihre offenen, schönen, schwarzen Augen verrathen beym ersten Blicke nichts weniger als Blindheit. Und doch verlor sie ihr Gesicht schon in einem Alter von drey Jahren durch eine Mercurial-Salbe, die man ihr auf den Kopf gestrichen. Schreckliche Warnung für Ältern, daß sie sich solcher gefährlichen Mittel nicht bedienen sollten, um die Köpfe ihrer Kinder zu reinigen. Wie viel dadurch veranlaßte Unglücksfälle sind mir nicht schon bekannt geworden!

Was die liebenswürdige Unglückliche am Gesicht einbüßte, gewann sie durchs Gehör. Sie ist im Umgang sehr angenehm, und spricht mehrere Sprachen. Ihr Gedächtniß wiederhohlt mit wunderbarer Stärke lange Tonstücke, die sie vor Monathen und Jahren ein Mahl durchgespielt hatte. Um ein neues Stück einzustudieren, werden die Noten auf dem Papier mit verschiedenen Stecknadeln bezeichnet. Schnell durchläuft sie mit den Fingern der einen Hand die Nadeln, während sie mit der andern spielt.

Reich ist sie nicht. Sie gibt Unterricht auf dem Clavier auch außer ihrer Wohnung. Von der Güte des Kaisers erhielt sie eine kleine Pension. Unter ihren Schülerinnen ist ein Mädchen von fünfzehn Jahren, Nahmens Paris, das sich in der That schon durch Kunst auszeichnen und einst die Lehrerinn ersetzen wird.

Theresia hatte die Gefälligkeit, mir einige Stücke vorzuspielen. Wie sehr mich die Gewandtheit, der zaubervolle Ausdruck ihres Vortrags entzückte, darf ich Ihnen nicht erst sagen. Es ward mir, wie wenn ich das Instrument hier in meinem Leben zum ersten Mahl hörte. Und während sie sich und mich schwärmend in den Himmel empor zog durch die Macht der Töne, ruhte mein Blick wehmüthig auf der Edeln, für welche das ganze Weltall gestaltlos, und nur Ton oder Mißton ist.

Wir sprachen auch von ihrem Schicksalsgenossen, dem blinden Flötenspieler Dulon, den ich einst in einem Concert gehört hatte. Sie erzählte mir, daß auch sie ihn kenne; daß der blinde Flötenspieler und der blinde Dichter Pfeffel zur nähmlichen Zeit bey ihr gewesen wären; daß Dulon ihr Spiel auf dem Flügel mit seiner Flöte accompagnirt hätte. — Was würde ich darum gegeben haben, Zeuge von der Zusammenkunft dieser drey berühmten Blinden gewesen zu seyn! Welche Empfindungen müssen die Brust des edeln, zartfühlenden Pfeffel bewegt haben, als er da saß in seiner finstern Welt, und die Harmonien Theresia's und Dulons ihn umtönten, der Unglücklichen, verurtheilt zum Entbehren in dieser Welt, wie er.

O alles heilende Zeit, die mit dem Balsam der Gewohnheit den Schmerz der blutigsten Wunden stillt! — Nein, Theresia ist nicht unglücklich. Wenigstens sagte sie mir's. „Freylich wohl, ich sehe kein frohes Gesicht, kein freundliches Lächeln," sprach sie zu mir, „aber ich sehe dafür auch nicht die Züge des Grams, auch keine Thränen."

Notitzen.

Wien. — Dinstag den 30. Jänner wurde das Publicum durch die unerwartete Ankunft seiner Majestät der Kaiserinn, des Kronprinzen und der Prinzessinn Louise aufs erfreulichste überrascht. Die bey der strengsten Winterwitterung unternommene Reise zerstreute zugleich die bangen Besorgnisse um die Gesundheit der geliebtesten Landesmutter, die durch die tausendzüngige Fama von Tag zu Tag vermehrt und vergrößert wurden, vollkommen.

Litterarische Nachrichten. Die Zahl der in Wien erscheinenden Zeitschriften scheint sich in dem heurigen Jahre beträchtlich vermehren zu wollen. Seit dem neuen Jahre erscheint wöchentlich drey Mahl in der Straussischen Buchdruckerey ein periodisches Blatt, unter dem Titel: Archiv für Geographie, Historie, Staats- und Kriegskunst, welches sich zum Zwecke gemacht hat, die in den verschiedenen ausländischen Zeitschriften vorkommenden interessantesten Aufsätze zu sammeln, und theils ganz, theils in zweckmäßigen Auszügen dem Publicum mitzutheilen. Sowohl die Wahl der in dem ersten Monathe gelieferten Stücke, als die beygefügten vorher nie gedruckten Aufsätze verrathen den geübten, einsichtsvollen und mühsamen Gelehrten und Geschichtsforscher. Vom ersten März an erscheint auch in dieser Buchdruckerey eine neue politische literarische Zeitschrift: der österreichische Beobachter, welche einem in Wien schon lange gefühlten Bedürfnisse eines politisch nouvellistischen Blattes abzuhelfen hoffen läßt.

Der bekannte Gelehrte Herr Friedrich Schlegel hat von seiner k. k. Majestät die Erlaubniß erhalten, Vorlesungen über die neue Geschichte, insonderheit der drey letzten Jahrhunderte, halten zu dürfen. Es ist zu vermuthen, daß das gebildete Publicum den wärmsten Antheil an dieser Unternehmung bezeigen werde. Diese Vorlesungen werden den 13. Februar ihren Anfang nehmen. Die Einlaßkarten sind in der Wohnung des Herrn Friedrich Schlegel (Untere Bräunerstraße Nr. 1140 im dritten Stock) gegen Erlegung von 30 fl. zu haben.

Gedruckt bey Anton Strauß in Wien.



Der Sammler

Dinstag, den — 16. — 6. Februar 1810.

Edle Weiblichkeit.

(Fortsetzung.)

„Die Kaiserinn gerieth in einen unbeschreiblichen Zorn . . . Die Stimme meiner Unschuld konnte nicht durchdringen; auch hatte ich nicht den Muth, der Verläumdung die Stirn zu biethen... Mein Herz war gebrochen... Ich beschwor meine Tante, mir zu erlauben, mich und meinen Gram fern vom Vaterlande in Frankreich zu verbergen; ihr überließ ich die Sorge für mein Vermögen, und von meiner treuen Kammerfrau begleitet durchflog ich Rußland, Pohlen und Deutschland, und glaubte erst freyer zu athmen, als ich Frankreichs Boden betrat."

„Wie ich dort als Mad. Williams gelebt und gelitten habe, ist Ihnen bekannt, meine Freunde! — Hier nur, hier habe ich mein Herz wiedergefunden, und — bin jetzt gezwungen es loszureißen. Die Kaiserinn ist durch meine Tante von meiner Unschuld überzeugt worden; sie will mich auch vor der Welt rechtfertigen, indem sie mich ihrer Person zunächst als erste Hofdame zu sich beruft. Heute Morgen überbrachte mir ein Curier unmittelbar das kaiserliche Handschreiben; ich muß dem Befehle der Monarchinn ungesäumt Folge leisten — wir müssen uns trennen!"

„Ich trenne mich nicht von Ihnen, Fürstinn! rief, Thierry im überwallenden Gefühle — niemahls! — Ich folge Ihnen überall hin — Ich müßte mich ja von meinem Leben trennen!"

Mit einer dankbaren Thräne im Auge reichte die Fürstinn ihrem Freunde die Hand, und er drückte sie ehrfurchtsvoll an seine Lippen. Dazincourt saß da mit gepreßtem Herzen. — Er vermochte nichts zu sprechen. — Die Fürstinn heftete gerührt den Blick voll Zärtlichkeit auf ihn.

„Dazincourt," sagte sie endlich mit bebender Stimme, „wie gern möchte ich auch Sie in Petersburg sehen, allein — das hieße ein zu großes Opfer fordern. Sie haben sich zu oft über das rauhe Clima meines Vaterlandes geäußert, ohne zu wissen, daß es mein Vaterland war . . . Ich darf — ich darf es nicht verlangen."

Sie legte einen besondern Nachdruck auf dieß Wort darf, einen Nachdruck, der deutlich zu verstehen gab, daß noch andre Gründe; als die sie an gab, sie bewogen, ihrem liebsten Wunsch zu entsagen. — Dazincourt hatte wirklich, wenn auf Rußland die Rede kam, stets geäußert, daß nichts in der Welt ihn vermögen würde, nach einem Lande zu gehen, wo sein Freund Prevot (der berühmte Schauspieler) die Füße erfroren hatte, und zeitlebens ein Krüppel geworden war . . . Aber in diesem Augenblicke — Sibirien hätte ihm ein Paradies geschienen! — Doch der zwar zärtliche aber bedeutende Ton der Fürstinn ließ seine innern Wünsche nicht laut werden; er fühlte, daß die Fürstinn Scher . . . . . es

war, und nicht mehr Madam Williams, die mit ihm sprach.

Noch gehört ein Zug zu der Erzählung der Fürstinn, den ihre Bescheidenheit nicht mittheilte. Sie hatte bey ihrer Flucht aus dem Vaterlande ihren Weg über Warschau genommen. Hier lebte, wie sie wußte, ein Neffe des Grafen Zali... einzig von dessen Wohlthaten. Der Bruder des Grafen, der sein ganzes Vermögen erbte, würde nicht geneigt gewesen seyn, die Unterstützung des armen Jünglings, der eben in die Welt treten sollte, als einen Theil der Erbschaft mit zu übernehmen. Die Fürstinn sahe sich für die obgleich unschuldige Ursache eines so unersetzlichen Verlustes an; wie hätte ihr feinfühlendes Herz den Gedanken ertragen können, einen geliebten Neffen des einzigen Geliebten unglücklich gemacht zu haben. Sie nahm eine Summe von hunderttausend Rubeln in Wechselbriefen mit sich, und legte sie für den Jüngling bey dem Bankier Wolff in Warschau nieder, unter dem Vorgeben, als erfülle sie den Auftrag des Grafen, der ihr diese Summe eingehändigt habe. So ersparte sie, hinlänglich belohnt in der Befriedigung ihres edeln Herzens, selbst dem Jünglinge die Demüthigung, einer Fremden danken zu müssen.

Die Vorbereitungen zur Reise waren bald getroffen, und die wenigen glücklichen Tage, die Dazincourt noch in der Nähe der Angebetheten verleben sollte, schwanden nur zu schnell dahin. Der Augenblick der Trennung nahte. Die Fürstinn durfte sich ihrem Herzen nicht mehr überlassen. Zwar fand noch unter ihnen die ehemahlige anständige Vertraulichkeit statt, allein nur der Freundschaft, nicht den zärtlichern Gefühlen waren die letzten Tage geweiht. Nur als sie — ach, sie fühlte es! — sich auf immer von dem Manne trennen sollte, welcher die frühern Empfindungen in ihrem Busen wieder belebt hatte, dessen achtungsvoller Liebe sie so schöne Stunden verdankte, trat die Liebe noch ein Mahl in ihre Rechte. Es war der Abschied des Herzens vom Herzen, und zum Andenken an diese bittersüße Stunde überreichte sie Dazincourt eine Dose von schwarzer Schildkröte, auf deren untersten Seite die Worte standen: „Don de l'amitié!" — Dazincourt nahm die schöne Gabe, drückte sie an seine Lippen; dann an sein Herz, und vermochte nur zu stammeln: „Hier soll sie immer ruhen!" — Sie stürzten einander in die Arme, ihre Thränen vermischten sich ... Thierry drückte seinen Freund noch ein Mahl an sein klopfendes Herz, und Dazincourt eilte fort im Gefühle, daß er allein zurückbleibe.

Wie einsam fühlte sich der Arme, wie verlassen! Wie gern wäre er auf immer von dem Orte, wo er so glücklich gewesen war, und es nicht mehr seyn konnte, geflohen, hätten seine Verhältnisse ihn nicht an Brüssel gefesselt. — Er hatte der Fürstinn versprechen müssen ihr nach Wien zu schreiben, aber er vermochte es nicht, er war in Schwermuth versunken — Da kam ein Brief aus Wien und riß ihn aus seiner Erstarrung. Er erkannte in der Aufschrift Thierrys Hand. — Ihn erbrechen, ihn zehn Mahl hinter einander lesen und wieder lesen, ohne sich die Zeit zu nehmen, den Sinn zu fassen, war das Werk eines Augenblicks. — Endlich ward er ruhiger und bemerkte die Nachschrift, worin ihm Thierry schrieb:

„Wenn sie den Boden der Dose, welche die Fürstinn Ihnen gab, von der Rechten zur Linken drehen, so werden Sie darin ein Andenken von dieser trefflichen Freundinn finden; es wird Sie nicht für den erlittenen Verlust entschädigen, aber es wird doch dazu dienen, Sie zuweilen zu beruhigen."

Noch lag die Dose auf seinem Herzen; er öffnete sie auf die bemerkte Weise und — was glich seinem Entzücken! — erblickte das Bildniß der Fürstinn, wie sie an einem Secretär saß und die Hand eben von einem Papiere abhob, auf dem die Worte standen: De près comme de loin! — Mit welchen Blicken der Liebe starrte er das theure Bildniß an! Es war ihm das höchste Pfand, welches der Zartsinn der Fürstinn ihm schenken konnte ... Aber als er endlich das Bildniß wieder an seine Stelle legen wollte, bemerkte er ein Papier, welches, statt, wie er hoffte, einiger Worte von der Geliebten Hand, einen Schein der Witwe Nett... enthielt, dem Inhaber 1000 Souverainsd'or auszuzahlen. — Wie war er aus seinem Himmel gestürzt!

„Mir — Geld!" rief er aus und war in Verzweiflung — Er mußte seinem Herzen Luft machen und schrieb an die Fürstinn:

Brüssel, 7. Februar 1775.

„Madame!"

„Das Geschenk Ihres Bildes war eine Gunst, die ich nie zu hoffen gewagt hätte. — Sie haben gefühlt, daß sie zu groß sey, und haben geglaubt, die Freude über ein so unschätzbares Geschenk mäßigen zu müssen, indem Sie mich an den Abstand erinnerten, der von mir zu Ihnen statt findet. Die Anweisung der Witwe Nett... ist ohne Zweifel der Preis, womit Sie mir einige Declamations-Lectionen zu bezahlen gedenken, welche ich das Glück gehabt habe, Ihnen zu ertheilen; denn wie sollte ich mir sonst diese Freygebigkeit erklären, der nichts

anders zum Grunde liegen kann? — Wollten Sie nicht den Unterricht des Freundes annehmen, so kam es ja mir zu, das Honorar selbst zu bestimmen, und in diesem Falle sehen Sie wohl ein, daß ich von Mad. Mett... nur den Preis annehmen kann, den ich auf meinen Unterricht setzen darf; er wird mäßig seyn, denn meinen guten Willen darf ich mir nicht für Talent anrechnen; ich habe noch in meiner Kunst so viel zu lernen, daß ich gegen mich selbst gerecht seyn muß. Ich ehre Sie zu sehr, als daß ich nicht ihre Absicht erfüllen sollte, und daß Sie sich sagen müßten, Sie hätten unentgeltlich Unterricht von mir empfangen.

Mit der tiefsten Ehrfurcht u. s. w.

Er schloß diesen Brief an Thierry ein, dem er schrieb:

„In dem Augenblicke, in welchem der Mensch sich am glücklichsten wähnt, ist er seinem Unglücke am nächsten. Ach! warum mußten Sie mir das traurige Geheimniß der Dose anzeigen, an der mein ganzes Glück hing? Sie war für mich Pandorens Büchse; als ich sie eröffnete, entstürzten ihr alle Übel, welche sie enthielt; sie nagen an meinem Herzen; unglücklicher als Epimetheus konnte ich mir nicht ein Mahl, als ich sie schloß, die Hoffnung darin erhalten."

„So ist's denn wahr, so habe ich denn Mad. Williams auf immer verloren! Im ersten Augenblick glaubte ich sie unter den Zügen der Fürstinn Scher.... wieder zu finden. Unsinniger der ich war! hätten ihre ersten Worte an mich, als sie den bescheidnen Nahmen, unter welchen sie ihre Würde und ihre Größe verborgen hatte, ablegte, mich nicht belehren sollen, daß ich in ihren Augen nichts war, als ein unbedeutender Mensch, geschaffen, sich vor ihr zu beugen!"

„Aber, worüber darf ich mich denn beklagen? Es war ein langer Traum; er entrückte mich ins Land der Täuschungen: ich erwache, und sehe, daß Alles, was mir so wirklich schien, nichts war, als ein flüchtiger Schatten."

Hat Hr. Thierry wirklich der Fürstinn diesen Brief nicht mitgetheilt? — und that er's, hätte die Edle zürnen können über das Zartgefühl und über die reine uneigennützige Liebe, die sie zwar mit einiger Bitterkeit, aber doch so wahr und so warm aussprechen? — Ja, an dem weiblichen Herzen hätte vielleicht der kältere Freund einen unverzeihlichen Raub begangen, wenn er ihm den Genuß dieses Schreibens vorenthielt. — Er schrieb Dazincourt

(Der Beschluß folgt.)

Der Mann von Roß

Nur sehr wenige Leser in Deutschland dürften diesen Mann kennen, der als Bewohner eines unbedeutenden Städtchens, ohngeachtet seiner eminenten Tugenden, seiner großen Denkungs- und Handlungsart, selbst den Britten, seinen Landsleuten, bis auf diesen Tag unbekannt geblieben wäre, wenn ihn nicht Pope — was die göttliche Dichtkunst nicht alles vermag! — durch folgenden Vers verewigt hätte:

But all our praises why should Lords engross?
Rise, honest Muse! and sing the Man of Ross! *)

Dieser Aufruf des großen Dichters führte zu Nachforschungen, wodurch ganz England nun einen der edelsten Menschen auf der Insel Großbritannien kennen lernte.

Der Nahme dieses außerordentlichen Mannes war John Kyrll. Er lebte am Ende des siebenzehnten und im Anfang des achtzehnten Jahrhunderts in dem Städtchen Roß, in der Nähe von Monmouth, mit einem für die damahlige Zeit sehr ansehnlichen Vermögen von fünf hundert Pfund Sterling jährlicher Einkünfte, die er fast ganz wohlthätig verwendete, indem er davon nicht mehr als fünfzig Pfund Sterling für seinen Unterhalt zurück behielt, alles übrige aber hingab.

Hier sind von ihm einige Züge:

Bey der Landstraße von Monmouth war auf Fußgänger gar keine Rücksicht genommen worden. Kyrll ließ daher bloß für diese einen erhöheten Fußsteig machen, der sich längst der ganzen Landstraße erstreckte.

Die Kirche in Roß hatte einen kleinen schlechten Thurm; er ließ ihm eine andre Form geben, und hundert Fuß höher machen.

Er kaufte ein großes Grundstück, um die Stadt mit Wasser zu versorgen. Diesen Grund ließ er mit einer Mauer umgeben, mit zwey Architectonischen Zugängen geziert. Über den einen war sein in Stein gehauenes Wappen, das man noch vor einigen Jahren sahe. In der Mitte dieses Platzes wurde ein großer Wasserbehälter zur Bequemlichkeit der Einwohner von Roß angelegt.

Alte und kränkliche Menschen der dürftigsten Classe schickte er in die Wälder, um von ihm selbst gesäete Producte aller Art für seinen Garten zu sammeln, wofür er sie reichlich bezahlte.

Er ließ den Armen beständig Arzeneymittel austheilen, befreyte unglückliche Schuldner aus den Gefäng-

*) Warum sollte denn nur allein für vornehme Herren unser Lob ertönen? Erhebe dich bidre Muse! und sing den Mann von Roß!

nissen, und war immer bey streitenden Parteyen bald Vermittler, bald erwählter Schiedsrichter, wodurch er zahllosen Processen zuvorkam.

„Despairing quacks with curses fled the place
„And ville attornies, now a uselefs race." *)

Die Haushaltung dieses sonderbaren Mannes bestand aus zwey Mägden, und einem Jungen.

Alle Donnerstage gab er an zwölf von ihm eingeladenen Personen ein Mittagsmahl, das blos aus drey großen Stücken Fleisch und einem Rosinenpudding bestand. Das Getränke dabey war Cyder, (Apfelmost) Perry (Birnmost) und Ale, aber kein Wein, noch sonstige geistige Flüssigkeiten. Alles was übrig blieb, wurde unter die Armen vertheilt.

Er liebte leidenschaftlich die Baukunst, und alles damit Verwandte, daher er immer Spazierritte, oft in ziemlicher Entfernung von seinem Wohnorte, machte, um neue, oder noch im Entstehen befindliche Bauwerke in Augenschein zu nehmen. Auf einer solchen Excursion in der Nähe von Benson in Oxfordshire, hielt man ihn wegen seines umstäten Hin- und Herreitens, verbunden mit andern Bedenklichkeiten, für einen Straßenräuber, und auf diesen Verdacht wurde er angehalten, und nach Benson zu einem Friedensrichter geführt. Kyrll, sonst sehr bescheiden und anspruchlos, jetzt aber aufgeregt durch die seiner so unwürdige Behandlung, sagte im Gefühl seiner hohen Auszeichnung als Mensch zum Friedensrichter: „Ich bin der Mann von Roß!" Dieser Nahme war dem Richter nicht unbekannt, allein dennoch glaubte er nicht den Gefangenen sogleich in Freyheit setzen zu können; er verlangte Bürgschaft. Der edle Mann schrieb ein paar Zeilen, und sandte solche durch einen Bothen ab; sogleich erschienen drey der angesehnsten Männer aus seiner Nachbarschaft, die in ihren sechsspännigen Equipagen herbeyeilten, um für ihn Bürgen zu seyn.

Nach einem so musterhaften Leben starb John Kyrll im Jahre 1724, im neunzigsten Jahre seines Alters.

v. Archenholz.

*) Zur Verzweiflung getriebene Quacksalber flohen fluchend diesen Ort, so wie bübische Advocaten, die nun hier eine unnütze Menschengattung waren.

Notitzen.

Aus England.

Folgender Gesang wurde am 25. October bey der Feyer des Regierungs-Jubiläums Georgs III. in London gesungen.

God save great George our King,
Long has he reign'd our King
With gentle sway.
In his reign's fiftieth year
Let us our Monarch cheer!
George shall our praises hear
This happy day.

His people's liberties
He fully knows to prize,
Our rights and laws.
Justice has mark'd his way,
Old and Young homage pay,
Trade, arms and arts display
His high applause.

Learning and piety
Graci his authority
And raise his name
Far above other Kings;
While each true Briton sings
Hymns to the King of Kings
George to proclaim.

Graut him Lord still to reign,
Late the reward to gain
Of thy blessings,
Long may he live to hear
Hand, heart and voice declare
Our fervent grateful pray r:
God save the King.

Hier eine wörtliche Übersetzung.

Gott segne den großen Georg unsern König,
Lang hat er regiert unser König
Mit mildem Scepter.
In seiner Regierung fünfzigsten Jahre
Laßt uns unsers Monarchen freuen!
Georg soll unsern Preisgesang hören
Dieses glücklichen Tags.

Seines Volkes Freyheiten
Weiß er vollkommen zu schätzen,
Unsre Rechte und Gesetze.
Gerechtigkeit bezeichnet seinen Weg,
Alt und Jung bringt ihm Huldigung,
Handel, Waffen und Gesetze sprechen
Sein hohes Lob.

Kenntniß und Tugend
Zieren seine Macht
Und erheben seinen Nahmen
Weit über andre Könige;
Während jeder echte Britte singt
Lobgesänge dem König der Könige
Georg zu feyern.

Laß ihn, Herr, lange noch regieren,
Spät erst die Belohnung erlangen
Von deinen Segnungen;
Lange noch möge er hören
Hand, Herz und Mund aussprechen
Unser inbrünstiges dankbares Gebeth:
Gott segne den König!



Der Sammler.

Donnerstag, den —— 17. —— 8. Februar 1810.

Edle Weiblichkeit.

(Beschluß.)

Wien, 25. Februar 1775.

„Ich kenne den ganzen Werth der Freundschaft, und Ihre Freundschaft ist mir zu theuer, als daß ich nicht wünschen sollte, sie mir ewig zu erhalten: ich habe also in Hinsicht Ihrer gethan, was Sie unter ähnlichen Umständen gewiß für mich würden gethan haben. Ich habe den Brief an die Fürstinn Scher..... zurück behalten; Sie sandten ihn mir offen, und ich benutzte Ihre Erlaubniß ihn zu lesen. — Kältere Überlegung wird Sie, wie ich hoffe, bereits, seitdem dieser Brief geschrieben war, es haben bereuen lassen, daß Sie ihn fortsandten. In diesem Falle hätte ich also nur ihren Wunsch erfüllt, indem ich ihn vernichtete; hätte ich mich indessen geirrt, so vergönnen Sie dem Freunde, daß er Sie aufmerksam darauf macht, wie ungerecht Sie sind. Meine Freymüthigkeit kann Ihnen nicht mißfallen, da Sie wissen, daß, wenn ich Ihre Talente achte, ich Sie persönlich doch noch weit mehr schätze."

„So lange die Fürstinn Scher..... für Sie und mich Mad. Williams war, mochten wir uns wohl den vertrauten Ton erlauben, den die Gleichheit des Standes vergönnt. Damahls konnte Ihre Verbindung mit ihr nicht die Lästerzungen reitzen; ein Schauspieler, dessen Ruf in Hinsicht der Sitten und der anständigen Aufführung so fest gegründet ist, als der Ihrige, kann mit einer Frau vertraut umgehen, die nicht durch ihren Rang die Augen auf sich zieht. Was würde man aber z. B. von der jungen Gräfinn Aremberg sagen, wenn sie mit Ihnen in einer Verbindung stünde, wie Sie mit Mad. Williams standen. Ohne allen Zweifel würden die Gründe einer solchen Vertraulichkeit von der Verläumdung vergiftet werden, und in Wahrheit, auch der Nachsichtigste würde nicht umhin können, sie wenigstens unschicklich zu finden. — In Hinsicht auf Rang und Geburt ist besonders das weibliche Geschlecht ein Sclave des Vorurtheils. Es ist hier nicht der Ort zu untersuchen, ob dieß Vorurtheil in der bürgerlichen Gesellschaft gerecht oder ungerecht ist, so viel ist gewiß, daß es unbesonnen wäre, ihm trotzen zu wollen. Diese Gründe werden Sie hoffentlich, wenn Sie reiflicher darüber nachdenken, wie mich überzeugen, daß Mad. Williams, indem sie den Rang, zu dem ihre Geburt sie bestimmte, wieder annahm, auch gezwungen war, nicht ihren Gefühlen für Sie zu entsagen, aber sich von Ihnen zu trennen, um nicht öffentlich anzustoßen; sie wollte Niemand berechtigen, noch ein Mahl ihren guten Ruf anzutasten."

„Übrigens können Sie mir gewiß glauben, die Fürstinn Scher..... wünscht eben so wenig, als Mad. Williams es gewünscht hätte, daß Sie Ihre Gnade bedürften; sie würde es aber unendlich gern sehen, wenn Sie ihre Anhänglichkeit für Sie auf irgend eine Probe setzten."

„Die Anweisung der Wittwe N e t t... ist, wie das Bildniß, ein Geschenk der Freundschaft. Ihr Zartgefühl kann sich unmöglich durch die Übersendung des einen oder des andern beleidigt finden. Sie kennen mich hinlänglich, um zu wissen, ob es in einem solchen Falle zu entscheiden vermag. Ihr nächster Brief an die Fürstinn wird, hoffe ich, von dem mir übersandten verschieden seyn, und ich schmeichle mir darin die Billigung meines Verfahrens zu lesen."

„Ganz der Ihrige u. s. w."

Mochte auch das Herz noch immer viel dagegen einzuwenden haben, D a z i n c o u r t konnte den Gründen des kältern Freundes seinen Beyfall nicht versagen. Die Ketten, welche die Ordnung der bürgerlichen Gesellschaft uns auflegt, können zuweilen sehr drückend werden, allein der Weise wird sie auch dann nicht abschütteln, wenn er's vermöchte. Wer steht uns dafür, welch eine Wirkung die Lösung eines einzigen uns unbedeutend scheinenden Gliedes für das Ganze haben könne? — Aber die Entfernung konnte im Innern dieser Menschen nichts verändern. D a z i n c o u r t empfing eben so oft die zärtlichsten Briefe von seiner angebetheten Fürstinn und von seinem Freunde, als er ihnen schrieb; und dieß zärtliche Verständniß dauerte, bis er unerwartet die schreckliche Nachricht erhielt, daß die Edle nicht mehr sey. Er trauerte lange um sie.. So oft er ihrer erwähnte, glühte sein Auge, eine Thräne floß ihrem Andenken, sein Herz war gepreßt, und nur die alles lindernde Hand der Zeit und eine neue Verbindung des Herzens konnten ihr Bild zwar nie verlöschen, aber doch die schmerzliche Lebhaftigkeit des Andenkens mildern.

G. R e i n b e c k.

D i e B r a u t v o n N o r w e g e n.

(Eine alt-noedische Sage.)

Einst König H a q u i n wohlgemuth
Saß zu Bankett mit seinen Treuen.
Peinzessinn R e g n i l d, schön und gut,
Hört kalt der Ritter Schmeicheleyen.
Das Trinkhorn feeist; die Sterneennacht
Wird bey Gesang und Schmaus verbracht.

Der König speicht: „Sey edle Kunst
Dee Skalden, hoch geehet, gepriesen!
Recht hab' ich meines Herzens Gunst
Auf Lebenszeit die zugewiesen.
Weiß wer ein Lied vom Riesen N o r,
Der Sänger reitze unser Ohr!"

Die ganze Sängerzunft verstummt
Dem königlichen Aufrufsworte.
Von feen, horch! eine Harfe summt,
Summt nähee näher zu der Pforte.
„Den fremden Skalden lasset vor!
Weißt, Sängee, du ein Lied vom Nor?"

Herr König, Euer Will' gescheh!
In tiefer Ehefuecht laßt Euch grüßen.
Von Dänmacks Baeden lernt' ich eh
Das Wundeelied vom großen Riesen.
Wollt ein aufmerksam Ohr mir leihn!
Gestimmt ist meine Harfe rein. —

„Fürwahe ein stattlich hoher Mann!
So zischelt's rings von allen Ecken:
Dee Augen Paae ein Blitzgespann,
Gerüstet wie mit Geistesschrecken!"
Und alles lauscht und alles sinnt,
Da Seitenspiel und Sang beginnt:

„Es lebt' ein Mahl ein edler King,
Geaulockig und gebeugt von Jahren.
Der schätzte sich, sein Haus gering,
Konnt' er das Reich vor Unfall wahren.
Ein'n bessren König gab es nicht,
So weit er glänzet Sunna's Licht."

Der Riese N o e, ein Ungethüm
Aus Thule's grausen Feueressen,
Verwüstet Land und Leute ihm
Durch uneesättlich Menschenfressen.
Und jeder Waghals, der ihm steht,
Wied flugs, ein Geashalm weggemäht.

„Dein Töchterlein zum Weib mir gib,
Willst daß dein Land mit Feied' ich lasse!"
Der König hat sein Reich gar lieb;
Und kuez — daß ich gedeang mich fasse —
Des Landes Perl', wie sehr ihr graut,
Wird, ach! des wusten Recken Braut.

Allsachte wallt dee Hochzeitzug,
Das zarte Opfer darzulieseen.
Rasch stüezet mit des Sturmwinds Flug,
Ein Ritter aus des Hochwalds Kiefern.
Er stürmt zu Roß dem Zuge voe,
Stellt kühn entgegen sich dem Noe:

„Heeaus! Dich, Nor, streck' ich in's Geab!
Mein eisern Heez kennt kein Erbaemen.
Dem Vatee tritt das Kleinod ab!
Nicht das, den Tod sollst du umarmen." —
„Heean, du Zweeglein, spute dich
Zu sterben!" schreyt Noe fuechterlich.

Des Ritters Harnisch blitzt wie Glas,
Wie Silbee aus gefeoenen Bachen,
Der Helm wie glimmernder Topas,
In dem sich tausend Sonnen beechen.
Denn wißt! Der Rüstung, quellbenetzt,
War ringsum Eiskrust angesetzt.

Der Jüngling hatt' um Mitternacht
Begossen Helm und Panzer fleißig,
Bis glitzernd in Kristallenpracht
Die Rüstung starrte, ringsum eisig.
Wer mag durch Eis den Stahl zerhau'n?
Drum focht der Jüngling sonder Graun.

Der Ries' und Ritter hauen schwer,
Doch nur des Ritters Hiebe treffen.
Als ob ein Marmorblock er wär,
(Der schreyt, ob Zauberey'n ihn äffen?)
Glitscht jeder Schwertstreich ab vom Rand
Des Strahlenpanzers in den Sand.

Des Ritters Schwert, ein Blitzstrahl, blinkt
Entscheidung bey dem zweyten Ritte.
Das grause Ungeheuer sinkt,
Gespalten durch des Bauches Mitte.
Es sinkt, und schleudert weg das Schwert,
Das in des Siegers Wade fährt.

Das Reich ist nun aus Noth befreyt;
Doch wund liegt er, der es gerettet.
Des Königs Schloß lag allzuweit;
Im nächsten Dorf ward ihm gebettet.
Des Königs halbe Dienerschaar
Geschäftig um den Kranken war.

Wohl Neugier forscht nach Nahm' und Stand,
Verschlossen bleibt der Mund des Helden.
Ein schwer Gelübd geheim ihn band,
Geburt und Nahmen nicht zu melden.
Tagtäglich naht' ein' junge Maid,
Die freundlich sich zur Ärztinn beut.

Und als die Wund' sich schließen wollt'
Durch ihrer Pflege zärtlich Walten,
Da legt sie einen Ring von Gold
Tief in der Wunde zarte Spalten.
Genesen, zog er in sein Land.
Das Ringlein blieb ihm heil'ges Pfand.

Das Bild der Maid im Herzen tief
Folgt' ihm getreu auf Weg und Stegen;
Und wo ihn Pflicht und Ehre rief,
Verlieh der Talisman ihm Segen,
Den er, von heissem Blut umhegt,
Taglebens in der Wade trägt. — — —

Der Skalde schweigt. Der König und
Das Fräulein Rührung unterdrücken,
Thun ihren Beyfall herzlich kund
Mit Worten und liebreichen Blicken,
Des edlen Sängers Ehrensold.
Man reicht ihm Wein und Meth in Gold.

Der Herrscher, durch des Festes Lust
Verjünget, trotz der Wangen Falten,
Spricht: „Regnild, Stolz der Vaterbrust!
Sollst, traun! nicht gattenlos veralten.
Der Ritter Einen, die im Saal,
Beglücke deine freye Wahl!"

Und untre Panzer hörbar laut
Arbeiten dreyßig Männerherzen.
Wie Freya sitzt die Minnebraut
Umringt von Wonnen und von Schmerzen.
Zwey, drey Secunden sann sie nach;
Der süße Mund dann lächelnd sprach:

„Wer Wundennarb' am rechten Bein,
Und in der Narb' ein Ringlein träget,
Soll mir erkiest zum Bräut'gam seyn!"
Stracks jeder Tafelritter schläget
Das Aug' zum Teller, kreidenbleich,
Als träf' ihn Thor mit Donnerstreich.

„Das klingt wir: Regnild will nicht freyen!"
Der König rief's. Der Skalde flüstert:
„Die Deutung möcht' wohl anders seyn;
Das Ringlein mir im Fuße knistert.
Die Maid, die hier so minnig schaut,
Ist Keines sonst als meine Braut." —

Aus Regnilds Auge strahlt ihr Glück.
Haquin, als sich enthüllt die Narbe,
Traut kaum dem Finger, kaum dem Blick,
Und wechselt jach von Antlitzfarbe.
Risch! fällt des Skalden grau Gewand —
Und Dänmarks König vor ihm stand.

„Was Odin fügt, ist gutes Ding,
Ehrwürd'ger Führer der Norwegen!
Dich grüßt der Dänenfürst **Hading**.
Gib den versprochnen Vatersegen,
Daß Regnild, die ihm Ärztinn war,
Und Hading seyn ein glücklich Paar.

Mein Vater starb, und nahm am Grab
Den trüben Quell von langem Leide,
Des Schweigens streng Gelübd, mir ab,
Beschworen einst mit Hela's Eide.
Der Zepter ist seit Monden mein,
Und dieses Herz, o Regnild, dein!" —

Und Haquins Segen war bereit,
Die frohe Nacht im Kreis der Gäste
Wird, von Siöfna eingeweiht,
Die Vornacht schon vom Wara-Feste.
Hading, den sel'gen Göttern gleich,
Führt Regnild in sein Dänen-Reich.

Buel.

Anmerkungen.

Skalden, die Barden der alten nordischen Völker. **Sunna**, die Sonne. **Thule**, die Insel Island mit ihrem feuerspeyenden Hekla. **Freya**, Göttinn der Liebe. **Thor**, Gott des Donners. **Odin**, die oberste Gottheit. **Hela**, Göttinn der Unterwelt. **Siöfna**, Göttinn der Eheverlöbnisse. **Wara**, Göttinn der Hochzeiten.

Anecdote.

Einst kam man beym Herzog Ludwig von Orleans auf die Kniffe der Spitzbuben zu sprechen, und es wurden verschiedene artige Geschichten als Beweise davon erzählt. Am Ende äußerte der Herzog, wenn so viele Leute bestohlen würden, so sey das lediglich ihre eigene Schuld; denn wenn man nur nicht ins Gedränge gehe, und wenn man sich gehörig in Acht nehme, so habe es gar nichts zu bedeuten. Der Polizeydirector Lenoir, der eben gegenwärtig war, wandte dagegen ein, es sey niemand weniger im Stande darüber zu urtheilen, als der Herzog, der nie anders als mit seinen Orden behangen und von seinem Hofstaate umgeben ausgehe, dem sich kein Unbekannter nähern dürfe, vielmehr Jedermann sogleich ehrfurchtsvoll ausweiche. Wolle seine Durchlaucht aber nur etwa drey oder vier Mahl in Privatkleidern und ohne besondere Vorsichtsmaßregeln zu nehmen, sich auswagen, so werde man ihm sehr bald, und ehe er sich dessen im mindesten versehe, Uhr und Tabaksdose aus der Tasche mausen. Der Fürst blieb dabey, so lange er sich nicht ins Gedränge begebe, sollte ihn niemand bestehlen, man möge es auch anfangen, wie man wolle; jener schlug sogar eine Wette vor, welche der Polizeydirector annahm.

Gleich am folgenden Morgen hohlte der letzte den Herzog ab, welcher einen schlichten Oberrock angezogen hatte, und beyde gingen miteinander über die neuen Boulevards, einen der am wenigsten besuchten Spaziertörter in Paris, aus der Barriere, wo sie ihre Leute ließen. Ein unterhaltendes Gespräch und die einsame Gegend um sie her, hatten die Veranlassung zu diesem Gange längst aus ihren Gedanken gebracht, als sie, kaum zweyhundert Schritte weit vom Thore entfernt, bey einer Hütte im Felde ein gemeines Weib ansichtig wurden, die ihren etwa zehnjährigen Knaben ganz erbärmlich prügelte. Der Fürst, von Natur gutherzig und mitleidig, trat sogleich hinzu, machte der Frau über ihr unmenschliches Verfahren Vorstellungen und suchte sie zu besänftigen.

„Was? — schrie diese Megäre ihm entgegen — Sie wollen dem Schlingel noch das Wort reden? Wenn Sie wüßten, was das für ein Taugenichts ist; wüßten, was für Streiche er mir schon gespielt hat!.......“

Hier warf sich das Kind, das ein sehr einnehmendes Gesicht hatte, unter einem Strome von Thränen, seinem Beschützer in die Arme, um sich den Mißhandlungen der Furie zu entziehen, die sich denn endlich auch erweichen ließ. — —

„Nun! — sagte Lenoir, als er mit dem Herzog wieder allein war — werden Eure Durchlaucht jetzt an die Verschmiztheit der Diebe glauben?

„Wie so?“

„Durchsuchen Sie doch ein Mahl ihre Taschen!“

Der Herzog that es und vermißte seine Dose, die ihm der Bube, bloß zur Übernahme dieser Rolle einstweilen von dem Polizeydirector aus dem Gefängnisse entlassen, gemauset hatte. Der Fürst, über dessen frühe Verderbtheit erstaunt, wollte ihn in einer Erziehungsanstalt dem Pfade des Lasters wieder entreißen; aber wir zweifeln sehr, daß er diesen Zweck erreicht haben werde.

Notitzen.

Frankreich. — Mehrere Zeitschriften haben davon gesprochen, daß Personen, welche mit epileptischen Zufällen behaftet gewesen, durch Verweilen in Kuhställen, und unter dem Athem dieser Thiere, vollständig geheilt worden wären. S. den Sammler Jahrgang 1809 N. XXX. N. Seite 156. Die Verwaltung der Civilspitäler zu Paris, welche schon seit mehrern Jahren in der Salpetriere einen Saal zu Behandlung dieser Kranken hat einrichten lassen, hat Herrn Landre Beauvois, einem Arzte dieses Hospitals, den Auftrag gegeben, Versuche mit diesem neuen Mittel, zu Bekämpfung einer der schrecklichsten Krankheiten, anzustellen. Mehrere Epileptische, welche man aus dieser Anstalt, wo man die größte Menge von nervösen und krampfhaften Übeln findet, ausgewählt hat, sind jetzt in einen Stall gebracht worden, der alles dasjenige in sich vereinigt, was man, um den beabsichtigten Zweck am leichtesten und sichersten zu erreichen, für dienlich und nöthig hält.

Nach einem Befehl Sr. Maj. des Königs von Würtemberg, vom 1. December soll kein im Auslande von einem würtembergischen Unterthan verfaßtes Werk, welches gedruckt worden, ohne vorher der Censur der Behörden des Königreichs Würtemberg unterworfen worden zu seyn, und ohne den Ort, wo es gedruckt werden sollte, sondern nur den Aufenthalt des Verfassers anzuzeigen, im Königreiche verkauft werden dürfen, und alle in Umlauf gesetzten Exemplare sollen konfiscirt werden.

Berlin. — Der rühmlich bekannte Mineraloge, Bergrath Gedicke, (dessen sich mehrere Leser des Sammlers noch als Schauspieler an dem Theater an der Wien, und Verfasser des beliebten travestirten Hamlets erinnern werden) befindet sich noch in Grönland, welches er seit dem Jahre 1806 durchreiset hat. Dieser Mann wird von seltenen Unglücksfällen verfolgt. In dem Bombardement von Kopenhagen wurde die ganze Frucht seines vieljährigen Fleißes vernichtet, während eine andere von Grönland abgesandte Sammlung in feindliche Hände fiel. Briefe vom Juny unterrichten seine wissenschaftlichen Freunde von diesen harten Schicksalen, die jedoch seinen Muth nicht zu bändigen vermögen. Er wird wahrscheinlich noch einige Zeit in Grönland bleiben müssen, da ihm gegenwärtig die Gelegenheit zur Rückkehr fehlt.

Gedruckt bey Anton Strauß in Wien.



Der Sammler.

Samstag, den —— 18. —— 10. Februar 1810.

Die Araber.

Das Gefühl von Unabhängigkeit und die im Innern jedes Stammes herrschende süße Eintracht entschädigt den Araber für die öde Stille seiner Wüste und alle Mühseligkeiten seines herumirrenden, harten und arbeitsvollen Lebens, zu dem er übrigens von Jugend auf gestählt wird. Selbst bey dem europäischen Reisenden, der sich in ihrer Mitte mit zuvorkommendem Wohlwollen aufgenommen sieht, wird der Reitz ursprünglicher Freyheit wieder lebendig, so sehr auch sonst die Empfindung dafür bey uns durch den Hang zur Bequemlichkeit und durch den Luxus der Städte verwischt ist.

Ein einfaches Gewebe von Roßhaaren oder von Stroh, welches der nomadische Araber allenthalben mit sich führt, wird in Dachgestalt aufgeschlagen, und schützt ihn und seine Familie vor Sonnenhitze, Regen und Kälte. — Nichts beschränkt des Arabers Lauf, nach Willkühr zieht er umher; jeder Boden, wo er sich niederläßt, ist sein; er bedarf keiner Umzäunung. Er theilt mit dem Nachbar den Weideplatz seiner Heerde; diese gibt ihm Kleidung und Nahrung. Wenige Äcker, die er mit Weitzen, Gerste oder türkischem Korn ansäet, genügen für seinen Brodbedarf. Mit Wollust schlürft er das Wasser, welches er auffindet. Die Thiere der Wüste, auf der Jagd erbeutet, bringen einigen Wechsel in sein einfaches Mahl. Dergleichen sind der Strauß, die Gazelle, der Hase, die Springmaus, (Jerbon, mus jaculus. Pallas), nach welcher letztern die Araber sehr lüstern sind. Das Fleisch dieser Thiere wird an der Flamme von etwas Strauchwerk geröstet und auf hölzernen Becken vorgesetzt. Im Wasser gesottene oder auch nur gebratene Heuschrecken sind ihnen nicht weniger willkommen. Sonst dient ihnen Kamehlfleisch zur gewöhnlichen Nahrung.

Die einfache Kleidung des Arabers ist ein Product seines eigenen Fleißes; sie besteht in einem groben Hemde mit einem Gurte um die Hüfte befestigt, und einem weiten grobtüchenen Mantel; den Kopf umwinden sie nachlässig mit zwey oder drey viereckigen Tüchern, manchmahl so, daß die Ende auf die Schultern herabhängen. Die Bekleidung der Weiber weicht wenig von der männlichen ab; so wie sie auch alle Arbeit mit den Männern theilen. Beyde Geschlechter gehen ohne Beinkleider und barfuß.

Die Araber sind kleiner Statur, hager, aber nervig; sie haben starke, regelmäßige Gesichtszüge, lebhafte Augen, schwarzbraune Gesichtsfarbe, starken Bartwuchs, und lange Haare, die sie entweder in geflochtenen Zöpfen herabhängend oder auf dem Scheitel zusammen gebunden tragen. Sie sind ihrem Worte treu, tapfer und äußerst thätig. Sie theilen sich selbst in Stämme; deren jeder ein eigenes Oberhaupt und eigene Ordnungen hat. Übrigens ist jeder Familienvater Richter in seiner Familie. — Ist die Frage, wohin jetzt der Zug eines Stammes gehen soll, oder werden Vertheidigungsanstalten gegen feindliche Angriffe nöthig, dann treten die

Ältesten des Stammes zusammen, um sich zu berathen. Müssen sie, ihren eingewurzelten Begriffen von Unabhängigkeit entgegen, ihren selbstgewählten Anführern eine gewisse Macht einräumen, so geschieht dieß nur, weil der Drang der Umstände sie lehrt: daß irgend einer unter ihnen zuerst werkthätig seyn, und zum Vereinigungspuncte des Gesammtwillens des Stammes dienen müsse.

Oft werden die Bedürfnisse eines Einzigen unter ihnen, oder die persönliche Beleidigung, die ihm wiederfuhr, zur Nationalsache. Doch sind die Araber äußerst behuthsam bey kitzlichen Angelegenheiten, und vermeiden so viel möglich alle Anlässe, wo Blut fließen könnte. Ist aber ein Mahl Blut vergossen worden, so rächen sie es um jeden Preis. — Einer der auffallendsten ihrer in manchen Stücken sonderbaren Begriffe ist, daß sie eben das Recht auf das Eigenthum eines andern zu haben glauben, welches sie selbst dem ersten besten auf das ihrige durch Ausübung der Gastfreyheit einräumen; nach diesem Begriffe halten sie sich für befugt, zu stehlen, doch ohne dabey zu morden.

Die Araber zerfallen in zwey Hauptclassen. Die eine begreift diejenigen, die in der Nachbarschaft der Städte und Flüsse lagern; die andre diejenigen, welche in den entlegensten Wüsten Arabiens umherirren. Bey den ersten herrschen Begriffe von Gerechtigkeit und Menschlichkeit; sie stehlen nur selten und nothgedrungen. Zu dieser Classe gehören die meisten Araber, welche Mesopotamien, die Ufer des Euphrats und des Tiger bewohnen. Die Araber der andern Classe sind unruhig, aufrührisch, blut- und beutesüchtig. Ihre unaufhörlichen Räubereyen sind der Schrecken der Karavanen und der ruhigen Landleute. Zur Beschönigung ihres Verfahrens sollen sie den Grund anwenden, ihnen, den Abkömmlingen Ismaels, stehe die Befugniß zu, den Nachkommen Isaks die Güter wieder zu nehmen, welche ihm zu Liebe dem ältern Bruder waren entzogen worden.

Die Araber der ersten Classe zeichnen sich als treffliche Läufer, und durch ihre Gewandtheit in Führung der Lanze, aus. Ihr Charakter ist munter, aber dabey mißtrauisch. Beständig sind sie von ihren Heerden umringt. Auf diesen beruhet ihr Glück und ihr Reichthum. Aus der Wolle, die sie davon ziehen, verfertigen sie Leibröcke und Teppiche, die jeder Manufactur zur Ehre gereichen dürften. Die Felle dienen ihnen im Winter zum Pelzwerk, oder werden zu Schläuchen verwandt, worin sie Wasser und Mundvorrath bewahren und fortbringen. Den Überfluß an Vieh verhandeln sie in die Städte gegen Zeuge, Datteln, Tabak, Getreide, Wasser, Pulver, Bley, auch für allerley Mobilien und Werkzeuge, deren sie bedürfen. — Sie geben sich auch mit Ackerbau ab, jedoch haben sie die Gewohnheit, die Felder, nachdem sie dieselben angesäet haben, zu verlassen, und nur erst zur Erntezeit dahin zurückzukehren. Sehr bemerkenswerth ist ihre Zuneigung für ihre Pferde und Kamehle; diese ihre treuen unentbehrlichen Gefährten lieben sie gleich Weib und Kind.

Die Wanderungen der Araber bestimmt ein Mahl die Absicht, der rauhen Jahrszeit zu entgehen, ein andermahl die Nothwendigkeit, ihren Heerden reichlichern Weidgang zu verschaffen. Äußerst interessant ist der Anblick eines im Zuge begriffenen Stammes. Von jungen kräftigen Hirten geführt, trabet eine unzählige Menge von Schafen, Hornvieh und Geißen vor dem Gepäcke einher, die ihre Freude, nach ihrem vorigen Aufenthalt zurückzukehren, durch manchfaltiges Geblöck und Gebrüll verkünden. Dann folgen die Kamehle mit den Zelten, vorhandnen Mobilien und Lebensmitteln; auch werden auf diesen Lastthieren Greise oder krankhafte Personen, wie auch die schwangern Weiber, fortgebracht. Die übrigen Weiber wandern zu Fuß, mit ihren Kindern bepackt, während die Männer auf ihren trefflichen Pferden längs den Flanken des Zugs umherstreifen, oder die zur Heerde gehörigen Thiere, welche sich zu lange verweilen, vorwärts treiben.

Ein Bild der allerrohesten Stämme der Araber kann aus folgenden Zügen der Beni Gerbes entnommen werden. Dieser Stamm, der eine Zeitlang mit den Wahabiten vereiniget gewesen, zog nach Mesopotamien, um einigen ihm bis dahin fremden Abgaben, die das Haupt dieser Secte einforderte, zu entgehen, und unterwarf sich dem Bascha von Bagdad. Brod und Ackerbau ist diesen rohen Leuten gänzlich unbekannt. Sie nähren sich einzig von Kamehlfleisch, und den Kräutern und Thieren des Feldes. Sie haben kein andres Vieh, als ihre Dromedare, mit welchen sie alle Mühseligkeiten und alles Öde eines unbeschäftigten, unstäten Lebens theilen; auch vermögen sie, gleich diesen, Durst und jede andre Entbehrung Tage lang zu erdulden. Doch ist auch eine Anzahl vortrefflicher Pferde bey ihnen anzutreffen, die sie ohne Sattel reiten, und bloß mit einer Halfter leiten. Desto bewundernswürdiger zeigt sich die Geschicklichkeit, mit der sie alle möglichen Schwenkungen mit ihren Pferden zu machen verstehen. — Die Gerbes lassen ihre Haare wachsen, und tragen sie in Zöpfe geflochten, die ihnen über das Gesicht und auf den Hals herabhängen;

dieses im Vereine mit ihren dichten Bärten gibt ihrer hervortretenden verbrannten Gesichtsbildung einen Ausdruck von Härte und Wildheit, der in der That geeignet ist, dem Reisenden, dem sie begegnen, nicht wenig außer Fassung zu bringen. — Nebst einem wollenen Tuche, das sie nachlässig um den Kopf winden, schränkt sich ihr ganzer Anzug auf einen groben dichten Tuchmantel ein, in den sie sich hüllen, um sich vor der Witterung zu verwahren.

Elegie auf Frau Theresen.

(Aus dem Englischen des Goldsmith.)

Weh uns! Auch sie im Paradies,
 Die wackre Frau Therese;
So lang sie ihren Nächsten pries, —
 Sprach sie von Niemand böse.

Die Noth verfehlte nie ihr Haus, 5.
 Denn Niemand half behender.
Sie lieh ihr Geld den Armen aus —
 Versteht sich — gegen Pfänder.

So liebte sie die Nachbarschaft
 Als wie die beste Pfründe. 10.
Nie war sie gottlos, lasterhaft, —
 Es sey denn in der Sünde.

In ihrem Feyertags-Gewand
 Von Seidenzeug und Spitzen,
Entschlief sie nie im Kirchenstand, — 15.
 Es wäre denn im Sitzen.

Bey Männern war sie zärtlich schwach,
 Und immer wohl gelitten;
Der König selber ging ihr nach, —
 Kam sie voraus geschritten. 20.

Doch bald war jeder Reitz verblüht,
 Die Wange nicht mehr röthlich.
Der Doctor fand, als sie verschied,
 Die letzte Krankheit — tödtlich

Drum laßt das ganze Männer-Heer 25.
 Mit einem Flor umgeben.
Wenn sie nicht schon gestorben wär',
 So wär' sie noch am Leben. 28.

J. B. Rupprecht.

Der deutsche Jägerbursche.

Bey der Organisation von Südpreußen war, unter andern königl. Officianten, auch ein deutscher Unterförster nach dem ehemahligen Pohlen versetzt worden. Eines Abends sandte er seinen Sohn, einen vierzehnjährigen Burschen, mit einem Briefe auf ein benachbartes Amt; als der Knabe wieder nach Hause ging, und kaum noch 300 Schritte von der väterlichen Wohnung entfernt war, sah er etwas auf dem Wege sitzen, das er anfänglich für einen Hund hielt. Der Mond warf ein halbes Licht auf den Weg, der Schnee glinzerte, es war eine mörderlich kalte Nacht, der Bursch trat noch einige Schritte vorwärts, und erkannte — einen Wolf. In der Jugend hatte er oft erzählen hören, daß, wenn man von einem Bären verfolgt werde, es rathsam sey, sich auf die Erde zu werfen und sich todt zu stellen. In der Angst verwechselte er den anwendbaren Fall für die Vorsichtsregel, meinte, sein Leben auch gegen den Wolf so zu sichern, und warf sich platt auf den Weg.

Der Wolf näherte sich augenblicklich mit langsamen bedächtigem Schritt, stand vor ihm still, und schnoberte forschend.

Der Bursche rührte kein Glied.

Jetzt umging ihn der Wolf, stand dann unten bey den Füßen still, und fing an, ihn zu beriechen und hie und da mit der Schnauze zu bestoßen. Überall traf er auf Kleidungsstücke. Er rückte immer höher und höher nach dem Kopfe herauf, und stieß auf das Genick — das erste Fleisch! Er leckte, er schnoberte, er knipp mit den Lippen, das Wasser lief ihm aus dem Rachen, dem Burschen in die Halsbinde. Das Lecken wurde lebhafter, das Schnauben heftiger, gieriger. Der Wolf trat jetzt mit einem Fuße über, so daß er den Hals des Burschen zwischen seinen beyden Vorderklauen hatte.

Jetzt Tod oder Leben! dachte der Bursche. Schnell wie ein Blitz faßte er den Wolf bey beyden Vorderklauen, zog ihn fest an sich, sprang auf, und trug so seinen hungrigen Gast auf dem Rücken.

Der Wolf wollte beißen; allein der Bursche zog ihn vorn so dicht an sich, daß er nicht Raum genug behielt, um mit seinen Zähnen eingreifen zu können. Die Schnauze lag dicht am linken Backen des Burschen; die scharfe, trockene Zunge hing neben dem Munde des letztern, der Wolf röchelte, als ob ihm die Kehle zugedrückt würde, und kratzte mit seinen Hinterklauen die Waden des Burschen durch Stiefel und Strümpfe blutig.

„Vater, Vater," rief nun der Bursche, als er glücklich an die Hofthüre gelangt war, „Vater, Vater, um Gotteswillen, Vater!" wiederhohlte er in schrecklicher Angst, denn niemand hörte. Die Thüre war inwendig verriegelt, im Hause schlief alles. Er war erschöpft! Pochen konnte er nicht, er hatte keine Hand frey. Mit dem Fuße traute er sich nicht an die Thüre zu stoßen, weil er fürchtete, das Gleichgewicht zu verlieren und umzu-

fallen. Endlich rannte er rückwärts seinen Freund Wolf gegen die Thüre. Der Wolf kreischte — da schlugen alle Hunde im Hofe an; Tyras, Diana, Waldmann) der kleine Dachs, Luchs, Flink, alle waren mit einander auf dem Platze.

„Vater," rief er durch das Hundegebell durch „um Gotteswillen macht auf, ich habe einen Wolf — lebendig —". Jetzt hörte der alte Unterförster und die sorgsame Mutter war schon unten im Hofe und öffnete die Thüre; da stand der Vater mit einer Kugelbüchse im Anschlag.

„Schießt nicht," rief ihm der Sohn entgegen, „ich habe ihn ja auf den Rücken. Nur die Scheune aufgemacht." Er stellte sich mit dem Rücken gegen das Scheunenbret, und warf den Wolf mit einem Ruck auf die Tenne. Hier erwarteten die Hunde den Gefangenen. Allein er biß drey Stücke zu schanden. Eine Kugel endete sein Leben.

H. C.

Disteln.

Wir werden von den ersten Eindrücken, wie die Morgenländer von ihrer ersten Frau, am stärksten beherrscht, und wenn auch, so wie bey jenen, in der Folge mehrere hinzukommen, so behalten doch die früheren die vornehmste Gewalt über uns.

Es ist kein Wunder, daß es einem Spanier (Huart) einfiel, eine Prüfung der Köpfe (Examen de ingeniis) vorzunehmen, da in keinem Lande die Köpfe so geehrt werden, als in Spanien. Alle Handwerker daselbst werden als unehrlich geachtet, bis auf diejenigen ausschließlich, so sich mit dem menschlichen Haupte (als Perücken- und Hutmacher u. dgl.) beschäftigen.

Die Blicke sind die Geheimzeichenschrift der Liebe.

Hoffnung heilt die Furcht, wie, nach Faust, Spinnweben das Wechselfieber; nur darf der Kranke nicht immer das Mittel kennen.

Die Weiber sehen in gewissen Jahren und Verhältnissen die Schwiegertöchter wie die Perlhühner an, die man auf keinem Hühnerhofe gern zuläßt, weil sie den alten Haushühnern die Herrschaft immer streitig machen wollen.

Betäubung ist's, was die Leute so oft unter dem Nahmen Zerstreuung suchen.

Gibt es eine lächerlichere Tautologie, als die Benennung; Geheimer Secretarius?

M. Bondi.

Notitzen.

Theater an der Wien. — Da wir unsern Lesern über diese Bühne schon lange keine Notitzen geliefert haben, so wollen wir nun das Versäumte nachhohlen, indem wir in Kurzem alle jene Stücke, welche in der letzten Zeit daselbst gegeben worden sind, berühren.

Der Unbegreifliche ein Schauspiel in vier Aufzügen nach Schillers Geisterseher von Zschokke, sollte wohl billiger der Unwahrscheinliche betitelt seyn. — Die Handlungen, welche in Schillers Geisterseher durch die dazwischen verfließende Zeit, durch die bestimmte Charakteristik der handelnden Personen ihre gehörige Motivirung erhalten, sind hier so eng an einander gehäuft, daß das Schauspiel mehr vorübergehenden Schattenbildern als einem lebendigen Ganzen gleicht. — Herr Zschokke ist überhaupt ein Liebhaber vom Mistereusen, und weiß sein Publicum zu blenden. — Herr Grüner war in jedem der verschiedenen Charaktere — Herr Grüner. Dlle. Krüger preßte die Worte, aus dem Munde heraus, — Herr Schmidtmann hatte die Rolle nicht einmahl auswendig gelernt.

Bertha von Werdenberg, eine historische Oper in zwey Aufzügen von Matthäus Stegmeyer, mit Musik von Herrn Kapellmeister Seyfried. Ein mattes Sujet mit einer überladenen Musik. Dlle. Milder zeigte, daß sie kein Gott sey, um aus Nichts Etwas hervorbringen zu können. Man sagt: Herr Stegmeyer habe sich eine Maschine verfertigen lassen, mittelst welcher er immer zwey Stücke auf ein Mahl schreibt.

Die Hochzeit des Figaro. Oper von Mozart. Über den Werth dieses Meisterwerkes ist längst entschieden. Die Aufführung war im ganzen gut. Obschon Herrn Weinmüllers Äußeres zur Rolle des verschmitzten lustigen Figaro's eben nicht paßt, so hörten wir doch diesen Part mit Vergnügen von ihm vortragen, besonders schön sang er die herrliche Arie Figaro's im ersten Acte. Susanne wurde von Dlle. Buchwieser sehr gut dargestellt, und ich glaube kühn behaupten zu dürfen, es war die beste Rolle, in welcher wir sie sahen. Dlle. Milder ist nur da groß, wo ihr reiner Silberton, unterstützt durch die Worte, (welche man von ihr immer versteht) auf das Herz des Zusehers wirken kann. Ihr Gesang schien uns in dieser Oper nur die Contour des Gemahldes anzugeben, welches Mozart entwarf. Herr Kainz als Graf, und Mad. Petrillo als Page thaten, was in ihren Kräften lag.

Die Komödie ohne Theater, eine komische Oper in zwey Aufzügen nach dem Italienischen von Stegmeyer mit Musik von Paer. Eine verliebte Mündel, ein verkleideter Liebhaber und ein gefoppter Alter sind die Ingredienzen dieser italienischen Farce. Die Musik klingt dem Ohre lieblich, ist aber ohne Charakteristik. Dlle. Meier, eine Anfängerinn, bildet sich zu ihrem Vortheile, ihre Stimme ist rein und volltönend.

Von der vortrefflichen Oper: Joseph und seine Brüder ist in diesen Blättern schon gesprochen worden. Wir bedauern nur, daß die Casse dabey nicht ihre Rechnung findet, das möchte aber wohl mit allen bessern Producten so ergehn, so lange man gewohnt ist, nur Pumpernickels und grimmige Ritterspectakel auf dieser Bühne zu sehen.

X.

(Die Fortsetzung folgt.)

Gedruckt bey Anton Strauß in Wien.



Dinstag, den — 19. — 13. Februar 1810.

Die Pistollen-Lehre.

Wahre Anecdote.

Auf dem Kaffehhause zu K. saß ein kleiner Mann, rauchte sein Pfeifchen und las Zeitungen. Er war durchaus schwarz, aber modisch angezogen: eine irdene Pfeife, ein sehr weißer feiner Jabot und ein weißes Halstuch, waren das einzige Weiß an der ganzen Kleidung des Mannes.

Kurz darauf stürmte der Major von L. herein. Ein Mann, der eine Ausnahme unter den Kameraden seines Ranges macht; der Alle brüskirt, die er sieht; dem jeder Vernünftige gern aus dem Wege geht, weil ihm immer eine Impertinenz auf der Zunge sitzt. Gleich hinter ihm folgten Lieutenants und Fähnrichs.

Der Major war bey Laune. Er trat hinter den schwarzen Mann, machte Männchen und putzte, zum Schein aus Versehen, das ihm zunächst stehende Licht aus. Sein Gefolge lachte. Der Fremde zündete es sich ruhig wieder an und las weiter. Jetzt kannte der Major seinen Mann. Er konnte ihm was biethen. „Guten Abend, Schulmeisterchen," sagte er, both ihm die Hand und mit demselben Griff war die irdene Pfeife in Stücken.

„Marquer, andere Pfeife" rief der Fremde. Das Gefolge lachte lauter. Der Major nannte den kleinen schwarzen Mann einen göttlichen Kerl; da indessen weiter nichts mit ihm anzufangen war, auch der Major zu einer Parthie Whist eingeladen wurde, so ging er mit seiner kleinen Suite in ein Nebenzimmer und man ließ den schwarzen Mann sitzen.

Dieser las seine Zeitungen, rauchte seine Pfeife und trank seinen Thee, ohne nur im mindesten einen Zug von Unwillen über jenen infamirenden Hohn zu äußern.

Nach einer langen Weile stand er auf, ging in das Nebenzimmer, wo der Major spielte, trat vor ihn hin, faßte ihn vorn bey einem Knopf auf der Brust und sagte: „mein Herr, morgen früh schießen wir uns."

„So, so," fiel ihm lachend der Major ins Wort. — „Bringen der Herr Schulmeister Dero Fibel mit."

„Sie haben keine Schande, sich zu schießen mit mir, ich bin See-Capitain in englisch Dienst. — Morgen früh, sechs Uhr, an dem Ende des Poetenstiegs."

Der Capitain ging, ohne ein Wort weiter zu sagen, fort; der Herr Major lachten noch lange über den kleinen Schulmeister, aber der Witz wollte doch nicht mehr so recht fließen. Der schwarze Mann mußte ihm gewaltig ernst ins Gesicht gesehen haben; er ward zerstreut, machte die auffallendsten Fehler im Spiel, und er, dem sonst keiner einen leichten Spott in den Weg werfen durfte, schwieg, als einige junge Officiere ziemlich deutsch ihm zu verstehen gaben, daß, wenn die erste Lection des schwarzen Scholarchen heute schon so gut angeschlagen habe, morgen recht viel Besserung zu erwarten sey.

Die ganze gestrige Gesellschaft erschien, mit dem Major, den folgenden Morgen auf dem bezeichneten

Platze. Der Capitain erwartete sie schon. Er hatte seine prächtige Uniform an. Man begrüßte sich gegenseitig einander sehr artig.

Als die Begleiter des Majors bemerkten, daß der Capitain keinen Secundanten bey sich hatte, offerirte sich einer von ihnen dazu.

„Mein Herr," antwortete der See-Capitain, „ich danke. Ich nicht brauche einen Secundanten. Ich meinen Jokey bey mir habe. Falle ich, weiß der, was zu thun. Sie alle sind Officiere von einer Armee, die ich liebe und achte sehr hoch. Sie werden mir nicht thun lassen Unrecht der Gewalt. Herr Major, wenn Sie nicht haben Pistollen, die sind gut, so können Sie wählen eine von meinen."

Er rief den Jokey herbey; dieser hatte ein Maroquin-Kästchen unterm Arm. Der Capitain öffnete es. Aus Indigo-Samt-Futteralen blitzten vier köstliche Pistollen heraus. Der Major dankte und meinte, er sey auf seine Pistollen eingeschossen. Er war ungemein-ernsthaft und feyerlich. So hatte ihn kein Mensch noch gesehen. Die Manier des See-Capitains brachte ihn ausser Fassung. In diesem festen, ruhigen Gesichte lag sein Tod.

Die Pistollen wurden geladen, fünfzehn Schritt werden abgemessen. Die Gegner standen auf ihren Plätzen.

„Mein Herr," hub der Secundant des Majors zum See-Capitain an „Sie sind der beleidigte Theil. Sie haben den ersten Schuß."

Der Capitain legte an. Todtenstille im Halbkreise der Zuschauer. Der Major erbleichte. Der Capitain setzte ab. „Weil der Herr Major nicht wird haben den zweyten Schuß, wenn ich habe den ersten, soll schießen der Herr Major zuerst." „Mein Herr" entgegnete der Secundant: „Sie scheinen Ihrer Kunst sehr gewiß zu seyn. Um so edler ist ihre Verzichtleistung auf den ersten Schuß. Allein ich, wie alle hier, dürfen dieß nicht zugeben. Sie stehen hier allein ohne Secundanten. Sie haben sich unter unsern Schutz, unter unsere Gesetze gegeben. Schießen Sie."

„Nicht sicher s c h e i n e n meiner Kunst, sicher s e y n. Ich nicht Wind machen kann. Meine Pistoll schießen sehr gut. Sollen selber sehn." „Jokey" (rief er dem Menschen englisch zu) „wirf etwas in die Höhe;" der junge Mensch hohlte sein Taschentuch hervor. „Nein, etwas kleineres, Geld oder einen Knopf, oder so etwas."

Der Jokey brachte eine Pflaume aus der Tasche. „Gut, rief der Capitain, wirf sie hoch in die Luft;" der Junge warf hoch, der Capitain zielte, schoß, und die Pflaume flog spritzend in hundert kleine Stücke von einander.

Die Umstehenden ergriff eine panische Ehrfurcht. Der Major war schon lebendig todt. Die Lippen wackelten ihm. Er wollte beherzt scheinen, er wollte dem Capitain seine Bewunderung mündlich zollen, aber er konnte nicht sprechen, die Kehle war ihm plombirt. Es ging nichts heraus, nichts hinein. Er konnte kaum Athem hohlen, die Halsbinde hätte ihm platzen mögen.

Der Capitain sprach kein Wort über seinen Pflaumenschuß. Er ladete in Gegenwart des Secundanten seine Pistolle von neuem und stellte sich auf seinen Platz. Auch der Major faßte wieder Posto. Er hatte sich ein wenig erhohlt. „Schießen Sie, Herr Major."

Der Secundant wollte wieder sprechen, wollte das Recht seines Amts wieder geltend machen, allein der Capitain ließ ihn nicht zum Wort kommen, sondern rief jetzt etwas rauher:

„Schießen Sie."

Der Major schoß und fehlte.

„Schießen Sie noch ein Mahl, Herr Major. Sie haben gezielt nicht gut. Falle ich, ist es ein Glück für die andern Herren hier. Haben gelacht gestern Abend Alle; müssen Alle sehen in meine Pistoll, einer nach dem Andern.

Diese Worte strichen wie Würgengel an den Begleitern vorüber. Jeder betheuerte sich im Innern, nicht gelacht zu haben. Der Secundant widersprach dem zweyten Schuß nicht mehr. Der Major schoß jetzt für sie Alle; lag dieses ernste Ungeheuer nicht im Sande, so schoß es Alle, wie Sperlinge, todt. Die Überzeugung hatte jetzt ein Jeder.

Der Major legte an. Ihm kam es schwarz und weiß vor die Augen. Der Mann sah ihm fest und ruhig ins Gesicht. „Gestern," sagte er endlich ein Mahl lächelnd, „war ich ihr kleiner Schulmeister, heute muß ich seyn Ihr großer. Sie halten zu hoch. So werden Sie mich treffen nicht." Der Major schoß und fehlte! Ein kalter Fieberblitz traf Aller Glieder.. Jetzt legte der Capitain an. Er setzte wieder ab.

„Herr Major, Sie ein sehr elender Mensch sind. Ich habe gefragt gestern Abend; alle Leute haben gesprochen schlecht von Ihnen. Sie sind in zwey Minuten todt. Sind Sie fertig mit sich, mit Welt und mit großer Gott! Bethen Sie fromm. Alle Menschen bitten Sie ab, die Sie haben beleidigt. Und Gott erbarm sich Ihrer Seele. Meine Herren, Hüte ab, wenn wir sprechen mit großen Meister der ganzen Welt, müssen wir sein

mit unbedecktem Haupt. Bethen Sie, Major. — „Vater unser, der du bist im Himmel," Alle zogen die Hüte, der Jokey sein Mützchen. Eine furchtbare Pause. Keiner konnte ein Glied still halten, so hatte sie des Mannes einfache Rede ergriffen. Dem Major schlug das Herz hörbar. Er stand auf der schrecklichen Schauerbrücke zwischen Leben und Tod. Sein bethender Blick flog durch die Wolken. „Amen" lispelte es von den Lippen der Umstehenden. Die Pflaume, die Pflaume hatte die Herzen gerührt.

Alle bedeckten sich jetzt wieder, die Todesstunde des Majors hatte geschlagen. Er hatte schon keinen Tropfen Blut mehr im Gesichte, er zitterte so heftig, daß er nicht gerade aufstehen konnte.

Seine Qual zu enden, legte der Capitain rasch an, zielte, setzte ab, gab seine Pistolle dem Jokey, sagte verdrießlich, „der Mensch ist nicht werth englisch Pulver," und ging.

Am Abend erschien er wieder schwarz im Kaffehhause. Es neckte ihn keiner. Der Major nahm den Abschied.

H. C.

Logogryph.

Vom Helikon entsproß'ne Götterkinder
Sind wir zum Trost der Sterblichen gesandt,
Ermuntern Kämpfer, krönen Überwinder
Und preisen was als schön und groß bekannt;
Dem Erdendaseyn leihen wir
Den Glanz des Lebens der Uranionen
Und füllen sanft die Kluft, die hier
Gebau't ist zwischen Bettelstab und Kronen.
Allein du weißt noch nicht, wie wir uns nennen,
Vernimm dann, was in unserm Nahmen liegt
Und lerne uns an seinen Theilen kennen.
1) Was wir so oft mit mildem Trost besiegt
Hüllt auch symbolisch unser Nahme ein,
2) Den Ausruf des, den dieß betroffen,
3) Des Menschen größten Vortheil vor den Thieren,
4) Womit sich die den Furien weih'n,
Wenn der Verdacht der Lüge sie getroffen,
5) Den Vogel, dessen weiche Hülle
Die Üppigkeit sich hohlt von fernem Strande,
6) Den Fluß, der der Germanen Lande
Von jenem trennt, deß Thron so weise Räthe zieren,
7) 8) Zwey Dinge, die die Menschen täglich
Mit Füßen treten, dann 9) was in die Stille
Der Wälder Leben trug, als Fels und Bäume
Einst folgten Orpheus Hochgesange,
Und was auch uns mit süßen Harmonien
Begleitet, 10) endlich noch den Feind, der uns unsäglich
Oft kränkt, der falsche Wahngebilde, Träume,
Die nur die Thoren an sich ziehen,
Statt unser aufstellt im erhab'nen Dome:
Ja diesen Feind, den Feind der Musen,
Wir tragen ihn im eignen Busen;
Doch nur im fremden Idiome.

L.

Auflösung der Charade in Nummer 10.
Beinhaus.

Ein zweyter Schenke und ein zweyter Joseph.

Da Buttler, Herzog von Ormond, als Lord Statthalter von Irland, nach Dublin übersetzen wollte, ward er durch stürmisches Wetter nach der Insel Man getrieben, und hier von einem Pfarrer, Nahmens Joseph, auf das gastfreundschaftlichste aufgenommen und bewirthet. Die angenehme und heitere Laune des Wirths veranlaßte den Lord, sich mit den Umständen dieses Mannes genauer bekannt zu machen, und da er sie ziemlich ärmlich fand, so versprach er für ihn zu sorgen, sobald er seine Stelle als Vice-König würde angetreten haben. Mehrere Monathe harrte Joseph immer in der süßen Hoffnung, etwas von seinem hohen Gönner zu hören; er sah sich aber in seiner Erwartung getäuscht, und entschloß sich daher, selbst nach Dublin zu reisen, um den Vice-König an sein Versprechen zu erinnern. Hier verzweifelte er jedoch vorzukommen, machte aber dem berühmten Dechant Swift seine Aufwartung, und erbath sich von ihm die Erlaubniß, nächsten Sonntag in der Kathedralkirche predigen zu dürfen, Swift, dem die Unterhaltung des braven Geistlichen viel Vergnügen machte, gab seine Einwilligung. Der Lord Statthalter stellte sich, wie gewöhnlich, mit seinem Gefolge beym Gottesdienste ein, und hatte seinen Sitz der Kanzel gegenüber. Weder er selbst, noch irgend Jemand von seiner Umgebung dachte bey Erscheinung des fremden Predigers mit einer Sylbe an Joseph, bis dieser, nach Anleitung seines Textes (1. B. Mos. 40,23.): Aber der oberste Schenke (Butler) gedachte nicht an Joseph, sondern vergaß sein (Yet dit not the chief Butler remember Joseph, but forgot him), so treffende Anspielungen auf den Herzog und dessen gastfreundschaftliche Aufnahme auf der Insel Man machte, daß darüber der geistliche Redner genauer ins Auge gefaßt, und nun erst in ihm — der reinvergeßne Pfarrer Joseph erkannt ward. Nach dem Gottesdienste ward er sogleich auf's Schloß beschieden, und die Folge seiner so höchst mokanten Gastpredigt war — eine gute Pfründe.

Joh. Eremita.

Notitzen.

Wien am 8. Febr. 1810. — Die hiesige elegante Welt zerliest sich jetzt eigentlich an einem Buche, das den berühmten Herrn Kapellmeister Reichhardt zum Verfasser hat, und einzig für sie geschrieben zu seyn scheint. Es sind dieß die: Vertraute Briefe, geschrieben auf einer Reise nach Wien und den österreichischen Staaten zu Ende des Jahres 1808, und zu Anfang 1809 in zwey Banden. Leider ist uns nur der erste Band noch zu Gesicht gekommen, aber schon dieser allein ist von so erstaunlichem Interesse, daß wir unmöglich erst die Ankunft des zweyten Bandes abwarten können, ohne die Leser dieser Blätter einstweilen mit diesem ersten etwas ausführlicher bekannt zu machen. Dem ersten Anblick nach sollte man zwar glauben, daß diese Briefe einzig nur für die Frau Gemahlinn des Herrn Verf. bestimmt gewesen wären, wozu einem auch leicht das Beywort vertraute verleiten könnte; allein, wenn man sich nur nicht die Mühe verdrießen läßt, weiter, und sogar bis ans Ende dieses beynahe 500 Seiten enthaltenden Bandes zu lesen, so wird man bald finden, daß das Werk recht eigentlich für das große Publicum bestimmt ist, ja, daß es durch den Reichthum seiner Materialien sich zu einer Quellen-Sammlung für einen Geschichtschreiber künftiger Jahrhunderte vollkommen qualificirt. Wir eilen, durch eine treue Anzeige des innern Gehalts dieses vortrefflichen Werks unsere Angaben zu belegen.

Was kann zuvörderst allgemein interessanter für das größere Publicum, ja, wir möchten sagen, schmackhafter für jeden Leser von einigem Geschmack seyn, als die, zwey Drittel dieses Bandes einnehmenden geschmackvollen Beschreibungen der, wahrscheinlich noch geschmackvolleren sieben und zwanzig Diners, eines dutzend Soupees und einer Menge von Assambleen, Concerten und Theatergesellschaften, welchen der Herr Verf. in dieser Kaiserstadt beyzuwohnen das Glück hatte? Die Leser erfahren hier umständlich mit Nahmen und Charakter (wie in den Affischen des berühmten Augendoctors Hette zu Regensburg) nicht bloß die liberalen Spender dieser Gastgebothe ꝛc., sondern auch oft sogar noch die Personen, welche auf beyden Seiten des Herrn Verf. ihn unterhielten, oder vielmehr, von ihm unterhalten wurden. Bey der allgemeinen, so zuvorkommenden Artigkeit der vorzüglichsten Bewohner Wiens gegen ihn ist es daher auch kein Wunder, daß der Schreiber der vertr. Br. bey jedem Anlasse, wo er die Leute nahmentlich aufführt, mit Epitheten so freygebig gegen sie ist, als jene es mit Artigkeiten gegen ihn waren; ein Umstand, der eben so sehr von der granzenlosen Dankbarkeit als von dem großen Sprachreichthume des Verf. unwidersprechlich Zeugniß gibt. Hier führt er uns eine edle prachtige Frau, dort einen stattlichen, jovialen Mann vor; dieser ist ein braver und verständiger Professor, jener ein kräftiger Mann von Geist und Gefühl. Der ist ein an Fähigkeit und Rechtlichkeit ganz ausgezeichneter Geschäftsmann, ein männlich und Vorurtheils frey urtheilender Mann voll Leben und Thätigkeit; dieser ein Graf, der mit Einsicht und Geschmack über das Theater urtheilt. Bald trifft er in einer hohen Dame ein Muster, Engel von Milde und Edelmuth an, bald einen einfachsten, bescheidensten und anspruchlosen Mann. Hier weilt er im Kreise einer liebenswürdigen durchaus musical. Familie, dort stoßt er auf einen Mann von Geist, Kopf (sic.) und Herz, auf einen ganzen Mann. Bey einem lieben, herzigen Grafen speist er im Familien-Cirkel; bey einem überaus liebenswürdigen und artigen Fürsten kommt er sogar an die große Tafel zu sitzen und so wechseln ganz ungezwungen viele Dutzend von ähnlichen Beywörtern mit einander ab. Man entdeckt hierdurch den Reichthum Wiens an vorzüglichen Menschen in den höhern Classen, und selbst die zartesten Kinder halt der Herr Verf. seiner Aufmerksamkeit nicht unwürdig, denn irgendwo sah er drey herrliche Knaben, schön und lebenvoll, wie sie van Dyck nur je gemahlt hat.

Wer freylich krittelnd mit dem berühmten Herrn Verf. rechten wollte, daß es doch wohl schon lange her eine ziemlich bekannte Sache sey, in dem reichen und volkreichen Wien, nahmentlich in den höhern Ständen eine Menge gebildeter, sehr achtungswerthen Menschen zu finden, die — woran sie denn unsers Erachtens wohl thun, noch immer, wie von jeher gut leben, und äußerst artig gegen Fremde, besonders gegen Männer vom Rufe und Verdiensten sind, der bedenke doch, daß dieses Werk den Titel: vertraute Briefe führt, die wahrscheinlich bey ihrer flüchtigen Niederschreibung nichts weniger, als für den Druck, bestimmt waren; daß von der ausgezeichneten Art, wie der Herr Verf. überall aufgenommen ward, sein edles Herz natürlich überfließe, und seine sonst so geübte Feder kaum Worte genug finden konnte, sein dankbares Gefühl in den Busen seiner Frau Gemahlinn auszuschütten. Eine Stelle, die diesen Zustand seinen Empfindungen besser, als irgend eine andere des vortrefflichen Werkes schildert, ist zu charakteristisch, als daß wir sie dem Leser dieser Blätter vorenthalten könnten. Herr Reichardt nähmlich, nachdem er an demselben Tage an einer fürstlichen Tafel köstlich dinirt, und sein Tagewerk mit einem großbürgerlichen Soupee bey Herrn Hartl von Luchsenstein beschlossen hat, ruft in dem, vermuthlich noch den nähmlichen Abend bey seiner Nachhausekunft niedergeschriebenen Briefe mit wahrer Begeisterung aus: „Das erlebe mir einer in irgend einer andern großen „Stadt, an einem Tage in zwey so ganz verschiednen Häusern „von dem höchsten Adel und dem grossen Bürgerstan„de solch ein Diner und Soupee von durchaus feinem Ton und ohne „alle Ziereren und Zwang!" Mehrmahls nahm sich zwar unser Reisender vor, den verführerischen, oft bis in die späteste Nacht dauernden Soupees sich heimlich zu entziehen, aber, wo kann auch der standhafteste Mann der schmeichelhaften Lockung widerstehen, wenn z. B. ein Fürst Kinsky oder sonst ein vornehmer Mann mit der tiefesten Herablassung ihn nöthigt, da zu bleiben um ihn wohl gar neben sich an einer fürstlichen Tafel sitzen zu lassen? — wiewohl diese Tafeln nicht mehr so üppig splendit, wie ehemahls servirt sind.

Den übrigen Theil des Buches nehmen treffende Bemerkungen über die Localitäten der Kaiserstadt ein; über den Apollo-Saal, die stundenlangen Vorstädte, über die vortrefflichen Beleuchtungsanstalten, über die Zaunerische Statue Josephs II., über die leider nur zu hohen Wohnungen der hiesigen Künstler; hin und wieder werden auch politische Winke gegeben; ja seine Beobachtungen erstrecken sich auch bis in die inneren und selbst ökonomischen Verhältnisse von angesehenen hiesigen Häusern; wovon sich S. 169 ein äusserst discretes Beyspiel findet; besonders hat er eine Charakteristik von dem berühmten Beethoven S. 221. geliefert, deren Achtheit wir indessen nicht verbürgen können, da wir diesen genialen Kopf nur als Künstler kennen.

Mit liebenswürdiger Bescheidenheit überläßt der Verf. bey der Beschreibung der rührenden Scene mit Haydn alle die Epitheten, welche der berühmte Greis bey seinen Anreden an ihn brauchte, dem geneigten Leser zur etwanigen Ausfüllung, und kann selbst noch dieser herzlichen Aufnahme — um seine höchste Unpartheylichkeit zu zeigen — nicht umhin, ihn durch ein leises Andeuten auch auf die Schattenseite des großen Musikers aufmerksam zu machen.

(Der Beschluß folgt.)

Gedruckt bey Anton Strauß in Wien.



Der Sammler.

Donnerstag, den — 20. — 15. Februar 1810.

Bemerkungen über das neue Theater von Covent-garden zu London.

Beyde Londner-Theater sind im vergangenen Jahre abgebrannt. Man hat geeilt, das Theater von Covent-garden von neuem aufzubauen, und in einem Zeitraum von einigen Monathen, sah man das schönste und prächtigste aller Gebäude, welche die Hauptstadt zieren, mitten in derselben emporsteigen. Die Eigenthümer haben auf die Erbauung dieses neuen Theaters die ungeheure Summe von 150,000 Pfund Sterling verwandt. Allein mit Mißvergnügen bemerkte das Volk, daß man eine dritte Reihe von besondern Logen angebracht hatte, wozu ihm der Zutritt nicht gestattet war, und daß die beyden Gallerien, welche es gewöhnlich über den Logen einzunehmen pflegte, dadurch dergestalt erhöht worden waren, daß es ihm fast unmöglich wurde, Etwas zu sehen und zu hören. Als es nun gar nachher noch erfuhr, daß man damit umgehe, den Einlaßpreis zu erhöhen, machte es sogleich Anstalt einer Neuerung sich zu widersetzen, welche es als tyrannisch und seinen Rechten zuwiderlaufend ansahe; die Tagesblätter fingen zuerst an Lärm zu schlagen.

Indessen sahen die Eigenthümer des neuen Hauses mit Schmerz, daß, um ihre Kosten herauszubekommen und die jährlichen Ausgaben zu decken, durchaus eine Erhöhung des Preises der Plätze Statt finden müsse; indeß um das Publicum nicht zu sehr gegen sich zu reitzen, bestimmten sie diese Erhöhung nur für das Parterre und die für die reichsten Classen eingerichteten Logen, indem sie die beyden Gallerieen bey dem gewöhnlichen Preise ließen.

In London pflegt sich der Theil des Publicums, welcher sich denselben Amtsverrichtungen unterzieht, die das Parterre zu Paris ausübt, auf den beyden Gallerieen zu placiren. Von hier aus läßt sich das Beyfallklatschen und Auspfeifen vernehmen. Eine besondere Sitte ist aber noch die, daß man gegen das Ende des ersten Stückes, für die Hälfte des gewöhnlichen Preises den Eintritt erhält, um das zweyte Stück mit anzusehen, welches gewöhnlich mehr für den Geschmack des Volkes geeignet ist. Da nun die Eigenthümer auf diese Art die minder Begüterten geschont zu haben glaubten, meinten sie ihre Einrichtung würde gar keine großen Schwierigkeiten erleiden. Allein sie haben sich darin sehr geirrt, weil seit drey Monathen, nicht eine einzige Vorstellung hat Statt finden können, welche nicht durch den fürchterlichsten Lärm gestört worden wäre, ohne daß die Polizey und das Ansehn der Obrigkeit, oder die zahlreichen Verhaftungen das Mindeste dagegen ausrichten konnten. Eine Unordnung, welche in jedem andern Lande, nicht drey Tage geduldet worden seyn würde, fing hier an der Regierung ernstliche Besorgnisse zu erregen. Es dürfte nicht uninteressant seyn, die Ursachen, den Gang und die wahrscheinlichen Resultate dieser kleinen Ereignisse kennen zu lernen.

Als man bey Eröffnung des Theaters wirklich sahe, daß der Preis der Plätze erhöhet worden sey, so wurde der Lärm allgemein, das Volk drängte sich haufenweise nach dem Theater, störte das Schauspiel, und wollte die Directoren zwingen, die alten Preise wieder herzustellen. Die ersten Vorstellungen wurden daher, wie wir schon bemerkt haben, außerordentlich stürmisch, man hörte überall im ganzen Hause schreyen: Nieder mit den Directoren, keine Erpressungen! keine Tyranney! keine Katalany! die alten Preise! u. s. w. und man fing sogar an, in dem Hause zu tanzen, zu springen, die Sitze zu zerbrechen, man klebte vorn an die Logen allerley Zettel an, und hielt sie an langen Stäben in das Parterre herunter, bis unter die Nasen der Schauspieler selbst. Die Unzufriedenen trugen auf den Hüten und an der Brust die Buchstaben O. P. (old prices) zum Zeichen ihrer Verbrüderung. Mit diesem Geschrey vermischte sich noch das fürchterliche Getöse von Glöckchen, Hörnern, Castagnetten, Pfeifen u. s. w. Dann trieben sich wüthende Redner unter dem Volke umher, und in seiner blinden Wuth bildete John Bull sich schon ein: eine Erhöhung von 6 Sous für den Platz bringe die ganze Constitution in Gefahr, denn es sey eine offenbare Verletzung der Volksrechte, und schon berief er sich auf die magna charta.

Vergebens versucht Herr Kemble, seit zwanzig Jahren der Lieblingsschauspieler auf diesem Theater, dem Publicum die Gründe einer so unbedeutenden Preiserhöhung aus einander zu setzen; man zischt ihn aus, speit ihn an, verschließt ihm den Mund. Er glaubt den Sturm dadurch beschwören zu können, daß er die Entfernung der Madame Katalani ankündigte, welche das Volk nicht gern auf einem englischen Theater sahe. Er bringt in Vorschlag, einen Ausschuß von Personen, geachtet durch ihren Rang und ihre Rechtschaffenheit, zu ernennen, welche den Zustand der Finanzen des Theaters untersuchen, und dann entscheiden sollten, ob es einer Preiserhöhung wirklich bedürfe. John Bull will durchaus nichts hören, und erneuert jeden Tag dieselben Auftritte. Das Seltsamste dabey ist, das man mitten in dem Lärm immer das God save the King und Rule Brittania anstimmen hört.

Überdieß ist das Volk auch mit der Anlegung eines dritten Ranges von privilegirten Logen unzufrieden, welche ganz gegen die Gewohnheit in dem Londner Theater auf's ganze Jahr gemiethet werden müssen. Die ersten Logen, welche besser als die übrigen verziert, von den andern gänzlich getrennt, und mit einer eigenen Treppe, einem eigenen Wärmezimmer, und jede mit einer elegant meublirten Antichambre verziert sind, dünken ihm bey seiner üblen Laune, eine demüthigende Auszeichnung, und er legt ihnen keine ehrende Bestimmung unter. Die Eigenthümer hatten bey der Anlegung dieses dritten Logenranges, vorzüglich die Bequemlichkeit der reichen Familien in Augen, welche des Schauspieles nicht genießen können, ohne mit dem großen Haufen verwechselt zu werden; denn in London ist es eigentlich blos in der Oper gewöhnlich, die Logen auf ein Jahr zu miethen. Man kann sie blos auf denselben Tag miethen, auch muß man sie sorgfältig behaupten, und nach dem ersten Acte können alle freye Plätze selbst in den vermietheten Logen, von jedem der ein Logenbillet hat, ohne Unterschied eingenommen werden. Jede dieser Logen ist jährlich für 400 Guineen vermiethet.

(Der Beschluß folgt.)

Daheim.

Ein Gesellschaftslied.

Daheim lebst du so engelfroh,
In deiner Lieben Kreise!
Die frommen Alten lebten so;
Es war die rechte Weise.

Man hört von fern die Stürme wehn',
Und, was die Mächt'gen treiben,
Man läßt den Sturm — vorübergeh'n,
Und ihn von — Stax beschreiben.

In unsre Hütte dringt er nicht,
Und nicht — in unsre Herzen.
Wer nie den innern Frieden bricht,
Kann selbst im Sturme scherzen.

Was kümmert uns die Welt und Zeit
Mit ihrem Wechselfieber!
Für uns ist sie zu eng, — zu weit, —
Das — Hüttlein ist uns lieber.

Und — was das Hüttlein in sich hält,
Schenkt so viel zarte Freuden. —
Sagt! gibt es in der ganzen Welt
Wohl schön're Augenweiden?

Als, wenn die Kindlein rosig blüh'n,
Und zärtlich dich umschlingen,
Wenn warme Herzen sie durchglühn,
Und schon manch Früchtlein bringen.

Wenn sie nach frohem Tanz und Spiel
Mit Fleiß die Stunden ehren,
Und sich zu einem größern Ziel
Die neuen Kräfte mehren.

Wenn nur ein Geist im Hüttchen lebt
Der Freund in seiner Mitte,
Nur alles — einen Faden webt
Für reine deutsche Sitte.

Und, wenn die Liebe alles eint, —
Dann ist dein Reich vollendet;
Dann hast du einen mächt'gen Freund,
Der nie von dir sich wendet

Daheim lebt man so engelfroh,
In seiner Lieben Kreise!
Die klugen Alten lebten so; —
Es sey — auch unsre Weise!

C. F. Pockels.

Seeleben.

Fünfter Brief.

Der französische Arzt. — Traurige Lage an Bord. — Der Transport ins Lazareth. — Gefährlicher Zustand. — Strenge Diät. — Spaziergang. — Lage des Schiffes und der Mannschaft.

Toulon, März.

Gottlob, daß ich Ihnen wieder schreiben kann; beynahe war keine Hoffnung dazu da. Den Tag nach Abgang meines letzten kam ein französischer Arzt an Bord, nahm eine vollständige Liste von unsern Kranken auf, und visitirte zugleich das ganze Schiff mit großer Genauigkeit. Er trug, wahrscheinlich um die Ansteckung zu vermeiden, Pantalons, Camisol und Handschuhe von Wachsleinwand, auch hatte er einen Schwamm mit aromatischem Essig um den Mund. Nachmittags erhielten wir Ordre, unsere sämmtlichen Kranken nach dem Lazareth zu senden, was auch sogleich durch mehrere Quarantaineböte bewerkstelligt ward. Dieß verschaffte uns einige Erleichterung, indessen blieb dennoch der Krankheitsstoff in dem Schiffe zurück. Abends kam der Capitän von Marseille zurück, er schien sehr bestürzt, denn er war freylich im Grunde an allem Schuld. Überhaupt herrschte an unserm Borde vom Höchsten bis zum Niedrigsten die größte Niedergeschlagenheit. Das verdrießlichste für uns war, daß der Pestarzt immer einen Tag um den andern eine neue Visitation vornahm. Er befühlte dabey Jedem den Puls, untersuchte die Augen, die Zunge u. s. w., und that eine Menge Fragen über den übrigen Gesundheitszustand. Hieß es nun: Ihr seyd gesund, so war Hoffnung zu einer Verminderung der Quarantainezeit. Zeigte sich aber das kleinste Krankheits-Symptom, so fing die Quarantaine immer von neuem an. Auf diese Art verging der ganze Januar, ohne daß unser Zustand im mindesten verbessert ward. Im Gegentheil mußten wir noch an zwanzig Mann in das Lazareth absenden, auch wurden mehrere der uns besuchenden Ärzte selbst angesteckt.

Was mich anlangt, so war ich diese Zeit über immer sehr wohl gewesen, doch im Anfange Februars unterlag ich endlich der Krankheit ebenfalls. Das Fieber war so heftig, daß ich bereits den dritten Tag keinen Finger mehr aufzuheben im Stande war. Man transportirte mich also nach dem Lazarethe, und brachte mich in ein Zimmer, wo ich noch zwey von meinen Kameraden fand. Hier ward ich auf mein eigenes mitgebrachtes Bette gelegt, und seitdem weiß ich nur von unserm Garde (Wächter und Aufwärter), daß ich zehn bis zwölf Tage ohne Bewußtseyn gewesen bin. Unterdessen hatte man mir fünf oder sechs Mahl zur Ader gelassen, auch von Zeit zu Zeit etwas Bouillon eingeflößt; doch hatte ich es im Grunde nur meiner Jugend zu danken, wenn ich mit dem Leben davon gekommen war. Übrigens mußte ich noch eine volle Woche das Bette hüthen, ehe mich der Arzt auf die Reconvalescenten-Liste setzen ließ. Hatte ich als eigentlicher Kranker täglich nur ein Schüsselchen Bouillon erhalten, so bekam ich nun blos etwas Reis, und ungefähr drey Loth Brod dazu; wovon die eine Hälfte Mittags, die andere Abends gegeben ward. Allmählich schritt ich bis zur vollen Ration von sechs Loth Fleisch und zwölf Loth Weißbrod fort, hatte aber natürlich den wüthendsten Hunger dabey. So ging es allen meinen Kameraden ohne Unterschied, wir sahen daher wie wandelnde Gerippe aus. Indessen will ich sehr gern glauben, daß diese strenge Diät höchst nothwendig gewesen ist.

Auf diese Art hatte ich beynahe vier volle Wochen immer in meinem Zimmer, oder in meiner Loge, wie sie hier sagen, zugebracht; endlich erhielt ich Erlaubniß auf dem großen freyen Mittelenclos, der eine Art Spaziergang bildet, herum zu gehen. Das Lazareth liegt am Abhange eines grünenden Hügels, der einen Theil der innern Rhede beherrscht; man hat daher eine sehr reitzende Aussicht daselbst. Hier saß ich nun oft stundenlang, und freute mich des heitern Himmels, des glänzenden Meeres, und des lieblichen, mit allen Reitzen des Frühlings geschmückten Thales. Es war gewiß eine vortreffliche Idee, das Lazareth gerade an dieser Stelle zu erbauen! Der Anblick einer schönen Natur ist ein sehr kräftiges Heilmittel, ich habe diese Erfahrung an mir selbst gemacht. Am fünfzehnten März ward ich endlich für völlig gesund erklärt, erhielt Erlaubniß in der Stadt zu wohnen, und erfuhr nun, daß unsere ganze Mannschaft von 230 Mann auf einige neunzig geschmolzen war. Der Capitän befand sich mit ungefähr fünf und zwanzig gesunden allein an Bord, die andern waren theils

als halbe, theils als ganze Reconvalescenten im Lazareth. Man hatte unterdessen das ganze Schiff auf's sorgfältigste gereinigt, alle alte Kleidungsstücke u. s. w. verbrannt, kurz alles mögliche zur endlichen Tilgung des vorhandenen Miasma gethan. Zu gleicher Zeit waren hundert und vierzig neue Matrosen, theils Dänen, theils Holländer, theils Italiäner für uns engagirt, auch kamen zwey neue Lieutenants, und zuletzt auch noch ein neuer Capitän an Bord. Es scheint, daß das Sanitäts-Büreau sich über Hrn. van Bruin beklagt, der Seeminister diese Beschwerde bey der Regierung unterstützt, und unsere Admiralität daher diese Abberufung verfügt hat. Wie dem auch seyn möge, in drey Tagen gehen wir sämmtlich an Bord, hohlen dann den Gesandten mit seinem Gefolge zu Marseille ab, und setzen unsere Reise nach Constantinopel fort.

Notitzen.

Wien am 8. Februar. (Beschluß.)

Im Ganzen ist der Herr Kapellmeister von Wien und den Wienern höchst enthusiasmirt. „Ja," ruft er aus, „Wien ist eine einzige wahrhaft große Stadt, und das gutmüthige, liebenswürdige Volk übertrifft noch bey weitem den guten Begriff, den ich ehemahls von ihm mit nahm." Die einzigen armen Teufel, die Hausmeister, ausgenommen, findet er Alles in Wien fein — (dieß scheint ein Lieblingsausdruck von ihm zu seyn) liebenswürdig, vortrefflich. Seine Bemerkungen streifen bis zu den Briefträgern (welche die gutmüthigsten, freundlichsten Menschen sind) ja bis zu den Fiakern und Gassenbuben herab; beyde Classen von Menschen zeigten ihm Züge von Edelmuth; denn letztere schreyen dem Kutscher nicht zu, wenn allenfalls einer von ihnen sich hinten auf eine Kutsche oder Schlitten huckt, und die edlen Fiaker peitschen sie auch nicht herunter; selbst die Hetäeren sind ihm decenter, als an andern Orten vorgekommen, und außer Lastträgern und ähnlichen gemeinen Leuten betrinkt sich auch Niemand in Wien. Zuweilen gibt er auch geistreiche Anekdoten, als Würze des Ganzen, zum Besten, wie z. B. die von jenem Fremden, der die Mara besuchen wollte, und selbst die Lage eines jungen talentvollen Mannes aus Dessau erzählt er dem großen Publicum, um sich daraus gehaltvolle Resultate zu ziehen.

Mit der intellectuellen Cultur der Wiener steht es übrigens nach des Herrn Verf. Ansichten nicht gar besonders. Nachdem er schon über einen Monath in Wien gewesen war, und vielleicht einem paar Dutzend Diners, Soupees und Gesellschaften beygewohnt hatte, ward er gewahr, daß bey einem ansehnlichen Diner im Hause des holländischen Gesandten, er eben zuerst ein ernstliches interessantes Gespräch — NB. von lauter ausländischen Deutschen über literarische Gegenstände führen hörte. „Die Wiener," sagt er derb, „kümmern sich nicht viel darum, und ich muß gestehen, die Unterhaltung verliert dabey eben nicht viel. Ja es kann „mir (dem Herrn Verf. nähmlich) ordentlich wohl werden, in einer Stadt zu leben, wo man so gänzlich vor hirnlosen Plappern „und — (wie die ganze Stellung dieser Periode ergibt) auch vor „solchen ernsthaften literarischen Ergießungen gesichert ist." Bey Gelegenheit der Aufführung eines Theaterstücks drückt er sich so aus: „daß das Ganze des Stücks das Wiener-Publicum so sehr „interessirt, zeigt mehr von der Gutmüthigkeit und acquirirten „Sentimentalität des Publicums als von wahrem Kunstgeschmack" — endlich setzt er seinen tief eingreifenden Bemerkungen über diesen Gegenstand die Krone auf durch den Ausruf: „Ja, sey es auch „wahr, was ein großer Arzt behaupten will, daß der eigentliche „Österreicher, im ganzen Volk genommen, weniger Geistesfähigkeiten und schwächeren Trieb zu höherer Ausbildung habe, als „die Eingebornen anderer Erdlander, so erscheint er mir darum „doch um nichts weniger liebenswürdig, und, fast möcht' ich sagen, beneidenswerth."

Wenn auch diese und ähnliche Äußerungen mehr, manchem nur eine stark vergoldete Pille, und eben nicht ein großes Compliment für die Österreicher scheinen sollten, die im Vorbeygehen gesagt, doch wohl hin und wieder manchen guten Kopf aufweisen können, und deren, aufrichtig gesprochen, mit andern Deutschen verglichen, immer etwas zurückgebliebene höhere Cultur sicher in ganz andern, tiefer liegenden Ursachen ihren Grund hat, als in mindern natürlichen Anlagen, so beweisen sie wenigstens die Freymüthigkeit des Herrn Reisebeschreibers, die selbst seine, übrigens laut genug ausgesprochene, granzenlose Dankbarkeit für die gute Aufnahme nicht ganz unterdrücken konnte. Mag er sein Urtheil mit den beneidenswerthen Österreichern selbst ausfechten.

Leider sind wir zu wenig in die Theorien der Musik eingeweiht, als daß wir hier auch noch über dasjenige, was der Herr Kapellmeister über den Zustand der hiesigen Musik und der damit verwandten Künste aburtheilt, unsre Leser au fait setzen könnten. Was uns hierbey tröstet, sind die allgemein bekannten großen Talente des Herrn Verf. in allen Fächern dieser himmlischen Kunst, welche ja wohl voraussetzen lassen, daß er nicht anders, als nach inniger Überzeugung und mit tiefer Einsicht in die Merita causae diesen Gegenstand werde behandelt haben; eine um so gegründetere Voraussetzung, da, wie der Herr Kapellmeister selbst erzählt, einige alte nahmhafte Kenner der Tonkunst hier in Wien selbst ihm die Ehre angethan haben, ihn zu den alten soliden Componisten zu zählen.

Da dieses Werk höchst wahrscheinlich bald in den Händen aller Leser von Geschmack — trotz dem ungeheuren Preise von 34 fl. W. W. — seyn, und wenn auch nur jeder der darin nahmentlich aufgeführten Personen sich dasselbe, wie zu erwarten steht, anschafft, nächstens eine neue Auflage nöthig seyn wird, so halten wir es für unsere Pflicht, wär es auch nur, um an einem so äußerst gehaltvollen Werke nach beliebter Recensenten-Manier irgend etwas ausstellen zu können, den Herrn Verf. auf einige, im Grunde unbedeutende Nachlässigkeiten aufmerksam zu machen. Unser hiesiger bekannter Theaterdichter heißt Treitschke; der ehemahlige russische Gesandte Graf Rasumovsky; der Vater der liebenswürdigen Gräfinn Appony ist der königl. bayerische General Graf Rogarola; der auf drey verschiedene Arten geschriebene Bankier Arnstein, Arnsteiner und Aernsteiner heißt Arnstein; der berühmte Violinspieler heißt Clement und nicht Clemens und endlich ist der Verfasser des, bey der Benefiz-Vorstellung für die Schillerischen Erben hier aufgeführten Vorspiels: Schillers Denkmahl, seinen Manen durch seinen Geist, der Verfasser des goldenen Kalbes und anderer humoristischer Werke, der Graf Christian von Benzel-Sternau, der zu Carlsruhe als Geschäftsmann lebt.

Sobald der zweyte Theil dieses wichtigen Werkes erscheint, werden wir unverzüglich unsre Leser damit bekannt machen.

Gedruckt bey Anton Strauß in Wien.



Der Sammler

Samstag, den — 21. — 17. Februar 1810.

Bemerkungen über das neue Theater von Coventgarden zu London.

(Beschluß.)

Endlich nach 14 Tagen glaubte die Obrigkeit zu einer strengen Maßregel schreiten zu müssen. Man proclamirte nähmlich bey vollem Hause den Riot-act, d. h., es sey ein Tumult, und das Gesetz, welches keinen Bürger zu verhaften erlaube, sey suspendirt. Diejenigen, welche die öffentliche Ruhe stören würden, sollten verhaftet werden, und genöthigt seyn, wegen ihres Verhaltens Bürgschaft zu leisten. Da aber diese Proclamation die gehoffte Wirkung nicht hervor brachte, so faßte man den Entschluß, das Theater zu schließen. Unterdessen versammelte sich der projectirte Ausschuß und erklärte, daß man wirklich Ursache habe, die Preise zu erhöhen. Die Berechnung wird gedruckt und reichlich ausgetheilt, man glaubt nun gewonnen zu haben, und öffnet das Theater von neuem; aber John Bull läßt sich nicht so leicht bezähmen, er beschuldigt den Ausschuß der Parteylichkeit, protestirt gegen seine Berechnungen, und begibt sich auf's neue in's Theater, fest entschlossen, die Wiederherstellung der alten Preise zu erzwingen. Man bemerkt bald, daß sich ein berechneter Plan der Widersetzlichkeit gebildet hat, und daß geheime Zusammenkünfte Statt gefunden haben. Die Mitglieder dieser Partey schlugen erst eine Subscription vor, zum Besten derer, welche man verhaften würde, und bildeten in der Folge einen förmlichen Angriffs- und Vertheidigungsplan aus. Wirklich sah man auch sehr bald, daß die Stürme des Parterres und der Gallerien organisirt waren, und daß es Oberhäupter, Commando-Worte und Vereinigungszeichen gebe, bald war es fürchterliches Geschrey, bald ein Geheul, bald ein langes Geächze, bald ein allgemeines Husten von einem convulsivischen Gelächter begleitet. Ist man des Schreyens, des Lachens und Pfeifens müde, so fängt man an, den Lieblingsgesang der O. P. anzustimmen, und auf den Bänken herum zu tanzen. Der Lärm fängt immer von neuem an, wenn die zur Hälfte Bezahlenden in's Parterre gelassen werden. Auf die höchsten Orte desselben sich stellend, stürzen sie sich in Masse auf ein gegebenes Zeichen auf die ersten Reihen und nach dem Orchester zu. Jene wollen Gewalt mit Gewalt vertreiben, und nun wird die Faust-Bataille allgemein. In dem Handgemenge erblickt man lauter zerrissene Kleider, kläglich gemißhandelte Figuren, blutige Nasen und aufgeschwollene Backen. Nunmehr wird der Eintritt der Constabler das Zeichen zu einem neuen Kampfe, und oft neigt sich der Sieg auf die Seite der O. P. Indessen ist es doch den Constablern (Polizey-Beamten) gelungen, die verwegensten Aufrührer zu ergreifen, und es wird ihnen wirklich der Prozeß gemacht. Unter den letztern befindet sich ein Advocat, Nahmens Clifford, schon bekannt durch seine revolutionären Grundsätze. Es wird ihm schwer werden, sich der Strenge der Gesetze zu entziehen.

Bey der Kings-bench wird nun Clifford als ein Rebellenanführer gerichtet.

Aller dieser Verhaftungen ungeachtet, ist die Ruhe in Coventgarden noch immer nicht hergestellt. Dieselben Farcen, dieselben Zänkereyen erneuern sich alle Abende, und die Englischen Journale sind voll von diesen lächerlichen Auftritten. Es ist unmöglich abzusehen, wenn sich dieser Theater-Lärm endigen wird. Coventgarden wird deshalb auch von keinem rechtlichen und friedliebenden Menschen mehr besucht, das Publicum sieht sich einer Lieblingsunterhaltung beraubt, die Eigenthümer finden ihre Einkünfte durch Aufrührer und Meuter geschmälert, und man sieht nicht ein, warum die Regierung nicht wirksame Gegenmaßregeln ergreift. Doch gründet sich dieses auf die Natur der Englischen Gesetze und der Londner-Polizey.

Man darf in London in keinem Falle bey der Theater-Polizey und zur Erhaltung der Ruhe in andern öffentlichen Orten das Militär brauchen. Nicht nur befindet sich keine Garnison in der Stadt, sondern man darf auch keine bewaffnete Macht hinein bringen. Dieses ist ein Privilegium, worüber die Städte London und Westminster dergestalt wachen, daß jede Beeinträchtigung in dieser Hinsicht einen allgemeinen Aufstand erregen würde, dessen Folgen nicht zu berechnen wären. Die Polizey ist in den Händen weniger, in den Quartieren vertheilten Commissarien, welche weder Kraft noch Würde genug haben, um die öffentliche Ruhe zu erhalten. Diese hat aber, so zu sagen, keine andere Garantie als den phlegmatischen Charakter des Volkes, und die Leichtigkeit, womit sich jeder seinen Lebensunterhalt verdienen kann.

Die Regierung fühlt alle Unbequemlichkeiten dieser Verfassung, so wie die unbedeutende Wirksamkeit der Gesetze in dieser Hinsicht, allein sie ist weit entfernt, an eine Reform hierin zu denken, denn sie würde dadurch leicht das Zeichen zum Aufruhr geben können. Sie läßt daher dem Volke jenes Fantom von Freyheit, trotz aller der daraus entspringenden Unbequemlichkeiten. Die unruhigen Auftritte im Coventgarden-Theater können daher nur durch Wiederherstellung der alten Preise gehoben werden, oder vielleicht auch dadurch, daß man allmählich alle Aufwiegler verhaftet, und von jedem eine Gewährleistung für sein Betragen fordert.

(Nach den neuesten Nachrichten drang der Pöbel durch, und es blieb bey den alten Preisen.)

Amors Waffen.

(Eine Allegorie.)

Einst hatte jener lose Götterknabe, —
Der stets an Sterblichen sein Müthchen kühlt,
Mit unsern Herzen unbarmherzig spielt,
Und Wunden schlägt, die schmerzen bis zum Grabe,
Auch auf der Mutter Götterherz gezielt. —
Sie fühlt den Pfeil, und unter lautem Weinen
Besteigt sie schnell den Taubenwagen,
Um diesen ungezognen Kleinen
Beym Gott der Götter anzuklagen. —

Die Klage war kaum vorgetragen,
Als Zevs, der seine Stirn' in Furchen zieht,
Den hohen Götterrath zu sich beschied,
Damit sie über diesen Frechen
Das Urtheil ohne Gnade sprechen.
Man disputirte her und hin,
Und endlich ward beschlossen:
Auf vier und zwanzig Tage ihn
Aus dem Olymp zu stoßen.

Gesagt, gethan! — Es wurd' in aller Eile
Das Urtheil am Verbrecher exequirt,
Sein Köcher nur und seine Pfeile
Ihm mitzunehmen placidirt,
Und so stieß man ihn, ohn' Erbarmen,
Zum Himmelsthor hinaus, den Armen.

Da irrt er nun auf unwegsam'n Gründen,
In sich gekehrt, betäubt und stumm,
Und ohne Speis' und Trank herum;
Denn nimmer konnt' er selbst sich überwinden,
Den Menschen sich zu nähern nackt und bloß.
Erbarmungswürdig war des Kleinen Loos;
Vor Schwachheit konnt' er kaum mehr schweben,
Dem Durst, der Hitze preis gegeben,
Lag lechzend er auf einem Steine da,
Und war der letzten Stunde nah.

Da kam Herr Plutus jenes Wegs daher,
Gestützt am Stab, und von dem Ungefähr,
Das blind den Blinden leitet, geführt.
(Was Wunder, daß er manchmahl sich verirrt!)
Es sah ihn Amor kaum, so stählte
Ein neuer Muth ihm alle Glieder,
Er warf sich vor dem Gott des Reichthums nieder,
Dem er sein trauriges Geschick erzählte,
Und flehte ihn um Hülf' und Beystand an. —
„Beym Herkules! — es dringen deine Schmerzen,"
Erwiederte Herr Plutus, — „mir zum Herzen,
„Doch ist mir leid, ich kann nicht helfen. — wann
„Hat Plutus Etwas je umsonst gethan?
„Drum sprich vorerst, was gibst du wohl
„Zum Pfande, wenn ich borgen soll?" —
— „Du siehst ja, daß ich ohne Kleider bin,
Ich habe nichts, als meine Pfeile hier." —
— „Auf diese leih' ich zwey Dukaten dir."
— „Grausamer! nun, so nimm sie hin!"

Mit Thränen, voll der tiefsten Traurigkeit,
Mußt' Amor seine Pfeile nun verpfänden,
Es nahm sie Plutus, und seit dieser Zeit
Sind sie auch immerfort in seinen Händen.

J. F. Castelli.

Die Diamantminen in Indien.

Wie man aus den neuesten Berichten der Reisenden, besonders der Britten, ersieht, sind es noch immer, wie ehemahls, vier Diamantgruben, welche in Ostindien vorzüglich die Habsucht reitzen. Nichts hat sich dabey, weder in der Art, sie auszubeuten, noch in den Eigenthümlichkeiten der Behandlung und des Commerzes mit diesen Edelsteinen, seit Taverniers Zeiten geändert; wenigstens im Wesentlichsten nicht.

Die älteste dieser Minen ist zu Raolconda, ungefähr vier Tagereisen von Golconda, im Königreich Visapur. Sie soll schon seit vierhundert Jahren entdeckt seyn. In den Gegenden von Raolconda ist ein sandiger Boden, häufig mit Felstrümmern durchmengt. In diesen Felsstücken findet man oft Adern, drey bis sechs Linien breit, worin die Diamanten, von Thonerde und Sand umgeben, liegen. Der Stein selbst, worin sie brechen, scheint eine Art Wacke zu seyn. Mit besonders dazu eingerichteten Instrumenten werden die Adern ausgeleert, und der Inhalt wird in gläserne Gefäße geschüttet, um die Diamanten heraus zu suchen.

Es wohnen in dergleichen Gegend viele Diamantschneider. Alle bedienen sich zu ihrer Arbeit stählerner Mühlen. Tavernier, der selbst mit Edelsteinen Handel trieb, und folglich als Kenner gelten kann, behauptet, die Hindus verstanden es nicht so gut, wie die Europäer, den Diamanten vollkommene Politur zu geben. Aber dagegen ist es auch gewiß, die Hindus kennen manche Art des Schnittes, die ihnen kein Europäischer Steinschneider nachmachen würde.

Noch ganz, wie zu Taverniers Zeit im siebzehnten Jahrhundert, verfährt man heutigen Tages mit dem Edelsteinhandel dort. Indische Kaufleute stellen auf eigene Kosten Steinbrecher an, und zahlen dem Könige vier Pagoden täglich für hundert Arbeiter, die sie anstellen dürfen. Von diesen gehen die Diamanten durch Verkauf an andere Kaufleute, die damit im Detail handeln.

Es ist recht überraschend, erzählt Tavernier, Kinder von fünfzehn, sechzehn Jahren unter den Bäumen auf den öffentlichen Plätzen der Stadt sitzen zu sehen, die ihre Diamanten da mit vieler Genauigkeit und Kenntniß nach dem Gewicht verkaufen. Jedes von ihnen hat eine Wage, einen kleinen Sack und einen Beutel. Die Kinder sitzen alle in einem Kreise beysammen. Bringt jemand einen Edelstein zum Verkauf, so gibt er ihn dem ältesten, das gewisser Maßen Vorsteher der kleinen Innung ist. Hat dieses den Stein untersucht, so gibt es ihn dem Nachbar, dieser dem dritten und so in der Runde herum, bis der Stein wieder an das erste Kind zurück kommt. Während der ganzen Zeit spricht keins ein Wort. Der kleine Präsident fragt dann den Verkäufer um den Preis des Steins, erhandelt ihn, und des Abends machen die Kinder ihr Inventarium, ordnen die Diamanten nach ihrem Gewicht oder ihrer Schönheit, und biethen sie nun den Großhändlern an, die weit beträchtlichere Vorräthe haben. Die Kinder theilen darauf ihren Gewinn, und der Präsident hat jedes Mahl vier Procent mehr, als die andern. — Dieß alles ist noch jetzt so.

Der Handel mit den Großhändlern macht sich mit geheimnißvoller Feyerlichkeit und Klugheit. Käufer und Verkäufer sitzen einander gegenüber, ohne ein Wörtchen zu sagen. Der Käufer nimmt des Kaufmanns Hand, und schon durch die Art, wie sie sich die Hände geben, bedeuten sie einander, warum es zu thun ist. So beginnt das Handeln; der Kauf wird abgeschlossen, ohne daß einer von beyden einen Ton von sich gegeben hätte. So kann ein und derselbe Diamant, oder ein ganzes Assortiment von Edelsteinen, mehrmahls verkauft werden, ohne daß man weiß, an wen?

Weil der Werth dieser Diamantgruben natürlich sehr von der größern oder geringern Sicherheit der Personen abhängt, die des Einkaufs wegen dahin kommen, haben die Indischen Fürsten von jeher die strengste Polizey daselbst gehalten. Es gibt da einen obrigkeitlichen Aufseher, der beym Wiegen der Steine den Vorsitz hat, und jede Art Betrugs und Unterschleifs verhüthen soll. Die vornehmsten Kaufleute empfangen Wachen, von denen sie oft bis an die Gränzen des Gebiethes zurück escortirt werden.

Die Arbeiter, welche die Diamanten brechen, mögen sie in ihrer Kunst auch noch so geschickt seyn, sind doch immer übel dran. Ihr Verdienst das ganze Jahr hindurch belauft sich niemahls über drey Pagoden, oder sechs bis sieben Thaler. Sie sind gewisser Maßen zum Stehlen gezwungen, um leben zu können. So oft sie aber auch einen Stein entwenden können, geschieht es. Da sie beynahe ganz nackt gehen, so bleibt ihnen nichts übrig, um die Diamanten zu verheimlichen, als sie in der Geschwindigkeit zu verschlucken. Gewöhnlich machen aber die Pächter einen Theil der Arbeiter für die Ehrlichkeit der andern verantwortlich.

Sieben Tagereisen von Golconda sind die Diamantminen von Colur, die die Hindus Gani nen-

nen. Sie sind hundert Jahre später, als die zu Raolconda, entdeckt. Ein Bauer, der eines Tages seinen Acker bestellte, um seine Hirse zu säen, fand einen glänzenden Stein, und trug ihn zu einem Kaufmann, der darin einen Diamant von außerordentlichem Werthe erkannte. Dieser Fund machte großes Aufsehen; Capitalisten traten zusammen, ließen nachgraben, und in der That fand man in diesem Boden viele und oft schönere Diamanten, als in andern Minen; manche davon erreichten vierzig Karat, und wohl noch mehr. Der berühmte Diamant von neunhundert Karat, welcher den Schatz des Aurengzeb schmückte, kam aus diesen Gruben. Die Erde wird aus diesen Schachten hier zu Tage gefördert, dann gewaschen und ausgesiebt.

Die dritte Diamantmine ist an den Gränzen Bengalens zu Sumbulbur. Diese Stadt liegt am Ufer des Gonel-Stroms, dessen Sand Diamanten mit sich führt. Wenn die Zeit der tropischen Regen vorbey ist, und die Gewässer abnehmen, stellt man bey acht tausend Arbeiter an, die Diamanten im Flußsande zu suchen, die bey diesem Geschäfte über hundert Englische Meilen stromaufwärts gehen.

Die Leute erkennen die Stellen, wo sich Diamanten finden lassen, schon an der Farbe des Sandes. Haben sie einen solchen Platz gefunden, so umhängen sie ihn mit Flechtwerk und Reisern, graben den Sand zwey Schuh tief aus, und sieben und schwingen ihn, wie man's in andern Diamantgruben macht. Doch große Edelsteine findet man in diesem Strombett sehr selten.

Ein vierte Diamantgrube war einst in Carnate, aber einer von Aurengzebs Generalen ließ sie verschütten, weil die Steine gelb waren, sagt man, und nicht vom reinsten Wasser.

Dagegen werden noch gegenwärtig die Minen von Parteal am Fuße der Gattesgebirge fleißig bearbeitet. Sie liegen 45 Stunden südwärts von Golconda, oder zwey Tagreisen westlich von Mazulipatan am Zusammenflusse des Kissera und des Krichna. Von hier stammt auch der berühmte Diamant, der Pitt oder der Regent genannt, her, welcher 14 Linien lang, $13\frac{1}{4}$ Linien breit und $9\frac{2}{3}$ Linien dick ist. Er wiegt 547 Gran, oder $136\frac{3}{4}$ Karat. Man schätzt seinen Werth, wegen der seltnen Vollkommenheit, auf sechs Millionen Livres.

Ag.

Anecdote.

(Aus dem Conteur de société.)

Der Marquis von Pontlima war einst mit dem Könige von Portugall in einem Gespräche von der Gewalt der Könige über ihre Unterthanen begriffen. Der Marquis behauptete, daß diese Gewalt Gränzen habe, allein der König erwiederte ihm aufgebracht: „Wenn ich Ihnen befehlen würde, Sie sollen sich noch in diesem Augenblick in's Meer stürzen, so müßten Sie es ohne Zaudern thun." Der Marquis, ohne mehr einen Einwurf zu thun, nahm schnell den Weg zur Thür. Der König fragte ihn erstaunt, wohin er gehe? — Schwimmen lernen war die Antwort des Marquis, und so hatte der Streit ein Ende.

Notitzen.

Wien am 15. Februar. Die Bürgerspitals-Wirthschafts-Commission hat unsrer vortrefflichen Sängerinn Mademoiselle Milder als ein Zeichen ihrer Erkenntlichkeit für ihre Mitwirkung bey den zum Besten dieser Anstalt gegebenen Akademien den goldenen Salvator-Pfennig, mit einem verbindlichen Schreiben begleitet, übergeben.

Theater an der Wien (Fortsetzung.)

Attila, König der Hunnen, ein großes heroisches Schauspiel von Werner; zur Aufführung — verarbeitet, sollte es heißen, statt bearbeitet. Einzüge, Schlachten, ein brennendes Dorf, und mehrere Pferde machen es zu einem Cassa-Stück. Die schöne poetische Diction des Herrn Werner ist in eine hochtrabende Prosa, der römische Kaiser in einen minderjährigen Prinzen, und der Papst Leo in ein Unding umgewandelt worden. Hr. Grüner und Hr. Witter spielten brav. — Mit folgendem neu gedichteten Sonnette, das Attila spricht, schließt sich das Ganze:

Ihr Hunnen — Römer, höret euern Herrn,
Der rings ein Reich mit Götterkraft gegründet,
Nun sich erblickt, sich schwach und hülflos findet,
In dunkler Öde, sonder Licht und Stern.
Sein leeres Herz schlöss' sich an Herzen gern.
Doch das er suchte, wird zu Mord entzündet,
Das ihn gesucht — ist jener Welt verbündet,
Und Liebe bleibt dem irren Wandrer fern.
So möge dann das rauhe Schicksal schalten!
Hart wie der Stahl muß hart mein Busen scheinen,
Nur Geißel bin ich Völker euch hienieden.
Zum letzten Mahl soll sanfte Milde walten,
Honoria, geh, — mit Gott Dich zu vereinen, —
Empfange, Rom, von Attila — den Frieden!

Vier Schildwachen auf einen Posten, ein Lustspiel in einem Act von Vogel. Dieses artige Stückchen ist nach einer Erzählung von Rochlitz bearbeitet. Es geht rasch vorwärts, und wurde recht hübsch dargestellt; besonders gab Mad. Pedrillo das Minchen mit einer Zartheit und Anspruchslosigkeit, die überhaupt bey allen Darstellungen an ihr zu loben ist.

Die Amerikanische Familie, eine Operette in einem Aufzuge nach Bouilly von J. R. von Seyfried, mit Musik von Dallayrac, ist ein sentimentales Machwerk, wie wir deren schon hunderte gesehen haben. Doch verdiente es ein so übles Schicksal nicht, als ihm widerfuhr. Hr. Witter stellte den Geizhals wirklich meisterhaft dar; die übrigen Personen spielten Komödie.

(Die Fortsetzung folgt.)



Der Sammler.

Dinstag, den — 22. — 20. Februar 1810.

Die Stadt Bagdad und ihre Bewohner.

Kalif Mansur gründete Bagdad, und erhob es zugleich im Jahre 763 zur Hauptstadt des Sarazenenreichs durch Verlegung seiner Residenz dahin. In geräumigem Bette wälzt majestätisch der Tieger seine Fluthen durch die Stadt, und theilt sie in zwey ungleiche Hälften: die eine in einem Zirkel von fast Dreyviertel-Stunden umlagert das linke Ufer; die andre von beynahe gleichem Umfange auf dem rechten Ufer ist unregelmäßig, schlecht bevölkert und wenig befestigt. Eine Mauer von Backsteinen, hier und da mit Thürmen flankirt, mit einigen von Rost zernagten Kanonen besetzt, umgibt die Stadt. Der breite und tiefe Graben davor kann im Nothfalle die Gewässer des Flusses aufnehmen; dieses Schutzmittel mußte in den letzten Kriegen mit den Persern öfter dienen. In dem Stadttheile auf dem linken Ufer befindet sich das Schloß ganz an dem äußersten Ende; es ist mit einer geringen Zahl wohl nur zur Parade tauglicher Kanonen versehen, und wird gegen alle Regeln der Kriegsbaukunst von der Stadt beherrscht. Auf derselben Stadtseite ist das Serail oder der Pallast des Statthalters und alle übrige vorzüglichere Gebäude; das entgegen gesetzte Ufer wird von der niedern Volksclasse bewohnt, und biethet nur schlecht gebaute Häuser und Hütten der Araber; dafür entschädigen unabsehbare Gärten von Dattelbäumen. — Über den Fluß führt eine schlechte Schiffbrücke, die oft von den heftigen Winden zerrissen und theilweise weggetrieben wird; man findet auch kleine getheerte Barken zum Übersetzen.

Das Serail ist geräumig, und hat manche schöne Zimmer; der Reichthum der hier befindlichen Mobilien entspricht wirklich den Begriffen, die man sich in Europa vom asiatischen Luxus macht. Die Häuser in Bagdad sind grossentheils aus Backsteinen erbaut, und nur von einem Stockwerke, übrigens bequem und wegen der Menge dazwischen liegender Gärten angenehm. Die Wohnungen der Vornehmen und reichen kann man schön nennen. Mit Vergnügen gewahrt man darin manche Proben persischen Kunstfleißes in Mahlerey und Tischlerarbeit. — Doch ist alles dieses nicht von den Wohnungen der geringen Classe zu verstehen, welche nur aus Lehm gebaut sind, und oft durch häufiges Regenwetter einfallen. Die zahlreichen zwar solid erbauten Khans, Moscheen und andere öffentliche Gebäude können es in Rücksicht auf Schönheit mit jenen zu Constantinopel, Aleppo und Damaskus auf keinerley Weise aufnehmen. Die Straßen sind ungepflastert, unrein und unregelmäßig. Hier und da trifft man gewölbte, auch wohl oben mit Plattformen versehene geräumige Bazars, mit Buden von allerley Kaufleuten und Handwerkern besetzt, die hier vor Sonne und Witterung geschützt sind. Bagdad enthält einige alte Gebäude, an welchen sich Inschriften mit Kufischen Charakteren befinden, und die noch aus der Zeit der Kalifen herrühren sollen.

Weder öffentliche Bibliotheken, noch Schulen für den Jugendunterricht müssen hier gesucht werden. Was von öffentlichen Anstalten zu sehen ist, besteht in einigen von Derwischen bewohnten Seminarien, zwey oder drey prächtig verzierten Mausoleen, worunter Scheiks oder andere muselmännische Heilige begraben liegen, und die auch zugleich zum Bettlerhospitzen dienen; ferner in einer Menge kleiner Kapellen, wo das Volk zu den gewöhnlichen Bethstunden seine vorgeschriebenen Abwaschungen vornimmt, und endlich in allerley andern frommen Stiftungen wohlthätiger Muselmänner.

Die Bäder und Kaffehhäuser werden häufig besucht, so schmutzig und traurig sie auch sind. Die Märkte überströmen von Lebensmitteln aller Art, die alle zu wohlfeilen Preisen zu haben sind.

Die Stadt hat eine gesunde von endemischen Krankheiten freye Lage. Nur werden des Sommers die Einwohner durch die übermäßige Hitze gezwungen, sich einen großen Theil des Tages über in ihre Keller zu flüchten, wo sie einer angenehmen Kühle genießen; Nachts schlafen sie, ohne nachtheilige Folgen zu verspüren, auf den Plattformen ihrer Häuser. — In eben der Jahreszeit (vom Anfange Julius bis Mitte Augusts) herrscht in Bagdad und ganz Mesopotamien oft jener brennende schwefelduftende Südwestwind, von welchem unter dem Nahmen Sampeli-Samu alle Reisende zum Theil mit der übertriebenen Behauptung sprechen, er erstícke auf der Stelle alle diejenigen, die sich ihm an hochliegenden Stellen aussetzen. In der That verursacht er nur in der Wüste öftere Unfälle, nie in den Städten. Er kommt in wiederhohlten Windstößen, und verkündet sich voraus durch einen unangenehmen Geruch und Hitzwirbel, welche den Horizont dem Auge entziehen. Sich zu schützen legt sich der Araber auf den Boden, und verhüllt das Gesicht mit seinem weiten grobtuchenen Mantel.

Bagdads Bevölkerung steigt nicht über fünf und neunzig bis hundert tausend Köpfe, also bey weitem nicht auf drey Mahl hunderttausend, wie man im Lande vorgibt. Die Bewohner sind fast alle unter die Janitscharen eingeschrieben, und treiben Handlung und allerley Handwerke. Sie sind theils Sunniten, theils Schiiten; die ersten bilden die herrschende Secte, doch werden auch die letztern, besonders wegen ihres Kunstfleißes, ohne Anstand geduldet.

Der gewöhnlichen Meinung über die Wirkung des orientalischen Despotismus entgegen, ist der Geist der Einwohner stolz, unternehmend, thätig und zur Widerspenstigkeit aufgelegt. Im gewöhnlichen Umgange erweisen sie sich höflich, geistreich, edelmüthig und verbindlich gegen Fremde, die überhaupt auf Achtung und Auszeichnung bey ihnen zählen können. Doch gilt dieses alles nur von Leuten von Stande. Das gemeine Volk ist wie in andern türkischen Städten unwissend, grob, abergläubisch und übermüthig, zu dem durch Ausschweifungen und Faulheit entnervt.

Deßwegen kann Kunst- und Gewerbfleiß auch nicht eigentlich blühen; einige vorhandene Seiden- Baumwoll- und Wollenmanufakturen ermangeln noch bey weitem der gehörigen Vollkommenheit, um den auswärtigen Fabrikaten Eintrag zu thun.

Luxus nimmt man nur im Serail und in den Häusern der Großen wahr. Der Anzug des Frauenzimmers, der überhaupt für reich und gewählt gelten kann, weicht sonst wenig von dem in andern türkischen Städten üblichen ab, nur mag er etwas freyer seyn. In der Kleidung der Männer herrscht gar nichts eigenthümliches.

Die vielen in Bagdad angesiedelten Perser zeichnen sich durch Kenntnisse und Rechtlichkeit aus, und werden von der Regierung geschützt; die Handlung nach Irak und Kandahar ist ausschließlich in ihrer Hand. Überdieß treffen alle Jahre viele reisende Perser in Bagdad ein, entweder um die Gräber verschiedner Imans zu besuchen, oder um Waren umzusetzen. Die Milde der hiesigen Regierung zieht auch eine Menge andrer Fremden herbey; so sieht man beständig Hindus, Araber, Agwanen, Ägypter u. s. w. alle durch den Handel oder durch religiöse Zwecke herbey geführt.

In beständiger Religionsuneinigkeit unter einander leben die wenigen zum Theil unirrten, zum Theil der morgenländischen Kirche zugethanen Christen, welche in Bagdad wohnen. Die letztern haben eine Kirche; ihrem Anstiften wird der Ruin derjenigen, welche die Katholiken besaßen, zugeschrieben. Letztere sind jetzt auf die Kapelle des von jeher unter französischem Schutze gestandenen Karmeliterklosters eingeschränkt. Sie geben sich mit dem innern Kleinhandel, mit Färberey und einigen Handwerken ab, und leben dürftig. Nur einige Armenier aus Constantinopel haben ansehnliche Handelshäuser gebildet, und sich durch den einträglichen Edelstein- und Shawlhandel mit Persien und Indien bereichert.

Die Juden bewohnen ein eignes, abgelegnes Quartier; sie werden von den Türken gehaßt und oft beschimpft. Ob sie gleich reichlich mit all den Untugenden begabt sind, welche den Juden fast überall mehr oder weniger ankleben, verstehen sie es nichts desto weniger, sich im Serail, dem Kaufhaus, und in den

Häusen der Großen einzuschmeicheln und unentbehrlich zu machen.

Die umliegende Gegend ist reich an Wildpret. Die Fruchtbarkeit des Bodens könnte bey besserm Anbaue grösser seyn. Die gewöhnlichen Producte bestehen in Getreide, Reis, Gerste, Baumwolle, Tabak, Sesam, Datteln, und mehreren in Persien einheimischen Obstarten. Der Viehstand ist beträchtlich.

Der von der Pforte fast unabhängige Pascha gehört unter die mächtigsten des türkischen Reichs, läßt sich Kalif nennen, und hat einen beträchtlichen Hofstaat. Er kann im Nothfalle mit Inbegriff der treu gebliebnen Araber bey 30000 Mann ins Feld stellen. Seine beste Reuterey besteht aus Kurden, die mit Pistolen, Lanzen, Säbeln, oft auch mit Karabinern bewaffnet sind. Die Araber sind geübte Lanzenträger. Die Infanterie führt Säbel und Flinte. Endlich hat der Pascha eine fünf hundert Mann starke, auf europäischen Fuß geübte Infanteriegarde, und ungefähr dreyßig ziemlich gutbediente Feldstücke. — Seine Einkünfte mögen sich auf sieben und eine halbe Million Piaster belaufen.

Bruchstücke zur Literatur- und Sitten-Geschichte Frankreichs, seit der höhern Ausbildung der Sprache, und der gesellschaftlichen Verhältnisse des Landes.

Epoche Richelieu's.

Nach der Besiegung der Ligue und der Thronbesteigung Heinrichs IV. genoß Frankreich beynahe zum ersten Mahle eine etwas dauerhafte äußere und innere Ruhe; und als nach dem Tode dieses großen Königs die Religionskriege wieder anfingen, zerschmetterte der despotische Richelieu bald mit Riesenhand den letzten Zufluchtsort der mächtigen reformirten Partey, und arbeitete während seines ganzen königlichen oder vielmehr tyrannischen Ministeriums unablässig an der völligen Zerstörung des alten Befehdungs- und Feudal-Geistes. Die Großen konnten nun nicht mehr wie vorher durch Bewaffnungen und Kriege Macht und Ehrenstellen ertrotzen, sondern mußten dieselben am Hofe flehend suchen. Immer mehrere verließen ihre festen Schlösser und lebten in der Hauptstadt; ihre Demüthigung und der steigende Wohlstand der Bürger verminderte den ungeheuren Unterschied der Stände, und es bildete sich nach und nach ein Publicum, aus welchem Männer von Genie in größerer Menge hervorgehen konnten, und ein anderes, noch lange Zeit in den höhern Ständen zu suchendes, das ihre Bemühungen zu beurtheilen und mit allgemeinen Beyfall zu belohnen wußte. Der Minister selbst wollte für einen geistreichen Schriftsteller gelten, und ließ Männern von Talent in seinem Nahmen Theaterstücke schreiben, deren Aufzüge er oft unter fünf bis sechs derselben vertheilte, so daß die Schnelligkeit der Vollendung ihm das Ansehen der größten Leichtigkeit im Dichten gab. Bey seiner Nichte wurden, wie ehedem in den Cours d'amour der Provence, Dissertationen über Gegenstände der Liebe gehalten, welchen eine sonderbare Amtsgrille des Kardinals und der aus Religiosität und Frivolität wunderbar gemischte Geist der Zeit in scholastisch-theologische Formen einschloß. Die vorzüglichsten der hier erscheinenden Literatoren waren Chapelain, der Verfasser eines langweiligen Heldengedichtes über das Mädchen von Orleans; der witzige Briefsteller Voiture und der gelehrte, aber pedantische Menage, der auch in seinem eigenen Hause vierzig Jahre lang jeden Mittwoch eine gelehrte Gesellschaft versammelte. Von dem Tone jener Gesellschaften, so wie auch der des Hotels Rambouillet, wo gleichfalls über Liebe, zugleich aber auch über Geisteswerke und alles vorfallende oft mit Parteygeist und meistens mit gesuchtem und geschmacklosem Witze, doch zuweilen auch nach gesündern und nützlichern Grundsätzen dissertirt wurde, können manche Conversationen in den ungeheuern Romanen der Mlle. Scudery, die eine der Hauptpersonen dieser Versammlungen war, noch jetzt dem geduldigen Leser einen Begriff geben. Ein anderes Vehikel dieser Conversationen, worauf sich in den Schriftstellern jener Zeit und selbst in den spätern manche Anspielungen befinden, war die Mode der Damen, die Schöngeister und andere Visiten des Morgens noch im Bette liegend zu empfangen. Die Gänge neben dem Bette hießen Ruelles; daher sagt Boilleau von einigen Schöngeistern seiner Zeit, da sie hauptsächlich das Talent haben, in diesen Ruelles zu entzücken. Und Frau v. Motteville erzählt in ihren Memoires, daß die Herzoginn Chevreuse einst bey einer feyerlichen Gelegenheit so viele Besuche auf diese Weise empfangen habe, daß, indem sie sich dabey, um sich höflich gegen die Gesellschaft zu wenden, auf die Ellenbogen stützte, diese davon ganz wund geworden waren.

Der Kardinal stiftete zugleich die französische Akademie, ein litterarisches Tribunal, das hauptsächlich die Sprache reinigen, vervollkommnen und festsetzen sollte, den botanischen Garten und andere gelehrte Anstalten, theils aus echter Liebe zu den Wissenschaften, theils weil

dieselben seine politischen Absichten, besonders die Milderung der Sitten und des Fehdegeistes beförderten. So erhielten bald die gesellschaftlichen Verhältnisse und die Literatur eine Art von Oberhand im Staate. Im kleinen Kriege der Fronde spielten Galanterie, komische Lieder und andre Satyren eine größere Rolle als die Waffen, und gleich nachher theilten sich Stadt und Hof unter den nähmlichen Panniren, die vorher den Parteykrieg anführten, in zwey streitbare Factionen über den Vorzug zweyer Sonette, worin Bensarade und Voiture die Leiden und die Beständigkeit einer wenig begünstigten Liebe schilderten; jener, indem er sich mit Hiob verglich, und diesen glücklicher pries, da er doch wenigstens seine Leiden klagen durfte, Voiture, indem er in wohlklingenden, aber im Grunde unbedeutenden Versen die Unmöglichkeit, seine Leidenschaft für die schöne Urania zu besiegen, dadurch erklärt, daß selbst sein Verstand noch mehr als seine Sinnen ihm sagt, sie allein sey liebenswürdig und schön. Die Herzoginn von Longueville, die eine der Haupttriebfedern des Krieges der Fronde gewesen war, stellte sich an die Spitze der Uranisten, die Prinzessinn von Conti war die Heerführerinn der Hiobisten, und beyde Parteyen ergossen sich in einen unendlichen Federkrieg.

Doch hätte dieß alles dem guten Geschmacke vielleicht mehr geschadet als genützt, hätte nicht die Natur mit ihrer eignen Allgewalt nach den leichten Vorspielen des Witzes und der untergeordneten Musen Männer von echtem Genius hervorgerufen, die der Literatur einen ganz andern Schwung gaben, und dem Geschmacke höhere, zum Theil seitdem unerreichte Vorbilder aufstellten. Die Dichter der ebengenannten Sonette hatten zwar den Witz in Versen und Prosa überall in Gang und Ansehen gebracht. Voiture besonders war, ungeachtet seiner ganz niedrigen Geburt, der beliebteste Schöngeist und gleichsam die Seele der ersten Gesellschaften des Hofes geworden. Balzac hatte angefangen, auch in die, vorher in dieser Rücksicht ganz vernachlässigte Prosa einige Harmonie und eine sorgfältigere Wortstellung zu bringen. Derselbe hatte auch in seinem Buche: der Fürst, und in seinem Aristipp einige höhere politische und moralische Ideen in einer gefälligen Form darzustellen versucht; aber seine weit beliebtern Briefe waren, wie die des noch berühmten Voiture und wie die meisten Gedichte des letztern, großentheils leere Wortspiele und mühsame Künsteleyen. Die spanische Literatur mit ihren großen Ritter-Romanen und romanhaften Schauspielen, und die italienische, worin der Ritter Marino seine kleinlichen Witzeleyen eingeführt hatte, dienten den damahligen Schriftstellern hauptsächlich zum Muster, und hatten selbst auf die spätern bessern Werke noch vielen Einfluß.

Der erste wahrhaft große Geist, der sich in der höhern Dichtkunst gesetzgebend und seine Zeitgenossen mächtig aufregend zeigte, war Corneille. Von der Erscheinung seines im Jahre 1636 zum ersten Mahle gespielten Cids hebt die französische literarische Kronologie, die große Epoche an, die nachher von dem vier Jahre später als Kind auf den Thron gestiegenen Ludwig XIV. unter dessen Regierung sie sich vollends entwickelte, das Jahrhundert dieses Königes genannt wurde. Doch der Anfang dieses Zeitraums verdient eine besondere Erörterung.

Notitzen.

Wien am 17. Februar. — Der diesjährige Carneval ist ohngeachtet des hohen Preises der Lebensmittel lebhafter als viele seiner ältern Brüder. Die Redoute, der Saal zum römischen Kaiser, wo sich besonders bey den geschlossenen Ballen die gewählteste Gesellschaft versammelt, der Apollosaal und viele andere in den Vorstädten werden sehr zahlreich besucht; ein Vorgefühl läßt die biedern Wiener hoffen, daß die letzten Tage des Faschings unter die vergnügtesten ihres Lebens gehören werden.

Das Publicum beschäftiget sich mit einem neuen musicalischen Instrumente, welches nicht nur allein den Tonkünstler sondern auch den Physiker auf das lebhafteste interessiren muß; es ist dieses das Panmelodicon, des Herrn Franz Lepich, Handelsmann aus Altona. Dieses Instrument, welches aus metallenen durch ein Schwungrad gedrehten Walzen besteht, mit welchen metallene, in einem rechten Winkel gebogene Stäbe mittelst einer Claviatur in Berührung gebracht werden, lockt Töne hervor, die an Lieblichkeit, Bestimmtheit, Reinheit, Sanftheit und Stärke alle bekannten Instrumente übertreffen. Es hängt von der Geschicklichkeit und der Willkühr des Spielenden ab, ohne eine Veränderung am Instrumente anzubringen, ob er die Orgel, die Harmonica, das Clarinette, den Fagott, das Waldhorn täuschend nachahmen will. Der Baß hat eine Stärke, welche die Wände zittern macht. Das schmelzende Adagio, so wie das rauschendste Allegro nimmt sich auf demselben gleich gut aus. Die liebenswürdige, gänzlich uneigennützige Art, mit welcher der Erfinder dieses Instrument nicht nur jedermann, der ihm aufgeführt wird, hören läßt, sondern auch den innern Mechanismus zeigt, und die Theorie, nach welcher selbes verfertiget ist, erklärt, macht diesen Besuch um so interessanter. Der Compositeur, Herr Drechsler, der gewöhnlich die Gefälligkeit hat, dasselbe zu spielen, hat es ganz in seiner Gewalt, und zeigt sich als ein denkender Tonkünstler. Herr Lepich hat auch eine Erschütterungs-Maschine erfunden, die besonders bey manchen Krankheiten als Lähmungen, Gicht, u. s. w. große Vortheile verspricht.

Dem Vernehmen nach hat eine Gesellschaft das Privilegium des Theaters in der Josephstadt von dem bisherigen Besitzer Herrn Meyer an sich gebracht, mehrere Häuser mit großen Gärten gekauft, und ist Willens an dem Glacis rechts an der Josephstadt Hauptstraße ein neues prächtiges Theater ganz im italianischen Geschmack, verbunden mit einem Tanzsaale zu erbauen.



Der Sammler

Donnerstag, den — 23. — 22. Februar 1810.

Die Hebräerinn am Putztisch und als Braut.*)

Der schon in der frühesten Periode gewöhnliche Gebrauch wohlriechender Salben und Öhle und lieblicher Düfte, ging endlich aus einem einfachen Naturbedürfniß in eine Schwelgerey der verfeinerten Sinnlichkeit über. Nicht zufrieden mit dem einheimischen Reichthum wohlriechender Spezereyen, nicht zufrieden mit den köstlichen Gewürzen, welche benachbarte Fürsten als einen Tribut an Palästina lieferten, erhandelten die Hebräer um theure Preise die Erzeugnisse des Indischen und Arabischen Himmels von den Phöniziern. Und fragen wir weiter nach, welches die kostbarsten und beliebtesten dieser Spezereyen waren, so finden wir zuvörderst den Weihrauch genannt, der auf den Altären Jehova's zum gefälligen Opfer brannte, und den Arabien in reichlicher Fülle hervorbringt; ferner den reitzend duftenden Kalmus Indiens, das lieblich duftende Harz des Myrrhenbaums, den Arabien und Habyssinien darbiethet, den lauteren Storax, welcher in Syrien einheimisch, ist die goldgelben reinen Körner des Habissinischen Galbans, das aus Indien stammende edle und milde Zimmtrohr, und die wohlriechende Substanz des Seenagels, einer aus Meerschaum bestehenden Decke gewisser Seemuscheln im Arabischen und persischen Meerbusen, wie auch im Indischen Ocean, welche dem feinsten Rauchwerk beygezählt wurde. Diese genannten Spezereyen waren denn für das heilige Salböhl und Rauchwerk ausersehene Bestandtheile. Unstreitig beweiset diese Wahl eine genaue Bekanntschaft mit den einheimischen und fremden Wohlgerüchen: und können wir auch nicht mehr nachweisen, ob die einzelnen dieser lieblichen Düfte angewandt wurden, um Kleider, Polster, Zimmer, Haare damit zu durchräuchern oder zu beträufeln; so spricht doch das strenge Verboth, das heilige Salböhl nicht nachzumachen, für den ausgebreiteten Gebrauch wie für eine allgemeine Bekanntschaft mit diesen Stoffen. Außer den angeführten finden wir noch genannt, den Balsamstrauch, diese ehemahlige Zierde Palästinas, dessen röthliches Harz das Alterthum hoch hielt, und noch heutiges Tages von den Asiatinnen köstlich geachtet wird, weil es neben allen Vortheilen, die es als Salbe und Schminke gewährt, auch eine nie verwelkende Jugend und Schönheit verleihen soll; ferner den Ostindischen Paradies, Aloe- oder Adlerbaum, dessen gewürzreiches Holz noch jetzt Arabern und Türken zum lieblichsten Genusse dampft, und dessen edelste Sorte, Kalambak genannt, mit Golde aufgewogen wird; die Indische Narde, welche man theils den köstlichsten Salben beymischte, theils in Büscheln als eine Zierde des Halses und Busens trug; den in Kleinasien kräftig und gewürzreich gedeiheten Saffran, mit welchen man Zimmer, Polster und Kleider bestreute, Speisen und Getränke

*) Unter diesem Titel hat uns der als Kenner morgenländischer Literatur und Kunst rühmlichst bekannte Herr Ahlwardt zu Oldenburg, im vorigen Jahre ein treffliches Buch geliefert, von welchem wir hier einige Bruchstücke mittheilen.

würzte, und wohlriechende Wasser und Salben vermischte; und endlich: die schon oben genannte, den Asiatinnen unentbehrliche Hennapflanze, deren zart verschlungene Blumen der Hebräerinn am Herzen ruhten, und sie in den einsamen Gemächern ihres Harems durch ihren süßen Duft erquickten. Sie schmückt Ägyptens Fluren, und ist auch in Asien nicht fremd. Wahrscheinlich bereitete man aus der Blüthe ein wohlriechendes Wasser, so wie aus anderen Theilen derselben ein Öhl als vorzüglichen Bestandtheil zu Salben.

Müssen wir auch hier den Kreis der vorzüglichsten Gattungen von Wohlgerüchen und Spezereyen schließen, weil die beglaubte Geschichte keine weiteren nahmhaft macht, so dürfen wir doch die Hebräischen Schönen in unserem Zeitraum nicht darauf beschränken, sondern können dreist annehmen, daß der lebhafte Handelsverkehr ihnen von der überschwenglichen Menge ähnlicher Blumen und Gesträuche, mit denen Indien und Arabien prangt, viele zugeführt habe, deren Nahmen zu nennen aber der beschränkte Raum dieser Blätter untersagt. Aus demselben Grunde übergehen wir Palästina's Erzeugnissen, den Terpentin- und Mastixbaum, das Cistenröslein, dessen Ambra gleiches Harz auf Kohlen ein schönes Rauchwerk, und in Wasser aufgelöst, ein würziges Öhl liefert, das Öhl der Mandeln und Pistazien, die duftenden Pomeranzen, Limonen und Zitronen, die Myrthen, Orangen, Granaten und Cypressen, und viele andere, denen Stoffe zu köstlichen Essenzen, Salben und Wassern abgewonnen wurden; den Jasmin mit seinem nervenstärkenden erfrischenden Öhl, das Muskatellerkraut, den Salbey, die Lilie und Narzisse mit ihren Geschlechtern; — welche Mischungen mußten nicht aus ihnen hervorgehen! Welche Fülle von Wohlgerüchen liefern nicht der mit den verschiedenen Bäumen, Sträuchen und Blumen prangende Libanon, dessen die Luft weit umher durchwürzende Düfte entzückte Dichter besingen. Aber nicht unwahrscheinlich führten die Phönizier dem Putztisch der Hebräerinn auch manche köstliche Salbe aus Babylon, Ephesus, Sardes, Tharsus und anderen durch Erfindungen und Luxus berühmten Städte zu. — Demnach besaßen die Hebräerinnen die feinsten, auserlesensten fremden und einheimischen Wohlgerüche in Überfluß, und Bedürfniß, wie Liebhaberey und Üppigkeit bereitete sie zu den köstlichsten Salben und Rauchwerken, deren Gebrauch sich in eben dem Maße vervielfältigte als ihre Menge sich vermehrte. Sich täglich zu salben geboth Sitte und Bedürfniß, Könige wurden gesalbt, und in den Tempeln braunte das köstlichste Rauchwerk, aber auch bey Gastmählern triefte das Haupt von duftenden Salben, man gebrauchte sie bey den gebothenen Bädern und Abwaschungen, und Speisen und Getränke wurden parfümirt, um den Nerven einen höheren Reitz zu machen. — Wie die Mischung des heiligen Salböhls und Rauchwerks dem Priester oblag, so war die Bereitung von Salben und Öhlen das Geschäft der Hausfrau. Sie zerrieb die Ingredienzien auf einem Marmor, mischte sie unter einander und bewahrte sie, nachdem sie mit einem wohlriechenden Öhle oder Harze flüssig gemacht und verschmolzen worden, in besondern Fläschchen und Büchschen. Wollte sie der Salbe noch eine Färbung geben, so fügte sie das dunkelrothe Harz des Drachenblutbaums, oder den schöngefärbten Saft der Syrischen Pflanze Anchusa hinzu. Ehe wir uns von diesem Gegenstande trennen, dürfen wir nicht unterlassen anzuführen, daß wir nach Salomo bereits eigene Salbenkocher und Spezereyenmischer, wie auch eigene Gewürzkrämer finden. Diesemnach blieb, sagt unser Verfasser, nichts zu wünschen übrig, um den Putztisch einer Hebräerinn mit den köstlichen Blüthen aller gewürzreichen Düfte zu schmücken, indem ihr einheimischer, nicht unbedeutender Vorrath, wohin noch Wein und Honig als sehr beliebte Ingredienzien gerechnet werden müssen, durch nahe und entfernte Wohlgerüche, welche sie ihren gefälligen Nachbarn verdankte, ansehnlich vermehrt wurde. —

Auch die Bekanntschaft mit mehreren Sorten feiner Wolle dankten die Hebräer ohne Zweifel den Phöniziern. Sie bezogen feine Wolle aus Damaskus, welche verarbeitet Stoffe lieferte, die der Seide ähnlich waren. Die Phönizier führten sie ihnen zu aus Phrygien, dessen Wolle sich durch Feinheit und Weichheit auszeichnete, und aus Milet, dessen köstliche Wolle und daraus verfertigte Zeuge, das Alterthum sprichwörtlich als das Trefflichste rühmt, und womit der üppigste Luxus prangte. Aber auch die einheimischen wie die Arabischen Heerden lieferten weiche Wolle von ausgezeichneter Güte, welche den Fleiß lohnte, der sie verarbeitete.

Buntgewebte Stoffe fanden wir in der vorhergehenden Periode als einer vorzüglichen Beute mit Pomp erwähnt, und auch in der gegenwärtigen erscheinen sie als die glänzendste Pracht und der lockendste Putz. Fürsten stolziren auf ihren Thronen in buntgewebten Prachtgewändern, üppige Tyrier zieren ihre Lustgezelte mit bunten ägyptischen Stoffen, und die prachtvoll geschmückte Braut Jehova's prangt in nachschleppenden, buntgewebtem Gewande. Aber als die köstlichsten Farben müs-

sen wir den strahlenden Purpur, und den in Feuerglanz schimmernden Karmesin auszeichnen.

(Der Beschluß folgt.)

Der Tempel des Marcellus*)

Tempelbau! verwirklichter Gedanke,
Den ein grosser Römer einst gedacht!
Sey mein Leitstern, wann durch's Thal ich wanke,
Eine Lichtsäul' in der Mitternacht!

Düfte strömen, Farben schmeicheln: „Weile!
Und die Schönheit fodert Liebe laut.
Hin zum Tempel strebt des Wandrers Eile,
Der nach keiner Blüth' am Wege schaut.

Nicht mit Geldprunk, nicht mit Demantflimmer
Winkt die Kuppel aus des Hochwalds Grün.
Sie umfließt ein ruh'ger Sonnenschimmer,
Gleich dem Frühstrahl, wann die Schatten fliehn.

Steile Klippen, Dornenranken, weichet!
Wer den hehren Glanz gesehn, der ruht
Nicht, bis er die Tempelschwell erreichet,
Bis ihn wärmt des heil'gen Opfers Gluth.

Offen find' ich die geweihten Pforten;
Ehrfurcht führt den Sehnenden hinein,
Wo, umsäuselt wie von Himmelsworten,
Zwey Altäre mildes Licht verstreun.

„Heilig den untrennlichen Geschwistern,
Tugend, dir, und wahre Ehre, dir!"
Spricht die Inschrift; und ein geistig Flüstern
Wiederhohlt es leise drey Mahl mir.

Ein Gelübd' entringt sich, groß und heiter,
Dem erhobnen Herzen, dieser Stunde werth.
Auf, mein Stab! Wir ziehn durchs Erdthal weiter!
Götter haben mein Gelübd gehört!

Buri.

Anecdote.

Ein Italiener in Constantinopel, der Musik versteht, eine Zeit lang bey Theatervorstellungen in Gesandtschaftshäusern in Pera den Bouffon machte, zuletzt kein Geld hat, sinnt ein Mittel aus, wieder dazu zu kommen.

Er kennt einen andern Italiener, der sich in Constantinopel umtreibt und auch Musik kann; diesen näht er sauber in eine Bärenhaut, richtet alles wie sich's gehört, Schnauze mit Werg vorgestopft, Auge auf Auge gepaßt, führt ihn an der Kette durch die Stadt; der Bär tanzt, macht Künste, und was am meisten verwundert, er spielt Clavier.

Es erregt Aufsehen; der Großherr hört es, läßt den Bär kommen: der Bär macht seine Kunststücke, spielt Pianoforte wirklich recht gut, der Führer accompagnirt mit Violine, zu allerseits Satisfaction.

Der Großherr sagt, er will den Bär kaufen. Man macht Entschuldigungen, man ist verlegen; der Großherr besteht darauf.

Der Italiäner denkt, was kann geschehen, der Andere kann nicht gleich reden, die Schnautze ist voll Werg: unterdessen bekommt man Geld, man macht sich davon, es wird wie es wird. Er verlangt 500 Piaster, empfängt sie, und geht.

Nun ist der Bär allein mit den Türken. Sie biethen ihm zu essen, das nimmt er nicht. Er soll wieder spielen, Künste machen; thut es eine Weile, will dann nicht mehr, bekommt ein paar Hiebe, muß wieder, endlich wird mans satt, er soll in die Menagerie abgeführt werden. Ein paar Türken erhalten den Auftrag, sie führen ihn fort.

Er denkt schon lange, wie das werden soll, wenn er in die Menagerie kommt: und unterdessen — der Andere mit dem Gelde, das doch wenigstens halb ihm gehört! Da ist der Augenblick theuer.

Auf ein Mahl, mitten auf der Straße geschieht der Ausbruch: er richtet sich hoch auf, streckt eine Tatze gegen den zur Rechten, die andere gegen den zur Linken, macht hum, hum, auf diesen, auf jenen: ein Bär soll gewaltig stark seyn, der erste Schrecken wirkt, sie lassen die Kette aus der Hand, er ist los, er rennt davon.

Ein Bär der aufrecht auf zwey Beinen dahergelaufen kommt, mit der Kette um sich wirft und immer macht hum, hum, — Männer, Weiber und Kinder ergreifen die Flucht, es rettet sich in die Häuser wer kann.

So kommt er an den Arm des Hafens, der tief in die Stadt herein geht, über den er muß, wenn er nach Pera will, wo er und der Andere wohnen. Er rennt nach einer Barke die da steht; die Schiffer vor Schrecken springen einer ans Land, der andere ins Wasser, schwimmt fort: der Bär steigt ein, ergreift ein Ruder, setzt sich und steuert gerade auf Pera hinüber. Man sieht ihm mit Verwunderung nach.

*) Daß Marcellus, der großmüthige Eroberer von Syrakus einen Tempel Virtuti et Honori gewidmet habe, erzählt Valer. Max. L. I. cap. 1.

Er landet glücklich, er setzt seinen Weg fort. Aber durch die Anstrengung beym Rudern ist eine Naht am Hintertheile der Bärenhaut aufgegangen, ohne daß er's weiß; ein Rockschoß ist da hervorgekommen: man wird's von weitem gewahr, man rennt ihm nach, hohlt ihn ein, umringt ihn, die Türken bläuen ihn tüchtig; er erreicht endlich mit Mühe die Wohnung seines Landsmanns, findet aber weder Führer noch Geld, hat auch von beyden nie etwas erfahren, obwohl er seine Klage bey der österreichischen Gesandtschaft, unter die damahls der Andere als Venetianer gehörte, förmlich angebracht hat.

Es kann seyn, daß diese Anecdote schon irgendwo erzählt ist, die Sache ist ungefähr vor fünf Jahren geschehen; Referent hat sie aus dem Munde eines Constantinopolitaners, der den Bär mit eigenen Augen gesehen, und ihn und seinen Führer persönlich gekannt hat.

**

Notitzen.

Wien am 18. Februar 1810. — Gestern wurde in den k. k. Hoftheatern ein neues Singspiel in einem Aufzuge: Der betrogene Betrüger, und ein neues Lustspiel in 3 Aufzügen: Die zanksüchtigen Brüder, beyde aus dem Französischen übersetzt, und ersteres mit Musik von Herrn Kapellmeister Girowetz, zum ersten Mahle gegeben. Die Oper ist ein gemeines Intriguen-Stück, ohne allem Interesse. Die Musik zeichnet sich weder durch Originalität, noch durch geschmackvolle Instrumentirung aus, welche letztere, nach der Gewohnheit des Autors, fast durchgehends überladen ist. Das beste Musikstück scheint das Melodram zu seyn; man könnte das vorletzte Stück, ein Quintet, für das vorzüglichste gelten lassen, wenn sich der Herr Compositor durch das a in dem Worte „haßt" nicht unglücklicher Weise hätte verleiten lassen, die Stelle: „Wie haßt uns das Geschick!" in der Sopranstimme zu Passagen zu benützen, da selbe doch ihrer Natur nach, bloß zu einer einfachen, leidenden Melodie geeignet ist! — Mlle. Heim, obschon sie noch nicht auf Beyfall Anspruch hat, zeichnet sich doch vor unseren übrigen jungen, anfangenden Sängerinnen dadurch zu ihrem Vortheile aus, daß man die Worte ihres Gesangs sehr gut versteht. Dadurch, und wenn ihre zwar ziemlich starke, aber noch rauhe und schneidende Stimme mehr Klang und Gehalt durch fleißige Übung wird erhalten haben, berechtiget Mlle. Heim zu günstigen Erwartungen. Die übrigen Parte waren durch Herrn Dirzka, (der seine Rolle in der Genre eines ital. Buffo nicht übel spielte) Herrn Saal, Demmer d. ä., und Neumann besetzt.

Bey dem Lustspiele ist die Übersetzung ungleich glücklicher, als die Wahl des Stückes selbst, ausgefallen. Man kann es wirklich nicht übersetzt, man muß es der deutschen Sprache angeeignet nennen. Das Sujet aber hat keine Neuheit, keine Verwicklung. Zankende Brüder, versöhnende Frauen, boshafte Nachbarn, und Liebende, die von ihren Ältern und von der Eifersucht tyrannisirt werden, hat man schon sehr oft gesehen. Übrigens ist es durch die Herren Koch, Krüger, Ochsenheimer und Korn (von denen erstere zwey die Hauptrollen haben) dann von Mad. Weissenthurm, und Mlle. Adamberger, vortrefflich gegeben worden. Das Publicum muß es der Mad. Weissenthurm Dank wissen, daß sie, aus Liebe zur Kunst, schon jetzt Rollen übernimmt, die ihr, vermög ihrem Alter und ihrem Aussehen, erst nach mehreren Jahren zugekommen wären; durch welche Gefälligkeit viele Rollen nach Wunsch besetzt werden können, die wir sonst nicht so gut würden spielen sehen. Wer Mlle. Adamberger Tags zuvor in der Braut von Messina, und gestern in den zanksüchtigen Brüdern gesehen hat, wird gestehen müssen, daß sie uns nicht nur den schönsten Ersatz für den Verlust ihrer Mutter verspricht, sondern mit dem Talente dieser Verklärten, auch jenes ihrer unvergeßlichen Tante vereinigt, und so zwey Plätze zugleich ausfüllen wird: die wir mit Recht für unersetzlich gehalten haben. In diesem neuen Lustspiele hat uns ihre liebenswürdige Schüchternheit um das Vergnügen gebracht, eine neue Eigenschaft an ihr zu bewundern. Sie hat nähmlich ein kleines Liedchen zu singen, wobey ihre Stimme jedoch so heftig zitterte, daß wir blos vermuthen konnten, ihr Gesang sey eben so reitzend, als ihre Declamation wohlklingend ist. M.

In mehreren österreichischen Blättern liest man nachfolgende Erklärung, welcher wir darum auch hier eine Stelle einräumen, weil sie einen als Geschäftsmann und Literater gleich geachteten Mann, unsern Nationalgeschichtschreiber, betrifft.

„Meine amtliche Bestimmung als Intendant des achten Armeecorps, in Tyrol und Vorarlberg, hat mir eine Reihe der gehässigsten Schmähungen zugezogen, die ich während des Krieges, als eine gewöhnliche Folge desselben, meines damahligen schwierigen Standpunctes und dessen ansah, was dort, trotz vieler Hindernisse und geringer Mittel dennoch geleistet worden ist."

„In solchen Aufträgen darf einem treuen Diener, auch der Muth nicht versagen, seine Brust den giftigen Pfeilen der Verläumdung bloß zu stellen! — Nach dem Kriege haben bestimmte und allbekannte Befehle, dem Geschäftsmann, wie dem Schriftsteller untersagt, innerhalb der Gränzen des Friedens, Federkriege noch fortzusetzen. Dennoch gewahrt man in einigen bayerischen Zeitungen (aber auch nur in diesen und stäts unter dem schmählichen Mantel der Anonymität) noch immer wiederhohlte Zuckungen einer unglücklichen Rache, die in eben so niedrigen als lächerlichen Erdichtungen, einen verachtungswerthen Nothbehelf sucht."

„Die Zeit der Feindseligkeiten ist vorüber. Trotz solcher einzelnen Convulsionen des Parteygeistes, wird auch der Krieg von 1809 mit allen seinen Episoden, bald der Geschichte angehören, die ohne Rücksicht auf zufälliges Gelingen oder Mißlingen, Willen, Kraft und Ausdauer würdiget. Dem Krieg in Tyrol und den innern Ursachen und Personen, die ihn herbeyführten, ja gerade so erzwangen, wird eben so wenig eine pragmatische Geschichtsbeschreibung ausbleiben, als der Kampf der ersten Eidgenossen, der Geusen, und der Schritt der Häuser Wasa und Braganza zum Thron, ihren Müller und Schiller, Celsius und Vertot gefunden haben. — Dieser Augenblick ist nicht mehr so ferne, um ihn nicht mit Ruhe und Bewußtseyn zu erwarten.

Wien, am 8. Februar 1810.

Joseph Freyherr von Hormayr,
k. k. Hofrath, Director des geheimen Archivs, Ritter des Leopoldsordens.

Gedruckt bey Anton Strauß in Wien.



Der Sammler.

Samstag, den — 24. — 24. Februar 1810.

Fragment aus einer musikalischen Reise, die vielleicht erscheinen wird.

Voll Zufriedenheit über eine Vormittags glücklich geendete Symphonie und ein vortreffliches Mittagsmahl entschlummerte ich sanft, und sah mich im Traume plötzlich in den Concert-Saal versetzt, wo alle Instrumente, belebt, große Assemblee unter dem Vorsitze der gefühlvollen und mit naiver Naseweisheit erfüllten Oboe hielten. Rechts hatte sich eine Parthie aus einer Viole d'amour, Bassethorn, Viole di Gamba und Flûte douce arrangirt, die über die verflossenen guten alten Zeiten klagetönten; links hielt die Dame Hoboe Zirkel mit jungen und alten Clarinetten und Flöten, mit und ohne unzählige Modeklappen, und in der Mitte war das galante Clavier, von einigen süßen Violinen, die sich nach Pleyel und Gyrowetz gebildet hatten, umgeben. Die Trompeten und Hörner zechten in einer Ecke, und die Picoloflöten und Flageoletchen durchschrien den Saal mit ihren naiven kindlichen Einfällen, wovon Mama Hoboe durchaus behauptet, es sey ächt Jean Paul'sche Anlage, durch Pestalozzi zur höchsten Natürlichkeit erhoben, in ihren Tönen. Alles war seelenvergnügt, als auf einmahl der grämliche Contrabaß, von ein Paar verwandten Violoncellen begleitet, zur Thür herein stürmte, und sich so voll Unmuth auf den da stehenden Directions-Stuhl warf, daß das Clavier und alle anwesende Geig-Instrumente vor Schrecken unwillkührlich mit erklangen. Nein, rief er aus, da sollte einen ja der Teufel hohlen, wenn täglich solche Compositionen vorkämen; da komme ich eben aus der Probe einer Symphonie eines unserer neuen Componisten, und obwohl ich, wie bekannt, eine ziemlich starke und kräftige Natur habe, so konnte ich es doch kaum mehr aushalten, und binnen fünf Minuten wäre mir unausbleiblich der Stimmstock gefallen, und die Saiten meines Lebens gerissen. Hat man mich nicht wie einen Geisbock springen und wüthen lassen; habe ich mich nicht zur Violine umwandeln sollen, um die Nicht-Ideen des Herrn Componisten zu executiren, so will ich zur Tanzgeige werden, und mein Brod mit Müllerschen und Kauerschen Tanzdarstellungen verdienen.

Erstes Violoncell (sich den Schweiß abwischend.) Allerdings haben cher père Recht, ich bin auch so fatiguirt, daß ich seit den Cherubinischen Opern mich keines solchen Échauffements erinnere. —

Alle Instrumente. Erzählen Sie, erzählen Sie!

Zweytes Violoncell. Erzählen läßt sich so etwas kaum, und eigentlich wohl noch weniger hören, denn nach den Begriffen, die mir mein göttlicher Meister Romberg eingeflößt hat, ist freylich die von uns eben executirte Symphonie ein musikalisches Ungeheuer, wo weder auf die Natur irgend eines Instrumentes, noch auf Ausführung eines Gedankens, noch auf irgend einen andern Zweck, als den des neu und originell Schei-

nenwollens hingearbeitet wäre. Man läßt uns gleich der Violine in die Höhe klettern . . .

Erstes Violoncell (ihn unterbrechend). Als ob wir das auch nicht eben so gut könnten.

Eine zweyte Violine. Ein jeder bleibe in seinen Schranken.

Bratsche. Ja, denn ich stehe ja auch noch zwischen Ihnen, und was bliebe denn mir übrig? —

Erstes Violoncell. Ach, von Ihnen ist ja gar nicht mehr die Rede, Sie fluthen nur noch mit uns im Unisono, oder sind des Schauder- und Spannungerregens wegen, wie z. B. im Wasserträger, da; aber was den schönen Gesang betrifft —

Erste Oboe. Da kann sich doch wohl mit mir nichts messen.

Erste Clarinette. Erlauben Madame, daß wir auch unsere Talente bemerken.

Erste Flöte. Ja, für Märsche und auf Hochzeiten.

Erstes Fagott. Wer kommt dem göttlichen Tenor näher, als ich.

Erstes Horn. Sie werden sich doch nicht einbilden, so viel Zartheit und Kraft verbinden zu wollen, als ich?

Clavier. Und was ist alles dieses gegen die Fülle der Harmonie, die ich umfasse? Wo ihr alle nur Theile eines Ganzen seyd, bin ich selbstständig, und —

Alle Instrumente schreyen zugleich. Ach, schweigen Sie, Sie können ja nicht einmahl einen Ton aushalten.

Erste Oboe. Kein Portamento.

Zwey Flageoletchen. Da hat Mama Recht.

Zweytes Violoncell. Da kann kein ordentlicher Ton zum Tönen kommen in diesem Lärm.

Trompeten und Pauken fallen fortissimo ein. Stille! Wir wollen auch reden. Was wäre die ganze Composition ohne unsern Effect? Wenn wir nicht knallen, applaudirt kein Mensch.

Flöte. „Gemeine Seelen reißt der Lärm dahin, Das Hohe wohnt im Lispeln."

Erste Violine. Und wenn ich euch nicht führte, was würde aus euch allen?

Contrabaß (aufspringend.) Meine doch, ich halte das Ganze, und ohne mich ist nichts.

Alle Instrumente zugleich schreyend. Ich allein bin die Seele, ohne mich ist nichts!

Auf einmahl trat der Calcant in den Saal, und erschrocken fuhren die Instrumente aus einander, denn sie kannten seine gewaltige Hand, die sie zusammen packte, und den Proben entgegen trug. Wartet! rief er, rebellirt ihr schon wieder? Wartet, gleich wird die Symphonia Eroica von Beethoven aufgelegt werden, und wer dann noch ein Glied oder eine Klappe rühren kann, der melde sich.

Ach, nur das nicht! bathen alle. Lieber eine Italienische Oper, da kann man doch noch zuweilen dabey nicken, meinte die Bratsche.

Larifary! rief der Calcant, man wird euch schon lehren. Glaubt ihr, daß in unsern aufgeklärten Zeiten, wo man über alle Verhältnisse wegvoltigirt, euretwegen ein Componist seinem göttlichen riesenhaften Ideenschwunge entsagen wird? Gott bewahre! es ist nicht mehr von Klarheit und Deutlichkeit, Haltung der Leidenschaft, wie die alten Künstler, Gluck, Hendel und Mozart, wähnten, die Rede. Nein, hört das Recept der neuesten Symphonie, das ich so eben von Wien erhalte, und urtheilt darnach: Erstens, ein langsames Tempo voll kurzer abgerissener Ideen, wo ja keine mit der andern Zusammenhang haben darf; alle Viertelstunden 3 oder 4 Noten! — das spannt! dann ein dumpfer Paukenwirbel und mysteriöse Bratschensätze, alles mit der gehörigen Portion General-Pausen und Halbe geschmückt; endlich, nachdem der Zuhörer vor lauter Spannung schon auf das Allegro Verzicht gethan, ein wüthendes Tempo, in welchem aber hauptsächlich dafür gesorgt seyn muß, daß kein Hauptgedanke hervor tritt, damit dem Zuhörer desto mehr selbst zu suchen übrig bleibt; Übergänge von einem Tone in den andern dürfen nicht fehlen; man braucht sich aber deßwegen gar nicht zu genieren, man braucht, z. B. wie Pär in der Leonore, nur einen Lauf durch die halben Töne zu machen, und auf dem Tone, in den man gern will, stehen zu bleiben, so ist die Modulation fertig. Überhaupt vermeide man alles Geregelte, denn die Regel fesselt nur das Genie.

Da riß plötzlich eine Saite an der über mir hängenden Guitarre, und ich erwachte voll Schrecken, indem ich durch meinen Traum auf dem Wege war, ein großer Componist im neuesten Genre, oder — ein Narr zu werden.

Dank dir, freundliche Begleiterinn meines Gesanges, für deine Aufmerksamkeit; ich eilte schnell zu meiner eben vollendeten Arbeit, fand sie nicht nach dem Recepte des gelehrten Calcanten, und ging, beruhigt und den Himmel im Busen voll Erwartung, in die Aufführung des Don Juan.

Carl Marie.

Kurze Dauer der Jugend und Freude.

Elegie.

(Aus dem Griechischen des Mimnermos.)

Gleich den Blättern, erzeugt vom blumenprangenden Lenzmond,
 Wenn sich nun plötzlich verstärkt Helios strahlende Gluth,
Labet auch uns nur kurze Weile die Blüthe der Jugend,
 Während kein Gott uns je weder des Bösen belehrt,
Noch des Guten; doch steh'n zur Seit' uns die finsteren Keren,
 Jene führet das Ziel lästigen Alters herbey,
Diese bringet den Tod. Es dauern die Früchte der Jugend
 Nur so lang', als die Sonn' über dem Erdkreis erglänzt.
Eilte vorüber jedoch die Zeit der Blüthe des Lebens,
 Dann ist's bess'r, sogleich sterben, als leben forthin!
Viel des Bösen quälet uns hier; bald zehren des Haushalts
 Sorgen uns ab, bald trifft Mühsal des Mangels uns schwer.
Kinderlos klaget der eine, höchlich verlangend nach Kindern,
 Muß er in's Schattengebieth unter die Erde hinab.
Zehrende Krankheit naget am andern. Jeglichem Menschen
 Theilete Zeus ja schon viel des Mißgeschicks zu! —

J.

Seeleben.

Sechster Brief.

Die Bay von Zea. — Die Türkischen Galeeren. — Die sonderbare Stadt. — Der heilige Jacob. — Lustige Experimente. — Ankunft in den Dardanellen. — Die beyden Castelle.

Constantinopel, May.

So eben sind wir an der Serail-Spitze vor Anker gegangen, und unser hiesiger Chargée d'Affaires hält in einer Tschaik am Steuerbord, und gibt eine Menge Depeschen an den Gesandten ab. Es ist vier Uhr, ich habe die Nachmittagswache gehabt, und bin nun sicher, daß mich niemand beym Schreiben stören wird. Also zur Fortsetzung meines Tagebuchs, doch mit Übergehung aller geographischen Details. Wir segelten also nach Marseille ab, nahmen am folgenden Nachmittag den Gesandten nebst seinem Gefolge an Bord, blieben die Nacht auf der Rhede liegen, und gingen mit Tagesanbruch bey dem herrlichsten Wetter wieder in See. Der Wind ward steifer Nordwest, bald hatten wir Sardinien, Sicilien und Malta passirt, und eben so schnell den Archipelagus erreicht. Jetzt aber bekamen wir Gegenwind, und mußten in der Bay von Zea vor Anker gehen.

Hier trafen wir zwey Türkische Galeeren, die eine von vier und dreyßig, die andere von zwey und zwanzig Rudern an, und salutirten dieselben mit fünf Schüssen, die man uns richtig gezählt, wiewohl in etwas langen Pausen zurück gab. Bald darauf kam ein Türkischer Officier an Bord, und brachte uns ein Geschenk, das aus zwey Schafen und einem Ochsen, so wie aus einem Korbe Citronen, Pomeranzen und Gemüse bestand. Wir verehrten ihm dagegen zwey Dutzend Holländische Rothkäse, zwey große Flaschen feinen Marseiller-Liqueur, und drey Bündel von ausgesuchtem vortrefflichem Stockfisch. Übrigens erfuhren wir, daß die Galeeren zu der Flotille des Capudan Pacha gehörten, der auf den Inseln den gewöhnlichen Tribut einnahm. Am folgenden Morgen erhielt ich die Erlaubniß, mit den beyden Gesandtschafts-Secretären ans Land zu gehen, wo denn eine kleine Parthie zu Pferde nach der im Innern liegenden Stadt verabredet ward. Sie können sich nichts Sonderbareres denken, als die Bauart dieses Orts. Es sind ungefähr acht und zwanzig Häuser zusammen, und diese sind am Abhange eines steilen Berges eines über das andere gebaut, so daß das Ganze gerade wie eine Treppe aussieht. Die Täuschung ist um so vollkommener, da alle die Häuser viereckig, mit platten Dächern versehen, und sehr niedrig sind. Der Hauptreichthum der Einwohner scheint in der Viehzucht und im Ertrage der Knoppern zu bestehen, die man hier in großer Menge antrifft. Auf den Bergen sahen wir sehr viel Maulbeerbäume; auch waren hier und da einige Rebpflanzungen angelegt.

So waren wir ungefähr fünf Tage in der Bay von Zea vor Anker gewesen, als der Capitän eine kleine Culte aus S. S. W. zu benutzen, und wieder in See zu gehen beschloß. Indessen bekamen wir bald darauf eine Stille, und nachher abermahls Gegenwind, so daß es bey dem beständigen Laviren freylich nur wenig vorwärts ging. Wer sich hierüber am meisten ärgerte, war unser Französischer Lotse, ein sehr geschickter, aber auch sehr abergläubischer Mann. Dieser hatte nähmlich den heiligen Jacob zu seinem Schutzpatron erwählt, und ihm, wie er uns tausend Mahl wiederhohlte, die Fregatte zu speciellem Schutze recommandirt. So lange nun der Wind gut war, hatte auch St. Jacob die beste Zeit, und wurde in Effigie auf alle Art und Weise verehrt. Als aber Gegenwind eintrat, als dieser besonders anhaltend ward, da erging auch über den armen Heiligen ein sehr scharfes Gericht. Von Vorwürfen kam es zum Schimpfen, zum Prügeln, ja endlich sogar zum Kielhohlen (ins Wasser werfen) ganz nach Schiffsmanier. Ich entsinne mich, daß der arme Heilige ein Mahl wohl eine halbe Stunde lang im Wasser lag, und dann noch obendrein einige Püffe bekam. Da er indessen einmahl seinen Kopf aufgesetzt hatte, so schienen alle diese Züchtigungen keine Wirkung zu thun. Wir waren daher gezwungen, in Milo einzulau-

sen, wo wir uns acht volle Tage langweilten, bis endlich St. Jacob in sich ging, oder mit andern Worten, bis der Wind wieder günstig ward.

Jetzt ging es nun im raschen Fluge vollends zum Archipelagus hinaus, und nach einem kurzen Aufenthalte bey Tenedos gerade auf die Dardanellen zu. Die Gegenströmung war ziemlich stark, doch segelten wir mit Hülfe unsers frischen Windes sehr schnell hinein. Als wir dem alten Europäischen Castelle gegenüber waren, feuerten wir zwey Kanonen ab. Dieß war das Zeichen, daß sich der Gesandte an unserm Bord befand. Sogleich begann das Asiatische Castell, uns wie gewöhnlich mit fünfzehn Schüssen zu salutiren, doch so, das immer das Europäische dieselbe Anzahl Schüsse einzeln dazwischen that. Demnach schoß das Asiatische Nro. 1., und wartete, bis vom Europäischen ebenfalls Nro. 1 gefallen war, schoß dann Nro. 2, ließ das Europäische abermahls schießen, und so bis zum Ende fort. Das Unangenehmste dabey war nur, das dieses mit steinernen Kugeln geschah, und daß man dieselben ganz deutlich nicht weit vom Schiffe vorbey fliegen, und auf den beyden Ufern niederfallen sah. Indessen ging dennoch alles ohne Schaden ab; wir gaben jedem der Castelle seine fünfzehn Schüsse zurück, und beschlossen zu gleicher Zeit, des schwachen Windes wegen, unter dem Asiatischen vor Anker zu gehen. Hier blieben wir bis zum folgenden Morgen, und segelten dann vollends bis an die Spitze des Serails hinauf. Indem ich nun diesen Brief schließe, schifft sich der Gesandte mit seinem ganzen Gefolge nach Pera ein, wobey er das Schiffsvolk mit zweyhundert Piastern, so wie die Officiere und den Capitän mit Ringen und Dosen beschenkt hat. Ob wir selbst sehr viel von Constantinopel zu sehen bekommen werden, ist zweifelhaft. Es heißt nähmlich, daß die Pest daselbst wüthe, und sonach dürfte es freylich gefährlich seyn.

Aphorismen.

Ehrgeitz ist ein grimmiges Thier, das mit der Ruhe desjenigen gefüttert seyn will, der's bey sich unterhält.

O wie oft stirbt (besonders jetzt) ein reicher Vater, dessen Vermögen, ob er gleich Kinder hinterläßt, doch nur — an lachende Erben fällt!

Überall thut man jetzt der häuslichen Tugend gern die letzte Hülfe, und wirft die Arme zum Hause hinaus.

Viele Christen scheinen zu denken, mit dem Opferdienste sey auch der Aufopferdienst abgeschafft.

Eitelkeit ist das bunte Narrenseil, woran die Natur den größten Theil ihrer läppischen Kinder durchs Leben führt.

Joh. Eremita.

Notizen.

Paris den 7. Februar. — Unter dem 5. dieses Monaths ist eine neue kais. Buchdrucker-, Buchhändler- und Censur-Ordnung erschienen, die aus 8 Titel und 48 Paragraphen besteht. Hier das Wesentlichste ihres Inhalts. Es wird ein eigener, unter dem Minister des Innern stehender General-Director für die Buchdruckereyen, Buchhandlungen, und alles, was darauf Bezug hat, ernannt. — Vom 1. Jänner 1811 werden die Zahl der Buchdrucker für jedes Departement bestimmt seyn, die in Eid und Pflicht genommen werden; für Paris ist die Zahl von 60 festgesetzt. Sie müssen daselbst wenigstens 4, in den Provinzen 2 Pressen unterhalten. — Es ist verbothen, etwas zu drucken oder drucken zu lassen, was gegen die Pflichten der Unterthanen gegen ihren Souverain und das Interesse des Staates läuft. — Jeder Buchhändler muß ein von dem Praefect des Departements bezeichnetes und paginirtes Buch führen, worin er in chronologischer Ordnung die Bücher einschreibt, die er zu drucken gesinnt ist. Dieses Buch muß immer zur Einsicht der Polizey-Behörden bereitet seyn. — So wie ein Buchdrucker ein Buch zu drucken gesinnt ist, muß er dem General-Director eine Copie des Titels aus diesem Buche überreichen, und er erhält darüber ein Certificat. — Wenn es dem General-Director nöthig scheint, kann er ein solches Manuscript einem der kais. Censoren zur Beurtheilung übergeben. — Der Polizey-Minister, der General Director und die Präfecten der Departements können den Druck jedes Werkes suspendiren, nach Beurtheilung des Censors dem Verfasser die nöthigen Abänderungen anzeigen, und wenn er dieselben verweigert, den Druck suspendiren, den Verkauf verbiethen, die Formen zerbrechen, und die gedruckten Bogen confisciren. — Wenn der General-Director findet, daß ein zu druckendes Werk auf einen oder den andern Zweig der Staatsverwaltung Bezug hat, so wird derselbe es dem Minister oder dem Departement anzeigen, welche es interessiren kann.

Jedermann kann ein Manuscript bey dem Secretariat des General Directors oder Praefectur des Departements zur Censur einreichen, von da aus wird es einem der Censoren übergeben, und wenn dieser es zuläßt, wird dem Buchdrucker oder Autor ein Certificat darüber ausgestellt. — Der Verkauf eines solchen Buches kann dann nur unmittelbar von dem Polizey-Minister untersagt werden. Die im Auslande gedruckten Französischen und Lateinischen Bücher bezahlen bey der Einfuhr nach Frankreich 50 pr. ihres Werthes. Kein Buch, das vom Auslande kommt, kann ohne Erlaubniß des General-Directors eingeführt werden. Die Mauthen werden daher die ankommenden Bücherballen versiegeln, und an die nächste Praefectur schicken; die Bücher, die zugelassen werden, werden mit einem Stämpel versehen. — Die Bücher, Kupferstiche sind ein Eigenthum des Verfassers, seiner Erben oder seiner Witwe, sie können also das Eigenthum an andere übertragen. — Die Übertreter dieser Ordnung werden, je nachdem der Fall geeignet ist, von dem Correctional- oder Criminal-Tribunal gerichtet. Jeder Buchdrucker ist verbunden, 5 Exemplare des gedruckten Werkes in der Praefectur seines Departements zu deponiren.



Der Sammler.

Dinstag, den — 25. — 27. Februar 1810.

In nuptias Napoleonis Galliae Imperatoris et Ludovicae Austriacae.

VnIVersa stVpente EVropa
tV Vna
InVICtVM sVperastI
LVDoVICa.

Die Hebräerinn am Putztisch und als Braut.

(Beschluß.)

Das Alterthum, welches die Phöncier als die Erfinder des Purpurs, nennt, berichtet wohl, daß ein Schäfer, dessen Hund eine vom Meere ausgeworfene Purpurmuschel zerbissen, die Entdeckung dieser köstlichen Farbe gemacht habe, aber die Zeit der Erfindung bestimmt es nicht. Wie dem auch sey, so ist die Erfindung dem hohen Alterthum zuzuschreiben, da Homer schon den Purpur kennt, und gewiß ist es, daß die Tyrier ihn am schönsten zu färben verstanden. Von den Küsten Äoliens, vielleicht auch von dem Indischen Ocean her hohlten sie diese kostbare Muschel, von welcher wir zwey Hauptarten unterscheiden, ein Mahl die gewöhnliche Purpurmuschel, welche einen hochrothen Purpur gab, und die hornartiggewundene, welche einen schwarzdunkeln, violetten Purpur lieferte. Beyde Arten, vorzüglich aber der letztere, gehörten zu dem kostbarsten was das Alterthum besaß, und nur Könige, die ersten Diener der Religion und des Staates, und die üppigste Pracht prangten in Purpurgewändern. Die Umhänge des heiligen Zelts, die Verschleyerungen des Allerheiligsten im Salomonischen Tempel, der heilige Priesterschmuck sind mit Purpur durchwebt. Götzenbilder sehen wir in Purpur, Könige von Juda in ähnlicher Pracht, und Assyrische Machthaber in violetten Purpur gekleidet zum Entzücken üppiger Buhlerinnen. Nicht minder schätzte das Hebräische Alterthum jene aus kleinen Insecten des Kermesbaums bereitete, durch ihren flammenden, einem glühenden Eisen vergleichbaren Schein, noch den Purpur übertreffende Karmesinfarbe, deren Entdeckung ebenfalls in die ungewissen Zeiten der Vorwelt zurückgeht. Gleich dem Purpur gehörte sie zu den festlichen Farben, und neben dem hochrothen und violetten Purpur finden wir die Teppiche und Vorhänge des Heilig-

Anmerk. Das an der Spitze dieses Blattes stehende vortreffliche Chronographicum cirkulirt seit einigen Tagen in der Stadt, wir glauben besonders den auswärtigen Lesern des Sammlers ein angenehmes Geschenk damit zu machen.

thums, so wie das Feyergewand des Priesters mit karmesinen Fäden durchwebt. Eine Buhlerinn beym Jeremias, wohl kundig aller Eroberungskünste, erscheint in karmesinstrahlender Pracht, und andere in Überfluß schwelgende Zeitgenossen dieses Propheten ruhten nachlässig hingestreckt auf karmesinfarbenen Teppichen und Polstern. Eine begüterte Hebräerinn konnte sich demnach rühmen, feine baumwollene Gewänder, in hochrothem Purpur gefärbt, mit eigener Hand sich bereitet zu haben, und mit ihrer ganzen Familie eine Winterkleidung von starkgesättigter karmesinrother Farbe zu haben.

Die Fertigkeit der Hebräer, Gold und Silber zu bearbeiten und zu feinem Draht auszudehnen, ließ von diesen edeln Metallen auch in der Weberey nach dem Muster der Phönicier Gebrauch machen. Aber nur für Könige und die Edelsten im Volke waren diese milchflorartigen mit goldenem Geäder verzierten Stoffe, und wurden sie auch in der üppigsten Periode allgemeiner, so blieben sie immer das köstlichste Kleinod in der Garderobe einer vornehmen Hebräerinn. Das Oberkleid des Hohenpriesters war auch mit Golde durchwebt, und die Tyrische Prinzessinn (Psalm 45) trägt als Brautschmuck ein golddurchgewirktes Gewand. — Doch außer den kostbaren Gewändern, welche die Hebräerinnen selbst zu bereiten verstanden, und außer dem, was ihnen die Webereyen der Phönicier und Ägyptier von den feinsten und strahlendsten Zeugen lieferten, besaßen sie noch andre Stoffe der Pracht und Üppigkeit, deren Erwähnung uns noch übrig bleibt. Dahin gehören die Babylonischen, Indischen und Koischen Gewänder.

In Jahrhunderten, an die kein griechischer Schriftsteller reicht, sagt unser Verfasser, erscheint Babylon als die Königinn der Staaten, geschmückt mit stolzen Pallästen, verschönert durch prachtvolle Säulen und Götzenbildern, überströmend von goldenen und silbernen Schätzen. Die von dem Hochgefühl ihres Reichthums berauschten Einwohner horchten auf reichgepolsterten Ruhebetten nachlässig hingelagert bey frohen Gastgebothen dem lieblichen Klange des Saitenspiels zu, und zählten Zauberer, Gaukler, Astrologen, Künstler und Gelehrte ohne Zahl in ihre Mitte. Und diese Stadt, welcher Krösus seine berühmte in Überfluß schwelgende Residenz Sardes nachsetzte, welche die Stadt der Kaufleute, und deren Gebiethe ein zweytes Phönicien genannt ward, arbeitete gewiß schon früh für den Putz und Luxus, und der Zwischenhandel der Phönicier führte mannigfache Waaren der Pracht und Üppigkeit von Babylon nach Palästina. So darf Josephus, den das Allerheiligste deckenden, mit Figuren prangenden Vorhang, einen Babylonischen nennen.

Aus Indien aber empfingen die Phönicier, wie uns Ezechiel berichtet, über Idumäa, Purpur, buntgewebten Byssus, und laut einer andern Stelle, durch südarabische Karavanen, theils hyacinthenfarbige, mit Figuren und Blumen buntgewirkte Oberkleider, theils mit reichen Zierathen durchwebte, und mit Franzen und Trobbeln gezierte Gürtel. Wir dürfen annehmen, daß außer diesen Waaren auch die feinsten Museline, kostbare mit schildartigen Figuren, mit lang herabfließenden Ärmeln, geschmückte, und mit Goldfäden durchschossene Kleider, und die feinsten Webereyen mit den blühendsten Farben auf demselben Wege bereits in der frühern hebräischen Periode in die Magazine der Phönicier kamen, welche lange vor Ezechiel diese lockenden Waaren in die Harems der Asiaten einführten. Nicht minder wahrscheinlich ist es, daß auch die berühmten bunt gedruckten und gemahlten Cattune Indiens bereits einen bedeutenden Handelszweig ausmachten, da auch die Erfindung dieser Zeuge und nahmentlich derjenigen Gattung, welche Zitz heißt, in das hohe Alterthum hinaufreicht.

Endlich finden wir in diesem Zeitraum noch eines seidenartigen Stoffs erwähnt, welcher Ägyptens feinsten Zeugen gleichgeschätzt, wo nicht vorgezogen wurde. Ezechiel bezeichnet die Köstlichkeit desselben, wenn er die Braut des Himmelskönigs Jehova nebst andern glanzvollen Zierathen damit bekleidet. Forschen wir diesem Zeuge weiter nach, so werden wir auf jene von der Griechinn Pamphile, aus dem Gespinnst eines dem Seidenwurm ähnlichen Insects zuerst bereiteten, und nach ihrem Vaterlande benannten, Koischen Gewänder geführt, welche im Zeitalter Ezechiels der Asiatische Luxus ebenfalls den Phöniciern verdankte. Diese Gewänder, sagt unser Verfasser, schimmerten in einem lieblichen Glanze, empfahlen sich durch ein unbeschreiblich zartes, dem feinsten Haar kaum vergleichbares Gewebe, und verhüllten die Formen des Körpers so wenig, daß sie vielmehr als ein gewebter Wind dieselben umspielten, und diese Leichtigkeit, diese lüsternen Blicke manchen verborgenen Reitz offenbarende Durchsichtigkeit, mußte sie gefallsüchtigen Frauen empfehlen, und auch die üppig verschwenderische Hebräerinn verstand ein solches seidenartiges Gewand mit kostbaren Stoffen in Purpur und buntfarbiger Pracht, und funkelndem Geschmeide, in einen mannigfaltig zierenden und hebenden Einklang zu setzen. —

So haben wir denn von dem Feigenblatt im Para-

diese bis zum Glanze des tyrischen Purpurs und der üppigen Tracht koischer Gewänder, alle Gegenstände kennen gelernt, die einer Hebräerinn zu Gebothe standen, um ihrer Eitelkeit und Prachtliebe zu schmeicheln. Möge es dem trefflichen Gelehrten, der uns diesen belehrenden Genuß gewährt hat, bald gefallen, uns in das Putzzimmer der Schönen selbst einzuführen, wenn es anders männliche Augen wagen dürfen, in dieß Heiligthum einzudringen.

Lob des Windes

Wenn alle Kräfte, alle Wesen
Der Dichter Lyra längst erhob:
Warum war noch kein Lied zu lesen,
Das dir, o Wind, gezollt dein Lob?
Der Sänger Unrecht ist zu klar!
Durch mich dein Ruhm werd' offenbar!

Den Pflanzen gibst du ihr Gedeihen,
Du rüttelst ihren Lebenssaft.
Könnt einen Baum der Lenz erneuen;
Verlieh'st nicht du ihm Schwung und Kraft?
Dein Odem ist es, der den Wald,
Wie Weltgeist's Lebenshauch, durchhallt.

Der Seuchen tückischen Geschwadern
Gebeutst du Flucht in böser Zeit;
Du reinigst aller Wesen Adern;
Dein Hauch ist's, der dem Qualm zerstreut.
Der giftig sich um Mitternacht
Entschleicht dem modervollen Schacht.

Hast du im Grimm manch Haus zertrümmert
Und der Bewohner Seyn gekürzt,
Auch manchem Tempel, schlecht gezimmert,
In der Zerstörung Graus gestürzt —
Es sey! doch dafür danken wir
Auch manches Schloß und Lusthaus dir.

Denn ständen wohl die Gartenschlösser
Um Wien und Helenopolis,
Und spiegelten sich im Gewässer,
Wenn nicht dein Hauch sie werden hieß?
Du bist ihr Stifter, du ihr Zweck.
Wer das nicht glaubt, ist traun ein Geck!

Stand nicht der große Windlipe weiland,
Ließ Schiffe durch die Bein' hindurch,
Auf jenem künstlervollen Eiland?
Ein andrer ziert noch jezt die Burg,
Durch ihn berühmt im deutschen Land,
Der große Christoph zubenannt.

Wer treibt die Gold- und Perlenschiffe
Aus Peru und aus Mohrenland,
Durch Strudel und Korallenriffe,
Vorbey an seichter Syrten Strand?
Die Labung, so auf Tafeln steht,
Wer hat, als du, sie hergeweht?

Durch dich nur hat der Erdaufsteller
Die reichre neue Welt entdeckt.
Du bringst uns aus Madera's Keller
Das Weinchen, das so trefflich schmeckt.
Der braunen Bohne Trostgetränk,
Von wem als dir ist's ein Geschenk?

Schlimm ging's Ulysses Schiffsgesellen,
Sie fanden dich, statt Golds, im Schlauch.
Ein wahres Bild vom Freyer-Prellen!
Sie angeln Schätz', und haschen — Rauch
Die heißgeliebte Brautschatull
Füllt eine große wind'ge Null.

Du fodertest durch Mühlenflügel
Den Ritter Don Quixott' heraus.
Ohn' Überlegung und Geklügel
Bestand der Waghals diesen Strauß.
Wie viele Zwist und Kämpfe sind
Gezänk und Streit um eiteln Wind!

Du hast dort die Sibyllenblätter
Vor'm Aug der Neugier zugerollt;
Doch glücklicher war Priams Vetter,
Er kam, empfing den Zweig von Gold.
Ganz anders heut! Geöffnet sind
Für Gold die Bücher, dann folgt Wind.

Was ist das Flugpferd vieler Dichter?
Wind, der aus krit'schen Buden weht,
Wo mancher Pausback sich als Richter
In seinem Nihilismus bläht.
Vor seinem Lob — nicht seinem Spott —
Bewahr' uns, lieber Herre Gott!

Burl.

Reflexionen der Frau von Necker.

Nach dem Französischen.

Die kürzeste Parthie in allen Angelegenheiten des Lebens ist die, welche uns keine Reue hinterläßt; man überläßt sich da seiner Gutherzigkeit, ohne zu genau zu untersuchen, ob Andre ihrer würdig sind, oder ob sie dafür erkenntlich seyn werden.

Man muß nie von seinem Glücke in Gesellschaft reden; man erregt dadurch den Neid oder erkaltet das Interesse.

Man bedarf fremden Rathes, um zu Einsichten zu gelangen; aber einen Entschluß muß man immer nur nach seinem eigenen fassen.

Will man seine Empfindungen in die Seele eines Andern übertragen; so muß man sich ein wenig Übertreibung erlauben, sey es in der Gebärde, oder im Ausdruck; denn die Gegenstände, welche unser Denken beschäftigen, liegen immer in einer großen Entfernung von der Denkweise des Andern. —

Tugendhafte Leute sind gewöhnlich sehr hartnäckig, selbst in Kleinigkeiten. Sie haben sich an unveränderliche Grundsätze gewöhnt; das ist der Fehler ihres Verdienstes.

Die Sitten Italiens lassen sich aus der Eifersucht beurtheilen, die die Ehemänner auf einen Fremden haben, der nur drey Tage dort bleibt.

Man verwahre sich vor der Qual der Kleinigkeiten, dieser Krankheit der glücklichen Leute. Sie verfolgt sie wie die Tages-Insecten, die uns eines schönen Tages nicht ruhig genießen lassen.

Man verliert von sich viel, wenn man nichts erwirbt.

Cicero sagt vom Regulus: seine Aufführung war mehr das Verdienst seines Jahrhunderts, als das des Mannes. Ein des Tacitus würdiges Wort.

Theophil. Freywald.

Anecdoten.

In einer ehemahligen Reichsstadt zog die Bürgerwache in Parade auf, der Officier marschierte voran, die Wache, etwa 30 Mann stark, en fronte hinterdrein: so ging der Zug einer Hauptstraße herunter. Auf ein Mahl bog die Wachparade rechts in ein kleines Nebengäßchen ein, der Officier aber, der dieß nicht merkte, marschierte, immer im Wahne, daß seine Wachparade ihm folge, gravitätisch die Straße hinab, und schwenkte dann mit dem lauten Commando „Schwenkt Euch rechts, marsch,“ in eine Hauptstraße rechts ein. Hier traf er unvermuthet schon seine ganze Wachparade.

„Ey, Funken, wo kommt Ihr her?“ frug er voller Verwunderung. „Durchs Marien-Gäßel,“ antwortete einer, „es war um so viel näher.“

H. C.

Ein Stutzer beklagte sich gegen eine Dame, daß er so außerordentlich an Kopfweh leide, fügte aber mit einer selbstgefälligen Miene hinzu, daß dieses gewöhnlich die Krankheit der Männer von Kopf sey. — Sehr unbillig ist die Natur da gegen Sie, erwiederte die Dame, Ihnen die Schmerzen anderer aufzubürden.

Notitzen.

Paris. — Nächstens wird Hr. Sennefelder das Portrait des Königs von Sachsen, vom berühmten Gerard auf weißem Schiefer (?) nach einem größern Gemählde mit dem dazu bereiteten Bleystifte gezeichnet, zum Drucke überschickt werden.

Es sind gegenwärtig hier 8 Steindrucker, aber sie kommen in gar keine Erwähnung. Es ist daher stark davon die Rede, Hrn. S's Institut nach Paris zu verpflanzen.

Endlich werden auch die beyden Flügel, welche, zu beyden Seiten der neuen Façade des Pallastes des Corps législat. so viel Übelstand verursachen, indem sie die Schmalheit derselben sehen ließen, neu, und bis zur Höhe derselben hinaufgeführt, und dem Gebäude dadurch eine sehr massive Fronte gegeben.

Unsre jungen Herren tragen gegenwärtig statt Nägeln in den Stiefeln (die hier unentbehrlich sind), kleine silberne Hufeisen, und sind also im eigentlichsten Sinne beschlagen.

Nichts machte nach meiner Rückkehr so großen Eindruck auf mich, als die Fontaine auf dem Markte der Innocens. Von weitem hört man sie rauschen; vier große Wasserbogen wölben sich, und füllen ein ungeheures Becken.

Folgende scandalöse Geschichte hat sich unlängst zugetragen. Malte-Brun, der bekanntlich am Journal de l Empire mitarbeitet, hatte sich die Ungnade der Studenten an der polytechnischen Schule durch einen Artikel, (Brief eines Geometers über einige Stellen des Racine,) zugezogen, worin er sie etwas lächerlich machte. Ein Haufe dieser jungen Leute ging darauf bey Nacht zu ihm ins Haus, und prügelte ihn erbärmlich durch. Der Commandant der polytechnischen Schule wollte nun die Strafbarsten von diesen jungen Helden nach Verdienst züchtigen lassen; das gab eine Revolution. Ein Theil der Schule lehnte sich gegen die Obern auf, und betrug sich so, daß Se. Maj. der Kaiser, von diesem Aufruhr benachrichtigt, gezwungen waren, Truppen gegen die Schule rücken zu lassen. Die Renommisten wurden gefaßt, und ins Gefängniß geführt. Man glaubt, die Hauptsünder werden auf eine exemplarische Art gestraft werden.

Außer einer Menge unbedeutender Romane ist nichts Bedeutendes in der schönen Literatur erschienen. Ein Hr. C. Morin erhob sich bis zum Epischen. Er schrieb ein gerettetes Genua, „Gênes sauvée“ Hr. Morin ist ein alter Militär, der ehemahls unter Massena diente. Sein Degen möchte braver seyn, als seine Feder; denn in der Welt ist nichts langweiliger, als seine vier Gesänge von Genua sind, die von ermüdenden Details und lächerlichen Ideen strotzen. Der Fürst Primas, dem er sich näherte, beschenkte den unglücklichen Dichter mit einer reichen Tabatiere. Der beste Trost.

Der Dichter Le Gouvé, Verfasser des Mérite des femmes und mehrerer anderer ungemein artigen Gedichte, ist schon seit geraumer Zeit durch eine gefährliche Krankheit den Musen geraubt und alles Bewußtseyns unfähig.

Gedruckt bey Anton Strauß in Wien.

Der Sammler.

Ein Unterhaltungsblatt.

Zweyter Jahrgang.

1810.

März.

Wien, gedruckt und im Verlage bey Anton Strauß.

In Commission bey Anton Doll.

Inhalt.



Der Sammler.

Donnerstag, den —— 26. —— 1. März 1810.

Osmin und Zambri.

Eine orientalische Erzählung.

Ein guter alter Perser, der ein vorwurfsfreyes Leben geführt hatte, näherte sich mit raschen Schritten seinem Tode, und empfand die tiefste Bekümmerniß über das Schicksal seiner beyden Söhne, die er ohne Vermögen und ohne Stütze in der Welt zurück ließ. Osmin, der älteste von beyden, war zwanzig, der jüngere, Zambri, aber erst achtzehn Jahre alt.

Der gute Greis fühlte, daß seine letzte Stunde gekommen war, und beschäftigte sich mehr mit dem einstigen Loose seiner Söhne, als mit seinen eigenen Leiden. Da ertönte plötzlich eine sanfte, melodische Stimme, die ihm die Worte zurief: „Fürchte nichts, guter Greis, ich wache über deine Kinder. Stirb in Frieden, wie du gelebt hast. Jeder deiner Söhne soll von mir ein Geschenk erhalten. Nun werden sie sich freylich trennen müssen, wenn sie die Dinge, die ich ihnen geben werde, nützlich anwenden wollen; aber es ist möglich, daß sie einst wieder vereinigt werden." Bey diesen Worten verbreitete sich ein balsamischer Duft durch die ärmliche Hütte; ein heller, überirdischer Glanz umströmte den staunenden Greis, der vor sich einen Jüngling stehen sah, dessen sanfte Gesichtszüge von seiner himmlischen Abkunft zeugten. Der wohlthätige Genius näherte sich dem Bette des alten Mannes, legte die verheißenen Geschenke für seine Söhne darauf nieder, und verschwand mit der Schnelligkeit des Blitzes. — Der Greis rief seine Kinder. Sie stürzten eiligst in die Hütte, zündeten ein Licht an, und flogen an das Bett ihres Vaters. Dieser erzählte ihnen die wunderbare Vision, die er gehabt hatte, und zeigte ihnen die Geschenke des Genius. Sie bestanden in einer Schachtel, die mit glänzenden Flittern bedeckt war, und in einem sorgfältig zusammengefalteten Blatte Papier. „Osmin, — sagte der Greis — du bist der Ältere; dir steht also auch die Wahl zwischen diesen beyden Geschenken zu."

Osmin musterte beydes aufmerksam, und griff dann, von dem glänzenden Anstrich der Schachtel verführt, begierig nach derselben; der arme Zambri mußte sich mit dem einfachen Blatte Papier begnügen. Der Greis umarmte sie, ertheilte ihnen seinen Segen, und starb wie ein Mensch, der in den Armen der Hoffnung entschläft. —

Nachdem die beyden Brüder ihren guten Vater kindlich beweint und ihm die letzte Ehre erwiesen hatten, waren sie doch neugierig, was die Geschenke des Genius enthalten möchten.

Osmin öffnete seine kleine Schachtel — und fand sie mit Brustkügelchen, von verschiedenen Farben und Gestalten, angefüllt. Er fühlte sich sehr versucht, den Genius mit seinem Geschenk laut auszulachen, als er auf dem Boden der Schachtel folgende, mit Fleiß eingegrabene, Worte las: „Sobald Du eins dieser Brustkügelchen issest, wird Deine Einbildungskraft ein Gedicht

hervor bringen, das ein so vollendetes und gegründetes Ganze, und in seinen einzelnen Theilen so geistvoll und erhaben ist, daß es alle Meisterwerke der größten Persischen Dichter in Schatten stellen wird."

Osmin war von Natur nicht wenig eitel, und der Besitz eines so schönen Geheimnisses ganz dazu geeignet, ihm vollends den Kopf zu verdrehen; er entwarf tausend seltsame Pläne, und sah sich schon auf dem Gipfel des Ruhms, und ungeheuere Schätze zu seinen Füßen.

Als Zambri gewahr wurde, wie gut der Genius seinen Bruder bedacht hatte: so zweifelte er keinen Augenblick, daß sein Papier ebenfalls ein sehr wichtiges Geheimniß enthalten werde. Er öffnete es: und las mit Erstaunen und Verdruß: „Neues Recept zur Bereitung des Sorbet." Es enthielt eine Anweisung, wie man einen Liquer bereiten könne, von dem man nur einen Tropfen in eine Schale voll Sorbet zu mischen brauche, um diesem Getränk einen Geschmack und Geruch zu ertheilen, die bisher bey den weichlichen Asiaten unerhört gewesen seyen.

Osmin war voll Freude, Zambri voll Kummer. Gern würde Osmin bey seinem Bruder geblieben seyn, wenn der Genius ihnen nicht ausdrücklich die Trennung gebothen hätte. Beyde Brüder umarmten sich zärtlich, vergossen Thränen, und entfernten sich von der väterlichen Hütte. Der ältere schlug den Weg nach Bagdad ein, wo alle Philosophen und Dichter an dem glänzenden Hofe des Kalifen versammelt waren; der arme Zambri mit seinem dürftigen Recept zur Bereitung des Sorbet überließ dagegen die Bestimmung seiner Marsch-Route mißmüthig dem Zufall, der uns jedoch öfters eben so gut, als die Klugheit, führt.

Ehe Osmin Bagdad erreichte, hatte er schon ein halbes Dutzend Brustkügelchen verzehrt; er trug also auch bereits ein halbes Dutzend Gedichte in seinem Kopfe mit sich herum, vor denen die größten Meisterwerke der berühmtesten orientalischen Dichter sammt ihren Verfassern hätten erröthen müssen, wenn — Kunstwerke und Künstler überhaupt roth werden könnten. Bald überzeugte er sich jedoch, daß nicht das Talent selbst, sondern vielmehr die Lobredner des Talents einen Dichter glücklich und berühmt zu machen fähig wären; er sah deßhalb die Nothwendigkeit ein, sich mit Gelehrten und andern Leuten von Geschmack in Verbindung zu setzen. Aber wie sollte er wohl an diese Leute kommen, die sämmtlich sehr große Prätentionen machten, und nichts weiter, als ihr Vergnügen, vor Augen hatten? Als was sollte er sich ihnen vorstellen? Als Dichter etwa? O mit dergleichen Leuten war schon der Hof, ja die ganze Stadt überschwemmt, und alle Zugänge wurden von ihnen scharf besetzt gehalten. Sollte er seine Brüder im Apoll um Rath fragen? Das hieße ja seinen Nebenbuhlern die Lunge laben; und sie um Lobpreisung seiner Werke zu bitten, würde eben so viel heißen, als einen Geizhals um seine Schätze ansprechen. Die Geschmacksleute konnte er auch nicht zu seinen Zwecken gebrauchen; denn diese wollen eine Sache nicht gern zuerst loben, aus Furcht, ihr kritisches Urtheil zu compromittiren; die Weltleute horchen den Geschmacksleuten ihr Urtheil ab, und konnten den armen Osmin ebenfalls vor der Hand nicht besonders nützen; die Dummköpfe aber waren für ihn vollends unbrauchbar, weil diese der Meinung sind, daß sie ihre Urtheilsfähigkeit dadurch, daß sie ein Kunstwerk herunterreissen, in ein helleres Licht stellen, als wenn sie es loben; nicht zu gedenken, daß viele Schriften erscheinen, die gar keine Leser finden. Kurz und gut! — man wird es uns also gern glauben, daß der arme Osmin mit fast unüberwindlichen Schwierigkeiten zu kämpfen hatte. Er ließ zwar seine Werke drucken; aber sie verloren sich unter der Menge ähnlicher Erzeugnisse.

Nachdem er vier bis fünf Jahre ungefähr in Bagdad zugebracht haben mochte, und in dieser Zeit nur sehr schwache Aufmunterungen zur ferneren Ausbildung seines Talents von einigen verständigen Leuten (die in der Regel gar kein Gewicht haben) erhalten hatte, fingen die glänzenden Erwartungen, von denen er einst so berauscht worden war, an, allmählig zu verschwinden. Je mehr er indessen Brustkügelchen aß, desto aufmerksamer wurde man hier und da auf seine Werke; man gab sich die Mühe, sie genauer zu untersuchen, und fanden denn, daß sie doch nicht ganz ohne Werth wären. In der Regel wird es dem Talent sehr sauer gemacht, sich aus der Dunkelheit hervor zu arbeiten; so bald es aber erst bekannt worden ist: so wird es für diese Ungerechtigkeit sehr reichlich entschädigt. Man untersucht und prüft es genau bis in seine geringfügigsten Ergüsse; nicht sowohl um seiner selbst willen, als aus Eitelkeit; oft bedient sich sogar der Neid desselben zur Erreichung seiner unlautern Absichten. In kurzer Zeit war Osmins Glück gemacht; man sprach von nichts weiter, als von seinen Werken; man riß sie sich aus den Händen, und verglich sie mit den berühmtesten Werken der größten Dichter; nicht um Osmin eben dadurch zu erheben: sondern vielmehr um die Schriftsteller recht

tief zu erniedrigen, die man vorher vergöttert hatte. Endlich, nachdem unser Dichter lange im Stillen über die Undankbarkeit seines Zeitalters geseufzt hatte, erblickte er sich auf den Sonnenhöhen des Ruhms, bevor er noch die verschiedenen Stufen erstiegen hatte, die allmählig von der größten Armuth zu den glänzendsten Reichthümern, aus tiefer Dunkelheit zum Lichte führen.

Der Kalif wünschte, ein so seltnes Genie an seinem Hofe einheimisch machen zu können. Osmin wurde mit Geschenken überhäuft. Er sang das Lob des Kalifen mit einer Zartheit, die für jeden andern Dichter unnachahmlich war, und der Kalif — war ein Kalif; das heißt, er war den schmeichelhaften Lobgedichten nichts weniger als gram.

Es konnte nicht wohl fehlen, daß Osmins Verdienste, mehr noch aber als diese sein Glück, den Neid und die Eifersucht der übrigen Poeten und Höflinge wecken mußten. Sogar diejenigen, die seine Talente enthusiastisch bewundert hatten, fürchteten jetzt, von ihm verdunkelt zu werden, und beschlossen: den Götzen zu vernichten, den sie selbst höher erhoben hatten, als es ihrem Interesse angemessen war.

Einer von den Dichtern, der Osmins erbittertster Gegner war, erhielt den Auftrag, eine Satyre auf den Kalifen zu schreiben, die man — so wurde beschlossen — unter dem Nahmen seines Günstlings verbreiten wollte. Von diesem Augenblicke an wich der Rächer der gemeinschaftlichen Sache dem armen Osmin nicht von der Seite, und suchte sich durch falsche Liebkosungen und Lobsprüche bey ihm in Gunst zu setzen, um ihn desto gewisser stürzen zu können.

Eines Tages improvisirte Osmin vor dem Kalifen ein Gedicht zum Lobe dieses Fürsten. Sein Gegner befand sich mit in dem Zirkel, der dem Sänger aufmerksam zuhörte, und sah, als er seine Augen von ungefähr auf den Boden des Saales niedersenkte, eins von den magischen Brustkügelchen, das Osmin in der Lebhaftigkeit der Declamation hatte fallen lassen, auf dem Fußteppich liegen. Der Verräther hob es auf, ohne sich weiter etwas dabey zu denken. Er bewunderte den Glanz und die bunten Farben des Kügelchens, und führte es mechanisch zum Munde.

Der Erfolg war, wie zu erwarten stand; der Dichter verspürte eine plötzliche Begeisterung, eilte, von dem innern Drange angetrieben, aus dem Saale, flog an sein Pult, und schrieb die beissendste Satyre gegen den Kalifen nieder. Er erstaunte selbst über die Fruchtbarkeit seines Genies; die Verse kosteten ihm nicht die geringste Mühe, und bildeten sich gleichsam von selbst; die witzigsten Einfälle flossen aus seiner Feder, ohne daß er recht wußte, wie er eigentlich dazu kam. In kurzer Zeit war er fertig, und sein Werk — der Inbegriff aller Bosheit; voll giftiger Einfallen und Parallelen.

Einige Augenblicke verweilte er in Extase bey seinem Gedicht, und zergliederte die einzelnen Schönheiten desselben; dann eilte er aber spornstreichs zu seinen Freunden, oder vielmehr zu den Leuten seines Gelichters, und las ihnen sein Werk mit triumphirender Miene vor. Sie nahmen es mit der lebhaftesten Freude auf, und fanden es ganz in Osmins Geiste, in seinem reinen und kräftigen Style geschrieben. Hierauf ahmte man noch seine Handschrift nach, und streute die boshafte Satyre dann unter seinem Nahmen in's Publicum.

Alle Welt erstaunte über die Keckheit, mit der diese Satyre geschrieben war. Der Kalif, dem sie in die Hände gespielt wurde, las sie mit größtem Unwillen, und ertheilte den Befehl, auf der Stelle Osmins Vermögen zu confisciren, ihm Bettlerlumpen anzuziehen, und ihn so auf das Schimpflichste aus Bagdad zu verjagen. Osmin erlag diesem schweren Schlage, den er nicht erwartet hatte, und fand keine Worte zu seiner Vertheidigung. Wie hätte er auch die Stimme der Unschuld bey dem wüthenden Geschrey seiner Verläumder geltend machen können?

Nachdem er lange Zeit umher geirrt, überall um Mitleid gefleht, bald wohlwollend aufgenommen, bald mit Härte zurück gewiesen worden war, langte er eines Tages mit Einbruch der Nacht bey einem herrlichen Landhause an, das auf das schönste erleuchtet war. Lauter Jubel erscholl aus den Pforten des Pallastes, und alles verkündigte die Feyer eines glänzenden Festes. Indessen zog ein Gewitter heran, der Donner rollte immer lauter, dichte Wolken bedeckten den Himmel, und ein heftiger Regenguß stürzte auf den armen Osmin nieder, dem seine ärmlichen Lumpen keinen Widerstand zu leisten vermochten.

(Der Beschluß folgt.)

Reflexionen der Frau von Necker.

Nach dem Französischen.

Die vermehrten Beywörter bezeichnen die Dürftigkeit des Gegenstandes, den man bearbeitet. Große Gedanken haben dieses zahlreichen Gefolges nicht nöthig.

Ein Mahler kann eine Skizze in einem Augenblick zusammensetzen. Es sind aber dreyßig Jahre erforder-

sich, um sie mit der Vollkommenheit des Colorits, der Anordnungen und der Stellungen öffentlich auszustellen. Eben so ist's mit dem Trauerspiele.

An ein großes Glück kann man sich nur durch Freygebigkeit gewöhnen.

In der Physik, in der Politik, und überall ist die Wirkung der Gegenwirkung gleich. Dieß läßt sich auf Bücher anwenden, die man viel kritisirt; darin liegt ein Beweis, daß sie schön sind, und daß sie einen starken Eindruck gemacht haben.

Die Stimme ist das Organ der Seele. Sie hat mehr Gewalt über die Herzen, als die geregeltsten Gesichtszüge.

Man muß sein Leben in Epochen abtheilen, und diejenige festsetzen, wo man diese oder jene Dinge, die uns nicht mehr geziemen, verlassen soll. Ohne diese Regel betrügt man sich selbst, und niemand sagt uns die Wahrheit.

Das große Unrecht der Weiber in Allem, im Sittlichen, in der Sorge für die Gesundheit, in der Freundschaft, u. s. w. liegt im **Mangel an Beständigkeit.** Sie sollten sich, um ihre Pflichten besser zu erfüllen, von der einfachen Wahrheit durchdringen: die Gewohnheit macht alles erträglich und bisweilen sogar angenehm und nothwendig, sey es für uns oder für die, welche uns dienen.

Tacitus enthüllte jede falsche Tugend. Er sagte von Agrippina: **ihr Glück war, daß die Umstände ihren Stolz ins Gute setzten.** Welcher Mann ist Tacitus im Mahlen des Stolzes der Großen!

Voltaire sagte, die in Europa verbreiteten Zeitungen wären die Ursache des Verderbens des Styls. Was würde er heut zu Tage sagen?

Warum sich verstellen? Man betriege niemand.

Die Weiber füllen die Zwischenräume der Unterhaltung und des Lebens so aus, wie jene Flaumfedern, die man in Porzellan-Kisten steckt; man rechnet sie für nichts und alles zerbricht ohne **sie**.

Theophil. Freywald.

Notitzen.

Wien, den 25. Febr. — Gestern wurde im k. k. Hof-Theater nächst der Burg zum ersten Mahle gegeben: **Die Erbschaft**, ein Lustspiel in einem Aufzuge, von Herrn v. **Kotzebue**. Ein Vater, der seine entflohene Tochter nach vielen Jahren wieder findet, und ihr verzeiht, ist der, zwar nicht neue, Gegenstand dieses Stückes; allein was wüßte Herr v. **Kotzebue** nicht neu und anziehend zu machen? Es unterhält vortrefflich, und wurde wahrhaft classisch gegeben. Hr. **Brockmann** spielte den Obersten, Mad. **Weissenthurn** seine Tochter, Mlle. **Adamberger** und Mlle. **Fanny Weissenthurn** seine zwey Enkelinnen, Hr. **Krüger** den alten Wachtmeister, und Hr. **Rose** den Oberförster. Daß die Aufführung dieses Lustspiels nichts zu wünschen übrig ließ, ist hauptsächlich Hrn. **Krügern** zu verdanken, der sich nicht zu gut dünkte, die erwähnte, unbedeutende Rolle zu übernehmen, als ein denkender Künstler wohl wissend, wieviel auch der kleinste Part zur Rundung der ganzen Darstellung beytrage, und daß alle Rollen gut besetzt seyn müssen, wenn ein Schauspiel vollkommene Wirkung machen soll. Diese, nur wirklich großen Künstlern eigene, Selbstverläugnung, mit welcher sie sich, aus Liebe zur Kunst, über kleinliche Rangsucht hinweg setzen, wird gewiß von dem fein fühlenden Theile des Publicums Jedem, und jederzeit mit Erkenntlichkeit gelohnt werden. Mlle. **Adamberger** bestätigte unsere neuliche Vermuthung über ihren Gesang, indem sie in diesem Stücke das Liedchen: **Süße, heilige Natur** u. s. w. mit unbeschreiblicher Anmuth vortrug. Mlle. **Weissenthurn**, die schon durch mehrere theatralische Versuche in Kinder- und Knaben-Rollen eine glückliche Anlage zur Schauspielerinn ahnden ließ, erschien gestern zum ersten Mahle in einer bedeutenderen Mädchen-Rolle, in der sie sich ihrer Mutter und Lehrerinn vollkommen würdig bewies, und allgemeinen, verdienten Beyfall erntete. M.

………………….

Frankreich. — Vorigen Monath starb **Franz Piranesi** zu Paris eines jähen Todes, kaum vier und fünfzig Jahre alt, einer der vortrefflichsten und verdienstvollsten Künstler unserer Zeit, unsterblich durch seinen Enthusiasmus um die Kunstwerke der Alten, deren Werke er durch den Grabstichel meisterhaft darstellte, indem er in der Kunst des Kupferstichs selbst Erfinder einer neuen Art geworden.

Er war zu Venedig geboren. Sein Vater **Johann Baptista**, gleich berühmt als Mahler, Bildhauer und Architect, der 1778 zu Rom starb, war es eigentlich, der jene herrliche Collection der Antiken in Kupferstichen begann, welche Franz in seinem Geiste vollendete, unterstützt von seinem Bruder Peter. Rafaels schönste Fresko-Gemählde, eine große Anzahl von Zeichnungen der berühmtesten Mahler finden sich in dieser Sammlung vereint, die schon bey Johann Baptista's Tode auf fünfzehn Bände angestiegen, nun einige zwanzig ausmachen, ein Werk, einzig in seiner Art, das bey seiner Größe im gleichen Geist, in gleicher Manier, und von Männern gleichen Talents ausgeführt ward.

Durch ein kaiserliches Decret sollen sämmtliche Kupferplatten **Piranesi's** für die Chalcographie des Museums **Napoleon** angekauft werden.

Gedruckt bey Anton Strauß in Wien.



Der Sammler

Samstag, den —— 27. —— 3. März 1810.

Osmin und Zambri.

(Beschluß.)

Osmin näherte sich dem prunkvollen Hause, in der Hoffnung, daselbst doch wenigstens auf einige Augenblicke wider den Regen Schutz suchen zu können, wenn die Bewohner auch hart genug seyn sollten, ihm die Herberge auf die ganze Nacht abzuschlagen. Sogleich eilten mehrere Sclaven auf ihn los, und riefen ihm in einem barschen Tone zu: „Was willst Du, Unglücklicher?"

Ach — seufzte der arme Osmin — nur ein wenig Schutz gegen den Sturm, ein Stückchen Brod, um meinen Hunger zu stillen, und ein wenig Stroh, auf dem meine erschöpften Glieder ausruhen können.

„Daraus kann nichts werden — erwiederten die Sclaven — mach, daß Du fort kömmst."

Seyd mitleidig... Seht ihr nicht, wie der Regen niederströmt?...

„Geh, und trockne Dich wo anders; hier stört Deine Gegenwart unsern Herrn nur im Vergnügen."

Osmin wollte eben diesem strengen Befehle sich fügen, als der Herr des Hauses, der aus dem Fenster Zuschauer dieser Scene gewesen war, herunter kam, seine Sclaven zu sich rief, und ihnen geboth: den Unglücklichen augenblicklich in's Haus zu führen, und ihm Kleider, ein Bett und Alles, was er sonst nöthig haben könnte, ohne Widerrede darzureichen. — „Das ist ein elender Mensch — setzte er hinzu — ja, ein sehr elender Mensch, der durch den Anblick eines Unglücklichen nicht gerührt wird, und sein Flehen um Hülfe mit Härte erwiedern kann! Fluch dem gefühllosen Reichen, der täglich die köstlichsten Gerichte schmaust, und dem armen hülflosen Bruder ein Stück Brod versagt! Komm, armer Fremdling, ruhe bey mir aus, und möge der Prophet Dir einen süßen Schlummer verleihen, der Dir Deine Leiden und Unglücksfälle vergessen macht!"

O Himmel! — rief Osmin — was ist das für eine Stimme! ..... Diese Stimme ..... ist Zambri's Stimme! —

„Zambri! wie! kennst Du ihn?"

Ihn? ob ich ihn kenne? großer Gott! ob ich meinen Bruder kenne?

„Du mein Bruder! — rief Zambri jetzt aus — wär' es möglich?! Diese Stimme... diese vom Schmerz und Kummer entstellten Züge! .... Ja, ich erkenne Dich wieder! .... So habe ich Dich endlich wieder gefunden, mein guter Osmin!!" Er konnte vor freudiger Überraschung nicht weiter reden. Er wollte seinen Bruder umarmen; aber Osmin, der jetzt der so unverhofften Freude des Wiedersehens erlag, sank bewußtlos zu seinen Füßen nieder.

Man trug ihn in ein reich geschmücktes Zimmer, pflegte ihn mit der ängstlichsten Sorgfalt, und bald kehrte seine Besinnung wieder zurück. Zambri ließ ihm prächtige Kleider anlegen, nahm ihn bey der Hand und

führte ihn in den festlichen Saal, wo er ihn seinen versammelten Freunden vorstellte. Nach der Mahlzeit erzählte Osmin ganz offenherzig und unverhohlen den Wechsel des Glücks, den er erfahren hatte, sein langes Elend, seinen schnell erworbenen Ruhm und seinen plötzlichen Sturz durch die Eifersucht und Bosheit seiner Feinde. „In welcher glücklichen Lage — setzte er hinzu — finde ich aber dagegen Dich, mein lieber Zambri? Auf welche Weise hast Du ein so großes Glück gemacht? Wem verdankst Du dieses schöne Haus, diese Menge Sclaven und diese prächtigen Meubeln!!....

Dem Recept zur Bereitung des Sorbet einzig und allein — gab Zambri lächelnd zur Antwort — Höre meine Geschichte, sie ist ganz einfach.

Osmin heftete einen neugierigen Blick auf ihn und Zambri begann:

„Als wir uns getrennt hatten, schlug ich den Weg nach Teflis ein. Ich wünschte mir dort nur so viel zu erwerben, als zu meinem Lebensunterhalte nöthig wäre. Als ich in Teflis ankam, ging ich in ein Kaffehhaus, das von den reichsten und angesehensten Einwohnern der Stadt besucht wurde, die hier Eis und Sorbet zu sich nahmen. Ich both dem Wirth meine Dienste an, wurde aber von ihm mit Härte aus dem Hause gejagt. Er ist nicht der Erste, der seine Thür dem Glück verschloß und ihm den Eingang wehrte.

Hierauf both ich mich in mehrern ähnlichen Häusern zur Aufwartung an, indessen mit demselben schlechten Erfolg. Da ich nicht mehr wußte, was ich anfangen sollte, weil ich auch kein Geld mehr hatte, um davon leben zu können, so ging ich endlich in eine ganz gemeine Kneipe, die nur von dem niedrigsten Pöbel besucht wurde, und fand hier ein Unterkommen. Mein Herr hieß Mehdad. Als ich meinen Dienst angetreten hatte, bereitete ich sogleich eine Flasche von dem Liqueur, zu dem der Genius mir das Recept gegeben hatte, dessen Ingredienzien aber, so einfach sie auch waren, mir bisher gefehlt hatten, und bald darauf wurde das Kaffehhaus meines Herrn von einer ungeheuern Menge Menschen besucht. Man sprach in ganz Teflis von weiter nichts, als von dem Sorbet Mehdad's; die reichen Leute wollten durchaus keinen andern trinken, als den seinigen, und Mehdad war auf dem Wege, ein reicher Mann zu werden.

Er hatte eine Tochter; sie war schön und ich jung; ich verliebte mich in sie und wagte es, um ihre Hand zu bitten. Da ich über mein Recept gänzlich geschwiegen hatte, so wußte Mehdad nicht, daß er nur sein schnelles Glück verdankte, und glaubte, es nur seinen Talenten schuldig zu seyn. Er verwarf meinen Antrag mit Verachtung, und jagte mich aus dem Hause. Er ist nicht der Erste, der das Glück aus seinem Hause weggewiesen hat.

Ich hatte mir in seinem Dienste ein kleines Capital gesammelt. Diese Früchte meiner Sparsamkeit wandte ich dazu an, in einem der öffentlichen Gärten von Teflis, an dem reitzenden Ufer des Flusses Khur, selbst ein Etablissement zu begründen. Ich ließ einen kleinen Pavillon erbauen, den ich mit eleganter Simplicität ausschmückte und einrichtete. In kurzem war von nichts weiter, als von Zambri's Sorbet die Rede; man sprach in allen Zirkeln von ihm, und servirte ihn bey allen Festen und geselligen Gelagen. Der Garten war von früh Morgens bis spät Abends voll Menschen. Die Menge strömte auf meinen Pavillon zu, wie ein Fliegenschwarm auf eine Honigscheibe. Ich sah mich bald genöthigt, einen neuen Pavillon zu erbauen, der zehn Mahl geräumiger war als der erste, und den ich mit aller nur möglichen Pracht decorirte.

So war ein Jahr verstrichen, und ich hatte mir in dieser kurzen Zeit ein sehr ansehnliches Vermögen erworben. Ich verließ jetzt mein Etablissement, zog in die Stadt, und kaufte mir hier Kaufmannswaaren aller Art. Ich bereitete nun eine große Menge von dem herrlichen Liqueur, dem ich meine glückliche Lage verdankte, und versandte ihn in alle Hauptstädte Persiens und bis in die fernsten Länder. Der Himmel schien mich bey allen meinen Unternehmungen sehr sichtbar zu begünstigen. Eine allerliebste Frau, die 20jährige Witwe eines reichen Kaufmanns, sah und liebte mich. Ich war gegen ihre Reitze ebenfalls nicht unempfindlich, wir gestanden uns gegenseitig unsere Zuneigung, und eine fröhliche Hochzeit krönte alle unsere Wünsche.

Wir haben uns dieses freundliche Landhaus gekauft, das wir in der guten Jahreszeit mit einigen wahren und theilnehmenden Freunden, die unsere Genüsse mit uns theilen, und ihnen deßhalb höheren Reitz verleihen, bewohnen.

Wie oft habe ich nicht an dich gedacht, lieber Osmin! Oft warf ich, wenn ich mich so recht behaglich und glücklich fühlte, die Frage auf: Wie mag es nur meinem Bruder gehen? Wo muß er leben? Ohne Zweifel hat er sich durch das schöne Geheimniß, in dessen Besitz er ist, große Reichthümer erworben, und die höchsten Ehrenstellen erstiegen. Heute überzeuge ich mich aber freylich, daß ein bescheidenes, einfaches Gewerbe

sicherer zu einem glücklichen Leben und zur Erwerbung großer Reichthümer beyträgt, als ein eminentes Talent. Ich habe in meinem Geschäftsleben allerdings auch manchen Verdruß gehabt. Ich hatte viel Neider; wußte ihnen aber glücklicherweise den Mund zu verschließen. Zuweilen ist mein Sorbet verfälscht worden; aber der Betrug kam immer sehr bald an den Tag, und meine Nebenbuhler erreichten mit allen ihren Intriguen nichts weiter, als daß mein Ruf immer ausgebreiteter und mehr befestigt wurde. Endlich überzeugte ich mich auch, daß die Sinne der Menschen leichter zu befriedigen wären, als ihr Geist, und daß die meisten ein wohlschmeckendes Gericht oder einen köstlichen Trank dem größten Meisterwerke der Dichtkunst weit vorziehen."

So sprach der gute Zambri. Er both alle seine Zärtlichkeit und Bruderliebe auf, um den unglücklichen Osmin zu trösten. Die beyden Brüder blieben nun zusammen, und trennten sich nicht wieder; und — Dank sey es dem Recept zur Bereitung des Sorbet — sie lebten noch lange glücklich und zufrieden im Schooße des Wohllebens, und genossen die dauerhaften Freuden, die der Friede des Herzens und Freundschaft und Liebe gewähren.

August Kuhn.

Räthsel.

Das kleinste Zimmer in der Welt, —
Nur selten dem, der es bestellt, —
Das dem Bewohner so gefällt,
Daß nie er aus dem Zimmer weichet, —
Zu dem man immer abwärts steiget, —
Weißt du, welch' Wort dieß Zimmer zeiget?

F. Treitschke.

Die beyden Engländer.

(Eine dramatische Situation.)

(Lord Witthan kömmt mit in einandergeschlagenen Armen düster von der rechten Seite. — Henry eben so von der Linken. — Da Beyde die Köpfe sinken lassen, stoßen sie im Vorübergehen ziemlich unsanft an einander.)

Lord Witthan (auffahrend). Nicht so unhöflich, Sir! Ich dulde das nicht.

Henry. Ich auch nicht.

Witthan (zornig). Goddamm?

Henry. Wollen Sie Genugthuung?

Witth. Ich fordere Sie.

Henry. So kommen Sie. Sie thun mir einen Gefallen, wenn Sie mich todt machen.

Witth. (überrascht.) Wie so?

Henry. Das Leben ist mir zur Qual, ich bin so eben Willens mich in jenen Fluß zu stürzen.

Witth. Ich bin aus der nähmlichen Ursache hier.

Henry. Und haben vielleicht keinen Grund dazu.

Witth. Das möchte wohl Ihr Fall seyn.

Henry. Mein Fall? — O ich bin der elendeste aller Menschen.

Witth. Um Vergebung, der bin ich.

Henry. Unmöglich.

Witth. Wahrhaftig.

Henry. Ich verlor Alles.

Witth. Ich habe zu viel.

Henry. Nichts bleibt mir übrig als der Tod.

Witth. Mich ekelt mein Überfluß an.

Henry. Fort, Elender! ende deine Qual.

Witth. In's Wasser mit dir! —

(Beyde wollen ab.)

Witth. Sie bleiben.

Henry. Wer kann mich hindern?

Witth. Sie sind noch zu jung —

Henry. Darum nicht weniger unglücklich.

Witth. Aber Goddamm! warum denn?

Henry. Sie, sie die mir Alles war, ist für mich verloren.

Witth. Gibt noch viele Sie auf der Welt, trösten Sie sich.

Henry. O kennten Sie die Lady —

Witth. Welche Lady?

Henry. Erlauben Sie mir, ihren Nahmen zu verschweigen.

Witth. Wie Sie wollen.

Henry. Unsere Herzen verstanden sich.

Witth. Und Sie klagen?

Henry. Weil mein Beutel nicht gleichen Schritt mit meinem Herzen hält.

Witth. Sie sind also arm.

Henry. Sehr arm. — Und darum darf ich es nicht wagen, um die Tochter des reichsten Mannes dieser Stadt zu werben.

Witth. Bravissimo! Nun ist uns beyden geholfen.

Henry. Ich verstehe Sie nicht.

Witth. Sie haben zu wenig, ich zu viel, — seyn Sie von der Güte, und nehmen Sie mir zehn tausend Pfund Sterling ab.

Henry. Ist's möglich?

Witth. Sie thun mir einen Gefallen.

Henry. O Gott! wenn nur Lord Witthan damit zufrieden ist.

Witth. Wennennen Sie da?

Henry. Lord Witthäm. So heißt der Vater meiner geliebten Jenny.

Witth. Kennen Sie ihn?

Henry. Nein.

Witth. Er steht vor Ihnen.

Henry (sehr betroffen.) Wie?

Witth. Wie heißen Sie?

Henry. Henry.

Witth. Doch nicht der Sohn des Banquiers Henry.

Henry. Derselbe. Mein Vater verlor sein ganzes Vermögen durch einen unglücklichen Schiffbruch, und starb bald darauf aus Gram.

Witth. Kenne ihn, — haben uns ein Mahl tüchtig geboxt, — dieses Beulen auf meinem Kopfe schreibt sich noch davon her.

Henry (für sich). Weh mir! Nun ist alle Hoffnung dahin!

Witth. Sollen meine Tochter haben.

Henry. Ist's möglich?

Witth. Und damit Ihnen kein Zweifel übrig bleibt, mein halbes Vermögen dazu.

Henry. Gott! — Sie willigen ein?

Witth. Goddamm! Soll ich's zehn Mahl sagen?

Henry. Mein Dank — —

Witth. Morgen um 4 Uhr ist Verlobung, Gott befohlen!

Castelli.

Fabel.

Die gefüllten Geldsäcke in eines Kaufmanns Comptoir stritten einst bey Nacht um den Vorzug.

„Wir sind die größten, schwersten und vollesten, und man hat die längste Zeit zugebracht, um uns zu füllen," sagte eine ganze Reihe ansehnlicher Säcke.

„Ich schweige von mir, sprach der kleinste unter allen, der einzeln auf dem Zähltische stand: gebt aber Acht, wann der Herr kommt!"

Morgens darauf kam der Kaufmann mit einem Fremden in's Comptoir. Hier empfangen Sie das ganze Capitel in Gold! (sagte er, indem er den kleinen Sack öffnete). Und hier die vierjährigen Zinsen in Münze! (indem er auf die großen Säcke am Boden deutete.)

Beschämt standen diese da, wie die 40 großen Folianten auf meinem Bücherbrette neben Schillers Wallenstein.

B—i.

Anecdote.

Vor vielen Jahren brannte in Dresden ein großes Palais ab. Es war Winter, die Brunnen eingefroren; die Menschen scheuten die fürchterliche Kälte. Es fehlte an Hülfe. Zuschauer gab es in Menge.

Unter andern stand auch ein dicker Herr mit einem großen Muffe vor, und einem gewaltigen Haarbeutel hinter sich, und sah dem Feuer, wie einem Schauspiele, zu.

Allons, Herr, helfen Sie hier Wasser tragen, rief eine Stimme aus den Wasserträgern ihm zu.

„Ich bin der Hofrath N." antwortete der Herr mit dem Muffe.

Und ich der Herzog von Kurland, antwortete der Wasserträger, und goß dem Herrn Hofrath einen Eimer über die Nase.

H. C.

Notitzen.

Italien. — Der Ritter Appiani, erster Mahler Sr. Majestät des Kaisers, hat im so genannten Fürsten-Saale des königlichen Schlosses zu Mailand ein Fresco-Gemählde vollendet, das von allen Sachkundigen für ein Meisterstück der neuern Kunst gehalten wird. Es enthält folgende Idee: Vulkan überreicht der Minerva einen Schild, auf welchem Napoleons Thaten abgebildet sind. Die Göttinn des Sieges ergreift den Schild, und bewundert die treffende Darstellung. Minerva, die in der Mitte steht, erklärt mit sichtbarem Wohlgefallen der Muse der Geschichte die einzelnen Gegenstände, und diese schreibt Minervens Erzählung auf eine Tafel, die sie auf den Rücken der Zeit lehnt. Die Zeit aber tritt die Bücher und Schriften, welche die Thaten der Helden vor Napoleon enthalten, mit Füßen. Ihr zur Seite stehen zwey Genien, mit einer Sanduhr in der Hand, die den Fall des Sandes aufhalten. Die Fama endlich schwingt sich in die Luft, und kündigt die Großthaten des Helden allen vier Erdtheilen an. Diese sind mit ihren Attributen als vier Frauenzimmer auf den vier Seiten um sie her versammelt, und drücken ihre verschiedenen Gefühle über das aus, was Fama ihnen verkündigt. Man hält diese Allegorie für eben so glücklich erfunden, als geistvoll ausgeführt.

Dresden. — Den 3. Februar starb der wackere Schauspieler Opitz, seit 22 Jahren Regisseur der hiesigen Deutschen Hofschauspieler-Gesellschaft, im 54. Jahre seines Alters.

Auflösung des Logogryphs in Nro. 19:

Lieder: worin 1) Leid, 2) Leider, 3) Rede, 4) Eid, 5) Eider, 6) Eyder, 7) Diele, 8) Leder, 9) Leier, 10) Delir.

Gedruckt bey Anton Strauß in Wien.



Der Sammler

Dinstag, den — 28. — 6. März 1810.

Das Serail zu Constantinopel.

Eine Skizze.

Das Serail *) oder der Pallast des Türkischen Kaisers oder Groß-Sultans zu Constantinopel ist und war immer der Gegenstand der gespanntesten Neugierde der Reisenden, und doch war es je kaum Einem derselben möglich, in das Innere desselben zu dringen; sie staunten das große, mit hohen Mauern umgebene Gebäude, oder vielmehr den Haufen von Gebäuden von außen an, und erzählten dann Wunderdinge davon. Daher die vielen widersprechenden und ganz unzuverlässigen Nachrichten, die wir hierüber haben.

Einem Französischen Officiere, dem Hrn. Joseph Eugen Beauvoisin, Escadrons-Chef und Richter bey dem Special-Militär-Gerichte zu Neapel, ist es, während seines zweyjährigen Aufenthalts zu Constantinopel, gelungen, nicht bloß in den ersten Hof des Serails zu gelangen, als wohin man leichter kommen kann, sondern bis in die inneren Gärten, ja sogar in die Gemächer der Frauen zu dringen. Dieß geschah mit Hülfe eines Deutschen, welcher Oberaufseher der Gärten des Serails war, und denselben, nebst dem Herrn Jean-Bon Saint-André (jetzigen Präfect zu Mainz), zu einer Zeit, als der ganze Hof sich zu Baschik-Tasch, einem Lusthause des Groß-Sultans, am Canale befand, an einem bestimmten Tage durch eine Thür des Kiosk der Sultaninn Valide einführte, so daß sie Gelegenheit hatten, Alles zu besehen.

Das Gesehene und Gehörte hat gedachter Herr Beauvoisin in einem Werkchen aufgezeichnet, das nun in Zeit von anderthalb Jahren schon vier Auflagen erlebt hat *), und aus welchem wir hier Einiges ausheben wollen.

Das ganze Serail, d. h. die sämmtlichen Gebäude, die den Pallast des Großherrn ausmachen, hat einen Umfang von höchstens zwey Stunden; es ist demnach übertrieben, wenn Reisende denselben zu sieben Stunden angeben. In diesem Umfange findet man Moscheen, Gärten und Gebäude, in welchen 20,000 Seelen Raum haben. Von der Mitte des Canals aus gesehen, stellt dieser Pallast einen entzückenden Anblick dar; aber dieß ist nicht der Fall auf der Landseite, wo die hohen Thürme, die Kuppeldächer und die Minarets, durch eine hohe und dicke Mauer dem Auge des Neugierigen entzogen werden; eine Mauer, welche die schauerlichsten Ideen in dem beobachtenden Reisenden

*) Es ist nöthig zu bemerken, daß das Wort Serail, oder richtiger Saraj, eigentlich einen Pallast bedeutet, und nicht bloß das Gebäude oder die Zimmer, welche die Weiber der Muhamedaner bewohnen; diese Weiberwohnung heißt Harem, und befindet sich in dem Serail oder Saraj.

*) Es hat den Titel:
Notice sur la cour du Grand-Seigneur, son Sérail, son Harem, la famille du sang impérial, sa maison militaire, suivie d'un Essai historique sur la réligion mahométane, son culte et ses ministres, par J. E. Beauvoisin etc. à Paris.

erwecken muß, besonders wenn er von dem Hauptthore vorbey geht, und auf einem ekelhaften Misthaufen frisch abgehauene Menschenköpfe erblickt, aus welchen das Blut noch zu seinen Füßen hinrieselt.

Das Harem, oder die Wohnung der Frauen, ist eines der ansehnlichsten Gebäude des Serails; es enthält die besonderen Gemächer der rechtmäßigen Gemahlinnen des Kaisers. Der vorletzte Kaiser Selim hatte deren sieben. Jede hat ihren eigenen Hofstaat, und wenigstens 200 Mädchen, Odalisken genannt, in ihren Diensten. Alle diese Mädchen müssen aber auch dem Kaiser zu Gebothe stehen, der diejenige von allen weiblichen Geschöpfen seines Harem's auswählen kann, welche er seiner Umarmung würdigen will.

Die eigentlichen Gemahlinnen des Kaisers leben für sich abgesondert; sie besuchen einander nie, und kaum kennt eine die andere. Jede hat ihren eigenen Garten, ihr Kiosk (Gartenhaus), ihr Bad, und ihre eigenen Vergnügungen. Nur sehr selten läßt sie der Großherr zusammen kommen. Die unmittelbare Oberaufsicht über das ganze Harem führt die Kiaja-Khaduna (d. h. Intendantinn der Frauen), die immer eine alte Favoritinn des Monarchen ist, welche diese Stelle bloß ihren langen, treuen Diensten zu danken hat. Sie ist die unumschränkte Beherrscherinn dieses großen Weiberzwingers; Alles muß ihr hier gehorchen, und sie selbst erhält die Befehle unmittelbar von dem Großherrn.

Es ist falsch (sagt unser Verfasser), daß der Groß-Sultan derjenigen Odaliske, die er in sein kaiserliches Bett aufnehmen will, ein Schnupftuch zuwirft. Nein, er schickt ihr im Gegentheile durch die Oberaufseherinn kostbare Kleidungsstücke zu, die sie anzieht, ehe sie zu ihm geführt wird.

Die in dem Harem eingeschlossenen Frauenzimmer bekommen niemand zu sehen, und dürfen bey Todesstrafe keine Verbindung mit jemand außerhalb desselben unterhalten.

Um sich einen Begriff von der äußersten Strenge zu machen, mit welcher man sie den Augen aller Menschen entzieht, ist es hinreichend, zu melden, unter welchen Vorsichtsmaßregeln man diese Frauenzimmer die wenigen Schritte gehen läßt, die sie von der Thür des Serails, welche an das Meer führt, bis an das Schiff zu machen haben, das sie zu einer Spatzierfahrt besteigen sollen. Eine doppelte Reihe schwarzer Verschnittener ist rechts und links, von der äußersten Thür bis zur Leiter, die in das Schiff führt, aufgestellt; diese Verschnittenen wenden ihre Gesichter gegen außen, und jeder hält eine Stange in der Hand, an welche ein 10 Fuß langes Stück Leinwand befestigt ist, so daß dadurch eine doppelte Wand gebildet wird, zwischen welcher die Frauenzimmer vor allen Augen verborgen, auf das Schiff gehen, wo sie hinter Gitterläden ebenfalls unsichtbar sind.

Die äußeren Thore des Harem's werden von 300 schwarzen Verschnittenen bewacht, welche um die Mauern her gestellt sind, und die innerste Wache bilden. Ihr Befehlshaber ist der Kislar-Aga.

Die schwarzen Verschnittenen sind ganz rohe, thierische Menschen, ohne einige Bildung, ohne den mindesten Grad von Cultur, sie leben beysammen, wie die wilden Schweine in ihren Sumpflöchern. Sie wissen von dem Leben und den Sitten der übrigen Menschen in der Welt ganz und gar nichts.

Diese schwarzen Halbmenschen haben allein das Recht, die zum Harem gehörigen Gärten zu betreten. Wann der Großherr darin herum spatziert, so läßt er seine Pagen und seine weißen Verschnittenen außerhalb zurück, und ist dann allein von dem Kislar-Aga und seinen Schwarzen umgeben. — Befindet sich ein Gärtner oder irgend ein Arbeiter in den Gärten, so rufen die Schwarzen: Helvet! und bey diesem fürchterlichen Worte läßt jeder seine Arbeit liegen, flieht so schnell als möglich davon, und eilt zur nächsten Thür hinaus. — Wehe dem, der sich noch in den Gärten treffen ließe, während die Frauenzimmer schon in den Alleen lustwandeln! Die Schwarzen hauen ihn auf der Stelle nieder, ehe er sich noch verantworten kann. Mit gleicher Wildheit handeln diese Unthiere, wann sie den Groß-Sultan auch auswärts begleiten, und wollen alles niederhauen, was ihnen nicht schnell genug aus dem Wege geht.

Zunächst nach den schwarzen Verschnittenen kommen die weißen, die ungefähr eben so zahlreich, aber schon etwas gesitteter sind, weil sie auch mit andern Hofbedienten, außer denen im innern Serail, Umgang haben. Sie bilden die zweyte Reihe, und versehen den äußern Dienst des Harem's. Ihr Oberhaupt heißt: Kapu-Aghassi (d. h. Oberster der Pforten), und steht in sehr großem Ansehen; aber seine Vorrechte, sein Ansehen, seine Würde sind noch weit unter denen des Kislar-Aga, der überdieß ein Groß-Kronbeamter, während jener nur ein Oberhaupt der Dienerschaft ist.

Der Dienst bey dem Kaiser und in seinen Gemächern ist ausschließlich seinen Pagen (Itsch-Aghassi) anvertraut. Diese Pagen sind jedoch keine Edelknaben, sondern Jungen von ganz gemeiner Abkunft, die aus dem ganzen Türkischen Reiche, hauptsächlich aus Asien zu-

sammengerafft, und von den Großen des Reichs auf Speculation an den Hof gebracht werden, in der Hoffnung, sich durch diese ihre Kreaturen, wenn sie einst zu höheren Ehren gelangt sind, bey Hofe ein größeres Gewicht zu verschaffen; und wirklich vergessen sie diejenigen nie, die ihnen zu ihrem Glücke verholfen haben.

Die Pagen sind in vier Kammern abgetheilt. — Die der ersten haben den Dienst unmittelbar um die Person des Großherrn, und begleiten ihn überall hin, nur nicht in's Harem. Die der zweyten sind die zahlreichsten; sie sind zu dem Dienste der Küche und des Tisches des Kaisers und seiner Frauen bestimmt. Die zum Militärstande bestimmten Pagen machen die dritte Kammer aus, und die der vierten sind mit der Bewachung der Schätze, welche man im Serail zusammenscharrt, und der Aufsicht über die Schatulle und Kleinodien des Großherrn beauftragt.

Es ist hier der Brauch, daß jeder Groß-Sultan während seiner Regierung eine Kammer zur Verwahrung des Schatzes (Khasne) einrichte, den er alljährlich zusammen zu scharren sich bestrebt. Am Ende jedes Jahrs zeichnet das Oberhaupt der schwarzen Verschnittenen die Zahl der Beutel*) auf, welche eingegangen sind, und verschließt sie in eine Geldkiste, die der Großherr dann selbst mit seinem Petschaft zu versiegeln mit feyerlichem Pomp herbey kömmt. — Stirbt ein Sultan, so wird seine Schatzkammer geschlossen und von dem Groß-Wessir und allen Oberbeamten des Serails versiegelt, und über die Thür wird mit goldenen Buchstaben die Inschrift gesetzt: „Dieß ist der Schatz des Sultans ....." Hierzu sein Nahme.

Diese Schatzkammern werden von den Türken für so heilig gehalten, daß sie nur in den allerhöchsten Nothfällen, bey der größten Gefahr des Reichs, geöffnet, und die Schätze angegriffen werden dürfen, und daß ein Türkischer Kaiser lieber die grausamsten Mittel anwenden würde, um Geld von seinen Unterthanen zu erpressen, als die Schätze seiner Vorfahren anzutasten. — Da nun seit Mahomed II. ungefähr vierzig Türkische Kaiser regiert haben, und man doch rechnen darf, daß jeder, im Durchschnitte genommen, wenigstens 3,000,000 Rthlr. zusammen gescharrt und aufbewahrt habe, so ergibt sich folglich, daß in den vierzig Schatzkammern des Serails zusammen genommen, gewiß ein Schatz von 120,000,000 Rthlrn. in gemünztem Golde, ohne die Edelsteine und andere Kostbarkeiten zu rechnen, aufgehäuft liegen müsse.

*) Man rechnet bekanntlich in der Türkey große Summen nach Beuteln; ein Beutel hält 500 Piaster, welche ungefähr 140 Rthlr. Sächsisch ausmachen.

Nach den Pagen folgen die Taubstummen, deren der Groß-Sultan ungefähr vierzig in seinen Diensten hat. Sie schlafen bey Nacht in dem Gebäude, das die Pagen inne haben; bey Tage stehen sie vor der Mosche, wo sie sich in der Zeichensprache üben lernen. Diejenigen, welche in besonderer Gunst stehen, dienen zu allerley Possenspielen, welche der Sultan zu seinem Vergnügen mit ihnen treiben läßt. — Vormahls waren sie auch die Todesbothen, welche der Kaiser abschickte, um seinen Beamten, mit welchen er unzufrieden war, den seidenen Strick zu überbringen, mit welchem sie erwürgt werden sollten. — Jetzt ist dieß aber nicht mehr so. Die Pascha's und andere Beamte lassen sich nicht mehr geduldig, wie Schafe abschlachten; deßwegen ist der Großherr jetzt genöthigt, demjenigen die Stelle des zum Tode verurtheilten Beamten zu versprechen, der ihm den Kopf desselben überbringen würde.

Die Fastnacht in Basel.

So bekannt und wohl angesehen Basel von Venedig und Lyon bis Amsterdam und London, von Cadix bis Odessa in der Handelswelt ist: so wenig gelangt daher zur Notiz des Publicums, und selbst die Legion unserer Reisebeschreiber hat nur kärgliche Nachrichten davon gegeben, ob man schon mit der Menge der Reisebeschreibungen durch die Schweiz vielleicht den Rhein dämmen könnte, und wir fast von jedem Schweizerischen Dorfe so lange als breite Beschreibungen besitzen. Woher diese Gleichgültigkeit gegen Helvetiens erste Handelsstadt, die zugleich jeder andern Stadt des Landes in den meisten Hinsichten den Rang streitig machen kann, davon vielleicht ein andermahl. Genau erwogen biethet sie freylich nicht viel Merkwürdiges dar für die elegante Welt, doch gar mancherley für die bessere Welt, und diese überall und überhaupt unsichtbare Kirche zählt, will's Gott! auch unter jener noch viele Mitglieder. Doch heut nichts aus dem Gebiethe der Moral, sondern aus Terpsichore's und Momus fröhlichen Kreisen.

Vergleicht man, was in Basel Fastnacht heißt, mit den synonymen Redouten mancher andern, selbst kleinern Deutschen Stadt, so ist sie eben nicht viel, mehr hingegen, als irgend ein Ort Deutscher Zunge darbiethet, wenn man sie als Carneval betrachtet. Wie in der Schweiz überhaupt, hat man auch in Basel der rauschenden Vergnügen nur wenige, und weil sie auf weit kür-

zere Zeit beschränkt sind, wie in andern Ländern, kann man nicht in so langen Zügen aus dem Becher der Freude schlürfen, läuft aber darum auch um so weniger Gefahr, ihn bis auf die Hefen zu leeren. Erhöht jene Seltenheit den Reitz, so freut man sich inniger das ganze Jahr schon im voraus auf die Fastnacht, doch mischt sich Bangigkeit in die Freude, je näher die ersehnte frohe Zeit, welche acht Tage später als im Kalender eintritt, endlich herbey rückt. Die ernsten Väter der Stadt verderben zuweilen den Kindern den Spaß durch ihr Veto, daher jene Bangigkeit, so lange man des Fiat noch nicht gewiß ist. Wenn sie bey außerordentlich guter Laune waren, haben sie wohl schon drey volle Tage verstattet, 1809 weihten sie Montag und Mittwoch von Mittags ein Uhr an dem öffentlichen Vergnügen.

Schon der Sonntag gibt ein Vorspiel. Scharen von Kindern, vom niedrigsten Alter, das sich auf eigenen Beinen erhalten kann, bis an die Gränzscheide zum Jünglinge und zur Jungfrau, durchschwärmen nach Beendigung der Vormittagskirche, welche in der Regel um 10 Uhr sich endigt, wenn sie gleich erst um 9 Uhr beginnt, in die, zum Theil recht niedlichen Bauertrachten ihres schönen und glücklichen Landes, oder als Pierots, Harlekins, Colombinen u. s. w. gekleidet, die Straßen; jubelnd oder sittig, wie es eben der Charakter ihrer Maske mit sich bringt, stellen sie sich den Großältern, Verwandten und Bekannten dar, die sich über die fröhlichen Kleinen nicht weniger freuen, wie diese über den ungewöhnlichen flimmernden Putz. Wohl gefällt es mir, daß man die meist lieblichen Gesichter der fast sämmtlich kräftigen Kinder nicht unter Larven versteckt; denn wer sieht nicht lieber als diese, ein noch durch keine Furchen der Leidenschaften entstelltes Kindesgesicht, zumahl wenn Ausdruck reiner Freude seinen Reitz noch erhöht! Nur einige kleine Pritschmeister suchen sich durch eine Larve ein besseres Ansehen zu geben, und ihre kleinen Streiche dahinter zu verbergen.

In Basels milderem Klima stört der Winter selten die Freuden des Festes. Auch diesen Winter, welcher späterhin noch so streng wurde, war der Montag mild und heiter, die Mittwoche etwas rauher, doch auch so wenig kalt, daß an einem Orte, zur Ersparung des Raumes im Saale, die Speisen an einem nur mit Leinwand bedachten Platze im Hofe zerlegt, und in Portionen vertheilt werden konnten.

Der Tag des Festes hebt etwas lärmend an. Kaum graut der Morgen, so wirbeln Knaben jedes Alters, die sich schon wochenlang vor den Thoren geübt haben, einzeln oder in ganzen Chören, mit ihren Trommeln durch die Stadt, und noch hallt der Ton der einen in der Ferne, so nähern sich von entgegengesetzter Seite schon wieder andere. Die Menge dieser Kalbfelle kitzelt freylich das menschliche Trommelfell nicht allemahl sehr angenehm; denn nicht jeder solche Dilettant hat es in der Kunstfertigkeit weit gebracht, und keiner läßt sich in seinem Marsch oder einer andern Trommelparthie stören, wenn sie auch zu einer ihm begegnenden noch so disharmonisch tönt. Weil die faunomartialische Jugend dem Ohre bis Mittags fast keinen Augenblick Ruhe läßt, wird man nach und nach den Lärm gewohnt, und ich glaube, an diesem Tage allgemeiner Freude kann nur ein recht schwerer Hypochondrist im Ernste sich darüber ärgern, besonders auch, weil man hier nicht so abscheuliche Mißtöne hört, wie von der Deutschen Jugend zu Jahrmarktszeiten.

(Der Beschluß folgt.)

Notitzen.

Paris, 3. Febr. Der Kaiser besichtigt gewöhnlich selbst, und mit unglaublicher Aufmerksamkeit, die zahlreichen Bauten, welche er zur Verschönerung der Hauptstadt veranstalten läßt, besonders die neuen Brücken, Chausseen, Quais, und öffentlichen Denkmähler. Es ist daher nichts Seltenes, daß der Kaiser beträchtliche Wanderungen zu Fuß und immer im größten Incognito macht.

Vor einigen Tagen besuchte er auch früh morgens den Quai d'Espain. Bloß Marschall Duroc begleitete ihn. Sie sind nüchtern und wollen etwas genießen. Beyde treten also in eine elende Taverne, der einzige Zufluchtsort, der um diese Zeit offen war. Ein ziemlich dürftiges Frühstück wird aufgetragen. Als sie weggehen und zahlen wollen, hat zum größten Unglück keiner Geld bey sich, und doch betrug die Rechnung vier Livers. Indeß der Wirth verläßt sich auf ihr redliches Wort, daß sie ihm gewiß die Schuld abzahlen würden. — Ein oder zwey Tage darauf kommt ein Page, der von Gold starrt, fragt dem Wirth nach, und zählt dem erstaunten Manne vierzig Napoleonsd'or hin für ein noch unbezahltes Frühstück. Der Wirth protestirt gegen die Summe, er habe für soviel nie gegeben, nie gefordert, und will das Geld nicht annehmen, bis er mit großer Bestürzung erfahrt, daß es der Kaiser selbst war, dem er Credit gegeben hatte.

Es soll nicht das erste Mahl seyn, daß der Monarch Ähnliches erfuhr und that. Als er auch ein Mahl incognito den schönen neuen Markt des Jacobins besuchte, erkannte ihn Jemand. — Die Neuigkeit fliegt wie ein Blitz von Ohr zu Ohr. Das Geschrey: Es lebe der Kaiser! — — tönte gleich von allen Seiten, und nöthigte den Monarchen, sich zu entfernen.

Der Kaiser denkt darauf, auch das prächtige Schloß von Versailles, das durch den revolutionären Vandalismus ganz verheert und geschändet ist, wieder herstellen zu lassen. Man versichert, der Architekt, der den Auftrag hatte, einen ungefähren Kostenanschlag zu verfertigen, habe für die Ausbesserungen eine Summe von vierzig Millionen Livers berechnet. Ich wundere mich darüber gar nicht. Es scheint, man wird sich mit dieser weitläufigen Unternehmung bald beschäftigen.





Donnerstag, den — 29. — 8. März 1810.

Die Fastnacht in Basel.

(Beschluß.)

Ein Uhr ertönt; eine Menge Masken, welche des Schlages zum Theil schon längst mit Ungeduld harrte, eilt auf die Straßen, sie in größern und kleinern Gesellschaften, paarweise oder auch einzeln zu durchstreichen. Letztere wollen entweder sorgfältiger verhüthen, erkannt zu werden, oder sie wollen beobachten, auch wohl auf Abenteuer ausgehen. So leichtblütige Nymphen, deren es begreiflich in Basel so wohl gibt wie anderwärts, und welche sich correspondirenden männlichen Masken auf gut Glück anzuschließen pflegen. In allen Hauptstraßen wogt eine Menschenmasse, wie in Deutschen Städten beym Schützenauszuge. Vom Lande und aus der Nähe überall strömt eine Menge herbey, den Theilnehmern oder Zuschauern sich beyzugesellen. Masken waren dieses Jahr nicht viel über drey tausend, weit größer die Schaar der Zuschauer. Nicht nur zusehen, sondern auch Theil nehmen an allem kann man, ohne maskirt zu seyn, wobey man weiter nichts zu wagen hat, als von verlarvten Bekannten, vornähmlich von Harlekinsmasken, ein wenig geneckt zu werden, jedoch nie auf eine beleidigende Weise.

Eine Gesellschaft Herren, unter welchem sich einige nähere Bekannte von mir befanden, hatten sich schon seit mehrern Jahren immer zu einem größern Aufzuge vereinigt. Ich gesellte mich zu ihnen, und wohnte etlichen Sitzungen bey, worin man rathschlagte, was man dieses Jahr darstellen wolle. Nach einigen Debatten wurde ein Jahrmarkt beschlossen, doch bald wäre das ganze Vorhaben gescheitert, weil der Beschluß der Herren nicht den Beyfall der Damen fand. Die mehresten von der Gesellschaft waren verheirathet, ihre Frauen hatten andere Jahre am Aufzuge Theil genommen; sie wünschten es auch heuer, aber die Schweitzer Damen sind in Beobachtung der Decenz noch etwas ängstlicher als ihre Deutschen Schwestern. Schnitterinnen, Winzerinnen und dergleichen hatten sie in frühern Jahren, in ihrer Männer Gesellschaft unbedenklich vorgestellt, doch die Rolle von Kleinhändlerinnen zu übernehmen, schien ihnen gegen jenes erste Gesetz der Weiblichkeit. Vielleicht besorgten sie von frivolen Abkäufern Scherze, über welche sie nicht einmahl hinter der Maske erröthen wollten. Bey etwa dreyen war der Reitz des Vergnügens mächtiger, wie das Zulispeln weiblicher Bedenklichkeit. Sie hatten ihre Theilnahme bereits zugesagt, weil sie indeß von ihren Freundinnen keine mehr zu überreden vermochten, wurden auch sie anderes Sinnes. Unser Jahrmarkt verlor dadurch den schönsten Reitz, weil er nun bloß aus Männern bestand.

Mehr Einheit in das Ganze zu bringen, wurden sämmtliche Theilhaber in eins der 15 Zunfthäuser entbothen, worin zu Basel Hochzeiten, Schmäuse und andere Festlichkeiten gehalten zu werden pflegen. Hier kleideten wir uns an, etliche waren zur Mittagsmahlzeit

schon halb kostumirt, andere bedurften, sich zu metamorphositen, so lange Zeit, daß der Auszug erst nach 2 Uhr geschehen konnte. Ein Chor Berghoboisten eröffnete ihn, und ihre Musik rief zu den, schon in Menge versammelten Zuschauern noch mehrere herbey. So groß diese Menge aber auch war, so ungedrängt zogen wir durch. Unserer ungefähr fünfzig hatten wir die Rollen eines Jahrmarktes ziemlich vollständig besetzen können. Es gab der Krämer und Kleinhändler allerley Art, Wechsel- und Handelsjuden. Eine grausame Mordgeschichte mangelte so wenig, als ein Wurmdoctor mit seiner lustigen Person. Mit ihm rivalisirte ein Wunderdoctor ohne einen jokosen Secundanten und ein Planetenleser. Ein Guckkastenmann reitzte die Jugend, und ein angesiedelter Franzos machte so artige Karten- und andere Künste, wie kaum mancher Jünger Philadelphia's, der darauf reist. Der Zufall führte uns auch Kunstpferde mit ihrem Meister zu, so daß man wirklich fast kein Jahrmarktsrequisit vermißte.

Auf dem Münsterplatze, einem der größten der Stadt, waren indeß die nöthigen Buden, Tische und Stände eingerichtet worden. Durch einige Hauptstraßen zogen wir dahin, fanden die umliegenden Häuser mit Beau-monde besetzt, den Platz mit einer zahllosen Menge souveränen Volkes, das unsern Wirkungskreis ein wenig einengte, und seinen Beyfall laut und fröhlich zu erkennen gab.

Oft durchkreuzten uns Züge, Gruppen oder einzelne Masken, wovon ich nur einiger erwähne. Eine Cavalcade von 30 bis 40 Pferden machte sich durch voranreitende Trompeter Platz im Gewühl. Sämmtliche Reiter waren Buffo's- oder Harlekinsvariationen. Ein wohl organisirter Landsturm von 60 bis 80 Mann nahm sich in der Wirklichkeit nicht minder gut aus, wie Gilray's Karrikaturen englischer Fencibles auf dem Papiere. Bey ihm ging das Komische auf einige Zeit in das Tragische über. Ein engbrüstiger junger Mann hatte sich in einen so fest verschlossenen Helm gesteckt, und hielt das Beklemmende desselben mit einem so spartanischen Gleichmuthe aus, daß er endlich todt niederstürzte, und alle Bemühungen, ihn in das Leben zurück zu rufen, vergeblich waren.

Gesellschaften rasselten in Schlitten auf den Steinen vorüber; in Carrossen aus dem vorigen Jahrhunderte fuhren Herren und Damen in gleichzeitiger Tracht, und Leiterwagen brachten Bauerhochzeiten, Sclavenhändler, Kamehlführer, Gesellschaften von Türken, Mohren und Amerikanern wechselten im bunten Gemisch mit den mannichfaltigen Charaktermasken ab, die man gewöhnlich in Redoutensälen erblickt. Wie die Alten bey den Festen des Dionys, erlauben sich die Baseler auch zuweilen, Charaktermasken von ihren Mitbürgern zu entlehnen. Während der Revolution wagten sich Witzlinge wohl in höhere Sphären; dieses Jahr begnügte man sich in niedrigern. Ein junger Mann von einem sprudelnden, und, was selten ist, nur reitzenden, nicht verwundenden Witze, machte einen etwas blödsinnigen Spitalbewohner täuschend ähnlich, und benutzte die Rechte, welche seine Rolle ihm gab, meisterhaft, zur angenehmsten Unterhaltung. Ein anderer copirte einen, durch Kleidung und Gang allgemein bekannten Friseur. Sein Unstern führte ihn dem Originale vorüber, daß sich in ein geflecktes Harlekinskleid verborgen hatte und den Spaßvogel mit etlichen Pritschenschlägen regalirte, die nicht normalmäßig, sondern weit über die Gebühr gesalzen waren.

Die vielen, recht niedlichen ländlichen Schweitzertrachten, unter welchen sich besonders die Bernische auszeichnet, biethen reiche Auswahl dar. Sie kleiden das schöne Geschlecht sehr angenehm, enthüllen auch, zu hoher Augenweide, Reitze, welche bey unserer griechischen Drapirung anderswo nur Aeol oder dann und wann auch Jupiter Pluvios zuweilen dem lüsternen Auge ein wenig enthüllt.

Mit dem Strome treibt man sich fort, bis der Abend heran dämmert, sieht und läßt sich sehen, nimmt auch dann und wann in Kaffeh- oder Weinhäusern Erfrischungen zu sich. Jetzt verliert man sich in eins der Zunfthäuser, in deren meisten getanzt wird, und wohin von fern her schallende Musik bereits einladet. In der Schlüssel-, Bären- und Saffranzunft war die beste Gesellschaft, in etlichen andern gemischter; in wenigen unterschied sie sich nicht viel von dem tanzenden Publicum in Berlins oder Leipzigs Tabagien. Schau- und Genußlustige wandern von einer zur andern. In die bessern ist das Eintrittsgeld 1 Gulden.

Ist mir die Wahl der Farben nicht ganz mißlungen: so schmeichle ich mir, daß mein Gemählde bis hieher deutschen Lesern und Leserinnen gefallen, in manchen vielleicht den Wunsch erregt hat, zu nächster Fastnacht in Basel zu seyn. Von dem Folgenden besorge ich, wird ihnen Manches weniger behagen, was mich jedoch nicht abhalten darf, mein Tableau zu vollenden, und die Treue nicht zu verletzen, zu welcher ein Sitten- und Geschichtsmahler verpflichtet ist.

Basel hat in seinen 2200 Gebäuden nicht einen

Saal, wie in Sachsen jede Mittelstadt, und streng genommen, hat es gar keinen; denn was man statt dessen braucht, sind große, zum Theil ziemlich hohe Zimmer, die aber weder durch zwey Stockwerke gehen, noch eine Gallerie haben, und worin zu Contretänzen kaum 15 bis 18 Paar in der Länge, doch in der Breite bequem 2 Colonnen Platz haben würden. Colonnentänze sieht man gar nicht; außer dem Walzen oder Ländern ist nur noch ein Tanz gebräuchlich, den man Allemande nennt. Dieß ist aber nicht der Tanz, den man in Deutschland unter diesem Nahmen kennt, sondern eine Art von Quadrille, doch von weniger Touren und Refrains, mit schottischen Pas und vielen Walzen.

In Betreff des Maskirens herrscht völlige Freyheit. Nach Willkuhr kann man die Maske zu jeder Zeit ablegen oder wieder nehmen, braucht auch gar keine Maske, ja nicht einmahl Redouten-Kleider. Daß man in den bessern Zirkeln in reinlichen Kleidern erscheinen muß, versteht sich wohl von selbst, übrigens ist es aber den Damen unbenommen, in einfacher Hauskleidung von Cattun, den Herren in Oberröcken am Tanze Theil zu nehmen. Dem an strenges Redoutendecorum gewöhnten Deutschen fällt dieß freylich auf, allein der Schweizer liebt in Allem das Freye und Ungezwängte, sobald es nur der Verfassung und der Sitte der Väter nicht entgegen ist. In dieser Hinsicht strebt er aber nicht gegen Zwang, der dem Deutschen lästig scheinen möchte, wie aus dem Verfolge hervorgeht.

Von Getränken zur Erfrischung und Erwärmung sah ich nicht so vielfältige, wie auf unsern Redouten, und ein in Deutschland so gewöhnliches, Bischoff, fehlte gänzlich. Bey den rothen und weißen Weinen, welche Vater Rhein, so köstlich als wohlfeil, aus der Nähe spendet, oder welche aus Frankreichs Ferne weder Accise noch Tränksteuer vertheuert, vermißt man aber auch jenes nordische Gebräude nicht im geringsten. Von 12 Uhr an gibt es gewöhnlich nichts weiter, als Wein und Liquer, weil andere Getränke meist von einem andern Unternehmer gereicht werden, der Unternehmer der Redoute nur die genannten und Speisen gibt.

Vom Anbruche des Abends bis zwölf Uhr geht der Tanz ununterbrochen fort, so wie aber die mitternächtliche Stunde ertönt, hat Tanz und Spiel ein Ende. Unter Spiel muß ich im Vorbeygehen bemerken, ist bloß Saitenspiel zu verstehen: an Faro und andere Spiele, welche für Viele den Deutschen Redouten den Hauptreitz geben, denkt man in Basel nicht. Jenes frühzeitige Ende wird mancher tanzlustigen Deutschen, gewohnt über dem letzten Tanze den Morgen aubrechen zu sehen, freylich sehr anstößig seyn; aber ich bitte Sie, meine Herren und Damen! erwägen Sie doch, daß man schon vor 6 Uhr zu tanzen anfängt, und seyn Sie billig genug, zu gestehen, daß man in sechs reichlichen Stunden sich recht nach Herzenslust austanzen kann. Überdieß treibt Sie noch Niemand nach Hause, im Gegentheile will die väterliche Polizey verhindern, daß Sie sich nicht noch vom letzten Walzer glühend, der Kühle oder Kälte einer Februarsnacht sogleich aussetzen sollen.

Im Speisesaale winken ihnen mancherley Gerichte, echter Rheinwein duftet, Burgunder perlt, Champagner schäumt ihnen entgegen. Sie setzen sich in Gesellschaft ihrer Freunde und Freundinnen, genießen, scherzen und kosen noch etliche Stunden. Verlangen Sie nach der späten Mahlzeit noch Punsch, Thee, Kaffeh oder etwas Ähnliches: so biethet Ihnen, wenn es nicht zur Stelle ist, das nächste Kaffehhaus alles, und überall finden Sie noch zahlreiche Gesellschaft, doch wenig weibliche. Man ist vergnügt, recapitulirt sich einige der vielerley vorüber geschwirrten Ereignisse des genußreichen Tages, und bemerkt es darüber kaum, daß 3 Uhr sich nähert. Jetzt schlägt es, und nun haben Sie weiter keine Wahl, als Ihre Heimath oder das Haus eines Freundes; denn bey längerem Zaudern wagen Sie, daß der Wirth, den die Polizey mit viel höherer Strafe bedroht, wie Sie selbst, die Lichter vor Ihren Augen auslöscht. Sie finden das unartig, den Zwang für Ihren freyen Willen doppelt lästig, weil er Ihnen im Lande der Freyheit begegnet. Ich gestehe Ihnen unverhohlen, daß ich Verwöhnter es eben so fand, mich mit Kopfschütteln zum Abzuge bequemte, und verdrießlich auf mein Lager warf; nach wenig Stunden mußte ich mir jedoch selbst das Geständniß machen, daß jene strenge Polizey zwar etwas zwangvoll, in Wahrheit aber wohlthätig ist. Sie verschafft uns eine Ruhe von 4 bis 5 Stunden, die wir unserm freyen Willen vielleicht nicht abgewonnen hätten. Man erwacht gestärkt und munter, und fühlt sich so heiter und thätig, als ob man den Tag zuvor gar nicht vom Schreibpulte, vom Comptoir oder aus dem Boudoir weg gekommen wäre.

Heinse.

Edgar und Emma.

Legende.

Wild heulte der Sturm durch den Forst, er schien die bejahrten Eichen aus ihren Grundfesten wühlen zu wollen, schwere Gewitter hatten sich auf des Spessarts

Waldgebirge gelagert, Blitze schlängelten sich durch des Himmels dunkle Räume, der Donner rollte, vom Echo hundertfältig nachgehallt. Durch des Sturmes Pfeifen, in die wilden Dissonanzen der empörten Elemente, tönte der Hüfthörner Schall: Adolf Echter mit einer Schaar befreundeter Ritter jagte im Forst; vom Zuge hatte seine Schwester sich verloren; das Jagdgetön sollte ihr verkünden, wo er verweile. Da erscholl ganz in der Nähe ein Angstgeschrey im Dickig — Adolf erkannte seiner Schwester Stimme, die Ritter und Knechte sprangen hastig von ihren Rossen und arbeiteten sich durch verworrenes Gestrüpp und Strauchwerk nach der Stelle hin, von wo schwächer und immer schwächer die Stimme ertönte. Ein heller Blitz zeigte den Rittern das schrecklichste Schauspiel — Neben ihrem Zelter lag Fräulein Emma, ein grimmiger Keuler mit funkelnden Augen und gesträubten Borsten wollte eben ihr den Todesstreich versetzen, ihre Stirne blutete. Adolf, die Ritter, selbst Kuno von Waldeck, des Fräuleins Verlobter, zagten; — da entriß jach Edgar, Adolfs Leibknappe, Kunon den Jagdspieß: des Ebers Grimm lenkte er auf sich und stieß gewandt mit starker Faust dem Unthier das Eisen in die Brust; er sank sterbend neben dem Fräulein nieder. Frisches Quellwasser, das in der Nähe einem Born entsprudelte, weckte bald ihre erstorbenen Lebensgeister; mit einem Händedruck dankte Adolf ihrem kühnen Retter; bald kehrte der ganze Zug zur Echtersburg heim.

Beym frohen Abendschmause fragte Emma (sie hatte von ihrem Schreck sich bald erhohlt, und unbedeutend war die Wunde an der Stirne, im Sturze hatte sie an einem Steine sich leicht geritzt) ihren Bruder nach ihrem Retter. Er nannte ihr Edgarn, sie dankte ihm mit einem seelenvollen Blicke, und hoch ließen die Ritter auf des wackern Knappen Wohlergehen die vollen Tummler erklingen. Emma verließ bald, nach altdeutscher Sitte, das Gemach; bis zur Mitternachtsstunde schäumte der Wertheimer in den Pokalen; müde und mitunter taumelnd suchten dann die Zecher ihr Lager.

Emma's Augen floh der Schlaf, in ihrem Herzen wogten unbekannte stürmende Gefühle. Als sie beynahe sinnlos da am Boden lag und des Todesstreiches harrte, der über ihrem Haupte schwebte, da hatte ihr umflortes Auge noch der Ritter, selbst des Bruders und ihres Verlobten Zagen und Edgars kühne That gesehen. Sie hatte den Bruder beym Mahle nur gefragt, um ihrem Retter den Dank nicht zu entziehen.

(Der Beschluß folgt.)

Notitzen.

Wien, den 7. März. — Durch die am Sonntag den 4. dieses erfolgte Ankunft Sr. Durchl. des kaiserl. Französischen Großbothschafters, Alexander, Prinzen von Neufchatel, Vice-Connetable des Französischen Reichs, als Brautwerber um Se. kaiserl. Hoheit die Prinzessinn Maria Louise für Se. k. k. Maj. Napoleon, bekamen die letzten Tage des Faschings eine unerwartete, freudenvolle Lebhaftigkeit. Montags um 2 Uhr Nachmittags hielten Se. Durchl. seinen feyerlichen Einzug von dem fürstl. Schwarzenbergischen Gartengebände auf dem Rennweg, über eine ganz neu über die Wien geschlagene Brücke und angelegten Weg, durch das Kärnthnerthor, die Kärnthnerstraße, den Graben, Bognergasse, Hof, Freyung, Herrngasse, in die k. k. Burg, und erhielten die erste Audienz bey Sr. Maj. dem Kaiser und der Kaiserinn. — Abends besuchten Se. Majestäten der Kaiser mit der durchlauchtigsten Erzherzoginn und dem Prinzen Alexander den prächtig erleuchteten Apollo-Saal, der von einer ungeheuern Menge Menschen angefüllt war. Dinstags, als dem letzten Faschingstage, war in den kaiserl. Redouten-Sälen großer Freyball, zu welchem mehrere tausend Billete unter den Adel, die anwesenden Fremden und die Honoratioren der Stadt vertheilt wurden.

Wien, den 1. März. — Außer dem neulich angezeigten Lustspiele: Die Erbschaft, sind die hiesigen Hof-Theater seit kurzem mit noch zwey andern Kotzebue'schen Stücken bereichert worden. Das eine ist: Der kleine Declamator, ein Schauspiel in einem Acte, und in gereimten Versen. Ein guter Knabe, der — da er seine arme Mutter noch nicht durch Arbeit unterstützen kann — Gedichte declamirt, um milde Gaben zu erhalten, und auf diesem Erwerbswege nicht nur seinen lange entfernt gewesenen Vater findet, sondern auch seinen, durch Unglücksfälle zur Verzweiflung gebrachten Oheim rettet, ist der Hauptgegenstand dieser interressanten Kleinigkeit; wobey nur die etwas derbe Unwahrscheinlichkeit beleidigt, daß die Mutter des Knaben, nach kaum verflossenen zwölf Jahren, weder ihren Mann, noch ihren Bruder, mehr erkennt! — Das Stück wurde trefflich gegeben; besonders erhielt Mad. Korn, der kleine Declamator, mit vollem Rechte enthusiastischen Beyfall. Bey ähnlichen Vorstellungen, deren voller Genuß nur durch eine ungestörte Aufmerksamkeit gewonnen werden kann, fällt die, seit längerer Zeit in unsern Schauspielhäusern eingerissene, Unruhe doppelt lästig, auch ist dann die große Inconvenienz besonders fühlbar, daß unsere beyden Hof-Theater dicht an sehr befahrne Straßen gebaut sind, wodurch in jenem nächst der Burg die linke, in jenem am Kärnthnerthor aber die rechte Seite der Gallerie durch das Gerassel der Wägen beynahe unbrauchbar wird.

Das zweyte Stück ist eine Posse in einem Aufzuge: Des Esels Schatten genannt. Wem sind wohl Wielands Abderiten unbekannt? Die Scene ist aus Abdera nach Krähwinkel versetzt; hätte es Hr. v. Kotzebue dabey allein bewenden lassen, so würde das Stück vielleicht besser gefallen haben, denn neben dem Witze eines Wielands kann selbst der eines Kotzebue nur einen matten Schimmer werfen. Überhaupt scheint dieser Gegenstand mehr zum Lesen, als zur Darstellung geeignet. Gespielt wurde es sehr gut; vorzüglich gelangen die Reden der beyden Advokaten, von den Herren Krüger und Koberwein vorgetragen. M.

Gedruckt bey Anton Strauß in Wien.



Der Sammler

Samstag, den — 30. — 10. März 1810.

Die Bewohner Wiens an Maria Louisen.

Ein Frühling naht von schönern goldnen Tagen,
Die Hoffnung grünt am schroffen Zeitenstrand,
Verwehet sind des langen Winters Klagen,
Nur Jubel tönt im Friedens-Blumenland.
Kein Wurm wird an der zarten Rose nagen,
Die sich so schön der Knospenhüll' entwand,
Sie blühe stets im Eintracht-Heiligthume,
Louise, dieses Frühlings erste Blume.

Wir sahen Sie vom Keime an erblühen,
Voll Freude, daß Sie unser Land gebar,
Wir sah'n des Gärtners eifriges Bemühen,
Zu schützen Sie vor jeglicher Gefahr,
Nun lohnet Ihn Sein eignes Werk: es glühen
Die Blätter, biethen duftend sich Ihm dar,
Und streu'n auf Seine Wege ihren Samen,
Wo oft nur Dornen Ihm entgegen kamen.

Erhabne Braut! ein holdes Blümchen winden
Wir treuen Bürger in den Hochzeitskranz,
Es sproßt in Herzen, die Dein Glück empfinden,
Die Liebe ist's für Deinen Vater Franz.
Nie soll der Blume Schmuck und Farbe schwinden,
Sie prange unverwelkt im Sonnenglanz,
Wenn Dich als Tochter dieses Blümchen freuet,
So sey's in Deinen Hochzeitskranz gestreuet.

Ja, ja, Sie sieht auf uns mit holden Blicken,
Aus welchen Ihre schöne Seele spricht:
„Ich will Mich mit der Blume Östreichs schmücken,
„Vergesse fern von Euch den Geber nicht!" —
O schöner Lohn! o wonniges Entzücken!
Für treuer Unterthanen leichte Pflicht,
Louise wird auch ferne unser denken,
Erinnerung uns für Erinn'rung schenken.

J. F. Castelli.

Edgar und Emma.

(Fortsetzung.)

Wie männlich kühn erschien ihr der holde Jüngling, der nur ihres Bruders Diener war, und wie klein, wie schwach und feig ihr Bräutigam, der für sein Leben zitterte, wo es die Rettung der Geliebten galt. — Schon oft sah sie Edgars Auge, wenn er unbemerkt sich glaubte, glühend auf ihr ruhen; doch schüchtern senkte es sich zur Erde, wenn er ihrem Blicke begegnete. Aus ihrem Fenster hatte sie ihn oft belauscht, wenn er träumend durch den Garten schlich, und Seufzer die Brust ihm hoben, oder ein melancholischer Gesang zur Laute von seinen Lippen tönte. Sie liebte ihn, doch sie wagte nicht, sich

ihre Liebe zu gestehen — seine Treue ehrte sie, sie war dem biedern Jünglinge gut, und heute hatte er gar das Leben ihr gerettet: Dankbarkeit wähnte sie das Gefühl, das mit Macht in ihrem Busen sich entfaltete, und wiegte so sich selbst in ahnungslosen Schlummer. — Der Schlaf sank endlich auf ihre müden Augenlieder; Edgars Bild umschwebte sie im Traume. Als kaum der Sonne erste Strahlen die Natur vom nächtlichen Schlummer weckte, als der Vögel lautes Chor den jungen Morgen grüßte, da erwachte Emma, und trat an's Fenster.

In verjüngtem Grün glänzte der Forst, die Waldgebirge dampften, und aus dem Garten stiegen der Blumenbeete würzige Düfte zu ihr herauf, laue Lüftchen fächelten ihre Wange, und schienen sie in die Laubengänge hinab zu locken, wo sie in kaum entknospeten Blüthen spielten. Sie eilte hinab; alle ihre Sinne schwelgten im Vollgenusse des Morgens; sie trat an ihre Lieblingslaube, wo sich Geisblatt zwischen Weinranken schwang, und ein zauberisches Helldunkel verbreitete. Ein Geräusch machte sie beben. — Edgar trat heraus; hoch röthete sich seine Wange, als er Emma gegenüber stand. „Verzeiht, Fräulein!" stammelte er verlegen, ich glaubte nicht..." „Mich so früh im Garten zu finden?" entgegnete ihm schäkernd Emma... „Guten Morgen, Edgar, ihr scheint meine Lieblingslaube auch zu lieben, das freut mich..." „Fräulin," sprach Edgar verwirrt, „ihr seyd so gütig, so liebevoll"... „Seyd ihr nicht der Retter meines Lebens? — das werd' ich euch nie vergessen, — aber soll ich euch nur danken? — Fordert, begehrt, und steht's in meiner Macht, was ihr von mir heischt..." Edgar bebte, ein Sturm von Gefühlen engte ihm die Brust ein, sein Auge wurde feucht. — „Wollt ihr mir überschwenglich lohnen, Fräulein," sprach er mit tief bewegter Stimme, „so gebt mir diese Busenschleife; ihr trugt sie gestern, als eurem Knechte das Glück ward, euch zu retten." — Purpurröthe flog über des Jünglings Wange, als die Bitte seinen Lippen entschlüpfte. — Auch Emma's Wange glühte. — „Ihr heischt so wenig, ach, daß ich ewig eure Schuldnerinn bleiben muß — hier nehmt die Schleife, und," indem sie forteilte, „gedenket mein!" Edgar war außer sich, sie liebte ihn... er preßte die Schleife an seine heiße Lippe, in ihr sah er das Pfand seines Erdenglücks... sein ganzes Wesen war im Aufruhr. Doch bald erwachte er aus dem Taumel, eine kalte Hand schien ihm in die Brust zu krallen, es schüttelte ihn wie Fieberfrost. Die reiche Emma aus altem, edelm Stamme, verlobt mit dem mächtigen Grafen von Waldeck, ihr Bruder so stolz auf seines Hauses Adel, und er ein armer Edelknecht, sein Knappe! Sein Himmel ward ihm zur qualenvollen Hölle, er stand an Edens Pforte, und sollte umkehren... Verzweiflung stürmte in seiner Brust. Als ruhigere Fassung in seine Seele wiederkehrte, da fühlte er es mit schmerzlichem Bewußtseyn: fort müßt er; durch Kampf und Gefahren Emma erringen oder sterben. Doch ach, noch wenig Wochen, und sie war die Gattinn eines andern, des Mannes, der nicht einmahl sein Leben für sie wagte. Keinen Ausweg sah er, der Kummer zehrte an seiner Jugendblüthe; matt und krank schlich er umher, seine Tritte wankten, seine bleiche Wange war die Verrätherinn seines Grams. Emma sah den Jüngling gleich einer Blume welken, deren Keim ein giftiges Insect zerstört; auch sie litt unaussprechlich: sie ahndete allein die Quelle von Edgar's Krankheit.

Ein Waffenbruder Adolfs heischte seine Hülfe in einer harten Fehde, er zog mit dem Waldecker und einer Schar reisiger Knechte fort. Edgar wollte seinem Herrn folgen; er vermochte es nicht, seine Jugendkraft erlag den Leiden, die an ihr nagten; am Vorabende des Zuges warf ihn die Krankheit auf das Lager. — Er mußte mit ein Paar alten Knechten bey Emma in der Burg zurückbleiben.

Lange hatte Emma mit ihrer Liebe gekämpft; doch sie sah den Geliebten vor ihren Augen sterben, der Retter ihres Lebens litt aus Liebe zu der Geretteten: das zarte, liebende Mädchen erlag endlich dem Drange ihres Herzens. Einen Trank heilbringenden Kräuterweins ließ sie von Wolfgang, dem Burgpfaffen, sich bereiten, und trat mit dem Labetrunke an Edgars Lager, wo eine treue Zofe auf ihren Befehl des Kranken wartete. „Ihr seyd krank, lieber Edgar?" lispelte sie mit zarter Silberstimme... Bleich, mit geschlossnen Augen lag der Jüngling da; bey den süßen Himmelslauten schlug er das Auge auf, in welchem die Seligkeit sich mahlte. „Hier bringe ich euch einen Labetrunk, ihr werdet davon schnell gesunden, ich habe selbst davon gekostet." „Ihr gebt mir das Leben wieder," sprach Edgar matt, indem er hastig nach dem Becher griff; „ihr habt davon gekostet, eure Lippen haben des Bechers Rand berührt..." und in einem Zuge trank er ihn bis auf die Hefe leer. „Gern will ich nun sterben, ich habe noch ein Mahl euch gesehen: an des Todes Pforten fallen die Schleyer; ich fühle seine Vorbothen in jeder Ader — drum wißt, was ich ewig euch verschweigen wollte: der arme Edgar liebt euch unaussprechlich; willkommen ist ihm der Tod, denn nie darf er hoffen, euch zu besitzen." Das Loos war gewor-

sen. Überwältigt von der Liebe Allmacht sank Emma in Edgar's Arme. „Auch ich liebe dich, lieber, treuer Edgar!" rief sie außer sich, indem sie mit Küssen den Mund, die Wange ihm überdeckte, auf die des Lebens Röthe wiederkehrte, „nur in deinen Armen will ich glücklich seyn, oder in kalten Klostermauern mein Leben verweinen." Der Freude Übermaß hatte Edgar's Kräfte erschöpft; er sank matt zurück. — Emma verließ ihn; sie besorgte Gefahr für den Geliebten. Des Jünglings Augen schloß ein erquickender Schlummer; nach ein Paar Stunden erwachte er zum neuen Leben; seine Krankheit war von ihm gewichen, er fühlte bald seine Kräfte wiederkehren, — der Gram warf ihn nieder, die Liebe hatte ihn geheilt. Nach ein Paar Tagen schon konnte der Genesene im Garten wandeln; die Laube war Zeuge des Festes der Liebenden: nach den ersten glühenden Ergüssen ihrer Zärtlichkeit begannen sie, in der Zukunft trüben Spiegel zu schauen, und ihrer Liebe künftiges Glück zu berathen. — Eines Jahres Aufschub ihrer Verbindung mit dem Waldecker wollte Emma von dem Bruder sich erbitten; Edgar sollte in den Krieg ziehen, die Rittersporen dort erkämpfen, dann zurück kehren und um Emma werben; dem Retter ihres Lebens, dem treuen Knappen, werde Adolf ihre Hand nicht weigern, hoffte Emma, wenn er als mannlicher Ritter, mit Sieg gekrönt, um sie würbe, und ihre Liebe zu ihm sie dem Bruder gestände.

Doch ach! schon harrte der Armen ein anderes Loos; die Bosheit hatte sich gegen sie verschworen, sie sollten der Liebe Wonnebecher nur kosten, um dann auf ewig sich zu trennen, oder nur im Tode sich zu vermählen. Die unvorsichtige Emma hatte nicht bedacht, daß Wolfgangs Wohnung nur eine dünne Breterwand von Edgar's Kammer schied. Längst hatte der Schlaue die Liebenden errathen, er ahnte die Quelle von Edgar's Krankheit, und als das Fräulein mit hastiger Eile, mit peinlicher Angst den Kräutertrank von ihm heischte, da schwand ihm jeder Zweifel; er legte in seinem Gemache sich auf die Lauer, und hörte dort das Geständniß der Beyden, die Schwüre ihrer ewigen Liebe. Schnöde Goldgier und eine schwarze Seele, die jedes fremde Liebesglück anfeindete, und giftig verfolgte, weil ihm selbst seine Süßigkeit versagt war, spornten ihn, dem Ritter alles zu entdecken; kaum konnte er zu Ausführung seines Bubenstückes Adolfs Rückkehr erwarten.

Im Hinterhofe der Burg stand die bemooste Ruine eines alten Thurms; keine Seele wagte ihn zu betreten, und zitternd kreuzten sich die Knechte, wenn sie ihr Weg in seine Nähe führte, denn der Echter Ahnfrau, ging die Sage, hause in dem Thurm, und necke jeden, der hinein sich wage, sie habe auch wohl schon bitterer die Frevler bestraft. — Die Liebe siegt selbst über Geisterfurcht; der Thurm ward das sichere Asyl der Zusammenkünfte der Liebenden. Eben feyerten sie dort ein Fest der Zärtlichkeit, da scholl des Lugners Liedlein lustig von der Warte, des Herren Heimkehr zur Burg verkündete sein Lied. Aufgescheucht aus ihren Wonnen eilten Edgar und Emma aus dem Thurme. — Die Zugbrücke donnerte nieder, und herein in den Burghof brauste der Zug, mehrere Gefangene in der Mitte. Adolf umhalste die Schwester, und freute sich der Genesung seines Knappen; er ging in sein Gemach, Emma folgte, ihn zu entwappnen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Eine Reise in Deutschland,

in statistischer, philosophischer und ästhetischer Rücksicht *)

Erstes Kapitel.

Veranlassung zur Reise.

Ich las eben in Mungo Parks Reisebeschreibung durch Afrika, und fühlte mich abermahls bey schlechtem Appetit, als meine liebe Frau auf mein Zimmer kam, und mich mit gewohnter Zärtlichkeit fragte: Mein Schatz! wie befinden Sie sich? — Da ich von jeher die Aufrichtigkeit geliebt habe, so verhehlte ich es ihr nicht, daß ich schon seit zwey Tagen einen schlechten Appetit zu Speise und Trank in mir verspürte. Während ich sie mit einer kläglichen Miene ansah, warf sie einen flüchtigen Blick auf mein Buch, und sagte: Sie sollten reisen. „Nach Afrika?" rief ich ganz erschrocken, „weißt du, daß Mungo Park" — Nein! rief sie, nach Appetit — Sie fahren aus, etwa nach Sachsen; dabey werden Sie Motion haben; Ihr Appetit wird sich einstellen, und wenn Sie merken, daß er vollkommen befestigt ist, so kommen Sie in meine Arme zurück. Ich gebe Ihnen dazu

*) „Dieser Titel, m. H., ist von meiner Wahl, und die Reisebeschreibung, die ich Ihnen zu beliebigem Gebrauch einsende, ist aus den Briefen gezogen, welche mein lieber Mann während seiner Abwesenheit an mich geschrieben, oder vielmehr seinem Heinrich dictirt hat. Da ich diese Fragmente, wenn auch nicht für mich, doch für andere, für sehr lehrreich halte, so wünsche ich, sie gedruckt zu sehen, besonders auch, weil ich meinen lieben Mann mit der Ehre, ein Schriftsteller ohne sein Wissen zu seyn, überraschen will. Für Satyre werden Sie diese Reisebeschreibung nicht halten, noch weniger für einen Reise-Roman, der nach fünfzehn aufgegebenen Worten gemacht wäre ꝛc."

Eulalia***.

tausend Thaler, und erlaube Ihnen, den Heinrich mitzunehmen. In 3 bis 4 Wochen ist alles gemacht."

Ich war erstaunt und überrascht. „Und wann?" — „Sie können noch heut Abend reisen, es ist Mondschein, und, Sie wissen, ich fahre heut mit dem Vetter auf's Land, mein Wagen würde sie ohnehin in der Ruhe stören." —

Sie ging fort, und es war mir, als wenn ich schon im Voraus die wohlthätigen Wirkungen einer Reise verspürte. — Im Hause ging es nun an ein Einpacken, der Reisewagen ward auf den Hof geschoben, die Postpferde bestellt; ich ließ mich anziehen, konnte beynahe nichts essen, hielt eine ziemlich ruhige Sieste, der Vetter, nähmlich der Herr Kriegsrath, kam, wie ein Adonis angezogen, der Wagen fuhr vor, meine liebe Frau nahm den zärtlichsten Abschied von mir, ich beschwor den Herrn Vetter, sie nach seinen Kräften zu trösten, (welches die gute Frau aufzuheitern schien), beyde begleiteten mich recht freundlich bis an die Thür. „Bleiben Sie gesund, mein Schatz!" rief die Engelsseele, „nehmen Sie keinen Schaden, und machen Sie statistische, philosophische und ästhetische Bemerkungen. Alle Posttage habe ich einen Brief." Unter diesen Worten war ich auf dem Sitz angelangt. „Vorwärts!" rief der Herr Vetter, und ich flog zur Stadt hinaus.

Zweytes Kapitel.

Die Nachtreise.

Meine liebe Frau hat so Unrecht nicht, das Nachtreisen ist gar nicht unangenehm, besonders für einen Mann, der nicht gern Bemerkungen macht, und sie doch machen soll. Man sieht wenig oder gar nichts, man ist so ziemlich auf sich allein eingeschränkt, man braucht sich um die Dinge, die voraus fliegen, nicht zu bekümmern, unter dem Vorwande, daß man sie doch nicht deutlich sehen kann, und so kann man recht ruhig schlafen. Ehe ich dieß that, freute ich mich über die Häuser in den Dörfern; in der Nacht ist sich alles hübsch gleich, die Bauerhütten sahen so reinlich aus, die erleuchteten Fensterchen lachten mich freundlich an, und es machte mir viel Vergnügen, mir vorzustellen, was die Leute hinter den Fensterchen thun möchten. Der Gedanke an ihre Ruhe brachte mich bald in einen erquickenden Schlaf, und ich verschlief wirklich 2 Stationen. Darüber werden mich viele Leute beneiden; denn es wird wenige geben, die nicht wünschen sollten, eine oder ein paar Stationen ihres Lebens verschlafen zu können.

Notitzen.

Wien, den 9. März. — Folgendes ist die Suite, welche Seine Majestät, die neuvermählte Kaiserinn von Frankreich, Marie Louise, bis zur Übergabs-Station Braunau begleiten wird: Der Übergabs-Hof-Commissär, Fürst von Trautmannsdorf. Der Oberst-Hof- und Erblands-Postmeister, Fürst von Paar. Der Oberst-hofmeister, Graf von Edling. Die Obersthofmeisterinn, Gräfinn von Lazansky. Die k. k. Kammerherren: Fürst v. Sinzendorf, Fürst Paul Esterhazy, der Landgraf von Fürstenberg, die Grafen Anton Batthyani, Hadik, (F. M. L.), Eugen v. Haugwitz, Ernest Hoyos, Joseph Metternich, Felix Mier, Dominik Wrbna, Wurmbrand, und Franz Zichy. Die Dames du Palais: Fürstinn v. Trautmannsdorf, die Gräfinnen O'Donell, Saurau, Appony, Blümegen, Traun, Pozdazky, Kaunitz, Hunyady, Chotek, Palfy, Zichy. Die k. k. Edelknaben mit ihren Hofmeister. Der Herr Hofrath von Hudelist, Herr Regierungsrath Freyherr v. Löhr, Herr v. Morgenbesser v. Mosel, vom Oberst-Hofmeister-Amte. Der k. k. geheime Zahlmeister, Hofrath v. Meyer. Der Leibmedicus, Hofrath von Stift. Ein k. k. Leib-Chirurgus. Ein Hof-Capellan. Der k. k. Rath und erster Kammer-Fourier, Caballini v. Ehrenburg. Der zweyte k. k. Kammer-Fourier v. Neumann. Zwey Hof-Fouriere, Reymund und Comper. Der k. k. Rath und Hof-Controllor Latour. Die Hof-Controllor-Amts-Adjuncten, Söckelberge und Fleischhacker. Der Hof-Wirthschafts-Cassa-Controllor v. Mayer. Die Kuchen-Inspectoren, Schönberger und Rath. Die Post-Officiere: Brendel v. Steenburg, Joseph Bauer, Christian Dasanowsky, und Franz Wokurka. Der Hof-Futter-Amts-Cassier Carl Rerl. Der Hof-Equipagen-Inspector Porschek. Vier und zwanzig adel. Arcieren- und kön. Hungarische Leib-Garden mit zwey Officieren, wovon immer vier den Wagen begleiten. Eine k. k. Kammerfrau, drey Kammerdienerinnen, ein k. k. Kammermädchen. Vier Kammerdiener und vier Thürhüther, ein Kammerheitzer, und acht Leib-Lakeyen. Der Hof-Silberarbeiter Wirth. Das nöthige Kuchen- und Zuckerbackerey-Personale, dann die Dienerschaft der Herren Cavaliere und Damen.

Für die ganze Suite müssen auf jeder Post-Station 462 Pferde in Bereitschaft stehen.

....

Paris, den 8. Febr. — Auf unsern Bühnen sehen wir alle Tage neugeborne Geisteskinder sterben. Seit langer Zeit konnte sich auf dem Theater Francais kein Stück mit seinem Ende endigen. Der Prisonnier en voyage, von Hrn. de Launay, fiel vor ungefähr 12 Tagen auf die kränkendste Weise durch, weil der Kaiser und der Hof zugegen waren, und seine Gegenwart selbst das Pfeifen nicht verhinderte. Der König von Neapel soll beym Herausgehen gesagt haben: „Ich habe mich recht königlich ennuyrt."

Noch eine andere Eigenheit macht jetzt in der Geschichte unsers Theaters Epoche. Wenn nähmlich der Schauspieler eine Tirade gesagt hat, die gefiel, etwa weil sie eine Anspielung auf irgend einen Zeitumstand zu enthalten schien, so finden sich im Parterre sogleich Leutchen, die albern und indiskret genug sind, ihr bis, bis! so laut und so lange zu rufen, daß der Schauspieler die Phrase noch einmahl geben muß. Das gibt Ihnen einen ziemlich hellen Begriff vom Geiste, der jetzt in unserm Parterre herrscht, und von der Art Verdienstes, wie man heutiges Tages vom Lustspieldichter fordert. Wie kann auch im Drama Wahrheit im Dialog bleiben, das Publicum da vor allen Dingen nur Sentenzen sucht, abgerissene Einfälle, Epigramme und Quodlibets!

Gedruckt bey Anton Strauß in Wien.



Der Sammler

Dinstag, den — 31. — 13. März 1810.

Eine Reise in Deutschland,
in statistischer, philosophischer und ästhetischer Rücksicht.

Drittes Kapitel.
Statistische Bemerkung.

Wir fuhren in ein Dorf hinein, an dessen Eingange uns schon etwas Merkwürdiges begegnete. Ein Ochse war wild geworden, ich weiß nicht weßwegen und rannte spornstreichs auf unsere Pferde zu. Schwager! rief ich in der größten Angst dem Postillon zu, Schwager, um Gotteswillen blase! — Warum denn? sagte er. „Sieh doch die wilde Bestie! Sobald du bläsest, so ist der Ochse gehalten, auszubeugen." — Der Postillon und mein Heinrich lachten beyde laut, und der Ochse lief glücklich vorüber. „Herr," sagte der Schwager, „heut zu Tage weicht weder Mensch noch Vieh der Post aus: es ist keine Autorität mehr."

Ich ließ es mir gefallen, da die Sache mich weiter nichts anging, und so glücklich abgelaufen war; ich war aber doch aufmerksam geworden, und daher machte ich hier eine statistische Bemerkung. Da es eben Kirschenzeit war, so wollte ich Kirschen essen. Mein Heinrich, der deßhalb mit der Wirthinn sprach, meldete mir, daß im ganzen Dorfe keine Kirsche zu finden sey. Das kam mir merkwürdig vor, und ich sprach deßhalb mit der Wirthinn selbst. Ich fragte sogleich nach dem Grunde, und sie entgegnete: daß sie keine Kirschbäume hätten. Ich fragte abermahls, warum? und es ergab sich, daß sie hier nicht fortkämen. — „Es gibt also ein Dorf in Deutschland, wo die Leute sterben können, ohne Kirschen gegessen zu haben, nähmlich, wenn sie nicht aus dem Dorfe heraus gehen, oder diese Obstart nicht aus der Fremde hingebracht wird." Diese statistische Bemerkung machte ich auf der Stelle. — Herr, sagte Heinrich, das hätte in Naumburg nicht passiren dürfen! „Wie so?" fragte ich. — Sehen Sie, fuhr er fort, hätten die Naumburger nicht alle Jahre Kirschen gehabt, seit einigen Jahrtausenden ungefähr, so hätten sie den Kindern keine geben können; hätten sie den Kindern keine gegeben, so wäre kein Kirschenfest gewesen; wäre das weggefallen, so hätte man nichts von den Hussiten gewußt; hätte man von den Hussiten nichts gewußt, so — „Halt ein," schrie ich, „du machst eine zu lange Bemerkung; indeß schreibe sie hier neben die meinige, wir wollen sie an die gnädige Frau schicken."

Viertes Kapitel.
Die Sitten.

Da, wie ich wohl weiß, ein jeder Reisender überall auf die Sitten und Gebräuche Acht haben muß, welche sich in den verschiedenen Ländern und Dörfern finden: so beschloß ich bey mir selbst, ob es mir gleich meine Frau nicht ausdrücklich gebothen hatte, auch auf die Sitten mein Augenmerk zu richten, so wie es auch Mungo Park im Innern von Afrika gethan hat. Zu meinem

wahren Glücke kamen wir nicht nur am Sonntage nach H—lzw—g, sondern es war auch gerade die Station im Dorfe, wo ich also glücklicherweise so lange verziehen konnte, bis die Leute aus der Kirche kamen. Hier hatte ich nun die beste Gelegenheit, die Sitten zu observiren. An den Männern merkte ich eben nichts Besonderes; aber als ich die Weiber ansah, mußte ich plötzlich eine Observation machen.

Heinrich, rief ich, ist es nicht Sommer?

„Ja, gnädiger Herr!"

Sieh nur die Weiber an, sie haben alle die Jacken zu Hause gelassen.

„Es wird ihnen zu warm seyn."

Nun so laß deine Augen von den bloßen Armen bis zu den Händen herabgleiten. Was observirst du?

„Sie haben alle schwarze Pelzmuffe."

Richtig! — Aber sage mir, um's Himmelswillen, wozu?

„Ey, sie werden in der Kirche mit den Händen nichts anzufangen wissen. —

Mein Heinrich hat in Absicht des Grundes gewiß Recht. Solche Sitten aber greifen um sich, es wird eine Mode draus, und ich bin fest überzeugt, daß nächstens unsere Schauspieler im Sommer und Winter mit Muffen auf's Theater kommen werden.

Fünftes Kapitel.

Die Christenverfolgung.

Tags vorher war ich in die Stadt D—ugekommen. Der Heinrich, der schon in der ganzen Welt und also auch in D. gewesen ist, und der mir vor jeder Stadt und vor jedem Dorfe etwas davon erzählen mußte, damit ich gleich wüßte, woran ich wäre, hatte mir von der Stadt D. erzählt, daß mich die Juden auf allen Schritten und Tritten verfolgen würden. Mir wurde anfänglich bange, und er mußte mir die Merkwürdigkeit weitläufig beschreiben. Nun wurde es mir spaßhaft, und ich sehnte mich gewaltig nach D. Ich stellte mir schon im Geiste vor, wie ich auf dem Sopha sitzen, ein Jude nach dem andern den Kopf zur Thür herein stecken, und mir seine Waaren vorzeigen würde. „Ich werde gar nichts anders vornehmen," sagte ich, „die Kerle mögen mich amüsiren, und wenn ich ja etwas kaufen muß, so schicke ich es meiner Frau."

Wir kamen an, ich stieg aus. — Nirgends ein Jude! „Sie werden alle schon oben seyn," dachte ich, und ließ mir die Zimmer anweisen. Weder auf der Treppe, noch auf dem Corridor ein Jude. Ich trete ein, setze mich auf den Sopha, und sehe unverwandt nach der Thür. Niemand klopft. — Heinrich kommt endlich. „Lieber Heinrich!" rief ich, „wo bleiben denn die Juden?" — Es wundert mich selbst, sagte er, daß sie noch nicht erscheinen; sie stehen sonst schon vor dem Thore, und gehen mit dem Wagen, damit sie gleich da sind. Ich werde Erkundigung einziehen.

Er ging, und mir wurde die Zeit gewaltig lang. Wahrscheinlich haben sich die guten Leute, wegen barbarischer Behandlung von Seiten der Christen von hier weggewandt. Nun, so werden sich die Reisenden auch von hier wegwenden! —

Heinrich kam und meldete; Es sey heut Sonnabend, und ein Spaßvogel habe unten im Hause gesagt: die Christenverfolgung cessire, von wegen des Sabbaths.

Nun war für mich in D. nichts mehr zu thun; ich befahl also, daß angespannt werden sollte.

„Wollen Sie nicht das Schauspielhaus sehen? fragte Heinrich."

Es ist ja leer.

„Der Mann unten sagte, da wär' es gerade am schönsten."

Nein, — sagte ich, — nichts, als essen und fortfahren. Und so geschah es.

Sechstes Kapitel.

Das große Haus.

Das muß ich sagen, L—g ist eine Stadt, wo man erstaunlich viel observiren kann. Ich will nur gleich die allergrößte Merkwürdigkeit nennen. Auf dem Markte steht ein Haus von 71 Fenstern, nähmlich in den drey Stockwerken sind 39, und im Dache 32. Ich ging alle Tage auf den Markt, um mir das Haus anzusehen, und meine Gedanken dabey zu haben. Was müßte doch auf dem Markte vorgehen, wenn aus jedem Fensterflügel ein Mensch heraus sehen sollte? Das ist die Frage, die mir zu meinem Unglück einfiel. Wenn die Universität einen Magister unter freyem Himmel creirte? — Darum kümmert sich kein Mensch. — Wenn zwey Deutsche Gelehrte oder Zeitungsschreiber sich auf dem Markte prügelten? — Darnach sieht kein Mensch. — Wenn fremde Thiere oder der Großmogol durchkämen? — Dann würde es ziemlich voll. — Wenn ein Mensch mit glühenden Zangen gezwickt und dann geviertheilt würde? — Dann wären die ein und siebenzig Fenster noch zu wenig. — Das ist meine Antwort; ich weiß keine bessere.

Siebentes Kapitel.

Die Leiche.

Ich war einen ganzen Tag nicht ausgegangen, als mir mein Heinrich keine Ruhe ließ, daß ich mir noch eine kleine Motion machen möchte, damit ich wegen des Abendessens nicht aus dem Appetit fiele. Da dieß nun der Zweck meiner kostbaren Reise war, so ließ ich mir's gefallen, und spatzierte auf das —sche Thor zu. Nicht weit davon kam ich eben zu einer traurigen Handlung zurechte. Um ein Haus hatte sich eine große Anzahl von Männern und Knaben in Trauermänteln mit Fackeln versammelt, welche Sterbelieder sangen.

Heinrich! sagte ich, dort ist ein Begräbniß, wir wollen hin, das sehe ich gern.

Wir gingen unter das Volk vor dem Trauerhause, das von oben bis unten mit Menschen, die recht zufrieden aussahen, und zuweilen lachten, besetzt und festlich erleuchtet war.

Heinrich! sagte ich, sieh die Leute an! — Er that's. — Hast du schon lachende Erben gesehen?

„Nein!"

Das sind sie! — Sie verbeissen nur das Lachen, des Volks wegen.

Ich und der Heinrich vergaßen das Hören über dem Sehen, weil wir uns die lachenden Erben recht einprägen wollten. Da ich nun eine Passion auf Leichen habe, so wollte ich mich durchdrängen, um die Leiche zu sehen. Aber wie ging mir's! Unter unzähligen Stößen erfuhr ich, daß hier keine Leiche wäre, sondern ein lebendiger Mensch, der Rector, dem die Schüler eine Abendmusik zur Ergötzlichkeit bringen. — Ich ließ mich gleich wieder nach Hause führen, und hatte weiter keine Ideen darüber.

Achtes Kapitel.

Die Philosophie.

Auch am folgenden Tage spürte ich merklich diesen Mangel an Ideen, und sagte es dem Heinrich. Der sagte es dem Lohnbedienten, und der wußte Rath. Ich mußte nähmlich noch Vormittags mich in die Philosophie begeben. Der Lohnbediente erklärte mir alles, und ich fuhr hin. Der Saal war ganz artig gemahlt, und mit allerley Köpfen geschmückt; und da ich auf einem festen Stuhle saß, so schlief ich, der Wärme und der vielen Menschen wegen, ein bischen ein. Vorher aber observirte ich, daß einige etwas aufschrieben; ich erinnerte mich daher gleich an meine liebe Frau, und befahl dem Heinrich, auch etwas aufzuschreiben. Als wir glücklich nach Hause gekommen waren, brachte mir der Heinrich sein geschriebenes Blatt, welches ich denn sogleich als philosophische Bemerkungen also abschrieb:

„Der barwarische Geschmack geht auf's Vornehme, Prächtige und Glänzende. (Daraus merke ich, meine liebe Herzens-Eulalia, daß du den rechten barwarischen Geschmack hast.) Alles muß mit den Patriarchen und der Idyllenwelt verglichen werden, wenn man alles recht verstehen will. (Das werde ich künftig immer thun.) Natursinn ist einerley mit Geist, Geist ist Empfänglichkeit für Welt und Natur (z. B. ein gesunder Appetit, das ist die rechte Empfänglichkeit.) Ein Dichter ist der, der was macht, ohne zu wissen, wie es zugeht. (Der tausend! was bin ich für ein Dichter, ich weiß nie, wie das zugeht; was ich mache.) Geist im Philosophen und Künstler ist einerley, jener zum Denken, dieser zum Empfinden. (Ich bin doch mehr ein Künstler, als ein Philosoph.(Wolf hat Talent zur philosophischen Klarheit, aber keinen Natursinn, Descartes aber hatte Genie." (Das verstehe ich nicht recht.)

Nun war ich, eh' ich mich's versah, wieder zu Ideen und obendrein zu philosophischen Bemerkungen gekommen. Das muß man der Philosophie lassen, die Ideen fließen darin, wie Wasser.

Die Freundschaft.

Kaum begannen Welt und Himmel
Auf Kronions Zauberruf,
Als, die Erde zu bevölkern,
Er den Gott der Liebe schuf.

Auch entsprang des Donn'rers Haupte
Göttinn Pallas mit dem Speer,
Die verschönte Langeweile,
Kalt, pedantisch, freudenleer.

Amor sprach: „Ist's eine Büste,
Die ich erst beseelen muß?" —
Und sie gab dem holden Knaben
Aus Zerstreuung Kuß um Kuß.

Wie der Göttervater zürnte!
Dem Betroff'nen bangte sehr.
Seine weise Tochter übe
Solcher dummen Streiche mehr.

Und aus Vorsicht, oder Feinheit,
Oder Mitleid, glauben wir,
Schuf Kronion flugs die Freundschaft,
Und die Weisheit huldigt ihr.

Haug.

Notizen.

Wien, den 12. März. — Nachdem der k. k. Franz. Großbothschafter, Fürst von Neufchatel, am 8ten März die feyerliche Begehrungs-Audienz erhalten, und die durchlauchtigste Braut, Freytags den 9., durch einen feyerlichen Eid auf die ihr, in Ermanglung eines männlichen Erbens, zukommende Erbfolge renunciret hatte, wurde Sonntags den 11. März in der Hofburg-Pfarrkirche bey den P. P. Augustinern die feyerliche Vermählung vollzogen, wobey Ihre kaiserliche Hoheit der Erzherzog Carl die Stelle des Bräutigams vertraten. Nach der Trauung war in dem neuen prächtig decorirten Saale öffentliche Tafel, wovon wir hier den Grundriß mittheilen.

Schon durch mehrere Tage wurden zur Beleuchtung der Stadt sowohl in der k. k. Burg, vorzüglich auf der Seite der ehemahligen Reichskanzley, der Wohnung des Herrn Großbothschafters, als auch in verschiedenen herrschaftlichen und Privat-Gebäuden große Anstalten dazu gemacht; allein ein den ganzen Tag heftig wehender Wind verhinderte zum Theil dieselbe. Nichts destoweniger war der Haupteingang in die k. k. Burg, das Hotel des Grafen Fries, des Französischen Bothschafters, des Fürsten von Esterhazy, Grafen von Palfy, und Herrn von Geymüller in der Wallerstraße, so wie jenes des Herrn Banquiers v. Baldtauf am Stock am Eisenplatze, die Facade des Kärnthnerthor-Theaters, die Wand des Hofbauamtes, welche gegen die Stadt und dem Josephsplatze liegt, das Rathhaus, und viele andere Gebäude auf's prächtigste erleuchtet.

An der Reichskanzley waren folgende Inschriften transparent angebracht. In der Mitte

V. N. L.

verschlungen. Unten gegen die Uhr:

Ex unione pax, opes, tranquillitas, populorum.

Diese Inschrift konnte allein erleuchtet werden. — Oben

Augustum connubium felicitatis publicae pignus.

Ober dem Hofbauamte:

Vota publica fausto hymenaeo.

Von den Aerarial-Gebäuden zeichnete sich vorzüglich das Mauthgebäude und die dazu führende Brücke aus, welche mit einer sechsfachen Reihe Laternen, wovon die mittlere nach den drey Französischen Farben, weiß, roth und blau, die beyden äußern aber nach den Österreichischen Farben, weiß und roth, gefärbt waren. — Unter den Privat-Häusern war vorzüglich die Wohnung des berühmten Mechanikers, Hrn. Mälzl, schön ausgeziert. Der von ihm bewohnte Vorsprung war in eine herrlich decorirte Loge umgewandelt; bey dem mittlern Fenster zeigte sich durch einen Hohlspiegel das sehr ähnliche Bild der durchlauchtigsten Braut schwebend; an einem daran stoßenden Fenster befand sich der berühmte Automat: der Feldtrompeter, über welchem ein Genius folgendes vortreffliche Chronographicum hielt:

taCe MVnDVs ConCors.

An unzähligen Fenstern glänzten die Nahmen Franz und Ludovika, Napoleon und Louise. Gegen 10 Uhr fuhren die neuvermählte Kaiserinn an der Seite ihrer erhabenen Mutter, begleitet von der adelichen Arcieren- und Hungar. Leibgarde, dann einem starken Detaschement Cavallerie, in einem 6spännigen Gallawagen, dem mehrere, in welchen sich die Prinzen Brüder des Kaisers, die Obersthofmeisterinn und Hofdamen befanden, folgten, unter beständigem Vivatrufen des Volkes durch die Straßen der Stadt, und kehrten erst nach 12 Uhr in die k. k. Burg zurück.

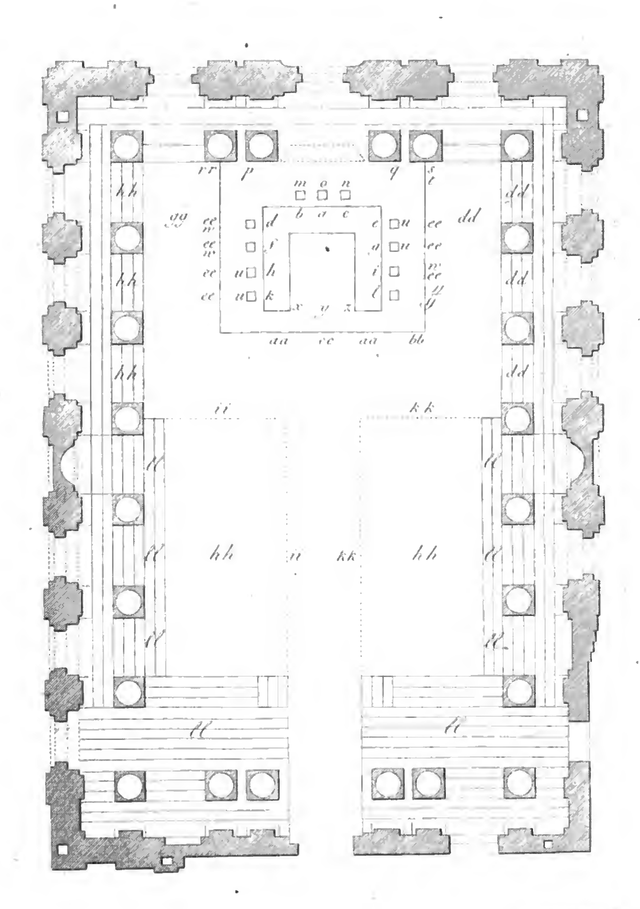
Freytags den 9. März veranstalteten die Herren Eigenthümer des Theaters an der Wien eine freye Vorstellung der großen Gluckschen Oper: Iphigenie in Tauris, und theilten dazu eine verhältnißmäßige Zahl Billeten unter den Adel und die Honoratioren aus. Das Innere des Theaters war beleuchtet, die Decorationen neu und prächtig. Ihre Majestäten der Kaiser und die Kaiserinn, die durchlauchtigste Braut, die Erzherzoge, der Prinz Großbothschafter und ein zahlreicher Adel wohnten derselben bey. Samstags waren beyde Theater der Stadt inwendig beleuchtet. Sonntags, am Vermählungstage, war in allen Theatern der Stadt und der Vorstädte freyer Eintritt.

....

Erklärung des Grundrisses des neuen Saales in der k. k. Burg, und der in selbem, bey Gelegenheit der feyerlichen Vermählung Sr. Maj. des Kaisers Napoleon mit Sr. kaiserl. Hoh. M. Louise, Erzherzoginn von Österreich, gegebenen öffentlichen Tafel.

a. Die durchlauchtigste Braut.
b. Se. Majestät der Kaiser und König.
c. Ihre Majestät die Kaiserinn Königinn.
d. Se. kaiserl. Hoheit Erzherzog Carl.
e. — — — — — — Joseph, Palatin.
f. — — — — — — Anton.
g. — — — — — — Johann.
h. — — — — — — Rainer.
i. — — — — — — Ludwig.
k. — — — — — — Rudolph, Coadjutor des Erzbisthums Ollmütz.
l. Der Französisch-kaiserl. Großbothschafter, Prinz von Neufchatel.
m. K. K. erster Obersthofmeister, Fürst zu Trauttmannsdorf, mit dem Stabe in der rechten Hand.
n. Obersthofmeister Ihro Majestät der Kaiserinn, Graf von Althann.
o. — — — der durchlauchtigsten Braut, Graf von Edling.
p. K. Hungar. adel. Leibgarde-Capitän, Fürst Esterhazy, (in Abwesenheit des Arcieren-Leibgarde-Capitäns).
q. K. K. Trabanten-Leibgarde-Capitän, Prinz von Ligne.
r. Der General-Adjutant und der Dienst-Kämmerer Sr. Majestät des Kaisers.
s. Obersthofmeisterinn Ihro Maj. der Kaiserinn, Gräfinn von Althann.
t. — — — — — der durchlaucht. Braut, Gräfinn von Lazanzky.
u. Die Obersthofmeister Ihrer kaiserl. Hoheiten der Erzherzoge.
w. Die Obersthofmeisters-Stellvertreter Höchstderselben.
x. K. K. Oberstküchenmeister, Landgraf von Fürstenberg.
y. K. K. Oberstsilberkämmerer, Graf zu Trautmannsdorf.
z. K. K. Oberststallmeister, Freyherr von Kiesenfels.
aa. Der Vorschneiders-Stellvertreter.
bb. Der Truchseß-Hatschier mit dem Stabe in der Hand.
cc. Der Weihbischof, welcher das Benedicite und Gratias zu bethen hat.
dd. Die Hof- und Stadt-Damen.
ee. Die erzherzoglichen Dienst-Kämmerer.
ff. Die kaiserl. Französischen Bothschafts-Cavaliere.
gg. Kaiserl. Französischer Bothschafter, Graf v. Otto, und das Corps diplomatique.
hh. Übriger Hofstaat.
ii. K. K. Arcieren-Leibgarde.
kk. Königl. Hungarische Leibgarde.
ll. Tribunen für die Zuseher.
mm. Haupteingang in den Saal.

Verbesserung. Im Blatte No. 29 in den Notizen Zeile 14, lese man: durchlauchtigsten Erzherzoge, statt durchlauchtigsten Erzherzoginn.


rr
p
q
s
t
m o n
b a c
hh
dd
gg
ee
d
e
f
g
h
i
k
l
u
x y z
aa cc aa bb
ii
kk
ll



Der Sammler.

Donnerstag, den — 32. — 15. März 1810.

Edgar und Emma.

(Fortsetzung.)

Während sie ihn des Panzers entledigte, verkündete er ihr: zwey seiner Vettern seyen aus Palästina heimgekehrt, sie würden in ein Paar Tagen mit des Waldeckers Vater eintreffen, drum habe er die Hochzeit auf ihre Ankunft festgesetzt. „Du wirst mir drob nicht grollen, Emma," fügte er scherzend hinzu, indem er ihr die Wange streichelte. Emma erbleichte, sie wollte sprechen, die Laute starben ihr im Munde. — „Was ist dir? Du wirst blaß, du zitterst, Emma," fragte Adolf erstaunt, „ich dachte dir eine Freude zu machen, und nun? ... Wie soll ich das alles deuten?" Emma sammelte sich, sie erzwang Fassung und Muth, denn es galt das Glück ihrer Liebe und ihres Lebens. — „Vergib mir, lieber Bruder," entgegnete sie ihm schmeichelnd, „du weißt nicht — ach, mir ist so bange! unsere Ahnmutter ist mir in verwichener Nacht erschienen ... „Wie?" rief Adolf überrascht, „unsere Ahnfrau? — Und was heischte sie von dir?" — „Ach, Bruder! sie blickte mich grimmig an: hast du vergessen, Emma, sprach sie in hohlen schrecklichen Tönen, daß seit Jahrhunderten keine meiner Enkelinnen ihre Hand vergeben durfte, ehe sie die zwanzig erreicht hatte. Du willst die erste seyn, die meinen Todtenschlummer stört? — Wehe, wehe dir, wenn du zum Altare gehst, ehe zwölf Mahl sich des Mondes Scheibe füllt; ich würde rastlos dich verfolgen! so sprach sie, und verschwand" — „Was hör' ich," rief Adolf, „haben deine Sinne dich nicht getäuscht?" „Ach, nein!" versetzte Emma, „ich wachte, der Mond schien hell in meine Kammer, und mahlte die runden Scheiben an den Boden, ich habe mit Entsetzen jeden Laut vernommen; ich bitte, ich beschwöre dich auf meinen Knien, laß ab von deinem Vorhaben, höre die Stimme unserer Ahnfrau, mache mich nicht gränzenlos elend." — „Nun wohl, es sey," entgegnete Adolf nach einigem Nachdenken, „ich gehorche, du sollst nicht die erste aus dem Stamme der Echter seyn, die unsere Ahnmutter aus ihrem Grabe weckt. Wird aber, traun! der Waldecker trübselig drein sehen, daß er so lange harren soll?"

Emma dankte ihrem Bruder. Freude schwellte ihren Busen, sie sah sich vor dem ersten Sturme geborgen, der Hoffnung Strahl lächelte ihr mild entgegen. — Der Waldecker sträubte sich gegen den Verzug, er verwünschte heimlich die Spuckgestalt, die aus ihrem Grabe stieg, um ihm das nahe Ziel seiner Wünsche so weit hinaus zu rücken, doch endlich mußte er sich drein ergeben, denn mächtig war Adolfs Geisterglauben.

Als Adolf des andern Tages allein beym Morgenimbiß saß, da schlich gewahrsam Wolfgang in sein Gemach. „Seyd ihr allein, Herr Ritter?" flüsterte er. „Wie ihr seht," rief Adolf ihm entgegen, „schleicht ja einher, wie das böse Gewissen! Was bringt ihr mir?" — „Böse Kunde, Herr Ritter, wahrt eures Hauses Ehre, es will ein Bube sie beflecken." „Wer könnte das wagen?" fuhr

Adolf grimmig auf und stampfte auf den Boden, daß die Scheiben klirrten. „Seyd doch ruhig," sprach der Mönch leise, „man könnte uns hören, und dann wäre alles verloren. Schmach und Schande drohen euch und dem edeln Grafen von Waldeck; einen eurer Knechte hat Fräulein Emma zum Buhlen sich erkohren." Vor Wuth schäumend wollte Adolf ihn unterbrechen, doch der bath ihn, seine Kunde ganz zu hören, dann möge er beginnen, wie es ihm bedünke. — „Schon lange," fuhr er fort, „hatte ich gesehen, wie das Fräulein und euer Knappe Edgar minnigliche Blicke wechselten — wie sie einander auf allen Tritten folgten. Bald war der Garten, bald Emma's Gemach, bald sogar der alte Geisterthurm im kleinen Burghofe der Schauplatz ihrer Minne. — Glaubt mir, des Knappen Krankheit, als ihr hinaus in die Fehde zogt, war heimliche Liebe, nichts anders; kaum waret ihr ein Paar Stunden fort, da stürzte Fräulein Emma athemlos in meine Klause: sie bath mich flehentlich, mit Thränen in den Augen, einen heilsamen Kräuterwein dem armen Edgar zu bereiten. Mir ahnte nichts Gutes; ich that, was sie von mir heischte, doch legte ich mich aufs Lauern; mein Gemach ist nur durch eine dünne Bretterwand von Edgar's Kammer geschieden: da hörte ich bald das Wechselgeständniß des Liebespaares und die Schwüre ewiger Treue. — Seitdem habe ich die Beyden oft, selbst in der Geisterstunde, zum alten Thurme schleichen sehen, weil sie dort ihren Frevel sicher wähnen." — Nahmenlose Wuth ergriff den Ritter. — „Darum also, darum" tobte er, „mußte der Buhlerinn die Ahnfrau selbst erscheinen, darum sollte die Hochzeit verschoben werden, damit der Bube Zeit gewänne, mit Schande den alten Stamm der Echter zu bedecken, wohl gar mit dem sittsamen Fräulein zu entfliehen? — Geduld, ich will ener Plänchen fürchterlich zerstören — morgen sey die Hochzeit; der Bube Edgar soll Emma die Schleppe tragen, wenn sie zum Altare geht, er soll beym Hochzeitsmahle den Becher ihr credenzen, an dem sie auf das Wohl ihres Gatten nippt; dann büße er im tiefsten Burgverließ, wo Molch und Unke nisten, den Frevel, bis sein letztes Stündlein schlägt."

Gleich dem bösen Feinde, wenn er Unkraut in des Weitzens Segensfeld gesäet, schlich Wolfgang fort. In des Zorns erster Wuth wollte Adolf zu seiner Schwester stürmen, und seinen vollen Grimm auf sie niederdonnern; doch hier galt es Klugheit und Behuthsamkeit. Nichts von allem durfte der Waldecker ahnden, wollte er den reichen Grafen als Eidam nicht verlieren; er bekämpfte seine Wuth, und trat mit erzwungener Fassung zu Emma, die im Garten lustwandelte. Er verkündete ihr, einer seiner Waffenbrüder und Jugendfreunde in Schwaben heische seine schnelle Hülfe, jeder Tag Verzug bringe seinem Freunde Gefahr; lang und hartnäckig werde die Fehde seyn; zu bedenklich sey es, eine älternlose Dirne, schlecht bewacht, in der Burg daheim zu lassen, auch könne er in der Fehde bleiben, und dann die Schwester nicht mehr an der Seite eines wackern Gatten sehen: kurz, er habe seinen Sinn geändert, morgen solle die Vermählung seyn, die Ahnfrau werde unter solchen Umständen nichts einzuwenden haben. — Emma traute ihren Ohren nicht, sie bebte; schon hatte sie am Ziele ihres Glückes sich gewähnt, und nun sah sie mit einem Mahle auch die letzte Hoffnung zernichtet: zusammenstürzte das luftige Gebäude ihrer Rosenträume, in denen sie eben noch sich wiegte. Sie bath, sie flehte, sie beschwor ihren Bruder um Aufschub, sie drohte ihm mit dem Zorne der Mutter ihres Stammes; Adolf blieb unerbittlich.

Der Waldecker jauchzte ob dem nahen Glücke, das er noch gestern sich so fern entrückt gesehen hatte. Alle Anstalten zum Vermählungsfeste wurden getroffen; Eilbothen jagten nach allen benachbarten Burgen, Adolfs Waffengenossen, seine Burgmannen alle zur Hochzeit zu bescheiden. Rauschendes Getümmel, lauter Jubel füllte die Echtersburg, geschäftig drängten sich die Dienerinnen und Knechte. Als Edgar die Schreckenspost vernahm, da wühlte Höllenschmerz in seiner Brust; noch gestern sah er sich an des Paradieses Pforten, auf des Glückes schwindelnster Höhe, und heute alles verloren: so bebt entsetzt der Wanderer, wenn ein Blitz, gesandt aus heiterm Himmel, vor seinen Füßen in die Erde schmettert. Ihm ahnte Verrath, wie hätte so schnell sonst der Ritter seinen Sinn geändert — er suchte in Adolfs Blicken zu lesen: sie weilten kalt auf ihm, nur zuweilen schien eine wilde gräßliche Freude darin aufzuglänzen. — Kalt befahl der Ritter seinem Knappen, mit seinen Gefährten den Zug zur Kapelle zu begleiten, und die Schleppe dem Fräulein nachzutragen, beym Mahle ihr den Hochzeitbecher zu credenzen. Das war zu viel. — Edgar schwankte stumm und ohne Bewußtseyn aus Adolfs Gemach; es flirrte vor seinen Augen, um ihn schien ihm alles in die Runde sich zu drehen. Er spähte allenthalben nach Emma, aus ihrem eignen Munde brannte er seines Unglücks Fülle zu vernehmen, doch umsonst; mit Argusaugen bewachte der Bruder jeden ihrer Schritte, selbst ihrer Zofen keine war sichtbar. — Langsam und qualenvoll schlich Edgarn der furch-

terliche Tag dahin; bald schien ihm seine Pein mit Bleygewichten der Stunden Flug zu hemmen, es waren die Foltern einer Ewigkeit in kurzen Raum gedrängt — dann schien ihm wieder die Zeit mit fürchterlicher Eile zu entschwinden, jede Minute brachte den Augenblick ihm näher, der ihn so unaussprechlich elend machen sollte. Doch bitterer, als das seine war Emma's Loos; er durfte wenigstens seines Schmerzens ganzer Fülle sich hingeben, in wohlthätigen Thränen sein Jammerloos beweinen; doch sie mußte gewaltsam die Zähren zurück drängen, die ihr herauf in's Auge stiegen, Fassung mußte sie erhäucheln, denn Waldeck und ihr Bruder wichen nicht von ihrer Seite, sie mußte des Mannes Liebkosungen dulden, den sie als den Mörder ihres Lebensglücks haßte. — Als endlich die Nacht herniedersank, da durfte sie ihren Thränen freyen Lauf lassen. Sie warf sich hin auf's Lager, ihre Brust hob sie krampfhaft, es schien sie der Schmerz zu sprengen; mit bangem Stöhnen und jammervoller Klage füllte sie ihr Gemach. — Noch hatte kein Schlaf ihr verweintes Auge geschlossen, als die Sonne über die Gebirge heraufstieg, und die ganze Erde neu belebte — nur ihr schien sie eine Leichenfackel — zum Himmel flehte sie um den Tod, das Ende ihrer Leiden.

(Der Beschluß folgt.)

Seeleben.

Siebenter Brief.

Reise nach Smyrna — Die Visite — Der Frankenzoll — Das Diner — Das Casino — Das Schiffsfrühstück — Jedequi — Bemerkung.

Smyrna, Jul.

Ich schreibe Ihnen dieses von der Asiatischen Küste aus einem allerliebsten Landhause, wo ich nun schon seit 14 Tagen bin. Es gehört dem Herren van Lennip, einem Landsmanne, der mir den Urlaub von unserm Capitän ausgewirkt hat. Aber Constantinopel, höre ich Sie sagen? — Wir blieben an 17 Tage daselbst vor Anker, ohne daß jemand Erlaubniß erhielt, an's Land zu gehen. Proviant, Wasser u. s. w. ward uns indessen zugeführt, wobey jedoch der Capitän die größte Vorsicht beobachten ließ. Endlich erhielten wir Ordre nach Smyrna zu segeln, die dort liegenden Kauffahrer unserer Nation unter Convoy zu nehmen, und nach dem Vaterlande zurückkehren, so schnell es nur möglich sey. Auf diese Art sind wir auf der Rhede von Smyrna vor Anker, und warten nun, bis die ganze Convoy ihre Ladungen vollends eingenommen hat.

Den Tag nach unserer Ankunft stattete der Capitän eine Visite bey unserm hiesigen General-Consul, dem Grafen v. Hochepied, ab, der eine Griechinn geheirathet hat, und ein sehr großes Haus zu machen scheint. Ich erhielt die Erlaubniß mitzufahren, und bekam so Gelegenheit, einen beträchtlichen Theil der Stadt zu sehen. Wir trafen nähmlich in dem Hause des General-Consuls einen alten Freund von unserm ersten Schreiber an, der sich sogleich zu unserer Begleitung erboth. Während nun der Capitän mit dem Consul die nöthigen Geschäfte berichtigte, machten wir uns 4 oder 5 zusammen auf den Weg, nahmen jedoch aus Vorsicht nicht nur den Drogman des Consuls, sondern auch zwey von seinen Janitscharen mit.

Auf dieser Wanderung kamen wir nun unter andern auch an den Frankenzoll, und so an das Zollhaus, wo der Zoll von den Europäischen Schiffen eingenommen wird. Hier traten wir in einen kleinen Saal, wurden mit Kaffeh, Confituren und Sorbet tractirt, thaten ein Paar Züge Tabak, und fanden die Türken zu unserer Verwunderung ungleich höflicher, als man sie meistens zu schildern pflegt. Mittags speisten wir bey dem General-Consul, der dem Capitän zu Ehren ein Diner von 25 Personen gab. Hier sah ich zum ersten Mahle, was Europäisch-Asiatischer Luxus ist. So hatten wir z. B. Französische, Spanische, Griechische Weine im Überflusse; auch fehlte der alte Rheinwein und der Porter nicht. Eben so große Mannichfaltigkeit herrschte bey dem Dessert; es ist unmöglich zu beschreiben, was man hier für herrliche Früchte hat. Sonderbar, aber doch im Grunde nicht übel, kam es mir vor, als wir am Ende des letzten Gerichtes sämmtlich aufstanden, und so lange im Saale herum spatzierten, bis das Dessert aufgetragen war. Nach dem Essen begaben wir uns in das Casino, ein sehr schönes, den Holländern zugehöriges Haus, wo auch ein kleines Theater befindlich ist. Ich fand hier mehrere Holländische, Französische, Italiänische und Englische Zeitungen, so daß man in Smyrna auch von dieser Seite recht gut versorgt zu seyn scheint.

Einige Tage darauf gab der Capitän dem General-Consul und mehrern andern vornehmen Kaufleuten ein großes Frühstück an Bord, zum Theil auf Holländische, zum Theil auf Englische, und zum Theil auf Orientalische Art. Das ganze Schiffsvolk war dabey in Parade, und erhielt eine Portion Speck und Branntewein. Nach dem Frühstücke ward auf einmahl Overál! Overál! commandirt, und alles zu einem Gefechte fertig gemacht. Jedermann war demnach an seinem Posten, und alles

war mäuschenstill. Unsere Gäste, besonders die jungen Damen, schienen sich sehr an diesem kriegerischen Spiele zu ergötzen, zumahl als der Capitän das Schiff einige Mahle wenden, und dem Feinde ein Paar Lagen geben ließ. Bey dieser Gelegenheit war ich so glücklich, die Aufmerksamkeit des Herrn van Lennip und seiner schönen Tochter auf mich zu ziehen, weßhalb ich denn die eben erwähnte gütige Einladung erhielt. Auf diese Art fuhr ich denn Abends an's Land, brachte die Nacht in dem Hause des Hrn. van Lennip zu, und begleitete ihn am folgenden Morgen nach dem Dörfchen Zedeqvi, ungefähr anderthalb Stunden von der Stadt, wo sein ganz nach Holländischer Art erbautes Landhaus in der herrlichsten Gegend liegt. Es ist ein großer unübersehbarer Garten mit der üppigsten Baum-Vegetation. Ich habe hier äußerst glückliche Tage verlebt, und hätte ich meine marinarische Laufbahn nicht schon angetreten, wer weiß — doch stille davon!

Unser Convoy wird, wie es heißt, zu Ende der Woche endlich fertig seyn. Sobald Hr. van Lennip die Nachricht davon bekommt, ist mein Urlaub zu Ende, und ich werde in derselben Stunde an Bord zurück gehen. Da ungefähr ein Drittheil des Convoy's nach Livorno bestimmt ist, werden wir wahrscheinlich selbst dort einlaufen, wenn nicht etwa was Außerordentliches vorfällt. Unterdessen habe ich von meiner schönen Wirthinn auch einige Phrasen Neu-Griechisch gelernt, was sie neben den Holländischen, Englischen, Italiänischen und Französischen ganz vortrefflich spricht. Sehen Sie hieraus, was eine große Handelsstadt mit großem Schiffsverkehr ist! —

Erlaubte Art sich zu schminken.

Der Bischof v. Amiens, d'Orleans de la Motte, der in der letzten Hälfte des 17. Jahrhunderts in einem Alter von 91 Jahren starb, war einer der liebenswürdigsten und muntersten Greise. Er liebte den Witz, und war selbst reich an treffenden Einfällen. Einst fragte ihn eine Dame um seine Meinung: ob der Gebrauch der Schminke Sünde sey, oder nicht? „Ihre Bedenklichkeit ist allerdings nicht ohne Grund," versetzte der Bischof. „Einige Casuisten machen den Gebrauch der Schminke zu einer Todsünde, und diese scheinen ihnen mit Recht zu strenge zu seyn; andere hingegen erlauben die Schminke, und diese scheinen ihnen, ebenfalls mit Recht, zu nachsichtig zu seyn. Beyde Theile gehen unstreitig zu weit. Ich halte dafür, daß auch hier, wie in allen Dingen, die Mittelstraße die beste ist. Es ist also unbedenklich, daß sie sich ohne Gewissensscrupel die eine Seite schminken können."

Notitzen.

Wien, den 13. März. — Heute, morgens um 9 Uhr reisten Se. Majestät, die angetraute Kaiserinn der Franzosen, Ihrer hohen Bestimmung entgegen. — Tausend und tausend Wünsche, von den bittern Thränen des Abschieds begleitet, stiegen für Sie zum Allmächtigen auf. Möge die Erlauchte die Stamm-Mutter einer langen Reihe Napoleoniden werden, und die Millionen des größten Reiches der neuern Zeit nach Jahrhunderten noch eine Verbindung segnen, auf welcher gegenwärtig das Glück von ganz Europa beruht! —

Se. Majestät werden heute in St. Pölten im bischöfl. Pallaste Ihr erstes Nachtlager halten, und dann morgen den 14. März ihre Reise bis Enns fortsetzen. Den 15. kommen Höchstdieselben bis Ried, und am 16. geschieht die Auswechslung zwischen Altheim und Braunau, in einem zu diesem Zwecke neu erbauten Pavillone.

. . . .

Paris, den 15. Februar. — Sie haben keine Vorstellung vom Luxus, der gegenwärtig in Gebäuden, Zimmern und Equipagen bey uns herrscht. Man erkennt daran die Hauptstadt eines siegreichen Volks, während fast in allen andern Europäischen Reichen weise Sparsamkeit der Hohen und Niedern an der Tagesordnung ist. Diese werden dadurch wieder steigen, wie wir uns durch den betäubenden Geist des Luxus vielleicht wieder entnerven lassen. Das ist aller Gang der Dinge; niemand kann ihm wehren. Der Prachtaufwand mit Equipagen besonders steigt von Tag zu Tag, und würde noch weiter gehen, wenn nicht jetzt besondere Reglements die Anzahl der Pferde nach dem Range und der Wichtigkeit der Personen bestimmt hätten, die sich damit auszeichnen wollen. Auch in Privatgesellschaften fängt man jetzt an, Französische Trachten zu erblicken, die an Pracht und Reichthum alles bisher Gesehene übertreffen. — Wie die Damen unerschöpflich in den Schwelgereyen der Modefarben und Formen und Stoffe sind, so jagen die Männer Orden und Titeln nach. Diejenigen, die ich noch vor ungefähr zehn Jahren recht philosophisch über die Titelsucht, über das Bändchen im Knopfloch, über den gestickten Stern spötteln hörte, gestehen jetzt, es sehe gar so übel nicht aus; die menschliche Gesellschaft könne ohne dergleichen Amulete nicht bestehen; man müsse den Ton mitmachen. O was am Ende alle Philosophie unserer Philosophen? — Es dreht sich jedes Volk im ewigen Ringe herum; träger oder schneller; unter den Europäischen Nationen die Französische aber zum Schwindeln rasch. Doch ganz übel befand sie sich dabey nur selten.

Erfreulicher für den Menschenfreund ist die Reform, welche, Dank dem edeln Polizeyminister, mit den Pariser Gefängnissen vorgeht. Sie haben nun schon ganz das scheußliche Ansehen verloren, durch welches sie sonst ausgezeichnet waren. Die Veränderung ging eben so schnell als glücklich vor sich. Die wegen der Schulden Verhafteten genießen der Wohlthat am merklichsten.

Gedruckt bey Anton Strauß in Wien.



Der Sammler

Samstag, den — 33. — 17. März 1810.

Edgar und Emma.

(Beschluß.)

Allmählig wurde es lebendig in der Burg, reges Getümmel und verworrene Stimmen schallten durch die Burghöfe und in den Gemächern. Emma's Zofen erschienen mit reichem Hochzeitsgewande und schimmerndem Geschmeide. Bleich und stumm, gleich einem Marmorbilde, ließ sie in kalter Verzweiflung sich zu ihrem Trauertage schmücken; sie schien ein Lamm, das man zum Opfer ziert. — In der Kapelle waren die Ritter schon versammelt; Waldeck kam im Ritterschmucke mit Adolf, die Braut zum Altare zu führen. Todtenblaß und wankend hing sie an seinem Arme; als nun unter Trommeten- und Paukenschall der feyerliche Zug in die Kapelle wallte, und Edgar mit noch einem Leibdiener Adolfs aus dem Haufen hervor trat, den Kleidessaum der Braut ihr nachzutragen, da ward es plötzlich Nacht vor ihrem Auge, sie sank bewußtlos in ihres Bruders Arme. Waldeck stutzte, doch bald wußte Echter ihn zu beruhigen: die feyerliche Handlung, der große Schritt aus dem Dirnen- zum Frauenstande habe Emma so ergriffen, eine Schwachheit, die bald vorübergehen werde. Die Arme schlug die Augen auf, sie ging nicht, sie schleppte sich, gestützt von Waldeck und ihrem Bruder, zur Kapelle. — Wer mahlt Edgar's Gefühle, als er die Geliebte an des Mannes Seite erblickte, der seine Seligkeit ihm stahl, als er sie sinken sah und ihr nicht helfen durfte, wollte er nicht auch sie mit ihm verderben; er kämpfte übermenschlich, doch seine Liebe bestand den Kampf. Die Trauung ward vollzogen; besinnungslos zitterte das Ja von Emma's Lippen, das Urtheil ihres Todes. Die Trommeten schallten, die Pauken wirbelten, lauter Jubelruf feyerte die Vermählung des jungen Paares. Aus der Kapelle ging der Zug, nach altdeutscher Vätersitte, in den Trinksaal. Da standen an den Pfeilern die Echter alle, von wälschen Mahlern verfertigt, an ihrem Fuße las man in Reimlein ihre Ritterthaten. — Die auserlesensten Gerichte und die köstlichsten Schaueßen prangten auf den künstlich geschnitzten Tafeln, auf Prunktischen standen in des Saales Hintergrunde zahllose Humpen mit sinnreich-erhabener Arbeit und die alten Tummler, die nur an hohen Ehrentagen aus den Truhen stiegen, um würdiger das Fest zu feyern. Laute Freude und lärmender Scherz wirbelten bald um das Hochzeitsmahl: die Liedlein der Minnesänger schallten drein, ein lautes Hoch! unter Trommetenschall und Paukenklang feyerte jedes Mahl den Ehrentrunk, welchen der Ritter einer dem Brautpaare brachte. Jetzt ergriff der Waldecker einen vollen Tummler, geziert mit den Wappenschilden der Echter, den Edgar ihm credenzen mußte. — „Eurer Liebe und ehelichen Treue, schöne Emma!" rief er laut, und leerte zur Hälfte den Pokal, dann reichte er ihn der jüngern Gattinn, die stumm und in sich gekehrt, von allem um sich her nichts gewahrend, über ihren Schmerz in dumpfer Ver-

zweiflung brütete. Ihre Lippe berührte den Becher, heiße Thränen fielen hinein; allgemeines Jauchzen feyerte das schöne Weib. Endlich war die martervolle Scene vollendet, alles erhob sich vom Mahle, um zum Ritterspiele hinzueilen, das im Burghofe begann. Emma bath ihren Gatten, ihr Ruhe in ihrem einsamen Gemache zu gestatten; sie bedürfe Erhohlung von dem Anfalle, der sie am Morgen ergriffen — ihre blasse Wange und ihr mattes Auge werde nur die Fröhlichkeit des Festes stören. Ungern und nur nach langer Gegenrede willigte Waldeck in ihre Bitte; doch hoffte er um so frischer und munterer sie am Abende beym Reigentanze zu erblicken. Emma verschloß sich mit ihrer treuen Zofe in ihr Gemach, ihr Gatte eilte zum Schimpfspiele, in dem schon manche Lanze gebrochen war.

Edgar schlich einsam, in seinem Schmerze verloren, im Garten umher; hinaus in Gottes weite Welt wollte er ziehen, und unter Saracenen-Säbeln den Tod suchen, das Ende seiner Leiden, so hatte er bey sich beschlossen; doch nach einem Abschiedskusse auf Emma's Lippen, nach einem letzten Drucke ihrer Hand sehnte er sich noch, ehe er auf ewig von der Geliebten schied; da sah er am Eingange des Gartens ihm Emma's Zofe winken. Er eilte hin zu ihr; schnell und leise flüsterte sie ihm zu: „Um Neune im Geisterthurme" ... und verschwand dann schnell. Kniend dankte Edgar dem Himmel, der sein heißes Flehen hörte; er sollte sie noch ein Mahl sehen, noch ein Mahl den Silberton der geliebten Stimme hören, das war Balsam in seine Herzenswunde. — Langsam schlichen ihm die Stunden, sie dünkten zu Jahren ihm verlängert.

Als nun tiefe Nacht die Burg in ihre Schatten hüllte, als die Ritter beym Gelage saßen, und die Knechte bey wildem Lärmen zechten, da schlich Edgar mit einer Blendlaterne leise nach dem Geisterthurme. Ein nahmenloses Grausen faßte ihn, als er eintrat, ein Paar Nachtvögel flatterten zischend ihm entgegen, die Wehklage umkreiste das Gemäuer und stöhnte ihr Todtenlied. Edgar's Haar sträubte sich, sein Herz klopfte hörbar; so war ihm nie zu Muth gewesen. Eine Weile hatte er geharrt, da hörte er leise Fußtritte — es war Emma. Sie trat in das Gewölbe und sank in Edgar's offne Arme, der sie mit heißen Thränen an seinen Busen preßte. In sprachloser, schmerzlich-süßer Wonne feyerten sie die letzte Scheidensstunde, ihren Gefühlen fehlten Worte.

Schon hing drohend das Gewitter über ihrem Haupte. Wolfgang war Emma's Zofe nachgeschlichen; hinter einer alten Linde verborgen, die an der Gartenmauer grünte, hatte er ihre Bothschaft an Edgar angehört. Der Seiger brummte noch, der neun kaum ausgeschlagen, da eilte er hin zu seinem Ritter, der froh und wohlgemuth an des Waldeckers Seite im Kreise der Ritter beym Humpen saß, und raunte ihm leise die Kunde in die Ohren. Wüthend sprang Adolf auf, und riß das Schwert aus der Scheide. „Waldeck," rief er vor Grimm schäumend, „ihr habt an eine Metze eure Hand verschleudert, zwar ist sie meine Schwester, aber doch eine Metze: sie und ihr Buhle sollen mit Blut die Schmach bezahlen, die sie über den alten Stamm der Echter bringen: kommt, kommt, wir wollen Gericht halten." Jach stürzte er fort, Waldeck ihm nach, die Ritter folgten entsetzt von fern. Weinend hing Emma an Edgar's Halse; sie trank des Scheidens bittern Kelch in vollen Zügen. — „Leb wohl, ewig wohl, lieber Edgar, dort oben sehen wir uns wieder!" schluchzte sie. — Da schlug Waffenklirren und verworrenes Stimmengetöse an ihr Ohr; beym Scheine der Windlichter, die jetzt den Burghof füllten, sahen die Liebenden der Ritter Schar, Adolf und den Waldecker mit hochgeschwungenem Schwert an ihrer Spitze. — „Wir sind verrathen," rief Edgar außer sich, „rette dich, Emma, laß mich allein sterben!" Zu spät, schon war der Haufe ganz nah an des Thurmes Eingang. Bewußtlos, mit zerstörten Sinnen ergriff Edgar das zitternde Mädchen, und eilte mit der theuren Last die zerfallenen Stiegen hinan auf des Thurmes Zinnen, als sey dort oben ihnen Rettung beschieden. Da standen sie an des Thurmes Rande, näher und immer näher tobte der Lärm die Schneckensteige herauf, schon hörten sie Adolfs Wüthen, der tausendfachen Tod der Schwester mit ihrem Buhlen schwur. Fester schmiegte Emma sich an Edgar's Brust. — „Hast du Muth?" fragte er sie schaudernd, indem er in die Tiefe blickte. — „Laß uns zusammen sterben!" flüsterte Emma mit leisen, kaum hörbaren Lauten. Jetzt stand Adolf wuthschnaubend, mit rollenden Augen auf der obersten Stufe — er erblickte das verschlungene Paar .... „Ha, stirb elende Buhlerinn mit deinem Buhlen!" knirschte er, indem er mit gezücktem Schwerte auf sie eindrang, da rief Edgar: „Gott sey uns gnädig!" und hinab stürzte er sich mit Emma in die gähnende Tiefe. Starr vor Entsetzen stand Adolf gleich einer Bildsäule da, hinab blickte er, da tönt nur schwaches Sterbegewinsel ihm in's Ohr. — Die Ritter stürmten hinunter, sie fanden das treue Paar zerschmettert, im Tode noch umschlungen. Der unglückliche Gatte zog mit Adolf, an dessen Herzen die Reue mit Schlan-

genbissen nagte, nach Palästina. Beyde fanden in der Schlacht bey Nizäa den Tod, den sie suchten.

v. Haupt.

Der Tod auf dem Balle.

Ich komm' aus den Grüften,
Und schweb' in den Lüften,
Und schau' herab;
Von diesem Gewimmel,
Von diesem Getümmel
Deckt einige bald das finstere Grab.
Du Mägdlein mit rosigen Wangen,
Vom Jüngling so traulich umfangen,
Durchfliehend die Reih'n;
Ich winke dir, du siehst mich nicht,
Morgen erlischt dein Lebenslicht,
Heute darfst du noch fröhlich seyn.

Willkommen, Herr Hofrath! ich grüße Sie herzlich,
Ach! leider wird Ihnen mein Gruß bald schmerzlich;
Sie kümmern sich um keinen Tanz,
Sie laben sich bey einem Kapaun,
Ich seh' Sie lüstern den Hasen beschau'n;
Auch die Pastete bleibt sicher nicht ganz.
Bald folgt eine Unverdaulichkeit,
Sie werden krank, dann bin ich bereit.

Gehorsamer Diener, Herr General!
Ich sah Sie nicht auf dem Schlachtgefild',
Wo ich die große Ernte hielt;
Sie gingen weislich nicht in's Feuer.
Bald seh' ich Sie in dem Bette liegen,
Dort wird Sie meine Sense bekriegen,
Dort ist der gute Rath erst theuer.

Herr Kaufmann, Sie treten so stolz einher,
Ihr vieles Gold hilft nimmermehr;
Machen Sie Ihres Lebens Bilanz.
Ich werde sie nächstens von Ihnen verlangen,
Sie werden den Saldo dort empfangen.

Sieh' da! Herr Doctor, auch Sie sind da;
Ihr treuer Collega ist Ihnen nah;
Ihre Feder ist schnell, Ihr Kopf ist seicht,
Sie machten mir oft die Arbeit leicht.
Ich bin der Tod, ich darf nicht sterben,
Sie aber müssen nächstens daran,
Was menschlich ist, bleibt mir unterthan.

Du armes Weib so festlich geschmückt,
Jetzt fühlst du dich selig und hochbeglückt,
Dein Gatte sitzt an deiner Seite.
Die zwey lieben Kinder umgaukeln euch,
Ihr seyd zufrieden, ihr seyd so reich.
O armes Weib! o traurige Beute!
Ich muß dich hohlen, du mußt von hier,
Nach vierzehn Tagen gehst du mit mir.

Jüngling! Jüngling!
Du siehst nach jenem Mädchen hin,
Ein Blick von ihr ist dir Gewinn.
Was helfen dir die Liebesbande?
Ich reisse sie, ich reisse sie,
Früh mußt du fort zu jenem dunkeln Lande.

O eitles Treiben da unten!
Sie reden, sie schmeicheln,
Sie küssen, sie häucheln,
Sie tanzen, sie springen,
Die Cimbeln erklingen,
Der Saal ertönt vom Trompetenschalle,
Allen ist wonniglich,
Und keiner denkt an mich,
Ich denk' an euch Alle, Alle!

Joseph Passy.

Seeleben.

Achter Brief.

Ankunft in Livorno — Die Wachteln von Coron — Die Schildkröten — Das Cameleon — See-Details — Porto-Ferrajo — Die fremden Schiffe.

Livorno, Sept.

Die Anker fallen, von allen Seiten tönen Salut-Schüsse, ein ungeheurer Mastenwald breitet sich im Halbzirkel vor uns aus, wir sind in dem ersten Hafen des Mitttelmeers. Unsere Abreise von Smyrna fand bereits am vierten Tage nach Abgang meines letzten Statt. Nach zweytägigem Segeln erreichten wir Milo, setzten daselbst den Griechischen Lootsen an's Land, kamen am dritten Tage aus dem Archipelagus, und legten es nun auf Cap Matapan (auf Morea) an. Hier aber bekamen wir Stille, und ließen uns daher in die Bay von Coron hinein bugsiren, wo der Capitän im Angesichte der Stadt zu ankern befahl. Unser Aufenthalt dauerte beynahe acht Tage. Unterdessen gingen wir fleißig an's Land, bestiegen die schönen mit Oliven bewachsenen Gebirge, und bekamen bey dieser Gelegenheit eine ungeheure Menge von Wachteln zu Gesicht. Man pflegt hier diese Vögel einzusalzen, nachdem man sie durchaus gepflückt, gehörig gereinigt, am Rücken aufgeschnitten, und ganz platt gedrückt hat. Sie halten sich auf diese Art vortrefflich, und geben in Butter gebacken eine sehr gute Schüssel ab. Sie müssen jedoch eine Nacht vorher in frischem Wasser liegen, sonst bleiben sie hart, und von zu bitterm Geschmack.

Bey einer meiner besondern Excursionen kam ich auf einmahl an einen Bach, der ganz mit Schildkröten angefüllt war. Ich ließ einige davon für mich fangen, nahm sie mit an Bord, bewahrte sie auf, und machte sie allmählig so zahm, daß sie auf ein leises Klopfen aus ihrem Gefäße kamen, und mir eingeweichtes Brod aus der Hand fraßen, und dgl. m. Oft ließ ich sie wochenlang ohne Wasser, und sie befanden sich eben so wohl als vorher, ja zu viel Wasser schien ihnen sogar zuwider zu seyn. Diese guten sanften Thiere haben mir auf unserer ganzen Reise sehr viel Freude gemacht. Sie haben mich sogar getröstet, als mein armes, aus Smyrna mitgenom-

menes Cameleon starb. Auch dieses war ein allerliebstes, äußerst zahmes und kluges Thier. Wenn ich z. B. schrieb, so lief es immer um das Dintenfaß herum, oder setzte sich auf meine linke Hand, wobey es seinen langen Schwanz um meinen Finger schlang. Wenn ich aß, so hielt es sich immer in der Nähe meines Tellers auf, oder kam wenigstens bey seinen Tisch-Promenaden immer wieder dahin zurück. Dann schlürfte es meistens ein Paar Tröpfchen Suppe aus meinem Löffel, oder fraß mir ein Paar eingetunkte Brodkrümchen aus der Hand. Am liebsten hielt es sich jedoch in freyer Luft, und zwar im Sonnenscheine auf, wo dann seine grünliche Grundfarbe das schönste Farbenspiel sehen ließ.

So hatten wir, wie gesagt, acht ganzer Tage in Coron gelegen, als endlich der Wind wieder günstig ward. Indessen brauchten wir noch eine volle Woche, ehe wir die Toscanische Küste erreichten, die sich mit ihren Sanddünen nicht sehr vortheilhaft zeigt. Wir waren sogar gezwungen, in Porto-Ferrajo auf der Insel Elbe einzulaufen, weil es uns bey dem heftigen Gegenwinde an Wasser zu mangeln anfing. Hier wurden wir natürlich, wie alle aus der Levante kommende Schiffe, sogleich unter Quarantaine gesetzt, daher ich Ihnen durchaus nichts weiter sagen kann, als daß der Wasserplatz auf der Ostseite der Bay befindlich ist. Endlich sind wir hier in Livorno glücklich vor Anker gekommen, wo man uns, wie ich so eben höre, eine Quarantaine von 40 Tagen vorgeschrieben hat. Wir finden zum Glücke ein Paar große Holländische Kauffahrer, die mit einer Menge Victualien für uns beladen sind; ich hoffe daher, daß unsere Rückreise sehr angenehm werden soll. Indem ich dieses schließe, laufen zwey Französische Linienschiffe, fünf Englische, zwey Russische, eine Dänische Fregatte, und ein Englischer Kutter hier ein. Des Schießens, des Flaggens, des Complimentirens ist kein Ende; und ich selbst bekomme Befehl, mit dem ersten Lieutenant an Bord des Englischen Commodore zu gehen.

Das unerschrockene Mädchen.

Das weibliche Geschlecht zeichnet sich eben so sehr durch Geduld als durch Muth aus. Viele große Thaten von Weibern meldet die Geschichte, viele rühmliche aber bedeckt die Vergessenheit. Was Männer thun, das macht man sogleich bekannt, die holden und herrlichen Tugenden der Frauen aber bleiben unbekannt. In dem Schwäbischen Kriege, in welchem mehrere Fürsten und Städte die Schweiz bekriegten, bediente man sich zur Hin- und Hersendung der Briefe, statt der Trompeter und Couriere, entweder junger Mädchen oder alter Weiber. Ein solches Mädchen kam einst mit Briefen von den Schweizer-Cantonen nach Constanz zu dem Kaiser. Als es im Vorhofe auf Antwort wartete, fragten es die Trabanten, womit sich die Eidgenossen in ihrem Lager beschäftigen? „Sie bereiten sich," erwiederte das Mädchen, „auf eure Angriffe vor." — „Wie zahlreich sind sie?" fragten sie weiter. „Zahlreich genug, um euch zu verjagen. Bey dem letzten Gefechte hättet ihr sie wohl zählen können, wenn euch eure Flucht nicht blind gemacht hätte." — „Haben sie noch Speise und Trank?" — Ohne Zweifel, weil sie noch leben. Gebricht es ihnen je daran, so hohlen sie Beydes bey euch." Einer der Umstehenden wollte das Mädchen erschrecken, indem er den entblößten Degen in die Höhe hob. Lachend sagte das heroische Mädchen: „Fürwahr! du bist ein ganzer Held, wenn du dich gegen ein schwaches Kind wagst. Lieber sehe ich dich im Streite mit einem gewaffneten Eidgenossen, der mit der Faust und nicht mit Worten kämpft."

Notizen.

Berlin, im Febr. — Das Theater hat eine Neuigkeit, das musikalische Quodlibet: Herr Rochus Pumpernickel, präsentirt. Vier Vorstellungen sind vorüber. Das Fabrikat hat hier ein eignes Schicksal erlebt; es war bey der ersten Vorstellung dem Falle nahe, aber Unzelmann (zu dessen Benefiz es gegeben wurde), legte am Schlusse eine Sollicitation um günstige Aufnahme ein; die Protection des beliebten Komikers galt, und die lachlustige Menge stürmt jetzt fast das Schauspielhaus, um Herrn Pumpernickel in seinem Lustre zu sehen. Es ist nicht leicht, über dieses Product ein Urtheil zu fällen, der Kritik steht es durchaus nicht zu Geboth. Erfahren Sie das Gute und Schlimme, und entscheiden Sie selbst. Die gewählten Gesang-Piecen sind größten Theils gefällig, doch ist auch ein: „O du lieber Augustin rc." nicht vergessen. Die Handlung ist eben so sehr ein Quodlibet als die Musik; Pourceaugnac und der Malade imaginaire, von Moliere, sind dazu verarbeitet. Sie sehen, daß da nichts Neues passirt. Der Dialog ist vom Anfange bis zum Ende leer an Geist und Witz, wie das Ganze an gutem Geschmack. Der eingebildete Kranke, der Doctor Perillus und ein Apotheker sind widerliche Personagen, und die Späße sehr handgreiflich. Eine Scene, in der ein Weib und 8 derbe Jungen sich Herrn Pumpernickel als seine Familie präsentiren, amusirt hier, trotz ihrer Trivialität, ungemein. Was die hiesige Darstellung betrifft, so ist diese sehr lobenswerth. Hr. Weitzmann (Pumpernickel), Unzelmann (Hr. von Littau), Stich (Bedienter) Gern der Vater (Arzt), und Gern der Sohn (Hausknecht) excelliren.

Bick's Quälgeister sind nach 14jähriger Rast wieder auf die Bühne gebracht, und haben sehr gefallen. Iffland ist im Richter Duperich wieder unerreichbar. Wenn Deutsche Theater-Directionen bey dem Mangel an neuen guten Lustspielen die alten hervor zu suchen genöthigt werden, so dürfen sie ja die Quälgeister nicht dem Gebiethe der Vergessenheit überlassen, wenn sie nicht eine Capital-Sünde gegen Thalien und das Vergnügen der Theater-Besucher üben wollen.



Der Sammler

Dienstag, den — 34. — 20. März 1810.

Eine Reise in Deutschland,

in statistischer, philosophischer und ästhetischer Rücksicht.

Neuntes Kapitel.

Die Ruhe.

Du weißt, meine liebe Frau! wie viel ich auf Ruhe halte, und mit welcher Ruhe ich mich derselben ergebe; hier aber sucht man sie mit einer solchen Unruhe, daß ich nicht weiß, was ich davon glauben soll. Die Sache ist diese. Mein Heinrich hatte gestern mit dem Lohnbedienten abgeredet, daß ich in die Komödie gehen sollte, weil sie ein ganz pretiöses, neues Stück aufführen würden, welches sie den Hamlet nannten. Die guten Leute hatten mir schon einen Platz in einer Loge bestellt, auf welchen ich mich auch recht ruhig niedersetzte. Ich hatte eine Zeitlang meine Betrachtungen gehabt, wie doch die Leute im Parterre es mit dem Stehen so lange aushalten könnten, als sie alle mit ein Mahl anfingen: Ruhe! zu schreyen. Nein, Du hast keinen Begriff davon, was das für ein Brüllen war, da die guten Leute alle auf ein Mahl aus vollem Halse schrien. Ich erschrack gewaltig, aber, da ich mich erhohlt hatte, so konnte ich es ihnen nicht verargen, daß sie sich bey dem ewigen Stehen nach Ruhe sehnten. — Nach und nach gewöhnte ich mich daran, wie an die Kanonen bey der Revüe; und da ich bemerkt hatte, daß man immer erst ein kleines Geräusch vorhergehen ließ, ehe man seinem Jammer Luft machte, so lauerte ich immer auf ein solches Geräusch, etwa wie bey den Kanonen auf den Blitz, worauf jedes Mahl der entsetzliche Donner losbrach. Auf einmahl aber war alles ganz, ganz stille, denn es war ein Mädchen auf dem Theater toll geworden, die über und über mit Stroh behangen war, und ganz leise sprach. Ich horche hin, und halte den Athem zurück, — keine Maus rührt sich. — Auf einmahl aber fingen die Leute wieder so fürchterlich an zu brüllen, daß ich vor Schreck zusammenfuhr, und beynahe den Stuhl zerbrochen hätte. Ich mußte mich hinweg begeben, denn ich zitterte am ganzen Leibe.

„Heinrich!" sagte ich, als wir zu Hause waren, „in die Komödie führ' mich nicht mehr; das kostet mir den Tod, und ich könnte am Ende vor dem allerschönsten Worte einen rechten Abscheu bekommen. — Hast du vor der Thür auch die Ruhe vernommen?"

O ja, sagte Heinrich, das hört man vor dem Thore. Aber deßwegen führt man auch hier den Hamlet auf!

„Wie meinst du das?" fragte ich.

Die Leute hier haben eine Liebhaberey auf das Schreyen. Das nimmt sich aber am besten aus, wenn alles recht still ist. In keinem Stück aber soll es so still hergehen, als in dem Hamlet, wenn die Mamsel toll wird, denn in den andern Stücken wird zu laut gesprochen. Damit man nun den Effect von dem Brüllen recht merken soll —

„Ich verstehe, lieber Heinrich! — Ja, ja, den Effect,

— den habe ich gemerkt. Reiche mir doch das niederschlagende Pulver, — die Ruhe ist mir in alle Glieder geschlagen.

Zehntes Kapitel.

Die Station.

Da ich mich in L. keinen weiteren Fatalitäten aussetzen wollte, so reiste ich ab, und fand so gut Wege, daß ich recht bequem schlafen konnte. Als sich aber der Heinrich nach einer Station wieder einsetzte, war er ganz erhitzt und unruhig, so daß ich ihn endlich fragen mußte: ob ihm etwas fehle? — Er machte eine lange Erzählung, aus der ich schloß (was er auch sagte), daß der Postmeister gegen ihn grob gewesen sey.

Heinrich! sagte ich, die Herren Postmeister sind nie grob, das weiß ich. Und weißt du auch warum?

Er war begierig, es zu hören.

Denke dir einen armen Reisenden, fuhr ich fort, der Tag und Nacht auf dem jämmerlichen Wagen sitzt, vielleicht bey Kälte, schlechtem Wetter, Schnee und Sturm; er spricht mit keinem Menschen, als auf der Station mit dem Postmeister, wenn er die Pferde bezahlt; er hängt gleichsam mit der ganzen Menschheit nur durch die Postmeister, die in der warmen Stube sitzen, zusammen. Sollten diese denn grob gegen ihn seyn? Würde es ihm, wenn er dann wieder in seinem Wagen allein sitzt und den Gedanken nachhängt, nicht vorkommen, als wenn alle Menschen gegen ihn grob gewesen wären? — Sieh', Heinrich! das überlegen die Herren Postmeister, und sind doppelt freundlich gegen die armen Reisenden, damit diese nicht endlich auch grob und menschenfeindlich werden.

Der Heinrich meinte, ich kenne nur die Leute nicht, und wäre ein viel zu guter Herr, das hätte er zu Hause schon immer gesagt.

Ich war zufrieden damit, und ermahnte ihn nur noch, die Postmeister nicht in üblen Ruf zu bringen.

Eilftes Kapitel.

Das Observatorium.

Ich habe dir recht lange nicht geschrieben, meine allerliebste Frau! Ob ich gleich sehr weit hin und her gefahren bin; aber ich habe seit der Station zu *** keine Observation mehr gemacht, und das hat mir recht wohl gethan. Ich glaube, es könnte einem Reisenden die ganze Reise, bloß der Observationen wegen, schlecht bekommen, besonders wenn er sie drucken lassen wollte. Das kommt mir nun zwar nicht in den Sinn; aber ich halte es doch für schwerer, eine einzige rechte Observation zu machen, als ganze Bände voll drucken zu lassen.

Jetzt aber kann ich mich gar nicht mehr enthalten, dergleichen zu machen, denn ich bin recht im Mittelpuncte aller Merkwürdigkeiten in der Welt, in einem wahren Observatorium, nähmlich in der Rüstkammer zu D. Wenn man die gesehen hat, so hat man alles gesehen, und ich gehe alle Tage hin, um mich nur recht satt zu sehen, und alles zu behalten. Du wirst erschrecken, wenn ich Dir sage, daß 32 Zimmer voll der observabelsten Raritäten vorhanden sind, von denen ich alle Tage zwey Zimmer betrachte, wozu ich denn 16 Tage gebrauche. Diese lange Observation hat auch ein gewaltiges Aufsehen gemacht, da ein großer Herr die Sache, ich weiß nicht warum, bedenklich und gefährlich finden wollte. Aber der Herr Inspector hat ihm den wahren Bericht gemacht, und da soll der große Herr sehr gelacht und gesagt haben: ich möchte ein ganzes Jahr observiren. Das werde ich aber nicht thun, denn so kühl auch in diesem heißen Sommer diese kostbaren Zimmer sind, so fürchte ich doch, daß sie aus Mangel an Öfen zur Winterszeit sehr kalt seyn mögen. Auch werde ich mich bald in Deine Arme zurück begeben, meine liebe Eulalia, worauf ich mich nicht wenig freue, da ich dann nicht mehr gehalten bin, Observationen zu machen.

Damit Du nun einen Begriff hast, was ich hier alles observirt habe, so schicke ich Dir anbey das vollständige Verzeichniß aller der vortrefflichen Sachen, die ich nicht hinlänglich genug admiriren kann. Der Heinrich hat das Verzeichniß geschrieben, und Du wirst das viele Porto dafür gewiß gern geben, wenn Du erst sehen wirst, welch einen Schatz Du erhalten hast. — Was meinst du nun zu dem Scalpirmesser, womit man einem den Tituskopf, wie eine Perücke, herunternehmen kann? Oder zu der Schnur, womit die Türken einander den Hals zuschnüren, welches sie stranguliren nennen? Das Trauer- und Freudenpferd solltest Du sehen! Mit der Trauer haben sie eben nicht viel Umstände gemacht; aber die Freude haben sie sich etwas kosten lassen, denn ein gewisser Christian der Erste hat allein für das Freudenpferd 14,000 Thaler gegeben; nun denke, was ihm die übrige Freude gekostet haben mag! Ich habe nicht observiren können, worüber er die große Freude empfunden, und ob er oder andere hinterher etwa über die Freude ein großes Leid gehabt haben; aber bewundernswürdig bleibt die Sache immer. — Nicht wahr, die Perlen von August II. Krönungsschabrake möchtest Du ha-

ben? Du müßtest auch in dem Königsschmucke allerliebst aussehen. Zu den Federn von den beyden Anführern der Turnier-Compagnien aber will ich Dir nicht rathen, die sind wenigstens 5 Ellen hoch, und in Wahrheit keine Federbüsche, sondern Federwälder, die Dich auf dem Haupte gewaltig incommodiren würden. Dagegen hast Du bey den 80,000 Stück Schwungfedern von allen Farben (die Reiherbüsche ungerechnet) eher das Aussuchen. Das Allercuriöseste aber ist das Hochzeitkleid August II. — Drap d'or mit Gold gestickt; denke nur Goldstoff mit Gold! Die Leute wußten alle nicht, weßwegen ich dabey so entsetzlich lachen mußte; aber es war, trotz der Wichtigkeit der Sachen, nicht zu evitiren, denn mir fiel unser lieber Gast, der magere Poet, bey, welcher den gesalzenen Häring zu salzen pflegt, worüber ich Dir so oft schon meine Verwunderung an den Tag gelegt habe. Sage mir nur, ob ich nicht lachen sollte, obgleich der Heinrich meinte: bey einer Hochzeit, besonders der von vornehmen Leuten, könne man nicht zu viel Gold anbringen, wenn man's darnach hätte; welches ich obendrein nicht einmahl recht verstand.

Das wirst Du denn doch einsehen, liebe Eulalia, daß ich mich in dem wahren Observatorio befunden habe. Ja, ja! man muß auf Reisen gehen, wenn man etwas sehen und observiren will.

Zwölftes Kapitel.
Das Vorstadt-Theater.

Ob ich gleich den Heinrich gebethen hatte, mich nicht mehr in ein Theater zu führen, so konnte er's doch nicht lassen, weil er eine so große Liebhaberey auf's Theater hat. Ich denke, wir fahren spatzieren, denn es ging weit zum Thore hinaus; aber auf einmahl befand ich mich in einem Schauspielhause: und es hat mich nicht gereut. Ja! wenn alle Theater so wären! —

Sie führten aber auch ein ganz vortreffliches Stück auf, das von einem darin vorkommenden Herrn Grafen den Nahmen hat, nähmlich Graf Waltron, wobey das das Schönste ist, daß es (wie Heinrich sagte) mit zwey Acten aus seyn könnte, und doch durch fünfe hindurch dauert. Das Stück war aber auch gar zu rühreud, und es war mir bald, als wäre ich in der Kirche, und bald auch nicht. Das erste glaubte ich, weil die Herrn alle so natürlich, wie Prediger sprachen, ob sie gleich nicht darnach angezogen waren (sie sollen auch alle Theologen gewesen seyn, die das Predigen ordentlich gelernt haben), und weil alles so beweglich zuging, daß das sämmtliche Auditorium in Thränen schwamm. Ich gab gleichsam das Signal zu dem Weinen, und so weinten alle mit; welches bey der entsetzlichen Hitze beynahe an's Übernatürliche gränzte. Dann aber fingen sie wieder alle so gewaltig mit den Händen zu klatschen an, daß ein Fremder neben mir sich sehr verwunderte, und als es stille ward, meinte: Man müsse einem so vortrefflichen Publicum seinen Beyfall bezeigen; worauf er und alle Übrigen aufs neue zu klatschen anfingen. Zwischen den Acten hat man hier eine ganz vortreffliche Sitte, die ich noch nirgends observirt habe. Man läßt nähmlich, so bald der Vorhang herunter gefallen ist, von der einen Seite das Tageslicht ein, so daß die Sonne recht freundlich die Zuschauer anscheint. Du glaubst nicht, liebe Frau, wie wohl mir das that, wenn ich bey den traurigen Ereignissen auf dem Theater so beängstigt war, und die liebe Sonne kam auf einmahl wieder: so war mir's, als wenn ich von einem bösen Traume aufwachte, und doch noch im warmen Bette bleiben konnte.

Ich könnte Dir noch viel von dem vortrefflichen Theater erzählen, wenn ich es nicht vergessen hätte; z. B. von der schönen Decoration, worauf ein Lager vorgestellt ward, in welchem die Zelte wie Kaffehkannen aussahen, hinter denen Bäume standen, so groß, wie es kaum in der Welt welche geben kann; auch von der rührenden Begebenheit selbst, welche vorging — aber, wie gesagt, ich habe gar zu viel von den schönsten Sachen vergessen.

N. S. Ich bitte Dich, der Christine zu sagen, daß sie meine Westen immer etwas weiter machen kann, denn ich verspüre einen großen Nutzen von meiner Reise, und werde bald zurück kommen.

Dreyzehntes Kapitel.
Die Gemähldegallerie.

Was habe ich nicht alles gesehen! Liebe Frau! — Ich hatte mir in der Stille vorgenommen, ich möchte noch so lange nicht nach Hause reisen, keine einzige Observation mehr zu machen, da das Observiren doch nicht ohne einige Incommodität von statten geht; aber bey dem, was ich nun gesehen habe, habe ich mich ordentlich des Observirens nicht enthalten können. Der Heinrich führt mich nähmlich in ein großes Haus, und sagt, das sey das Bilderhaus. „Heinrich!" sagt' ich, „wozu soll ich die Bilder sehen? wir haben zu Hause doch das schönste, das Bild von meiner Frau; und meine Frau hat auch eine kleine Bildergallerie in ihrem Secretär, von lauter schönen Herren, z. B. vom Herrn Vetter, die sie mich nicht sehen läßt." Er meinte aber, ich solle

nur kommen, die Fremden gingen alle in die Gallerie. Mit der Gallerie aber war es nur Spaß; denn es war keine Gallerie, sondern ein großer Saal, in dem keine Spiegel, keine Tische, und, was entsetzlich war, kein Sopha, ja, nicht einmahl ein Stuhl, sondern lauter Bilder sich befanden. Da war Dir alles Mögliche abgemahlt, was nur in der Welt ist und vorgeht: Hasen, Hühner, alte Weiber, Drachen, Blumen und Birnen, heidnische Götzen, die biblische Geschichte, und Leute von allen Nationen; sogar gemahlte Stühle, welche mir am besten gefallen hätten, wenn man sich nur darauf hätte niederlassen können. Es ging ein Herr mit, der allerley sprach, was sich auf die Bilder zu beziehen schien; aber ich gab nicht Achtung darauf. Endlich erblickte ich in einem Fenster einen kleinen Stuhl; auf den setzte ich mich, weil ich sehr müde war, und zum Glück ward der Herr, der wahrscheinlich die Bilder alle gemacht hat, meiner nicht gewahr. Ich mochte schon ein gut Weilchen geschlafen haben, als mich Heinrich aufweckte, und mir sagte: Wenn ich noch etwas sehen wollte, so müßte ich eilen, denn es sey bald vorbey. Das war mir erfreulich zu vernehmen, und ich sah nun mit dem Heinrich, was nur zu sehen war. Ich betrachtete nähmlich alle weiblichen Gesichter, um Dein Porträt zu finden. Aber sie waren alle zu häßlich abgemahlt, z. B. die Maria und die Venus, u. dgl. Endlich war ich denn doch so glücklich, Dich zu finden. Wir gingen nähmlich in eine kleine Stube, wo Pastell-Gemählde seyn sollten, und da Du auch, liebe Eulalia, in Pastell gemahlt bist, so zweifelte ich nicht einen Augenblick, Dein Bild anzutreffen. Und richtig! gleich an der Thür rechter Hand — wie Du leibst und lebst — nähmlich wie ehemahls — mit dem Mützchen, dem kurzen Jäckchen, einen Teller mit einer Chocoladen-Tasse in der Hand. Du glaubst nicht, wie reitzend Du damahls aussahst, wenn Du mir so die Chocolade brachtest, ehe Du noch meine Gemahlinn wurdest; und so siehst Du auch hier aus. Ich wollte gleich den Leuten das Bild abkaufen, aber sie wollten nicht; wahrscheinlich haben sie Dich auch lieb, wie alle Welt, und wollen Dein Porträt nicht von sich geben.

Vierzehntes und letztes Kapitel.

Die Heimkehr.

Es ist eine schöne Sache um das Reisen; aber es ist eine noch schönere um die Heimkehr. — Lasse mich künftig reisen, so oft Du Lust hast, meine liebe Frau! aber verschone mich mit dem Observiren; es fällt am Ende auf den Magen, verdirbt den Appetit, und alle Frucht der Reise geht verloren. Bey dem Worte Appetit muß ich Dir nur melden, daß der meinige, ungeachtet des vielfältigen Observirens, ganz außerordentlich geworden ist, und daß ich mich über keinen Tag zu beklagen habe, als über den, wo mir die Ruhe zusetzte. Morgen reise ich ab, und in einigen Tagen bin ich in Deinen Armen. Du kennst wohl meine Lieblingsgerichte, und ich freue mich außerordentlich darauf — Dich wieder zu sehen.

Notitzen.

Wien, den 19. März. — Unter den vielen, bey Gelegenheit der Vermählungsfeyer des Kaisers Napoleon und Louisen, erschienenen Gedichten zeichnet sich jenes des kaiserl. königl. Hauptmanns Herrn Carl Philipp: Habsburgs Feyer, durch seinen gehaltvollen Inhalt, durch die der Straußischen Officin Ehre machende Pracht der Auflage, und durch die wohlthätige Verwendung des daraus gelösten Geldes für die Witwen und Waisen der Landwehrmänner, vorzüglich aus. Die vom Buchbinder Hermann verfertigten Einbände der, dem höchsten Brautpaare überreichten Exemplare, sind so kostbar und geschmackvoll, daß eine Beschreibung davon unseren Lesern nicht unangenehm seyn wird.

Die Farben der Französischen Nation bilden das Ganze. Auf einem weißen Grunde von reichem Silberstoff erhebt sich im rothen Felde Frankreichs Adler, reich vom Golde, mit der Hauskrone und den Attributen des Blitzes geziert, seine Flügel decken erhaben gestickte Ovale, mit den Chiffern des höchsten Brautpaares und der nun verwandten Staaten. Festonen von Lorbern und Eichenblättern umkränzten d. s Hauptbild. Gewählte Arabesken mit den Motto's: weise, tapfer, gerecht, erhaben, im blauen Felde, reich vom Golde, verzieren die Ecken, und das Ganze der Vorderseite umwinden Palmenzweige, die sich mit den Kronen der verwandten Länder sanft verschlingen. Die Rückseite bildet den Stern des Glücks, der mit vollendeter Pracht auf rothem Grunde die Hauskronen von Österreich und Frankreich durch ein festes Band verbindet, auf dem das Wort Ewig erscheint. Eine gleiche Umfassung und Arabesken mit Motto's auf die erhabenste Braut: reitzend, sanft, groß und mild, vollenden das Bild der Stickerey. — Eine Enveloppe, reich mit Gold von Maroquin, umschließt das Ganze.

Theater-Nachricht.

In einigen Tagen wird meine Tochter in dem Melodram: Ariadne auf Naxos zum ersten Mahl die Bühne betreten. Freudiger hätte ich sie in die stille bürgerliche Thätigkeit als auf diese glänzende und gefährliche Kunstbahn geleitet; aber meine kalten Bedenklichkeiten wurden von ihrer heißen Kunstliebe besiegt, und ich war ihr — der Kunst — und dem Publicum einen Versuch schuldig. Nicht der Schauspieler, noch weniger der Vater — nur das unbestechliche Gefühl des Publicums kann entscheiden, ob Prometheus von seinem himmlischen Feuer ihr einen alles entzündenden Funken verlieh; denn wo dieser mangelt, bleibt die erbärmliche Mittelmäßigkeit der höchste Preis aller Bildung, aller Anstrengung. —

Auf ewig abschreckend oder erhebend — entscheidend muß um ihrer Zukunft willen der erste Versuch seyn. Darum wählte ich, was auch für den geübtesten Schauspieler das Schwerste ist — das Melodram.

Sollte jenes himmlische Feuer — tiefes inniges Gefühl — an meiner Tochter vermißt werden, denn zu höheren Forderungen wird der erste und schwere Versuch wohl niemand stimmen — so kehrt sie bescheiden und gewiß ungekränkt ins bürgerliche Leben zurück, und das stets billig richtende Publicum wird es dem Vater verzeihen, daß er Etwas ahndete, wo Nichts ist.

Ziegler.



Der Sammler

Donnerstag, den —— 35. —— 22. März 1810.

Gozzi's neunte Novelle.

Ich muß euch doch einen herrlichen Streich erzählen, der sich zu meiner Zeit, und das ist noch so lange nicht her, in der Kirche von St. Ermacora und Fortunato zu Venedig ereignete; dort aber macht man aus beyden Heiligen einen einzigen und neuen, und sagt von St. Marcuola; der Fall war dieser: Herr Gherardo Benvenga handelt zu Venedig mit seidenen Waaren, und ist ein so gefälliger, gutherziger und ehrlicher Mann, als ein Kaufmann nur immer seyn kann. Nachdem sich derselbe eines Morgens aus dem Bette erhoben, es war gerade Sonntag, und eben der halbjährige Zins von zehn Zechinen für ein Gewölbe, das er inne hatte, zahlbar, machte er, gewaschen und angekleidet wie er war, seinen Überschlag. Zunächst muß ich in die Messe gehen, ich will die zehn Zechinen zu mir in die Tasche stecken, und nach der Messe hingehen, um diese Kleinigkeit abzuthun. Gesagt, gethan; er nimmt seinen Mantel um, macht das Kreuz und eilt fort, und indem er an der genannten Kirche vorübergeht, hört er ein Glöckchen schellen, daß eben eine Messe zu Ende sey, und mit den Worten: Ey, das kommt ja wie gerufen, tritt er in die Kirche, greift in den Weihkessel, und geht zum Altar, wo der Priester schon das Introibo sagt. Er kniet neben einer Bank nieder, und hatte weiter keinen Menschen um und neben sich, als dicht an seiner Seite eine schöne und stattliche Dame, angethan nach Venetianischer Sitte gar köstlich, mit einem Florentinischen Schleyer, einem schwarzen seidenen Kleide, das eben erst aus den Händen des Schneiders zu kommen schien, mit den feinsten Spitzenärmeln, und mit Ringen, die über tausend Ducaten werth waren, mit Armbändern aus den feinsten Goldspangen, deren Schilder mit kostbaren Diamanten besetzt waren; diese ganz andächtig und züchtiglich, hielt ein Büchelchen in den Händen, und sang. Herr Gherardo blickt so ein wenig von der Seite nach ihr hin, und aus keinem andern Grunde, als um es ihr in der Andacht gleich zu thun, zieht er nach ihrem Beyspiele auch ein Büchelchen heraus, und singt ebenfalls ganz in sich gekehrt und mit gesenktem Kopfe. Nach geendigter Messe hatte Herr Gherardo eben daran gedacht, wie es die höfliche Sitte mit sich bringt, der Signora eine züchtige Verbeugung zu machen, allein sie war schon fort gegangen, und so mit dem Wunsche im Herzen, zu sehen, wie sie die Artigkeit aufgenommen haben würde, die er sich vorgenommen hatte ihr zu erweisen, geht er auch fort. So wie er herausgetreten ist, eilt er geradesweges hin, um seine Schuld von zehn Zechinen abzutragen, und nachdem er zu demjenigen gekommen, an den er zu zahlen hatte, und der ein Factor eines Venetianischen Edelmanns der Moresini war, sagte er: Ich komme immer her um euch Geld zu geben, und ihr habt mir noch keinen Deut zur Vergeltung gegeben, und unter ähnlichen Scherzen steckt er die Hand in die Tasche,

sucht hier, sucht dort, alles ist leer, auch nicht einen Heller findet er darin. Die Besinnung vergeht ihm, er dreht die Augen wie ein Besessener, und da er in dem einen Winkel der besagten Tasche etwas Zusammengewirrtes fühlt, zieht er es schnell hervor, und erblickt statt seiner Zechinen ein Armband von feinen Goldspangen mit Diamanten besetzt, das mehr als zweyhundert Ducaten werth seyn konnte. Er betrachtet es, und bleibt wie versteinert; er hält es für eine Täuschung, dann wieder für eine Zauberey, und ist so außer sich selbst, daß er den Rücken wendet und die Treppe hinunter geht, ohne ein Wort zu sagen, mit einer Hand an der Stirne. Der Factor, welcher bereits Feder und Papier zur Hand genommen hatte, um zu quittiren, sieht den Vorgang mit an und sagt: Herr Gherardo, Herr Gherardo, was ist geschehen? geht an die Treppe und nachher an's Fenster, und sieht ihn, wie er schon weit weg ist, und in der Meinung, daß er das Geld vergessen habe, läßt er ihn seines Weges gehen, und schüttelt über den Ausgang der Sache schmunzelnd den Kopf. Herr Gherardo geht mit gerunzelter Stirn und nachgrübelnd fort, vor allen Dingen aber vergißt er seinen Vortheil nicht, und läßt einem Goldschmid das Armband sehen, denn er will wissen, was es wohl werth ist, und hört, daß es zweyhundert gute Ducaten an Werth habe. Es fährt ihm durch den Kopf, daß es von jener Dame seyn möchte, die er in der Messe an seiner Seite hatte, und es schien ihm, daß er es gesehen habe; aber er konnte nichts davon begreifen. Er denkt daß sie einen Scherz habe machen wollen, aber die Sache schien ihm nicht angemessen, weil er sie gar nicht kannte, und nicht einmahl wußte, wo sie wohnte. Er urtheilt, daß sie ihm die zehn Zechinen habe entwenden wollen, und daß ihr Armband, das sich unversehens aufgehakt habe, in der Tasche zurück geblieben sey; aber die Dame war ihm so vornehm, so erhaben, und so trefflich vorgekommen, daß er groß Unrecht zu thun vermeinte, wenn er einen so niedrigen Verdacht schöpfen würde, und ihn daher wie eine Natter von sich bannt. Endlich war er der Meinung, das Armband zu verwahren, und ruhig abzuwarten, was geschehen werde; und nachdem er seine Schuld mit andern zehn Zechinen, und nicht ohne Lächeln und Spötteln des Factors, dem er aufband, daß er sie vergessen gehabt, abgetragen, fängt er an, sein Herz und seinen Kopf zu beruhigen. Des anderen Tages geht Herr Gherardo aus dem Hause, und indem er um eine Ecke herumlenkt, sieht er an einem Pfeiler einen Zettel angeschlagen, worauf folgende Worte zu lesen sind: Wer ein goldenes, mit Diamanten besetztes Armband gefunden hat, der gebe es gegen eine gute Belohnung in der Sakristey von St. Marcuola ab. — Herr Gherardo verliert vom neuen alle Gedanken, und liest, und liest noch ein Mahl, und fast verdroß es ihn, daß er das Armband nicht behalten sollte; indeß gefiel ihm doch die Seltsamkeit des Vorfalls dergestalt, daß er in voller Begierde, lächelnd und träumend, sich nach der angezeigten Sakristey aufmachte, und, so wie er den Dechanten angetroffen und in einen Winkel gezogen, also sprach: Ehrwürdiger Herr, was ich euch sage, ist eine Beichte, und wenn ihr mir die Erlaubniß gebt, will ich sie euch ablegen; wünscht ihr aber irgend einen Erfolg davon, so müßt ihr mir ein Versprechen zugestehen, ohne welches alles als nicht gesehen und gesprochen zu betrachten ist. Der Dechant sagt: Ihr mögt sagen, was ihr auf dem Herzen habt, ich werde hernach thun, was mir gut scheint. Darauf sagt jener: Ich bin es, der das angezeigte Armband gefunden hat, aber ich bin nicht Willens, es je zurück zu geben, wenn ich es nicht der Person selbst überreiche, die es verloren hat, und ich bitte euch recht sehr, nicht zu glauben, daß ich dabey irgend eine boshafte Absicht habe, wie ich euch denn im Gegentheil betheuere, daß es für denjenigen, der es verloren hat viel besser ist, daß ich es ihm zurück gebe, ohne irgend einen Zeugen, und seyd versichert, daß, wenn ihr mir den Ort anzeigt, ich sogleich hingehen werde, um zu thun, was einem guten Christen obliegt; wo aber nicht, so gehabt euch in Frieden, und ich werde das Armband in Frieden für mich behalten, und nicht die geringsten Gewissensbisse dabey empfinden. Der Dechant sagt: Ich hielt es für angemessen, demjenigen, der es mir zurückbrächte, drey Zechinen zur Belohnung zu geben, vielleicht bedürft ihr dessen nicht.

(Der Beschluß folgt.)

Elegie.

Frey, nach Charlotte Smith.

„Schwarzdrohendes Gewölk verdeckt die Sterne,
Der tiefen Nacht entgegen schwillt das Meer;
Hohl, dumpfig braust die Fluth aus dunkler Ferne;
Des Sturmes Geister fliegen wild umher.

Könnt' ich den Tag zum Schreckenstag verdammen,
Gleich jenem, dem noch meine Thräne quillt!
Blitzt unheilkündend, rothe Himmelsflammen!
Rast, Wirbelwind! Schäumt, ihr Wasser, brüllt!

Zerberstet laut und lauter, Well' um Welle!
Heil kriegerischer Elemente Wuth!
Verschwemmt, zernichtet die verfluchte Stelle,
Wo mitleidloser Geitz im Frieden ruht!" —

So rief bey der Natur verworrnem Streite,
Wildbebend, starrer Blicke, losen Haars,
Ein armes Mädchen, der Verzweiflung Beute —
Kein Rufen — schauriges Gemurmel war's.

Dann trat sie zu des Unholds Todtenkammer —
Ach, ihres Edwin's Flehen hörd er taub.
Sie weinte, schlug den Busen, schrie vor Jammer,
Und flehte Rache noch auf seinen Staub.

„Um meinen Himmel hat er mich betrogen,
Und dieser Marmor zeugt ihn gut und groß! —
Uns trennen! der Barbar! — Den Sohn begruben Wogen,
Und ich verwünsche nun, lebendig todt, mein Loos.

Mein Liebster! Ach, kein Marmorstein gibt Kunde
Von deinem Werth, von deiner Liebe Schmerz.
Du hast kein Grab, du schläfst im Meeresgrunde!
Du hast kein Denkmahl, als mein brechend Herz.

Verwaist, der Welt entronnen, unter Zähren
Wall' ich bey Sturm und Hagel öde Bahn,
Versuch' umsonst des Himmels Schluß zu ehren,
Ruf ihn umsonst, der mich nicht hören kann.

O! läg' er ein Mahl nur mir noch am Herzen,
Und stürzten über mich dann Fluthen her,
Daß ich vergäße dieser Höllenschmerzen,
Und fühlte seines Vaters Schuld nicht mehr!

Da nun der Qualdämonen ganze Rotte
Daher auf Wassern, Stürmen, Blitzen fahrt,
Theilt, Wogen, euch! — Laßt in der tiefsten Grotte,
Mich Edwin schauen, bleich und abgezehrt!

Ja! Von Delphinen stolz empor getragen
Seh' ich bey schneller Blitze Flackern ihn,
Ach! nimmer reitzend, wie in bessern Tagen,
Als liebend er, ein Halbgott, mir erschien.

Nicht jenem gleich, der oft nach Wagestücken
Auf wilder See, nach langem Irrzug sprach:
Ein Kuß von mir, ein Lächeln, nur ein Nicken
Belohn' ihm die Gefahren tausendfach.

Wie blaß! entstellt! — Trotz aller Winde Heulen
Tönt in mein Ohr des Theuern Klagelaut:
Magst, Unglückseligr, du länger weilen?
Hier ist Vereinigung! — Komm, geliebte Braut!

Jetzt, Fantasie, laß deinen Zauber prüfen!
Steh'n laß und reden diese Luftgestalt! — —
Sie ist entflohen in die Meerestiefen,
Und ihrer Klagen Echo schon verhallt!

Ha, Täuschung, wild in krankem Hirn geboren!
Er hört nicht, kommt nicht! — Neues Mißgeschick!
Die letzte Hoffnung schwand! — Ich bin verloren. —
Das nimmersatte Meer gibt Todte nicht zurück.

Nicht Er, ein Donner sprach. — Erdbeben — Brausen! —
Ha, wie der Felsendamm in Trümmer schießt!
Heran, ihr meine Wonne, Schreck und Grausen!
Verzweiflung, Tod, Zerstörung, seyd gegrüßt!" —

Der Ocean vernahm's. — Mit Siegsgebrülle
Schoß über Land der Wogen Aufruhr hin;
Fort wühlten sie des Stolzen Gruft und Hülle,
Und brachten ew'gen Schlaf der frommen Dulderinn.

H g.

Seeleben.

Neunter Brief.

Rückreise nach dem Vaterlande — Blumenkohl und Radieschen zu Malaga — Die Kriegsflotte — Die Holländische Küste — Schluß.

Helvoetsluis, Dec.

Da bin ich denn endlich wieder in dem geliebten Vaterlande, und auf derselben Rhede, von der ich vor 17 Monathen vor Anker ging. Als nähmlich unsere Quarantaine zu Livorno zu Ende war, blieben wir nur noch 11 Tage daselbst, übergaben das Convoy dem Kriegsschiffe Agamemnon, und segelten nun ungleich schneller der lang ersehnten Heimath zu. Um Wasser einzunehmen, mußten wir jedoch noch zwey Mahl, nähmlich zu Alikante und zu Malaga, einlaufen, was uns ungefähr in jedem Hafen 5 bis 6 Tage aufhielt. Zu Malaga sah ich noch ein Mahl mit großem Erstaunen, was südliche Vegetation und südliche Frucht ist. Wir bekamen einmahl einen Blumenkohlkopf auf die Tafel, der die ganze Schüssel allein anfüllte, und wenigstens so groß als eine Melone war. Ein anderes Mahl ward uns ein Radieschen aufgesetzt, wovon wir unser fünfe aßen, während noch immer etwas übrig blieb. Ich übertreibe auf keine Weise, aber es war sicher noch ein Mahl so groß, als der größte Rettig von Utrecht.

Als wir aus der Straße waren, wurden wir plötzlich in Südwesten eine große Kriegsflotte gewahr, wovon ein Schiff mit vollem Winde auf uns zugesegelt kam. Der Capitän befahl demnach, alles zum Gefechte parat zu machen, wir hatten aber vergebliche Mühe. Kaum hatte uns nähmlich die fremde Fregatte für Holländer erkannt, so steckte sie eine kleine englische Gösch (viereckigte Flagge am Bogspriet) auf, fiel unter dem Winde wieder ab, und kehrte zu ihrer Flotte zurück, die, wie wir nunmehr deutlich sahen, an 40 Segel stark war. Es ist ein ausnehmend schöner Anblick, eine große Kriegsflotte allmählig näher kommen zu sehen. Anfangs ragt sie am Horizonte nur wie eine Reihe schwarzer Puncte auf. Bald aber werden diese größer und lichter, gewinnen an Höhe und Ausdehnung, und erscheinen endlich wie eine Reihe gigantischer Centauren, deren Oberleib mit jedem Augenblicke zu wachsen scheint. Sind endlich die Schiffe nur noch eine Seemeile entfernt, so zeigen sie sich in ihrer ganzen natürlichen Gestalt, wo-

bey man Segel, Masten, Kanonen, Flaggen u. s. w., vollkommen deutlich unterscheiden kann.

Der Wind blieb uns günstig, in wenig Tagen hatten wir die so genanten Gronden, d. h. den Eingang des Canals erreicht, wo man mit dem Bleyloth wieder Grund finden kann. Auf der Höhe von Plymouth begegneten wir einem Holländischen Kauffahrer, der verschiedene Nothschüsse that. Wir hielten darauf zu, und erfuhren, daß er einen schweren Leck bekommen habe, und wegen des nöthigen Pumpens zu schwach an Mannschaft sey. Es ward ihm hierauf ein Corporal mit zehn Mann zugeschickt, mit deren Hülfe er glücklich nach Plymouth hinein gekommen seyn wird.

Drey Tage darauf bekamen wir endlich die lang ersehnte vaterländische Küste zu Gesicht; ein Anblick, der mir unvergeßlich seyn wird. Es war Nachmittags, die meisten Dünen glänzten im Sonnenschein; wir steuerten unter lautem Jubel darauf zu. Als wir näher kamen, ward der gewöhnliche Signalschuß gegeben, und eine kleine Flagge aufgehißt. Dieß ist das Zeichen, daß man Lotsen verlangt, und in den nächsten Hafen einzulaufen gedenkt. Bald sahen wir auch das Lotsenboth mit seinem braunen Segel neben der Insel Schouwen zum Vorschein kommen, und bald, beynahe mit Sonnenuntergang, langte es an unserm Backbord an. Da das Wasser indessen noch zu niedrig war, mußten wir noch eine halbe Stunde ab- und zuhalten, bis die Fluth uns endlich glücklich über die Drooge, oder Sandbank trug. So kamen wir beym schönsten Mondscheine auf der Rhede vor Anker, und so schreibe ich Ihnen für dießmahl zum letzten Mahle vom Bord. Ich sage für dießmahl, denn schon hat mir der Capitän Hoffnung gemacht, mich auf seiner nächsten Fahrt nach Westindien mitzunehmen, wo es denn manches Interessante zu berichten geben wird.

Notitzen.

Wien. — Am 17. März wurde im k. k. priv. Theater an der Wien zum ersten Mahle: Das Kätchen von Heilbronn, ein Schauspiel in 5 Aufzügen, von Heinrich v. Kleist, gegeben. Dieses Theaterstück soll ein romantisches Gemählde der Liebe eines Bürgermädchens aus Heilbronn darstellen, das, von diesem Gefühle unaufhaltsam hingerissen, einen Grafen Wetter von Strahl überall auf dem Fuße folgt. Der verlassene Vater hält diese ungewöhnliche Erscheinung für Wirkung der Zauberkraft, und klagt den Grafen vor der heiligen Vehme an. Diese untersucht im ersten Acte diese Anklage, und spricht den Grafen, der sich durch einen interessanten Dialog mit dem Mädchen rechtfertiget, von aller Schuld frey. Der Graf befiehlt nun der Dirne, zu ihrem Vater zu ziehen, und er selbst zieht in das Land, um dem Ausbruche angesponnener Fehden zuvor zu kommen. In einer stürmischen Nacht befreyt er seine Feindinn, die Freyfrau von Thurneck, aus den Händen seines Freundes, des Burggrafen von Freyburg. Die Nacht hinderte ihn, zu unterscheiden, mit wem er das Abenteuer zu bestehen habe. Im Kampfe fällt der Burggraf, stirbt auf der Bühne — und erscheint doch am Schlusse des Schauspiels wieder! — Die Freyfrau von Thurneck, eine mannssüchtige, heillose Giftmischerinn, gewinnt durch anscheinende Großmuth das Herz des Grafen von Strahl in einem solchen Grade, daß er sie zu ehelichen beschloß. Indessen schmiedete sie an seinem Untergange, ihre Verbündeten sollten des Nachts seine Burg erstürmen, und ihre Zofe dem Grafen und seinen Angehörigen Gift mischen. Die Befehlsbriefe wurden aber durch Zufall verwechselt, und geriethen in die Hände eines Waldbruders, bey dem Käthchen sich eben aufhielt. Diese sandte er mit dem Briefe an den Grafen, und hintertrieb auf diese Art den Anschlag. Die Burg wurde dennoch angezündet. Käthchen rettet mit edler Aufopferung der Freyfrau von Thurneck ein Käßchen mit einem Bilde und anderen Kostbarkeiten. Das Haus stürzt über dem Mädchen zusammen; ein in der Luft schwebender Genius! erhält sie aber am Leben, und bringt sie unversehrt aus den Flammen. Ein Genius meldete es auch dem Grafen, daß er eine Fürstinn heirathen würde, und er selbst erfährt von dem, im Garten schlafenden Käthchen, — daß er unaussprechlich geliebt sey. Am Schlusse erscheint der Herzog aus Schwaben, erklärt Käthchen für seine Tochter, und als die Vermählung der Freyfrau von Thurneck schon vor sich gehen sollte und sie im vollen Prunke als Braut erschien, erklärt sie der Burggraf von Freyburg dieser Ehre unwürdig, und holt Käthchen, als Fürstinn gekleidet, zum Traualtare. Die Giftmischerinn wird zum Kerker verdammt. — Man sieht es dem Ganzen an, daß dieses Schauspiel nichts anders als ein ziemlich unzusammenhängendes Gerippe einer Rittergeschichte sey, bey dem man sehr oft von der Kette der Ideenverbindung losgerissen wird. Viel Sonderbares liegt in Käthchens und in ihres Grafen Charaktere, und obschon sie nicht vom Dichter ihre Vollendung erhielten, so wußte sie doch das anziehende Spiel der Mad. Pedrillo und des Hrn. Grüner interessant zu machen. Das ist aber auch alles; denn die übrigen Rollen gleichen bloßen Entwürfen, die der Zufall zusammen getragen hat. Auch die Sprache ist hier und da nicht anständig genug. Z. B. der Ausdruck: Geh Narr! der du bist — und da, wo der Graf dem Bürgermädchen seine Gefühle aufdeckt, versteigt er sich so sehr in das Gebieth der Mythologie, daß er gewiß nicht verstanden werden konnte. Ein Theil des Publicums ergötzte sich an dem bunten Wechsel der Decorationen, am Costüme, und an dem unbegreiflichen Zusammenhange der Scenen; der gebildetere Theil wünschte dem Dichter einen solidern Geschmack, Consequenz, und Studium des Horaz'schen Briefes an die Pisonen.

Paris, 1. März. — Die ganze Stadt strömt zur Opera comique, wo einen Tag und alle Tage die neue Zauber-Oper Cendrillon erscheint. Das Mährchen von Aschenbrödel und ihren stolzen Schwestern ist ja auch in Deutschland bekannt. Aschenbrödelchen erhebt sich, durch ihre Tugend von guten Feen begünstigt, zur schönsten Prinzessinn auf Erden. Ein Hr. Etienne machte aus dem Mährchen eine opera-féerie, und Nicolo setzte es mit vielem Glück in Musik. Bald werden wir die kleinen niedlichen Arien auf allen Gassen wieder hören; aber da, wo Nicolo höhern Schwung anzunehmen versuchte, scheinen ihm oft die Federn nicht genug in den Schwingen gewachsen gewesen zu seyn. Genug, Aschenbrödelchen ist jetzt die Tagesgottheit von Paris; Nicolo erst, dann Aschenbrödelchen mit seinen Schwestern wurden nach der ersten Aufführung vom Publicum vorgerufen, und nun geht Aschenbrödel über alles.

Gedruckt bey Anton Strauß in Wien.



Der Sammler

Samstag, den — 36. — 24. März 1810.

Gozzi's neunte Novelle.

(Beschluß.)

Darauf antwortete Herr Gherardo: Euch würde ich es nicht für hundert geben, doch wenn ich es demjenigen geben kann, der es verloren hat, so gebe ich es umsonst zurück. Der Dechant sagt: Mein Sohn, ich empfehle dir die heilige Furcht unseres hochgebenedeyten Herrn, und wenn du also willst, so thue also; darauf ruft er einen jungen Weltgeistlichen herbey und schickt ihn mit, um jenem eine gewisse nicht weit entfernte Thür anzuzeigen. Nachdem sie hin gekommen, sagt der Geistliche: Hier ist's: kehrt sich um, und läßt Herrn Gherado allein, welcher ganz begierig anpocht, und nachdem geöffnet worden, eintritt, und ein sehr schönes und wohlausgeziertes Haus, und eine geräumige und prächtige Treppe erblickt. Während er die Stufen derselben hinauf steigt, erblickt er einen herrlichen Vorsaal, dessen Wände von oben bis unten mit seidenen Tapeten bekleidet und mit Armleuchtern verziert sind, so daß die Verwirrung, in der er hinein trat, dergestalt groß war, daß er selbst nicht weiß, ob er schon darinnen oder noch außen sey, ob er seinen Weg fortsetzen oder umkehren solle, aus Besorgniß vielleicht zu irren, oder an irgend einen harten Stein zu stoßen. Während er so in Zweifel stand, und fest entschlossen war, umzukehren, siehe da, eine Zofe eben an der Treppe, welche sagt: Wer ist da? wer seyd ihr? und was wollt ihr? Herr Gherardo, so halb verblüft, den Hut in den Händen haltend, antwortete: Ich suche die Dame des Hauses, und wenn es ihr nicht zuwider wäre, möchte sie gern sprechen. — Gnädige Frau, da ist ein Herr, der euch etwas zu sagen hat. — Er soll kommen. — Kommt und tretet herein. — Herr Gherardo geht vorwärts, und in einem prachtvollen Zimmer erblickt er auf einem Polster, das einem Ruhebette glich, dieselbe reitzende und geschmückte Dame, die er während der Messe neben sich gehabt, und bleibt wie versteinert stehen. Die Dame erblickt Herrn Gherardo, und erblaßt wie das Weib Loth's, so heftig, daß ihr vor Bestürzung, als sie ihn wieder erkannte, fast die Sinne schwanden, denn was sie bisher für grundlos und einen leeren Verdacht gehalten hatte, das fand sie jetzt bestätigt, daß sie nähmlich ihr Armband an keinem andern Orte verloren, wie sie gehofft hatte, sondern, daß es ihr aufgegangen, und sie es unbemerkt in der Tasche gelassen, aus welcher sie die zehn Zechinen heraus gefischt, und gewiß, wenn sie sich das eingebildet hätte, so würde sie keinen Zettel haben anschlagen lassen, um das Verlorne wieder zu erlangen, und sich so beschämt zu sehen. Aber es fehlt nie an unvorhergesehenen Wegen, auf welchen Gott die sündigen Menschen bestraft. Herr Gherardo sieht die Dame und die Dame sieht Herrn Gherardo an, und keines sagt ein Wort. Endlich aber zieht Herr Gherardo, der doch ein Mann ist, und zwar ein Mann von jener Dreistigkeit und Schlauigkeit, die ein langer Aufenthalt hinter dem

Ladentisch lehrt, wo man allen Arten von Käufern die Waaren verhandelt, das Armband aus der Tasche hervor, und indem er es so schwebend in der Hand hält, hebt er folgendermaßen an: Gnädige Frau, wie die Sache sich zugetragen hat, daß kann ich selbst nicht sagen. Ihr habt dieses Armband verloren, aber der Bösewicht hat mir zehn Zechinen aus der Tasche gemaust; nun hab' ich ihn, wie ihr seht, beym Schopfe genommen, und wenn er mir mein Blut nicht wieder gibt, so werd' ich ihn in ein solches Gefängniß schicken, daß ihr ihn nie wieder sehen sollt. Ich weiß, er ist euer Vertrauter, und ihr liebt ihn, wie nur immer Frauen dergleichen Geschöpfe lieben können; darum rathe ich euch zu eurer und der Eurigen Ehre, den Schaden, den er mir zugefügt hat, zu ersetzen, oder ich werde an dem Schelm eine Rache nehmen, die euch selbst verunglimpfen könnte; werdet ihr aber für ihn bezahlen, so soll die Beschämung unter uns beyden bleiben, und ich will euch den Unmanierlichen frey geben, doch kann ich nicht umhin, euch den Rath zu geben, ihn besser zu ziehen, und für seine Besserung Sorge zu tragen, damit er, so lange ihr lebt und die Hände rühren könnet, nie wieder auf dergleichen unzeitigen Scherz verfalle. Amen. — Die Dame verzog das Gesicht in ein gezwungenes Lächeln, so wie man pflegt, wenn man vor Scham zwischen Weinen und Lachen ist; aber nachdem sie sich ein wenig erhohlt und Muth gefaßt hatte, ergriff sie die beste Parthie, richtete sich auf die Füße, schloß einen Schrank auf, und nahm zehn Zechinen, welche, wie ich glaube, noch die nähmlichen waren, die das frevelhafte Armband geraubt hatte, und sagte zu Herrn Gherardo: Lieber Herr, ich schwöre euch, daß von dem Augenblicke an, wo der Unglückliche das Verbrechen beging, er von mir floh, ich glaube aus Furcht. Seht, ich gebe euch den Raub zurück, den er euch entwendet; dafür aber, daß ihr mir ihn zurück gebt, und für die Verschwiegenheit, die ihr mir zugesagt, und die ich euch, so lieb euch eure Seele ist, zu beobachten bitte, bleib ich euch unendlich verpflichtet, und glaubt nur sicher, daß es nichts auf der Welt gibt, was ich nicht für euch thun werde; und für die Zukunft werde ich den Schelm schon zu züchtigen, und von seinen schlechten Gewohnheiten zurückzuhalten wissen, so daß er nie wieder darein verfallen soll. Nach diesen Worten, und nachdem er die zehn Zechinen genommen und das Armband zurück gegeben, und nach einigen anderen Ceremonien, und, wie ein und der andere will, nach einer noch andern Belohnung, ich weiß selbst nicht welcher, ging Herr Gherardo fort, und noch jetzt, wenn er an den Vorfall denkt, gleicht er einer trunkenen Amsel. Ich glaube, und das wurde auch gesagt, jene Dame war verheirathet, und zwar an einen sehr betagten Eheherrn, und, um ihre thörichte Eitelkeit mit Ringen, Spitzen und anderm werthlosen und flüchtigen Tand, besser befriedigen zu können, als ihr Gemahl zu thun geneigt war, stellte sie ihr Netz zur rechten und linken, und so übel es nur möglich war. Und so rauben uns die Verbrechen nach und nach Verstand und Besinnung, und von einem Abgrund geht's fort in den andern.

Hier und Dort.

Contraste.

Auf's Städtchen drückt die Nacht ihr Siegel,
Was rings dem Leben Ruh' verlieh';
Eröffnet sind mir Schloß und Riegel
Vom Götterkindlein Fantasie.
Mit ihr kann ich durch Mauern
Der Menschen Thun erlauern,
Und was ich weiß, verschweig ich nie!

Hier kämpft, vom Blüthenhauch umdüftet,
Die Jungfrau mit dem heißen Blut;
Ob wechselnd sie das Bettchen lüftet,
Nur mächt'ger wird die inn're Gluth.
Mag schmachtend sie voll Sehnen
Die zarten Glieder dehnen;
Sie wacht, denn Amor zielte gut!

Dort schnarcht in seiner Pudelmütze
Ein bettverschanzter Hagestolz,
Dem nie der kleine Herzensschütze
Das Eis der Brust durch Liebe schmolz;
Laßt grillenvoll ihn hausen
Und mit dem Kater schmausen,
Er ist und bleibt ein dürres Holz!

Hier wälzt sich auf damastnen Betten,
Schon Stundenlang, ein reicher Graf;
Er lebt nur von der Menschheit Ketten,
Und hält am Trinktisch sich recht brav.
Im hellen Klang der Becher
Ermüdete der Zecher
Und ruht nun aus — vom Mittagsschlaf!

Dort schleicht, von seinen Unterthanen
Der Ärmste, zu der Hand voll Stroh;
Er frohnte heut' in Wildesbahnen,
Und dankt: daß ihm der Tag entfloh!
Doch macht auch ohne Säumen,
Mit hoffnungsreichen Träumen,
Der Schlaf ihn, im Vergessen, froh.

Hier reckt ein Geizhals, bleich und hager,
Sich aus der dünnen Decke vor;
Geknittert hat das Stroh im Lager,
Der ganze Körper wird zum Ohr!
Die Angst läßt ihn nicht rasten,
Er muß zu seinem Kasten
Und zählen, ob er nichts verlor!

Dort wirft, gehüllt in wen'ge Kleider,
Ein Spieler sich auf's Sopha hin;
Was er besaß, verlor er leider,
Doch morgen träumt er sich Gewinn!
Und unberühret vom Kummer,
Ereilt ihn fester Schlummer,
Sein Gram verweht im leichten Sinn!

Hier stöhnt, vom Schlummer aufgerissen,
Ein Bild, durch eignen Hauch erschreckt!
Es trägt Verbrechen im Gewissen,
Noch tief von dunkler Nacht bedeckt;
Doch in den Zügen mahlen
Sich schon der Hölle Qualen,
Zu denen jeder Laut es weckt.

Dort athmet sanft, von Ruh' umfangen,
Das Kind mit engelreinem Blick;
Es schläft und hat sonst kein Verlangen,
Es lächelt, — das ist sein Geschick!
Bewahr' am Stab der Tugend
Den Unschuldskranz der Jugend,
Dann thront in Deiner Brust das Glück!

Hier überdenkt, vom Schlaf gemieden,
Ein Speculant was er gewann,
Und was er bey dem nächsten Frieden
An Lieferung verlieren kann;
Er quält sich bis zum Morgen,
Und forscht dann gleich, voll Sorgen:
Kam auch der heut'ge Cours schon an?

Dort lies't ein glutherfüllter Dichter
Sein neu'stes Werk bey Lampenschein,
Nicht bangt ihm vor dem geist'gen Richter,
Denn mild und gnädig wird er seyn!
Er fleht zum Allbeweger
Um freundliche Verleger,
Und schläft dann unbekümmert ein.

Schon wollt' ich fröhlich weiter suchen,
Da hör' ich plötzlich ein Gebrumm;
Der Wächter fragt, mit kräft'gem Fluchen;
Wer treibt sich noch so spät herum?
Erschreckt von seinem Basse,
Verließ ich schnell die Gasse,
Und schlich nach Hause, still und stumm.

F. W. Gubitz.

Sonnenstäubchen.

Von Weisser.

1.

Wenn wird man aufhören, den Ruhm mit dem, was ruhmwürdig ist, zu verwechseln? Nur dieses, nicht jener, wenn er auch eine Folge von diesem ist, bestimmt unsern Werth. Nichts kann gemeiner seyn, als diese Wahrheit, und doch wird nichts so selten erkannt, als sie: denn sind nicht die meisten Menschen weniger stolz auf ihre Verdienste; als auf die Anerkennung derselben, und sogar auf die bloßen Zeichen dieser Anerkennung?

2.

Der Mensch ist und bleibt der unbarmherzigste Richter des Menschen, und der liebe Gott wird zuverlässig dereinst weit weniger arme Sünder in die Hölle schicken, als wir.

3.

Des Bücherschreibens ist freylich kein Ende. Aber in gewissem Sinne kann man mit noch größerem Rechte klagen: Es ist des Bücherschreibens kein Anfang.

4.

Wer reden will, muß auch zu handeln wissen. Ist dieser Satz richtig: so brauchen wir nicht länger nach der Ursache zu forschen, warum man bey einer gewissen Nation die größten, und bey einer andern, nach ihrem eigenen Geständnisse, gar keine Redner findet.

5.

Es ist wahr, der berühmte Roman des Cervantes ist, einige starke Gebrechen seines Zeitalters abgerechnet, ein vortreffliches Werk. Aber wie würde der ehrliche Spanier staunen, wenn ihm in der Unterwelt die Kunde zu Ohren käme, daß seine unsterbliche Muse und die Literatur seiner Nation in unsern Tagen ein Paar Dulcineen sind, für welche etwa ein Dutzend Deutsche Don Quixotte größere Narrheiten begehen, als weiland der Junker von Mancha für die Bauerndirne von Toboso und die fahrende Ritterschaft! Übrigens ist es wohl eine eben so seltsame, als traurige Erscheinung, daß ein Don Quixott Don Quixotte erzeugt, und eine Satyre das Übel gewisser Thoren, statt es zu heilen, noch vergrößert.

6.

Wehe dem Schriftsteller, welcher das den meisten so erwünschte Unglück hat, eine Zeitlang in der Mode zu seyn! Wer in der Mode ist, muß nothwendig auch aus der Mode kommen.

7.

Ein zärtlicher Vater ist seltener: als man glaubt, und ich weiß nichts Stärkeres zum Lobe eines solchen zu sagen, als daß er die Mutter seiner Kinder zu seyn verdiente.

8.

Der Mensch will alles beherrschen, nur sich selbst nicht.

9.

Herzlich gern will ich von den Todten nichts als Gutes reden, wenn ihr mir nur erlaubt, von den Lebenden so viel Schlimmes zu sagen, als wahr ist.

10

Unsern neuesten Poeten ist ein Heiligenschein lieber, als ein Lorberkranz. Ich vermag aber jenen eben so wenig, als diesen, an ihren stattlichen Köpfen zu entdecken.

11.

So sehr ich den Eifer unserer neuesten Erziehungslehrer achte, so scheint es mir doch, daß sie der bloßen Form zu viel Werth beylegen. Was liegt daran, ob der Säemann den Samen mit der rechten oder mit der linken Hand ausstreut, wenn er nur überhaupt zu säen versteht, und der Samen und der Boden etwas taugen?

12.

Mein tägliches Gebeth ist: Der Himmel bewahre mich vor Unglück, damit ich meine Freunde nicht kennen lerne!

13.

Ich lasse bloß darum hundert mittelmäßige Bücher ungelesen, damit ich ein vortreffliches hundert Mahl lesen kann.

14.

Allerdings können wir jedem Alten eine lange Reihe unserer heutigen Poeten an die Seite stellen; die meisten jedoch, wenigstens in einem Puncte, dem Äsop und Terenz: denn diese waren bekanntlich beyde — Sclaven.

15.

Es ist von Tag zu Tag weniger zu hoffen, daß die Narren klug, und von Tag zu Tag mehr zu fürchten, daß die Klugen närrisch werden.

B u l l 's.

Aus einer Erntepredigt.

„Darum erkennet, meine geliebten Freunde! die empfangenen Wohlthaten, und seyd dankbar dafür! Bedenket, **wenn der liebe Gott auch einmahl so undankbar wäre, als ihr** — was würde da wohl heraus kommen?" —

In einem Mineralien-Cabinette wurde jemand ein grüner Diamant gezeigt. Er betrachtete ihn aufmerksam und fragte dann:

„Um Verzeihung! dieser grüne Diamant ist wohl ein Smaragd?"

N o t i t z e n.

E n n s, den 15. März. — Gestern war der festliche Tag, an welchem wir unsern geliebtesten Landesfürsten, Sr. Majestät den Kaiser und die neuvermählte Kaiserinn von Frankreich, in unsern Mauern sahen. Ihre Majestäten nahmen sammt ihrem Gefolge ihr Absteig-Quartier in dem fürstl. Vicenz Auerspergischen Schlosse **E n n s e c k**, wo, in Abwesenheit des Eigenthümers, der durch seine Anhänglichkeit an die kaiserliche Familie sich so sehr auszeichnende Fürst **C a r l A u e r s p e r g** die Hausherrnstelle vertrat. Kanonenschüsse verkündeten uns die Ankunft der jungen Kaiserinn; die ganze Stadt war erleuchtet. Am Portale des fürstl. Schlosses, so wie im Schloßhofe selbst, brannten mehrere tausend Lampen, die auf's geschmackvollste architectonisch geordnet, eine herrliche Wirkung machten. Chöre von Trompeten und Pauken erschallten am Eingange, die Janitscharen-Musik des paradierenden Militärs im Hofe. An der Stiege wurden Se. Majestät die neuvermählte Kaiserinn von Sr. Excellenz dem Herrn Statthalter Grafen v. **S a u r a u**, den Deputirten der Oberösterreich. Landstände, und dem Adel empfangen. In dem Vorzimmer kamen Höchstderselben 16 weiß gekleidete Mädchen mit Blumen-Guirlanden entgegen, und eine davon hielt eine zierliche Anrede. Dann wurden die Landstände, der gesammte Adel, und die anwesenden Hrn. Officiere zur Audienz gelassen. Nach der Audienz speisten Se. Majestäten mit dem sie begleitenden hohen Adel öffentlich. Nach geendigter Tafel wurde an der Ennsbrücke ein Feuerwerk abgebrannt. Durch äußerste Eleganz, und die delicateste Sorgfalt für die Unterkunft und Bequemlichkeit des ganzen zahlreichen Gefolges, zeichnete sich dieses Nachtlager vorzüglich aus. Ein Auftrag und ein eigenhändiges Schreiben Ihrer Majestät der Französischen Kaiserinn an die Kaiserinn Mutter zu Wien, beglückten den guten Fürsten noch mehr, als eine kostbare Tabatiere, die Höchstdieselben ihm als ein Zeichen Ihrer Zufriedenheit übergaben.

K. K. privil. Theater an der Wien.

(Fortsetzung.)

Der Erbe, oder die Postwagenreise, ein Lustspiel in fünf Aufzügen, nach **P i c a r d's** Diligence de Joigny bearbeitet von **V o g e l**, gefiel nicht. Die Intrigue ist zu sehr gedehnt, und Herr **H a s e n h u t** war seiner Rolle nicht mächtig, welches man an ihm fast immer bey der ersten Production eines Stückes bemerkt. Auf mehreren Bühnen hat dieses Stück, unter dem Titel: **Die Postkutsche von Bocksdorf** (wenn ich nicht irre, von **R e i n h a r d t** bearbeitet) Glück gemacht.

Die Gäste, ein Lustspiel in einem Act, von **V o g e l**, mißfiel gänzlich, obschon es eben nicht schlecht genannt werden kann, und Hr. **O c h s e n h e i m e r** als Nachbar **S c h i n d e l** sein Möglichstes that. —

Dichter und Tonkünstler durch Ungefähr, eine komische Operette in einem Act, nach dem Französischen von **S e y f r i e d**, mit Musik von **C a t e l**, mißfiel nicht. Die zweyte Hälfte dieser Operette ist rasch, und von echt komischer Wirkung; allein die Zeit der kleinen Operetten ist jetzt auf dieser Bühne vorüber, und die Kasse findet nie ihre Rechnung dabey.

Den 13. Februar wurde, zum Vortheil des allgemein beliebten Komikers **H a s e n h u t**, zum ersten Mahle gegeben: **Die Familie Pumpernickel**, ein musicalisches Quodlibet in drey Aufzügen, von dem kleinen Lopez **d e V e g a**: Herrn **S t e g m a y e r**.

℞. Aus 10 alten Komödienbüchern das Schlechteste,
15 beliebte Melodien,
Das Müllerische Kunst-Cabinet und den Circus Gymnasticus,
Einen Fiaker und einige Pferde.
Mische das alles durch einander, gib eine ziemliche Portion von eigenen Unsinn dazu, theile es dann in 3 Theile ab, und du hast die Familie Pumpernickel, wie sie leibt und lebt.

Und dennoch erfreute sich Herr **H a s e n h u t** einer Einnahme von 6000 Gulden, und dennoch sind alle Plätze überfüllt, so oft dieß Contra-Apollonion gegeben wird. —

(Die Fortsetzung folgt.)

Gedruckt bey Anton Strauß in Wien.



Der Sammler

Dinstag, den — 37. — 27. März 1810.

Allerley schöne Sachen zum Verkauf.

Einer meiner Freunde hatte einen Vetter, der, wenn man kleine Thorheiten abrechnete, von denen ja kein Sterblicher frey ist, ein wirklich ganz guter Mann war. Unter dem Nahmen Küchenrath war er in seiner Gegend so bekannt, daß man ihn selten anders nannte. Es gab nur einen Küchenrath, so wie es nur einen Shakespear, einen Timurlenk gegeben hat. Daher wenn jemand es für nöthig fand, des lieben seligen Mannes zu erwähnen, so hieß es: der Küchenrath hat's gesagt, oder hat dieß und jenes gethan, — und alle wußten Bescheid. Eine Schwachheit, die so manches Lächeln über ihn erregte, woran aber seine geliebte Kunigunde wohl mehr Theil hatte, als er, war die Titelsucht. Ich rechne aber diese Schwachheit dem guten Vetter eben so wenig zu einem Fehler an, als ich jemanden verachte, der zur Zeit des Frühlings oder Herbstes, wo der Schnupfen so allgemein zu seyn pflegt, von diesem leichtfertigen Gaste heimgesucht wird. Aber das war wirklich lächerlich, daß er den Titel eines Kirchenraths begehrte, da er doch mehr mit der Küche als mit der Kirche zu thun hatte; denn er war seines Zeichens, hochfürstlicher Mundkoch. Die Regierung erwiederte auf sein Gesuch Folgendes:

„Wie daß man nicht umbin könne, auf sein unterthänigstes Gesuch zu reflectiren, so weit es schicklich sey. Man habe daher gnädigst resolvirt, wegen seiner vielen Verdienste um die hochfürstliche Küche, ihm gegen die Gebühr, in Gnaden den Titel eines fürstlichen Küchenraths zu verleihen."

Dem lieben seligen Manne kostete dieser Spaß 50 Thaler, und weil er überhaupt, wie man nachher sehen wird, ein Freund von Seltenheiten war, so pflegte er sich nicht wenig auf seinen Küchenrathstitel einzubilden. Er pflegte seinem Nahmen, mochte er doch schreiben, was er wollte, und trug er auch nur eine Bemerkung in sein Küchentagebuch — immer seinen Titel anzuhängen. Aber mag es der gütige Himmel wissen, ob er es absichtlich that, — genug, manchmahl war sein Titel so undeutlich geschrieben, daß man eher Kirchen- als Küchenrath las, und so erhielt er denn oft auch Briefe mit der Aufschrift: An den Herrn Kirchenrath. Hierüber freute sich Kunigundchen baß.

Vor ungefähr einem Vierteljahre entriß der Tod diesen guten Mann seinem Wirkungskreise, und noch ärgert sich mein Freund darüber, daß er die seinen Tod betreffende Anzeige nicht mit den Worten angefangen habe: Er kocht nicht mehr!

Er starb kinderlos und ohne einen letzten Willen; denn es ist ja bekannt genug, daß kein Mensch einen letzten Willen hat, der ihn nicht einem geschwornen Notarius anvertraut. Da nun mein Freund der nächste Verwandte des seligen Mannes war, denn die gute Frau konnte sich unter diesen Umständen ja nicht zu sei-

nen Verwandten rechnen, so fiel ihm das ganze Vermögen desselben anheim. Er aber billiger als die unbilligen Gesetze, ließ die gute Frau ungestört in dem Besitze des ganzen Nachlasses, nur eignete er sich eine Sammlung von Seltenheiten zu, die dem lieben seligen Mann so manchen schönen Thaler gekostet hatten. Am Ende aber fand er viele von diesen Seltenheiten für sich ganz unbrauchbar, und um sie daher an den rechten Mann zu bringen, wählt er den Weg der öffentlichen Bekanntmachung, und ladet alle Liebhaber auf den 17. Aprill 1810 zu sich ein, wo denn nachfolgende Stücke, genau beschrieben, öffentlich versteigert werden sollen.

1. Eine Puppe von menschlicher Größe, die zwar nicht gehen, aber doch gut und gerade in einem weichgepolsterten Lehnsessel sitzen kann. Sie spricht einige Worte sehr vernehmlich, z. B. Allerdings! Ja! freylich wohl! das kann nicht anders seyn! Sie haben Recht, Herr College! — Und pflegt bey diesen Bejahungen gefällig mit dem Kopfe zu nicken.

2. Eine Dame aus sehr feinem Holze gearbeitet, ebenfalls von menschlicher Größe. Sie spielt alle mögliche Kartenspiele meisterhaft. Ein gewisser Baron Z. wollte diese hölzerne Schöne haben, indessen wußten seine Verwandte die Sache zu hintertreiben, als sie erfuhren, der Vater dieses klugen Kindes sey nur ein Tausendkünstler bürgerlichen Standes. Ja ein anders wäre es, — sagten sie, hätte ein Fürst höchst eigenhändig diese Person zu seinem Vergnügen gemacht.

3. Ein junger Gelehrter aus Pappe, sehr sauber gearbeitet. Wenn man mit gehöriger Vorsicht eine in ihm befindliche Feder aufzieht, so geht er langsam und nachdenkend im Zimmer auf und ab, und ruft unaufhörlich die Worte: Göttlich! Homerisch: Welche Kühnheit der Gedanken! Unerreichbar für Welt und Nachwelt! — Für manche Dichter das unterhaltendste Geschöpf. Wem werden sie lieber die Kinder ihrer göttlichen Laune vorlesen.

4. Ein junger, fein gekleideter Herr, den die Hand eines äußerst geschickten Künstlers aus Birnbaumholz zusammengesetzt hat. Wenn man eine an ihm befindliche Schraube drückt, so fällt er auf die Knie und sagt dem schönen Geschlechte die herrlichsten Schmeicheleyen vor. Er wird unstreitig unter den Damen sein Glück machen, zumahl da er sehr gut Französisch spricht.

5. Eine Kutsche im neuesten, d. h. eigentlich im ganz alten Geschmacke. Sie ist nach einem Muster (Modell) erbauet, das man in den Überresten des Ciceronianischen Landhauses fand. Der so genannte Kasten hat die Form einer Zwiebel. Die Bäume von Corinthischem Metall, stellen ein Paar Schlangen vor, deren Köpfe vorn einen sehr bequemen Sitz für den Kutscher bilden. Die Schwänze dieser Schlangen, gegliedert, lassen sich nach allen möglichen Richtungen biegen, so daß es sehr leicht ist, die schönsten Nahmenszüge aus ihnen zu bilden. Über den Schlangenschwänzen erhebt sich majestätisch ein Pfau, wahrscheinlich eine Anspielung auf das bekannte V, das zu so manchen Nahmenszügen gehört. Man findet in dieser Kutsche alle mögliche Bequemlichkeiten für reisende Herrschaften, z. B. einen Spieltisch, eine kleine Büchersammlung, 3 Ellen lang, in dem Geschmack der Galanterien von Frankfurt am Main. Oben auf der Kutsche, wohin man vermittelst einer kleinen Treppe gelangt, hat man einen zwar kleinen, aber allerliebsten Lustgarten angelegt, auch einige Rosenlauben zum bewußten Gebrauche.

6. Zwölf Paar blaue Augen, im neuesten Geschmack. Hierzu gehören eben so viele schwarze Augenbraunen und Wimper.

7. Drey Orthof freundliche Mienen, die der selige Mann einmahl von einem ausgewanderten Französischen Kammerherrn um ein Spottgeld kaufte. Sie sollen für eine Kleinigkeit von der Hand geschlagen werden. Hierzu gehören noch 355 Ellen Complimente. Die Elle wird für einen Kreuzer verkauft.

8. Drey und neunzig Centner Flüche, zum Theil im Englischen, auch Französischen und Deutschen Geschmacke. Es finden sich auch sechs Pfund antike Flüche darunter. Diese letzten sind für Gelehrte, so wie die ersten für Militär- und Civilpersonen sehr brauchbar. Der Teufel, der die größte Rolle in dieser Sammlung spielt, ist zum Theil zwar nur einhörnig, kann aber doch Abends beym Spiel, etwa zu einem daß dich der Teufel! oder Teufelmahl zu! — sehr gut gebraucht werden.

9. Fünf und zwanzig Paar schön lackirte Wangen.

10. Neun und zwanzig Fässer Launen mancherley Art. Hierunter befinden sich vier Fässer böse Launen, in der Ehe zu gebrauchen, wenn es der Dame an Putz gebricht, oder wenn der Herr die Dame dahin bewegen will, ihr Eingebrachtes zur Bezahlung seiner Schulden herzugeben. Dann acht Fässer witzige Launen, die wahrscheinlich vielen Beyfall finden werden. Man kann sich damit sehr unmerklich in Gesellschaften versorgen, wenn man sie statt Schnupftabak in einer Dose bey sich trägt, und so prisenweise durch die Nase einschlürft. Wer es nicht gewohnt ist, nieset Anfangs darnach. Ferner: vierzehn Fässer verliebte Launen. Schade, daß diese etwas vom Wasser gelitten haben.

Auch befinden sich dabey einige Pfund Hanswurstlaunen für alte verliebte Gecke.

(Der Beschluß folgt.)

Die vier letzten Dinge.

Ein musicalisches Gedicht.

Der Tod.

Chor der Fröhlichen.

Wallt jubelnd und fliegend im Tanze dahin!
Dem Frohen bringt jede der Stunden Gewinn.
Es hat sich die Freude das Leben erkoren;
Wir sind zum geselligen Glücke geboren.
Uns duften die Kränze,
Uns flügeln die Tänze;
Es öffnen die Herzen
Sich gerne den Scherzen.
Willkommen, o Erde, du Holde, du Schöne!
Willkommen, o Mond und o Sonne!
Verschmelzt, wie harmonische freudige Töne,
Die Lieb' und das Leben in Wonne!

Chor der Krieger.

Hinan, hinan, zum glänzenden Ziel!
Erdonnert, Kanonen, zum blutigen Spiel!
Flieget, ihr Schwerter und Speere,
Rastlos dahin durch die Heere!
Brauset, ihr Kriegesgesänge!
Stürmt in das Schlachtengedränge!
Entfließe den Wunden, du dampfendes Blut!
Wir scheuen nicht Qualen, nicht stürzende Gluth.
Im Hochgefühl der Ehre
Geh'n wir durch Sturm und Nacht,
Daß unser Ruhm sich mehre,
Wenn Glück und Sieg uns lacht.
Hinein in die brausendste Nacht!
Hinein in die heißeste Schlacht!

Festgesang.

Jubellaut und Siegesfeste,
Schallet durch das weite Land!
Eilt zum Mahl herbey, ihr Gäste!
Friede knüpft das Freundschaftsband.
Schallet, Lieder, weit und breit,
Von des Reiches Herrlichkeit!
Klinget, ihr Pokale!
Bey dem frohen Mahle
Herrsche Götterlust!
Selig fließet uns das Leben;
Glück und Beaut muß sich ergeben.
Wenn das Aug' vor Freude glänzt,
Sey die Scheitel schön bekränzt!
Klinget, ihr Pokale!
Bey dem frohen Mahle
Herrsche Götterlust!

Anmerk. Nach den ersten Aufführungen der Jahrszeiten äußerte die selige Kaiserinn Theresia gegen Haydn den Wunsch: die vier letzten Dinge als Oratorium zu besitzen. Haydn sah das Schwierige dieser Aufgabe ein, in welcher er drey solche schreckliche Gegenstände: als Tod, jüngstes Gericht und Hölle, in einem Faden bearbeiten sollte; doch trug er seinem Freunde, Herrn Kuffner, auf, einen Versuch zu einem Gedichte zu machen, und so entstanden die ersten zwey Theile, die Haydn's Beyfall erhielten, und die er sich zu bearbeiten vorgenommen, wenn es seine sinkenden Geisteskräfte erlaubt hätten. R.

Ruf des Todes.

Verstummt! erbebt! sinkt hin!
Das Loos der Sterblichkeit
Werf' ich über euch.
Wiederkehren sollt ihr in den Schooß der Erde.
Euer Nahme schwinde hin
Wie des Echo's letzter Schall!

Ein Mädchen.

Ach! welch ein starres Angstgefühl
Durchschaudert mich?
Woher der Schmerzen Kampfgewühl?
So fürchterlich!
Und dieser Nebel träges Schweben,
Und dieses nie gefühlte Beben —
Muß ich des Daseyns Freuden,
Noch kaum empfunden, meiden?

Stimme des Todes.

Schuldlose, zarte, keusche Seele!
Zage nicht!
Des Körpers ledig, kleidet dich
Himmelslicht!

Das Mädchen.

So lebet wohl, Gespielinnen!
Wir scheiden — nur zum Wiederseh'n.
Weint nicht! mein Tod ist süß,
Die Seligkeit gewiß.

Chor der Mädchen.

Ihr Mädchen klagt! sie ist dahin.
Streut Blumen auf des Hügels Grün!
Die Erde muß verwehen,
Die Schönheit muß vergehen;
Nur das Gute währt,
Nur die Tugend ehrt!

Der Selbstmörder.

Wohin? wo find' ich Ruhe? welches Ächzen
Durchschaudert alle Tiefen der Natur?
Aus dumpfer Ferne steigen Todesbilder,
Und immer düst'rer, immer schwärzer, sinkt
Die Nacht mit kaltem Druck auf alles Leben.
Weß Ruf ist's, der so laut und fürchterlich
Aus Wolken schallt und aus der Erde Schlünden
Von allen Seiten dröhnt's:
„Rache an dem Mörder!"

Chor.

Auf! deiner Sünden Maß ist voll;
Und dem Gericht entfloh kein Sünder.
Rache an dem Mörder!

Der Selbstmörder.

Ha, welche Macht ergreift und faßt
Mich mit der Hölle Allgewalt?
Sie waffnet meine Hand mit Dolch und Gift;
Der Sünden grinsende Gespenster um mich her!
Ich wittere nur Leichenduft;
Verwesung blick' ich um mich her,
Und jeder Trost verstummt!
Mir lacht kein Freund, kein Himmel mehr —
Vernichtung sey mein Loos!
Fluch dir, o Stunde der Geburt!

Ruf des Todes.

Verzweiflung sey dein Loos;
Leb' ewig dir zum Fluch!

Die Qualgeister.

Stirb, Verruchter, stirb!
Sey dir selbst die Hölle!

(Die Fortsetzung folgt.)

Aphorismen*).

Die Menschen begehen immer nur einen und denselben Fehler. Sie handeln nie gegen alle Vernunft, Erfahrung und Beyspiele. Sie haben Erfahrung aufzuweisen, aber sie wenden sie unrecht an. Besonders pflegen sie sich nach den Grundsätzen zu richten, die ihnen einmahl zu Führern gedient haben, ohne zu bemerken, daß die Umstände sich änderten. Wenn sich ein alter Mann den Magen verdirbt, so hat er bloß darin gefehlt, daß er der Erfahrung seiner Jugend folgte, und so viel aß, als er in seinem zwanzigsten Jahre gegessen hatte.

Die gesunde Vernunft ist das einzige hohe Tribunal, das nie feyern darf, sondern immer Sitzung halten muß.

Die Geschichte, die treue Abbildung der Sitten der Vorzeit, ist uns Bürge von der Weisheit und dem Nutzen vieler Einrichtungen, die heute nicht mehr gut sind, weil sie nicht für unsere Zeiten passen. Wir wollen die Weisheit unserer Väter bewundern, und sie darin nachahmen, das wir das thun, was für jetzt zuträglich ist.

Nichts ist vollkommen; aber alles ist gut, so lange man nichts Besseres weiß.

Mit Kleinigkeiten muß man wichtig thun, um sie zu heben und interessant zu machen; schwere Gegenstände muß man mit Leichtigkeit behandeln, sonst erdrückt uns ihr Gewicht.

*) Aus den Dialogues sur le commerce des blés, par l'Abbé Gagliani.

So wie ich sage: ich will verkaufen, so setze ich den Preis der Waare herunter, selbst wenn es Goldbarren wären. Ich erhöhe ihn, so bald ich sage: ich will kaufen. Der Preis ist weiter nichts, als das Verhältniß zwischen zweyen Willen, die an sich im Gleichgewicht sind. Der erste, welcher spricht, stößt mit dem Athem an die eine Wagschale, und macht, daß sie sinkt.

Es gibt Wesen, welche ohne Kopf leben können; diese Entdeckung ist gemacht. Aber ohne Herz kann keines leben. Wenigstens haben wir darüber noch keine Erfahrung. Ein Staat kann, wenn er auch nicht zunimmt, doch wenigstens bestehen, ohne Männer von großen Einsichten zu haben; aber ohne Tugend ist alles verloren.

Hätte man in allen Wissenschaften den Gleichnissen und bildlichen Ausdrücken weniger getraut, wir würden weniger Bücher und weniger Irrthümer haben.

Jede Kraft, die ungleich, und nur zuweilen wirkt, die nur durch heftige Stöße Erschütterungen macht, taugt nichts. Sie ist nicht ein Wind, der die Mühle gleichförmig dreht, sondern ein Sturm, der sie in Stücke reißt.

Gedanke.

Vom Staatsminister bis zum Packträger herab behauptet jeder, es bedürfe einer Religion für den Pöbel. Allein, wenn unsere Leidenschaften oder Interessen im Spiele sind, wer von uns gehört nicht zum Pöbel?

— —

Notitzen.

Paris. — Senator **Gregoire**, gewesener Bischof von Blois, wohlbekannt durch die Rolle, welche er im Anfange unserer Revolution, und durch seinen Einfluß auf die merkwürdige Geschichte mit den Negern von Saint **Domingo** spielte, hat so eben eine histoire des sectes religieuses in zwey Octav-Bänden heraus gegeben. Alle Exemplare, 4000 an der Zahl, wurden aber sogleich auf Befehl des Polizeyministers in Beschlag genommen.

. . . .

Neapel. — Zur Feyer der Rückkehr des Königs von Neapel, hat die Municipalität beschlossen, ein prächtiges Denkmahl zu errichten. Auf dem königl. Schloßplatze wird ein großer Springbrunnen ersetzt, welcher die Hyppokrene vorstellen soll, wie sie aus den Hufschlag des Pegasus dem Felsen entströmt. Oben auf dem Felsen steht das geflügelte Pferd, und trägt die Statue des Königes **Joachim**. Parthenope hält, unter Minervens Gestalt, mit der einen Hand den Zügel des Pferdes, um es zurück zu halten, daß es sich nicht in die Luft schwinge, und ladet mit der andern den König ein, die allgemeinen Wünsche und Huldigungen anzunehmen. Die Statue des Königs scheint zum Olymp empor zu streben, den man in der Ferne erblickt, und worin man Napoleon den Großen als Jupiter auf dem von Sternen umstrahlten Throne sitzen und das Schicksal der Welt entscheiden sieht. — Auf demselben Platze wird noch eine Decoration errichtet, welche den Theil der alten Stadt vorstellt, die am Ufer des Meeres lag. Auf der einen Seite sieht man das Forum, wo die Neapolitanischen Brüderschaften sich versammelten, und auf der andern den Tempel des Antinous und den Pharus des alten Hafens. Mitten im Forum steht die Statue der Artemisia, welche die Königinn vorstellt. Die zwölf Municipalitäten von Neapel sind im Forum beschäftigt, den hülfsbedürftigen Volksclassen allerley Lebensmittel auszutheilen.

Gedruckt bey Anton Strauß in Wien.



Der Sammler.

Donnerstag, den — 38. — 29. März 1810.

Der Esser nach Gall'schen Principien.

Zwey saßen und schmausten, der eine glatt und rund und wohlbehaglich, der andere schlank und schmächtig, und mit finsterer Stirn. Wenn jener sich öfters athmend zurück warf, und schmunzelnd die Wänglein bis nahe zu den kleinen Augen hinauf lächelte, so hing dieser den Kopf auf die linke Seite, und zeigte, wenn er über die Schüssel weg sah, fast drey Viertel vom weißen Augapfel, woraus man nach aller Erfahrung und Philosophie gleich schließen konnte, daß der eine ein Esser von Profession, und der andere ein Verliebter sey. Und so verhielt es sich denn auch.

Ihre Unterhaltung fiel — wie zwischen Wind- und Wassermüller — sehr dürftig aus, weil der eine mit seinen Gedanken gleichsam auf dem Berge, und der andere unten in der Tiefe hauste. Alles, was der Wassermüller von sich hören ließ, war — bey der Suppe: nun keinen Löffel mehr! beym Vorgericht: nun keinen Bissen mehr! beym zweyten Gericht: nein, nun kann ich auch kein Bißchen mehr essen! und das so fort bis zum Fisch und Braten. Der Windmüller hörte die End-Resultate seines Magens immer mit großer Aufmerksamkeit an, der weiße Augapfel wurde vor Verwunderung immer größer, und endlich öffnete er den Mund und sagte: wie oft muß ich das von dir hören! Immer schwörst du, satt zu seyn, und niemahls hältst du Wort. — Ja, du kannst mir glauben, Freund, entgegnete der Wassermüller, von der Suppe konnte ich keinen Löffel mehr essen, nach dem Fleische war ich völlig gesättigt, und nach dem Fische ohne allen Appetit, aber so wie ein neues Gericht auf den Tisch kommt, ist mir wieder ganz anders. Hm! das ist doch sonderbar, sagte der Mann vom Berge. Ja, erwiederte Grundmann, ich habe darin so mein eigenes System, laß mich nur noch eine Weile, so will ich dir's nachher erklären. Er ließ seine Mühle noch einige Zeit gehen, dann legte er Messer und Gabel nieder und sagte: Freund, hast du Gall gehört? Ja, das hab' ich, antwortete jener. Nun so wirst du wissen, fuhr er fort, wie er uns das Daseyn verschiedener Organe bewiesen hat. Wir können in der einen Sache ermüdet seyn, und immer zur andern noch Lust und Kraft haben. Meine Herren, sagte er, nicht wahr, wenn sie Rechnungen, wenn sie ein Protocoll oder sonst ein trockenes Geschäft geführt haben, und ihr Geist schon ganz ermüdet ist, dann können sie noch einen Dichter lesen, oder in ein Schauspiel gehen? Wenn ein Mathematiker durch Zirkel und Triangel, wenn ein Philosoph durch logische Schlüsse ganz erschöpft ist, dann kann er noch einen Roman in die Hand nehmen, oder eine schöne Musik hören. Wenn wir die Musik bis zum Überdruß gehört haben, dann können wir noch ein vernünftiges Gespräch führen. Und doch ist es derselbe Geist, der dieß alles thut. Was folgt also daraus? Der Geist muß für diese verschiedene Dinge auch verschiedene Organe haben! Wenn das eine ermüdet ist, so ist das andere noch frisch und munter. — Und

siehst du, Freund, mit dem Essen geht es mir accurat so. Oft glaube ich bey einem Gericht keinen Bissen mehr essen zu können, und kaum kommt ein neues, so regt sich wieder der Appetit. Und gleichwohl ist es doch derselbe Magen, der alles aufnimmt, derselbe Gaumen, der alles schmeckt. Es folgt also ganz natürlich, daß ich und wir alle für die Speisen verschiedene Organe haben müssen, die da machen, daß wir, von der einen Speise gesättigt, immer wieder mit Vergnügen eine andere genießen; Organe für Krebssuppe, Organe für das Hamburger Rindfleisch, Organe für Märkische Rüben, für Aal in Essig, für junge Hühner, für Pudding, für gebratene Lerchen, für Caviar, Trüffeln, Sardellensallat, und endlich noch für Gebackenes von mancherley Art. Nun glaube ich freylich, daß nicht alle Menschen mit denselben Organen oder nicht in gleicher Stärke damit versehen sind (es ist wie mit den Organen der Seele), aber mir hat nun gerade die Natur solche in einer großen Anzahl verliehen, und ich habe sie auch so ziemlich entwickelt, so daß ich nach dem eilften Gerichte dir nicht rathen möchte, mir noch ein zwölftes vorzusetzen, ohne einem neuen Organe auf die Spur zu kommen. Wie viele deren sind, wissen wir bis jetzt noch nicht, aber wir können mit der Zeit wohl noch manche glückliche Entdeckung machen.

Gut! sagte der andere, so hätte ich auch nicht übel Lust, dasselbe System auf mich anzuwenden, und dich zu fragen, wie du dich noch länger verwundern kannst, wenn ich bald nach dieser, bald nach jener Holden verlange. Jetzt entzückt mich eine schmachtende Blondine, aber bald verspür' ich eine gewisse Gleichgültigkeit gegen sie, und eine feurige Brünette zieht mich an. Bald begehre ich das geistreiche Gespräch der kleinen Annette, bald die stille Sanftmuth der stolzen Clotilde. Heute lockt mich der lachende Scherz der Clorinde, morgen der finstere Blick von Lauretten. Ich würde aus mir selbst nicht klug werden, wenn ich nicht aus dieser wechselnden Lust auf verschiedene Anlagen schließen müßte.

Thue das, Freund, sagte Grundmann, indem er ein Glas Lacrimä-Christi hinunter stürzte. Jetzt zum Johannisberger, und dann zum Hungarischen Ausbruch. Gib Acht, Freund, mit dem Wein wird es sich eben so verhalten. Es lebe die Gall'sche Philosophie! Nur immer hübsch dreist! — Es ist nichts auf der Welt, was sich nicht demonstriren und beweisen ließe. Der Verstand ist wie Zugleder. Alle Zeitungen sind voll davon.

Wie ein Handschuh nach der Hand,
Zieht und dehnt sich der Verstand. — Schenk' ein!

St. Schütze.

Die vier letzten Dinge.
Ein musicalisches Gedicht.

(Fortsetzung.)

Der Dulder.

Sey willkommen, Tröster Tod,
Schönern Lebens Morgenroth!
Nimm, o Hoffnung, meinen Dank!
Ausgestoßen vom Geschicke,
Schwer an Leib' und Seele krank;
Wehtest du mir Tröstung zu;
Schmerz und Auge sank in Ruh'!
Und entfloh der Traum vom Glücke,
Glänzten mir noch deine Blicke.
Nimm, o Hoffnung meinen Dank!
Sey willkommen, Tröster Tod,
Schönern Tages Morgenroth!

Stimme des Todes.

Schließ' dein Aug', und ruh' in Frieden!
Viel der Leiden,
Wenig Freuden!
Dulder, war dein Loos hienieden!
Leicht sey dir die Mutter Erde!
Stärkend sey dein Schlummer,
Selig dein Erwachen!
Schließ dein Aug', und ruh' in Frieden!

Die Freunde.

Dulden war dein Loos hienieden;
Schließ dein Aug', und ruh' in Frieden!

Die Todtengräber.

Tragt den Todten hin an's Grab,
Senkt ihn in die Erd hinab,
Daß er schlumm're kühl und still!
Seiner Leiden waren viel.

Stimme des Todes.

Auch ihr müßt scheiden, treue Liebende!
Die Liebe ward für dieses Leben nicht;
Der Himmel ist ihr Vaterland.

Das Mädchen.

O nimmer, Theurer, werd' ich von dir scheiden!
Von dir getrennt, erlischt das Licht der Freuden;
Bey dir allein ist Seligkeit.

Der Jüngling.

Uns können Sarg und Todesnacht nicht scheiden!
Wir schwingen uns empor zu höhern Freuden;
Die Liebe lebt der Ewigkeit.

Beyde.

Mund an Mund, und Herz an Herzen,
Soll das Leben uns entflieh'n.
Reiner Liebe schöne Schmerzen
Sind in jener Welt Gewinn.

Der Held.

Mein ist der Sieg! der Feind erlag;
Willkommen nun, o Tod der Ehre!
Mir ist die Grabesnacht ein Tag,
Mein Tod ein Siegesfest dem Heere.
Gerettet ist mein Vaterland —
Mag starren mir nun Herz und Hand!
Wohl mir! ich lebe lange noch,
Hab' euch befreyt von fremdem Joch!
Schon flieht mein Leben mit dem Blut;
Doch — auch — zu sterben — hab' ich Muth.

Chor der Krieger.
Schließet euch, und hebt die Speere!
Ruhm und Sieg, und Glanz und Ehre
Sey dem großgefall'nen Helden!
Lorber, Inschrift und Trophäen
Soll die ferne Nachwelt sehen,
Lebenden den Todten melden!

Ein Kind.
Mutter, Vater! welcher Schmerz!

Mutter.
Gott des Himmels! hab' Erbarmen!

Kind.
Hülfe! ach, wie schlägt das Herz!

Vater.
Weh! es stirbt in meinen Armen!

Mutter.
Schon erbleicht der Wangen Blüthe!

Vater.
Alles starrt, was kaum noch glühte!

Beyde.
Kleiner Engel! schweb' empor
Zu der Engel goldnem Chor!
Mackellos und blüthenrein
Geh' in's Reich des Himmels ein!
Weiß wie Schnee sey dein Gewand,
Rosig Blumenstrauß und Band!

Chor.
In die Erde pflanzen wir
Dich, o zarte Blume, hier!
Schließe dich auf kurze Zeit!
Blüh' dann auf der Ewigkeit!

Mutter. Vater.
Reiner Liebe erstes Pfand
Ruhe wohl in Gottes Hand.

Chor.
Mutterliebe! Vatersorgen!
O wie groß, wie stark seyd ihr!
Euch strahlt einst ein schöner Morgen;
Aber duldet muthig hier!

Ruf des Todes.
Dein Ende naht auch dir, o Erde!
Verwehe in des Himmels Winden,
Und sey ein Nichts, wie du es warst,
Ein Leichenfeld, der Keime voll,
Von Leben voll und von Vernichtung!
Entweiche du, des Menschen Seele,
Vom Staub, vom Tode der Natur!
So ist's des Ew'gen Wille.

Erstes Chor.
Horch! welches Beben, welches Schwanken?
Zertrümmert sind der Ordnung Schranken.
Schon schreitet der Tod über Reiche dahin,
Und Völker versinken im weiten Ruin!

Zweytes Chor.
Weh uns Hülflosen! welches Schwanken?
Die Ströme stocken, es weichet das Meer,
Und der Gebirge Gipfel wanken!
Zerstörung rauschet und wüthet umher.

Beyde Chöre.
Die Erde erzittert,
Und Monder und Sonnen und Sterne ergreift
Des Todes gewaltige Hand!
Sie sinken, sie stürzen dahin
Wie Blumen, der Sense des Schnitters gereift.
Vernichtung dampft und starrt umher;
Auf Thal und Höh'
Regt sich kein Laut des Lebens mehr.
Weh, weh, weh!

Kuffner.

Allerley schöne Sachen zum Verkauf.

(Beschluß.)

11. Fünf und achtzig Centner Schwüre für alle möglichen Geschäftsleute. Das Beygott ist etwas ausgeblüht, auch das Beymeinerseele hat eine etwas blasse Farbe, so wie das Beymeinerehre auch schon etwas schadhaft ist; denn die ehrvergessenen Motten haben die Hälfte der Ehre zernagt, und auch die andere Hälfte ist fast unkenntlich. Doch machte dieß nichts aus, da ein Mann von Ehre auch ohne Ehre fertig zu werden weiß. Die verliebten Schwüre sind so leicht, daß wohl 50 auf ein Loth gehen.

12. Drey und dreyßig Pfund Wachparaden-Flüche, die zum Theil noch von dem alten Friedrich herrühren. Statt der einfachen Teufel und Donnerwetter, die zu den gewöhnlichen Flüchen verbraucht werden, findet sich in diesen alles schockweise. Darum sind sie auch theurer. Die Pestilenz hat vom langen Liegen, leider, einige Flecke bekommen, der Teufel ist herrlich erhalten, die Schwerenoth hat in allen Flüchen noch ein sehr grelles Ansehen, und die Donnerwetter sind so gräßlich schön, daß man das Einschlagen jeden Augenblick besorgen muß. Sie können einzeln an Lieutenants und Fähnrichs, und dutzendweise an Generals abgestanden werden.

13. Noch befindet sich in dieser Sammlung ein Schwamm, der die Eigenschaft hat, alle Neuigkeiten einzusaugen. Wenn man ihn irgendwo in einen verborgenen Winkel hinsteckt, so saugt er alle Gespräche, die in einem Umkreise von 40 Ellen gehalten werden, in sich, und drückt man ihn hernach, so gibt er die ganze Unterhaltung deutlich wieder. Für Klatsch-Schwestern ist er sehr brauchbar, auch für manchen Spion, der ein kurzes Gedächtniß hat.

14. Endlich finden sich noch 62 Stangen Gewissen. Es dürfte sich aber hierzu kein Käufer finden, da jeder Mensch schon so viel Gewissen zu haben glaubt, als er zu seiner Nothdurft gebraucht. Ja mancher sieht das Gewissen als ganz etwas Überflüssiges an, daß ihm nur zur Last fällt. Einige Stangen darunter sind völlig versteinert. Sie sollen von sehr angesehenen Männern herrühren.

Eduard Stern.

Psalm eines angehenden Schauspielers.

Mit inbrünstigem Gemüth trete ich vor dein Angesicht, erhabene Göttinn Thalia!

Meine Person ist geschmückt und träuft von köstlichen Salben. Abgeschoren sind meine Haare, wie einer Ziege, die da weidet auf dem Berge Gilead.

Meine Backen sind wie die wachsenden Würzgärtlein der Apotheker, sie glänzen wie zwey üppige Granatäpfel, ihre Farben kannst du greifen.

Königlich ist mein Anstand, wie der Thurm auf Libanon, der gegen Damascus siehet.

Höre mich, Göttinn: ich öffne die Lippen, und vor meinem Schreyen erbeben drey Mahle die Säulen deines Tempels.

Nimm mich in Schutz bey allen Anfechtungen, die mich bedrohen im neuen Wandel.

Vernichte die bösen Anschläge derer, die ringsher meine Gebärden und Worte belauern.

Daß sie nicht ungebührlich pfeifen, wenn ich meine Stimme erhebe; daß sie nicht zischen und poltern, wenn meine Gliedmaßen sich bewegen.

Gib ihnen Verstand und Einsicht, daß sie mir fröhlich nachjauchzen, wenn ich von hinnen weiche; daß sie in Rührung zerfließen, wenn ich den künstlichen Tod sterbe.

Mache zu Schanden alle Ränke der Bundesgenossen, so gegen mich geschmiedet werden in der Rüstkammer.

Verleihe mir Klugheit in meinen Geschäften, gib Reinheit meiner Stimme, Geschmeidigkeit meinen Gliedern, und stärke die Nerven meines Gedächtnisses.

Senke Geduld und Langmuth herab auf den, der vor mir sitzet im engen Gemach, unter der breternen Wölbung.

Daß er mir treulich beystehe in Angst und Nöthen, wenn die Gedanken von mir scheiden, und mir der Odem vergehen will.

Denn er ist die Stütze deines Tempels, wir sind das Echo seiner Worte, und alle deine Priester hat er in seiner Gewalt.

Bull's.

In der Deutschen Fanchon muß der Abbe singen:
Doch wenn das Herz den Reim dictirt,
(dann) Steht im Kalender — Louise!

Lächerlich genug, statt: Wenn im Kalender Louise! steht, dann dictirt das Herz den Reim (wo man wenigstens einen Sinn errathen kann).

Der sel. Minister v. Heinitz in Berlin ließ für fleißige Arbeiter in der Nähnadel-Fabrik zu Altena eine Medaille schlagen, mit der Umschrift: Stählerne Nähnadel-Fabrik.

Notizen.

Frankfurt a. M. — Wir besitzen seit 6 Wochen in der Person des Hrn. Schönberger und seiner Gattinn, einer gebornen Marconi, zwey Kunsttalente von seltenem Werth. Er ein vorzüglicher Landschaftsmahler, sie eine unserer ersten Sängerinnen, hinsichtlich ihrer Kunst, ihres Vortrags und ihrer vollen Contra-Altstimme, deren es vielleicht keine ähnliche mehr in Deutschland gibt. — Als Mahler zeichnet sich Hr. Schönberger vorzüglich in der Behandlung des Lichtes aus, er hat gründlich den Effect der Strahlenbrechung studiert, und behandelt ihre Wirkungen auf die sich gegenseitig einander heraus hebenden Massen mit großer Einsicht, das Licht geht gleichsam aus seinen Bildern selbst hervor, und seine Gemählde verlieren nichts, wenn sie von der Staffeley in den Hintergrund des Zimmers versetzt werden. Sein Sonnenaufgang stellt die Sonne unverhüllt dar, kein Gewölk drängt sich zwischen sie und das Auge des Sehers, der, von ihrem ersten Strahl begrüßt, des goldnen Morgens balsamische Kühle einschlürft. Am fernen Horizont schwimmen feuchte Nebel, die theils zwischen öden Gebirgsschlünden gelagert, langsam auf und nieder wogen, theils in gedrängteren Massen die Meeresfläche decken. So bricht der Tag heran, und beleuchtet in steigendem Glanz die Welt. Auf dem Vordergrund prangen vom Nachtthau benetzte Baumstämme, deren Gestaltungen klüglich berechnet, von üppigem Laubwerk umgeben, nicht absichtslos da stehen. In eben dem Geist schildert unser Gast seinen Abend, nur daß dort die Beleuchtung, so wie in der Natur, röthlich gefärbter die Gegenstände heraus hebt. Auch herrscht über Hrn. Schönberger's Verdienst als Mahler in Frankfurt nur eine Stimme, und kein Kenner verweigert ihm das Zeugniß, er sey Meister in seiner Kunst. So viel von dem Gatten; an seiner Seite wandelt die Gattinn als Sängerinn, und steht, an Werth und Gehalt in ihrer Kunst, ihrem Gemahl in nichts nach. So oft sie auf unserer Bühne auftritt, es sey als Belmonte in der Entführung, als Tamino in der Zauberflöte, als Londan in der Camilla, als Ariodante, oder als Mariane in den drey Sultaninnen, ist das Haus gedrängt voll. Ihre Benefiz-Einnahme war eine der stärksten, die je hier gemacht wurde, und schon hat die Theater-Direction einen zweyten Contract zu Gastrollen, und einer abermahligen Benefiz-Vorstellung mit ihr abgeschlossen. Als Frau spielt Mad. Schönberger die Männerrollen, wozu sie durch ihre volle, dem Tenor ganz gleiche Altstimme geeignet ist, mit einer Zartheit, die sich nicht beschreiben läßt, ohne deswegen die dem Mann ziemende Kraft, Würde und Gewandtheit außer Acht zu lassen. Dieß ist um so mehr zu bewundern und zu preisen, als Mad. Schönberger, auf Zureden ihres Mannes, nur erst seit kurzem sich dieses Fach auserkoren. Im Titus glänzte ihr mimisches Talent neben der Fülle, Tiefe und Kraft ihrer schönen Stimme im hellsten Licht, ob sie gleich hier zum ersten Mahl in dieser Rolle auftrat. Sie sang wie eine geborne Italienerinn, und sprach wie ein Kaiser — und das alles deutlich und bestimmt, wie es nicht jeder Sängerinn eigen ist. Vollendet ist sie im declamirenden Recitativ, in der Bindung und Haltung ihrer Töne. — Rein im Vortrag und frey aus der Brust strömt ihr Gesang aus dem Herzen und geht zum Herzen. Sie ist aller Kunstfreunde höchste Freude.



Der Sammler

Samstag, den — 39. — 31. März 1810.

Gefühle eines Sachsen in Wien

am 11. März 1810.

Über Felsen, über Thäler,
Wild umsaust vom kalten Nordwind,
Durch die schneebedeckten Fluren,
Wo der Krieg mit blut'ger Fackel
Stille Hütten niederbrannte,
Zog ich jüngst mit düstrer Stirne,
Donau, über deine Wellen.
Da erscholl die frohe Kunde;
Daß nun, statt dem Gott des Krieges,
Amor der geliebte Knabe,
Unter Blumen im Triumphe,
Millionen zu beglücken,
Sich dem Kaisersitze nahe,
Und was jüngst der Zwist geschieden,
Fest verknüpft in Lieb und Eintracht
Durch den sanftesten der Engel,
Sich mit Rosen und mit Myrthen
Froh die Locken schmücken würde.
Und ich sah den Friedensengel,
Wie er in der Schönheit Zauber,
In der Jugend zarter Blüthe,
Mit den Grazien im Bunde,
Alle, alle Herzen fesselt!
Dir, o Liebliche, gelang es,
Jenen Helden des Jahrhunderts,
Den Erhabnen, Sieggewohnten,
Der noch nie die Fahne senkte,
Durch der Anmuth Zauberwaffen
Zu verwunden, zu besiegen!
Statt des Krieges blut'ger Flamme,
Leuchtet nun die Fackel Hymnens
Segensreich den Nationen!
Und die Herzen Deines Volkes,
Und die Herzen aller Deutschen
Folgen, Holde! Dir hinüber
Zu des Thrones goldnen Stufen,
Den Du, lieblichste der Frauen,
An der Brust des Helden schmückest!

Wilhelm Gerhard.

Die Rosen des Herrn von Malesherbes.

Lamoignon von Malesherbes, dessen Nahme hinreicht, um den unbescholtenen Staatsbeamten, den bescheidenen Weisen, den großen Naturforscher und den edelsten der Menschen zu bezeichnen, — pflegte alle Jahre einen schönen Theil des Sommers auf dem Schlosse von Verneuil, nahe bey Versailles, zu verleben, um sich von den wichtigen Arbeiten seiner Pflicht zu er-

bohlen. Unter den kleinen Beschäftigungen, denen der berühmte Mann sich dort widmete, war die Blumenzucht diejenige, die er mit voller Liebe trieb. Die innigste Freude gewährte ihm besonders die Pflege eines Boskets von Rosenstöcken, das er selbst mitten in einem Walde gepflanzt hatte. „Sehn Sie doch," rief er entzückt allen zu, die er an dieses einsame Plätzchen führte, „sehen Sie, wie frisch, wie dickbelaubt und buschig alle „diese herrlichen Rosensträuche da stehen!"

Eines Tages war der naturliebende Weise früher als gewöhnlich aufgestanden, und eilte vor Sonnenaufgang seinem lieben Rosengebüsche zu. Es war in der Mitte des Junymonaths, um die Zeit der Sonnenwende, in den längsten Tagen des Jahres. Herr von Malesherbes betrachtete mit Ehrfurcht und Andacht die glückliche Ruhe eines ländlichen Morgens, dieses bezaubernde Erwachen der Natur. Plötzlich vernimmt er ein kleines Geräusch. Er hält es Anfangs für Tritte eines schüchternen jungen Rehes, oder eines andern Wildes; er horcht, späht, und wird endlich durch das Laub ein Mädchen gewahr, das, einen Milchtopf auf dem Kopf tragend, von Verneuil zu kommen scheint. Sie bleibt vor einer Quelle stehen, füllt ihren Krug, nähert sich dem Rosengesträuche und begießt es; kehrt dann mehrere Mahle zur Quelle zurück und fährt fort, jeden einzelnen Rosenstock reichlich mit Wasser zu erfrischen. Der Staatsmann, der sich unterdessen auf seiner Rasenbank verbarg, um das junge Milchmädchen nicht zu stören, beobachtete sie mit neugierigen Blicken, ohne zu wissen, wem er diese zarte Sorgfalt für seine lieben Rosen zu verdanken habe. Die Gestalt des Mädchens war reitzend, ihr offenes Auge verkündete Aufrichtigkeit und heitern Sinn. Ihre Wangen färbten sich, wie Feuer der jungen Morgenröthe. Rührung und Neugierde trieben unsern Naturfreund hin zu der schönen Unbekannten in dem Augenblick, als sie ihren letzten Krug Wasser am Fuße eines weißen Rosenstrauches niedersetzte. Erschrocken stieß sie einen Laut der Überraschung aus, als sie Herrn von Malesherbes erblickte, der sogleich zu ihr hintrat und sie fragte: wer ihr aufgetragen habe, dieses Bosket zu begießen? „Ach, gnädiger Herr," sagte die Kleine zitternd, „ich habe nichts Böses darunter, das können „Sie glauben, ich bin es auch nicht allein in unserm Amte; es ist nur heute die Reihe an mir." — Die Reihe? Wie so? — „Ja, gnädiger Herr! gestern war es an „der Liese, und morgen ist es an der Margarethe!" — Erkläre dich, mein Kind, ich verstehe dich nicht. — „Nun da Sie mich auf der That ertappt haben, darf ich „kein Geheimniß mehr daraus machen; auch kann ich „mir nicht vorstellen, daß Sie so sehr böse darüber seyn „können! — Also hören Sie, gnädiger Herr! Als wir „Sie, von unseren Feldern her, diese schönen Rosen„sträuche selbst pflanzen und pflegen sahen, da sagten „wir, — alle Nachbarn der Gegend — zu einander: „man muß dem Herrn, der alle Tage so viele Wohl„thaten unter uns verbreitet, und den Bauernstand so „in Ehren zu halten weiß, beweisen, daß er keine Un„dankbaren machte; und weil er sonst große Freude an „der Blumenzucht hatte, so muß man ihm helfen, ohne „daß er es ahndet oder weiß. Und so sind alle jungen „Mädchen, die 15 Jahre alt sind, verpflichtet, der Rei„he nach, wenn sie ihre Milch nach Verneuil gebracht „haben und zurück kommen, Wasser aus der nahen Quel„le zu schöpfen, und alle Morgen vor Sonnenaufgang „die Rosenstöcke unsers Freundes, unsers Vaters zu be„gießen. Seit vier Jahren, gnädiger Herr, habe ich „nie gefehlt, mein liebes Amt zu versehen: und ich kann „Ihnen sagen, daß jedes von unsern kleinen Mädchen „ungeduldig die Tage zählt, bis es das 15te Jahr er„reicht hat, um die Ehre zu haben, die Rosen des Herrn „von Malesherbes zu begießen und zu pflegen."

Dieser naive und rührende Bericht machte einen lebhaften Eindruck auf den Minister. Nie hatte er den Vorzug schöner empfunden, den ein hochgefeyerter Nahme gewährt. Nun wundere ich mich nicht mehr, rief er entzückt, daß meine Rosenstöcke so schön und blumenreich sind; weil aber die ganze Jugend der benachbarten Dorfschaften mir alle Morgen einen so rührenden Beweis ihrer Freundschaft gibt: so verspreche ich ihr zur Vergeltung, daß ich von nun an keinen Tag vorbeygehen lassen werde, ohne dieß Plätzchen zu besuchen, das mir jetzt theurer als jemahls geworden ist. — „De„sto besser," erwiederte die junge Bäuerinn, „wenn wir „das wissen, werden wir unsere Heerden an diese Seite „treiben, um das Glück zu haben, Sie so recht nach „Herzenslust zu betrachten, Ihnen unsere Lieder vor„zusingen, und ein klein wenig mit Ihnen zu schwatzen, „wenn der gnädige Herr es uns gütigst erlaubt."

Ja, meine Kinder, entgegnet Herr von Malesherbes, kommt, o kommt nahe zu mir! Begegnet euch ein Unglück, ich werde es euch zu versüßen suchen; erhebt sich ein Zwist unter euch; ich kann ihn vielleicht vergleichen; soll eine Heirath unterbleiben, wo die Herzen gleich, die Glücksgüter aber ungleich sind, ich werde alle Hindernisse aus dem Wege räumen. — „Wenn das ist," erwiederte die liebe Milcherinn, „da wird es

„dem gnädigen Herrn nie an Beschäftigung bey uns feh-„len, und es könnte kommen, daß ich selbst einmahl „über diesen Punct ein Wörtchen mit Ihnen spräche. — „Aber ich vergesse, daß meine Mutter auf mich wartet, „ich will laufen, ihr das Geld vor die Milch zu brin-„gen, und ihr zu erzählen, wie glücklich ich war." — Einen Augenblick, sagte Herr v. Malesherbes; wie ist dein Nahme? „Susette Bertrand, Ihnen zu „dienen, gnädiger Herr!" — Nun, meine liebe Susette, fuhr er fort; indem er ihre Hand in die seinige drückte, bringe deinen Freundinnen, die, so wie du, für meine Rosen sorgten, etwas, das ich dir für sie mitgeben will. — „O! gnädiger Herr! wir wollen nichts dafür, alles „Gold wiegt das Vergnügen nicht auf, das wir dabey „empfinden." — Du hast Recht; mit Allem, was ich besitze, könnte ich das nicht bezahlen, was ihr mir schenkt. — Aber weil ich allen deinen jungen Freundinnen nicht selbst danken kann: so bringe ihnen diesen Kuß, den ich dir für alle gebe; sag' ihnen: sie versüßten das Ende meines Lebens, und nie würde ihre liebreiche Sorge aus meinem Gedächtniß verschwinden. Bey diesen Worten drückte der würdige Greis einen Kuß auf die keusche Stirn des Mädchens, das sich stolz und froh über ihr Glück entfernte.

Einige Tage hernach, an einem Sonntage, erfuhr Herr v. M., daß die ganze junge Welt von Verneuil und der Gegend sich bey seiner Einsiedeley versammeln, und ihren Tanzplatz dort errichten würde. Nun, gute Nacht, meine Rosen! dachte der liebreiche Menschenfreund, wie wäre es möglich, daß nicht jeder junge Bursche seine Tänzerinn mit einem Strauße beschenkte, wie wäre es möglich, daß nicht jedes Mädchen die schönste der Rosen abpflückte, um ihr Mieder damit zu schmücken! Indessen, sie werden froh seyn, sie werden von mir sprechen; ich selbst kann sie vereinigt sehen, Zeuge ihrer Freude seyn. Wohlan! Ich werde einige Rosen weniger, aber um so viel Freude mehr haben; und eines ist wohl das andere werth.

Um aber die muntere Gesellschaft im Genuß des ganzen Glückes, das ihr ein so schöner Tag versprach, nicht durch seine Gegenwart zu stören, versagte er sich die Freude, sie zu sehen, und unterließ seinen gewöhnlichen Abendspaziergang nach dem Rosenplätzchen. Des andern Tages früh aber war er doch begierig, den Schaden zu sehen, den der Ball des vorigen Abends in seinem Bosket angerichtet habe. Er nahm einen Spaten und anderes Geräthe mit, um das Verdorbene wieder zu ergänzen. Aber, wie groß war sein Erstaunen, als er alles im vorigen Zustande fand. Die Stelle, wo der Tanz Statt gefunden hatte, war überharkt; die Rasenbank war frisch und grün, wie vorher; keine einzige Rose war gepflückt; und am Eingange des Gebüsches waren die Worte: Unserm Freunde, aus wohlriechenden Blumen gebildet. Hr. v. M. glaubte zu träumen. Ist es möglich, rief er aus, mitten im Taumel der Lust, beym ländlichen Tanze eines zahlreichen fröhlichen Truppes, wo die Freude jede Rücksicht zu verbannen pflegt, sind meine Rosen in Ehren gehalten worden! O wie unendlich süß ist das Glück, so innig geliebt zu seyn. Ich würde meine Einsiedeley nicht mit dem schönsten Pallast der Welt vertauschen! Am folgenden Sonntage schwankte er zwischen der Begierde, dem Tanze zuzusehen, und der Besorgniß, vielleicht durch seine Gegenwart die Freude zu stören, als ihm sein Kammerdiener meldete: es wolle ihn ein junges Mädchen sprechen, das in Thränen zerfließe. Er ließ sie kommen und fragte um die Ursache ihrer Betrübniß. „Ach, gnädiger Herr! ich „bin verloren, wenn sie sich meiner nicht annehmen."— Was ist dir widerfahren? sprich und beruhige dich. — „So muß ich Ihnen denn sagen, daß heute an mir die „Reihe war, Ihre Rosenstöcke zu begießen." — Nun? — „Nun, gnädiger Herr; weil heute zugleich der Geburts-„tag meiner Pathe Hanne ist, der Pächterinn des Schlos-„ses, bey der ich wohne, seit ich eine Waise bin: so — „so glaubte ich, es würde niemand sehen, und war so „unglücklich, eine von Ihren Rosen abzupflücken gegen „das Verboth und den Schwur, den wir unter uns ge-„than haben, keine davon anzurühren." — Eine Rose! antwortete Herr v. M. lächelnd; dieser Raub ist sehr unbedeutend. — „Und doch reicht er hin," entgegnete sie schluchzend, „mich im ganzen Dorfe zu beschimpfen."— Wie das? — „Mathieu Latreille, der abscheuliche Trun-„kenbold, der Spion der jungen Leute, hat mich die „Rose abpflücken sehen, nach der ich mich gelüsten ließ, „hat es bey allen Burschen ausgeschrien, und nun — „wie ich vorhin auf den Tanzplatz kam, und mich, wie „sonst, recht lustig zu machen hoffte, habe ich keinen „einzigen Tänzer bekommen. Sie haben alle einstimmig „erklärt, ich solle in Jahr und Tag nicht in Ihr Bosket „kommen. Meine Pathe hat für mich gebethen; ver-„gebens, sie haben mich alle verdammt, sogar Guil-„lot!" — Guillot! — „Bedenken Sie, gnädiger „Herr, ein ganzes Jahr soll ich nicht tanzen, und habe „meine Ehre verloren; und Guillot wird mich nicht „mehr wollen; ich werde Zeitlebens keinen Mann be-„kommen." — Die Strafe wäre zu hart für einen so

kleinen Fehler, sagte Herr von M., beruhige dich, mein schönes Kind; ich will selbst für dich um Gnade bitten. Komm, gib mir deinen Arm; ich habe mich von jeher damit abgegeben, Angeklagte zu vertheidigen.

Sie kamen beyde am Orte der Versammlung an. Der Menschenfreund wendete die ganze Macht seiner Beredtsamkeit an, und vertrat das Mädchen mit Wärme; kaum gelang es ihm, Verzeihung für sie zu erhalten. Um allen Groll zu entfernen, führte er die Kleine selbst ihrem Guillot entgegen, vermochte denselben, mit ihr zu tanzen, und versprach ihm, seine Erkohrne auszustatten. Susette Bertrand, die schöne Milcherinn, durch die der Minister zuerst die zarte Hochachtung, die das gute Volk ihm zollte, kennen gelernt hatte, bekam ebenfalls eine Aussteuer, die sie bald mit einem der schönsten Burschen des Dorfes theilte. Die beyden glücklichen Paare wurden vereinigt; ihre Hochzeit wurde an Einem Tage im Schlosse gefeyert. Herr v. Malesherbes wollte, daß beyde Bräute an diesem Tage mit Rosen aus seinem Bosket geschmückt seyn sollten, und verordnete, daß ins künftige jedes Mädchen, das sich in der Blumenzeit verheirathen würde, das Recht haben solle, in seinem so heilig gehaltenen Bosket einen Strauß weißer Rosen zu pflücken. Diese Rosen, sagte er zu den jungen Bäuerinnen, die ihn umgaben, diese Rosen sollen ein Sinnbild und Denkmahl eurer treuen Sorge und meiner Dankbarkeit seyn. Wenn ich nicht mehr seyn werde, werden sie euch an euren Freund erinnern; ihr werdet mich gegenwärtig wähnen, und so werde ich in der Erinnerung an dem schönsten Tage eures Lebens mitten unter euch seyn. Dieser Gebrauch, oder besser gesagt, diese rührende Gedächtnißfeyer findet immer noch in dem Dorfe Verneuil Statt. Kein Paar vereinigt sich, ohne einen Strauß von Rosen aus dem Lustgebüsche zu binden, und alle Jahre wird die ehrenvolle Inschrift am Eingange erneuert. Seit dem grausamen, frühzeitigen Tode dieses berühmten Mannes hat man nicht versäumt, dieses Bosket zu unterhalten und zu pflegen, welches seine wohlthätige Hand pflanzte, und noch lange wird dort eine dankbare Nachwelt die Rosen des Herrn von Malesherbes in Ehren halten.

Gy.

Notitzen.

Wien. — Den 29. März feyerte die medicinische Fakultät an der hiesigen Universität die Gedächtnißfeyer ihres unvergeßlichen Mitgliedes, des Professors der Wundarzneykunst, Ferdinand Edlen von Leber, durch eine Seelenmesse in der Universitäts-Kirche, bey welcher ein vortreffliches Requiem des Herrn Joseph Eybler gegeben, und von ihm selbst dirigirt wurde. Nach geendetem Gottesdienste begaben sich die Mitglieder in den grossen akademischen Prunksaal, wo des Verstorbenen Bildniß aufgemacht war; hier hielt Herr Professor Vietz eine sehr gut verfaßte Rede, in welcher er in Kürze die wichtigsten Momente aus dem Leben des Verewigten berührte, und seine Verdienste als Mensch, Bürger, Gelehrter und Lehrer würdigte. Der Herr Rector Magnificus, Abt zu'n Schotten, die Vorsteher, Professoren und viele Mitglieder der übrigen Fakultäten, der Herr Regierungsrath und Bürgermeister, Ritter von Wohlleben, und eine grosse Zahl Gäste aus allen Ständen, worunter man selbst viele des schönen Geschlechts (eine seltene Erscheinung in diesem Tempel der ernstern Musen) bemerkte, beehrten diese Feyer mit ihrer Gegenwart.

Den 30. März. — Gestern, als dem Tage der feyerlichen Vermählung Sr. Majestät des Kaisers der Franzosen mit Maria Louise von Österreich zu Paris, war die Stadt abermahls prachtig erleuchtet. Vorzüglich schön nahm sich die Fasade der ehemahligen Reichskanzelley aus, an welcher nach ihrer vortrefflichen Architektur mehrere tausend Lampen brannten. Das Haus des Herrn Grafen von Fries, der sich bey jeder Gelegenheit durch seinen Geschmack auszeichnet, war abermahls auf das niedlichste erleuchtet. Am Hof waren die Arcaden der Hauptwache reich und geschmackvoll decorirt, und an der darüber stehenden Kriegskanzelley schwebten drey Sterne, in welchen die Buchstaben F, L und N glänzten. Von den Privat-Wohnungen waren abermahls die Fenster der Wohnungen des Herrn Hofrathes von Saar in der Wollzeile mit neuen und geschmackvollen Emblemen und Inschriften verziert; und der geschickte Kunstdrechsler, Herr Ruspini, zeigte das Bild der Höchsten Neuvermählten durch einen Hohlspiegel schwebend dem schaulustigen Publicum.

Ruhe und Ordnung, die vorzügliche Zierde der Wiener Volksfeste, herrschte abermahls im hohen Grade.

An eben dem Tage Mittags gab der in diesen Blättern schon rühmlichst erwähnte Herr Franz Leppich in dem k. k. Redouten-Saale ein grosses Instrumental- und Vocal-Concert, wobey sich der bekannte vortreffliche Clavierspieler, Herr Treutzer, auf dem neu erfundenen Panmelodicon hören ließ. Das Instrument erhielt von dem zahlreichen versammelten Auditorium den verdienten Beyfall.

Paris, den 16. März. Unsere Hauptstadt hat jetzt das Vergnügen, das Portrait Sr. Majestät der Kaiserinn Maria Louise zu besitzen; es ist nach einer zu Wien gemachten Zeichnung vom Herrn Petit gestochen. Die durchlauchtigste Prinzessinn ist im Bruststücke dargestellt, mit einem prächtigen Diadem von Steinen in den Haaren, und einem doppelten Halsband von Steinen mit Cameen untermischt; das Kleid ist nach Französischer Art, und ihre Brust ziert das Band und der Stern des Maria-Theresia Ordens!! (gazette de France).

Deutschland. — Unter den politischen Schriften des Tages, die Tagsgeschichte betreffend, werden vermuthlich die „vertrauten Briefe über Österreich in Bezug auf die neuesten Kriegsereignisse im Jahre 1809" am meisten Leser herbeylocken, weil sie an von Cölns vertraute Briefe über die innern Verhältnisse am preußischen Hofe mahnen. Sie sind aber mit der Flüchtigkeit geschrieben, die man von einem Manne erwarten kann, der, ohne Sachkenntniß, vielleicht von einem calculierenden Buchhändler, auf das Kriegs-Theater geschickt wurde, um zu sehen, zu hören, was die Leute sagen, und — vertraute Briefe zu schreiben. Den grossen Haufen mögen diese vertrauten Briefe mit ihren unbedeutenden Anecdoten wohlthun; Zuverlässigkeit schimmert niegends durch, und der Geschichte entsteht kein Zuwachs.

Der
Sammler.
Ein
Unterhaltungsblatt.

Zweyter Jahrgang.

1810.

Aprill.

Wien, gedruckt und im Verlage bey Anton Strauß.

In Commission bey Anton Doll.

Inhalt.



Der Sammler

Dinstag, den — 40. — 3. April 1810.

Endigung der stürmischen Auftritte im Coventgarden-Theater zu London.

Ungeachtet dieser Verhaftungen ward der Friede zu Coventgarden immer noch nicht wieder hergestellt. Dieselben Farcen und dieselben Kämpfe erneuerten sich an jedem Abend; die englischen Tageblätter waren mit langwierigen Berichten über diese lächerlichen Ereignisse angefüllt. Coventgarden ward von friedlichen und ehrsamen Leuten nicht mehr besucht, und das Publicum ward eines Vergnügens beraubt, welches es sehr liebt. Die Interessenten standen in Gefahr, ihr Eigenthum auf's Spiel zu setzen; umsonst drohte die Obrigkeit, die ganze Strenge der Gesetze in Ausübung zu bringen; der Pöbel war darum nicht minder ausgelassen und nicht minder unruhig. Daß aber die Regierung nicht merklich strengere Maßregeln anwendete, hängt mit dem Polizeywesen von London zusammen. Man kann nähmlich in London auf keinen Fall das Militär in den Schauspielhäusern und an andern öffentlichen Orten mitwirken lassen. Es gibt nicht allein keine Garnison in der Stadt, sondern es darf auch keine bewaffnete Macht dort eingelassen werden. Dieß ist ein Vorrecht, auf welches London und Westminster so eifersüchtig halten, daß die mindeste Verletzung desselben einen allgemeinen Aufstand erregen könnte, dessen Folgen nicht zu berechnen wären. Die Polizey ist also in den Händen einer kleinen Anzahl von Commissarien, die in Quartiere vertheilt sind, die aber weder Kraft noch Gewalt haben, die öffentliche Ordnung zu erhalten. Ihre Waffen bestehen nur in langen Stöcken, womit sie aber diejenigen, die bey der That ertappt werden, nicht schlagen dürfen, außer wenn diese sich Gewaltthätigkeiten erlauben, oder sich weigern, mit ihnen zum Friedensrichter zu gehen.

Anmerk. Wir haben unsern Lesern in Nr. 20. des Sammlers eine Geschichte dieser scandalösen Auftritte gegeben, den endlichen Frieden des Publicums und der Unternehmer aber nur kurz berührt, fügen daher diesen äußerst interessanten Beytrag zur Brittischen Sittengeschichte hier bey.

Um dem Leser eine kleine Probe von dem Verhör eines bey dieser Gelegenheit Verhafteten zu geben, führen wir Folgendes an:

Am 11ten December ward vor dem Friedensrichter in Bonstreet ein im Theater zu Coventgarden verhafteter junger Mensch gebracht. Sein Verhör war sonderbar, und lautete, wie folgt:

Der Gerichtsschreiber. Wie heißen Sie?

Der Gefangene. James Thomas.

Der Gerichtsschreiber. Wer sind Sie?

Der Gefangene. Was geht das Sie an?

Der Richter, M. Graham. Glauben Sie im Parterre zu Coventgarden zu seyn?

Der Gefangene. Nein, wahrhaftig nicht.

Der Gerichtsschreiber. Wo halten sie sich auf?

Der Gefangene. Hier.

Der Gerichtsschreiber. Wo ist Ihre Wohnung?

Der Gefangene. Ich habe in der Argile-Straße gewohnt.

Der Richter. Sie sollen uns nicht sagen, wo Sie gewohnt haben, sondern wo Ihr gegenwärtiger Aufenthalt ist.

Der Gefangene. Ich glaube nicht, daß dieß eine Frage sey, die Sie mir machen sollten; ich werde sie nicht beantworten.

Der Gerichtsschriber. Wer sind Sie?

Der Gefangene. Ein Mensch.

Der Gerichtsschreiber. Sie sind ein sehr grober Mensch.

Der Richter. Sie irren sich sehr, wenn Sie glauben, daß eine so grobe Aufführung Ihrer Sache zuträglich sey.

Der Gefangene. Ich bin gar nicht grob.

M. Graham befahl dem Schreiber, den Nahmen zu schreiben, den der Gefangene sich gegeben habe, und anzuführen, daß er sich geweigert habe, zu sagen, wer er sey, und wo er wohne.

Man setzte dann das Verhör fort.

M. James Brandon, Polizeydiener, sagt aus: daß er Tages vorher, während des 4ten Acts des Schauspiels, den Gefangenen auf einer Bank stehend bemerkt habe; dieser habe gezischt, gepfiffen, mit einem großen Stock gestampft, die Leute in den Logen durch Gebärden und Schimpfreden insultirt, aber er, der Polizeydiener, sey nicht nahe genug gewesen, um zu hören, was jener sagte. Der Gefangene habe sein Unwesen fortgesetzt! auf seinen Hut habe ein viereckiges Stück Papier gesteckt; er, der Polizeydiener, habe aber nicht lesen können, was darauf geschrieben war; er glaube wohl, daß es die Buchstaben O. P. waren; es sey ein großer Tumult im Parterre entstanden, und er habe darauf dem Smith und Faunton befohlen, den Menschen zu verhaften und ihn ins Gefängniß zu führen.

Nun fing der Gefangene an, seiner Seits den Mr. Brandon zu fragen, wie er es wissen könnte, daß er es war, der zischte und pfiff, da er ihm nicht nahe stand. —

Aus den Bewegungen Ihrer Lippen, aus Ihrem Anstand, aus Ihren Gebärden, antwortete der Polizeydiener.

Der Gefangene. Wie konnten Sie wissen, daß ich die Leute in den Logen insultirte?

Der Polizeydiener. Ich konnte sehen, daß Sie mit den Leuten sprachen, welche in den Logen waren, und ich ward aus Ihrem Air überzeugt, daß Sie sie insultirten.

Der Gefangene. Wie konnten Sie das sehen, was ich sagte?

Diese letzte Frage beantworte Mr. Brandon nicht.

William Smith sagte aus: Er sey auf Brandon's Befehl ins Parterre gegangen, wo großer Lärm gewesen sey, er habe den Gefangenen, wie den Coloß von Rhodus, auf zwey Bänken aufrecht stehen sehen, den Stock schwingend, den er ihm nachher weggenommen habe; vorne und hinten auf seinem Hute habe er deutlich O. P. gesehen; er habe ihn aus dem Parterre geschleppt, und ins Gefängniß geführt.

Zwey andere Zeugen machten dieselbe Aussage.

Nun gestand der Gefangene ein, daß er ein O. P. auf seinem Hut gehabt habe; allein daß er seinen Stock drohend geschwungen habe, das sey nicht wahr; er habe ihn vielmehr so gehalten, daß er nicht habe bemerkt werden können.

M. Graham forderte, in Folge der Anklage, Bürgschaft von ihm.

Der Gefangene, nachdem er behauptete, er habe keinen Lärm gemacht, fragte den Richter: Welche Bürgschaft er fordere?

Mr. Graham antwortete ihm: Er verlange zwey gute Bürgen; er werde sie aber nur in dem Falle annehmen, daß er sage, wer er wäre, und wo er wohne?

Allein diese und andere Verhaftungen und Bürgschaftleistungen blieben ohne Erfolg, das Volk behauptete seine Rechte. Da nun die Theater-Direction sah, daß alle Unterstützung von Seiten der Obrigkeit, und selbst ein halbes Nachgeben nichts fruchteten, so mußte sie sich entschließen, mit dem als Anführer des ganzen Tumults verhaftet gewesenen Advocaten Clifford in Unterhandlung zu treten.

Dieser lud die Freunde des Schauspiels und die Mißbilliger einschränkender Insolence und Brutalität (the Freends of the Drama and Reprobators of Managerial Insolence and Brutality) zu einem Mittagsessen in der Kron- und Ankertaverne ein; es erschienen nahe an 400, und bildeten eine sehr achtungswerthe Gesellschaft. Herr Clifford führte den Vorsitz und erklärte, nachdem das Tuch weggenommen und die Gesundheit „des Königs" mit lautem Beyfall von ihm ausgebracht worden, daß Mr. Kemble, als Bevollmächtigter der Theater-Direction, gegen ihn geäußert habe, die letztere wünsche mit dem Publicum zu unterhandeln, und daß Mr. Kemble, welcher bey dem Mahle gegenwärtig war, bereits die Präliminarien verabredet habe.

Diese berichtete er nun, und sie wurden mit Beyfall aufgenommen.

Ein gewisser **Hill** betrat nun einen Stuhl, und erklärte im Nahmen des Publicums, dieses werde sich nicht zufrieden stellen, bis das Parterre zu dem **alten Preise**, von 3 Schilling 6 Pence, wieder offen stehe, die Logen könnten ihren gegenwärtigen Preis behalten: **Brandon** müsse entlassen, so wie die Prozesse wegen des Theaters aufgegeben werden.

Diese Rede fand allgemeinen Beyfall.

Der Vorsitzer sagte: Mr. **Kemble** sey bevollmächtigt, diese sämmtlichen Bedingungen, mit Ausnahme des Puncts in Rücksicht der Entlassung **Brandon's**, zu bewilligen.

Es entstanden Debatten; Mr. **Clifford** schlug vor, die Herren möchten sich noch einige Tage bedenken, aber sogleich ertönte von allen Seiten der Ausruf: „**Jetzt, jetzt!**" — Es sollte nähmlich sogleich die Sache abgemacht werden.

Dennoch brach der Vorsitzer für eine Weile ab, und brachte „die Freyheit des Unterhauses!" aus, welche mit großem Beyfalle aufgenommen ward. Dieser Gesundheit folgte ein Gesang des Mr. **Jones**.

Der Vorsitzer erklärte nun, er wolle suchen, die Sache noch heute zu beendigen, da dieß der Wunsch der Versammlung scheine, brachte aber zuvor „die alten, unverweigerlichen Rechte des Parterre's" aus, ebenfalls mit lautem Beyfall.

Als der Vorsitzer die Bedingungen selbst vorlegen wollte, ward er durch einen Lärm auf der Gallerie des Saales, welche gedrängt voll Zuhörer war, gestört. Sobald dieser sich gelegt hatte, machte er die Versammlung mit folgenden Bedingungen bekannt:

1) Die Privatlogen sollen bis zu der Anzahl reducirt werden, die im Jahre 1802 Statt fand.

Dieß Jahr sey nähmlich das, in welchem Mr. **Kemble** Eigenthümer des Theaters war.

Dieser Vorschlag ward mit großem Beyfall aufgenommen.

2) Der Einlaßpreis des Parterre's soll wieder bis auf 3 Schilling 6 Pence vermindert werden, der Preis der Logen aber 7 Schilling bleiben.

Einige schienen mit der letzten Bedingung nicht zufrieden; doch stillte sich der Lärm bald.

3) Daß dem Publicum von Seiten der Directoren (Managers) eine Entschuldigung vorgetragen und **Brandon** entlassen werde.

4) Endlich sollen von beyden Seiten alle gerichtlichen Verfolgungen und Klagen aufhören.

Dieß ward mit großem Beyfall aufgenommen.

Darauf ward über diese Puncte gestimmt, um sie so zur Entscheidung zu bringen. Der erste Punct und die beyden letzten gingen einmüthig durch, nur der zweyte fand, wegen der Preiserhöhung der Logen, Widerstand, ward aber endlich doch zu Gunsten der Directoren entschieden.

Mit Glückwünschen und Gesundheiten ward diese Versammlung friedlich beschlossen; sie ging größten Theils ins Schauspiel, wo Mr. **Kemble** den abgeschlossenen Frieden noch an demselben Abend proclamirte. Bey dieser Gelegenheit lösete sich alles in Beyfall und Jubel auf. Nur **Brandon** stand zerknirscht, mit einem Papier in der Hand und flehte um Gnade. Aber das erbitterte Volk gestattete sie ihm nicht, und dieser Theater-Polizeydiener hat müssen entlassen werden. — Seitdem ist alles so ruhig, wie vormahls.

Dieses ist die Entwicklung eines Theater-Krieges, der in mehr als einer Rücksicht ein Byzantinischer zu werden drohte; zur Zeit der Griechischen Kaiser waren solche Theater-Begebenheiten bekanntlich mehr als einmahl Ursache der größten Revolutionen.

Die Eulenburg.

Es steht ein Schloß im Odenwald,
Dort haus't ein böser Geist;
Des wilden Jägers Aufenthalt,
Ist einsam und verwais't.

Ein Waldhorn schallt von ferne her,
Und zieht den Fremdling an,
Der, sträubt er sich auch noch so sehr,
Nicht rückwärts fliehen kann.

Hier lockte einst des Jägers Ton
Die Jungfrau'n in den Wald,
Doch mit der Unschuld Schmuck entfloh'n
Auch Schönheit und Gestalt.

Noch heute irren alle dort
Als Eulen in der Nacht,
Und immer wird an diesem Ort
Ihr Strafgericht vollbracht.

Doch brächten volle tausend Jahr
Nur einen, der getreu
Dem ersten Schwur der Liebe war,
Dann würden alle frey.

Schon ganze Schaaren sahen wir
Sich der Erlösung weih'n,
Doch alle ließen ferner hier
Die Eulen Eulen seyn.

Hast du vielleicht, o Leser! Lust,
Die Jungfrau'n zu befrey'n?
So komm geschwind, es werden just
Heut tausend Jahre seyn.

Augusta.

Anecdoten.

Der Graf von Büssy besuchte einst ein Narrenspital, und da er auf dem Hofe einen Menschen antraf, der ihm vernünftiger als die Übrigen schien, so nahm er ihn zu seinem Führer, und fragte ihn um die Thorheiten der Leute, welche er daselbst antraf. „Wahrlich! mein Herr," erwiederte dieser: „die Ursache, warum wir hier beysammen sind, ist sehr gering. Man hält uns für närrisch, weil wir geringe Leute sind; wären wir reich und vornehm, so würde man sagen, wir hätten Vapeurs oder den Spleen, und man ließe uns laufen, wohin wir wollten."

Der Kaiser von Hindostan, Mahmud II., der damahls einer der reichsten und größten Monarchen auf der Welt war, hatte gegen die Sitte seines Landes bloß eine Gemahlinn, die zugleich alle auch noch so mühselige Geschäfte im Hause besorgen mußte. Einst klagte sie ihm, daß sie beym Brodbacken die Finger verbrannt habe, und bath ihn, ihr eine Magd zu miethen. „Ich bin" erwiederte der Kaiser: „bloß ein Bevollmächtigter des Staats, und bin nicht Willens, ihn mit unnützen Ausgaben zu beschweren."

Eine Dame forderte Anton Perez, ehemahligen Staats-Secretär Königs Philipp II. in Spanien, gegen das Ende des 16ten Jahrhunderts auf, ihr Handschuhe von Hundsleder zu schicken. Hierauf erhielt sie folgenden Brief: „Es thut mir sehr leid, daß ich nicht sogleich Ihren Auftrag ausrichten kann; daher habe ich einstweilen ein Stück von meiner eigenen Haut, und zwar an dem zartesten Theile abgenommen. Die Handschuhe sind von einem Hunde, ob sie gleich von mir sind; ich halte mich für einen Hund, und Sie, Madame! müssen mich auch in Absicht auf Treue und Dienstergebenheit gegen Sie auch dafür halten. Ich bin Ew. Gnaden geschundener Hund."

Der bekannte Französische Schriftsteller Marivaux war außerordentlich mitleidig, und konnte durchaus keine Bitte abschlagen. Eines Tages bath ihn ein junger Mensch mit ein Paar blühenden Wangen, mit einem gesunden Körper und blitzenden Augen um ein Almosen. „Warum arbeitest du nicht?" fragte ihn Marivaux. „Ach!" rief der Jüngling mit rührender Stimme aus: „wenn sie wüßten, mein Herr, wie faul ich bin, und wie wenig ich Lust zum Arbeiten habe, Sie würden sich meiner erbarmen." Marivaux gab ihm, was er hatte, und zwar mit Thränen in den Augen.

Während ein Paar Herren sich mit dem Schachspiele beschäftigen, stehen zwey Laffen hinter dem Stuhle des einen Spielers, und machen ihre Bemerkungen über das Spiel. Bey einer kritischen Lage desselben sagt der eine ganz laut: „Nun stehen die Ochsen am Berge." Urplötzlich springt der Spielende auf, und wendet sich an den Glossenmacher mit den Worten: „Mein Herr, ich will doch nicht hoffen, daß Sie mich für den Berg ansehen!" — Schallendes Gelächter folgte dem sich entfernenden Bramarbas.

Der Cardinal von Polignac befand sich einst bey der Herzoginn von Maine, wo man ihn fragte, was es für einen Unterschied zwischen der Herzoginn und einer Uhr gäbe? „Die Uhr macht, erwiederte er sogleich, daß wir die Zeit beobachten; die Herzoginn aber, daß wir sie vergessen."

Notitzen.

Wien. — Den 27. März 1810. Gestern hat uns der fürstl. Esterhazysche Capellmeister, Herr Joh. Nep. Hummel, mit seiner ersten Oper: Mathilde von Guise, beschenkt. Dieses Werk liefert die Bestätigung des allgemein anerkannten Satzes; daß ein sehr geschickter Instrumental-Componist darum noch kein glückliches Vocal-Tonsetzer sey, und, daß beydes in einem vorzüglichen Grade zu vereinigen, nur Wenigen verliehen wurde.

Wenn der Weg, welchen der unsterbliche Gluck vorgezeichnet hat, der einzige wahre zur höchsten Stufe der dramatischen Musik ist, so ist Herr Hummel von der rechten Straße gerathen. Was an diesem Werke instrumental ist, wird jeder Kenner vortrefflich finden. Die Begleitung ist größten Theils mit vielem Geschmacke und durchaus mit ungemeinem Fleiße, ja oft zu fleißig gesetzt; denn sie zieht an vielen Stellen die Aufmerksamkeit von dem Gesange ab, was große Meister nie gebilliget haben. Ungeachtet fast immer das ganze Orchester beschäftiget, und sehr beschäftiget ist, werden die Singstimmen doch nur selten gedeckt; hingegen findet man den Gesang der Stimme öfters dem Gesange, welcher in die Begleitung gelegt ist, untergeordnet; daher die — bey dieser Compositions-Manier unvermeidlichen, aber dem Zuhörer von richtigem Geschmacke stets unangenehmen häufigen Wiederhohlungen des Textes, wo dieser nicht hinreichen will, die vorgesetzte Melodie auszufüllen.

Die Overtüre, das Terzett Nr. 2., Herrn Weinmüllers Arie im ersten Acte, und die zwey geschmackvollen ländlichen Märsche scheinen uns die vorzüglichsten Musikstücke zu seyn. Im Ganzen herrscht mehr Fleiß, und Effect-Kenntniß der Instrumente, als Neuheit und Genialität.

Daß dieses Singspiel aber nicht so vielen Beyfall erhielt, als es in der That verdient, hieran hat unstreitig das höchst unglücklich gewählte Sujet die meiste Schuld, das an Gehaltlosigkeit und Mattheit wenige seines Gleichen zählt.

Mlle. Laucher, Herr Vogel und Herr Weinmüller haben ihren Ruhm auch hier bewährt; die übrigen dabey verwendeten Sänger und Sängerinnen sind eben nicht sehr geeignet, zum Gelingen und Gefallen einer Oper wesentlich beyzutragen.



Der Sammler

Donnerstag, den — 41. — 5. Aprill 1810.

Spartacus.

Seit einer Reihe von Jahren war Rom durch Kriege von außen erschüttert und geschwächt, durch Zwiespalt der vornehmsten Staatsbürger, durch Factionen und Unruhen seiner größten Stützen beraubt. — Sertorius hatte in Spanien die Waffen gegen sein Vaterland ergriffen, und kämpfte mit Glück; zwar schlugen Pompejus und Metellus ihn mehrere Mahle in entscheidenden Schlachten, aber dieser große Feldherr achtete das nicht; von der Gottheit beschützt, durch die Liebe seines Heeres und seine eigene Tapferkeit gesichert, schien er unüberwindlich zu seyn, und war, selbst wenn er Schlachten verlor, mehr Sieger, als Besiegter. War sein Heer gleich geschlagen und zerstreut, dennoch war seine Macht nicht vernichtet, sein Stolz nicht gebrochen. Gleich der hundertköpfigen Hyder wuchsen seine Schaaren, Sclaven, verlaufenes Gesindel gesellte sich unter seine Fahnen, und kämpfte, durch seine Großmuth, seine Weisheit, seine Tapferkeit an ihn gezogen, mit ausgezeichnetem Muthe; geleitet von ihnen, errang er nicht selten die bedeutendsten Vortheile, wenn man es am wenigsten vermuthete, und hielt man ihn für verloren, war er furchtbarer als je.

Um eben diese Zeit brach Mithridates, jener fürchterliche, unversöhnliche Feind Roms, den geschlossenen Frieden, und begann auf's neue Feindseligkeiten auszuüben; denn er hatte nur Frieden geschlossen, um sich ungestört zu einem zweyten Kriege rüsten zu können. — Aber sein eigenes Volk, durch Asiatische Schwelgerey entnervt, vermochte den Kriegern der Weltbeherrscherinn Roms nicht die Spitze zu biethen; fremde Miethlinge führten für sie die Waffen. — Erzürnt über die schmählichen Niederlagen, die er unter Sulla und Fimbria erlitten hatte, beschloß er, sich furchtbarer als je zu rüsten, schickte Gesandte nach Spanien an den Sertorius, Bündnisse mit ihm zu schließen, und ließ sich selbst die entehrendsten Bedingungen von ihm vorschreiben, um seinen Zweck zu erreichen, und den Triumph zu genießen, seine Rache befriedigen zu können. Mit einem großen, wohlgerüsteten Heere eröffnete er jetzt den Feldzug; — Schrecken ging vor ihm her, Sieg geleitete ihn. Phrygien, Cappadocien und Bithynien waren nur zu bald erobert, und Cato, selbst Pompejus zitterten. Von so gewaltigen Gegnern bekriegt, war es allerdings verzeihlich, wenn Rom bebte; aber noch herrschte Ruhe im Innern, noch waren nur auswärtige Provinzen, und nicht Italien selbst in Gefahr. — Doch auch dieser Trost verschwand! Gerade in diesem kritischen Zeitpuncte, kritischer als je einer für Rom war und wurde, stand ein neuer Feind auf, zwar niedriger als je einer — ein Mann aus der Hefe des Pöbels, ein elender verachteter Fechter aus Thracien war es, der den Staat erzittern machte — aber gewaltiger, furchtbarer,

entschlossener, Alles zu wagen, als je einer die Waffen ergriff. Kein mächtiger Bundesgenosse, kein geübtes Kriegsheer rechtfertigte seine Kühnheit; Verzweiflung allein gab ihm das Schwert in die Hand, er vertraute allein auf seine Tapferkeit und sein Glück.

Spartacus, so hieß dieser seltene Mann, lag mit hundert andern Sclaven gefesselt im Kerker zu Capua. Man kündigte ihnen ihr schreckliches Urtheil, sich zur Belustigung des Pöbels unter einander selbst niedermetzeln zu sollen, an, und gelassen und ruhig hörte er die Bestätigung ihres gemeinschaftlichen Schicksals, indessen seine Gefährten in Thränen und weibische Klagen ausbrachen. Durch Zufall hatte er eine mehr als gewöhnliche Bildung erhalten, durch sie zeichnete er sich vor Leuten seines Standes auf eine sehr vortheilhafte Art aus. Sein Charakter war wild und ungezügelt, schon in seinem zehnten Jahre hatte er die Brut des Adlers aus dem Neste gestohlen, und die schroffesten Felsen erklimmt; nur diese Sucht, sich auszuzeichnen, war es, die ihm auch jetzt den kühnen Gedanken, sich zu befreyen, einflößte. —

„Ein schmählicher Tod ist uns gewiß, Brüder," redete er seine Gefährten an: „wir haben nichts zu verlieren, aber Alles zu gewinnen! Seyd ihr entschlossen, das Äußerste zu wagen, euch in Freyheit zu setzen?" Einstimmig versicherten es Alle. Mit unsäglicher Anstrengung gelang es ihm endlich, seine Kette zu sprengen, leichter zerbrach er jetzt die der Übrigen, bewaffnete sie mit Gitterstäben, die er aus der Mauer brach, stürmte die Thür des Kerkers, erschlug die unvorbereiteten Wächter, und nahm nun, von der ganzen Schaar begleitet, die Flucht. — Aber selbst diese Freyheit war noch nicht viel besser als Sclaverey. Nicht allein, daß sie in der beständigen Angst, ergriffen zu werden, und dann den schrecklichsten qualvollsten Tod leiden zu müssen, umher streiften; es gebrach ihnen auch an Allem, was zum Lebensunterhalte gehört. Aber Spartacus wußte auch dafür Rath. Mit seiner Rotte stürmte er Bauernhöfe und Landhäuser, die einsam in der Heide lagen, erschlug die Einwohner, plünderte sie rein aus, und sicherte sich auf diese Art seinen Unterhalt vollkommen. Das Glück schien ihm lächeln zu wollen; von allen Seiten strömten ihm Anhänger entgegen, denen er statt des Soldes die Anweisung auf die zu hoffende Beute gab.

Mißvergnügte, Sclaven, Überläufer aus Capua, denen die Strenge der Römischen Kriegszucht nicht behagte, suchten Aufnahme bey ihm, und fanden sie willig. Schon begann sein Nahme furchtbar zu werden, und schon zitterte die umliegende Gegend vor ihm, der er mit jedem Tage schrecklicher wurde. Bald stand er an der Spitze eines Frey-Corps von vierhundert Mann, und glaubte nun, im Vertrauen auf seine Kräfte und seine wachsende Macht, etwas Bedeutenderes unternehmen zu können. In einer dunkeln Nacht nahte er unbemerkt dem sorglosen schwachen Lager bey Capua, griff es unter lautem Gebrülle an, machte die Römische Besatzung bis auf den letzten Mann nieder, und zog nun, mit Waffen jeglicher Art versehen, jubelnd davon. Schnell verbreitete sich die Nachricht von einer so beyspiellosen Kühnheit umher; mit starrem Entsetzen hörte man sie. Selbst in Rom staunte man über ein so unerhörtes Wagestück; aber etwas Ernstlicheres glaubte man von einem zusammen gelaufenen Sclavenhaufen nicht befürchten zu dürfen. Indessen war dieser Haufe furchtbarer, wie man es auch im Traume nicht wähnte. Die Verwüstungen umher wurden täglich mit größerer Frechheit unternommen, täglich liefen dringendere Beschwerden ein. Spartacus ward immer verwegener, ja man begann sogar für Capua selbst Sorge zu tragen.

Claudius Pulcer, damahliger Prätor, hatte sich bisher standhaft geweigert, mit Heereskraft gegen sie auszuziehen; „denn" sprach der übermüthige Römer: „dieser Sieg wird mir keine Lorbern bringen; gegen sie das Schwert ziehen, heißt, es entweihen, und Schande statt des Ruhmes begehren!" Jetzt aber fing er selbst an, die Nothwendigkeit, sie zu zerstreuen, zu begreifen. Um desto gewisser zu gehen, sammelte er gegen vierhundert Sclaven ein Heer von viertausend Kriegern, und ließ schon Kreutze errichten, an die er sie sämmtlich schlagen zu lassen schwur. Aber seine Hoffnung täuschte ihn schrecklich! und schrecklich sollte sein Stolz gebrochen werden! In der That ereilte er sie bald, und umzingelte sie ungesäumt. — Bey dieser ängstlichen scheinbaren Gewißheit, vom qualvollen Hungertode oder vom feindlichen Schwerte aufgerieben zu werden, erklärten die Schaaren des Spartacus ihm einhellig, sie würden die Waffen niederlegen, und sich auf Gnade und Ungnade ergeben. Er allein verlor den Muth und die Geistesgegenwart nicht, hielt eine kraftvolle Rede an sie, beseelte sie mit ungewohntem Feuer, und brachte sie durch die Aussicht auf den möglich glücklichen Ausgang dahin, daß sie Alle unter fürchterlichen Eiden schwuren, zu siegen oder zu sterben. Froh über ihren Enthusiasmus, beschloß er, sich durch List und Verwegenheit zu retten, da es durch offenbare Gewalt nicht möglich schien, und zog sich auf den Gipfel des Vesuvs zurück. Hier schien er un-

thätig zu liegen; Claudius glaubte es, aber er trog sich.

Aus grünem Gesträuche, aus Weinreben und jungen Reisern flochten die Räuber auf Befehl des Hauptmanns Strickleitern, und übten sich sorgfältiger als je in den Waffen.

Hier besiegt, hier überlistet zu werden, hielten die Römer, im Vertrauen auf ihre Überlegenheit und Tactik, für ganz unmöglich, und eben deßwegen zogen sie Vorposten und Nachtwachen ein, löschten die Wachfeuer aus, und überließen sich ruhig und sorglos dem Schlummer. — Das war es, was Spartacus hoffte und vermuthete. „Der Feind" redete er seine Gefährten an: „vermuthet eher den Umsturz des Olymps, als sich von einer zehnfach schwächern Zahl überfallen zu sehen. Laßt uns den günstigen Augenblick nicht versäumen. Das Glück steht den Tapfern bey, und wenn wir siegen, erwerben wir uns nicht allein dauernden Ruhm, sondern auch unermeßliche Beute. Haben wir gesiegt, wie ich es hoffe und ahnde, so steht es völlig bey euch, ob wir uns trennen, oder ferner vereint die Waffen führen wollen." — „Führe uns!" schrien alle begeistert: „führe uns, wir folgen dir, wohin du uns auch führest!" — Muthig umgürtete er sich das Schwert, und ließ sich zuerst vom Felsen herab. Nicht minder entschlossen folgte ihm die ganze Schaar. Leise nahten sie sich jetzt dem Römischen Lager. „Sieg oder Tod!" schrie Spartacus mit donnernder Stimme, und zog sein Schwert, das Signal für Alle, das Signal zum würgenden Blutbade. Über tausend Römer waren schon gefallen, ehe die andern sich ermannten, und zu den Waffen griffen. Aber gelähmt vom Schreck, betäubt vom Anblicke der drohenden Gefahr, noch trunken und taumelnd vom Schlafe, wagten sie es vergeblich, Widerstand zu leisten, und fielen entweder unter dem Schwertstreiche der siegenden Räuber, oder mußten sich zur schmählichsten Flucht bequemen. Selbst Claudius Pulcer, der stolze Prätor, der sich geschämt hatte, das Schwert gegen die Rotte zu ziehen, mußte es den Göttern Dank wissen, daß sein glückliches Gestirn ihn den Händen der Menschen entriß, die er ans Kreutz heften zu lassen geschworen hatte. — Wahrlich! daß das Schicksal seine veränderlichen Launen an dem Hohen wie an dem Niedern beweiset, daß es jenen stürzt, und diesen erhebt, davon liefert dieser merkwürdige Feldzug, der von Göttern und nicht von Menschen geführt zu seyn schien, ein sehr merkwürdiges Beyspiel. — Über dreytausend Talente und eben so viele vollständige Rüstungen fielen in die Hände des siegenden Spartacus, der mit jenen die Tapferkeit seiner Schaar fürstlich belohnte, und sich ihre Liebe dadurch in einem noch höheren Grade erwarb, und diese um desto lieber entgegen nahm, da er ihrer mit jedem Tage mehr bedurfte; denn der Ruf dieser Schlacht verbreitete sich mit Blitzesschnelle durch ganz Italien und lenkte Aller Aufmerksamkeit auf ihn. — Von allen Seiten strömten ihm Anhänger entgegen, die sich ihm zugesellten.

Campanier, Apulier, Luccaner, ja selbst mißvergnügte Römer rotteten sich zusammen, und schwuren ihm den Eid der Treue, und er, der noch vor Mondenfrist wenige Hunderte anführte, sah jetzt über sechstausend wehrhafte Männer unter seinen Fahnen versammelt, die das Äußerste zu wagen bereit waren. —

Ein schreckliches Ungewitter zog brütend über Italien zusammen, dessen Blitze Rom zu zerschmettern drohten. Von jetzt an ging Spartacus mit größern Planen schwanger. Statt Streifereyen und Einbrüche beschloß er, Provinzen zu erobern, und ganz Italien zu schrecken. Aus dem Räuber war ein gefürchteter Feldherr geworden, und nicht bloß dem Nahmen nach. Tapferkeit, Einsicht und Überlegung berechteten ihn in jeder Hinsicht zu seinem neuen Range. Aus seinen wilden ungeordneten Schaaren schuf er ein disciplinirtes Kriegesheer, und theilte es in Legionen, Cohorten, Manipeln und Turnen ab. Sich selbst behielt er indessen den unbeschränkten Oberbefehl vor, und belohnte und strafte nach eigener Willkühr. — Über diese Anmaßung zürnte das Heer; es vergaß die Vortheile, die es ihm verdankte, und machte Miene, gegen ihn zu revoltiren. Dem Scharfblicke des Spartacus entging die Bewegung, die im Lager herrschte, nicht, und schnell kam er ihrem Ausbruche zuvor. Schon am folgenden Tage versammelte er das Heer, hielt eine feyerliche Anrede an daselbe, entließ es seines ihm geleisteten Schwures, und legte zu Aller Verwunderung den Befehlshaberstab öffentlich nieder. „Ich weiß es, meine Freunde!" so schloß er seine Rede: „ich weiß es, daß Factionen unter euch entstehen, und daß eure Treue gegen mich wankt, und verlasse euch darum, obwohl mit schwerem Herzen! Der Würdigste sey euer Führer, dieß allein sey die Richtschnur, die euch bey einer neuen Wahl leite!"

Dieß hatten selbst die größten Schreyer nicht erwartet; beschämt zogen sie sich zurück, und laut scholl es von allen Seiten: „Sey und bleibe unser Feldherr! führe uns glücklich wie bisher, nur dir wollen wir huldigen!" Verschlagen genug hatte Spartacus dieß vorher

gesehen, und diese Sensation genau berechnet. Aber er wußte auch, was von plötzlichen Aufwallungen und Entschlüssen des Augenblicks, von der wogenden Menge gefaßt, zu halten sey, und beschloß, sie sich auf immer zu sichern. „Ich danke euch, meine Getreuen," fuhr er anscheinend gerührt fort: „ich danke euch für das Vertrauen, das ihr in mich zu setzen scheint; aber um euch zu zeigen, daß ich es verdiene, um euch zu zeigen, wie wenig ich geneigt bin, mein Interesse geltend zu machen, und euch zu tyrannisiren, so wählt drey Nebenfeldherren aus eurer Mitte, und stellt sie mir an die Seite."

Er hatte gehofft, man werde auch hierauf keine Rücksicht nehmen, aber seine Erwartung täuschte ihn, der Gedanke war zu reitzend für die Menge! Drey gemeine Krieger, aber durch Tapferkeit ausgezeichnet, Cimber, Cripus und Önomanus, wurden einhellig gewählt, und mit innerlichem Verdrusse, den er aber meisterlich verbarg, sah Spartacus sie sich an die Seite gesetzt, und das Quatuorvirat, das seinem Ansehen so sehr schadete, gegründet. — Von jetzt an eröffnete er sich eine neue Laufbahn, und bedrohete ganz Campanien mit seinem Heere. Nuceria betraf das Schicksal, belagert zu werden, zuerst; acht Tage hielt es sich, aber am neunten war es erobert, sah seine Besatzung niedergemetzelt, und seine Schätze geplündert. Dreyhundert Krieger unter Cimbers Anführung blieben zurück, die andern rückten auf Umwegen vor Nola, ehe die Nachricht von Nuceria's Eroberung da seyn konnte. Aber hier fanden sie tapfereren Widerstand als dort; verzweifelnd wehrten sich die Nolenser, um der Schande, von einem solchen Heere besiegt zu werden, zu entgehen, und einen vollen Monath verzweifelte Spartacus an dem Gelingen seines Wunsches, als er endlich, da er beynahe alle Hoffnung aufgegeben, sie plötzlich erfüllt sah, Nola's Mauern stürmte und niederwarf. Aber die Unglücklichen empfanden es, ihn auf's Äußerste gebracht zu haben; fast keiner entrann dem Tode. — Mit diesen Trophäen geschmückt, dachte er ernstlich auf Capua's Eroberung, und führte blitzesschnell seine siegreichen Waffen vor die Mauern dieser Stadt. Und eben das Capua, das diesen Mann einst als verachteten Fechter in seinem Kerker gesehen hatte, mußte sich jetzt herab lassen, den Frieden zu erkaufen, Waffen, Geld und Streitrosse zu liefern, um eine, bey alle dem zweydeutige, Freyheit zu behalten, und mußte sich glücklich schätzen, daß Spartacus seine Rache nur auf ihren Schimpf, und nicht auf die Trümmer ihrer Mauern gründete.

(Die Fortsetzung folgt.)

In Coniugium NAPOLEONIS M. cum LUDOVICA.

Victorem terrae vicit Ludovica. Tonantem
Sic regina Deûm vicit amore Jovem.

Jo. Fr. Dietrich, Praef. Hainens.

Gedanken und Maximen.

Wir sind selbst Schuld daran, wenn uns die Tugend schwer wird; selten würden wir nöthig haben, tugendhaft zu seyn, wenn wir immer vernünftig seyn wollten.

Rousseau.

Gott hat dem Menschen die Freyheit gegeben, um das Gute zu thun, das Gewissen, um es zu wollen, und die Vernunft, um es zu wählen. Derselbe.

Der, welcher sich immer selbst rühmt, verunglimpft den besten Freund, den er hat.

Grazian, ein Spanischer Schriftsteller.

Die Jugend verliert ihre Blüthe unter den Freuden der Welt, ehe sie die Freuden der Unschuld genossen hat. Rollin.

Notitzen.

Neue Schlachthäuser in Paris. — In Paris werden jährlich zur Consumtion mehr als 600,000 Stücke Viehes geschlachtet, ohne das zur Umgehung der Accise heimlich eingeführte zu rechnen. Gegenwärtig werden sechs große neue Schlachthäuser, weil die alten an unschicklichen Orten erbauet und aus Mangel am Luftzuge der Unreinlichkeit und der Verderbniß der Luft ausgesetzet sind, aus dem Innern der Stadt weg an die äußersten Enden verlegt, und dort mit allen Umgebungen, die zur Aufbewahrung des Viehes vor dem Abschlachten und zu diesem Zwecke selbst erforderlich sind, versehen werden. Eines dieser Gebäude erhält eine Fronte von 960 Fuß Länge, nimmt einen Umfang von 12 Morgen Landes ein, und bestehet aus 6 Gebäuden, die mit einander in Verbindung stehen; es befinden sich darin Stallungen für 500 Ochsen, für 1500 Kälber, 1000 Stück Schafe und dgl. Ungeheuer sind die Schüttböden und die Magazine zur Aufbewahrung von Hart- und Rauhfutter. Das Ausschlachten der Thiere geschiehet im Freyen in den innern Höfen, unter bedeckten Gallerien, für frisches Wasser ist hinlänglich gesorgt. In besondern Gebäuden wird der Talg ausgeschmolzen, in geräumigen kühlen Kellern wird alles vor Verderben gesichert; und, was durchaus nichts tauget, wird mit der strengsten Ökonomie zu Dung gemacht. Zugleich werden innerhalb und außerhalb dem Gebäude eine große Menge Platanen-Bäume angepflanzt, wodurch die verdorbene Luft an sich gezogen und eingesaugt wird.

Auflösung des Räthsels in Nro. 27:
Der Sarg.

Gedruckt bey Anton Strauß in Wien.



Der Sammler

Samstag, den —— 42. —— 7. April 1810.

Spartacus.

(Fortsetzung.)

Alle diese Nachrichten, die fast zu gleicher Zeit in Rom eintrafen, erregten dort Aufsehen und Bewunderung. Aber noch sah man die Sache nicht aus dem Gesichtspuncte an, aus dem sie es verdiente, noch glaubte man das Vaterland nicht in Gefahr. Nur eines Aufgeboths, nur einer Werbung bedurfte es, urtheilte der Senat, um diese zusammengelaufene Menschenmasse zu zerstreuen und zu überwinden. Gelegentlich nur erhielt Publius Varinius Glaber den Auftrag, gegen sie auszuziehen, und er, durch das Beyspiel seines Vorgängers nicht gewarnt, rückte an der Spitze von vierzehntausend Mann mit ähnlichen Prahlereyen, wie jener, aus. Aber er sollte empfindlicher noch gedemüthiget werden, obgleich das Glück Anfangs über seine Schaaren zu schweben schien. — Was Spartacus befürchtete, warum er so ungern sein Ansehen getheilt hatte, geschah nur zu früh. Zwiespalt brach unter den Feldherren aus, jeder wollte der Erste seyn, keiner in gewisser Hinsicht von Spartacus abhängen, und obgleich er sich zu Bitten herabließ, obgleich er Drohungen wagte, dennoch blieb Alles, wie es war. —

„Brüder," redete er sie einst an: „laßt euch von mir durch eine allbekannte Fabel warnen. Auf seinem Sterbebette beschied ein Greis seine Söhne zu sich, und reichte ihnen einen Bündel Pfeile, mit dem Befehle, sie zu zerbrechen, dar. Aber vergebens strengten sie ihre Kräfte an, es war und blieb unmöglich." — „Versucht es mit Einzelnen," fuhr der Alte fort, und lösete das Gebünd. Leicht war es den Jünglingen jetzt. „So auch ihr meine Söhne," sprach er dann: „wenn ihr eure Kräfte zu einem und demselben Zwecke vereint, wenn Einer für Alle, und Alle für Einen streiten, dann werden eure Feinde euch vergebens schaden wollen, da sie im Gegentheile euch leicht zu verderben vermögen!" — „Die Nutzanwendung für euch zu folgern, sey euch selbst vorbehalten! So sprach der weise Spartacus, aber seine Warnungen waren fruchtlos. —

Er wollte, im Vertrauen auf das größere Gewicht seines Ansehens, zu Gewaltthätigkeiten schreiten, um die Ruhe wieder her zu stellen, und Önomanus brachte durch glänzende Versprechungen zweytausend Mann auf seine Seite, nahm spöttisch von Spartacus Abschied, und verließ zur Stunde das Lager. „Gehe hin," sprach dieser: „mögest du es nie bereuen." —— Was er im prophetischen Geiste vorhersagte, geschah, Önomanus wurde hart bestraft. — Aus thörichtem Wunsche nach Ruhm griff er, ohne Prüfung seiner Kräfte, den Römischen Prätor in seinem Lager an, und wurde, was er, ohne verblendet zu seyn, hätte vorhersehen können, auf's Haupt geschlagen! Varinius Glaber ließ sein abgeschlagenes Haupt dem Spartacus mit einer stolzen Warnung zusenden; dieser aber ließ seine Krieger mißhandeln und

verstümmeln, und ihm durch sie antworten, er soll nicht eher triumphiren, als bis er seinen Kopf dazu habe! —

Erzürnt über eine solche Frechheit, brach jener mit ganzer Heereskraft auf, ihn zu züchtigen, und Spartacus nahm, wie gewöhnlich, wenn er der Gewalt die Spitze zu biethen nicht vermochte, zur List seine Zuflucht. Achthundert seiner Krieger mußten in der Nähe des Römischen Lagers das Land verwüsten und verheeren, indeß er selbst mit seiner ganzen Macht im Hinterhalte lag. — Erzürnt schickte Varinius eine Legion aus, sie niederzuhauen, sie flohen: um desto eifriger folgten jene, und jetzt brach Spartacus aus dem Verhacke hervor, und machte sie sämmtlich nieder. Durch diese und ähnliche Überlistungen erreichte er seine Absicht, und brachte es dahin, daß das Römische Heer über die Hälfte geschmolzen war, ehe etwas Entscheidendes unternommen worden. Dieß war es, was er wünschte, und jetzt erst beschloß er, eine Schlacht zu liefern. —

In einer stürmischen Regennacht, in welcher der prasselnde Platzregen die Wachfeuer der Römer ausgelöscht hatte, verließ er ohne Geräusch und Waffengetöse sein Lager, und umzingelte den Feind, der, arglos, nichts weniger als das vermuthete, von allen Seiten. Die Vorposten, die sich anschickten, Lärm zu machen, wurden niedergehauen, und dann das Lager selbst angegriffen. — „Siegen wir," rief Spartacus den Seinigen zu: „harrt eurer eine königliche Beute, und nicht allein das, ihr verherrlicht euren Ruhm mehr, als ihr je vermochtet!" — Jene ward ihm, und diesem war es vorbehalten, in Zukunft noch herrlichere Triumphe zu feyern. Das Blutbad war schrecklich, und gräulicher noch, wie einst am Vesuv; Schrecken, Tod und Verderben gingen vor ihm her, fürchterlich wüthete das Schwert der Seinen. Zweytausend Römer warfen das Schwert weg, gingen an ihn über, und fanden willige Aufnahme. Varinius selbst gerieth in seine Gefangenschaft. „Ich könnte dir den Kopf vor die Füße legen," sprach Spartacus; „und meinem Freunde Onomanus ein herrliches Todtenopfer bringen; aber ich will dir Leben und Freyheit schenken! Du magst den Ruhm deiner Tapferkeit in Rom selbst verbreiten und erzählen." Dann ließ er ihn entkleiden, und unter lautem Jubel des Heeres mit Geißelhieben davon jagen. Seine Rüstung und sein Roß schenkte er dem tapfersten seiner Krieger, die ansehnliche Beute vertheilte er unter alle, und schloß sich selbst aus. Die Lictoren des Prätors gab er dem Zorne der Krieger preis, und vergoß ihr Blut zur Libation dem Zeus Vejovis zu Ehren. — Das Gewinnen dieser Schlacht, die entscheidend für immer zu seyn schien, brachte ihm einen unendlichen Vortheil zu Wege. Ganze Cohorten, ja ganze Legionen gingen zu ihm über; Thracier und Gallier fanden sich in Menge bey ihm ein, und begehrten Dienste, und ehe das Jahr sich zu Ende neigte, hatten — unglaublich und doch wahr — achtzigtausend Krieger seinen Fahnen den Eid der Treue geschworen.

Von verachteter Herkunft, aus der Hefe des Pöbels emporgeschwungen zum mächtigsten Feldherrn in ganz Italien, was wäre da verzeihlicher gewesen, als Übermuth und Stolz? Und dennoch, gewiß die schönste Lobrede, die man seinem Geiste und seiner Einsicht halten kann — dennoch ließ er sich zu keinem von beyden verleiten. Cimber, Cripus und Puplipor, der nach Onomanus Tode vom Heere an dessen Stelle gesetzt wurde, begehrten einmüthig, er möge seine Schaaren vor Rom selbst führen, das, durch Sulla's Mordlust um seine vorzüglichsten Männer gebracht, und durch die Kriege mit Mithridates und Sertorius ohnehin schon geschwächt, schwerlich würde Widerstand leisten können; aber standhaft widersetzte er sich diesem Begehren. Obgleich er, man könnte sagen, auf das Glück seiner Waffen nur blindlings vertrauen durfte, sah er dennoch die unzähligen Schwierigkeiten, die großen Gefahren, die er zu bekämpfen haben würde, ein. Rom zu stürzen, war seine Absicht nicht, aber es zu demüthigen, tiefer zu demüthigen, wie es je geschehen war, das wollte er, und es gelang ihm. Doch wie er, dachten nicht Alle, und Viele bestanden hartnäckig auf ihrer Forderung; aber Spartacus nahm keine Rücksicht auf sie, und als Cimber im Angesichte des ganzen Heeres ihn bey seiner Weigerung für feig erklärte, und laut verhöhnte, da zog er erzürnt das Schwert, und stieß ihn nieder. Obgleich Cripus und Pupliper murrten, schwieg doch das ganze Heer. Gewiß ein kühnes, aber nothwendiges Unternehmen!

Die Nachricht von der Niederlage des Varinius machte Rom im eigentlichen Verstande erst aufmerksam auf die Gefahr, die man bisher zu geringe geachtet hatte, und heimlich zitterte Mancher. Selbst der Senat war nicht ohne Furcht, obgleich er sich scheute, sie zu äußern. Beyde Consuln, Cnejus Cornelius Lentulus und Lucius Gellius, sammelten ein großes Heer, und zogen gegen Spartacus aus; aber noch lautete ihr Auftrag nur: die Empörer strafen, und nicht: das Vaterland schützen. — Lentulus besetzte die hohlen Wege Etruriens, und Gellius feuerte seine Krieger, im Vertrauen auf seine Übermacht, in einer kraftvollen Rede an, diese Halbmenschen — so nannte sie der Stolze —

zu schlagen und zu demüthigen, und rückte gegen Spartacus selbst an. Jetzt zum ersten Mahle schien es, als habe diesen seine Einsicht verlassen; denn er theilte sein Heer, sandte Cripus mit einem Theile desselben voraus, ihn zu empfangen, und trennte so seine Macht. An Samniums Gränze stieß Gellius auf ihn, und der blutigste Kampf begann. Mit Löwenmuth focht Cripus, mit Löwenmuth seine Schaaren, und es gelang ihnen, was sie kaum zu hoffen wagten, die Römer zu schlagen und zu zerstreuen. Froh über diesen Sieg, feyerte der Thracier ein Freudenfest, brachte den vaterländischen Göttern Dankopfer, und jubelte laut, als Gellius, der die Flüchtigen gesammelt, in der Nacht zurück kehrte, jene, im Zechen und Schwelgen begriffen, überfiel, und sie schlug, wobey Cripus seinen Tod fand. Aber noch lebte Spartacus, noch der fürchterlichste Gegner. Laut jubelte man in Rom bey der Nachricht dieses in der That wichtigen Sieges, aber man jubelte zu früh, denn schrecklich wandte sich das Blatt. Gellius glaubte nicht weiser handeln zu können, als ungesäumt nach einem zweyten Lorber zu streben, und Spartacus höchst wahrscheinliche Bestürzung über die Niederlage seines Freundes zu benutzen, ehe er sich erhohlt, und auf's neue gerüstet hätte; aber dieser war schlauer, hatte dieß voraus gesehen, und seine Ankunft schon lange erwartet, ob ihm gleich wenig Hoffnung blieb, auch dießmahl der drohenden Gefahr zu entrinnen, und seine Waffen glücklich, wie bisher, zu führen. Seine Lage war in der That verzweifelt, und schrecklicher als je. Im Rücken drohte ihm das ganze frische Heer des Lentulus, und vorne die Legionen des Gellius, in allem eine vierfach stärkere Schaar. Nur ein halbes Wunder, nur der unmittelbare Schutz der Gottheit war fähig, ihn zu retten. Aber das Geschick hatte ihn einmahl zu seinem Lieblinge erkohren, und erhielt ihn auch dießmahl. —

Ohne zu zaudern, ohne die Zeit durch Überlegung zu tödten, zog er sein Heer zusammen, rückte schnell gegen den vorne drohenden Feind, ehe dieser es erwartete, und erwarten konnte, und schlug ihn vollkommen. Ohne den Seinen Ruhe zu gönnen, wandte er sich sofort, und nahte dem sorglosen Lentulus, der noch keine Nachricht von der Niederlage seines Gefährten hatte. Wüthend war der Kampf, der jetzt begann, lange zweifelhaft der Ausgang; aber endlich entschied er für Spartacus. Schrecklich war die Niederlage, schrecklich der Verlust, den Rom erlitt; aber noch fürchterlicher der Schimpf, den es erleiden mußte. Mit Vorbedacht schonte Spartacus das Leben seiner Gefangenen, unter denen Lentulus selbst war, aber nur, um den abgeschiedenen Geistern seiner Freunde ein desto schrecklicheres Sühnopfer zu bringen, und sein Heer zu belustigen. — Cnejus Cornelius Lentulus, designirter Consul Roms, mußte, vereint mit seinen Centurionen und Kriegern, unter lautem Gelächter der Verbündeten, am Scheiterhaufen gleich Gladiatoren kämpfen, und sich selbst morden. — So entsetzlich war das stolze Rom noch nie verhöhnt, ein solcher Tag war und blieb unerhört in den Jahrbüchern der Allbeherrscherinn! — Ungeachtet dieses glänzenden Sieges aber weigerte Spartacus, bescheiden genug, an die Wandelbarkeit des Kriegsglückes zu denken, sich dennoch, vor Rom zu gehen, um es zu belagern, obgleich die Eroberung dieser, in drey Welttheilen mächtigsten, Stadt, wenn sonst wahrscheinlich, jetzt gewiß schien, und muthmaßlich gewesen wäre. Aber schrecken wollte er die Weltenbesiegerinn, und sie erzitterte.

An der Spitze eines siegreichen Heeres, das durch Werbungen und Aufgebothe, die er in Italien selbst ergehen lassen, bis zu 110,000 Mann heran gewachsen war, nahte er sich der Hauptstadt, und Schrecken ging vor ihm her. Eilig versammelte sich der Senat; denn er sah wohl ein, daß seine Beschlüsse kraftlos, seine Befehle nicht geltend seyn würden, da Muth und jeder Schatten von Hoffnung entschwunden war. Zwar wurde das Capitol verschanzt, aber was war einem solchen Feinde unübersteiglich? Zwar sammelten sich die Reste der geschlagenen Truppen, aber sie zitterten ja schon bey dem bloßen Nahmen: Spartacus, um wie viel mehr vor seinem Schwerte selbst? Er schien ein zweyter Brennus, ein zweyter Hannibal zu seyn, aber wo war ein Camillus und ein Scipio? Nichts schien gewisser, als daß Rom Carthago's Schicksal erleben würde, und schon bereitete man sich darauf vor. Mit zerrauften Haaren, mit zerrissenen Gewändern eilten die Jungfrauen und Matronen, mit gerungenen Händen und stiller Angst die Männer umher. Schon sprach man von Friedensgesandtschaften, schon von Übergabe der Stadt, als plötzlich die unerwartete Nachricht erscholl, Spartacus sey abgezogen. Und in der That er war es! Die Bewegung im Innern, die Angst seiner Gegner war ihm nur zu wohl bekannt, aber er wollte nur schrecken, nur zeigen, was er vermochte! Aber dennoch war die Furcht nicht aus Rom gebannt. Der Mann, der den gewissen Sieg in Händen hatte, der unversöhnlichste Feind, sollte sich muthwillig aller seiner Vortheile begeben? Zwar ohne wirklichen Grund, aber doch sehr natürlich war es, daß man hier Hinterlist ahndete, und sich nur für den

Augenblick, nicht für immer, erhalten glaubte. — So standen die Sachen, als die Zeit der Comitien (Volksversammlungen) eintrat. — Bekannt ist es, daß an solchen Tagen die angesehensten Römer sich auf dem Wahlplatze zeigten, und daß jeder, der nur die mindeste Aussicht zu einem öffentlichen Amte hatte, oder zu haben glaubte, dort erschien. Allbekannt ist es, daß selbst die edelsten Männer, die sonst ängstlich Alles vermieden, was ihrem Rufe zu schaden vermochte, alles nur Mögliche, angesehene Freunde, selbst mächtige Buhlerinnen, Schmeicheleyen, Geschenke und ungeheure Geldsummen aufbothen, den Sieg zu erringen, und die Stimme des Volkes zu erkaufen. Zu erkaufen! denn gewöhnlich war es, daß Verdienst und Tugend dem mächtigeren Golde wich, und Gunst, nicht Unpartheylichkeit entschied. Aber wie so ganz anders jetzt! — Der Wahlplatz leer — keine Bitte — keine Bestechung, kein einziges Goldstück verschwendet! Und jetzt, da das Prätorat selbst dem Minderangesehenen offen gestanden haben würde, jetzt meldete sich auch nicht ein Einziger; denn — der Prätor mußte dem gefürchteten Spartacus die Spitze biethen! — So allgewaltig wirkte der Nahme dieses furchtbaren Mannes, so hatte Rom nie gezittert! Um so unbegreiflicher scheint das, wenn man erwägt, daß gerade damahls das Vaterland Männer zählte, die seiner Größe würdig waren, und schon bey manchen Gelegenheiten sprechende Proben von dem, was sie vermochten, gegeben hatten. Cäsar, Cato, Lucullus — gewiß Männer von Tapferkeit, Einsicht und Gewicht! — Aber keiner von ihnen warf sich zum Beschützer der Republik auf; — eben diese Muthlosigkeit, die nur fähig seyn konnte, das Volk niederzuschlagen, war es, die die allgemeine Trauer noch vergrößerte; aber sie wandelte sich eben so schnell in Freude.

(Der Beschluß folgt.)

Aphorismen.

„Es ist eine dem Psychologen auffallende Erscheinung," so sagt ein süddeutsches Blatt, „daß die Füchse im Canton Basel u. s. w., nachdem sie närrisch geworden sind, die menschliche Gesellschaft suchen, und den Leuten geradezu in die Häuser laufen." — Wie wäre es, wenn man, einem bekannten Sprichworte zufolge, annähme, daß die Füchse in ihrer Narrheit wähnten, sie könnten in ihren dermahligen Umständen nirgends mehr ihres Gleichen, Narren nähmlich, finden, als in der menschlichen Gesellschaft?

Wenn nur die im Rausche erzeugten Kinder, die nach dem berühmten Dr. Hofmann zum Schwindel geneigt sind, nicht auch zur Schwindeley incliniren, und so die vielen Schwindler unserer Tage ihren Ursprung am Ende ebenfalls daher haben. —

Johannes Eremita.

Notizen.

Wien, den 3. April. Erfreulich ist es, und weithin wirkend, wenn Männer von Rang und Einfluß Künste befördern und Künstler schützen; noch erfreulicher aber, wenn sie sich sogar in die Reihe dieser stellen, und jene selbst üben. Graf Moritz v. Dietrichstein, schon länger als Kenner und Beförderer der Tonkunst bekannt, hat zehn Lieder des beliebten Dichters, Freyhrn. v. Steigentesch, mit Begleitung des Claviers in Musik gesetzt. Ein einfacher, gefälliger Gesang, richtig gedachte Behandlung des Textes, Wahrheit im Ausdrucke, und ein nirgends vorlautes Accompagnement sichern diesen Liedern auf immer einen ehrenvollen Platz unter musicalischen Producten ihrer Gattung.

Der berühmte Guitarre-Spieler, Herr Giuliani, hat noch für jene, welche dieses Instrument vorzüglich lieben, oder eben kein Pianoforte bey der Hand haben, eine Guitarre-Begleitung hinzugefügt, und Herr Artaria sich durch den Verlag dieser angenehmen Lieder ein neues Verdienst um die musicalische Welt erworben.

M.

Den 31. März wurde im k. k. priv. Theater an der Wien zum ersten Mahle ein Lustspiel in drey Aufzügen: Nachbar Spitzkopf, gegeben. Der Verfasser desselben hat sehr wohl für seinen poetischen Ruhm gesorgt, da er uns das Vergnügen, seinen Nahmen auf dem Zettel zu lesen, versagte: noch mehr würde er ihn aber gesichert haben, wenn auch Nachbar Spitzkopf sein Incognito beobachtet hätte; denn man kann sich doch nicht leicht eine armseligere Posse denken, als es dieses sogenannte Lustspiel ist. Der Herr Anonymus dachte sich nähmlich einen jüngst angestellten Beamten, — der einer Försterstochter und seiner Landschaftsmahlerey zu Liebe eine geraume Zeit schon — im höchsten Incognito beym Förster auf dem Lande wohnt, und dem neugierigen Dorfschulmeister, der Schwester des Försters, und einem Apotheker-Subjecte, die ebenfalls mit derselben Krankheit behaftet sind, viel Kopfbrechen verursacht. Der dumme Schulmeister nimmt Anlaß, ihn bald für einen entsprungenen Delinquenten, bald für einen Obersten, und endlich gar für einen verheiratheten Vagabunden zu halten, und benimmt sich jedes Mahl so unvernünftig übereilt, daß man sich nur ein Dorf von Schafsköpfen denken könnte, in dem man einen so versoffenen, kurzsichtigen Jugendlehrer dulden würde. Eben so war Hr. Hasenhut als Apotheker-Subject, trotz alles aufgebothenen Pumpernickel-Witzes, nicht im Stande, seine Rolle interessant zu machen. Daß Dem. Grünwald in der vernünftigsten Rolle keinen Widerwillen erweckte, war natürlich; denn sie war die geliebte Försterstochter, und spielte ihre besorgte, von der Ungewißheit gequälte Liebe ziemlich natürlich. Die Ankunft der Schwester des Fremden, die man Anfangs für seine Gattinn hielt, lösete endlich den Knoten, und das Stück endet mit der Heirath des Förstermädchens. Das Consequenteste am Ganzen ist noch das, daß im Spitzkopf dem Schulmeister auch da noch Zweifel spuken, da er die Catastrophe mit hellen Augen herbeygeführt sehen mußte. Was war natürlicher, als daß, bey der Ankündigung des Stückes für den folgenden Tag, das Publicum seine Richterrolle am besten spielte, und gar keine aufmunternden Beyfallszeichen vernehmen ließ. —



Der Sammler.

Dinstag, den — 43. — 10. Aprill 1810.

Spartacus.

(Beschluß.)

Marcus Licinius Crassus, der Mann, dem Cetesus einst vorgeworfen hatte, er strebe nicht nach Lorbern, weil er sie doch nur in Brühen verkochen würde, und für diese leichter erhalten könne — obgleich diese Worte mehr ihn selbst als jenen trafen — der Mann, den Rom unbestritten für seinen reichsten, mächtigsten und angesehensten erkannte; der Mann, von dem man es zwar am meisten gewünscht, aber gerade am wenigsten zu hoffen gewagt hatte, der bewarb sich jetzt um das Prätorat, und obgleich er seines Erfolgs gewiß seyn konnte, mit einer Bescheidenheit, die seinem Herzen und seinem Verstande Ehre machte. Was er erwarten durfte, geschah; laut jubelnd begrüßte Volk und Senat ihn als Prätor. Jetzt war alle Muthlosigkeit, alle Furcht verschwunden. Muthig schliffen die Krieger ihre Schwerter, statt daß sie vorher gebethet und geopfert hatten, und willig versammelten sich Marcus Portius Cato und mit ihm die tapfersten edelsten Jünglinge, und bothen dem neuen Feldherrn ihre Dienste an. Schnell ließ er Werbungen ausschreiben, und Aufgebothe ergehen, und ehe er es selbst hoffen und glauben durfte, stand ein zweyfach stärkeres Heer, als das feindliche, unter seinen Fahnen, und schnell brach er auf. Aber schon der Anfang versprach nicht viel Gutes. Quintus Celer, sein Legat, ward von ihm abgesandt, einen nahen Paß zu besetzen; aber Spartacus fiel ihm in den Rücken, und er, statt sich zu wehren, ergriff die Flucht. — Ein so entehrendes Betragen reitzte Crassus Zorn, er ließ ihn geißeln, und enthaupten, und mit ihm den zehnten Mann jeder Cohorte, der durch das Loos ausgehoben wurde; eine Strafe, die seit dem Punischen Kriege nie geübt war, und eben darum um so mehr schreckte. Ein solcher Gegner mußte selbst dem Spartacus furchtbar seyn, und er war es. Zwar verließ den kühnen Thracier sein Muth nicht, aber, was eben so schlimm war, das Vertrauen auf sein Waffenglück! — Was er gewollt hatte, war geschehen; er hatte Capua gedemüthigt, Rom geschreckt, und Italien zittern lassen, und jetzt wollte er es verlassen. Der größte Theil seines Heeres bestand aus Galliern; gern hätte er darum die Richtung nach Gallien genommen, aber dahin war ihm der Weg abgeschnitten, und eben deßhalb wollte er nach Sicilien, und dort — seine Schaaren entlassen, und schon zog er sich in dieser Absicht in das südliche Lucanien zurück. Aber hier stieß ihm eine drohende Schwierigkeit auf, an die er zwar gedacht, die er aber zu heben gehofft hatte. Doch vergebens! — sein Plan wurde vereitelt. Mit einem so beträchtlichen Heere nach Sicilien überzusetzen, bedurfte er vieler Schiffe, diese mangelten ihm. Zwar versprachen die Sicilischen Corsaren, ihm die übrigen gegen Erlegung von zwanzig Talenten zu liefern, und willig bezahlte er sie; aber die Freybeuther, denen nichts heilig war, nahmen das Geld, und entflohen, ohne ihr

Versprechen zu erfüllen. — Ungesäumt ließ er seine Krieger aus Baumstämmen, Ästen und Zweigen Flöße bereiten, und versuchte, mit diesen überzuschiffen. — Aber auch dieß mißlang. Ein Sturm erhob sich, trieb die leichten Fahrzeuge gegen die Klippen, und zerschmetterte sie. Zwey tausend Krieger, durch ihre Rüstung am Schwimmen gehindert, fanden in den Wellen den Tod. — So war ihm also der Rückzug versperrt — er war gezwungen, zu kämpfen, und hatte seinem Gegner zwar nur eine geringe Macht, aber Tapferkeit und Verzweiflung entgegen zu stellen. — Doch ihn anzufallen und eine Schlacht zu liefern, war des weisen Crassus Absicht nicht; er wollte ihn durch Hunger und Elend aufreiben, und erst dann, wenn ihn jede Hoffnung, jeder Schatten von Muth verlassen hätte, angreifen, und mit einem Schlage zerschmettern. Dieß war sein Plan. Zu seiner Erreichung wählte er ein Mittel, das beym ersten Anblicke unmöglich, und bey einer nähern Prüfung doch gigantisch scheint. — Während Spartacus sich vergebens nach Mitteln umsah, und fruchtlose Versuche anstellte, nach Sicilien zu entkommen, ließ er einen Graben aufwerfen, der zehn Deutsche Meilen lang, und so viel Schritte breit seyn sollte, um ihn zu umzingeln und auszuhungern. Diesseits desselben aber ließ er Mauern und Wachtthürme aufführen, in die er seine Krieger zur Besatzung legte, um ihn zu vertreiben, wenn er es wagen sollte, zu stürmen. Unglaublich ist es, daß er ein solches Werk zu beginnen wagte, aber noch unglaublicher, daß er es vollendete. Tag und Nacht arbeiteten seine Krieger, und in der ganzen Zeit waren ihnen nur Stunden, nicht Tage zur Ruhe ausgesetzt.

Puplipor war der erste, der diese Nachricht erfuhr. Erschrocken theilte er sie dem Spartacus mit, aber stolz brach dieser in ein verachtendes Lachen aus, und rief: „O Crassus! wie einfältig bist du!" (Im Lateinischen ein Wortspiel). — Doch als er durch erneuerte Gerüchte und Nachrichten aufmerksam gemacht wurde, und mit einem Theile seines Heeres aufbrach, um selbst zu sehen, und sich selbst zu überzeugen, wie erschrak er da, als er einsah, jenes Gerücht sey mehr als Gerücht, und das Werk, das er als unmöglich verlacht hatte, sey vollendet. War etwas möglich, ihn zu retten, so war es Schnelle; eilig berief er die Truppen, die er bey Rhegium zurück gelassen hatte, zu sich, verband sich mit ihnen, und unternahm es, das Unmögliche zu versuchen. Ohne sich durch die Pfeile des Feindes hindern zu lassen, bahnte er sich einen Weg durch den Graben, und berannte die Mauer. Aber vergebens! — Zwey Mahl versuchte er es noch, doch die Römer drängten ihn zurück; er mußte weichen, und hatte, ohne etwas Entscheidendes gewonnen zu haben, sechszehn tausend seiner tapfersten Krieger verloren. Jetzt, und vielleicht zu spät, runzelte er die Stirn, und überlegte, was zu beginnen sey, um auf der einen Seite dem Hungertode, auf der andern der gewissen Niederlage zu entgehen. Schrecklich war seine Lage, aber dennoch verließ diesen seltenen, man darf wohl sagen einzigen, Mann sein Scharfblick und seine Fassung nicht. — Unbemerkt füllte er in einer dunkeln Nacht an einem entfernten Orte den Graben mit abgehauenen Baumstammen und Zweigen aus, mit den Körpern seiner erschlagenen Krieger und geschlachteten Thiere; ja, als dieß Alles nicht hinreichte, warfen sich mehrere von den Seinigen mit einer heldenmüthigen Resignation, von der wohl kein Volk ähnliche Beyspiele aufzuweisen hat, auf die todten Körper, und ließen, um die Lücke auszufüllen, ihre Brüder über sich hinschreiten. So bildete Spartacus einen plötzlichen Damm, und machte die Erde dem Graben und der Mauer gleich. Dann sandte er zweyhundert Mann ab, ließ diese etwa sechs tausend Schritt weiter an einem andern Theile der Mauer ein schreckliches Waffengetöse und ein lautes Geschrey erheben, um die Aufmerksamkeit des Römers auf sich zu lenken, ihn glauben zu machen, er wolle mit seiner ganzen Macht dort einen Ausfall wagen. Was er hoffte, geschah; eilig rückte Crassus gegen den vermeinten Feind an, und jetzt überstieg Spartacus die Mauer. — Verzweifelnd war der Kampf, der sich nun erhob; die Römer kämpften, um der Schande, und diese, um der Sclaverey und dem Tode am Kreutze zu entgehen. — „Siegen wir," schrie Spartacus, „so führe ich euch vor Rom, und gebe es euch preis!" — Mit der Aussicht auf einen höhern Lohn vermochte er ihren Muth nicht zu entflammen: sie kämpften mit unerhörter Tapferkeit, und errangen durch sie den vollständigen Sieg. Schrecklich war die Niederlage, die Crassus litt, unglaublich sein Verlust, fürchterlich sein Zorn! — Er selbst entging mit genauer Noth der Gefangenschaft, und mit ihr dem Schimpfe, den Lentulus erdulden mußte. Sein ganzes Lager war zerstreut, seine Mühe vergebens gewesen. Spartacus Waffen drohten von neuem im Herzen Italiens, das ganze Land zitterte vor seiner Rache. Der Schrecken, den diese so ganz unerwartete Nachricht in Rom erregte, war unbeschreiblich: mit Spartacus wachsenden Trophäen wuchs Roms unauslöschliche Schande, und hatte man vorher seinen Zorn gefürchtet, fürchtete man jetzt seine Wuth. — Auf

dem Markte, auf dem Capitole, in der Curie verkündeten die Auguren laut den Umsturz des Staates, den Ruin der Freyheit. — „Die Götter sind wider uns," so schloß Crassus den Bericht, den er dem Senate sandte, „gegen sie zu kämpfen vermag der Sterbliche nicht. Was ihr besorgt, besorge auch ich — unsern Untergang! Es wäre vielleicht möglich, ihn abzuwenden; aber wenn ich selbst das für wahrscheinlich halten soll, müsset ihr, und zwar ungesäumt, den Marcellus Lucullus von Thraciens Gränze, und den Pompejus aus Spanien berufen, und ihnen bedeuten, sich mit ihrer ganzen Heeresmacht mit mir zu vereinigen!" —

Darf man mehr sagen, um die Furcht zu rechtfertigen, die in Rom herrschte? denn wenn Crassus, wenn der Mann, der so ungern den möglich zu erringenden Lorber theilte, Gefährten im Kampfe suchte, die seinen Ruhm verdunkeln konnten — wenn er, den man allgemein für den Schutzgeist des Vaterlandes erklärte, wenn er besorgte, mußte da das Volk nicht zittern? und nun gar, wenn er fürchtete? — Zwar erging der Auftrag an ihn, neue Aufgebothe ergehen zu lassen; zwar versammelten sich bald neue Legionen, größten Theils mit Gewalt geworben, unter seinem Befehle; aber wie wenig war damit gewonnen? Denn nicht allein, daß er schwerlich einen Feind, wie Spartacus, am Vordringen würde hindern können, ehe er Verstärkung erhielt; er durfte es nicht wagen, in seinem eigenen Heere die strenge Kriegszucht der Römer geltend zu machen; er durfte es nicht wagen, die Flüchtlinge zu strafen, um die andern zu schrecken; denn ihn selbst traf ja der Vorwurf, er hatte ja selbst das Weite gesucht! — Indessen eröffneten sich glücklichere Aussichten für ihn, frohere Hoffnungen für Rom. — Nicht, daß die Seinen verstärkt oder mit ungewohnter Tapferkeit beseelt wurden — nein! aber was eben so viel war — Spartacus zerfiel mit seinem eigenen Heere. — Zwar hatte dieser im Gewühle der Schlacht den Seinen versprochen, sie vor Rom zu führen, um ihnen die Aussicht auf Beute zu geben, und sie so zum Streite zu entflammen, aber diese Versicherung war ihm keinesweges Ernst gewesen. Ob von Furcht oder Besorgnissen, das Wagestück — denn das blieb es doch immer — möge verunglücken, getrieben, muß unentschieden bleiben; denn unerklärbar scheint dieß Phänomen. Genug, er weigerte sich, sein Versprechen zu erfüllen, und verkündete dem Heere, er werde Italien nur durchstreifen, und sich nach Gallien wenden. Mit einem solchen Befehle war die raubgierige Schaar nicht zufrieden; die Gallier und Germanen, ja ein großer Theil seiner Thracier verließen ihn, weil sie nur kämpften, um Beute zu machen, und sich zu bereichern, und mit Schmerz sah Spartacus sein Heer ansehnlich geschwächt. — Etwas Günstigeres konnte sich nicht leicht für Crassus ereignen, der Muth seiner Legionen, seine eigene Hoffnung erwachte. Er theilte seine Schaaren, und beschloß mit der Waffe zu kämpfen, die Spartacus so oft ergriffen hatte, mit Verschlagenheit. — Die nähmliche List, der er sich jetzt zur Erreichung seiner Absicht bedienen wollte, hatte Rom im Punischen Kriege schon einmahl gerettet, und sollte es auch jetzt. — Sofort errichtete er zwey Lager, und griff mit dem einen die Gallier und Germanen, die indeß unter Puplipors Anführung ein eigenes, vom Spartacus unabhängiges Heer gebildet hatten, an, und schlug sie. Zwar kämpften sie, durch ihre riesenhafte körperliche Stärke begünstigt, Anfangs mit Vortheil; aber sie mußten endlich der geübteren Römischen Tactik weichen, und wurden bis auf den letzten Mann niedergemacht. Zwölftausend zweyhundert Mann blieben auf der Wahlstätte, doch Puplipor entkam. — Crassus triumphirte; aber zu früh; denn noch lebte Spartacus, und überdieß hatte er auch nicht einmahl die Verbündeten desselben, sondern fremde Schaaren geschlagen, die mit ihm in keiner Verbindung mehr standen. — Stolz auf diesen Sieg, glaubte Quintius Tremellus Scorfa, sein Quästor, Spartacus Niederlage sey unvermeidlich, und erbath sich die Erlaubniß, ihn schlagen zu dürfen, die er gern erhielt. Crassus hoffte auf die Siegespost, und vernahm — die schmählichste Niederlage seines Freundes. Zu unbesonnen hatte er den Spartacus verfolgt, da dieser zu fliehen schien, und ward zur Strafe seines Übermuthes mit allen seinen Legionen umzingelt und niedergemacht. — Aber dieß war auch der letzte Triumph des stolzen Thraciers.

Gerade jetzt, da er es fürchtete, und Crassus es nicht wünschte, erschien der aus Hispanien berufene Pompejus. Jetzt verlangten beyde gleich stark nach einer Schlacht; jener, um seinen Feind nicht verstärkt zu sehen, und dieser, um seinen Lorber nicht theilen zu dürfen. Sie stießen am Silarus zusammen; Alles bereitete sich zu einem entscheidenden Schlage vor, und — die übelste Vorbedeutung für die Fechter, die gewisseste Prophezeyung des glücklichen Ausgangs für Rom — Spartacus ging ihm bangend, gequält von trüben Ahndungen, entgegen. Zwar hielt er eine Anrede, voll Feuer und Kraft, an seine Schaaren; zwar sagte er Alles, was Verzweiflung und Durst nach Ruhm einzuflößen vermochten; aber der finstere Blick, den er vergebens zu erheitern, die Wol-

ken auf seiner Stirn, die er vergebens zu verscheuchen strebte, widerlegten ihn bündig, als er rief: „Gewiß, wir werden siegen!“ Von schöneren Hoffnungen gewiegt, spornte Crassus die Seinen an, und führte sie mit der donnernden Losung: „Heil über Rom, Verderben über seine Feinde!“ in's Treffen. Mit wilder Verzweiflung stürzte Spartacus sich in's dickste Gewühl, und kämpfte mit einem Muthe, der selbst den Feind erschütterte. Alles, was ihm nahe kam, war gewiß, zu fallen; nur ein von fern abgedrückter Wurfpfeil, den er nicht schnell genug mit dem Schilde auffing, konnte in ihm das Verderben Roms hinwegraffen. Er fiel; aber noch fallend mähte er die Umstehenden, bis er endlich, von Pfeilen bedeckt, seinen Geist aufgab.

Selbst Crassus verweigerte einer solchen Tapferkeit das gebührende Lob nicht. „Bey den Göttern,“ sprach er, und starrte ihn an, „er war ein großer Mann!“ Aber dennoch handelte er, aus elendem Durste nach Rache, kleinlich genug, den Helden an's Kreutz schlagen zu lassen. — Ein gleiches Schicksal traf den größten Theil seiner Krieger, denn mit ihm war das Glück seines ohnehin schon muthlosen Heeres gefallen.

Crassus, froh, keinen Gefährten seines Ruhmes zu haben, und den ihm überdieß verhaßten Pompejus nicht an seiner Seite sehen zu dürfen, eilte nach Rom zurück, und wurde dort unter lautem Jubel vom Volke aufgenommen, laut als Retter des Vaterlandes begrüßt. Ob er es gleich unstreitig war, ob er gleich ausgezeichnete Bewunderung verdiente, dennoch versagte ihm der Senat den Triumph. Laut war sein Unwille, laut murrte das Volk; aber er hatte ja nur Sclaven bestraft, und mußte sich statt des Triumphs mit der Oration, statt des Lorbers mit der Myrthe begnügen.

Puplipor, der einzig übrig gebliebene Feldherr, der sich kurz vor der Schlacht mit Spartacus versöhnt und vereinigt hatte, war allein dem Blutbade entronnen, suchte die Flüchtigen, in allem nur wenige Tausende, auf, und wollte die erlittene Niederlage rächen. Nicht ohne Grund befürchtete man in Rom, sein Anhang werde sich vermehren, und der Krieg, kaum geendet, wieder beginnen. Aber das Besorgniß schwand; Cnejus Pompejus, der jetzt wirklich zurück kehrte, umzingelte und schlug ihn, und befreyte Rom auf's neue. Dankopfer und Feste wurden hier zur Erhaltung des Staates angestellt. Der Nahme Spartacus aber war und blieb bis zu Roms Auflösung der schrecklichste in seinen Annalen.

Notitzen.

Haydn's Ruhm in Spanien.

Mag Deutschland, England und Frankreich den unsterblichen Haydn auch noch so sehr erheben, mag Österreich auch noch so stolz seyn auf ihn, — und mit vollstem Rechte — so bleibt es doch immer kaum möglich, ihn mit mehr Begeisterung zu lobpreisen, als es der Spanische Dichter Yriarte im fünften Gesange seines, unter uns wenig bekannten, Lehrgedichtes über die Musik thut *). Ich theile daher diese Stelle, die gewiß allgemeines Interesse erwecken muß, zuerst im Original-Text, dann in meiner Übersetzung mit:

Fuera de estas comunes variedades
Perenne manantial de novedades
Halla el Autor que las distintas voces
Agudas, graves, tardas, ó veloces,
De mil modos combina
Que el Oyente suspenso no adivina.
Sólo á tu númen, Hayden prodigioso,
Las Musas concedieron esta gracia
De ser tan nuevo siempre, y tan copioso,
Que la curiosidad nunca se sacia
De tus obras mil veces repetidas.
Antes seran los hombres insensibles
Del canto á los hechizos apacibles,
Que dexen de aplaudir los escogidas
Clausulas, la expresion, y la nobleza
De tu modulacion, ò la estraneza
De tus doctos y harmoniacas salidas.
Y aunque á tu lado en esta edad numeras
Tantas y tan famosas compatriotas,
Tú sólo por la Musica pudieras
Dar entre las naciones
Vecinas, ò remotas
Honor à las Germanicas regiones.

Übersetzung.

— — — Außer gemeinerem Wechsel
Öffnete jenem sich nur die ewige Quelle der Neuheit,
Welcher den schärferen Ton und den mächtigen, ändernden Reichthum,
Mit dem sanften vermählt und dem raschen, manchfalliger Weise,
Daß, in Staunen versenkt, der Hörer die Wendungen nicht ahnt.
Deinem Genius nur allein gewährten die Musen,
Göttlicher Hayden! den Reitz stets neu hinströmender Fülle.
Deines Gesanges tausendfach wiederhohltem Genusse
Lau'chet die Neugierde stets noch ungesättiget. Fühllos
Müßte der Mensch eh' werden der Macht und dem Zauber der Tonkunst,
Sollt' es möglich ihm seyn, der Schönheit deiner gewählten
Sätze, der Kraft des Ausdrucks und des melodischen Adels,
Oder der kühn verschlungenen Harmonien Auflösung
Nicht von Beyfall zu glühn. Und stellt auch dein Land dir zur Seite
Edle Mitwerber des Ruhms in zahlreichen Schaaren, genügtest
Du doch immer allein schon, des ferneren Volks und des nahen
Land mit Germanischer Tonkunst rühmlichen Glanz zu bestrahlen.

Kuffner.

*) La Musica, Poema por D. Thomas Yriarte. Canto V.



Der Sammler

Donnerstag, den — 44. — 12. Aprill 1810.

Der Seefahrer.

Ein Mährchen der Scheherazade.

Von Weisser.

In einer Straße, aus welcher ein sanfter Zephyr ihm entgegen wehte, warf Hindbad, ein armer Lastträger in dem reichen Bagdad, dem London der Morgenländer, seine durch die drückende Hitze des Tages doppelt schwere Bürde vor einem großen Hause von den Schultern, und machte sie für einen Augenblick zu seiner Ruhebank.

Er hätte schwerlich eine günstigere Stelle wählen können, um, während er neue Kräfte für den weiten Weg, den er noch zurückzulegen hatte, sammelte, zugleich zwey seiner Sinne zu erquicken: denn die mit Rosenwasser besprengte Straße verbreitete einen Wohlgeruch, als ob sie so eben mit den Köpfen der artigsten jungen Herren gepflastert worden wäre. Noch lieblicher duftete durch die Gitterfenster des Pallastes ein Brandopfer von Räucherkerzchen und Aloeholz, und am allerlieblichsten der Geruch von Dingen, die man noch lieber schmeckt, als riecht. Mit diesem Geruche bewirthete eine wohlbesetzte Tafel im Innern des Pallastes auch die ungeladenen Gäste auf der Straße, und der arme Hindbad war so sehr von ihm entzückt, daß er die wollüstigen Töne, die zugleich aus dem Speisesaale ihm entgegen schallten, beynahe ungehört an seinem Ohre vorübergleiten ließ, ob sie gleich von einem Orchester herrührten, bey welchem die obligaten Nachtigallen nur die schlechtesten Virtuosen waren.

Nichts ist dem Armen neben dem Reichthum so wichtig, als — der Reiche. Der Träger wendete sich daher, um zu erfahren, wie der Glückliche heiße, welchem dieser Sitz der Freude und des Überflusses gehöre, an einige prächtig gekleidete Bediente, die unter der Thür standen, und einander — nichts thun halfen. Wie, sagte einer dieser aufwartenden Magnaten, ihr wohnt zu Bagdad, und kennt den Weltumsegler Sindbad, kennt den Mann nicht, der weiter gereist ist, als die Sonne? denn er war in Grönland und Lappland, wo diese blitzende Feuerkugel niemahls hinkommt.

Wohl kannte der arme Lastträger längst den Nahmen des Seefahrers und seine Reichthümer, ob er gleich in diesem Augenblicke erst erfuhr, in welcher Gegend der Stadt dieses Schooßkind der Glücksgöttinn seine Wohnung aufgeschlagen hatte; aber der Gedanke an den ungeheuern Abstand zwischen Sindbad und Hindbad erfüllte sein Herz mit Unmuth. Himmel, rief er aus, bist du gerecht? Alles gibst du diesem, und mir versagst du Alles! Hier verschmachtet ein Mensch, und dort schwelgt einer im Überflusse! Womit habe ich mein Unglück, und womit hat er sein Glück verdient? Weiß er, was Hunger und Durst und Mühe, und weiß ich, was Ruhe und Sättigung ist? Ich habe meine tägliche Arbeit, aber nicht mein tägliches Brod, und er, wenn er ein Leiden kennt, worin besteht es anders, als darin, daß er nicht tausend Zungen hat, um zu schmecken, nicht tausend Augen, um zu sehen, nicht tausend Ohren, um zu hören? Nein,

rief er zuletzt, und stampfte mit dem Fuße auf die Erde, ich will nicht länger der Narr des Schicksals seyn, und lieber gar nicht mehr, als elend leben.

Mitten in diesem ihm von der Verzweiflung dictirten Monologe kam ein Bedienter aus dem Pallaste auf ihn zu, und ergriff ihn ohne Umstände mit den Worten beym Arme: Freund, kommt mit mir; Herr Sindbad will ein Paar Worte mit euch sprechen.

Ein Paar Worte mit mir sprechen? Ein Paar hundert Stockschläge wird er mir geben lassen wollen, weil ich in seiner Nähe die Wahrheit ein wenig zu laut gedacht habe, sprach der Träger zu sich selbst, und bedeutete dem Bedienten, er könne seine Last unmöglich auf der Straße liegen lassen. Man wird darauf Acht geben, sagte dieser, obgleich ich kein Narr seyn möchte, bloß darum zu stehlen, um mich von dem Gestohlenen erdrücken zu lassen.

Mit Widerstreben folgte er also seinem ihn unsanft vor sich hertreibenden Führer in den Pallast, und gelangte in einen Saal, worin eine eben so zahlreiche als ansehnliche Gesellschaft an einer mit allen Seltenheiten des Erdbodens versehenen Tafel das Leben in der That auf einen ganz andern Fuß genoß, als es in der Regel den Lastträgern und selbst einer Menge anderer Leute von ungleich besserm Stande gestattet ist.

An der Oberstelle saß ein Mann von ernsthaftem Aussehen, der auch ohne seinen stattlichen Wuchs und seinen langen Bart Ehrfurcht eingeflößt haben würde. Die Menge und Geschäftigkeit der ihn umgebenden Bedienten und Aufwärter ließ sogleich errathen, daß er nicht bloß der vornehmste Gast, sondern der Herr des Hauses selbst sey.

Er winkte dem Träger, dessen Verwirrung durch den Anblick der auf's kostbarste gekleideten Gäste, so wie durch die Pracht des Saales und der Tafel noch höher stieg, zu sich, nöthigte ihn, an seiner Seite Platz zu nehmen, legte ihm eigenhändig zu essen vor, und füllte seinen Becher einmahl über das andere mit dem köstlichsten Weine, unter dessen Last der prächtige Schenktisch nicht weniger seufzte, als vor kurzem der Träger unter der seinigen.

Nach geendigter Mahlzeit fragte Sindbad seinen Gast, indem er ihn mit dem vertraulichen Ausdrucke der Araber, Bruder, anredete, nach seinem Nahmen und seiner Handthierung. Hindbad gab ihm Bescheid, und der Seemann, der, ehe er sich zu Tische setzte, die unmuthigen Reden des Trägers durch das Fenster vernommen hatte, fuhr fort: Ihr seyd hier gern gesehen, von mir sowohl, als von der übrigen Gesellschaft. Aber wolltet ihr nicht so gut seyn, das kleine Gespräch zu wiederhohlen, welches ihr vorhin auf der Straße mit euch selbst gehalten habt?

Ich murrte ein wenig, lieber Herr, über euer Glück und meinen Unstern, war die Antwort des Trägers. Aber, fuhr er fort, kann ein abgematteter Taglöhner beym Anblicke der Müßigen guter Laune bleiben, oder ein Armer, der Hunger und nichts zu essen hat, fröhlich seyn, wenn er Leute sieht, die zu essen und keinen Hunger haben? Indessen, ich hätte bedenken sollen, daß auch das Murren ein Vorrecht der Reichen ist, und ich bitte also, Herr Sindbad, seyd nicht böse darüber, daß ein Mensch, der nichts hat, einen Augenblick so unzufrieden war, als die Leute, die Alles haben.

Ich bin weit entfernt, über euch zu zürnen, erwiederte der Seemann, ob ihr gleich immer noch nicht in der besten Laune seyd. Aber ihr irrt euch sehr, mein Freund, wenn ihr euch einbildet, Ruhe und Bequemlichkeit wären von jeher mein Loos gewesen. Ich trug freylich keine Lasten, wie ihr, aber ich wette, ihr würdet, trotz eurer Armuth, für noch einmahl so viele Reichthümer, als ich besitze, danken, wenn ihr sie nur mit der Hälfte des Ungemachs, der Gefahren und der Mühseligkeiten erkaufen solltet, die ich für die meinigen erdulden mußte. In der That, meine Herren, sagte er, indem er seine Worte an die übrigen Gäste richtete, ihr werdet schon daraus abnehmen, daß mein Leben nicht ohne Stürme gewesen ist, wenn ich euch sage, daß ich nicht weniger als sieben Seereisen gemacht habe. Wer spricht nicht von seinen Reisen, und ich hoffe, die Erzählung der meinigen soll euch keine Langeweile machen, ob ich euch gleich voraus sagen muß, daß ihr nichts, als was mir wirklich begegnet ist, und also eine Reisebeschreibung, die so gut als keine ist, hören werdet.

Der wackere Seemann geboth jetzt seinen Leuten, den Pack des Trägers von der Straße nach dem Orte seiner Bestimmung zu schaffen, und begann sogleich seine Erzählung.

Erste Reise.

Ich besaß ein ansehnliches Vermögen kaum so viele Wochen, als mein Vater Jahre gebraucht hatte, es zu sammeln. Nichts wird leichter verschwendet, als eine Erbschaft, und wenige junge Leute haben die Wahrheit dieses Satzes so bündig bewiesen, als ich. So natürlich es aber ist, daß derjenige, der von drey Mahl hundert tausend Zechinen jeden Tag tausend durchbringt, noch ehe ein Jahr vorübergeht, keine mehr besitzt, so wenig

wollte mir dieser Erfolg einleuchten. Ich nahm es der ganzen Welt und dem Himmel selbst übel, daß — ich nicht klüger gewesen war, und hätte gern meinem Vater zugemuthet, von den Todten zurück zu kehren, um mir einen neuen Schatz zu sammeln. Indessen, meine Verzweiflung brachte mir keinen Heller ein, und ich setzte mich also meinen leeren Schränken gegenüber, um recht ernstlich über die wichtige Frage nachzusinnen, was ein junger Herr beginnen soll, der — nichts mehr hat. Die Frage hätte sich von selbst beantwortet, wenn das Geheimniß meiner Vermögenszerrüttung nur mir allein bekannt geblieben wäre. Aber leider schien die verdammte Wuchererzunft mir auf's genaueste nachgerechnet zu haben: denn ob ich ihnen gleich Leib und Seele verpfänden wollte, so weigerte sich doch einer so hartnäckig als der andere, einen Theil ihres überflüssigen Geldes einem Menschen anzuvertrauen, von dem sie wußten, daß Leib und Seele das einzige war, was er noch sein nennen konnte. Du mußt dich, dachte ich endlich, in die See stürzen, oder ... zur See gehen. Das letzte schien mir vor der Hand das Klügste. Zum Glück hatte ich, so lange es mir nicht an besserer Beschäftigung fehlte, mir nie Zeit genommen, alle meine Habseligkeiten kennen zu lernen. Ich durchsuchte also mein Haus vom Dache bis zum Keller, und diese Wanderung, die mir sehr sauer ward, setzte mich wieder in ziemlich erträgliche Umstände. Kurz, die Trümmer meines Vermögens verschafften mir ein kleines Kapital, das mir es möglich machte, mich nach Balsora zu begeben, und dort mit einigen Kaufleuten ein auf gemeinschaftliche Kosten ausgerüstetes Schiff zu besteigen.

Unser Weg ging nach Ostindien. Aus dem Persischen Meerbusen, dem zur Rechten die Küste des glücklichen Arabiens, und zur Linken die Küste von Persien liegt, und dessen größte Breite nach der gewöhnlichen Meinung 70 Lieuen beträgt, aus diesem Meerbusen, aus welchem wir absegelten, kommt man in das zur Rechten von den Küsten Abyssiniens begränzte Orientalische oder Indische Meer, und von diesem sind es noch 4500 Meilen bis zu der Insel Wakwak.

Ich wurde am Anfange der Reise ein wenig seekrank, aber nur kurze Zeit, und zum ersten und letzten Mahle.

Verschiedene Inseln, an welchen wir landeten, verschafften uns Gelegenheit, unsere Waaren mit beträchtlichem Gewinn theils zu verkaufen, theils umzutauschen.

Wir waren sehr mit unserm Glücke zufrieden. Aber leider sollte ich mich des meinigen nicht lange erfreuen. Es befiel uns eine kleine Windstille. Der Capitän ließ die Segel streichen, und ich fuhr mit einem Theile der Schiffsgesellschaft in einer Schaluppe nach einer nahe gelegenen Insel von mittelmäßigem Umfange, die fast mit dem Wasser gleich, und einer grünen Wiese ähnlich war.

Wir lagerten uns, aßen und tranken, und waren so lustig und guter Dinge, als die Seefahrer es gewöhnlich sind, wenn ihnen unverhofft das Glück zu Theil wird, nach einer langen Reise die liebe Erde wieder einmahl zu begrüßen.

Aber der Fleck, auf dem wir uns befanden, schien unserer bald müde zu seyn; denn ehe wir es uns versahen, spielte er die Rolle eines lebendigen Wesens, das sich durch unsern Besuch belästigt fand, und versetzte uns einen so unsanften Stoß, daß die meisten nur darum nicht zu Boden stürzten, weil sie sich schon vorhin selbst niedergelegt hatten.

Die Insel zitterte unaufhörlich, und wir alle mit ihr in die Wette. Aber unser Schrecken stieg auf's höchste, als man aus dem Schiffe uns zurief, wir sollten unverzüglich in die Schaluppe springen, weil wir, statt auf einer Insel, auf dem Rücken eines Wallfisches gelandet wären. Einige meiner Gefährten retteten sich auch wirklich in das Fahrzeug, und die übrigen sprangen in's Wasser, und schwammen glücklich an das Schiff. Nur ich hatte mich leider auf dem Rücken des Ungeheuers ein Paar hundert Schritte von der Gesellschaft entfernt, und mußte meinen Fürwitz theuer bezahlen; denn so schnell ich auch lief, so gelang es mir doch nicht, die Stelle, wo die Schaluppe sich befand, zu erreichen, und ehe ich noch die Hälfte des Weges zurück gelegt hatte, tauchte die Bestie unter, und ließ mir kaum Zeit, ein Stück Holz zu ergreifen, welches wir, um Feuer zu machen, vom Schiffe mitgebracht hatten.

(Der Beschluß folgt.)

Vernunft gegen Mode.

Da die Mode, Fischbeinleibchen oder Corsets mit Stäben von einer festen nicht sehr biegsamen Materie zu tragen, leider auch unter unsern Frauen sich zahlreiche Anhänger zu verschaffen gewußt hat, so dürfte es wohl nicht unzweckmäßig gefunden werden, wenn wir unsern biedern Landsmänninnen hier das mittheilen, was in den neuesten Blättern des Journal de Paris über diese Mode geäußert wird. Vielleicht macht es einen tiefern Eindruck als Alles was im Vaterlande darüber bereits gesagt worden ist. — „Dem häufigen Tragen von Fischbeinleibchen und Schnürbrüsten schreibt der berühmte Canova — ein Mann, der sich doch gewiß auf menschliche Schönheit verstehen muß, da er sie selbst so herrlich

zu bilden weiß — die in den Formen des weiblichen Körpers so sehr bemerkbare Entartung zu. Diese Bemerkung des großen italiänischen Bildhauers zeigt, wie seltsam oder wunderlich die Koketterie der Weiber ist, welche, um sich schöner geformt zu zeigen, als sie wirklich sind, ihren Wuchs geradezu entstellen. Man erinnert sich dabey an die Äußerungen des großen Naturforschers Büffon, welche gleichfalls zeigen, wie sehr die Frauen durch diese Mode, sowohl ihre Gesundheit als ihre Schönheit in Gefahr setzen. — „Ich habe bemerkt, sagt Büffon, daß die Art von Kürassen, welche man Mädchen in ihrer Jugend tragen läßt, Mißgestalten und innerliche Übel von der schrecklichsten Art erzeugen können. Man kann nicht genug wiederhohlen, was einer der scharfsichtigsten Anatomen darüber geäußert hat. Herr Winslow hat nähmlich bemerkt, daß bey mehreren Frauen und Mädchen von Stande die untern Rippen viel tiefer lägen und die knorpelichen Theile dieser Rippen viel mehr gebogen wären als bey den niedern Ständen; er glaubte, dieses könne nur dem Tragen der Schnürbrüste zugeschrieben werden, welche gewöhnlich unten sehr fest anschließen. Er zeigt durch gute Gründe, welche Nachtheile daraus entstehen müssen; das, durch den Druck auf die untern Rippen, und durch die gewaltsame Wölbung des Zwerchfells, erschwerte Athemhohlen stört den Blutumlauf, verursacht Schwindel, Herzklopfen, Lungenentzündungen u. s. f. Das heftige Pressen des Magens, der Leber und der Milz kann nicht minder gefährliche Nervenübel erzeugen. — „Allein diese innerlichen Übel sind nicht die einzigen, welche aus dem Gebrauche der Schnürbrüste entstehen; weit entfernt einen schlechten Wuchs zu verbessern, vermehren sie nur die Fehler desselben, und jeder vernünftige Hausvater sollte den Gebrauch jeder pressenden Bekleidung seiner Töchter auf immer aus seinem Hause verbannen, vorzüglich so lange sie noch nicht völlig erwachsen sind." — „Viele junge Frauen suchen den nachtheiligen Wirkungen der eigentlichen Schnürbrüste dadurch zu entgehen, daß sie sich der sogenannten Leibchen (Corsets) bedienen; allein wenn sie sich auch selbst dadurch täuschen, können sie doch die sie betrachtenden Augen nicht täuschen. Man darf nur diese Corsets an den Laden der Modehändler hängen sehen, und die langen fürchterlichen stählernen Platten, Buscs genannt, anfühlen, um die traurige Wirkung zu berechnen, welche sie auf die Gesundheit und Schönheit der Frauen haben müssen. Ihre gezwungene Haltung, ihr aufgedunsenes Wesen, ihr bläulicher Teint, ihr unregelmäßiges Athemhohlen, ihre rothen Arme und Hände, ja oft die aus allen ihren Gesichtszügen sprechende üble Laune, sind leider nur zu deutliche Anzeigen ihres leidenvollen Zustandes. Man rückte sonst immer den Französinnen den Mangel an Embonpoint und Frischheit vor, seit zehn bis zwölf Jahren hatten sie durch Ablegung der Schnürleiber diesem Mangel recht schön abgeholfen. Ist es daher nicht traurig, daß sie sich von neuen die ersten Bedingungen der Schönheit, durch eine unsinnige, nur von absurden und geldgierigen Künstlern erfundene Mode wollen rauben lassen? Und was haben unsere Kinder für traurige Aussichten, wenn sie wieder wie Mumien oder Drahtpuppen einher gehen sollen?"

Notizen.

Wien. — Sonntag den 1. Aprill gab der k. k. Französische Bothschafter, Graf Otto, ein glänzendes Fest, dem Se. kaiserl. Hoheiten die Erzherzoge, das diplomatische Corps, und der größte Theil des hohen Adels beywohnten. Bey der mit demselben verbundenen musicalischen Akademie wurde eine Cantate von dem fürstl. Esterhazyschen Kapellmeister, Hrn. Hummel, aufgeführt, in welcher einer unserer ersten musicalischen Dilettanten, der als Rechtsfreund, Lehrer und Schriftsteller rühmlichst bekannte Herr Dr. Ignatz Sonnleithner, die Stimme des Österreicher, Mlle. Fischer jene der Österreicherinn, Hr. Radicchi die des Franzosen, und Mlle. Ambros jene der Französinn sang. Auch spielte der junge 9jährige Sohn des Hrn. Schoberlechner, ein Schüler des Hrn. Hummel, mit vielem Beyfall ein Conzert auf dem Pianoforte. —

Urtheil des Auslandes über Rochus Pumpernickel.

Hamburg. — Endlich hat Herr Rochus Pumpernickel auch bey uns, und zwar zur gelegenen Fastnachtszeit, seinen Besuch abgestattet. Wir sind ihm mit ziemlich froher Laune entgegen gekommen, und werden ihn wahrscheinlich noch lange als lieben Gast hegen und pflegen. Wenn wir hingegen nicht so ausgelassen ob seinem Einzuge jauchzten, als unsere lachlustigen Landsleute an der Donau und Spree, so darf dieß den ehrlichen Pumpernickel weder befremden noch verdriessen. Das rein Komische ist Spiel der Fantasie, und nähert sich mithin um so mehr dem Ideale, das unserm Norden bisher eben nicht sehr zusagt. Indessen werden Volksspiele dieser Art auch bey uns nach und nach immer bessern Eingang finden, wenn die Bühnenvorsteher ihnen nur muthig einen Ehrenplatz neben den beliebten bürgerlichen Familien-Gewimmer einräumen. Der Verfasser des Pumpernickels hat das unläugbare Verdienst, uns mit dem ersten Deutschen Original-Liederspiel (Vaudeville) beschenkt zu haben, und wir wissen ihm recht vielen Dank dafür. Wäre Deutschland ein Land, und wären die Deutschen eine Nation, so müßte das Gefallen an diesen Erscheinungen allgemeiner seyn. Der Franzose bezeichnet seine Lieder mit irgend einer beliebten Arie, und die ganze Nation pfeift die Melodie. Bey uns hat jede Provinz ihre eigenen Volkslieder, die man in den andern kaum dem Nahmen nach kennt. Indessen sollten doch Theater-Directionen nicht unterlassen, in den Arien-Büchern die Weise zu bemerken, welche das Lied parodirt, denn schon das Bezeichnen der Parodie bezeichnet den Genuß.

Reinhold.



Der Sammler.

Samstag, den — 45. — 14. Aprill 1810.

Der Seefahrer.

(Beschluß.)

Ich machte mir selbst die Rechnung, daß ich würde ertrinken müssen. Aber ich wollte es wenigstens so spät als möglich thun, und kämpfte daher mit dem feuchten Elemente den Rest des Tages und die folgende Nacht. Aber mit dem einbrechenden Morgen fühlte ich alle meine Kräfte geschwunden, und es war daher hohe Zeit, daß eine Woge mich nahe genug an's Land schleuderte, um das Ufer zu ersteigen. Dieses war hoch und schroff. Aber meine Rettung lag einmahl im Plane des Schicksals, und es schien ausdrücklich zwischen diesen Klippen einige Baumwurzeln für mich erhalten zu haben, durch deren Hülfe ich das Ziel meines Strebens, die Fläche der vor mir liegenden Insel, glücklich erkletterte.

Ich kam, und sah, und schlief, oder vielmehr, ich streckte mich halbtodt auf die Erde, bis der wohlthätige Einfluß der höher steigenden Sonne meine Lebenskraft wieder in dem Grade erweckte, daß ich mich fortschleppen konnte, um eßbare Kräuter zu suchen. Meine Mühe war nicht vergebens, und mein gutes Glück führte mich zugleich an eine Quelle, deren köstliches Wasser für mich zu einem wahren Lebensbalsam wurde.

Ich war nun stark genug, meinen Stab weiter zu setzen, um mich auf der Insel umzusehen. Bald gelangte ich in eine reitzende Ebene, und sah in der Ferne ein Pferd weiden.

Das Pferd ließ mich die Nähe von Menschen hoffen und fürchten: denn leider ist es nicht immer Hülfe, die der Unglückliche von seinen Brüdern zu erwarten hat. Indessen näherte ich mich ihm, und sah, daß es eine Stute von seltener Schönheit war, die man an einen Pfahl gebunden hatte. Indem ich sie betrachtete, hörte ich die Stimme eines Menschen, der unter der Erde redete, und im Augenblicke stand dieser Mensch selbst vor mir. Er fragte mich, wer ich wäre? Ich sagte ihm, was er zu wissen brauchte, und wurde von ihm in eine Grotte geführt, in welcher sich noch mehrere Leute befanden, die sich über meine Gegenwart nicht genug wundern konnten.

Während ich einige Speisen, die sie mir vorsetzten, verzehrte, erzählten sie mir auf meine Frage, was für ein Gewerbe sie an einen Ort führe, der mir völlig unwirthbar zu seyn scheine, sie wären Stallbediente des diese Insel beherrschenden Königes Mihrage. Alle Jahre um diese Zeit würden sie hieher geschickt, um einige Stuten des Königs von einem dem Meere entsteigenden Seerosse belegen zu lassen. Dieses Roß, setzten sie hinzu, würde die Stuten jedes Mahl nach der Begattung auffressen, wenn wir nicht durch unser Geschrey es in's Meer zurück zu kehren nöthigten. Die auf diese Art erzeugten Pferde sind von vorzüglicher Güte, und werden Seepferde genannt. Morgen ist der Tag unserer Abreise, und ihr habt von Glück zu sagen, daß ihr uns noch hier getroffen habt, denn ohne einen Führer hättet ihr zuverlässig in dieser Wüste euer Grab gefunden.

Gleich nach diesem Gespräche bekam ich Gelegenheit, mich mit eigenen Augen zu überzeugen, daß ihre Erzählung von dem Seerosse nach allen Umständen mit der Wahrheit übereinstimme. Das Unthier wollte im Ernste seine Liebkosungen damit endigen, daß es den Gegenstand derselben in Stücke zerriß. Sobald es aber das Geschrey der Leute vernahm, rannte es wie im Fluge dem Ufer zu, und stürzte sich in die Fluthen.

Am andern Morgen traten die Stallbedienten mit ihren Stuten die Rückreise nach der Hauptstadt der Insel an, und ich leistete ihnen Gesellschaft.

Der König Mihrage empfing mich sehr gnädig, und schien vielen Antheil an meinem Unglück zu nehmen. Er befahl, für alle meine Bedürfnisse zu sorgen, und dieser Befehl fand, was nicht immer das Schicksal königlicher Freygebigkeit ist, willige und pünctliche Vollstrecker.

Als Kaufmann besuchte ich alle, die in der Stadt zu meiner Zunft gehörten, zum täglichen Geschäfte aber machte ich mir's, nach dem Hafen, in welchem beynahe stündlich Schiffe aus allen Weltgegenden einlaufen, zu gehen, theils um Nachrichten von Bagdad zu erhalten, theils um eine Gelegenheit zur Heimreise zu erfragen. Auch aus dem Umgange mit den Indischen Gelehrten suchte ich Vortheile zu ziehen: denn ich hielt nicht, wie tausend andere meines Standes, das Einmahleins für das Ziel alles menschlichen Wissens. Die Aufwartung bey dem Könige war endlich eine Pflicht, die ich mit desto größerm Vergnügen erfüllte, je herablassender dieser Monarch selbst war, und je angenehmer ich zugleich die Gespräche der Statthalter und der kleinen zinsbaren Fürsten, die seine Person umgaben, fand. Ich belehrte sie über unsere vaterländischen Sitten und Gebräuche, und sie mich über die ihrigen.

Eine kleine Reise machte ich nach der unter der Herrschaft des Königes Mihrage stehenden Insel, die den Nahmen Kassel führt, denn ich wollte doch die Gelegenheit nicht versäumen, den Teufel die Pauke schlagen zu hören, welches er dort regelmäßig jede Nacht zu thun pflegt. Auf dieser Insel sah ich Fische von 100 bis 200 Ellen lang, die aber mehr furchtsam, als furchtbar waren, denn man brauchte bloß mit der Hand auf ein Bret zu schlagen, um sie zur Flucht zu nöthigen. Merkwürdiger schien mir eine andere Gattung, die nicht über eine Elle lang war, aber Eulenköpfe hatte.

Nicht lange nach meiner Zurückkunft sah ich die Waaren eines so eben in den Hafen eingelaufenen Schiffes ausladen, und meine Freude war so groß, als mein Erstaunen, als ich auf einigen Ballen meinen Nahmen erblickte, und mich sogleich überzeugte, daß es die nähmlichen waren, die ich in Balsora eingeschifft hatte.

Ich näherte mich dem Capitän, den ich ebenfalls wieder erkannte, und fragte, ob er nichts von dem Kaufmanne wisse, dem diese Ballen gehörten.

Der hat aufgehört zu handeln, war seine Antwort. Er ließ es sich, fuhr er fort, während unserer Reise einfallen, in Gesellschaft einiger andern Schiffsgenossen an's Land zu steigen. Aber es ist eine schlimme Sache, wenn man Wallfische für Inseln ansieht. Der, welchem unsere Reisenden diese Ehre erzeigten, war eingeschlafen. Sie zündeten ein tüchtiges Feuer auf seinem Rücken an, um ihr Mittagessen zu kochen, und sobald die Wärme ihn aufweckte, schüttelte er sich, tauchte unter, und der arme Sindbad hatte das Unglück, zu ertrinken. Seine Waaren denke ich hier zu verkaufen, und das Geld seinen Verwandten in Bagdad zuzustellen.

Ihr seyd ein ehrlicher Mann, erwiederte ich. Aber ihr könnt euch die Mühe, Sindbads Waaren zu verkaufen, ersparen, denn er selbst steht hier vor euch.

Ein Gauner mag vor mir stehen, versetzte der Capitän, aber nicht Sindbad, der ehrliche Seemann. Ihr werdet freylich nicht ersaufen; denn euer Tod scheint euch in einem andern Elemente, als dem Wasser, bestimmt zu seyn. Aber er ist vor meinen Augen ertrunken, und darum macht euch keine Hoffnung, mir eine Nase zu drehen.

Ist's möglich, rief ich aus, daß ihr mich nicht mehr kennt? Der Wallfisch entledigte sich meiner freylich auf eine Art, die mich dem Ertrinken nahe brachte. Aber habt ihr nie gehört, daß Leute, die in's Wasser fielen, gerettet wurden? Ich erzählte ihm hierauf meine Geschichte, und sein Mißtrauen fing an zu wanken. Aber schwerlich würde er mich für den wahren Sindbad erkannt haben, wenn nicht einige Leute von seinem Schiffe, die sich meine Gestalt tiefer als er eingeprägt hatten, dazu gekommen wären, und mir ihre Freude bezeigt hätten, den todtgeglaubten Sindbad, den sie nur ein wenig abgezehrt, und von der Sonne etwas braun gefärbt fanden, wieder zu sehen.

Da er jetzt nicht länger zweifeln konnte, so bath er mich um Verzeihung, daß er mir das Recht, ich selbst zu seyn, streitig gemacht hätte. Ich beleidigte euch, sagte er, aus Eifer für das Beste der Eurigen, und dieser Umstand wird hoffentlich meine Schuld in euern Augen mindern.

Ich umarmte den wackern Seemann mit allen Zeichen der Erkenntlichkeit, und bath ihn, sich ein Geschenk von meinen Waaren auszulesen. Aber er schlug alles, was ich ihm anboth, mit einer Beharrlichkeit aus, die mich, so sehr ich sie auch bewunderte, doch nicht wenig kränkte.

Da ich jetzt auf demselben Schiffe, auf welchem ich meine Reise angetreten hatte, sie endigen konnte, so beurlaubte ich mich von dem Könige, der einige Seltenheiten gegen andere, nicht weniger kostbare Geschenke von mir annahm.

Meine Waaren vertauschte ich gegen einheimische, und kam mit einer Ladung von Aloe und Sandelholz, von Campfer, Muskat, Gewürznelken, Pfeffer und Ingber, ohne ein weiteres Abenteuer in Balsora an, wo mich die Begierde, meine geliebte Vaterstadt wieder zu sehen, nicht länger verweilen ließ, als meine Handelsgeschäfte es erforderten.

Ich schweige von dem Entzücken, mit welchem die Meinigen mich aufnahmen, und sage euch nur noch, daß ich, als ein Mann, der über unermeßliche Reichthümer zu gebiethen hatte, mein Leben von nun an zwischen Ruhe und Vergnügen zu theilen beschloß. Ich kaufte alles, was nöthig war, um dieses Vorhaben auszuführen, Sclaven und Sclavinnen, Palläste und Ländereyen, und war wirklich eine Zeit lang nicht nur der reichste, sondern auch der glücklichste und zufriedenste Sterbliche, wenn nicht auf dem Erdboden, doch in Bagdad.

Mit diesen Worten schloß der edle Seefahrer für jetzt seine Erzählung, und befahl, daß die Musik, die bisher geschwiegen hatte, wieder beginnen sollte. Man zechte bis zum Abende, und der entzückte Lastträger wurde mit einem Beutel von 100 Zechinen, und der Einladung, sich morgen wieder einzufinden, um die fernern Abenteuer seines Wirthes zu vernehmen, entlassen.

Man kann denken, daß er nicht wegblieb. Er kleidete sich seinen verbesserten Umständen gemäß, und wurde von dem großmüthigen Seefahrer mit treuherziger Höflichkeit empfangen. Auch die übrige Gesellschaft hatte sich wieder eingestellt, und das Ende der Mahlzeit war der Anfang der fortgesetzten Erzählung des Wirthes.

Der Liebling und der Edelstein.

Lieb Hänschen saß auf Lina's Hand,
Ein Vöglein zart und treu.
Ihm war ihr Herzchen zugewandt,
Er hatte gar zu viel Verstand,
Und war so schön dabey.

Sie kos't mit ihm in süßer Lust,
Er zupft den Busenflor,
Und hüpft, des Vorrechts sich bewußt,
Auf seiner Huldinn Schwanenbrust,
Und zwitschert stolz empor.

Jedoch den Wonnethron verschließt
Ein glänzend Kleinod ihm.
Kein Wunder, daß es ihn verdrießt,
Mit weitgespreitzten Flügeln schießt
Er hin, voll Ungestüm.

Er pickt und scherzt und scherzt und pickt;
Für Lina welche Lust!
Doch bald erblaßt sie. — Losgezwickt
Hat er ein Steinchen, und erstickt
Nun, ach! auf Lina's Brust.

Laut schreyt sie auf, sie zittert, weint,
Verzweiflung faßt ihr Herz.
Nichts wird gespart, was heilsam scheint,
Umsonst! — Ach! Hänschen, dir vereint
Den Engel bald der Schmerz.

„Was böth' ich für dein Leben nicht,
Du süßer Vogel, dar!
Wer rettet ihn ... sein Auge bricht"...
Und dunkel wird's, indem sie's spricht,
Vor ihrem Augenpaar.

Erwache Lina! sieh, dein Schmerz
Erweicht der Götter Huld;
Dein Liebling lebt! — Sie drückt an's Herz
Den süßen Kleinen, und sein Scherz
Vergilt ihr seine Schuld.

Doch weg war nun der edle Stein,
Des Busens Schmuck verletzt.
Lang kämpften Lieb' und Geitz — allein
Nur Hänschens Tod gewährt den Stein,
Und — er ward eingesetzt.

R b.

Anecdoten und Miscellen zur Geschichte des Luxus älterer und neuerer Zeiten.

Die gewöhnliche Nachthaube der Herzoginn von Devonshire kostete im Jahre 1788 zehn Guineen; die Nachtkleidung der Herzoginn von Rutland hundert Guineen.

Der Oberst L. war in 17 Monathen allein 119 Pf. dem Hutmacher für Hüte schuldig.

Der Prinz von Wallis kaufte damahls ein Reitpferd für 1700 Guineen, und aus der Auction des verstorbenen Herzogs von Cumberland eine Stute, Dido genannt, für 1200 Guineen. Als dieser Prinz im J. 1792, um sich einzuschränken, viel verkaufte, waren auch Pferde dabey, von welchen jedes mit 700 Guineen bezahlt wurde.

Im September 1793 kaufte Lord Darlington ein Pferd, der Comet genannt, das sich an mehreren Rennorten berühmt gemacht hatte, für 1200 Guineen. Was doch noch immer wenig ist gegen Alexanders,

des Welteroberers Pferd, Bucephalus, welches 13 Talente, d. i. 9750 Rthlr. gekostet haben soll.

Wenn die Opernsängerinn Zamperini in Lissabon auf die Bühne trat, war sie gewöhnlich mit einem Diamantenschmuck von 34,000 (?) Pfund Sterling an Werthe behangen.

Im 17. Jahrhunderte trugen die Damen kostbare und reichgefaßte Spiegel an ihren Leibbinden auf den Bäuchen, deren Werth oft sehr groß war. Der Luxus dieser Mode war so groß, daß die Prediger sogar auf den Kanzeln darüber laut wurden.

Lollia Paulina, die Geliebte des Cajus Princeps, glänzte bey einem mäßigen Hochzeitsschmause in einem Schmuck von Perlen und Smaragden, deren Werth 400,000,000 Sestertien (nach unserm Gelde 1,250,000 Rthlr.) betrug.

Die herrliche Königinn Cleopatra von Ägypten verschlang bey einem Gastmahle eine Perle, deren Werth nach unserm Gelde 312,500 Rthlr. geschätzt wurde.

Ein Gericht von Perlen gab bey einem Schmause Clodius, der Sohn des Schauspielers Äsopus, und jeder seiner Gäste bekam eine Perle, deren Geschmack vortrefflich gefunden wurde, zu verzehren. Das that der Sohn, der Vater aber selbst (gewiß der reichste Schauspieler, den die Welt gekannt hat) gab bey einem Gastmahle eine Schüssel, die allein 2100 Rthlr. kostete. Darin lagen lauter Vögel, die theils singen, theils die menschliche Sprache nachahmen konnten, von denen jeder beym Einkauf mit 180 Rthlr. bezahlt worden war. Der ganze Reitz, der ihm dieß zu thun vermocht, daß er mit diesen Vögeln die Kunst, Menschen nachzuahmen, gleichsam einessen wollte. Zu unsern Zeiten würde bey dergleichen Schauspieler-Appetit ein wohlfeiler Soufleur die Schüssel weit besser füllen.

Im Jahr 1680 schickte der König von Spanien seiner Gemahlinn, dieselbe mit etwas Sonderbaren angenehm zu erfreuen, einen sonderbaren Salat, der aus lauter Edelsteinen bestand. Die Topasen bedeuteten das Öhl, die Rubinen den Essig, Perlen und Diamanten das Salz, die Smaragden den grünen Salat.

Der Kaiser Vitellius ließ eine Schüssel machen, welche eine Million Sestertien kostete, zu deren Verfertigung auf freyem Felde ein eigener Ofen gebaut wurde. Dieses Ungeheuer von Schüssel wurde Clypeum Minervae genannt, und als sie beym Gastmahle aufgesetzt werden mußte, war sie mit Lebern vom Fische Skarus gefüllt.

Seines ungeheuern Aufwandes und des höchsten Luxus in seinen Vergnügen wegen, war der bekannte Russische Fürst Potemkin allgemein bekannt; der Aufwand, welchen er machte, war ungeheuer. Fünf Monathe, die er im J. 1795 zu Petersburg verlebte, kosteten ihm 1,200,000 Rubel. Sein gewöhnlicher Tafelaufwand war täglich 800 Rubel. Seine Leibsuppe allein kostete jedes Mahl 300 Rubel. Als er einst der Kaiserinn von Rußland ein Fest gab, lagen zu einer Jahrszeit, in welcher daran gar nicht gedacht werden konnte, Kirschen, deren jede ihm 5 Rubel kostete.

Notitzen.

Wien, den 12. Apr. — Die musicalische Welt ist mit einer eben so wichtigen als angenehmen Erscheinung erfreut worden. Noch auf Befehl weil. Ihrer Majestät, der letztverstorbenen Kaiserinn, Maria Theresia, hat der k. k. Vice-Hof-Kapellmeister Eybler, welcher schon lange mit Recht einen der ehrenvollsten Posten unter den Tonsetzern unserer Zeit behauptet, ein Oratorium, von der Poesie des k. k. Hof-Theater-Secretärs, von Sonnleithner, unter dem Titel: Die vier letzten Dinge, in Musik gesetzt, welches Werk nunmehr vollendet, und verflossenen Dinstag den 10. d. M. Abends bey Hofe, in dem prächtig erleuchteten neuen Prachtsaale, in Gegenwart Sr. Maj. des Kaisers und Königs, der durchlauchtigsten höchsten Herrschaften, und des dazu geladenen inländischen Appartementmäßigen Adels, zum ersten Mahle, unter der Direction des Autors, aufgeführt wurde. Die drey Hauptsing-Parte wurden von Mlle. Milder, und den beyden k. k. Hofkapellsängern, Hrn. Weinmüller und Hrn. Simoni, mit all der Vollkommenheit gegeben, die man von Virtuosen ihres Ranges erwarten darf. Das Orchester und die Chöre ließen nichts zu wünschen übrig.

Schönheit des Gesanges, Besitz der Instrumentirung, Kraft und Würde des Ganzen, krönen dieses große Werk mit bleibendem Ruhme; zugleich hat der Compositor die schwere Aufgabe, einen Text, der kaum sieben Octav-Blätter einnimmt, auf die Dauer eines ganzen Abends auszudehnen, ohne schleppend oder ermüdend zu werden, dadurch glücklich gelöst, daß er die — durch die Ausdehnung unvermeidlich gewordene, sonst unangenehme, oftmahlige Wiederhohlung mancher Textstellen durch immer neue und interessante Wendungen der schon ausgeführten Sätze trefflich zu verbergen wußte. Von unbeschreiblicher Wirkung ist der Doppel-Chor, mit dem die zweyte Abtheilung schließt, und das Halleluja am Ende des dritten Theils ist ein neuer Beweis, wie sehr Hr. Eybler Meister im fugirten Satze ist.

Der Text ist ganz für die musicalische Behandlung berechnet, die Versification angenehm und melodisch, und die schrecklichen Bilder, welche der Stoff darbiethet, und die manchen Dichter leicht zum Grellen und Gräßlichen hätten verleiten können, sind mit all der Mäßigung und Zartheit behandelt, welche erforderlich ist, wenn ihr musicalischer Vortrag auf die Gemüther der Zuhörer nicht eine zerstörende Wirkung hervorbringen soll.

Das ganze Werk ist ein ruhmvolles Denkmahl des Deutschen Genius, und wird der Nachwelt noch eben so viel Interesse gewähren, als Ehre und Vergnügen der Mitwelt.

Sonntag und Montag wird die musicalische Witwen-Gesellschaft dieses Werk zum Besten ihrer Witwen und Waisen, im k. k. Hof-Theater nächst der Burg, aufführen. M.



Der Sammler

Dinstag, den — 46. — 17. April 1810.

Über Moden und Klima.

Geschrieben im April.

Wie sie sich jetzt auf das trefflichste umwandelt die Erde! Wie sich ihr Mondenwechsel, ihr periodisches Umtauschen der äußern Hülle so schön und vielversprechend anhebt! Verschwunden ist das Eisgewand, worunter alles Lebende erstarrt lag, selbst der Schnee des Gebirges erhält schon ein lockeres Ansehen; reichlicher rinnt er, in Tropfen aufgelöset, längs dem Abhange hin, und schwellt die so eben aufgethaueten Bäche.

Furchtsam durchbricht der geweckte Pflanzenkeim seinen kalten Kerker; mit jungfräulichem schwachen Grün treten sie hervor die zarten Samenblätter, bilden eine zweyseitige Decke über das noch halb erfrorne Land, und saugen aus der jetzt mildern Atmosphäre frische Lebenskraft zur weitern Entwickelung.

Die hoch geschwollene Knospe zeigt berstend die nahe Umschaffung des weitgespreitzten, todten Baumskelets in einen grünen, belebten, saftvollen Körper.

Der Bär öffnet die langverschlossene Winterzelle, die Haselmaus, das Murmelthier und der Frosch, von ihrer Erstarrung gleichsam aufgethauet, freuen sich ihres neuen Lebens, die zum klingenden Eise gefrorene Nymphe (Puppe) bricht aus ihrem Sarge in durchaus neuer Gestalt hervor, und feyert, im Goldglanze und allen Nüancen des Regenbogens, ihre Auferstehung in den Armen der Geliebten.

Die Luft, vor kurzem nur die Heimath des heulenden Sturms, rauscht jetzt vom Schlage des zur Heimath wiederkehrenden vielartigen Zugvogels, und ertönt von den Gesängen des mächtig zur Liebe geweckten Gefieders.

Quadrupeden und Vögel ziehen ein neues Gewand an, und selbst die Bewohner des Meeres fühlen die Metamorphose der Atmosphäre. In unermeßlichen Zügen drängen sie sich in die Flüsse hinauf, um für ihre Nachkommenschaft zu sorgen, und bezahlen ihren heftigen Trieb mit dem Tode von Millionen der Ihrigen.

So nimmt Erde, Wasser und Luft eine neue Gestalt an; die ganze Natur steht in neuem jugendlichen Feyerkleide, denn so befiehlt es ihr mächtiger Vormund, die Sonne. Seht, wie sie der Erde des Frühlings, des Sommers, des Herbstes und des Winters gebiethet, ein neues Gewand anzulegen.

Der Thierkreis ist das große Zifferblatt dieser Modenuhr! Kaum steht der glänzende Zeiger auf dem Mistram *), so nimmt die glückliche Metamorphose ihren Anfang. Nun tanzen die Horen durch diesen ewigen Zirkel ununterbrochen fort, und bey jedem ihrer Schritte in den ungeheuern Reigen wechseln sie das Gewand.

Mode, als Veränderung der äußern Hülle und Gestalt angesehen, ist hier nicht willkürlich; sie ist Befehl des Himmels; das vom mächtigen Tageslichte erzeugte

*) Dem ersten Stern des Widders.

Klima gebiethet sie der ganzen sublunarischen Natur, warum nicht auch dem Menschen?

Voran steht folgende Bemerkung hier wohl nicht überflüßig.

Den Menschen übersäete die Natur nur mit einzelnen, dünnen, kurzen, oft kaum sichtbaren Haaren. An den meisten Theilen des Körpers sind sie fast unbemerkbar, an einigen, z. B. der innern Hand und Fußfläche, finden sie sich gar nicht, und nur den Kopf ausgenommen, sind sehr wenige Theile ansehnlich beschattet.

Ausnahmen hievon machen freylich einige Individuen unter uns, gewöhnlich starke Menschen; oder einzelne Menschenracen, wie die behaarten Kurilen und die Bewohner vom Innern von Sumatra und den Maldiven; oder endlich wirkliche Mißgeburten unter den Europäern, z. B. das Mädchen mit Rehhaaren, und ein anderes völlig rauhes Mädchen (selbst das Gesicht nicht ausgenommen). Diese Seltenheiten berechtigen indeß nicht, den Menschen zu den wirklich behaarten Thierarten zu zählen, bey letztern ist nähmlich die Haut vor den Haaren nicht sichtbar, nicht zu erkennen.

Bekleidet nun die Natur das Thier je nach dem Klima oder der Jahrszeit, bald stärker, bald schwächer, so theilte sie dem Menschen dagegen nicht sofort die ihm für jedes Klima passende Hülle mit; sie überließ es seiner Vernunft und seinen Gefühlen, diese je nach seinen Bedürfnissen zu schaffen; und das Klima gab ihm nachdrückliche Winke, was er hinzuzusetzen, was er hinwegzulassen habe.

Durch die Natur selbst sind also die Mode und das Klima mit einander innigst verbunden; der Mensch nutzte aber bald als fühlendes, vernünftiges, aber auch selbstiges Wesen diese nothwendigen Umwandlungen, um seiner Eitelkeit, seiner Putzliebe und seinem Stolze zu fröhnen. Indeß steckte die Natur ihm auch dafür die Gränzlinien ab, die er hiebey nicht ungestraft überschreiten darf; und die Mehrheit der Völker, sogar der rohesten, blieb stets innerhalb dieser Termen.

Laßt uns sie nur überlaufen die Erde vom Pol bis zum Äquator, von den nicht aufthauenden bis zum niemahls gefrierenden Boden, welch ein wundervoller Schauplatz der Kleidungen und Moden!

Indeß ragen sie dennoch stets hervor, diese antiken Gränzlinien von der Sonne selbst eingegraben. In jenen grausen Regionen, wo die Pflanze es kaum wagt, über den Boden hinaus zu sehen, wo selbst die wenigen Quadrupeden, der Fuchs, der Bär, das Rennthier, so wie das Gefieder, das Haselhuhn und die Eidergans u. a. in dicken weichen Pelz und Pflaum gehüllt, mühsam ihr Leben fristen, wo acht Monathe hindurch fast alles Gewässer vom Hufe des starkbekleideten Elenthiers wiederhallt, wo die ganze Natur auf lange Zeit des erquickenden Strahls beraubt, verwaiset da liegt, in dieser schaudervollen Region, wie erscheint da der Mensch?

Der Ostiake, Samojede, Tschuktschis, Eskimoh, Grönländer und Lappe, sind sie nicht alle mit einander vom Kopf bis zur Ferse auf das künstlichste dicht behaart? Allen diesen Völkern liegt der Thierpelz zunächst der Haut. Der idioelectrische Körper hält die menschliche Wärme genauer zusammen, ja wenn auch unsere Leinwand dort gewöhnlich würde, das Klima lehrte bald, sie höchstens zu einer der obern Schichten der Kleidung zu benutzen, nie würde sie, wie bey uns, die unterste ausmachen.

Wiederum unterscheidet die Kleidung bey diesen Polarmenschen die Geschlechter fast gar nicht. Der Mann und die Frau, der Jüngling und das Mädchen wandeln in gleichförmiger, oft dreyfach über einander liegender Kleidung einher. Die langen warmen Pelzstrümpfe und Beinkleider sind hier kein Abzeichen des männlichen Geschlechts, denn die knapp anliegende wärmende Thierhaut hält die Ausdünstungen des Menschen dicht beysammen, und widersteht dem Eindringen der kalten Atmosphäre weit stärker, als der weite, abstehende Weiberrock, der der Luft so viel Spielraum darbiethet.

Für unbärtige Männer sähe hier der Fremde das Frauenzimmer an, wenn nicht ein genauerer Blick bald den unwiderstehlichen weiblichen Universaltrieb zum Putz, und hierdurch das Geschlecht selbst manifestirte.

Jener einfach geschnittene Pelz der benannten rohen Völker bezeichnet das Weib durch zierlich von Thiersehnen gestickte Näthe, durch Bebrämungen von feineren Pelterien, z. B. weißen Füchsen, Zobeln, Mardern, durch Einfassung des untern Randes mit Streifen von hochfarbigem Tuche, oder gar mit Glaskorallen und metallenem Klimperwerk.

Der kurze, aber heiße Sommer in so hohen Breiten löset auf einige Wochen diese dickhaarigen Gewänder. Statt der genau anliegenden Pelze wählt der Polarmensch Fischhäute und unbehaartes Lederwerk; dennoch wagt er es nicht, gänzlich den obern Pelzrock bey Seite zu legen.

Diese Tracht dauert zwar fort bey den südlicher liegenden Sibiriern, Tartarn und Russen, allein der Mensch erscheint hier nicht mehr wie völlig eingenähet, vom Kopf bis zur Ferse, in Rauchwerk. Nur die neue Welt macht

hiebey eine Ausnahme. Labrador und die südlichsten Theile der Hudsonsbay treten bis zu dem 50. Breitengrade hinab. Sie sind mithin unter ein und demselben Himmelsstriche mit einem großen Theile von Deutschland und ganz Großbrittanien, dennoch ist der Eskimoh im südlichen Labrador gerade so bepelzt, als der am Eismeere. Und warum? Das Klima gebiethet es. Amerika, im Ganzen kälter als die alte Welt (dieß beweisen das Thermometer, das spätere Aufthauen der Gewässer, das Zurückbleiben des Pflanzenreichs, und der Mangel an Negern), fühlt unter dem Erdstriche unseres milderen Deutschlands noch die herbe Kälte der Polarländer.

Geht man tiefer zum milderen Himmel der alten Welt hinab, dann lüftet sich die Kleidung, und wenn der Perser und der Türke sich, seinem Klima zum Hohne, in Sibiriens Zobel zeiget, so ist dieß Prachtliebe, willkürliches Hintansetzen der Vortheile des Klima's.

Auch der südlichere Europäer bedarf kaum jener nordischen Producte; aber sein jetzt verweichter Körper, und noch mehr seine unbeschränkbare Eitelkeit verlangt kostbare Pelze, Müffe und Fußsäcke.

Rühmlichst macht nur England eine Ausnahme. Auch dießmahl begünstigte die Natur dieses herrliche Land. Durch seine Insularbildung gab sie ihm einen wärmeren Himmel, als dem mit ihm unter gleichen Breiten gelegenen Continente, und so ward das Land der echten Freyheit auch hier physisch freyer, weniger vom Klima eingezwängt. Es sollte alle Vortheile, die ganze Kraft eines gemäßigt kalten Klima's, und dadurch die ganze Stärke erhalten zur Ausdauer in großen, Thätigkeit erfordernden, auf Nutzen und Wohl der Menschheit abzweckenden Unternehmungen; es sollte die ganze Abwechselung der Reichthümer, die die Natur darin in allen Jahreszeiten hervorgehen läßt, genießen, ohne jene widrige, die Ausdünstungen zusammenhaltende Hülle des Pelzwerks zu bedürfen. Englands Bewohner sieht man daher fast niemahls, weder aus Bedürfniß, noch aus Prunkliebe, mitten im Froste mit Sibiriens Pelterien vermummt, prangen, selbst das andere Geschlecht verschmähet Zobel und Hermelin, und wenn gleich Britanniens allumfassender Handel mehrere Millionen durch den Biber, den Fuchs, den Bär und die treffliche Meerotter von Canada und Nordwest-Amerika in Umlauf setzt, ja sogar selbst dem pelzreichen Rußlande zuführt, so begnügt sich der kernigte, ernsthafte Britte nur mit der, durch seine Industrie so unschätzbar gewordenen, in die trefflichsten Tucharten verwandelten Wolle.

Wenn aber auch der reiche Muselmann mit den kostbaren Producten des Nordens prunkt, so bestimmt ihm indeß das Klima bereits die Form seiner Bedeckung.

Weit um die Glieder fließt das Gewand im wärmern Asien; ungehindert strömt die Luft dadurch hin; die offene freye Brust ist nicht mehr von dichten Binden eingezwängt, und selbst die Bedeckung des Schenkels und des Beins faßt in dem weiten Cylinder von dünnem Zeuge einen ansehnlichen Raum zur größern Kühlung.

Auch den Chinesen schnitt wohl das Klima den flatternden Schlafrock mit den ungeheuern Ärmeln zu. Sogar alle Theile der Kleidung des arbeitenden Landmanns, wenn gleich kürzer, sind dennoch weit, und seinen Kopf schützt oft nur ein leichter flacher Strohhut gegen den brennenden Strahl des Sommers.

Wie abstechend von uns ist aber die Tracht des Morgenländers, ja selbst mehrerer nördlichen Nationen Asiens, z. B. vieler Tartarn! Kaum unterscheidet ein fremdes Auge das Weib von dem Manne, und selbst das bartlose Kinn und die feinere Gesichtsbildung lassen oftmahls nur einen unmündigen Jüngling vermuthen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Perlen und die Thränen.

Die Perlen.

Kühn aus des Meeres Schooß in unergründlichen Tiefen
Seiner Schönheit zum Schmuck raubt uns der wagende Mensch,
Und wir folgen ihm gern, und schimmern im glänzenden Haare
Oder auf blühender Brust, die uns an Weiße beschämt.
Aber, des Undankbaren! weil wir das Lieblichst' ihm schmücken,
Weiht er dem Traurigsten uns, Thränen bedeuten wir ihm.

Die Thränen.

Wie? es ehret euch nicht, daß uns der Mensch euch gesellet?
Dienen wir denn nur dem Schmerz, nicht auch der süßesten Lust?
Wann ihm das Wonnegefühl der heiligen Rührung den Busen
Sanft durchzittert, und todt scheint ihm das lebende Wort,
O! dann treten wir leis hervor im glänzenden Auge,
Und er schätzet uns wohl höher als Perlen und Gold,
Selbst der erstarrende Gram er löset sich sanfter vom Herzen,
Wann der balsamische Thau lindernder Thränen es kühlt.
Darum, ihr Perlen, nicht schämet fortan euch unsrer Vereinung.
Schmückt ihr das Köstlichste ihm, lebt ihm das Heiligst' in uns.

K. L. Methus. Müller.

Gemählde eines Unhöflichen, nebst dem Geständnisse eines Franzosen.

(Nach Vigée.)

Die Gesellschaft ist eine Art von Maskenball, jeder mag sich kleiden nach Gefallen; aber man ist überein gekommen, daß jeder dieselbe Larve tragen soll, nähmlich die der Höflichkeit. — Was ist die Höflichkeit? —

So sprechen und handeln, daß die Eigenliebe eines jeden befriedigt, wenigstens nicht beleidigt wird; offen und zuvorkommend gegen seines Gleichen, weder zu demüthig noch zu vertraut gegen seine Obern seyn, die Untergebenen nicht zu entfernt halten, in allen Dingen den Wohlstand beobachten, das ist höflich.

Die Höflichkeit ist ein Firniß, der guten Eigenschaften noch mehr Glanz verleiht; die Fehler verschleyert sie; ja den Schein aller Tugenden leiht sie dem, der vielleicht nicht eine einzige besitzt. Die Verschiedenheit der Sitten und Gebräuche gibt auch der Höflichkeit unter verschiedenen Völkern eine andere Gestalt; doch überall und in jeder Gestalt wird sie hoch geachtet, und nirgend ist es erlaubt, grob zu seyn. Einem Manne von außerordentlichen Verdiensten wird Unhöflichkeit allenfalls verziehen, oder man meidet ihn. Am unerträglichsten sind die Menschen, welche krochen, so lange sie nichts waren und nichts hatten, nun aber durch Reichthum übermüthig werden, und vergessen, daß man den Neid nur durch Höflichkeit entwaffnet. — Zu diesen Bemerkungen fügt der Verfasser folgendes Gemählde eines Unhöflichen.

Cliton tritt in den Saal, die Gesellschaft ist zahlreich, er scheint niemanden zu bemerken, oder er redet ganz vertraulich Leute an, die er gar nicht kennt, zerreißt im Vorbeygehen einer Dame das Kleid, oder tritt dem, der mit ihr spricht, auf den Fuß, ohne irgend eine Entschuldigung zu machen; er wirft sich auf einen Sessel, streckt sich aus, und kehrt sich hin und her, als ob er in seinem Bette läge. Dann erhebt er die Stimme, unterbricht das Gespräch, führt es ganz allein fort, schwatzt, gähnt, schläft, während man vorliest oder Musik macht, nießt ganz entsetzlich, spuckt auf die parketirte Diele, schneuzt sich die Nase, daß die Fenster zittern, präsentirt seine Dose der ganzen Welt, greift ohne Umstände in jede fremde Dose, schnupfet und bestreut seine Nachbarn mit Tabak. Sieht er zwey Personen in einer Fensterblende leise mit einander sprechen, so geht er hin und hört zu, oder fragt auch wohl, wovon sie reden? Wird der Frau vom Hause gemeldet, daß das Essen aufgetragen ist, so bleibt er uneingeladen, setzt sich bey Tische neben die Wirthinn, fällt über die besten Schüsseln her, findet manche nicht nach seinem Geschmacke; hört, daß man über einen witzigen Einfall lacht, und erklärt, er habe ihn schon lange gewußt; erzählt hingegen die unbedeutendsten Dinge von seiner werthen Person, widerspricht Allen, weiß Alles besser, steht endlich auf und spült sich den Mund aus, ohne sich umzudrehen, läßt seine Uhr repetiren, sagt, daß es Zeit sey zu gehen, bleibt aber noch immer, wenn die übrigen Gäste schon alle fort sind.

Die Französische Nation, so schließt Vigée, stand lange Zeit in dem Rufe, die höflichste auf der Welt zu seyn. Frankreich war für alle Fremde eine Schule der Höflichkeit geworden. Diese Schule ist unglücklicherweise seit zehn Jahren verschlossen, es scheint, daß man sie wieder öffnen wolle; allein sie hat ihre alten Professoren größten Theils verloren, und die jetzige Generation liefert keine Subjecte, die ihre Stelle ersetzen könnten. Ein höflicher Mensch in unsern heutigen glänzenden Zirkeln ist fast ein Phänomen! — Wird man dergleichen in Frankreich jemahls wieder sehen? — O ja, nur gebt uns Zeit.

Anecdote.

Ein dummer Teufel sah einen Spitzbuben zum Galgen führen. „Was hat der Mensch gethan?" fragte der dumme Teufel einen Spaßvogel, der neben ihm stand. — „Stellen Sie sich vor," antwortete dieser sehr ernsthaft, „er hat im vorigen Winter Schnee in einem Backofen getrocknet, und hat ihn für Salz verkauft." — „Ach! der infame Spitzbube!" sagte der dumme Teufel, und wunderte sich gewaltig.

Notitzen.

Wien, im Apr. — Auf dem Theater an der Wien wird ein neues Melodrama: Saul, König in Israel, aus dem Französischen des Caraguiez von R. v. Seyfried, mit Musik von J. v. Seyfried, gegeben. Saul's Eifersucht auf David's Ruhm, und seine Versöhnung mit ihm, ist der Gegenstand dieses Gedichts, welches von den dabey verwendeten Schauspielern mit vielem Fleiße gegeben wird, obschon Hr. Witter (Saul) mehr für das Fach der komischen Alten, als für hochtragische Rollen geeignet scheinet. — Costüm und Decorationen sind eben so prächtig, als der Vorstellung entsprechend; besonders gute Wirkung macht die Erscheinung von Samuels Schatten. Die Musik scheint uns aus Herrn von Seyfried's Werken das Vorzüglichste zu seyn; sie ist überall dem Texte angemessen, und unterstützt die Handlung ohne sie zu unterbrechen. Die Chöre sind wohl gelungen, und einige Märsche mit vielem Geschmack componirt. M.

Rußland. — Hrn. v. Kotzebue ist die Herausgabe seines Journals: Die Biene, untersagt worden; er wird im laufenden Jahre ein anderes, unter dem Titel: Die Ameise, heraus zu geben anfangen, und hat versprochen, daß sich dasselbe alles Politisirens und politischer Anspielungen enthalten werde.

Gedruckt bey Anton Strauß in Wien.



Der Sammler

Donnerstag, den — 47. — 19. Aprill 1810.

Über Moden und Klima.

(Fortsetzung.)

Die zweyte wichtige Abweichung der Moden des wärmeren Klima's von denen des Europäers, gleichfalls vom Klima dictirt, ist dann die Stetigkeit der Moden des Orients.

Was treibt aber den Kräusel unserer Moden wohl mächtiger um als die Abwechselung der Jahrszeit! Der Frühling, der Sommer, der Herbst und der Winter, wie spornen sie die Sucht zu glänzen und zu gefallen!

Ohne Rücksicht auf Gesundheit, ja oftmahls selbst auf Anstand oder Vermögen, verwandelt die Modesucht den herben Herbst in den lächelnden Frühling, ja den Winter in Sommer, trotzt der Natur, und zwingt dieser liberalen Mutter die härteste Strafe ab!

Wie sie da in weißen, weiten spinnewebigten Gewändern einherwallen, Galliens und Deutschlands Schönen! Zittern im Froste, und machen der rauhen Jahrszeit höchstens durch eine Verbrämung von Marder oder Zobel ein Seitencompliment.

Dafür bewundert dann der Liebhaber und die sich statt ihrer schämende Menge die runden Glieder, die vollen Hüften und Schenkel!

So nicht der weniger cultivirte Asiate. Der Perser, der Chinese, der Hindostaner des zwölften oder frühern Jahrhunderts zeigte sich den Reisenden wie jetzt der des neunzehnten in ein und demselben Gewand, das ihm die Jahrszeit gebiethet. — Hier ist also eine der großen Unterscheidungslinien zwischen den Sitten und Gewohnheiten der Völker der wärmeren und mittleren Zone. Bey erstern herrscht eine gewisse Stetigkeit, eine Ausdauer in ein und derselben Tracht und Sitte, während daß der Europäer, der Bewohner des gemäßigten Klima's, hundertfach abwechselt mit Kleidung, Nahrung, Ceremoniel und sonstiger Sitte.

Entspricht dieß nicht genau dem Gebothe des Klima's? Mit dem Annähern zum Äquator weicht der Strahl stets weniger vom Lothe ab, und wird stets heftiger. Die ganze Veränderung, welche die Länder zwischen den Wendekreisen in dieser Hinsicht erleiden können, fällt innerhalb weniger Grade (23½); die Länge der Tage und Nächte nur auf wenige Stunden. Dagegen hält schon in unserm Deutschland, und selbst in Frankreich, im Sommer der Tag 16 und die Nacht nur 8, im Winter aber umgekehrt die Nacht 16 und der Tag nur 8 Stunden. Hiernach auch großen Theils der Unterschied der Wärme der Länder, und der Abwechselungen der Temperatur.

Diesen hohen Sinn für Stetigkeit prägte mithin der große Anordner aller Geschäfte, die auf die Erde Bezug haben, die Sonne, den Nationen selbst ein. Sind die Jahrszeiten selbst unter einander weniger verschieden, weichen ihre mittlere Temperaturen wenig von einander ab, dann variiren auch die Hüllen des Menschen in kleineren Nüancen. Wo aber die Natur fast selbst alle Grade

der Hitze und Kälte periodisch durchläuft, da steht auch dem Menschen die ganze Laufbahn der Abwechselung und Mode zu Gebothe, welche ihm die Natur zu ihrer vielartigen Befriedigung eröffnet.

Ein herrliches Gesetz für den Europäischen Modesüchtigen! Unter einem Klima, das bald dem rauhesten Sibirien, bald dem Vaterlande der majestätischen Palmen gleich kam, trägt er, durch Gefühle getrieben, im Winter die Pelterien von Canada und Sibirien, im Sommer die transparenten Gewebe des Hindus. Jene gebiethet der Frost von 20 Grad unter dem Frierpunct, diese die Hitze von 80 darüber.

So bestimmt und so faßlich die Natur die Bewohner des schönern, wärmern Erdgürtels eingezwängt hat, dennoch weiß die menschliche Eitelkeit diese Schranken zu erweitern.

Unter jenem brennenden Himmel, wo die Gluth des Klima's dem Menschen die Haut selbst schwärzt, und jede Einzwängung der Glieder, jede Bedeckung des Körpers gleichsam verbiethet, wo der Mensch, gleich unserm Urvater, höchstens mit dem Feigenblatte umher wandelt, was gebiert dort die Sucht nach Auszeichnung, die Eitelkeit, der Egoismus für Moden?

Zum Trotz der schönen Menschengestalt mißhandelt er diese selbst, ja er schämt sich nicht, sie oftmahls zu verstümmeln.

Bald übertünchen die grellsten Farben den nackten Körper sowohl als Zeichen der Hoheit oder zum Schrecken des Feindes. Sieht man doch an dem stumpfsinnigen Neuholländer weiße schlangenförmige Streifen oder Massen von hohem Oker den schmutzigen Körper noch widriger entstellen, oder, wie er glaubt, verschönern. Um die Augen und die Nase laufen weiße und rothe Ringe, und dem Haar sind Knochen, Krebsscheeren und Hundszähne eingeflochten.

Dennoch befriedigt dieß die Eitelkeit nicht. Die Haut durch Fischzähne oder scharfe Instrumente von Stein oder Holz künstlich zerfetzt, steht in dicken Narben figurirt in die Höhe.

Seht, wie auf den Societäts-Inseln jenes schön geformte zarte Mädchen, dereinst eine Venus Callipiga, und hier ein Knabe, ein würdiger Raub für den Vogel des Donnergottes, unter dem vielzackigen Hayzahne winselt! Krampfartig zittert das Marmorgewölbe von wildem Schmerz; längs dem vollen elastischen Schenkel rinnt das jungfräuliche Blut in dicken Tropfen herab, und lautes Jammergeschrey verkündigt die harte Folter dieser unschuldigen Opfer der Modesucht.

Hundertfach zerrissen erhebt sich die tätowirte Haut bald in Kreisen, bald in Schlangen- oder andern Thierfiguren, und ein für schön gehaltenes, schwarz geätztes Netzwerk überschattet unauslöschlich das herrlichste Ebenmaß der Glieder.

Sogar das Erhabenste des Menschen, der Kopf und das daran Ausgezeichnetste, der Ausdruck der Seele, das Gesicht, läßt der rohe Sohn der Natur nicht verschont.

Gräßlich für uns entstellt den widrig bemahlten Neuholländer, so wie den Jaggas und andere Völker des innern Afrika, ein Bein oder eine Adlerfeder quer durch den durchbohrten Nasenknochen gezogen; der nackte Yamaos löset seiner Jugend den Nasenknorpel gänzlich heraus, und ziehet die durchstochenen Ohren vermittelst beträchtlicher Keile bis zu den Schultern hinab; der schöne Otaheiter, und noch stärker der Omaguas, druckt sogar den Schädel des Säuglings hinten platt, bildet ihn zu einer Spitzsäule, und zerplätscht dem Kinde die Nase. Der Bewohner von Neusüdwallis feyert ein großes pantomimisches Fest bey dem Mannbarwerden seiner Jünglinge, das sich mit dem Herausschmettern eines der vordern Zähne endigt.

So sehen wir dann abermahls die Superiorität des cultivirten Menschen über den Rousseauischen und Wendebornschen Thiermenschen. Alles, was uns die Natur gab, sucht ersterer zu erhalten, und so viel möglich durch Kunst zu verschönern. Jener hingegen verstümmelt sich selbst mit Erduldung der heftigsten Schmerzen. Freylich darf er sich diese, seiner Gesundheit unbeschadet, weit eher biethen, als sein durch Mißbrauch der Cultur verweichlichter Mitbruder: denn so heroisch, ja oft mit Freuden bey uns schöne Mädchen dem Durchbohren des Ohrläppchens entgegen gehen, oder wohl gar dem grausamen Ausbrechen eines schlecht gebildeten Zahnes Trotz biethen, schwerlich würden sie jenen stundenlange Foltern, die eine Teina oder Oberea erlitt, zu widerstehen wagen.

Gänzlich ist es übrigens den Bewohnern des schönen Himmelstrichs nicht versagt, ihrer Eitelkeit ohne schmerzliche Mißhandlung des Körpers zu fröhnen. Auch benutzen sie dieß auf vielfache Weise. Außer dem Anfärben bleibt ihnen der Haarschmuck übrig, so wie die Zierrathen der Arme und Füße. Der mit Roucou angestrichene Caraibe trägt die Farbe eines abgekochten Krebses, aber selbst hierauf verschwendet er, zu größerer Verschönerung, vielgestaltete Figuren von Weiß, Schwarz und Blau. Zugleich hängt ihm vom Ohre bis zum Munde das Caracoli, ein halber Mond von Tomback an einer

Kette herab. Stolz ist aber die Caraibische Schöne nicht bloß auf den Schmuck der Ohren und des langen schwarzen Haars, sie freut sich daneben über ihre dicke, pralle Wade. Widernatürliche Einzwängung des Beins von oben durch breite Ringe, von unten durch einen in früher Jugend auf das knappste angelegten, geschmückten Halbstiefel, hat ihr diese hervor gedrängt.

Man sey indeß gerecht. Nicht thörichte Mode und Prunksucht schuf jene Übertünchung des nackten Körpers in der heißen Zone. Der dort zu stark ausdünstende, und von unzähligen Schwärmen blutgieriger Fliegen leidende Körper erfordert diesen Anstrich.

Meine Haut, sagte ein Caraibe einem Engländer, der diesen ziegelrothen Anstrich verhöhnte, wird dadurch gegen die Maringoins (Stechmücken) geschützt; sie bleibt geschmeidig, und dünstet nicht mehr übermäßig aus. Jetzt sage du mir, wozu mahlst du deine Haare weiß? Warum verschwendest du hierzu das kostbare Mehl? Etwa deine Kleider zu beschmutzen; oder soll dir etwa das weiße Haar ein Zeugniß des hohen Alters und der Weisheit geben?

Indessen müssen stets die Moden jener nackten Völker mehr oder minder widerstehend bleiben. Die ganze Abwechselung trifft ja die Haut, die ganze Auszeichnung den Körper selbst.

Der uncultivirte Mensch der heißen Zone biethet mithin seltsame, widrige Beweise dar, zu was für Verirrungen die Modesucht den Geist der Menschen zu zwingen vermag.

Wahrscheinlich ist hierin der hochcultivirte Europäer weit über ihn erhaben. Seine ausgebildete Vernunft wird der Eitelkeit Fesseln anlegen, sie wird es nie zugeben, daß jene Prunkliebe ihn zur Mißhandlung des Körpers herab brächte. Auch wäre dieß hier desto unverzeihlicher, je größern Spielraum ihm das kältere Klima eröffnet, durch Veränderung der Bedeckungsarten des Körpers jener Modesucht auf das volleste und dem Körper selbst unschädlichste Genüge zu leisten. Jedoch, dieß wollen wir genauer sehen. *)

E. A. W. v. Zimmermann.

Predigten für junge Damen.

Auf die Gefahr, bespöttelt zu werden, wage ich es, meinen schönen jungen Leserinnen die Predigten eines Engländers, James Fordyce, zu empfehlen. Vielleicht wäre ihnen mit Englischer Contrebande mehr gedient, als mit Englischen Predigten; aber wie, wenn sie das Geheimniß lehrten, die Englischen Waaren mit Vergnügen zu entbehren? — in der That, das lehren sie, und die Französischen obendrein. Ich weiß nicht, ob diese Predigten übersetzt sind, kann aber, im Fall sie es nicht seyn sollten, versichern, daß kein wackeres Mädchen bereuen werde, bloß um dieser Predigten willen, Englisch gelernt zu haben.

Einige Fragmente mögen als Einladung hier Platz finden. Das Erste aus der Predigt über die Sittsamkeit in der Kleidung.

„Wer dürfte hoffen," sagt Fordyce, „daß Frauenzimmer, die noch von der Putzgier beherrscht werden, jemahls Gefallen an häuslichen Tugenden finden könnten? — Wer vor dem Spiegel wohnt, um seine Gestalt zu betrachten, behält keine Zeit übrig, um seinen Charakter zu prüfen. Wer nur durch Putz und Äußeres fesseln will, wird der sein Inneres schmücken?"

„Ja, schmücken dürfen sich die Weiber, sie dürfen in ihrem Äußern wohl gesuchter erscheinen als die Männer; aber ist denn Grazie nur vereinbar mit Pracht? ist sie nicht weit öfter gepaart mit einfacher Eleganz? — Unterscheidet wohl das Schimmernde von dem Angenehmen; nur zierlich sey Euer Gewand, und müßt ihr dann und wann ein kostbares Kleid tragen, so geschehe es mit der größten Anspruchlosigkeit. — Welche Summen könnten für löblichere Zwecke erspart werden! welche Summen verliert das Land, um unsere gefährlichen Nachbarn zu bereichern! Französischen Spielereyen müssen unsere Manufakturen weichen u. s. w." —

In einer andern Predigt, über die weibliche Zurückhaltung, sagt der Redner:

„Gedenket der ehrwürdigen Frauen, die vormahls hier den Stand der Mütter ehrten, in heiliger Verborgenheit lebten und starben; die man selten außer ihren Häusern antraf, und die in ihren Häusern nichts kostbareres aufzuweisen hatten, als wohlerzogene Kinder. Wenn sie heute zurück kehrten, und im Stillen die Sitten unsers Jahrhunderts beobachteten; wenn sie Enkelinnen sähen, die sich mit Kostbarkeiten brüsten, welche oft nicht einmahl bezahlt sind, die in großen Gesellschaften die Augen hin und her werfen, und Alles aufbiethen, die Blicke der Männer auf sich zu ziehen; in deren Zügen man eine Art von Triumph liest, wenn es ihnen gelungen ist; die nicht die mindeste Unruhe verrathen, wenn ein unverschämter Jüngling sein lüsternes Auge starr auf sie heftet, oder wenn der vergiftete Hauch eines Verführers sie berührt. — Ach! ich habe den Muth

*) Die Fortsetzung folgt in einigen Monathen.

nicht, diese Beschreibung zu vollenden! — was würden jene ehrwürdigen Beobachterinnen von ihrer Nachkommenschaft denken? und wie würden sie vollends erstaunen, wenn sie wüßten, daß unter allen diesen jungen, leichtsinnigen Mädchen vielleicht nicht eine einzige ist, die von ihrer Mutter oder ihren Freunden Lehren der Sittsamkeit und jener liebenswürdigen, dem schönen Geschlechte so unentbehrlichen Zurückhaltung empfing!" —

„Ich versetze mich in die Zeit, wo Ihr Gattinnen seyn werdet; ich sehe Euch umringt von Euren Kindern, mit dem Geliebten Eurer Seele die süße Sorge für deren Erziehung theilend. — Wer ist der Verworfene, der, vor diesem Bilde, Euer Geschlecht gering schätzen mögte? Ihr verbreitet Tugend und Glück auf Erden, kommende Geschlechter segnen Euch. Ja, das ganze Menschengeschlecht steht unter der Obhut der Weiber, und ist, nach der Bemerkung eines Alten, abhängig von der Erziehung, welche die Mütter ihren Töchtern bis zu deren Vermählung, ihren Söhnen bis in das siebente Jahr ertheilen. Diese Zeit, wo der biegsame Geist noch offen für jeden Eindruck ist, diese Zeit gehört allein den Müttern. Hört und fühlt es, ihr Brittischen Töchter, das ist der Ruhm Eures Geschlechts! das ist der schöne Beruf, durch den ihr dem Vaterlande nützlich werdet! — Beyde Geschlechter wurden für einander geschaffen; wir streben Eure Herzen zu gewinnen, Ihr dürft und müßt Euch bestreben, die unsrigen zu fesseln; aber nicht durch Französischen Tand, nicht durch Reitze, die auf Kosten der Sittsamkeit glänzen; nur das Anständige, Ehrbare, Anspruchlose fesselt wackere Männer. — Himmlische Liebe! wie groß ist deine Macht! du bist der sicherste Wächter der Reinheit, du milderst die Sitten, du zähmest den Wilden, du demüthigst den Stolzen, du unterjochst alle; und doch erhebst du den Muth, verwandelst den Wilden in einen Menschen, und machst aus dem Menschen einen Helden!" — Sie sehen, meine schöne Leserinnen, daß der Prediger, den ich Ihnen empfehle, kein Feind der Liebe ist, auch versichert der Herausgeber dieser Predigten, der Verfasser habe ein Mädchen gefunden und zu seiner Gattinn gewählt, die, ganz seinem Ideale entsprechend, ihn sehr glücklich mache.

Bisweilen verliert der Prediger seinen schönen Gegenstand auch wohl aus den Augen, und schwatzt ein wenig der kreuz und quer. So zum Beyspiel untersucht er, warum man die alten Ritter-Romane nicht mehr lese? ein anderes Mahl beweist er die Nützlichkeit des Tanzes, spricht über die Wirkungen der Musik, deren Mängel und Schönheiten er aus einander setzt u. s. w. Man hat ihm das vorgeworfen; man hat gesagt: solche Materien gehörten nicht auf die Kanzel; allein mich däucht, mit Würde vorgetragen, gehöre Alles, durchaus Alles auf die Kanzel, und kein Gegenstand, der in das bürgerliche oder häusliche Leben eingreift, dürfe dem Prediger fremd bleiben.

Übrigens ist der ganze Aufsatz, den ich hier geschrieben habe, völlig unnütz; denn ich wette, daß keine einzige meiner Leserinnen die Predigten von James Fordyce kaufen, noch weniger lesen wird.

Notitzen.

Michel Angelo war nicht bloß ein großer Mahler, sondern auch ein guter Bildhauer und Dichter. Wir verdanken unter andern seinem Meisel eine Bildsäule der Nacht; sie ist schlafend vorgestellt, und wurde so vortrefflich befunden, daß man folgenden Vers darauf machte:

La Notte che tu vedi in si dolci atti
Dormire, fu da un Angelo scolpita
In questo sasso; e perche dorme, ha vita,
Destala se nol credi, e parleratti.

Zu Deutsch:

„Die Nacht, welche du hier so behaglich schlummern siehst, „wurde von einem Engel aus Marmor gehauen; sie lebt, denn „sie schläft. Wecke sie, wenn du mir nicht glaubst, und sie wird „sprechen." — — Schnell dichtete der Künstler eine Antwort im Nahmen der Nacht:

Grato mi é il sonno, e più l'esser di sasso:
Mantre che'l danno e la vergogna dura.
Non veder, non sentir, m'é gran ventura:
Però non mi destor — deh parla basso!

Zu Deutsch:

„Süß ist mir der Schlaf, und froh bin ich, aus Marmor „zu bestehen in einer so schlimmen, unverschämten Zeit. Nicht sehen, nicht fühlen, ist mir eine Wohlthat. Drum wecke mich „nicht! rede leise!" —

Wenn die Nacht seitdem immer fort geschlafen hat, so wird sie sich wahrhaftig jetzt auch nicht wecken lassen.

Gedruckt bey Anton Strauß in Wien.



Der Sammler.

Samstag, den — 48. — 21. Aprill 1810.

Die drey Freunde.

Eine Parabel.

(Frey aus dem Hebräischen übersetzt.)

In einer entfernten Provinz des Morgenlandes lebte Assad, ein reicher angesehener Mann, als Verwalter beträchtlicher Krongüter, die seiner Aufsicht anvertraut, und ihm zur Benutzung überlassen waren.

Drey Freunde, die er vorzüglich liebte, machten seine Gesellschaft aus, sie nannten sich: Mustapha, Al-Raschid, Ben-Hafi, diese drey waren es, mit denen er steten Umgang pflog, und zwischen ihnen war sein Herz, jedoch nach Graden getheilt.

Mustapha, der erste seiner Lieblinge, besaß seine Gunst im höchsten Grade, ihn verehrte und schätzte er über alles; er bemühte sich, ihn stets um sich zu haben, trennte sich fast nie, oder wenn es doch seyn mußte, nur mit schwerem Gemüthe von ihm; war heiter nur in seiner Gegenwart, in seiner Abwesenheit aber immer betrübt und niedergeschlagen, kurz, er lebte und webte nur in ihm, und mit einem Worte, Mustapha war sein zweytes Selbst.

Al-Raschid nahm den zweyten Platz in seinem Herzen ein; ihn liebte er zwar nicht minder, doch nicht so eifrig, nicht so leidenschaftlich als jenen, und so oft zwischen ihnen ein Wettstreit um seine Gunst entstand, trug Mustapha fast immer den Sieg davon.

Ben-Hafi, der anspruchslose Ben-Hafi endlich stand auf der niedrigsten Stufe seiner Gunst, er konnte ihm zwar gewisser liebenswürdigen Eigenschaften halber seine Achtung nicht versagen, allein er setzte ihn gleichwohl stets den beyden erstern nach, nur müßige und einsame Stunden waren diesem unzudringlichen Freunde geweiht, der jedoch, seiner Verdienste sich bewußt, zufrieden war, sich nur nicht ganz aus dem Herzen seines Assads verdrängt zu sehen.

Im Zirkel dieser drey Freunde nun verlebte Assad eine lange Reihe von Jahren, glücklich im ungestörten Genusse seiner ihm anvertrauten mannigfaltigen Besitzungen, die er, da er solche ganz nach eigener Willkür verwaltete, schon anfing als seine eigene zu betrachten, als plötzlich und ganz unerwartet ein Hofmandat bey ihm anlangte, des Inhalts: sich unverzüglich nach der Residenz zu begeben, um vor des Kaisers Majestät persönlich von der Verwaltung der ihm anvertrauten Güter genaue und strenge Rechenschaft abzulegen.

Einem Schlafenden gleich, der von einem süßen Traume durch einen heftigen Donnerschlag aufgeschreckt wird, stand Assad, betäubt und seiner selbst unbewußt, eine Zeit lang am Boden gewurzelt. Erst nach und nach kehrte seine Besinnung zurück, dann fühlte er aber das ganze Gewicht dieses schweren und schrecklichen Befehls. Er, an alle Bequemlichkeiten des Lebens gewohnt, sollte nun auf einmahl ganz unvorbereitet eine so weite, ihm durchaus unbekannte Reise antreten; Er, der nie

in der Residenz gewesen, den großen Monarchen nie von Angesicht zu Angesicht gesehen, sollte nun auf dessen ausdrücklichen Befehl persönlich vor ihm erscheinen, um Rechenschaft von den ihm bisher überlassenen Gütern abzulegen, die er ganz nach eignem Willen verwaltet hatte.

Eine harte Prüfung! — was ihn aber noch mehr beunruhigte, war der Umstand, daß Beredsamkeit eben nicht zu den Talenten gehörte, die ihm besonders eigen waren, und im Fall er irgend angeklagt seyn sollte, fühlte er sich unfähig, sich selbst vertheidigen zu können; indessen war hier keine Zeit zu verlieren, dem Befehle mußte buchstäblich Genüge geleistet werden.

Der Überbringer des Firmans, ein barscher Verschnittener, wollte keine Frist verstatten, und schon drang er in Assad, seine Abreise zu beschleunigen, als die Blicke des letztern zufällig auf seinen Freunden haften blieben, die ihn umgaben, ohne daß er sie in der ersten Angst seines Herzens bemerkt hatte.

Sogleich erhellte ein Strahl von Hoffnung seine finstere Seele, noch, dachte er, bin ich nicht ganz verlassen, hier sind ja meine theuren Freunde, in ihren Busen will ich meinen Kummer ausschütten, sie werden sich gewiß bereitwillig zeigen, mich auf meiner großen Reise zu begleiten, und werden mir überhaupt in meiner jetzigen Lage ihren Beystand nicht versagen.

Hierauf wandte er sich zuvörderst an den ersten seiner Lieblinge, Mustapha, und redete ihn folgender Maßen an:

„Du weißt, mein Lieber, wie sehr ich dich stets geschätzt, und welchen Vorzug ich dir vor meinen übrigen Freunden in meinem Herzen eingeräumt habe, jetzt ist der Zeitpunct gekommen, wo ich deine Freundschaft in Anspruch nehmen muß, ich hege die schmeichelhafte Hoffnung, daß du, mein Theurer! keinen Anstand nehmen wirst, der Bitte eines Freundes zu willfahren, der dich wie sein Leben liebt; ich bin, ohne die Ursache zu wissen, nach Hofe beschieden, und soll persönlich vor dem mächtigen Beherrscher der Gläubigen erscheinen, um Rechenschaft von der bisherigen Verwaltung der mir anvertrauten Güter abzulegen, und mich vielleicht noch über dieß und jenes zu rechtfertigen; ich bin, wie du weißt, kein Redner — du, mein Bester! warst es, der mir oft in den Häusern der Großen Zutritt verschaffte, durch dessen Hülfe ich so manche Schwierigkeit überwand, ich erwarte daher von deiner Freundschaft, daß du mich auch dießmahl auf meiner Reise nach der Residenz (wo ich ein Fremdling bin) begleiten, mich im kaiserl. Pallast einführen, und mich, wo ich zu schwach seyn sollte, durch deinen mir bekannten mächtigen Einfluß unterstützen wirst; meine dir stets bewiesene außerordentliche Anhänglichkeit berechtiget mich zu hoffen, an dich keine Fehlbitte gethan zu haben."

Hier schwieg Assad, seine Blicke waren unverwandt auf den Mund seines Freundes gerichtet, von dem er keine andere als eine befriedigende Antwort erwartete.

Aber wie groß war sein Erstaunen, als ihm der scham- und treulose Mustapha, frostig und trocken erwiederte:

„Wohl weiß ich es, Assad! daß du stets, und nur allzusehr um meine Freundschaft gebuhlt, mich jedes Mahl deinen übrigen würdigern Freunden vorgezogen, und mir sogar, von deiner Leidenschaft verblendet, nicht selten abgöttische Verehrung erzeigt hast: allein, wenn du glaubst, deßhalb jetzt Beystand von mir zu erhalten, so irrst du sehr; nein Assad! ich will und kann dir deine Bitte nicht gewähren. Fern sey es von mir, dich auf deiner gefahrvollen Reise auch nur einen Schritt zu begleiten, ich will vielmehr hier unbeweglich auf meinem Platze deine Abreise gleichgültig mit ansehen, und ruhig deinen Nachfolger erwarten, um ihn (vielleicht eben solch einen Thoren, als du, blindlings nach meiner Freundschaft geitzend) dereinst wie dich zu betrügen, und seines Leichtsinns zu spotten!"

So Mustapha!

Wie vernichtet war Assad, die Worte seines nichtswürdigen Freundes hatten sein Herz mit tausend Dolchstichen durchbohrt, seine Knie wankten; er hatte Mühe sich aufrecht zu erhalten, kaum traute er seinen eigenen Ohren, recht gehört zu haben; wie! dachte er, ist dieß Mustapha, dem ich während meines ganzen Hierseyns meine kostbarste Zeit, meine heiligsten Gefühle geopfert, dem ich die erste Stelle in meinem Herzen eingeräumt habe? Dieser Falsche verläßt mich jetzt nicht nur in der Noth, sondern nimmt auch nicht den geringsten Antheil an meinem Kummer, ja er scheint solchen sogar noch zu verspotten; schrecklich! entsetzlich! Wohin soll ich mich vor Scham verbergen, diesem Elenden auch nur einen Augenblick meine Freundschaft geschenkt zu haben; doch jeder Gedanke an diesen Ruchlosen, jeder Blick auf ihn ist nunmehr sträflich, Verachtung, ewige Verachtung sey sein Loos.

Hierauf wandte er sich mit Abscheu von demselben, und kehrte sich zu seinem zweyten Freunde, Al-Raschid, um an diesen den Antrag zu richten, mit dem ihn der nichtswürdige Mustapha so schnöde zurückgewiesen hatte.

Kurz und rührend trug er demselben sein Gesuch vor, und erwartete mit Ungeduld dessen Antwort.

Tief erschüttert, von Mitleid durchdrungen, erwiederte ihm dieser:

„Theurer Assad! Deine Lage geht mir allerdings zu Herzen, ich wünschte sehr, dir deine Bitte gewähren zu können; allein, unübersteigliche Hindernisse machen es mir bey meinem besten Willen unmöglich, ich kann und darf die Gränzen dieser Provinz nicht überschreiten, noch weniger in der Residenz vor des Kaisers Antlitz unberufen erscheinen, wie sollte ich es also wagen, mit dir nach deinem Verlangen vor ihm aufzutreten? Sein Zorn würde mich und dich vernichten, es thut mir sehr leid, dir deine Bitte nicht in dem ganzen Umfange, wie du es verlangest, erfüllen zu können; um dir jedoch ein Merkmahl meiner aufrichtigen Liebe zu geben, will ich dich auf deiner Reise bis zur Gränze begleiten, alsdann aber muß ich zurück, und du von da aus deinen Weg allein fortsetzen. Allah mag und wird dich beschützen."

So endigte Al-Raschid, und ein Strom von Thränen begleitete seine Worte.

In etwas getröstet, doch noch schwermüthig genug, verließ Assad seinen Freund Al-Raschid, und beschloß nun noch den letzten Versuch bey Ben-Hafi zu wagen, obschon er wenig Hoffnung hatte, von diesem stets zurück gesetzten Freunde das zu erhalten, was ihm die beyden erstern verweigert hatten, doch der Verzweifelte ergreift jedes Mittel, so auch Assad; schüchtern, mit wankenden Schritten näherte er sich demselben, und begann:

„Lieber Ben-Hafi, ich weiß, daß ich dich fast jedes Mahl meinen andern Freunden nachgesetzt, und daß ich dich nicht immer so behandelt habe, wie du es verdienest, gleichwohl wage ich's jetzt, im gerechten Zutrauen auf deine Großmuth, in einem bedenklichen Zeitpuncte meine Zuflucht zu dir zu nehmen, und dich zu bitten, mich jetzt in einer dringenden Noth die Vernachlässigung nicht entgelten zu lassen, mit der ich dich behandelte."

Hierauf machte er ihn mit dem Gegenstande seiner Bitte bekannt. Mit banger Erwartung und klopfendem Herzen sah er dem Bescheid, von dem seine letzte Hoffnung abhing, angstvoll entgegen.

Ben-Hafi schwieg einige Augenblicke, und betrachtete Assad eine Weile mit Augen des Mitleids, alsdann umarmte er ihn schnell und versetzte mit Würde:

„Obschon du mich zeither nicht sehr geachtet, mich bey jeder Gelegenheit, wenn deine andern Freunde dich umgaben, aus den Augen gesetzt, und jene fast immer mir vorgezogen hast, so weiß ich doch, daß dieß bloß aus Kurzsichtigkeit geschah, du warst verblendet, und hast den Unwerth deiner vermeintlichen Freunde, denen du dich blindlings hingabst, nicht gekannt, jetzt in der Noth verlassen dich diese Falschen, nicht so Ben-Hafi; einmahl warst du mein Freund, und wohl dir, daß du es warest, wohl dir, daß du mich, obschon manchmahl verkannt, doch niemahls ganz vernachlässiget hast, jetzt sollst du den wahren Werth eines wirklichen Freundes kennen lernen; komm mein Lieber! fasse Muth, ich will dich nicht nur auf deiner weiten Reise bis nach der Residenz, wo ich in Ansehen stehe, sondern bis zu den Stufen des Thrones begleiten, dort will ich deinen Sachwalter machen, und deine große Rechnung für dich berichtigen, an meiner Hand sollst du dem mächtigen Sultan getrost unter die Augen treten, alsdann erst wirst du die Wichtigkeit eines Freundes einsehen, den du so oft als unbedeutend verschmäht hast."

Stumm und sprachlos stand Assad, beschämt, mit niedergeschlagenen Augen vor seinem erhabenen Freunde, und wagte es kaum, den Blick zu erheben, er wollte einige Worte des Dankes stammeln, aber Ben-Hafi, der edle Ben-Hafi, unterbrach ihn schnell, drückte ihm zärtlich die Hand, schloß ihn an seine Brust, und sofort ward die große Reise von ihnen gemeinschaftlich angetreten.

Den treulosen Mustapha würdigte Assad weiter keines Blickes, von seinem Freunde Al-Raschid hingegen nahm er einen rührenden und zärtlichen Abschied, dieser begleitete ihn auch, seinem Versprechen gemäß, bis zur Gränze, alsdann aber verließ er ihn unter heftigem Jammer, und unter Vergießung vieler Thränen kehrte er in seine Heimath zurück. Ben-Hafi, der würdige Ben-Hafi allein, schloß sich jetzt desto fester an ihn an, geleitete ihn nach der Residenz, führte ihn in die kaiserl. Burg bis in das innerste Gemach des erhabenen Monarchen, hier unterstützte er die sinkenden Knie seines Freundes, sprach für ihn mit Wärme, und der Edle ließ nicht eher nach mit Bitten, bis er ihn in den Augen des großen und mächtigen Fürsten völlig gerechtfertiget und seiner Gnade theilhaftig gemacht hatte.

Unter dem Bilde Assad's ist der Mensch hienieden zu verstehen, die drey Freunde sind: Das Geld, seine Familie, die Tugend.

Diese drey sind es, die gewöhnlich die Gedanken des Menschen nach oben bezeichneten Graden beschäftigen.

Er vergißt in dem Genusse zeitlicher Güter seine höhere Bestimmung, bis plötzlich und unversehens der Engel des Todes an seine Thür pocht, und ihm andeutet, daß er sich anschicken müsse, seinen bisherigen Aufenthalt zu verlassen, und ihm vor den Thron des Weltbeherrschers zu folgen, um daselbst von seinem geführten Lebenswandel eine strenge Rechenschaft abzulegen.

Entsetzen und Schrecken überfallen den armen Menschen, er soll nun auf einmahl auf einen noch nie von ihm betretenen Pfad wandern, er soll vor dem großen mächtigen Beherrscher der Welten persönlich erscheinen, wie wird er bestehen?

In der Angst seines Herzens richtet er seine Blicke auf seine drey Freunde, aber, o des Thoren! Das Geld, der erste seiner Lieblinge, verläßt ihn jetzt ganz und gar, auch nicht einen Schritt wird und kann es ihn auf seiner weiten Reise begleiten, unbewegt bleibt dieß kalte Metall auf seinem Platze, ohne daß es ihm den geringsten Trost gewähren kann. Umsonst war sein thörichtes Beginnen, sich dessen so viel als möglich eigen zu machen, umsonst hatte er diesem falschen Götzen seine kostbarsten Stunden, seine edelsten Gefühle geopfert, es bleibt zurück, und kann für ihm in diesem schmerzvollen Augenblicke nicht von dem mindesten Nutzen seyn; jetzt erst sieht der schwache Sterbliche seinen gewaltigen Irrthum, sieht sich schrecklich betrogen, und bereuet — jedoch zu spät, seine Verblendung und seine Thorheit.

Seine Familie (Weib und Kind) nimmt, als zweyter Freund, schon mehr Antheil an seinen Leiden, sie trennen sich nur mit schwerem Herzen von ihm, dieß beweisen ihre Seufzer und ihre Thränen, allein wesentliche Dienste können auch sie ihm in diesem bedrängten Zeitpunct nicht leisten, unter Jammern und Wehklagen begleiten sie ihn zwar bis an's Grab, als die Gränze dieses Lebens, sodann aber kehren sie zurück, und überlassen den armen Hülflosen seinem fernern Schicksal.

Nur sein dritter Freund, die Tugend, deren Werth er so oft verkannte, biethet ihm jetzt liebreich die Hand, sie allein begleitet ihn über die Gränzen dieses Lebens hinaus bis vor den Thron des Allmächtigen, an ihrer Hand geführt, mildert sich der ernste Blick des erhabenen Weltrichters, sie erfleht von ihm Vergebung für begangene Fehler, und läßt nicht eher ab, bis sie von dessen Allbarmherzigkeit völlige Gnade für ihn ausgewirkt; sodann umwindet sie seine Stirne mit Lorbern, übergibt ihn den guten Engeln, die seiner Zurückkunft harren; jauchzend nehmen ihn dieselben in Empfang, und führen seine Seele mit Triumph in die Wohnung der Seligen.

Michaelis Heymann,
Bibliothekar in Glogau.

Notizen.

Wien. — Am 14. d. M. debütirte Herr Lange (Sohn), als Kilian in Kotzebue's Lustspiel: Der Besuch. — Der Beyfall, welchen derselbe erhielt, konnte einzig auf Rechnung seines verdienstvollen Vaters geschrieben werden. —

Den 15. und 16. wurde das letzthin angezeigte neue Oratorium, von der Composition des Vice-Hofkapellmeisters, Hrn. Eybler, im k. k. Hof-Theater nächst der Burg zum Vortheile des Pensions-Instituts für Tonkünstler, gegeben. Das Auditorium war außerordentlich zahlreich, und die Ausführung vortrefflich. Statt der plötzlich erkrankten Mlle. Milder hatte Mlle. Fischer die erste Singstimme am Abend vor der Production übernommen, und, ungeachtet des so kurzen Zeitraums, in welchem man das Einstudieren eines so großen und schweren Gesang-Parts kaum für möglich halten sollte, sich ungetheilten Beyfall erworben, welcher ihr um so mehr gebührte, da sie hierdurch nicht nur den vollkommenen Possess ihrer Kunst, sondern auch eine, in ähnlichen Fällen äußerst seltene, Gefälligkeit bewies.

Das, aus mehr dann 200 Tonkünstlern bestandene, Orchester war dieses Mahl, auf Herrn Pyhler's Angabe, anders als gewöhnlich geordnet. Allein, nach unserem Gefühle scheint nicht nur die damit beabsichtigte größere Wirkung nicht erreicht, sondern vielmehr die alte Erfahrung bewährt worden zu seyn: daß nicht jede Veränderung auch eine Verbesserung sey. Die Sänger und alle Instrumentisten waren sonst mit dem Gesichte gegen die Zuhörer gerichtet, dieses Mahl aber auf beyden Seiten abgetheilt, mit dem Gesichte einander gegenüber. Es ist leicht begreiflich, daß die Töne bey der erst erwähnten Vorrichtung besser auf das Auditorium herausgingen, als bey der letzteren, und man kann sich täglich beym Schauspiele überzeugen, daß ein Acteur nur dann wohl zu verstehen ist, wenn er ganz, oder doch halb gegen das Publicum gekehrt, spricht, hingegen unverständlich wird, sobald er sich, völlig gegen den Mitspielenden gewendet, quer auf das Theater stellt.

So sehr sich die Kritik übrigens bemühet, in mehreren, und besonders in den cantablen, Stellen dieses Oratoriums Mangel an Neuheit und Würde zu finden, hat sich sein Werth dennoch durch den günstigen Total-Eindruck neuerdings bewährt, den es in oberwähnten beyden Productionen auf die gesammten Zuhörer machte.

Ein neuer Beweis, in welcher Ausdehnung und bis zu welchem Grade die Tonkunst hier cultivirt werde, ist dieser Tagen aufgestellt worden, indem bey der verwitweten Freyinn v. Sala, des unsterblichen Haydn's unsterbliches Meisterwerk: Die Schöpfung, von einem aus 60 Personen bestandenen Orchester, trefflich aufgeführt wurde, dessen Glieder, mit einziger Ausnahme des ersten Tenors, der Waldhornisten, Trompeter, und des Paukers, lauter Dilettanten waren. Die drey Haupt-Parte wurden von Fräulein Hippe, Hrn. Dr. v. Sonnleithner, und Hrn. Anders gesungen; die Direction am Clavier hatte der Großhandler, Hr. v. Decret; die der Violinen, Hr. Dr. v. Ohmeyer; und die des Ganzen, der rühmlich bekannte Kapellmeister an der hiesigen Metropolitankirche, Hr. Preindl, aus Gefälligkeit für die Gesellschaft übernommen.

M.

Gedruckt bey Anton Strauß in Wien.



Der Sammler

Dinstag, den —— 49. —— 24. Aprill 1810.

Über sinnreiche Hoffeste, welche zugleich Volksschauspiele sind.

(Aus Las guerras civiles de Granada.)

Alle Mittel der jetzigen Zeit, große Feste zu feyern, sind so alt, daß man wohl auf etwas sinnen könnte, um ihnen Reitz in der Neuheit zu geben. Illuminationen, Schauspiele, Bälle, was hat man anders? und wer der Feste mehrere verlebte, findet keine Freude mehr in dem oft Wiederhohlten, es sey denn auf Bällen, wo die meisten Zuschauer auch selbst mit handeln. Sonst, wie uns das Alterthum lehrt, fanden Könige und hohe Standespersonen es nicht gegen ihre Würde, ihres Gleichen und dem Volke Spiele und Feste zu geben, die sie selbst nach dem Zeitgeist aussannen und aufführten, wodurch mehr Pracht und Antheil entstand. Jetzt ist es Schauspielern und dem abgedroschenen Lampen-Witz übertragen, merkwürdige Tage zu feyern und zu schmücken, obgleich das Bedürfniß nach festlichen Vergnügungen, trotz der Zeiten, an manchen jungen Höfen laut herrscht, und auf ungewöhnliche Unterhaltungen gesonnen wird. Da ich diese Neigung kürzlich bemerkte, so nahm ich mir vor, eine Anzahl sinniger Spiele und Volksfeste, die sich auf unsere Zeiten berechnet, wohl nachahmen ließen, und deren Beschreibung meinem Gedächtniß gegenwärtig waren, mitzutheilen: warum, dachte ich, sollten die Journale ihren Lesern nur Feste beschreiben wollen, die kürzlich Statt fanden, und nicht auch gern das Erfindungsreiche voriger Zeiten zur Nachahmung aufstellen?

Es war zur Zeit der vielen Bürgerkriege von Granada, die durch den Haß verschiedener edler Maurischer Stämme sowohl, als auch durch Eifersucht veranlaßt wurden, wo jede gewonnene Schlacht oder Zweykampf, mit sinnigen prachtvollen Spielen gefeyert wurde. Bey einer solchen Gelegenheit schlug der tapfere Abenamar, um Rache an der ihm untreu gewordenen schönen Galiana und seinem Nebenbuhler Sarazino zu nehmen, dem König von Granada ein großes Fest, an dem in Spanien hochgefeyerten Johannistage, vor. Der König, der seinen Hof gern lustig erhielt, war sehr damit zufrieden, und wünschte, daß Abenamar der Unternehmer sey. Mit dieser Billigung versehen, sandte er einen Herold in der Stadt und Gegend herum, der laut verkündete: daß der Ritter, welcher drey Lanzen mit ihm brechen wolle, gegen das Porträt seiner Geliebten, die der Preiß des Siegers nebst einer 100 Dublonen schweren Goldkette seyn werde, das Porträt der seinigen aufstellen solle. Der Aufruf war allen liebenden Rittern erwünscht, weil sie sich der Gelegenheit freuten, die Reitze ihrer Geliebten, um ihrem guten Geschmack Ehre zu machen, öffentlich zu zeigen, und auch Sieger zu werden alle hofften. Der beglückte Sarazino merkte wohl, daß Eifersucht das Fest veranlaßte, und glaubte seiner Geliebten sich als Kämpfer und Überbringer errungener Preiße zeigen zu können.

Die herbey geströmten Stadt- und Landbewohner waren schon auf dem erbaueten Schauplatz versammelt; im Hintergrunde war ein schönes Zelt, von grünem Stoff mit Gold durchwirkt, aufgeschlagen. Davor stand ein Tisch mit den zu erringenden Preißen, der goldnen Kette und dem Porträt von Abenamar's Geliebten. Jetzt hörte man von weitem muntere Musik, die den Zug des Unternehmers Abenamar begleitete, und in folgender Ordnung erschien: Vier reich gezierte Maulesel mit den zu brechenden Lanzen beladen; dann dreyßig glänzend geschmückte Ritter mit silbernen Schilden, in ihrer Mitte der Held Abenamar, in grünen mit goldenen Sternen gestickten Sammet gekleidet; in der nähmlichen Farbe war sein Roß. Beyde trugen hohe Federbüsche. Auf seinem Schilde von Silber standen folgende Worte in Gold eingegraben:

Einzig ich, einzig meine Geliebte,
Sie einzig in Schönheit,
Ich einzig in Tapferkeit;
Mehr als je der Ruf verkündet!

Hinter Abenamar fuhr ein reicher Triumphwagen mit sechs Stufen, auf der höchsten war künstlich befestigt, und mit Gold, Myrthen und Edelsteinen verziert, das sprechend ähnliche Bild der schönen Fatime. Sie war so reitzend dargestellt, daß alle Herren an Liebe, und alle Damen an Neid litten. Der Anzug Türkisch, halb gelb, halb blau, mit Sternen von Silber besäet, und gleichfalls mit Silber gefüttert. Wie Gold glänzten die blonden Locken. Der Liebesgott schwebte über ihr, wie ihn die Alten mahlen, ganz nackt, mit offnen bunten Flügeln. Er krönte sie mit weißen und rothen Rosen. Zu ihren Füßen lagen Pfeil und Bogen. Dem Wagen, den acht Pracht-Schimmel zogen, folgten 30 junge Ritter.

Nicht lange, so verkündete Musik einen neuen Zug. Sarazino war der Anführer einer Türkischen Quadrille von 30 Rittern mit einem noch schönern Triumphwagen, mit Seidenzeug ausgeschlagen, auf dem alle Zweykämpfe, die zwischen Mauren und Christen vorgefallen, gestickt waren. Auf einem schönen Thron von Alabaster stand das liebliche Bild der Galiana, in blauen Sammt gekleidet. Zu ihren Füßen militärische Trophäen, der überwundene Amor mit gebundenen Flügeln. — So ausgerüstet zogen alle vor den königlichen Logen herunter, wo die Königinn mit ihren Damen, welche die Originale dieser Bilder waren, sanft erröthend, und mit Liebe verrathenden Blicken — saßen. Die Wagen wurden neben einander vor die Zelte gefahren. Nun stieg Sarazino vom braunen Pferde, näherte sich Abenamar, ihm zurufend: „Deinem Aufgeboth folgend, bin ich hier, drey Lanzen mit Dir zu brechen. Will es das Schicksal, und ich bin überwunden, so erhältst Du das Bildniß meiner Dame und diese goldne Kette. Überwinde ich, so setzest Du außer dem Porträt Deiner Geliebten diesen reich von ihrer Hand gestickten Ärmel zum Preis."

Nun begann das Brechen der Lanzen und Rennen der Reife: drey Mahl blieb der Streit unentschieden, und mußten die Friedensrichter Ruhe gebiethen. Doch endlich bleibt der starke Sarazino überwunden und beschämt stehen. Den Seinigen winkend verläßt er die ausgestellten Schätze, um in der Verzweiflung gegen sich selbst zu zürnen. Tönende Musik verkündete wieder einen Zug. Eine große, feuersprühende Schlange eröffnete ihn; sie umgaben 30 Ritter. Ein großes, mit einem Federbusch geputztes Pferd ohne Reiter war in der Mitte. Musikanten beschlossen den Zug. Pfeifend und Feuer sprühend schwang sie sich in dem Kampfplatz herum. — Endlich fing sie zu brennen an, und zerfiel nun in Asche, aus der ein Ritter entstand, dem 4 Wilde folgten, die einen Stuhl von Gold trugen, in dessen Rücken die schöne Lindarara, Dame du Palais der Königinn, gemahlt war, die beschämt sich gleich entfernte. Die 4 Wilden nahmen den kostbaren Stuhl auf die Schultern, und stellten sich in die Reihe der Triumphwagen; der Ritter aber bestieg das Pferd, um mit Abenamar zu kämpfen, der auch zum zweyten Mahle Sieger ward, und die beyden errungenen Preiße zu den Füßen seiner Dame legte, die von dem Altane herab eine Dankrede hielt. Der Überwundene erhielt vom Sieger, zum Lohn seiner Tapferkeit, einen Violenstrauß von Edelsteinen, den er an die Lanze steckte, und seiner Dame auf die Altane mit den Worten überreichte: „Der Verlust des Porträts könnte mich trösten, wüßte ich, ob das Original mir noch hold ist?" Fatime war im Begriff zu antworten, als man die Straße herab einen großen Felsen kommen sah, so natürlich, als stehe er noch mit seiner Majestät neben seinen Brüdern, hold duftend von köstlichen Blumen und Gesträuchen, aus denen unsichtbar herrliche Gesänge ertönten. Zwölf Ritter umgaben ihn: vor dem Altane des Königs hielt der blühend wandelnde Felsen still, einer von ihnen ergriff sein Schild, und hatte sich kaum 12 Schritte entfernt, als der Berg Feuer spie: aus einer Höhle sprangen 4 häßliche Teufel mit Feuerbomben, die ihn verfolgten, welche er aber überwunden in den Felsen zurück trieb. Nach diesem

Kampf überfielen den Sieger 4 Wilde mit Keulen; auch diese trieb er in den Felsen zurück, und ging selbst mit hinein. Herrliche Musik ertönte darin; dann that er sich wieder auf, und der Ritter trat heraus: ihm folgten 4 Wilde und eben so viel Teufel, die einen Thron trugen, der Stuhl darauf war ganz von Gold- und Silbergesträuch umgeben, in den 1200 vaterländische Geschichten mit Gold eingelegt waren; über dem Stuhl hing das Bild einer im Griechischen Geschmack gar lieblich seyenden Dame, die von den anderen gleich erkannt wurde, dem Bilde folgten Ritter, Musikanten, und endlich die 4 Teufel in silbernen Ketten. Diese hatten eben den Felsen verlassen, als er heftig wieder Feuer spie, und sich verzehrte. Da stieg der Ritter auf's Pferd, hielt eine kurze Rede vor des Königs Loge, und geleitete den Zug vor das Zelt, wo Abenamar ihm zurief: Braver Ritter! zwar will es das Gesetz, daß wir drey Lanzen brechen, doch wenn Du willst, so bleibt es bey einer. Der Streit begann, und endete zu der Zuschauer Erstaunen, gleich wieder zu des Unternehmers Vortheil. Die glückliche Fatime erhielt das vierte Bild, und die schönen neben ihr stehenden Originale entbrannten von Neid und Scham. Auch dieser Überwundene erhielt zum Lohn seiner Tapferkeit goldne Armbänder, die er der Geliebten auf des Königs Altane mit den Worten überreichte: „Empfange den geringen Preis, der meinem hohen Willen, dich würdig zu bedienen, zum Lohn ward!" — Ich nehme sie an, erwiederte die Donna, weil es Sitte ist, aber wisse, daß ich Dir nicht danke, daß Du mein Bild ohne meine Einwilligung ausstelltest, und daß ich seinen Verlust nicht für den meinen ansehe. — Weiter wollte sie reden, ward aber durch dumpfes Getöse unterbrochen, denn es segelte mit gespannten Segeln eine Galeere pfeilschnell auf den Kampfplatz, als schwimme sie auf ihrem Element.

(Der Beschluß folgt.)

An Maria, die Himmelsköniginn,

als bey dem Muttergottesbilde zu Alt-Ötting in Bayern die Kaiserinn Maria Ludovica von Frankreich bethete.

Steig, o Hochgebenedeyte,
Nieder von dem Himmelsthron,
Nahe herrlicher dich heute
An der Brust den ew'gen Sohn:

Denn in jubelndem Gewühle
Zieht Marie bey dir ein,
Um die kindlichen Gefühle
Frommer Andacht dir zu weihn.

Sanft umsittige dein Wehen,
Deine Näh' die Betherinn,
Deine Klarheit laß sie sehen,
Und erquickt von dannen ziehn.

Sieh! der Hochbeglückten steigen
Heisse Flehenswünsche nach,
Völker bethen an und schweigen,
Huldigend dem großen Tag,

Der der Menschheit bang verhüllten
Genius mit Hoffnung krönt,
Und den Muth der kampferfüllten
Völker brüderlich versöhnt.

Web', o Heil'ge, deine Milde
Um ihr holdes Angesicht,
Daß am anmuthreichen Bilde,
An der Schönheit sanftem Licht

Sich des Helden Brust erfreue,
Und nach manchem Kampfgewühl
Stille sie ihm Rosen streue
Um das kühn errung'ne Ziel.

Laß die Eintracht und den Segen,
Die ihr jung zur Seite stehn,
Froh gedeihen, Keime legen,
Tröstend durch die Länder gehn.

Daß sie blühend sich entfalten
An dem Frühlingsschein der Ruh,
Und Gedeih'n und Glückeswalten
Führen ihren Völkern zu.

— x y.

Wichtige geographisch-statistisch-historische Neuigkeiten.

Einer der diesjährigen Pariser Taschenkalender: Etrennes mignonnes, curieuses utiles et interessantes betitelt *), tischet dem neugierigen Leser im Kapitel: Géographie statistique et historique, eine Menge so merkwürdiger, neuer, und aus den echtesten Quellen geschöpfter Notitzen auf, daß ich der Versuchung nicht widerstehen kann, einige der wichtigsten wenigstens hier zu übersetzen, um so köstliche Schätze durch dieses Blatt auch für bloß Deutsche Leser gemeinnützig zu machen.

Europa.

Der Fluß Velina in Italien ergießt sich 9 Meilen weit von seinem Ursprunge in den See von Luco, und kommt noch einmahl so stark wieder heraus, als er hinein geflossen ist. Die Forellen in diesem See haben keine Gräten.

*) Chez Demoraine, Imprimeur-libraire, rue du petit Pont, Aux Associés.

In der Grafschaft Tipperary in Irland ist ein Brunnen, der demjenigen, der sich daraus wäschet, Haare und Bart augenblicklich schneeweiß färbet. Wenn er das Gegentheil bewirkte, welch ein Gedränge würde nicht bey diesem Brunnen seyn!

Preußen.

Zu Potsdam findet man Treibhäuser. Friedrich aß so gern frühzeitiges Obst, daß er, ehe diese Treibhäuser angelegt wurden, eine Kirsche oft mit einem Ducaten bezahlte. Im letzten Augenblicke vor seinem Tode beschäftigte er sich noch sehr ernstlich mit seinen — Ananas.

In der Gemählde-Gallerie war ehemahls eine schöne Magdalena von Raphael. Friedrich vertauschte sie aber an den Churfürsten v. Sachsen für ein — Cavallerie-Regiment. Tausche der Art scheinen in jenen Ländern gar nicht selten gewesen zu seyn, denn August II., Churfürst von Sachsen, hat einst auch vom Könige Friedrich Wilhelm I. für ein schönes Dragoner-Regiment 48 große Vasen von Porzellan eingehandelt.

Schweden.

In den Bergwerken von Danmora hört man jeden Mittag punct 12 Uhr einen ganz fürchterlichen Knall. Schwer ist es, von diesem wunderbaren Phänomen eine physische Ursache anzugeben *).

(Der Beschluß folgt.)

Aphorismen.

Wer sich noch wundert, daß das grobe Geschütz der Leiden das Kleingewehrfeuer der Trostgründe so leicht zum Schweigen bringt, der muß bey solchen Affairen noch wenig Pulver gerochen haben.

Wer sich ernstlich in den Beyfall der Welt verliebt, der zieht sich gewöhnlich eine unglückliche Liebe zu.

Junge Mädchen wollen in der Regel wie eine Festung langwierig belagert, junge Witwen wie eine Feldschanze rasch genommen seyn. —

Joh. Eremita.

*) Der Übersetzer findet dieses so schwer eben nicht. Es wird jeden Mittag mit Pulver darin gesprengt.

Notitzen.

Paris, 15. März. — Das kaiserl. Conservatorium hat unlängst eine Art Leichenfest zur Ehre Haydn's, oder vielmehr die Apotheose dieses unsterblichen Tonkünstlers gefeyert. Ein Wappenschild mit seinem Nahmen hing an Guirlanden, um der ganzen Versammlung den Verlust anzudeuten, den alle Freunde der Tonkunst beklagen. Ihr einmüthiges Bedauern war in einer Cantate, mit welcher die Sitzung begann, vollkommen ausgedrückt. Der ungenannte Verfasser fängt mit folgender Stanze an:

Amans des nobles coeurs, à ma douleur profonde
Mêlez de vos douleurs l'accord religieux;
Sur les bords du Danube un chantre aimé des Dieux,
Ce cygne, dont la gloire avait rempli le monde,
Expire en murmurant des sons harmonieux.

Cherubini war von Haydn gekannt und geschätzt, ja er besaß die Freundschaft dieses hochverdienten Greises. Ihm kam es zu, sein Lob zu singen, und er vollzog diesen erhabenen Auftrag auf eine des Helden und seiner gleich würdige Weise. Alle Empfindungen, von welchen der treffliche Tonsetzer, als er zur Feder griff, durchdrungen war, leben und sprechen gleichsam im Eingange. Die Blasinstrumente, dann die Violoncelles, und endlich die Violinen con sordini stimmten die Seele zu schauerlichen und religiösen Gefühlen. Personen, die von Fehlern der eignen Organisation verleitet, die Macht der Töne läugnen, hätten wenigstens eine Art electrischen Schlages, welcher sich dem ganzen Auditorium mittheilte, bey der Zeile des Recitativs:

Comme son nom fameux, son ame est immortelle,

wahrnehmen können, welche vom Musiker mit allen Reichthümern, allem Pompe seines Orchesters ausgestattet war. Diese Sensation läßt so wenig eine Schilderung zu, als die sanftere Wirkung des dreystimmigen Gesanges:

Chantre divin, ton ame libre et fière etc.

Dieß im edelsten, graziösesten Style und künstlerisch weise componirte Stück allein reichet hin, den großen Meister zu verrathen, wenn auch die Stimme des Publicum nicht schon zuvor den Verfasser der Medea und Lodoiska genannt hätte. Der Beginn des Gesanges, vorerst ohne Accompagnement, nähert sich dem Canon, welche Gattung Cherubini liebgewonnen zu haben scheint; was man ebenfalls bey Mozart, und überhaupt bey allen großen Harmonikern beobachten kann. — Alle Reitze der Melodie mußten verschwendet werden, um das Bild auszumahlen:

Un favori des filles de mémoire
Charma jadis le peintre des enfers,
Dans leur palais les enfans de la gloire
Pour l'ecouter, suspendront leur concerts.

Cherubini ließ uns in Wahrheit an den himmlischen Concerten Theil nehmen, und das wieder einfallende Orchester schien mit den Stimmen an Lieblichkeit und Anmuth wetteifern zu wollen. Es würde uns wehe thun, wenn man dieß ausgezeichnete Stück nicht mehr hören sollte; denn mehrere Liebhaber der Tonkunst konnten sich dieß Vergnügen nicht verschaffen, und, wer es genoß, harrt nur desto begieriger darauf.

Die ganze Sitzung war Haydn's Andenken geheiligt. Man führte daher nur Musik von ihm auf. Ein Chor seiner Oper Orpheus biethet große Schönheiten dar, welche aber jenen von Gluck nicht gleich kommen, wo mitten unter den süßesten Gesängen die tiefste Traurigkeit athmet. Noch minder günstig für Haydn fällt die Vergleichung seines Benedictus mit dem Requiem von Mozart aus. Freylich ist letzteres auch Mozart's gelungenstes Werk.

Das Conzert schloß mit einer der brillantsten und kunstreichsten Symphonien von 118, welche uns dieses eben so fruchtbare als erhabene Genie hinterlassen hat.

Florenz. — Den 27. Jän. d. J. ist der durch seine zu Pistoja im J. 1786 gehaltene Synode, und durch viele vortreffliche Hirtenbriefe berühmt gewordene Monsignor Scipione, aus der edeln Familie de Ricci, ehemahliger Bischof von Prato und Pistoja, im 69. Jahre seines Alters, auf seinem Landgute nahe bey Florenz gestorben. Er war ein liebenswürdiger, gefälliger, gelehrter und freydenkender Prälat, wurde aber wegen seiner anzustellenden, sehr vernünftigen Kirchenreform unaufhörlich von dem Römischen Hofe verfolgt, und mußte, um seines Lebens sicher zu seyn, seinen Bisthümern entsagen, und in der Stille auf seinem Landgute leben.



Der Sammler

Donnerstag, den — 50. — 26. Aprill 1810.

Über sinnreiche Hoffeste, welche zugleich Volksschauspiele sind.

(Beschluß.)

Leicht flatterten die goldenen Fahnen und Flaggen mit goldnen Glocken. Die Ruderleute saßen vier und vier in besondre Farben gekleidet. Alle Ruder, Mastbäume und Ketten waren von feinem Silber verfertigt, der Körper von Gold und die Decke von feuerfarbenem Stoff mit Silbersternen. Alle Flaggen waren mit Pomp und Majestät ausgespannt: und Alles glaubte noch nie des erhabensten Königs Galeere mit mehr Pracht und Ansehen segelnd erblickt zu haben. Die Devise derselben war ein Wilder, der einen Löwen überwand. In der Galeere waren 30 dieser Ritter in feuerfarbenen Sammet, mit silbernen Sternen besäet, gekleidet: mit täuschender Schnelle segelten sie wie durch Fluthen, von rauschender Musik begleitet, bis zu des Königs Loge. Die schwere Artillerie gab solche Salven, daß ganz Granada erbebte. Der König, vom Schauspiel entzückt, rief: dieß sey die Krone aller Züge. Dieß war das Losungswort tödtlicher Rache und Schelsucht, und einer von der Gegenparten erwiederte: „Das ist strafbare Verwegenheit dieser Ritter, die Luft um Deinen Pallast und Deine Augen mit dem Dampf dieser Schießgewehre so zu verfinstern und ihren König an Pracht übertreffen zu wollen." „Du denkst unrecht," erwiederte der König; „je reicher, je erhabener und geachteter der Adel eines Königreichs ist, je mehr Ehre es einem König macht. Vom Adel läßt sich nichts Böses erwarten, weil alle seine Handlungen Tugend und Ehre bezwecken müssen."

Nun war die Galeere bey dem Zelte angelangt. Die 30 Ritter stiegen herunter, jeder brach eine Lanze, stellte seine Dame aus, und sie machten unter sich einstudierte Spiele. Viele erhielten Preise. Doch blieb bey jedem der Unternehmer Sieger, und übergab auch dieser 30 Damen Portraite seiner Geliebten. Kaum segelte die Galeere auf der einen Seite ab, als auf der anderen, wie aus Lüften, ein schönes Schloß, von Harmonie ertönend, auf dem Kampfplatze erschien. Auf dem Hauptthurm stand der blutdürstige Mars reich bewaffnet. Die Devise der Fahne gab zu verstehen, daß der Ruhm der Waffen unsterblich mache. Auf der grünen Fahne stand folgende Devise:

> Nicht ist es Tod, den Krieg und Waffen uns geben,
> Wohl aber Ruhm, und ewiges klares Leben.

Die Fahnen des andern Thurms waren blau mit der schönen wahren Devise:

> Sie bezeuget Granada's Ruhm und Pracht,
> Der seine Bewohner unsterblich macht.

Die Fahnen des dritten Thurms waren feuerfarben mit silbernen Glocken und dieser Devise:

> Der wahre Adel besteht in vollendeter Tugend.

Der nur hat den Ruf der Größe, dem Rechtlichkeit stets zur Seite geht.

Aus den Pforten der Thürme kamen acht Ritter zu

Pferd, die den Unternehmer zum Kampf aufforderten. Fünf von ihnen gewannen Preise, die sie ihren Damen gleich verehrten, und dann in der Thurmthüre des wandelnden Schlosses mit Musik und einer Salve von Geschütz empfangen wurden. Endlich zerfiel das Schloß, und die vier Quadrillen der Ritter gaben noch manch schön einstudiertes Spiel zum Besten, bis ein neuer Zug sie verdrängte, und herein fuhr. Es war ein Triumphwagen von Gold, auf jeder Seite mit der Geschichte Granada's, seit der Gründung bis auf den Tag, so wie mit den Nahmen seiner Könige verziert. Auf dem Prachtwagen schwebte wie auf Lüften eine Wolke, aus der bald Wohllaut, bald Donner, bald Blitz erscholl und fuhr, bald Anis und Zuckerwerk regnete. So flog sie durch den Kampfplatz, bis sie vor der königlichen Loge unvermerkt sich aufthat, und in einen sanften blauen Horizont sich verwandelte, der von Sternen flammte. In der Mitte saß auf einem reichen Thron von Elfenbein und Gold ein Mahomed, der eine Krone von goldenen Myrthen in der Hand hielt, und sie auf das Haupt des Portraits eines goldlockigen jungen Mädchens setzte, zu dessen Füßen ein männlich schöner Jüngling saß. Als der Zug vor das Zelt des Unternehmers gekommen war, ritt der Ritter auf einem stolzen Pferde zu einer versteckten Thür des Wagens heraus, und rief Abenamar zu: willst Du? so brech' ich den Grundsätzen deines Spiels zu Folge drey Lanzen mit Dir. Bist du Sieger, so fügst du hier das reitzende Gemählde meiner Dame zu der großen Zahl derer, die Du heut schon gewannst.

Der Streit begann. Der Ritter gewann zwey Lanzen und mußte, weil er die dritte verlor, mit dem Preis eines goldenen Schiffchens sich begnügen, das er seiner Dame während einer Rede mit Beziehung auf seine Hoffnungen überreichte. Dann ritt er wieder in die versteckte Thür des Wagens, die Zauberwolke schloß sich, und schwebte unter Donner und Blitz und dem Zuckerregen hinaus. — Kaum war der Ritter auf der Zauberwolke mit Jubeldank begleitet weggezogen, als ein Eilbothe zum König trat, und einen christlichen Ritter anmeldete, der vor dem Thore von Elvira die Erlaubniß erwarte, mit dem Unternehmer drey Lanzen zu brechen. An einem Tage, wie der heutige, darf der Eintritt niemand versagt werden und jeder Theil an dem königlichen Feste nehmen, sagte der König.

Nun ritt in den Kampfplatz ein reich gekleideter Ritter, der aller Augen mit Wohlgefallen an sich zog. Vor der Loge salutirte er ehrerbiethigst. Der König stand mit dem ganzen Hofe auf, und alle fühlten von Ehrfurcht sich ergriffen. Man erkannte in ihm den Meister von Calatrava, der ein hoch geachteter, obgleich christlicher Kämpfer war. Froh rief Abenamar ihm entgegen: O solltest Du mich auch besiegen, so freue ich mich doch mit allen Anwesenden, daß dieses Spiel durch solch einen würdigen Ritter geziert wird.

Das Lanzenbrechen begann, und alle Zuschauer riefen aus: „Wer sah je solch einen wüthenden tapferen Kämpfer!"

Wer konnte sich den Erfolg denken? —

Er, der Alles im Kampfe gewonnen, verlor zuletzt Alles, zum Schrecken seiner reichen Geliebten, die nun ohnmächtig von der Altane getragen wurde.

Der Meister von Calatrava erhielt die goldene Kette, die, da er von sehr erhabenem Wuchs war, er, an die königliche Loge tretend, der Königinn mit den Worten überreichte:

„Es ist hier niemand, dem man mit mehr Recht und verdienter Art die Kette überreichen müsse, als Dir, verehrte Königinn! Solch hoher Preis kann von der erhabensten Fürstinn genommen werden, die das Ziel und die Krone dieses Festes war!" — Die Königinn wendete sich zu ihrem Gemahl, um in seinen Blicken Billigung zu lesen (denn selbst im höchsten Stand war eheliche Treue und gefällige Ergebenheit darin Tugend); dann nahm sie dankend die Kette an und aller Neid mußte verstummen. D.

Wichtige geographisch-statistisch-historische Neuigkeiten.

(Beschluß.)

Deutschland.

In Deutschland herrschen bey den Begräbnissen fast dieselben Gebräuche, wie in England, denn auch dort wird ein eben so prahlerischer und thörichter Aufwand dabey getrieben. Jedermann läßt sich lange vor seinem Tode seinen Sarg machen, und verwahrt ihn wie ein Heiligthum in seinem Hause. Dieser Sarg muß vom auserlesensten Eichenholze auf das künstlichste gearbeitet und polirt, das Zinn, womit er ausgefuttert wird, so rein als möglich seyn. Letzteres kostet oft 36 Gulden. Das Äußere des Sarges wird mit einem schwarzen Tuche bedeckt, die Handhaben werden wohl übersilbert.

In England begräbt man die Leichname in Wolle, in Deutschland kleiden die Wohlhabendern sie in Seide

die Armen in gewürfelte Leinwand; hauptsächlich aber ist man besorgt, jedem verstorbenen Manne seine schönste Perücke aufzusetzen und diese bestens einzupudern.

Jeder Leichenbegleiter bekommt einen Gulden, dafür muß er aber auch in einer schönen Perücke erscheinen. Je reicher an Locken und Puder diese Perücken sind, desto höher glaubt die Familie des Verstorbenen sich geehrt.

In einigen Gegenden Deutschlands ist es Gebrauch, den Leichnam in Beyseyn mehrerer Weiber in den Sarg zu legen, welchen Bisquit dabey gereicht wird. Von der Dicke dieser Bisquits hängt es ab, ob die Hinterlassenen als freygebig gepriesen werden wollen oder nicht; doch darf dabey eine Krone von Candis-Zucker und ein Strauß von wächsernen Blumen ja nicht vergessen werden, welcher letztere, umgeben von Marzipan, auf einer sehr schönen weißen Serviette dargereicht werden muß. Hauptsächlich aber muß der Nahme des Verstorbenen in großen Buchstaben auf all diesem Confecte zu lesen seyn.

An vielen Orten wird der Sarg von den geschwornen Ausrufern getragen; je mehr deren hierzu genommen werden, desto ehrenvoller ist es für die Familie. Oft nimmt man ein Dutzend geschworner Ausrufer dazu, um ein Kind von vier Jahren zu beerdigen. Ist man nicht reich genug, geschworne Ausrufer zu nehmen, so bedient man sich der Studenten oder auch gemeiner Bürger. Der Leiche eines reichen Mannes folgen auf jeden Fall alle Studenten in der Stadt. Was aber den Leichenzug hauptsächlich ansehnlich macht, sind sechs in antikem Costume schwarzgekleidete Klageweiber, in der Regel die Mägde des Verstorbenen oder der Familie. Diese gehen paarweise so gravitätisch, als ihre Rolle dieß erfordert, einher, und sie singen dabey gewisse Lieder in einem schauderhaft kläglichen Tone, indeß die Schüler Hymnen anstimmen, die zum Lobe des Verstorbenen gedichtet worden sind.

Doch genug, um Deutsche Leser nicht auf einmahl allzugelehrt zu machen! Ists aber nicht wirklich zum Erstaunen, wie genau und gründlich der verdienstvolle Herausgeber dieses niedlichen und doch so lehrreichen Almanachs von solchen Deutschen Merkwürdigkeiten sogar unterrichtet ist, wovon selbst Eingeborne noch kein Wort wissen?

L. v. Wildungen.

Die Händesprache.

Es hat jemand die Bemerkung gemacht — ob sie wahr ist, mögen die Herrn Physiologen entscheiden — daß, gleichwie Übereinstimmung der Charaktere die Seelen zur Freundschaft verbinde, so empfänden auch die Körper ein weit größeres Vergnügen, wenn diejenigen Theile derselben einander berühren, die mit einander übereinstimmen; das Auge begegne am liebsten dem Auge, die Hand fasse am liebsten die Hand, der Mund berühre am liebsten den Mund u. s. w. Diese Beobachtung kann noch sehr fruchtbar an unerwarteten Resultaten werden, kann vielleicht gar Aufschluß über Sympathie und Antipathie geben; hier möge sie vor der Hand uns auf das Kapitel von der Händesprache leiten.

Bekanntlich ist in der Liebe alles excentrisch, jedes Wort ein Geheimniß, jede kleine Versicherung ein Schwur, jede kleine Unwahrheit ein Meineid. Gewöhnliche Menschen können nur sprechen, indem sie den Mund öffnen, Zunge und Lippen bewegen; Liebende hingegen sprechen mit den Augen, mit der Stirn, mit dem ganzen Gesichte, ja sogar mit den Händen. Ein schüchterner Liebhaber hat noch nicht den Mund geöffnet, aber schon hat ein sanfter Händedruck der Geliebten sein Herz verrathen. — Wenn ein Frauenzimmer den Handschuh auszieht, und eine schöne, runde, weiße Hand sehen läßt, so spricht diese Hand zum Vortheil aller der Reitze, die ihre Besitzerinn verbirgt. Eben so laut spricht und warnt eine häßliche, magere Hand, und predigt gleichsam gegen die Lüsternheit. — Auch vom Charakter dessen, dem sie zugehören, legen die Hände nicht selten ein gutes oder böses Zeugniß ab. Verwegene Hände zum Exempel, die allzu deutlich mit einem hübschen Mädchen reden, verkünden die Leichtfertigkeit; wenn hingegen die Hände des hübschen Mädchens dem Eigenthümer der verwegenen Hände eine derbe Ohrfeige geben, so verkünden sie Tugend und Sittsamkeit. Diejenigen Hände eines Liebhabers, die, während des ersten Rendezvous, nichts weiter thun, als einen Hut drehen, bezeugen Blödigkeit und ehrfurchtsvolle Schüchternheit; und Hände, die ganz in den Schooß gelegt werden, bedeuten Trägheit.

Wenn zwey Hände, deren Besitzer zu verschiedenen Geschlechtern gehören, einander recht kräftig drücken, so reden sie in diesem Augenblicke so viel, daß ein Buch dazu gehörte, um es alles aufzuschreiben; die Herzen begeben sich in die Finger, und jeder Finger wird eine Zunge. Auch zwey Freunde sagen sich schweigend auf diese Weise die herzlichsten Dinge. Darum ist der alte Deutsche Händedruck noch immer unter uns in Ehren.

Oft, wenn zwey Liebende durch die Gegenwart einer strengen Mutter oder eines Fremden belästigt werden, reichen sie sich verstohlen die Hände, und diese flü-

ſtern einander zu: es iſt recht fatal, daß wir nicht allein ſind. Die von den Poeten ſo oft gerühmte Augenſprache hat zwar auch ihre Vortheile, ſteht aber doch der Händeſprache weit nach. Im Dunkeln iſt ſie gar nicht zu gebrauchen. Geräuſch macht ſie zwar nicht, aber ein Tauber kann ſie hören, und nur dem Blinden bleibt ſie unverſtändlich; jedem nur halb Sehenden hingegen verräth ſie ſich gar zu leicht.

Wenn der Liebende zum erſten Mahle wagt, die Hand der Geliebten zu faſſen, ſo zieht ſie dieſelbe entweder zurück, und das heißt: ich habe kein Herz für dich; oder ſie duldet es, und das heißt: wem ich es erlaube, mir die Hand zu berühren, der darf hoffen, auch mein Herz zu rühren. Bey verliebten Zänkereyen hingegen wird auch die Hand zurück gezogen, um den Zorn auszudrücken, doch bald wieder ausgeſtreckt zum Zeichen der Verſöhnung.

Was ſagt nicht alles eine Hand, die eine andere Hand zum Munde führt, um dort geküßt zu werden! es geſchieht langſam oder haſtig, zitternd oder kühn, drückt Höflichkeit oder Ehrfurcht, Dankbarkeit oder Liebe aus.

Zwey Hände falten ſich, ihr Eigenthümer bethet — die gefalteten Hände erheben ſich, er bittet — ſie reiben einander, er iſt ungeduldig. Oft bedarf dieſe Sprache nicht einmahl der ganzen Hand, einige Finger, auch wohl nur Einer, ſind hinreichend, um ſich verſtändlich zu machen. Der aufgehobene Finger droht, der gekrümmte winkt, der ausgeſtreckte deutet an. Zwey Finger ſchlagen ein ſo genanntes Knipschen, ein Zeichen der Geringſchätzung; drey Finger ſegnen.

Die Hand gibt, die Hand empfängt. Beydes ſpricht laut, vorzüglich beweiſt das Erſtere ſo wohl das gute Herz des Gebens als das Verdienſt des Empfängers. Die Hand tadelt aber auch, indem ſie zurück weiſt.

Ein Finger auf den Mund gelegt, predigt Vorſicht. Man weiß, daß die Alten den Gott des Schweigens in dieſer Stellung abbildeten. Wie ſie die Venus dargeſtellt haben, weiß Jedermann; die Hände der Göttinn ſagen: ich bin ſchamhaft. Die Grazien faſſen ſich bey den Händen, das heißt: wir ſollen unzertreunlich ſeyn. Zwey Hände, die ſich feſt halten, ſind das Symbol der Treue. — Die geballte Fauſt ſpricht von Wuth und Rache — die gekrümmte Hand fleht um ein Almoſen — die Hand auf das Herz gelegt, betheuert — die Hand an der Stirn denkt — die Hand hinter den Ohren äußert Bedenklichkeiten — der Zeigefinger der Einen Hand über den Zeigefinger der andern geſtrichen, redet ſpöttiſch und ſchadenfroh — die Spitze des Zeigefingers gegen die Spitze des Daumen gedrückt, und dann gegen die Naſe des Gottlieb Merks geſchnellt, iſt die Sprache der tiefſten Verachtung. —

Kurz es gibt nicht leicht eine Empfindung, welche die Hand nicht auszudrücken vermöchte, und ſie erſetzt den Mund nicht allein vollkommen im Sprechen, ſondern ſogar, wiewohl etwas unvollkommen, im Küſſen, denn wenn der Mund nicht nahe der Geliebten kommen kann, ſo wirft die Hand ihr Küſſe zu.

Chansons à l'occasion du mariage de S. M. l'Empereur et Roi, avec l'archiduchesse Marie Louise *).

I. *Ronde au sujet du mariage de* S. M. l'Empereur Napoléon *avec l'archiduchesse Marie Louise.*

Air: *Amousez-vous, trémoussez-vous.*

De nos chants que l'air retentisse!
Un grand empereur,
Qui fut toujours vainqueur,
Joint la tendresse à la valeur.....
Célébrons tous
Des noeuds si doux!
Unissons-nous,
Bénissons tous
Notre Impératrice;
Unissons nous,
Bénissons tous
Son heureux époux!

Napoléon, rendant justice,
Dit à la beauté
Qu'embellit la bonté:
„Venez régner à mon côté!"
Célébrons tous
Des noeuds si doux, etc.

Tendre, aimable et sans artifice,
Et par sa douceur
Charmant notre Empereur,
Marie entendra dire, en choeur:
Célébrons tous
Des noeuds si doux, etc.

Que

*) Die Gedichte, welche auf die Vermählung des Kaiſers Napoleon in Paris erſchienen ſind, charakteriſiren zu ſehr die Franzöſiſche Nation, und haben zu viel Eigenthümliches, als daß wir es unterlaſſen könnten, einige hier mitzutheilen.

Que l'Amour en tout tems unisse
Le myrte au laurier
Sur le front du guerrier.
Qui pourrait ne pas s'écrier:
Célébrons tous
Des noeuds si doux, etc.

A nos époux le ciel propice
Promet un long cours
De plaisirs, de beaux jours,
Entre la gloire et les amours.
Célébrons tous
Des noeuds si doux, etc.

Et pour nous quel heureux indice!
De Napoleon
Un *décret* bel et bon
Fait ouvrir plus d'une prison.
Tristes verroux,
Reculez-vous,
Unissons-nous,
Bénissons tous, etc.

Vous dont le fils est en nourrice,
Honnête indigent,
Ce *décret* indulgent
Vous rend l'enfant et votre argent.
Célébrons tous
Des noeuds si doux, etc.

Soldats, retirés du service,
Qu'hymen vient tenter,
Qui voulez en tâter,
Napoleon va vous doter.
Célébrons tous
Des noeuds si doux, etc.

Que le bon vin par-tout jaillisse!
Chacun, en ce jour,
Doit boire tour à tour
A la Gloire, ensuite à l'Amour.
Célébrons tous
Des noeuds si doux!
Unissons nous,
Bénissons tous
Notre Impératrice,
Bénissons tous
Son auguste époux!

Par un de bon coeur, soldat en retraite.

II. *Hommage à leurs majestés l'*Empereur Napoleon *et l'Imperatrice Marie-Louise, au sujet de l'alliance formée entre les deux augustes familles.*

Air: *Avec vous, sous le même toît,*
Heureux le mortel qui respire!

Comblant les voeux de ses sujets,
Un prince illustre se marie;
Toujours heureux dans ses projets,
Napoleon choisit Marie:
Et fier de célébrer un choix
Dont l'Europe entiére est charmée,
Apollon doit joindre sa voix
Aux cent voix de la Renommée.

Napoleon! à tes transports
Nous mêlerons notre allégresse;
Marie obtiendra, sans efforts,
Notre hommage et notre tendresse:
Par le récit de ses bienfaits,
D'avance l'amour l'a placée
Dans le coeur de tous les français,
Aussi haut que *dans ta pensée!*

Du Nil au séjour des Césars,
Tu fis connaître ta puissance;
Des plus beaux monuments des arts
Ton génie enrichit la France.
Que manquait-il à tes succès?.....
Nous le voyons dans cette fête:
Tu donnes Marie aux français;
Voilà ta plus douce conquête.

L'Amour cherche les grands guerriers
Jusque sur le char de Bellone;
Le dieu joint le myrte aux lauriers,
Pour leur tresser une couronne:
N'as-tu pas des droits bien connus
A cette couronne chérie!
Mais l'obtint des mains de Vénus,
Reçois là des mains de Marie.

Et vous qu'appellent nos desirs,
Venez, aimable Souveraine,
Avec la Paix et les Plaisirs,
Régner sur les bords de la Seine!
Cédez aux voeux de notre coeur,
Cédez à l'Amour qui vous nomme
Pour faire, à la fois, *le bonheur*
Et d'un grand peuple et d'un grand homme!

Pour jamais, sur notre horizon,
Le beau temps succède à l'orage;
Nous n'aurons plus qu'une saison,
Qu'un ciel paisible et sans nuage.
On sait que certain nautonnier
Ne craint plus que la foudre tombe,
Dès que *le rameau d'olivier*
Est apporté par la colombe.

Epoux chéris! avec bonté
Accueillez les voeux de la France:
„Quand la Gloire et la Majesté
„Régnent avec la Bienfaisance,
„Lorsque l'amour d'un peuple entier
„Des Souverains est le partage.....
„Il faut, au moins, un heritier
„Pour un si brillant héritage!"

III. *Sur le Mariage de S. M.* l'Empereur *et* Roi.

POT-POURRI.

Air: *J'ai vu par-tout dans mes voyages.*

Par-tout la riante Espérance
D'un couple auguste suit les pas.
Heureux villageois, que la danse
Parmi vous succède aux combats!
Que vos clairons soient vos musettes,
Vos chants guerriers, de vieux refrains;
Des fifres joyeux, vos trompettes;
Et vos tambours, des tambourins.

Un héros vous donne l'exemple,
Imitez-le sans examen;
De la guerre il ferme le temple,
En ouvrant celui de l'hymen:
Le dieu de la chevalerie
Sous ses drapeaux vient le ranger;
Pour lui l'étoile du génie
Devient l'étoile du berger.

Air: *De mon Hyppolite.*

De Mars affrontant les fureurs,
Long-tems il causa notre crainte;
S'il eût été blessé, nos coeurs
Auraient ressenti cette atteinte:
Mais par d'autres traits, en ce jour,
Le repos du monde s'assure;
Il n'est atteint que par l'Amour,
Et nous chérissons sa blessure.

Quelles fleurs choisir aujourdhui
Pour cette alliance immortelle!
Il faudrait des lauriers pour lui,
Il faudrait des roses pour elle.
Eh bien! pour n'avoir qu'une fleur;
Prenez celle que je propose.
C'est pour la grace et la valeur
Qu'on inventa le *laurier-rose.*

Air: *J'ai vu par-tout dans mes voyages.*

Napoleon, de ton image
Louise a reçu l'heureux don;
Puisses tu, par un autre gage,
Chez nous éterniser ton nom!
Cette preuve de ta tendresse
Sera pour le peuple un bienfait;
Et la France est une maitresse
Qui demande aussi ton portrait.

IV. *Chanson à l'occasion du mariage de S. M.* l'Empereur et Roi *avec d. l'archiduchesse Marie-Louise.*

Air: *Bon, bon, mariez-vous.*

Gai, gai, mariez-vous,
Enfans d'Autriche et de France;
Gai, gai, mariez-vous:
Plus de distance
Entre nous.

Faisons, en cet heureux jour
Où chacun de nous est frère,
Aux feux bruyans de la guerre,
Succéder ceux de l'amour.
Gai, gai, etc.

Au héros par-tout vainqueur
L'Hymen vient d'ouvrir son temple;
Suivons tour-à-tour l'exemple
De son bras et de son coeur.
Gai, gai, etc.

La Reine du fier Germain,
Qui désormais est la nôtre,
Va passer d'un trône à l'autre;
Semons de fleurs son chemin.
Gai, gai, etc.

Quand aux vertus, aux talens,
C'est la gloire qui la donne,
Quel éclat a la couronne.
Sur un front de dix-huit ans!
Gai, gai, etc.

Deux chefs, sous leurs douces lois,
Tiennent notre ame enchaînée;
Puisse la fin de l'année,
A nos voeux en offrir trois!
Gai, gai, etc.

On sait que, sans rejeton,
La rose est l'orgueil de Flore;
Mais on aime mieux encore
La rose unie au bouton.
Gai, gai, etc.

Puissent enfin, dans cent ans,
Bénissant leurs noeuds prospères,
Nos petits enfans, grands-peres,
Répéter à leurs enfans:
Gai, gai, mariez-vous,
Enfans d'Autriche et de France;
Gai, gai, mariez-vous:
Plus de distance
Entre nous.

Gedruckt bey Anton Strauß in Wien.



Der Sammler

Samstag, den — 51. — 28. Aprill 1810.

Mein Söhnlein verplempere dich nicht,

oder:

Reiseabenteuer eines jungen Künstlers. *)

Einleitung.

„Der Junge soll ein Mahler werden," sagte der alte Advocat Spinne zu seiner Frau, der Madame Spinne, „ein Mahler ist in unsern Tagen der glücklichste „Mensch auf Gottes Erdboden."

Die Frau Advocatinn entsetzte sich heftig, denn er hatte ihr mütterliches Ansehen angetastet. Der Junge soll ein Mahler werden, hatte er gesagt. Dieses Soll, ohne ihr Will, schien ihr für einen Ehemann doch gar zu keck. Er pflegte sie zwar immer seine zweyte Hälfte zu nennen, und sie nannte ihn hinwiederum ihr anderes Ich; aber zum Unglück paßten die Hälften so wenig zusammen, als die Stücke von Olbers zersprungenen Planeten, deren Jedes seine eigene Bahn wandelt, und das andere Ich wurde zum Nichtich, so oft es mit dem Ich der Lebensgefährtinn in Eins verschmelzen sollte.

„Der Junge soll kein Mahler werden," sagte Madame Spinne, „denn ich wüßte gar nicht, warum er nicht „auch Processe führen könnte, so gut, und vielleicht noch „besser, als Du?"

Herr Spinne. Lieber möchte er Kastanien braten, oder in einem Weinkeller den Gästen die Austern aufmachen.

Frau Spinne. Ich denke doch, mein Schatz, du habest dich über die Themis nicht zu beklagen?

Herr Spinne. Ich beklage mich auch nicht über die alte Themis, sondern über die neue. Ein halbes Jahrhundert hindurch habe ich jener gedient; ihre Gesetze verstand ich; in ihrem Irrgarten wußte ich alle Wege und Stege zu finden. Nun soll ich im Alter das Neue lernen, ohne Überzeugung, daß es für uns das Bessere sey.

Frau Spinne. So laß es bleiben. Du hast deine Schäfchen im Trockenen. Nun möge unser Ludwig auf die Weide treiben. Er kennt das Alte noch nicht, ihm wird es nicht schwer fallen, das Neue zu lernen.

Herr Spinne. Sehr wohl; aber wer steht ihm dafür, daß um zehn Jahr das Neue wieder einem Neueren Platz machen muß? Die Kunst hingegen ist und bleibt unabhängig, kein Schwert erreicht sie, kein Coder bringt ihr neue Formen auf. Der Mahler wandert aus, wenn es in der Heimath ihm nicht mehr behagt;.

*) Aus einigen unzusammenhängenden Worten einen kleinen Roman zu verfassen, ist ein angenehmes Spiel des Witzes und der Einbildungskraft, welches allen Gesellschaften, aus denen die Karten verbannt sind, empfohlen werden kann. Die sechs Worte, welche dießmahl auf Befehl einer liebenswürdigen Dame, zu einer romantischen Heirathsgeschichte verarbeitet werden sollten, waren folgende: Königinn, Wäscherinn, Bildergallerie, Haar, Aderlassen, Modell.

mit Palette und Pinsel ist er überall willkommen. Er findet Brod, so lange die Eitelkeit der Menschen währt, das heißt — ewig. Das Mädchen läßt sich mahlen für den Geliebten, der Vater für seine Kinder, der Gelehrte, um in Kupfer gestochen zu werden; und nun vollends der Soldat! der begnügt sich nicht einmahl mit einem gewöhnlichen Porträt; der muß in der Schlacht vorgestellet werden; das gibt schöne Gruppen, das muß gemahlt werden, es koste, was es wolle, er kanns bezahlen, er hat genug requirirt. So fühlt der Mahler seinen Beutel, wann, wie und wo er will, ruht oder arbeitet nach Belieben, sammelt sich ein Capital, und sucht am Ende ein ruhiges Plätzchen, um es ruhig zu verzehren.

Madame Spinne fühlte wohl, daß in den Worten ihres andern Ichs viel Wahrheit liege; da aber der Gedanke ganz allein von ihm herkam, so konnte er doch unmöglich unwidersprochen bleiben. Zuerst bemerkte sie ein wenig spöttisch, daß zum Juristen kein Genie gehöre, wohl aber zum Mahler, und daß es zweifelhaft sey, ob der kleine Ludwig vom Geiste seiner Mutter so viel geerbt habe, daß diese Erbportion ihn zum Mahler qualificiere. Herr Spinne war so galant, sie zu versichern, daß der Junge keine Ader von ihm habe, und auch bereits so viele dumme Streiche mache, daß an seinem Genie gar nicht zu zweifeln stehe. Diesem Grunde ergab sich die zärtliche Mutter. Wohl! der Junge soll ein Künstler werden. Damit es doch aber nicht heißen möchte, sie habe zum ersten Mahle während ihres fünfzehnjährigen Ehestandes unbedingt nachgegeben, so verwarf sie die Mahlerey und wählte die Bildhauerkunst, weil es gewisser Maßen eine seltnere, vornehmere Kunst sey, die übrigens eben so viel und vielleicht noch mehr eintrage als jene, weil Creti und Pleti, Flachköpfe und gebuckelte Schädel sich in unsern ruhmdurstigen Zeiten abformen und en buste repräsentiren ließen, um auf einem Piedestal den Winkel eines Zimmers zu zieren; weil ferner die Kunstproducte eines Bildhauers weniger der Vergänglichkeit und Zerstörung unterworfen seyen, als die eines Mahlers, indem zum Beyspiel von Phidias noch manche Kunstwerke bis auf uns gekommen, doch kein einziges von Polygnot; endlich und hauptsächlich, weil es ihre Idee war, und sie nun das schwere Bekenntniß nicht abzulegen brauchte: mein Mann hat den Plan entworfen. Allein der Advocat Spinne beharrte eben so steif und fest auf seiner Meinung, als Madame Spinne auf der ihrigen, und so sah man sich endlich gezwungen, einen Mittelweg einzuschlagen, der beyde Theile zufrieden stellte; der kleine Ludwig sollte nähmlich beyde Künste erlernen und treiben, da man sich erinnerte, daß auch Michel Angelo Buonarotti in beyden gleich groß gewesen sey.

So wurde der Knabe zum Künstler gestämpelt, ohne Gall zu Rathe zu ziehen. Glücklicher Weise kam die Natur den Launen der Ältern zu Hülfe, und entwickelte wirklich seltene Talente in ihm. Alles, was die Vaterstadt und die Kunstschulen in Dresden und Wien an Hülfsmitteln darbothen, wurde benutzt, und in seinem zwanzigsten Jahre hatte er es schon so weit gebracht, daß nur noch eine Wallfahrt zu den Kunsttempeln in Italien und Frankreich erforderlich war, um ihn den Meistern zuzugesellen.

Der Vater hielt die Reise für überflüssig, denn Ludwig hatte ihn bereits in einem schwarzen Sammetrocke mit dem Corpus juris unter dem Arme gemahlt, und so wohl getroffen, daß die alte Köchinn sich nicht genug darüber verwundern konnte. Die Mutter hingegen war von dem Gedanken, Briefe aus Paris zu erhalten, die sie in ihren Theegesellschaften vorlesen könnte, dermaßen entzückt, daß sie dem andern Ich so lange in den Ohren lag, bis es der zweyten Hälfte den Sieg zuerkannte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Epigramme.

Einladung.

Willst Du bey dem Baron nicht mit mir speisen?
Gelehrte triffst Du stets bey seiner Tafel an,
Da kann ich Wieland Dir und Göthen täglich weisen,
Von Porzellan.

Gnädige Bewilligung.

Auch hat die Arzeney
Der Informator frey;
Weil bey den Junkern ihm kein Ärgerniß gebricht,
Bezahlt er auch den Apotheker nicht.

Ludwig Giseke.

Haßan Artaz.

Der Engländer Donald Campbell mußte in Privatangelegenheiten eine Reise nach Ostindien machen, und hatte den großen Landweg gewählt. Er war bereits über Venedig und Latichea (an der Syrischen Küste) in Aleppo angekommen, und beschloß von da mit einem Türkischen Courier, dem Tartar Haßan Artaz, nach Bagdad zu gehen. Die Begebenheiten dieser Reise beschreibt er folgender Gestalt:

Wir verließen Aleppo den sechsten Januar 1785, nachdem ich mich auf's sorgfältigste verkleidet und einen Syrischen Bedienten, der zugleich den Dollmetscher zwischen uns machen sollte, für diese Reise angenommen

hatte. Aus Vorsicht kam ich indeß mit dem Tartar dahin überein, er solle mich überall für seinen Sclaven ausgeben, indem mein Leben, bey dem geringsten Verdachte meines wahren Standes, in Gefahr zu seyn schien. So brachen wir an einem heitern Morgen alle wohl beritten und mit Lebensmitteln wohl versehen von Aleppo auf. Wir hatten kaum einige Stationen zurückgelegt, als ich den Tartar — meinen Courier — trotz seiner abschreckenden Physiognomie von Herzen liebgewann. Er war in der That ein guter ehrlicher Kerl, der mir alles zu Gefallen that. Immer dienstfertig, unaufhörlich zu meiner Seite, ritt er schnell oder langsam, wie es mir gefällig war. Wollte ich anhalten, absteigen oder liegen bleiben, wollte ich Pferde wechseln, er that alles mit der größten Gefälligkeit. Auf seine Courierschaft bildete er sich nicht wenig ein, und nahm es bey andern Leuten gar gewaltig scharf damit. Wo wir nur anhielten, besonders bey großen Caravanserais (Nachtherbergen) ließ er so gleich seine Stimme erschallen: „Im Nahmen des Sultans, ihr Hunde! schafft Pferde und Lebensmittel herbey!" dabey ging es dann nie ohne Peitschenhiebe ab, und alles mußte ihm zu Gebothe stehen. Wir mochten sechs Tage und Nächte unsere Reise mit wenig Ruhepuncten auf diese Art fortgesetzt haben, als wir endlich Diarbekir, in einer reitzenden Ebene an den Ufern des Tygris, erreichten. Hier hielt es mein Tartar für nöthig, in der Caravanserai eine Farçe aufzuführen, die ich noch jetzt nicht ohne Lachen denken kann. Ich weiß nicht, war es Vorsicht oder Muthwille, auf einmahl fing er an, die Rolle eines gebietherischen Herrn zu spielen. Wir saßen beym Essen, er natürlich oben an und ich in ziemlicher Entfernung tief, tief unter ihm. „Hier Sclave!" sagte er mit einer unnachahmlichen Mischung von Stolz, Verachtung und heimlicher Gutmüthigkeit, — „hier Sclave!" — indem er mir einen Theil seines Pillau (dickgekochter Reis mit Hühner- Rind- und Hammelfleisch) und seiner gebratenen Vögel hinreichte — „Hier Sclave! — da hast du deine Mittagsmahlzeit!" — Alle seine Mienen, seine Gesten, seine Attitüden — alles paßte dazu; es war unmöglich, einen bessern Schauspieler zu sehen. Ich konnte mich dabey des Lachens nicht enthalten, und platzte unwillkührlich damit heraus. Kaum ward er es gewahr, so fuhr er von seinem Sitze auf, stemmte die Hände in die Seite, starrte mich drohend an, zog die Augenbraunen bis an den Turban in die Höhe, bewegte seinen Schnurbart heftig hin und her, und befahl mir endlich zornig hinaus zu gehen. Ich gehorchte, und augenblicklich kam er mir nach. Die Pferde! die Pferde! rief er einmahl über das andere, und schien vor Wuth außer sich zu seyn. Unter tausend Flüchen befahl er mir aufzusitzen, drohte mir den Bauch aufzuschlitzen, und schwang mir seine Peitsche immer über den Kopf herum. Endlich kamen wir ins Freye. Lächelnd nahm er seinen vorigen Ton wieder an, und empfahl mir die strengste Behuthsamkeit. Er hatte Recht, ich folgte ihm mit der größten Bereitwilligkeit, und so sprengten wir nun bald im Gallopp durch die Straßen, bald hielten wir wieder ruhig in den Caravanserais an; bald würdigte er mich kaum eines Blicks, bald ließ er mich wieder an seiner Seite sitzen; kurz er spielte seine Rolle mit einer Feinheit und einer Geistesgegenwart, worüber ich oft in Erstaunen gerieth. So kamen wir z. B. einige Tage nachher Abends in einer Caravanserai an. Mein Tartar behandelte die Leute mit seiner gewöhnlichen Heftigkeit, und setzte sich endlich brummend zum Essen hin; kaum hatte er aber den sehr wohlschmeckenden Pillau gekostet, als er ihn verächtlich von sich schob. — „Hier Dschimel (so nannte er mich, um meinen Nahmen Campbell, den er Kamehl verstand, zu übersetzen) sagte er, nimm den Quark, und stopfe dir deine grobe Kehle damit voll; — es ist doch nur für einen Franken *) gut!" — Man kann denken, wie demüthig ich die Schüssel annahm, und wie willkommen mir dießmahl sein angeblicher Ekel war. Jetzt kam es an das Fußwaschen. — „Wohlan ihr Sclaven!" sagte er mit einem gebietherischen Tone, indem er sich auf seinem Küssen wiegte, „der beste von euch Hunden soll mir die Füße waschen! — Es ist eine Ehre für euch, dem Bothen des Sultans der Welt und des Sohns des Propheten diesen Dienst zu thun!" — Der arme Kerl, der sich jetzt dazu anschickte, antwortete ihm mit der größten Unterwürfigkeit: „Gesegnet sey mein Herr der Sultan und Preis sey Gott unserm Herrn und seinem Propheten Mahomed!" „Ja, ja!" fuhr mein gebietherischer Tartar fort: „Ja, ja! segne Gott und Mahomed und bethe für seinen Diener den Sultan und alle die, die, wie ich, an seiner Stelle sind, daß sie euch elenden Sclaven nur das Leben lassen! Hier! du sollst selbst die Füße dieses Franken waschen! — komm Dschimel!" indem er sich mit einer Art von Herablassung nach mir umdrehte, „halte die Füße hin, — hörst du? halte die Füße hin, ich befehle es dir." Der arme Mensch gehorchte, aber man sah es ihm an, wie nahe ihm diese Kränkung ging. Plötzlich erhob sich der Tartar von seinem Küssen, schritt gravitätisch durch das Zimmer, nahm seine Pfeife aus dem Munde, bewegte sie langsam hin und her, und sagte halb außer sich vor Stolz und Selbst-

*) Franke heißt im Orient jeder Abendländer.

Inhalt.



Der Sammler

Dinstag, den — 52. — 1. May 1810.

Mein Söhnlein verplempere dich nicht,
oder:
Reiseabenteuer eines jungen Künstlers.

(Fortsetzung.)

1. Die Königinn.

Ludwig begab sich also auf den Weg nach Paris, mit Wechseln, Mutterpfennigen und guten Lehren reichlich versehen. Zu den letztern gehörte besonders die tausend Mahl wiederhohlte Warnung der Madame Spinne: „mein Söhnlein verplempere dich nicht!"

Wenn die guten Mütter sich fein erinnerten, daß man einst von jedem unnützen Worte Rechenschaft ablegen soll: — so würden sie ihre reisenden Söhne mit solchen Ermahnungen verschonen, die, bey dem besten Willen sie zu befolgen, doch nur so lange im Gedächtnisse bleiben, als es dem Zufalle beliebt. Dem jungen Künstler selbst schien seine Freyheit so kostbar, daß er fest beschlossen hatte, sie nie zu veräußern, wenn auch die schönsten Augen von der Welt ihn darum ansprechen sollten. Mit diesem löblichen Vorsatze erreichte er wirklich die Gränzen von Frankreich, und da er auf dieser Reise ganzer vier Tage zugebracht, auch in manchem Posthause manches hübsche Mädchen gesehen hatte, so hielt er sein Herz nunmehr für eben so unverwundbar, als den in den Styx getauchten Achilles.

Wohlgemuth kam er eines Abends in eine kleine Stadt zwischen Straßburg und Paris. Das Wetter war schlecht, der Abend sehr dunkel, er beschloß zu übernachten. Die Zeit wurde ihm lang, das sagte er dem Postmeister, der ihm sogleich einen geschriebenen Comödien-Zettel unter die Augen schob.

„Wir haben hier eine Gesellschaft von vortrefflichen Künstlern," sagte er mit jener wichtigen und jeden Widerspruch verbittenden Miene, die den Franzosen, besonders wenn sie von der Kunst sprechen, so eigen ist. „Es sind Leute darunter, die sich auf dem Théâtre français, dem Einzigen in der Welt, formirt haben; indem alle Billette, die herausgetragen, alle Stühle, „die gesetzt wurden, durch ihre Hände gingen; ja mein „Herr, wir besitzen einen zweyten Talma, der den Orest, „gleich Jenem, mit nackenden Armen spielt. Eilen Sie! „heute gibt man Semiramis. Eine junge Künstlerinn „wird debütiren. Man sagt, sie sey schöner als Mademoiselle George, und spiele wenigstens eben so gut."

Ludwig war kein Liebhaber von Französischen Trauerspielen, deren unnatürlicher Pathos eben so weit über die eine Gränze schweift, als der Deutsche Conversations-Ton über die andere, aber die Langeweile trieb ihn hin. Er betrat eine von Bretern zusammengeflickte Bude, in welcher die schöne Welt des Städtleins sich versammelt hatte, und mit ungestümem Verlangen dem Aufrollen des Vorhangs entgegen sah. Fünf Nasen mit Brillen bewaffnet saßen im Orchester, und spielten auf fünf Violinen die Ouvertüre des Barbiers von Sevilla, wor-

auf die vier ersten Scenen von Voltaire's Semiramis durch einige Babylonier in Römischem Costüm und einen Oberpriester im geblümten Schlafrock abgeleyert wurden. Zu Anfang der fünften Scene erschien die Königinn im Hintergrunde, auf ihre Vertraute gestützt. Nie hatte Ludwig eine schönere Gestalt noch ein lieblicheres Gesicht erblickt. Von ihrem ersten Erscheinen an sah er nur noch sie, obgleich die Prinzessinn Azema auch ein recht hübsches Mädchen mit feurigen Augen war. Das Publicum schien sein Wohlbehagen zu theilen, denn es empfing die junge Debütantinn mit einem so wüthenden Händeklatschen, daß die Bude zitterte, und die von der Decke herabhängende Lampe sich bewegte.

Die Königinn von Babylon verbeugte sich tief vor ihren Richtern von Krähwinkel, und lehnte sich dann wieder auf Otamens Arm. Als sie endlich zu sprechen anhub: „O Schleyer des Todes! wann wirst du meine „bethränten, müden Augen verhüllen!" Da vollendete ihre sanfte, bebende Stimme den mächtigen Eindruck, den ihre reitzende Gestalt auf den jungen Fremdling gemacht hatte. „Mein Söhnlein verplempere dich nicht!" flüsterte der Genius der Mutter ihm zu; aber Ludwig war taub für jede andere Stimme, als die, welche so süß von der Bühne herablispelte.

Umsonst machte das Publicum mit dem flüsternden Genius gemeinschaftliche Sache, indem es, nach dem ersten Wohlgefallen an der schönen Gestalt der Semiramis, das entschiedenste Mißfallen gegen ihr Spiel an den Tag legte. Bekanntlich soll die Königinn von Babylon, gleich nach den ersten Seufzern um den Tod, den Schatten des Ninus zu sehen glauben, und den höchsten Schrecken ausdrücken. Das meinte sie genügend zu vollbringen, wenn sie, an die Vertraute sich schmiegend, sich gleichsam hinter ihr verbergend, starr und bebend nach einer Gegend schaute, und wirklich fand Ludwig diesen Ausdruck wahr und folglich schön. Die Französischen Zuschauer hingegen, die es besser verstanden, erwarteten, daß sie ein wenig rasend auf der Bühne herum rennen, den Leib einziehen, die Arme weit voraus strecken, mit allen zehn Fingern zittern und dabey aus hohler Brust heulen sollte. Da von alle dem nichts geschah, so ließ sich bald ein leises Murmeln vernehmen: „sie hat „keine moyens — Schade um die hübsche Figur —" Nach und nach wurde das Murmeln immer lauter, die Stöcke der Kenner klopften auf den Boden, die Pfeifen der Kritiker schwirrten dazwischen, die arme Königinn war mehr todt als lebendig. Ludwig ärgerte sich, daß er blaß wurde. Er zischte seinen Nachbarn entgegen, wie einst Göthe bey der Aufführung des famösen Alarcos, um sie zum Schweigen zu bringen; allein er bewirkte nichts dadurch, als Hohngelächter und verdoppeltes Geräusch. Er erhub seine Hände, und klatschte aus allen Kräften, um eine Gegenparten zu erwecken; aber niemand klatschte mit, und fast hätte er über sein einzelnes Klatschen mit einem Militär Händel bekommen, weil bekanntlich die Militärs in allen Theatern das große Wort, nicht selten sehr zur Unzeit, führen. Es blieb folglich dem armen Ludwig nichts weiter übrig, als ein wenig mit den Zähnen zu knirschen, und die bebende Semiramis herzlich zu bemitleiden. Diese Empfindung drückte er, während einer kleinen Pause, gegen einen ältlichen Mann aus, der, mit dem Kinn auf dem Stockknopf gedrückt, ruhig neben ihm saß, und weder pochte noch pfiff.

„Mein Herr," sagte der Mann, „die Demoiselle Nina hat diese Züchtigung verdient, denn sie spielt in „der That sehr schlecht, und hätte sich nie unterfangen „sollen, vor einem so gebildeten Publicum, als das „unsrige ist, aufzutreten. Indessen zweifle ich nicht, man „würde glimpflich mit ihr verfahren seyn, da sie sehr „jung, sehr hübsch und sehr bescheiden ist; aber sie hat „die Unbesonnenheit begangen, wenigstens ein Dutzend „unserer reichsten und liebenswürdigsten jungen Herren „durch eine unerhörte Prüderie vor den Kopf zu stoßen, „ja sie hat nicht einmahl Einen begünstigten Liebhaber, folglich niemanden, der eine Parten für sie geworben hätte. Ihr geschieht ganz Recht."

Bey den letzten Worten schnupfte er eine Prise Tabak, und pflanzte sein eiskaltes Gesicht wieder auf den Stockknopf, ohne zu ahnden, daß er den Liebespfeil, der bis jetzt Ludwigs Herz nur ein wenig geschrammt, ihm durch diese sinnreiche Erklärung tief hinein gedrückt hatte. Ludwig blickte nun mit inniger, zärtlicher Wehmuth auf die schöne, unglückliche Königinn, die, gegen Ende des zweyten Acts, die Mißhandlungen der Zuschauer nicht länger ertragen konnte, sondern ohnmächtig die Bühne verlassen mußte, worauf eine lange, hagere Person, der alte Liebling des Publicums, die Rolle fortspielte, und so entsetzlich wüthete und heulte, daß die Zuschauer sich die Hände wund klatschten und vor Entzücken wollüstige Thränen vergossen.

So bald Ludwig gewiß war, daß die schöne Nina nicht mehr erscheinen würde, verließ er die Bude mit dem Bilde des lieblichen Mädchens im Herzen, und mit dem heftigsten Verlangen sie zu sprechen. Daß es unschicklich sey, dieses Verlangen noch am nähmlichen Aben-

de zu befriedigen, fühlte er wohl, da sie jetzt schwerlich in der Stimmung seyn konnte, Fremde zu empfangen. Er verschob also seine weitere Reise auf unbestimmte Zeit und seinen Besuch bis auf den andern Morgen. Die Nacht brachte er schlaflos zu, hin und her sinnend, unter welchem Vorwande er sich bey ihr wolle melden lassen. Er stand aber bereits vor ihrer Thür, ohne etwas anders ausgesonnen zu haben, als das gewöhnliche Compliment: ein Fremder lasse um die Ehre bitten, der Demoiselle Nina aufzuwarten. Eine alte, grämliche Weibsperson, die den Auftrag brummend übernahm, kam mit der Antwort zurück, Mademoiselle empfange keine Besuche; wenn der fremde Herr ein Geschäft habe, so möge er sich an ihren Vater wenden.

So unangenehm es auch für einen Verliebten ist, wenn ihm der Vater für die Tochter untergeschoben wird, so ergab sich doch Ludwig mit guter Art in den Wechsel, hoffend, den Vater durch seine Treuherzigkeit zu gewinnen, und von ihm selbst zu der schönen Nina geführt zu werden. Ein alter kränklicher Mann erschien, der unter den buschichten Augenbraunen mißtrauische Blicke auf den fremden Jüngling richtete, und ihm, auf die hergestammelte Erklärung, daß er ein Reisender sey, der gestern im Theater von den Reitzen seiner Tochter so sehr bezaubert worden, daß er die Stadt nicht verlassen könne, ohne ihr persönlich zu huldigen, sehr trocken antwortete:

„Mein Herr, wenn sie auch nicht einer Unglücklichen spotten, wie ich, nach dem, was gestern vorgefallen, wohl vermuthen dürfte, so ist doch unsere Lage von der Art, daß wir durchaus keine Besuche von jungen Leuten annehmen dürfen. Wir haben aus den Trümmern unsers Wohlstandes nichts gerettet als unsern guten Ruf, den wollen wir erhalten, darum verzeihen sie.“ — Bey den letzten Worten machte er eine Verbeugung, und wollte sich zurück ziehen. Ludwig wagte noch einen Versuch. Er gab zu erkennen, daß er Mahler und Bildhauer sey, daß er in der schönen Nina ein Ideal gefunden, welches er durch den Pinsel oder Meißel darzustellen wünsche, daß dieses Verlangen sich bloß auf seinen Enthusiasmus für die Kunst gründe, und daß er sogar mit Vergnügen die Zeit vergüten würde, wenn Mademoiselle die Gefälligkeit haben wollte, ihm, in Gegenwart ihres Vaters, einige Stunden zu sitzen.

Aber auch diese, in großer Verwirrung herausgestammelte Bitte wurde mit höflicher Kälte versagt. Ludwig setzte sich mit großem Unmuthe auf den Postwagen, und fuhr träumend nach Paris.

(Die Fortsetzung folgt.)

Das Herannahen des Frühlings.

Noch keine Knospe, keine Blüthe,
Doch Sturm und Winter sind entfloh'n,
Und für mein kindliches Gemüthe
Entwickelt sich der Frühling schon;
Für dieses zärtliche Erwarten
Wird jeder Weg ein Blumengang,
Die ganze Welt ein Rosengarten,
Und jeder Ton ein Maygesang.

Der Götter Himmel steht mir offen,
Mir lacht der Zukunft Genius; —
Ach! unser Sehnen, unser Hoffen,
Ist unser edelster Genuß!
Hast du auch alle Erdengaben,
Und jeder Wunsch ist dir erfüllt,
Du wirst dich dennoch ahndend laben
An deiner Zukunft Isis-Bild.

Der Lenz erscheint, entzückt und schwindet,
Denn flüchtig liebt der Schönheit Strahl,
Und nur in weiten Fernen findet
Der Geist sein theures Ideal.
Umtanzt von Reihen rascher Horen,
Hat nichts für uns Beständigkeit;
Der Augenblick, uns kaum geboren,
Wird plötzlich zu Vergangenheit.

Vergangenheit und Zukunft binden
Uns an das Reich der Phantasien;
Erinnerung und Sehnsucht winden
Uns einen Kranz von Immergrün.
Nein, nicht in diesen Wirklichkeiten
Ist's, wo man wahres Glück gewinnt;
Wir leben nur in schönern Zeiten,
Die nicht mehr sind und noch nicht sind.

Gibt's Lenze, welche nie verblühen?
Und Rosen, die kein Sturm verwehr?
Gibt's Sonnen, welche nie verglühen,
Ein Paradies, das nie vergeht? —
O laßt dem kranken Herz den Glauben
An Leben und Unsterblichkeit,
An Edens Amaranthenlauben,
An Lethe und Vergessenheit!

K. Habermann.

Die sechs Ehestands-Orden,

nach Joh. Agricola.

Der erste Orden in dem Ehestand heißt: Benedictiner-Orden; da schlafen sie auf einem Küssen, und währet das erste Jahr, welches man nennet das Küß-Jahr, oft auch nicht vier Wochen. Da gehet es also zu: Der Mann sagt: Weib wollen wir essen? Wie wollen wir es machen? Das Weib antwortet: Wie du willst, mein lieber Mann, so will ich auch. Dann ist eitel Fried' und Einigkeit, Segen und Benedicere, wovon auch der Orden seinen Nahmen hat. Der andere Orden heißt Prediger-Orden. Denn wenn die Liebesgluth so zunähme, als sie abnimmt, so würde der

Eine den Andern vor Liebe verzehren, deshalb hört der Benedictiner-Orden auf, wenn sie ihren Vorwitz gesättigt haben. Nun entstehen zweyerley Gedanken; sie will ein Ding also haben, er wills anders haben; er sieht an ihr, was ihm mißfällt, und tadelt sie; sie will dieses nicht leiden, und predigt dagegen. Er flucht, sie schilt; er murrt, sie sieht sauer. Wenn nun der Muth der Frau so aufbrausen will, daß sie dem Mann kein Wort verschweigen und nachgeben will, dann beginnt der dritte Orden, der Orden der Deutschen Herren. Der Mann greift zum Schwert, und zwingt die Frau mit Gewalt zum Stillschweigen, oder die Zungenheldinn muß seine Streiche fühlen. Dann folgt der Cartäuser-Orden; da hält man Silentium, sie gehen mit einander zu Bett und zu Tisch, und keiner spricht dem andern ein Wort zu. Der fünfte Orden ist der Barfüßer, die dürfen kein Geld bey sich tragen; der Mann vertraut dem Weibe weder Heller noch Pfennige, und läßt sie eine Weile auf ihrem Kropf sitzen, bis sie kirre wird. Den Beschluß macht der Orden der willigen Armen: Sie oder Er nehmen einen heimlichen Abschied, und liegen keine Nacht da, wo sie die andere lagen; sie gehen nach Straßburg und wohnen zu Bethlehem.

Reflexionen der Frau von Necker.

(Nach dem Französischen.)

Gewohnheit und Aufmerksamkeit, das sind die zwey großen Erziehungsmittel, auf welche man seine Sorge und sein Nachdenken richten muß.

Die Zeit ist wie der Raum; man mißt sie nur nach den Gegenständen, die sie ausfüllen.

Der innere Sinn des Gehirns gleicht einem Clavier: man muß öfters darauf spielen, wenn man nicht die Gewohnheit der Arbeit und der Aufmerksamkeit verlieren will.

Die Künste sind die Frucht der Erfahrung der Jahrhunderte.

Bonmots sind in den Ländern am häufigsten, wo man sich nicht zu sagen getraut, was man eigentlich denkt; denn sie bestehen überhaupt darin, seine Ideen nur halb anzudeuten.

Notizen.

Wien. — Am 27. April 1810 feyerte der gute Geschmack in der Tonkunst ein glänzendes Fest. In dem k. k. Hof-Theater nächst dem Kärnthner-Thor wurde zum Vortheile der Hof-Operistinn Mlle. Milder, Glucks Alceste in Italienischer Sprache gegeben.

Dieses Singspiel gehört bekannter Maßen in die erste Reihe von Glucks unvergänglichen Werken. Der Charakter, der alle seine Opern zu bisher noch nie erreichten Modellen erhebt, spricht die Zuhörer auch in dieser aus jeder Scene an. Überall Natur im Gesange; Einfalt der Begleitung; Wahrheit im Ausdrucke; Innigkeit des Gefühls! Keine Textwiederhohlungen, als wo sie hin gehören; keine Überladungen im Accompagnement; nie wird die Aufmerksamkeit durch das Orchester von der Singstimme abgezogen; immer herrscht diese, und wirkt, und reißt hin, und macht vergessen, daß Instrumente sie begleiten! — Nichts ist da Form und Mode, Alles ist Natur und Gefühl! — — Heiliger Gluck! Was würdest du sagen, wenn du unsere meisten Singspiele von heut zu Tage hören könntest? Viertelstundenlange Arien aus einem Texte von vier Zeilen gesponnen; Melodien, unter welche jede Poesie, ad libitum, gesetzt werden kann; die Singstimme entweder zu Instrument-Passagen gemißbraucht, oder durch das Orchester gedeckt, und letzteres in immer steigender Anstrengung, so daß die Blase-Instrumentisten, wegen des non ultra posse, nächstens durch Mälzlische Maschinen werden ersetzt werden müssen; statt Neuheit — Bizarrerie; statt Natur — Künsteley; statt Feuer — Getöse; und — wenn es uns noch gut wird — statt Genie — Fleiß!

Dennoch scheint die Schuld dieses mächtigen, für wahre Freunde und Verehrer der Tonkunst so traurigen Unterschieds nicht im Mangel an geschickten, talentvollen Componisten (deren wir eine nicht unbeträchtliche Zahl besitzen) sondern vielmehr darin zu liegen, daß die meisten dieser Herren es bequemer finden, dem Geschmack des Publicums zu fröhnen, wie er ist, als ihn zu bilden, wie er seyn sollte, und mehr dahin arbeiten, sich das Händeklatschen der Menge, als den leisen Beyfall der Kenner zu erwerben. —

Mlle. Milder sang den Part der Alceste; und bestätigte den unläugbaren Satz, daß sie für Gluckschen, das heißt: für den einzig wahren Operngesang, einzig sey! — Mögen ihre Feinde, oder vielmehr ihre Neider (denn nur diese können ihre Feinde seyn) immerhin eine geläufige Gurgel ihrer unvergleichlichen Stimme, und seiltänzerische Passagen ihrem hinreissenden Gesange vorziehen; gerne wird sie die Herrschaft über die Ohren Andern überlassen, da ihr immer jene über die Gemüther bleiben wird. — Sie wurde am Ende des Singspiels mit ungetheiltem Enthusiasmus herausgerufen, und hatte die Bescheidenheit, die vollendetste Ausführung einen gewagten Versuch zu nennen.

Wie nachtheilig es sey, wenn junge anfangende Sängerinnen, denen die allzugroße Nachsicht des hiesigen Publicums glauben macht, sie könnten schon Etwas, während sie noch kaum ein Lied gehörig vorzutragen wissen; wie nachtheilig, sagen wir, es sey, wenn solche Sängerinnen sich schon für zweyte Parte zu gut dünken, davon haben wir in diesem Singspiele ein leidiges Beyspiel, da die Rolle der Ismene, zu welcher sich niemand finden wollte, einer Choristinn überlassen werden mußte, die wahrlich nicht im Stande ist, zur Vollkommenheit des Ganzen ihr Scherflein beyzutragen.

Herr Radichi sang den Part des Admet. Seine angenehme, biegsame Stimme war trefflich in den rührenden, viel zu schwach aber in den heftigen Stellen.

Herr Vogel hatte die Rolle des Oberpriesters, und Herr Anders die des Evander.

Der k. k. Hofkapellmeister, Herr Salieri, der aus lebenswürdiger Achtung für seinen verklärten Freund und Lehrer, alle Gluckschen Opern selbst dirigirt, hatte auch dieses Mahl die Direction übernommen, und mit dem ihm eigenen Feuer geführt, welches manchmahl fast zu sehr auflodert, und nicht selten durch das starke Niederschlagen der, in stäter Lebensgefahr schwebenden Clavier-Tasten, die Illusion in den interessantesten Momenten stört.

Die Chöre und das Orchester ließen Manches zu wünschen übrig. Die Decorationen waren schön; die Erscheinung des Apollo aber gehört unter die mißlungensten Maschinen, die man sehen kann, und beleidigt um so mehr, wenn man denkt, welch ein ruhmbiethendes Feld die Erscheinung des Sonnengottes einem Maschinisten gewährt!

M.



Der Sammler

Donnerstag, den — 53. — 3. May 1810.

Mein Söhnlein verplempere dich nicht, oder: Reiseabenteuer eines jungen Künstlers.

(Fortsetzung.)

2. Die Wäscherinn.

Schon vier Monathe hatte er in der Hauptstadt von Europa verlebt, mit großem Eifer die Kunst getrieben, und seine Königinn so ziemlich vergessen. Da er die Tage gewöhnlich im Museum Napoleon und die Abende im Theater zubrachte, so machte er wenig Bekanntschaften, und pflog eigentlich nur mit zwey Menschen öftern Umgang. Der eine derselben, Heinrich Bork, war sein Landsmann, und diese Eigenschaft auch nur das einzige Band, welches den stillen, sittsamen Ludwig an den wilden, leichtsinnigen Jüngling fesselte. Der andere, ein reicher Engländer, zog ihn mehr durch seine Originalität an. Er studierte bey Cuvier die Anatomie, und hatte eine seltsame Liebhaberey für alle chirurgische Operationen. Wo ein Arm oder ein Bein abzunehmen war, da fehlte er nicht, und legte selbst Hand mit an. Wenn es aber an dergleichen großen Operationen mangelte, so beschränkte er sich auf die kleinern, des Aderlassens, welches er eben so gern verrichtete, als Peter der Erste die Zähne auszog. Er beschenkte überdieß reichlich einen jeden, der seine Ader ihm anvertrauen wollte. Die Armen in seiner Nachbarschaft erfuhren das bald, und fast an jedem Morgen fanden sich einige bey ihm ein, oft ohne das mindeste Bedürfniß, zur Ader zu lassen, sondern bloß, um ein Paar Unzen Blut gegen ein Paar Livres zu vertauschen. Ludwig lachte über den Sonderling, schätzte in ihm den braven, wohlthätigen Mann, und benutzte dessen Kenntnisse in der Anatomie, einer, ihm für die Kunst, so wichtigen Wissenschaft.

Eines Morgens, nach einem Spaziergange auf den Boulevards, fiel es ihm ein, daß sein Landsmann, Heinrich Bork, eine neue Wohnung bezogen, die nicht weit entfernt sey. Er ging, um dort zu frühstücken. Als er Heinrichs Vorzimmer betrat, wollte der Bediente ihn abweisen, unter dem Vorwande, sein Herr sey nicht zu Hause; aber plötzlich hörte er in dessen Zimmer ein weibliches Gekreisch, sprang hinzu, riß die Thür auf, und erblickte den Wildfang, der ein sich sträubendes Mädchen mit Gewalt in seine Arme schloß. Bey Ludwigs Erscheinen ließ er sie los, und dieser stand versteinert, als er die schöne Nina erkannte.

„Herr Bruder," sagte Heinrich, „du kommst dießmahl zu ungelegener Zeit." Er begleitete diese Worte mit einem bittenden Winke sich zu entfernen.

„Mir scheint," erwiederte Ludwig mit kaltem Ernste, „ich sey für Mademoiselle zu sehr gelegener Zeit gekommen."

„Für Mademoiselle?" sagte Heinrich spöttisch lächelnd, „es ist nur meine Wäscherinn."

„Ja," rief Nina schluchzend, „ich bin nur eine Wä-

scherinn. Ich habe geglaubt, durch Unschuld und Tugend könne man jeden Stand adeln, jeden Übermuth im Zaume halten — ach! ich habe mich geirrt. Sie wissen nicht, mein Herr," fuhr sie mit einem Blick voll bitterer Wehmuth, gegen Heinrich gewendet, fort; „Sie wissen nicht, wie viel Sie mir rauben, indem Sie mich zwingen, auch diesem armseligen Stande zu entsagen. Ich muß es, denn wie könnte ich zum zweyten Mahle einer solchen Mißhandlung mich aussetzen? Gott vergebe es Ihnen, daß Sie mir und meinem kranken Vater dieß karge, mühselige Brod entrissen haben! Auf Demüthigungen war ich gefaßt, nicht auf Beschimpfungen."

Mit diesen Worten eilte sie, glühend von edlem Unwillen, nach der Thür. Heinrich machte eine Bewegung, sie zurück zu halten, aber Ludwig faßte mit Heftigkeit seinen Arm. Gott segne Sie! rief Nina, indem sie an ihrem Retter vorüber schlüpfte.

„Herr Bruder, bist du toll?" sprudelte Heinrich, und stand im Begriffe, Ludwigs ungebethene Einmischung sehr übel aufzunehmen; aber Ludwig, ohne sich an die funkelnden Augen zu kehren, sagte ihm mit erzwungener Gelassenheit — denn im Herzen war er sehr bewegt — es gäbe ja hübsche Dirnen genug in Paris, er solle doch nicht den Fluch der Unschuld auf sich laden. Heinrich brach in ein lautes Gelächter aus: „eine unschuldige Wäscherinn in Paris!"

„Ich habe sie als Königinn gekannt:" erwiederte Ludwig mit ausbrechender Hitze, „jedem Stande macht sie Ehre." — Bey dem Worte Königinn stutzte Heinrich, sah den Landsmann bedenklich an, und meinte, es sey nicht recht richtig in seinem Kopfe.

„Wenn es schicklich wäre," sagte er, „sich um eine Pariser Wäscherinn zu schlagen, so würde ich dich ersuchen, mir nach dem Gehölze von Boulogne zu folgen; aber das wäre in der That gar zu Deutsch, und ich begnüge mich daher, dich ganz trocken zu bitten, mich mit deinen fernern Besuchen zu verschonen."

„Sehr gern," antwortete Ludwig, und eilte um so schneller hinaus, da ihn plötzlich der Gedanke ergriff, der schönen Nina zu folgen, und mit der Wäscherinn das Gespräch anzuknüpfen, welches die Königinn verweigert hatte. Mit einigen Sprüngen war er die Treppe hinunter und auf der Straße; aber da stand er sehr verlegen im Gewühle der tausend Gehenden und Kommenden. Nach welcher Seite war sie gegangen? wo sollte er sie suchen? er rannte auf gut Glück die eine Straße hinauf, wurde von einem Dutzend Cabriolets mit Koth bespritzt, stieß einen armen Blinden fast über den Haufen, guckte jedem Frauenzimmer unter den Hut, kam mit jedem Karrenschieber in unsanfte Berührung; aber alles war vergebens; Nina war verschwunden.

Nachdem er sich endlich müde gelaufen, geschoben und gestoßen, schlich er bedächtig zu einem Restaurateur, ließ vor dessen Thür von einem Savoyarden sich reinigen, ging dann hinein, und setzte sich in einen Winkel, um bey einer Tasse Chocolade seinem Herzen Audienz zu geben. Es sprach sehr laut zu Gunsten des räthselhaften Mädchens, und ließ den mütterlichen Genius, mit seinem ewigen: „Mein Söhnlein, verplempere dich nicht!" gar nicht zum Worte kommen. Der deutlichste unter allen Gedanken, die auf ihn einstürmten, unter allen Beschlüssen, die er faßte, war der, daß sie aufgesucht werden müsse. Aber wie? und wo? — denn ohne einen ganz besonders günstigen Zufall schien es ihm fast unmöglich, sie zu finden, weil einem Verliebten das einfachste Mittel immer zuletzt und oft gar nicht einfällt. Er durfte ja nur den Lohnbedienten seines Landsmannes fragen, wo Heinrichs Wäscherinn wohne? sonder Zweifel war dieser Mensch davon unterrichtet. Erst spät in der Nacht, als Ludwig schon einige Stunden schlaflos verträumt hatte, überraschte ihn dieser Gedanke, und er fuhr in die Höhe, als habe ein Blitz sein Schlafzimmer erleuchtet. Mit der brennendsten Ungeduld erwartete er nun den Anbruch des Tages, fuhr dann hastig in seinen Oberrock, strich durch die Straßen mit dem verwachten Antlitze eines Spielers, der die ganze Nacht an der Pharaobank gesessen, und gelangte keuchend in das Vorzimmer seines Landsmannes, der, wie zu vermuthen stand, noch im tiefsten Schlaf begraben lag.

Zum Glück hatte der Lohnbediente sich bereits eingefunden, gab auf der Stelle die hastig begehrte Nachweisung, und wunderte sich, ein Trinkgeld damit zu verdienen. Ein Dachstübchen in einer entlegenen Straße war die angezeigte Wohnung, in welcher die unglückliche Semiramis jetzt hausen sollte. Ludwig flog dahin. Nachdem er fünf Treppen gestiegen, stand er vor einer berußten Thür, und zog mit bebender Hand an einem schmutzigen Bindfaden, der ein helles Glöcklein inwendig in Bewegung setzte. Bald hörte er weibliche Schritte — sie näherten sich — eine Hand krabbelte an der Thür — der Schlüssel wurde umgedreht — mit klopfendem Herzen erwartete Ludwig, bey dem ersten Knarren der Thür, das reitzende Gesicht nur zwey Zoll breit von dem seinigen zu erblicken, aber eine lange, spitzige

Nase schob sich ihm entgegen, und ein zahnloser Mund fragte nach seinem Begehren. —

„Ich suche eine Wäscherinn, die hier wohnen soll."

„Ach ja, die kleine Nina, das Engelskind, sie hat mit ihrem kranken Vater ein Paar Monathe bey mir gewohnt; aber gestern Abend ist sie ausgezogen."

„Warum?" —

„Das Quartier wurde ihr zu theuer, wöchentlich ein Livre, und ich konnte es doch nicht wohlfeiler geben, denn es ist hübsch, wie Sie sehen."

Bey diesen Worten ließ sie den Fragenden in ein Loch schauen, dessen vier schwarze Wände durch ein kleines Dachfenster matt beleuchtet wurden. Ludwig schauderte. „Und diese Wohnung war ihr zu theuer?" —

„Ja, mein Herr. Es mochte wohl ein wenig Eigensinn mit unterlaufen, denn sie wäscht vortrefflich, und verdiente ein feines Stück Geld. Aber gestern — der Himmel weiß, was ihr widerfahren seyn mag — gestern kam sie schluchzend nach Hause, und erklärte, sie habe alle ihre Kunden aufgegeben, wolle für niemanden mehr waschen. Der Vater, mit dem sie eine Zeit lang leise sprach, und immer dabey weinte, daß es einen Stein in der Erde hätte erbarmen mögen; der Vater, statt ihr die Grillen aus dem Kopf zu reden, umarmte sie, und weinte mit, und sprach: ich habe es dir wohl vorher gesagt. Du mußt zu etwas anderen greifen, denn lieber wollte ich verhungern, als solche Angst um dich leiden, so oft du abwesend bist. — Mich dauerten die guten Leutchen in der Seele. Ich erzählte ihnen zum Troste, daß schon mancher schmucke junge Herr mich bey meinem Korbe angesprochen — denn ich bin, mit Ehren zu melden, eine Obstverkäuferinn — und mir viel Geld gebothen habe, wenn ich ihnen, so zu sagen, die köstlichste Frucht verschaffen könnte — Sie verstehen mich wohl. Die Leutchen verstanden mich auch, Gott weiß, ich meinte es gut; aber sie gaben mir spitzige Reden, als ob Unsereins nicht auch in die Kirche ginge. Nun da forderte ich mit aller Gelassenheit den Miethzins, und meinte, da das Jüngferchen doch nicht mehr waschen, auch sonst keine vernünftigen Propositionen anhören wollte, so möchte sie wohl künftighin schwerlich im Stande seyn, eine so theure Wohnung zu bezahlen. Das meinte sie auch, und schnürte ihr Bündelchen, und schlich mit ihrem alten Grießgram in der Dämmerung davon. Es hat mir recht in der Seele weh gethan, und ich habe ihr ein halbes Dutzend Äpfel mit auf den Weg gegeben, die der liebe Gott mir hundertfältig bezahlen mag, wenn es ihm gefällig ist."

„Und Sie wissen nicht, wohin die Leute ihre Zuflucht genommen?"

„Nein, das weiß ich nicht. Man muß auch nicht alles wissen; man muß dem lieben Gott nicht vorgreifen, wenn er seine Prüfungen über hochmüthige Seelen verhängt." —

Mit dem tiefsten Unmuthe, und mit einer Nase, die fast so lang und spitzig geworden war, wie die der Obstverkäuferinn, klimmte Ludwig die fünf Treppen wieder hinab, und bewegte jedes Wort, das er gehört, in seinem Herzen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Logogryph.

Mein Erstes gibt immer nach;
Mein Zweytes dringt immer vor,
Bald stärker, bald wieder schwach,
Und tönt Dir metrisch in's Ohr.
Kein Mann vollbringt es allein:
Sechs Füße bedingt sein Plan,
Vier kreutzweis' ihm unterthan,
Wiewohl es der Knabe fein
Auf seinem Steckenroß kann. —
Oft naht's verzehrend, und droht
Den Schafen mähligen Tod. —
Fünf Zeichen — ich räum' es ein —
Oft müssen sie dunkel seyn.
Und führt nicht der Himmel Dich,
So frommt Dir künstlicher Schein. —
Dann wandeln drey Zeichen sich,
(Verdoppelst die Mitte Du),
Zum Fluß, zur Festung im Nu.
Doch hängst Du ein Schweifchen an,
So fleugt nach des Pöbels Wahn
Ein Unglücksvogel heran,
Deß Nahmen und Farbe leicht
Den ersten fünf Zeichen gleicht. —
Gelesen von hinten her,
Wünscht jeder Knabe mich sehr;
Doch hat er nicht gern mich lang,
So, daß er aus Noth und Drang
(Falls ihm es nicht selbst gelang),
Dem Geld zum Lohne bestimmt,
Der oft es ihm wiedee nimmt —
Lies noch vier Zeichen zurück,
So bin ich im Augenblick
Der Tartarn Stolz und Regent,
Deß Thaten euch Fama nennt,
Und den ihr aus Mährchen kennt.
Was ist mein Ganzes? — Im Vers
Sind Allegorien erlaubt:
Gewöhnlich der Schweif des Heers,
Und, kehrt es sich um, das Haupt.

g.

Anecdoten.

(Aus den kürzlich erschienenen Histoires du second âge.)

Sülly sagte eines Tages zu Casaubon, dem Bibliothekar Heinrich IV.: „Sie kosten dem Könige zu

viel. Sie haben mehr Gehalt als zwey brave Capitäns, und thun nichts dafür." Casaubon, ein sehr sanfter Mann, schwieg, beklagte sich aber gelegentlich bey dem Könige. „Seyn Sie ruhig," sagte ihm dieser treffliche Fürst, „ich theile die Geschäfte mit Sully, Er hat aber nur die unangenehmen, und das macht ihn bisweilen übler Laune. Die angenehmen habe ich für mich behalten; wenn also die Zeit kommt, wo Sie Ihren Gehalt empfangen sollen, so wenden Sie sich nur an mich, ich werde Ihnen die Parole in's Ohr sagen, damit Sie ohne Umstände bezahlt werden." —

Als Ludwig XIV. zu der Belagerung von Mons abreiste, befahl er seinen beyden Historiographen, Racine und Despréaux, ihm zu folgen; sie blieben aber zu Hause, weil sie die Ruhe liebten. Bey seiner Zurückkunft machte er ihnen Vorwürfe darüber. — „Sire!" antworteten sie, „wir hatten uns schon Reisekleider bestellt; aber ehe die fertig wurden, hatten Ew. Majestät Mons schon erobert." —

Rousseau wurde im Jahre 1776 auf dem Wege von Mesnil montant durch einen großen Dänischen Hund über den Haufen geworfen, der vor einer Equipage her rannte. Rousseau blieb auf der Stelle liegen, die Equipage fuhr an ihm vorüber, und der Herr, der darin saß, schaute gleichgültig auf ihn herab. Einige Bauern hoben ihn auf, und führten ihn hinkend nach Hause, wo er noch viele Schmerzen litt. Der Zufall wurde bald bekannt, und es kam auch dem vornehmen Herrn zu Ohren, wen sein Hund umgeworfen. Nun erst hielt er es der Mühe werth, sich um den Verwundeten zu bekümmern, schickte einen Bedienten zu ihm, und ließ ihn fragen: „was er für ihn thun könne?" — „Nichts auf der Welt," antwortete Rousseau, „als seinen Hund an die Kette legen." —

Notizen.

Paris. — Die junge Kaiserinn ist sehr liebenswürdig. Alles bethet sie an, wie einen Friedensengel, der von der Höhe des Französischen Thrones über Europa niederlächelt, und den Völkern Trost und Ruhe bringt. Vergeblich ist die ungestüme Neugier, mit der alles, was in Paris athmet, herbeystürmte, sie zu sehen. Ihr Bildniß ist in Aller Händen. Alle Tage erscheint ihr Porträt in neuen Kupferstichen, deren kleinster Fehler ist, daß sie ohne Ähnlichkeit mit dem Original sind. Vielleicht verdient nur der nach einem Miniatur-Gemählde ausgeführte Kupferstich von Desnoyers einige Bemerkung; wenigstens ist darin die Figur mit Geschmack dargestellt, und man erkennt in ihr, wenn auch nicht die Züge, doch die Anmuth und Milde des angenehmen Gesichts der jungen Monarchinn. — Die 13 Medaillen, welche der Kaiserinn nach dem Vermählungs-Act in der Kapelle überreicht wurden, sind für diesen Anlaß von Andrieux-Galle und Jouannin gestochen. Auf der einen Seite stellen sie die Köpfe des Kaisers und der Kaiserinn, auf der andern deren ganze Figuren, in heroischem Costume, dar, sich einander die Hände an einem Altare reichend. Die Idee dazu scheint von antiken Medaillen entlehnt zu seyn, welche bey Vermählungen Römischer Kaiser geschlagen worden sind. Den gleichen Inhalt haben die kleinen Gold- und Silberstücke, von der Größe eines Centime, welche von den Waffenherolden den Tag nach der Vermählung auf den öffentlichen Plätzen unter das Volk ausgeworfen wurden. — Alle Theater gaben Gelegenheitsstücke, die Bezug auf das Fest hatten. Aber beynahe alle diese Stücke glichen sich in Rücksicht der Erfindung des Stoffs, und waren nur in der Behandlungsart von einander abweichend. Immer erschien da ein Französischer Soldat, der ein Deutsches Mädchen heirathete, und auf die Weise den Frieden zweyer getrennten Familien wieder herstellte. Unverhohlener hat sich die Dürftigkeit der Französischen Theater-Dichter noch kaum ausgesprochen, wie bey dieser Gelegenheit. Das minder schlechteste Stück von allen ist das, was auf dem Théâtre de la gaité, unter dem Titel: Mariage de la valeur, gegeben wurde. — Eben diese Armseligkeit echten poetischen Geistes herrschte in dem Schwall der Epithalamien und Liederchen auf des Kaisers Vermählung. Am vortheilhaftesten ward noch eine Cantate von Hrn. Arnault ausgezeichnet, die in der Opera gesungen wurde; desgleichen ein Stück, le départ de l'impératrice Marie Louise, dessen Verfasser Hr. Tissot, Übersetzer von Virgils Bucolica, ist. Der Kaiser hat ihn auch, sagt man, eigenhändig seiner erlauchten Gemahlinn präsentirt. *)

Ein edleres und dauerhafteres Monument, als alle diese Eintagsproducte, ist der prächtige Triumphbogen, welchen die Stadt Paris auf dem Place l'Etoile (Barriere der elysäischen Felder) zu Ehren der Kaiserinn hat errichten lassen. Dieß colossale Werk der Baukunst, das, man betrachte es, von welcher Seite man wolle, groß imponirt, ist eine Vermischung der Einfalt, die in den Denkmählern des Römischen Freystaats herrschte, mit der Kostbarkeit der unter den Cäsaren aufgerichteten Gebäude, — einzig in ihrer Art. Denken Sie sich ein reguläres, 180 Schuh hohes Massiv, verhältnißmäßig lang und breit, durchbrochen in der ganzen Mitte, auf der nach Paris gerichteten Seite, von einem Thorgewölbe und von zwey andern niedrigeren Arkaden durchschnitten, deren Achse in einem rechten Winkel diejenige des Hauptthors durchkreutzt. Diese Masse ist von einem Säulengebälke Römischer Ordnung gekrönt, worauf eine Terrasse ruht, wie bey den meisten Triumphbogen. Aber dieß Werk ist noch nicht vollendet; der obere Theil nur erst in bemahltem Holzwerke dargestellt. Auch kann ich Ihnen unmöglich sagen, weder wann dieser Bogen beendet, noch mit welchen Ornamenten einst der Obertheil geschmückt werden wird. Wahrscheinlich wird der Architect, Hr. Chalgrin, selbst noch manches im Einzelnen abzuändern für gut finden, wenn der Augenblick gekommen ist, da das Monument in Stein vollendet wird. Aber gewiß ist's, der viel gerühmte Triumphbogen auf dem Carroussel-Platz sieht neben diesem auf dem Sternplatz, wo Alles Größe athmet, gar armselig aus, und scheint ganz im kleinen Geschmack gearbeitet zu seyn.

*) Beyde Gedichte werden in einem der folgenden Stücke des Sammlers als Beylage geliefert.

Gedruckt bey Anton Strauß in Wien.



Der Sammler

Samstag, den —— 54. —— 5. May 1810.

Mein Söhnlein verplempere dich nicht,
oder:
Reiseabenteuer eines jungen Künstlers.

(Fortsetzung.)

3. Die Bildergallerie.

In der ersten Woche, die auf diese Begebenheit folgte, war Ludwig ein bloßer Pflastertreter, der vom Morgen bis in die Nacht auf allen Straßen und öffentlichen Plätzen zu finden war, der gedankenlos, aber mit weit geöffneten Augen und beweglichem Haupte, unter den dicksten Menschenhaufen sich herum trieb, und immer aussah, als ob ihm sein Taschenbuch wäre gestohlen worden. In der zweyten Woche fing er an zu begreifen, daß er diese Lebensart unmöglich länger fortsetzen könne, ohne an Leib und Seele zu verderben. In der dritten gelang es seiner Vernunft, doch nicht eher, bis sein Freund, der Engländer, ihm ein Paar Mahl zur Ader gelassen, ihn zu überzeugen, daß er nur in fleißiger Arbeit eine wohlthätige Zerstreuung finden werde, und in der vierten begab er sich wieder, wie er sonst zu thun pflegte, in die große Gallerie des Museum Napoleon, und pflanzte seine Staffeley vor einen heiligen, mit Pfeilen gespickten Stephanus, den er sich vornahm zu copiren, weil ihm in seiner jetzigen Gemüthsstimmung das gräßliche Bild behagte, und sein Herz ihm eben so mit Pfeilen gespickt schien, als der Körper des heiligen Stephanus. — Einige Schritte von ihm entfernt saß ein junger Französischer Mahler, der eine Hebe copirte. Ludwig gab Anfangs wenig Acht darauf; doch da sein Auge, so oft er das Haupt empor hob, unwillkürlich auf jene Hebe fiel, so bemerkte er endlich, daß der junge Künstler zwar das ganze Gemählde sehr treu nachzuahmen beflissen war, den Kopf hingegen und die Gesichtszüge der schönen Versorgerinn von Jupiters Adler aus eigener Fantasie zu schöpfen schien, und — welch ein Wunder! — je mehr diese Züge hervor traten, je deutlicher wurde es, daß er das Porträt der reitzenden Nina entwerfe.

So bald Ludwig diese Entdeckung gemacht hatte, so war es vor der Hand um den heiligen Stephanus geschehen. Er saß wohl noch mit seinem Pinsel hinter der Staffeley, aber die Farben vertrockneten auf der Palette, und sein Auge verfolgte gierig einen jeden Pinselstrich des benachbarten Künstlers: die Ähnlichkeit wuchs mit jedem Tage, so wie Ludwigs Erstaunen. Ein ihm neues, marterndes Gefühl erwachte in seiner Brust, die Eifersucht. Wie konnt' es anders seyn? verliebt war der fleißige Nachbar in die schöne Nina, so verliebt als Ludwig selbst, und ohne Zweifel sah er sie täglich, denn wie könnten ihre Züge sonst so tief in sein Gedächtniß sich gedrückt haben? — oder sollte diese Ähnlichkeit bloß ein Werk des Zufalls seyn? — unmöglich!

„So frag' ihn doch," flüsterte die Neugierde ihm zu. „Nein, frag' ihn nicht!" sprach das gereitzte Herz, „du

möchtest nur bestätigt hören, was dich martert." — Diese gespannte Lage ertrug er kaum eine Woche, und ein kleiner, seltsamer Umstand trieb seine Neugierde auf's höchste. Der junge Mahler nähmlich pflegte sehr oft, bisweilen drey, vier Mahl in einer Stunde, seine Staffeley zu verlassen, und hinaus zu gehen; wenn er zurück kam, griff er hastig nach dem Pinsel, als ob er einen draußen aufgefaßten Zug geschwind fixiren wolle, ehe er seinem Gedächtnisse wieder entwischen könne, und jedes Mahl ging auch richtig eine neue Ähnlichkeit hervor. Nun konnte Ludwig länger nicht an sich halten; er redete den Nachbar an, den er bisher nur stumm gegrüßt; er lobte sein Gemählde mit jenem schmeichelhaften Ausdrucke des Kenners, und, nachdem er auf diese Weise schnell und leicht des jungen Künstlers Wohlwollen erworben, rückte er mit der Frage heraus: warum jener dem Kopfe der Hebe nicht die Züge des Originals leihe?

„Finden Sie die von mir gewählten Züge nicht schöner?" fragte der Franzose.

„O ja," erwiederte Ludwig erröthend, „ja gewiß — und so schön, daß ich fast vermuthen möchte, Sie haben der Natur sie abgestohlen."

„Errathen," sagte der Franzose lächelnd, „ich will Ihnen das Räthsel mit zwey Worten lösen. Haben Sie nicht bemerkt, daß ich oft die Gallerie verlasse, und stets neu begeistert zurück kehre?"

„Ja — ja — nun? — weiter?" rief Ludwig in der höchsten Spannung.

„Ich begreife nicht," fuhr jener fort, „wie es möglich ist, daß so viele hundert Menschen täglich hier aus und ein passiren, ohne das reitzende Geschöpf zu bemerken, welches draußen im Vorsaal den gedruckten Katalog der Gallerie verkauft? sie ist meine Hebe. Mehr jugendliche Anmuth, Unschuld und Grazie sah ich noch nie vereint. Fast nur mit Lumpen bedeckt, erscheint dieß holde Wesen; aber unsere geschmückten Schönen werden zu gemeinen Dirnen, wenn sie an ihr vorüber gehen. Kommen Sie, mein Herr, urtheilen Sie selbst; ich hoffe, Sie werden finden, daß ich der Natur ziemlich treu geblieben. Nur einen gewissen Zug von Gram und Schwermuth, einen sehr interessanten Zug, durft' ich auf meine Hebe nicht übertragen, obschon er einen von des Mädchens rührendsten Reitzen bildet."

Während dieser Erklärung war der Franzose aufgestanden, voran geschritten, und der, die Farben seiner Wangen mit jedem Augenblicke wechselnde Deutsche folgte ihm stumm, mit hochklopfendem Herzen.

„Eins muß ich noch erinnern," sagte der Franzose, indem sie gingen, „sehen Sie das schöne Mädchen nicht zu scharf an, sie wird sehr leicht verlegen, und ich selbst habe sie schon ein Mahl durch meine Blicke vertrieben. Jetzt hüthe ich mich, sie scheu zu machen, und wenn ich einen ihrer Züge stehlen will, so nehme ich stets den Augenblick wahr, wo sie ihren Katalog an irgend einen Fremden verkauft. Während dieses kleinen Handels, während sie Geld empfängt oder heraus gibt, trete ich unvermerkt ihr gegenüber, und erhasche einen Zug aus ihrem Engelsgesichte."

Ludwig ließ den redseligen Franzosen immer fort plaudern, und verschlang jedes Wort, ohne auch nur ein einziges erwiedern zu können. Jetzt traten sie in den Vorsaal — jetzt erblickte und erkannte er schon von Ferne die schöne Nina, und rief überwältigt: „Ja, sie ist es!" — Der Franzose meinte, diese Erkennung bezieht sich auf sein Bild, und sagte mit großer Selbstzufriedenheit: „nicht wahr, ich habe sie getroffen?" — Nina war so eben mit drey Ankömmlingen beschäftigt, die ihren Katalog kauften; denn der Leser muß wissen, daß im siebenten Jahr der einzigen und untheilbaren Französischen Republik, als das Museum Napoleon noch Musée central des arts genannt wurde, mehrere Arme das kleine Gewerbe trieben, eine notice des tableaux des écoles française et flamande, exposés dans la grande Galerie, für Rechnung der Buchdruckerey am Eingange zu verkaufen, wobey sie dann freylich für ihre Mühe mit einem sehr kargen Gewinne sich begnügen mußten. — Der Französische Mahler irrte sehr, wenn er glaubte, niemand, als er, habe die schöne Nina bemerkt; es gab eine Menge lüsterner Herren, welche an den Tagen, wo die Gallerie offen stand, sich immer richtig einfanden, und auch immer wieder einen neuen Katalog kauften, bloß, um das reitzende Mädchen zu sehen, mit ihm zu sprechen, und es durch Leichtfertigkeit schamroth zu machen. —

Zu dieser Classe gehörten auch die drey, welche eben jetzt vor ihr standen, während Ludwig, von ihr unbemerkt, seitwärts in ein Fenster sich lehnte, und ihr zartes Profil mit den Augen nachzeichnete. Er konnte nicht hören, was sie flüsterten, aber Nina's glühende Wange, und der unwillige, durch eine Thräne hervorschießende Blick, ließen es ihn errathen. Er sah, daß man ihr ein Goldstück both, um es zu wechseln, wohl vermuthend, daß sie so reich nicht sey, und nur Gelegenheit suchend, die Unterhaltung zu verlängern. Hastig trat er hinzu mit einer Hand voll kleiner Münze; aber die Herren

warfen scheele Seitenblicke auf ihn, bezahlten und gingen. Jetzt wagte Ludwig, die holde Verkäuferinn anzureden. Er bath sie, mit zitternder Stimme, um eins ihrer Büchlein, empfing es mit Entzücken aus ihren Händen, und überreichte ihr gleichfalls ein Goldstück.

„Mein Herr," sagte sie betreten, „ich habe so eben gesehen, daß es Ihnen an kleiner Münze nicht fehlt."

„Aber es soll auch Ihnen an Gelde nicht fehlen," erwiederte er stammelnd, „ich verlange nichts heraus."

Hoch erröthend, sah das Mädchen ihn mit großen forschenden Augen an. Er schlug die Seinigen nieder, das gab ihr Muth. „Wenn Sie nichts weiter dafür verlangen, als dieß Büchlein, und den gerührten Dank einer Unglücklichen —"

„Nichts weiter!" rief Ludwig, drückte ihr das Gold hastig in die Hand, und eilte in die Gallerie.

Noch betrachtete Nina mit freundlicher Wehmuth das unerwartete Geschenk, als ein widerliches Hohngelächter um sie her sie aus der angenehmen Bestürzung riß. Es waren drey oder vier leichtfertige Dirnen, die, gleich ihr, Kataloge verkauften, aber nicht um des allzu kleinen Gewinns willen, sondern nur, um Gelegenheit zu finden, Fremde anzulocken. Seit Nina sich zu ihnen gesellt hatte, wurden sie übersehen, und vergebens drängten sie sich frech hervor, denn jedermann wollte nur bey dem bescheidenen, sittsamen Mädchen kaufen, welches eine aus dem Rahmen entsprungene Madonna aus der Gallerie zu seyn schien. Öfter schon hatten die Dirnen sie deshalb boshaft geneckt, und sich ergötzt, wenn sie der gelassen Schweigenden eine bittere Thräne aus den Augen pressen konnten; jetzt, beym Anblick des Goldes, bemächtigte sich ihrer die Wuth des Neides, und sie theilten einander ihre hämischen Vermuthungen so laut mit, daß Nina endlich, in Thränen schwimmend, den Vorsaal verließ. Ein schallendes Gelächter begleitete sie, zerriß ihr Herz, und verscheuchte sie für immer aus den Vorhallen des Kunsttempels.

Ludwig brachte wohl noch eine Stunde vor dem heiligen Stephan zu, um sich zu sammeln, und zu überlegen, wie er es anzufangen habe, um des Mädchens nähere Bekanntschaft zu gewinnen. Im Grunde hatte er durch sein Geschenk sich die Sache erschwert, das fühlte er wohl; denn ein solches Mädchen konnte dadurch nur schüchterner werden. Nichts weiter als ihren Dank hatte er begehrt, und war verschwunden; wenn er nun sich zu ihr drängte, so brach er ja sein Wort. Alles das klagte er mit wehmüthigen Blicken der Hebe seines Nachbars, und beschloß endlich sehr weise, einen Brief zu schreiben, den er am andern Morgen ihr zustecken wollte. Von seiner Liebe sollte nicht ein Wort darin stehen, dagegen aber recht viel von dem Interesse, welches sie ihm eingeflößt, und von seinem uneigennützigen Wunsche, ihr zu helfen.

Mit diesem Vorsatze stand er auf, und faßte sich ein heroisches Herz, durch den Vorsaal an ihr vorüber zu schreiten, ohne sich zu verrathen. Ob ihm das gelungen seyn würde, muß unentschieden bleiben, da Nina sich bereits entfernt hatte, und folglich seine Standhaftigkeit, zu seinem großen Verdrusse, nicht auf die Probe gestellt wurde. Er ging heim, verschloß sich in sein Zimmer, und stylisirte den ganzen Tag an einem Briefe, der, nach seiner Meinung, eiskalt war, obschon aus jeder Zeile Flammen sprühten. Wie, und mit welchen Gebärden er ihr denselben überreichen wollte, überlegte er sehr reiflich, und probierte es sogar vor dem Spiegel. Lauter verlorene Mühe, denn die reitzende Nina erschien nicht wieder. Ludwig fand sich täglich ein, immer noch Hoffnung nährend, und trug seinen Brief so lange in der Tasche, bis er ganz zerknüllt war. Endlich wurde ihm der Ort, den Nina floh, so verhaßt, daß er seine Staffeley stehen ließ, und den Meissel ergriff, um durch diese, bisher wenig von ihm geübte, Kunst sich mehr Zerstreuung zu verschaffen.

4. Das Haar.

Seine Hoffnung täuschte ihn nicht. Fleiß und Talent erhoben auch in der Bildhauerkunst ihn schnell über das Mittelmäßige, und erwarben ihm das Wohlwollen des berühmten alten Bildhauers Payou, der ihm seine Werkstatt öffnete, seinen Geschmack bildete, und in den Kunstfertigkeiten ihn gern unterwies. Täglich brachte er mehrere Stunden bey diesem wackern alten Manne zu, und hoffte schon, zum zweyten Mahle die Semiramis vergessen zu haben, als plötzlich ein Augenblick alles wieder umstürzte, was er seit Monathen so emsig gebauet hatte.

Im untern Stockwerke des Hauses, welches Payou bewohnte, hatte sich ein Haarkünstler etablirt, vormahls Perückenmacher genannt, einer der berühmtesten Artisten in seinem Fache, der zu dem Artisten Payou nicht selten mitleidig hinauf blickte; denn während die Werkstatt oben nur sparsam besucht, und Payou's Marmorbüsten nur sparsam bewundert wurden, wimmelte es in der Werkstatt unten von galanten Herren und Damen, welche die frisirten Wachsbüsten des Haarkünstlers mit Entzücken betrachteten.

Eines Morgens, als Ludwig das Haus betrat, und schon die Treppe hinauf stieg, um, wie gewöhnlich, bey seinem Lehrer zu arbeiten, hörte er die Stimme des untern Artisten, der so eben seine Bude öffnete, ein Frauenzimmer heraus begleitete, und ein wenig unsanft zu ihr sagte: „Mademoiselle, ich habe Ihnen schon vor acht Tagen erklärt, daß Ihre Haare wenigstens noch vier Wochen wachsen müssen, ehe ich sie gebrauchen kann. Es ist ja kaum einen Monath her, als Sie von mir ein schönes Stück Geld empfingen. In der That, Sie wollen ein wenig zu oft mit Ihren schönen Haaren wuchern."

Das Frauenzimmer antwortete bloß durch einen Seufzer, indem sie das Auge gen Himmel hob, und in diesem Moment erkannte Ludwig seine Nina. Eingewurzelt blieb er stehen, und mußte sich am Treppengeländer halten, und ehe er sich noch besinnen konnte, war sie verschwunden. Ohne recht zu wissen, was er that, folgte er endlich dem Haarkünstler in seine Bude, und schauete die Wachsbüsten rings umher gedankenlos an.

„Was steht zu Ihren Diensten?" fragte Monsieur Petit.

„Wer war die junge Dame, die eben von Ihnen ging?"

„Eine Dame? ich habe diesen Morgen noch keine gesehen."

„Mein Gott, in diesem Augenblicke."

„Ach! Sie meinen die hubsche Kleine? ja, ihren Nahmen weiß ich nicht; aber sie kommt von Zeit zu Zeit, um mir ihr schönes Haar zu verkaufen. Schon zwey Mahl habe ich ihr einen Tituskopf geschnitten, und mit ihren braunen Locken manche kahle Schöne geschmückt. Dem armen Dinge schien viel daran gelegen, auch heute wieder die Zierde ihres Hauptes einzubüßen, allein das Haar war noch zu kurz."

„Besitzen Sie vielleicht noch etwas," fragte Ludwig, „von Ihrem letzten Ankaufe? wenn es auch nur ein dünnes Zöpfchen wäre; überlassen Sie es mir, und bestimmen Sie den Preis."

Monsieur Petit hatte Nina's Haar schon längst verarbeitet, doch, als der Schlaukopf merkte, daß dem jungen Herrn so viel an einem braunen Zöpfchen gelegen sey, hohlte er ein solches von ähnlicher Farbe, und verkaufte es ihm sehr theuer. Ludwig legte es in sein Taschenbuch zu dem letzten Briefe seiner Mutter, die ihm abermahls geschrieben hatte: „Mein Söhnlein verplempere dich nicht!"

(Die Fortsetzung folgt.)

Anecdoten.

Im Jahre 1745 übernahm der kranke Moritz von Sachsen das Commando der Armee in den Niederlanden. — „Wie?" sagte man zu ihm, „Sie sind noch so schwach, und wollen eine solche Unternehmung wagen?" — „Hier ist nicht die Rede vom Leben," versetzte der Held, „sondern vom Abreisen." —

Eines Tages erzählte man Friedrich II., es habe jemand schlecht von ihm gesprochen. Der König, statt diesen Jemand für unsinnig zu erklären, fragte bloß: ob er 100,000 Mann zu commandiren habe? — und auf die verneinende Antwort sagte er ganz gelassen: „So kann ich auch nichts gegen ihn thun. Wenn er aber 100,000 Mann hätte, so würde ich ihm den Krieg erklären."

Notizen.

Wien, den 2. May. — Das Publicum scheint den Genuß des schönen Frühlings, in welchem es im vorigen Jahre gestört wurde, heuer einbringen zu wollen. Alle Landwohnungen in den besuchteren Umgebungen Wiens sind um hohe Preise vermiethet. Alle öffentlichen Unterhaltungsorte werden sehr zahlreich besucht; besonders both der Prater am Sonntag den 29. April ein in seiner Art einziges Schauspiel dar. Eine unabsehbare Reihe geschmackvoller Equipagen durchzogen die lange Fahr-Allee, mehr als 20.000 Fußgänger aus allen Ständen drängten sich in der, ihnen gewidmeten Allee an den Kaffehhäusern. Se. Majestät der Kaiser führten in einem Paruische die Prinzessinn **Leopoldine**, und der Kronprinz **Ferdinand** seine erhabene Mutter, die sich, zur größten Freude der getreuen Unterthanen, täglich mehr von ihrer schweren Krankheit zu erhohlen scheint. Dinstags bewillkommten den jungen May im Augarten, dessen Säle ganz neu und auf's geschmackvollste verziert sind, ein zahlreiches Publicum. Herr **Anspacher**, Schüler Clement's, gab in dem Conzert-Saal eine Akademie, wobey er sich auf der Violine hören ließ. Se. k. Hoheit, der allverehrte Herzog Albert von Sachsen-Teschen, bewirthete eine Gesellschaft vom hohen Adel mit einem Dejeuner à la fourchette. Mittwochs den 2. May wurde, auf Veranlassung eines Menschenfreundes, zu einem wohlthätigen Zwecke (wie man sagt, zur Unterstützung einiger dürftigen Beamtenswitwen und Waisen), in den k. k. Redouten-Sälen maskirter Ball, verbunden mit einer allegorischen Vorstellung mit Declamation, unter dem Titel: **Bürgersinn und Unterthanstreue der Bewohner Wiens**, mit Musik von Hrn. **Gyrowetz**, gegeben. Allein kein sehr zahlreicher Besuch krönte die edle Absicht des Unternehmers, welches aber wohl darin seinen Grund haben mochte, weil man den Gegenstand, für welchen die Unterstützung bestimmt war, nicht kannte.

In der Nacht vom 3. auf den 4. May starb plötzlich an einem Schlagfluß Se. Excellenz Graf **Johann v. O'Donel**, Präsident der Kammer und Finanz-Hofstelle. Andere Blätter werden die Verdienste dieses unermüdeten Staatsmannes, der sein ganzes Leben großen Geschäften widmete, und auf den im gegenwärtigen Zeitpuncte die Hoffnung seiner Mitbürger, und die Augen von ganz Europa gerichtet waren, gehörig würdigen.



Der Sammler

Dinstag, den — 55. — 8. May 1810.

Mein Söhnlein verplempere dich nicht,

oder:

Reiseabenteuer eines jungen Künstlers.

(Fortsetzung.)

5. Das Aderlassen.

Daß in den Haaren der Geliebten eine besondere Zauberkraft verborgen ist, glaubten schon die Griechen; daß aber auch fremden Haaren, bloß durch die Einbildungskraft, dieser Zauber mitgetheilt werden könne, davon machte Ludwig eine traurige Erfahrung; denn seit dem das braune Zöpfchen, Gott weiß von welcher Dirne, in seinem Taschenbuche auf seiner Brust ruhte, seit dem hatte sein Herz keine Ruhe mehr. Nina's Gestalt umschwebte ihn jetzt unaufhörlich. Sie schien sehr blaß zu seyn, als sie aus der Bude trat; war sie krank? hülflos? — Quälender Gedanke! Er durchstrich auf's neue die Straßen von Paris, und wo er einen braunen Tituskopf erblickte, da verdoppelte er seine Schritte, um ihn einzuhohlen. Doch er war nicht glücklicher in seinen Nachforschungen, als das erste Mahl; das beugte seinen Muth, hemmte seinen Fleiß, trübte seine Laune. Er fühlte, daß er seinen Herzenskummer in den Busen eines Freundes ausschütten müsse, und entschloß sich, den chirurgischen Engländer zum Vertrauten desselben zu machen. In dieser Absicht ging er zu ihm, und fand ihn in der größten Bestürzung.

„Freund!" rief der Engländer dem Deutschen entgegen, „Sie sind mir heute zwiefach willkommen! ich habe einen dummen Streich gemacht, den ich irgend jemanden erzählen und bekennen muß, wenn ich nicht daran erwürgen soll. — Herr!" (fuhr er fort, als er sah, daß Ludwig lächelte) „es ist, Gott verdamme mich! hier nichts zu lachen, denn es kann mich die Ruhe meines Lebens kosten."

Jetzt wurde der Deutsche ernsthaft, und sah den Engländer befremdet an, der wirklich ganz verstört schien. „Was ist vorgefallen?" fragte er mit Theilnahme.

„Sie kennen meine verdammte Liebhaberey zum Aderlassen," hub jener an, „Sie haben mich schon öfter damit geneckt, und ich bekenne, daß ich mir selbst bisweilen vorkomme wie ein Mensch, der den besondern Appetit hat, Spinnen zu essen. Kurz, wo ich einen Arm oder Fuß aufgestreift sehe, da kann ich nun einmahl der Begierde nicht widerstehen, meine Lanzette in die Ader zu schlagen, und das schönste Mädchen beglückt mich weit weniger durch die feurigste Umarmung, als durch die Erlaubniß, ihr die Ader zu öffnen. Nun ich bin auch, dem Himmel sey Dank, in meiner Kunst so berühmt geworden, daß alle vollblütige Menschen aus meinem Stadtviertel mich aufsuchen, um ihren Blutüberfluß los zu werden."

„Mich dünket," unterbrach ihn Ludwig, „Sie haben mir einmahl gesagt, es sey nicht immer Überfluß, den Sie abzapfen?"

„Nun ja," fuhr der Engländer fort, „die armen Teufel kommen wohl bisweilen, um mit ihrem sparsamen Blute einige Livres zu verdienen, weil sie wissen, daß ich gern dafür bezahle. Gewöhnlich forsche ich zuvor nach ihrem Gesundheitszustande, fordere auch wohl, daß ein Arzt den Aderlaß verordnet habe, doch ich bekenne, daß ich es nicht immer sehr genau damit nehme, wenn ich die Lanzette einmahl in der Hand halte."

Ludwig. Das kann oft üble Folgen nach sich ziehen.

Der Engländer. Manchmahl sage ich mir das auch; aber dann fällt mir gleich unser General-Aderlasser ein, der jährlich so vielen tausend Menschen, nicht etwa Unzenweise, sondern alles Blut bis auf den letzten Tropfen abzapft, bloß zu seinem höllischen Vergnügen.

Ludwig. Sie meinen den Krieg?

Der Engländer. Ich weiß wohl, was ich meine. Kurz, meine Liebhaberey hat noch keinem Menschen das Leben gekostet, während mein großes Muster ganz wohlgemuth auf einem Berge von Leichen steht. Darum hatte ich im Stillen mit mir den Vertrag geschlossen — wie die Menschen pflegen, wenn sie durch ihr Vergnügen den lieben Nächsten oder auch wohl sich selber in Gefahr bringen — nicht weiter darüber nachzudenken, sondern mit dem bequemen Sprüchlein mich zu trösten: es wird wohl nichts zu bedeuten haben.

Nun hören Sie aber, wie es mir vor einigen Wochen ging. Ein wunderschönes Mädchen tritt herein. Sie kam nicht zum ersten Mahle, sie war seit einigen Monathen schon öfter bey mir gewesen, hatte stets, Gott weiß wie viele, Krankheiten vorgeschützt, und mir jedes Mahl, gegen die Gebühr, eine ziemliche Portion des schönsten Blutes hier gelassen. Mit Thränen und Zittern pflegte sie zu kommen; erleichtert ging sie wieder von mir. Wer hätte sich einbilden sollen, sie sey nicht krank? —

Ludwig wurde von einer seltsamen Unruhe ergriffen; der Engländer bemerkte es, und erboth sich, ihm sogleich zur Ader zu lassen. Ludwig verbath es, und ersuchte ihn, fortzufahren. „Nun damahls," erzählte jener weiter, „damahls schien mir das schöne Mädchen freylich noch sehr blaß und matt, denn es waren kaum fünf Tage seit der letzten Aderlasse verstrichen; aber da sie über Herzklopfen und große Beängstigung klagte, so trug ich kein Bedenken, ihrem Gesuche zu willfahren. Doch kaum war der Schlag mit außerordentlicher Nettigkeit geschehen, kaum floß das Blut, ich kann sagen, recht mahlerisch, so wurde sie ohnmächtig. Das wird wohl nichts zu bedeuten haben, dachte ich bey mir selbst, und ließ noch ein Weilchen fließen. Nachdem ich endlich den Arm verbunden, und durch allerley Spirituosa sie wieder in's Leben gerufen hatte, finde ich sie vor Mattigkeit sprachlos, und ihren Puls in einer so bedenklichen Erlöschung, daß mir bange für ihr Leben wurde."

„Um Gotteswillen!" rief Ludwig, „weiter! weiter!"

Der Engländer. Durch alten Wein und Kraftsuppen flößte ich ihr doch endlich wieder neue Lebensgeister ein, und brachte sie zur Sprache. Nun denken Sie sich mein Schrecken, mein Erstaunen, meine Rührung, meinen Verdruß, als sie mir schluchzend bekennt, sie habe einen alten kranken Vater, den sie ernähren müsse; das thue sie auf jede nur mögliche ehrliche Weise; aber ihr Geschlecht, ihre Jugend hinderten sie an so manchem, was nur geschehen könne, indem man sich den Augen der Welt, und folglich Beschimpfungen bloß stellte daß sie oft gezwungen sey, zu den sonderbarsten Mitteln ihre Zuflucht zu nehmen. So habe sie denn unter andern von mir und meiner Liebhaberey gehört, und augenblicklich den Entschluß gefaßt, mich aufzusuchen. Es gab ja einmahl eine Tochter, setzte sie freundlich hinzu, die ihren Vater mit der Milch aus ihrer Brust ernährte, warum sollte es nicht auch eine Tochter geben, die mit ihrem Blute des Vaters Unterhalt erkauft? Freylich hatte ich ein wenig zu viel auf meine Jugendkraft gerechnet — ich wagte es zu oft — schon das letzte Mahl fühlte ich eine große Erschöpfung, und beschloß, mich eine Weile zu schonen, da mein Leben meinem Vater so nothwendig ist. Aber heute, als wir nichts mehr hatten, und ein unbarmherziger Hauswirth den Kranken vor die Thür zu stoßen drohte, da meinte ich, Gott werde mir wohl Kräfte verleihen, und ging in Gottes Nahmen. —

Denken Sie, mein Freund, wie ich ergriffen, gerührt und zerknirrscht wurde. Ich beugte unwillkürlich mein Knie vor dem Engel, aber das geopferte Blut konnte ich ihm doch so schnell nicht ersetzen.

„Sie heißt Nina!" rief Ludwig mit glühenden Augen. Der Engländer stutzte; „kennen Sie sie?"

„Nachher davon. Ich bitte Sie um Gotteswillen! das Ende Ihrer Geschichte."

Der Engländer fuhr fort: Trotz ihrer gänzlichen Erschöpfung, und der wirklichen Gefahr, in der sie schwebte, bestand sie darauf, nach Hause geschafft zu werden, weil ihr Aussenbleiben den kranken Vater ängstigen würde. Ich ließ sie in eine Sänfte tragen, ich ging selber mit. Sie schickte mich voraus, um ihren Vater auf ih-

ren Anblick vorzubereiten; verboth mir aber strenge, ihm zu sagen, was sie ihm zu Liebe unternommen. Ich sollte vorgeben, daß ich sie auf der Straße, in einem Gedränge von Neugierigen, unpäßlich gefunden, und mich aus bloßem Mitleiden ihrer angenommen. Zugleich ersuchte sie mich, zu verschweigen, daß ich ein Engländer sey. Ich kehrte mich aber weder an ihr Verboth, noch an ihre Bitte. Warum sollte ich einem Vater nicht die himmlische Freude machen, ihn den ganzen Schatz kennen zu lehren, den er in seiner Tochter besaß? und warum sollte ich meine wackere Nation verläugnen?—

Ich fand den Alten in der Wohnung des Kummers und der Armuth, er lag auf reinlichem Strohe, ein weißes Küssen stützte sein graues Haupt. Ich erzählte ihm, was vorgegangen. Er hatte sich mit halbem Leibe aufgerichtet, und so bald er mich begriff, sank er mit einem Schmerzensschrey zusammen; aber plötzlich schien auf einen Augenblick seine ganze Jugendkraft zurück zu kehren, er hob sich leicht empor, sein Auge glänzte, er sah stolz gen Himmel: „Ich danke dir, Gott!" sagte er mit erhabener Wehmuth, „du hast mir alles Verlorne reich ersetzt! nur deine Allmacht konnte alle die entbehrten Lebensfreuden in einen seligen Moment zusammen pressen!" —

Der kranke Greis, der seit vielen Wochen sein Lager nicht verlassen hatte, schien neu belebt, und stand und ging, und empfing die blasse Tochter, zu ihrem freudigen Erstaunen, an der Thür. Zum ersten Mahle, Freund, hab' ich Sie um Ihre Kunst beneidet; die Scene hätte ich mahlen mögen, kein Dichter kann sie beschreiben. Das Entzücken des Vaters, und seine Angst um die Kranke; die Heiterkeit der Tochter, und ihr Zorn über meine Schwatzhaftigkeit; sein Bemühen, sie zu pflegen; ihr Bemühen, stark zu seyn; seine Vorwürfe und Liebkosungen; ihre ablehnenden Bitten; endlich der feyerliche Segen, den er über sie aussprach, indem die großen Tropfen ihm über die Wange rollten — o das alles bleibt mir ewig unvergeßlich!

Ich stand, ein unbemerkter Zeuge des erschütternden Schauspiels; ich bath im Gedanken der oft von mir verhöhnten Menschheit alle meine Sarcasmen ab. Die erste Spannung ließ endlich nach, und die Kräfte beyder Kranken, wie voraus zu sehen war, sanken um so tiefer. Nun war es mir vergönnt zu wirken. Ich ließ alles Nöthige herbeyschaffen, und mein Bedienter hohlte eine Wärterinn, der ich einen vollen Beutel zusteckte, mit dem Auftrage, nicht zu sparen. Der dankbare Alte erzählte mir seine Geschichte. Er ist ein Mann von Stande, und gehört zu den Millionen Unglücklicher, die durch die Revolution Alles verloren haben. Eine treffliche Erziehung, die er in besseren Zeiten seiner Tochter gegeben, ihre Schönheit, ihre Talente ließen ihn hoffen, eine vorzügliche Schauspielerinn aus ihr zu bilden, und sie auf diese Weise nach seinem Tode, der ihm nahe schien, in einer unabhängigen Lage zu hinterlassen, deren Gefahren er übrigens für das tugendhafte Mädchen nicht scheute. Sie überwand ihre große Schüchternheit, und trat, weil ihr Vater es wünschte, zum ersten Mahle in einer kleinen Stadt in der Provinz auf, wurde aber vom Publicum so übel empfangen, daß sie sich nie entschließen konnte, einen zweyten Versuch zu wagen. Hingegen both sie seit dem unverdrossen Alles auf, das Leben ihres hinschmachtenden Vaters zu erhalten und zu verschönern.

Ich war von allem, was ich sah und hörte, so bewegt, daß ich in einer Art von Taumel die Hand des Greises ergriff, und hastig zu ihm sagte: Geben Sie mir Ihre Tochter zur Frau.

Fast hätte Ludwig bey diesen Worten laut geschrien. „Nina Ihre Braut!" rief er halb athemlos mit stierem Blicke. — Ach nein! sagte der Engländer. Bey meinem unerwarteten Anwerben sah der Vater mir ernst und starr in's Gesicht, und die blasse Tochter erröthete.

„Finden Sie es übereilt," fuhr ich fort, „daß ich, nach dem, was ich von Ihrer Tochter weiß, sie ohne alle weitere Überlegung zu meiner Gattinn nehmen möchte?" — „Nein, „antwortete er mir," ich finde es sehr natürlich."

„Wohlan," sagte ich, „so schlagen Sie ein; ich bin ein ehrlicher und ein wohlhabender Mann, mir ahndet, daß wir uns wechselseitig beglücken werden." — Er erkundigte sich nunmehr nach meinem Stande und Nahmen. Ich sagte ihm beydes, und verschwieg ihm nicht, daß ich ein Engländer sey. Plötzlich veränderten sich alle seine Mienen, der tiefste Unwille, ich nenne es ungern, Verachtung, wurde in seinen Zügen sichtbar.

„Verzeihen Sie, mein Herr!" sagte er mit bebender Lippe, „wir können nie Freunde werden. Ich hasse Ihre Nation, ich hasse jeden Einzelnen aus Ihrem Volke; lieber wollte ich meine Tochter im Grabe, als in den Armen eines Engländers sehen. Ich bitte, verlassen Sie uns."

Vergebens wandte ich meine größte Beredsamkeit an, den Eigensinnigen zu bekehren; vergebens sprach ich warm und herzlich; er blieb mürrisch und taub, und als die Tochter das Besorgniß äußerte, daß meine längere

Gegenwart ihm schädlich werden möchte, verließ ich ihn endlich, und verfluchte auf der Treppe allen Nationalhaß. Am andern Morgen, in aller Frühe, kam die verabschiedete Wärterinn zu mir, und brachte mir meinen Beutel mit der Erklärung zurück, der alte Murrkopf nehme nichts von einem Engländer. Ja, sie hatte Vater und Tochter, mit einander flüsternd, den Entschluß fassen hören, ihre Wohnung zu verlassen, so bald nur ihre Kräfte es erlauben würden, um meinen so genannten Zudringlichkeiten zu entgehen. Das verdroß mich freylich; aber das Mädchen hatte doch einen so tiefen Eindruck auf mich gemacht, daß ich, trotz meines Unwillens, noch einige Versuche wagte, sie wieder zu sehen. Unerbittlich verschloß man mir die Thür, und als ich gestern meinen Bedienten, einen Franzosen, schickte, um wenigstens zu erfahren, wie es mit beyder Gesundheit stehe, waren sie ausgezogen, und niemand wußte, wohin. Nun wissen Sie, Freund, die ganze Geschichte, die mich so unmuthig macht, daß ich sogar seit drey Tagen keinem Menschen zur Ader gelassen habe.

Ludwig vergalt des Engländers Vertrauen durch das seinige, und wünschte sich Glück, ein Deutscher zu seyn, da hoffentlich der Alte gegen die Deutsche Nation nicht ähnlichen Groll häge, wie gegen die Englische, und da er, der Jüngling, entschlossen sey, wenn jemahls der Zufall ihm das herrliche Mädchen wiederum erblicken lasse, ihm nicht eher von der Seite zu gehen, bis sie am Altar die Seinige geworden.

(Der Beschluß folgt.)

Reflexionen der Frau von Necker.

(Nach dem Französischen.)

Friedrich II. hatte immer Zeit für sich, durch die angenommene Gewohnheit, sich zeitig zu Bette zu legen, und früh aufzustehen, und eine so große Ordnung in seine Geschäfte zu bringen, daß er pünctlich die nähmlichen Sachen zu den nähmlichen Stunden machte, ohne von einer Minute abzuweichen.

Ein Staatsverwalter kann ruhig schlafen, wenn er die Staatsangelegenheiten nach einem metaphysischen Grundsatze geordnet hat. Moses drückte diese Wahrheit in den Worten aus: hüthet euch, etwas zu thun, wovon ihr nicht das Muster auf dem Berge gesehen habt.

Ich mißtraue niemand, sagte Madame Geoffrin, denn das ist eine Handlung; aber ich traue mir nicht, das hat keine nachtheilige Folgen.

Allzu gespannte Triebfedern brechen (Mechanik). Zu strenge Gesetze heben sich auf (Politik und Gesetzgebung). Zwinget die Natur nie (Medicin). Man sehe hier die Verwandtschaft allgemeiner Grundsätze.

Man profitirt mehr in der Unterhaltung mit einem Menschen von Geist, als durch's Lesen seiner Werke; denn dort ruft er nur die größern Ideen in sich hervor, womit er beschäftigt ist, und vernachlässigt nothwendig die Entwickelungen und die zum Eindruckmachen weniger geeigneten Ideen.

Der, dem es an Grundsätzen fehlt, ist der Freymüthigkeit nicht würdig.

Alles soll nützlich seyn: ein Blumengarten muß für die Bienen bestimmt seyn.

Man vervollkommnet seinen Styl in jedem Alter, und gewinnt das an Richtigkeit, was man an Wärme verliert.

Man schreibt nie gut vor dem vierzigsten Jahre, sagte Büffon; denn der Styl ist das Resultat des Denkens. Büffon selbst fing erst nach seinem vierzigsten Jahre an zu schreiben.

Unglücklich ist die Frau, welche Distinctionen glücklich machen!

Die Welt, die Natur, und alles, was sie umgibt, ist für die Weiber ein besseres Buch, als die Bücher selbst.

Bücher sind unserm Geiste das, was Wegweiser dem Blinden sind.

Durch die erworbenen Ideen erhebt man sich zu neuen. Die Bücher kürzen den Weg ab.

Der Fall des guten Rufes beschleunigt sich gleich den Steinen, indem sie sich der Erde nähern.

Seinem Charakter kann man nicht anders, als auf Kosten seines Glücks genügen.

Jemand sagte: Hr. von Guibert hat das Genie aller Talente, die er nicht hat, und Hr. von Chastellux hat nicht das Genie aller Talente, welche er besitzt.

Die Empfindsamkeit hat ihre Bescheidenheit und ihre Scham.

Das Mittel gegen eine zu lebhafte Empfindsamkeit*) ist, in seinem Innern eine gleichförmige Ordnung zu behaupten; Personen, die sich hierzu gezwungen haben, kehren leichter in die Ruhe zurück.

Theophil. Freywald.

*) Wenn die Empfindsamkeit bey leichter Anreizung zu einer großen Lebhaftigkeit gespannt wird: so nimmt sie den Charakter der Empfindlichkeit, oder auch den der Empfindeley an.

Anm. d. Einsenders.

Chansons et poésies à l'occasion du mariage de S. M. l'Empereur et Roi, avec l'archiduchesse Marie-Louise.

Les adieux de Vienne à l'Impératrice Marie-Louise.

Au milieu des regrets d'une Cour qui l'adore,
La jeune Souveraine, épouse et vièrge encore,
Tardoit à prononcer les solennels adieux.
Elle s'avance enfin: sur son front radieux,
Du bonheur d'un grand Peuple éclate l'espérance;
Ses yeux avec amour se tournent vers la France.
Dis-nous, superbe Ister, la joie et les transports
Que sa douce présence excita sur tes bords;
Il semble à tous les coeurs que, du Ciel descendue,
La Paix, l'auguste Paix à leurs voeux soit rendue.
„O si èle Germain, Peuple cher à mon soeur,
„Que les Dieux, dit la Reine, aient soin de ton bonheur!"
Tout bas elle ajoutoit d'une voix attendrie:
„Aurai-je aussi l'amour de mon autre Patrie?"
Dans ce moment, son char, de myrtes couronné,
Du Peuple et des soldats s'avance environné;
En triomphe autour d'elle, un choeur de jeunes filles,
Un essaim de guerriers, l'espoir de leurs familles,
Semblables à ces choeurs que la riche Naxos,
Ou la superbe Athène envoyoient à Délos,
Célèbrent à l'envi, dans un chant d'hyménée,
Par l'amour d'un Héros la vertu couronnée,
Et deux Peuples unis de liens éternels,
Et la Gloire à la Paix élevant des autels.

Les jeunes filles.

Hymen, cruel hymen, tu ravis à son père,
Aux doux embrassemens de la plus tendre mère,
La fille de nos Rois, l'ornement de leur Cour,
Et des infortunés les regrets et l'amour.
Mais pourquoi t'accuser? Louise, nos délices,
Abandonne ces lieux sous de brillans auspices;
Elle a touché le coeur d'un roi victorieux:
Le Ciel, qui couronna ce Prince glorieux,
Le Ciel la réservoit pour être l'espérance
Et le noeud fortuné d'une longue alliance.

Salut, nouvelle Esther, qui, du pied des autels,
Montez jusques au rang du premier des mortels.

Les jeunes guerriers.

Quel sujet pour la lyre, ô fils de l'Harmonie!
L'Epoux apportera la Gloire et le Génie,
Ses bienfaits répandus sur vingt Peuples divers,
Et le nom le plus grand qui soit dans l'Univers.
Modèle de bonté, de tendresse et de graces,
L'auguste et jeune Epouse amène sur ses traces
Le respect pour les Dieux, l'innocence des moeurs,
Un charme inexprimable à gagner tous les coeurs;
Et les chastes vertus d'une femme immortelle
Pour qui voulut mourir tout un Peuple fidèle *).
Salut, nouvelle Esther, qui, du pied des autels,
Montez jusques au rang du premier des mortels.

Les jeunes filles.

Quand les frères d'Hélène, astres d'heureux présage,
Se lèvent sur les flots menacés par l'orage,
Bientôt la mer sourit; le ciel tranquille et pur
Reprend son vêtement de lumière et d'azur.
Ainsi le vif éclat dont brille votre aurore,
Dans nos coeurs, où l'espoir étoit timide encore,
Fait renaitre soudain l'allegresse et l'amour.
La Paix, chez les mortels, médita son retour:
Et déjà, sur la foi de vos douces promesses,
Répand, du haut des cieux, ses fécondes largesses.

Salut, nouvelle Esther, qui, du pied des autels,
Montez jusques au rang du premier des mortels.

Les jeunes guerriers.

Espoir de l'Univers, ce superbe hymenée,
De l'Europe en un jour change la destinée.
La France désormais, et ses peuples guerriers,
A couvert de la foudre, à l'ombre des lauriers,
Verront, avec amour, le Dieu de la victoire,
Dans les arts de la paix se couronner de gloire.
Cependant, ô Germains, un père vertueux
Ne va plus gouverner que des sujets heureux!
Et des prospérités de sa noble famille
Il bénira les Dieux, et son gendre, et sa fille.

Salut, nouvelle Esther, qui, du pied des autels,
Montez jusques au rang du premier des mortels.

Les jeunes filles.

Hélas! si la Discorde, en malheurs trop féconde,
Vouloit troubler encore et déchirer le monde,
Que la douce prière et la voix de l'amour
Des funestes, combats préviennent le retour!
Aux regards attendris d'un époux et d'un père,
Montrez, Ange de paix, les larmes de la terre;
Et tandis que Thémis, attentive à sa voix,
Fera, sous un Héros, régner les saintes lois,
Vous, tendant au malheur une main protectrice,
Vous serez la Clémence auprès de la Justice.

Salut, nouvelle Esther, qui, du pied des autels,
Montez jusques au rang du premier des mortels.

Les jeunes guerriers.

Suivez vos grands destins, ô jeune Souveraine!
Achille vous attend aux rives de la Seine.

*) Ce vers rappelle le mémorable serment des Hongrois:
„Mourons pour notre Roi Marie-Thérèse."

Ornement de sa cour et d'un noble repos,
Répondez aux transports du Prince et du Héros
Qui veut vous couronner des rayons de sa gloire,
Et montrer sa conquête aux fils de la Victoire:
Sur le char du triomphe ils croiront voir la Paix.
Pour obtenir l'amour de ces braves Français,
Qu'un sourire encourage et qu'un seul mot enflamme,
Dans vos yeux éloquens laissez parler votre ame.
Adieu, nouvelle Esther, qui, du pied des autels,
Montez jusques au rang du premier des mortels.

P. F. Tissot.

Cantate pour le concert public exécuté aux Tuileries le 2 avril, jour de la célébration du mariage de S. M. l'Empereur Napoléon *et de S. A. I. et R. l'archiduchesse Marie-Louise.*

Paroles de M. Arnault, musique de M. Méhul, membres de l'Institut.

Les femmes.

O doux printems descends des cieux,
Dans tout l'éclat de ta parure.
Consolateur de la Nature,
Viens ajouter encore aux charmes de ces lieux,
Parfume ces bosquets, et sous nus pas joyeux
Déroule tes tapis de fleurs et de verdure.

Les hommes.

Ne crains pas aujourd'hui d'exaucer nos désirs,
Ce n'est plus la voix de Bellonne
Qui te presse à grands cris d'abréger ses loisirs;
Ce clairon qui sonne,
Ce bronze qui tonne,
C'est le signal des jeux, c'est la voix des plaisirs.

Les femmes.

Mars lui-même a cédé la terre,
Au seul Dieu que la paix ne puisse désarmer.
Sous un ciel plus serein, vois tout se ranimer,
Tout s'attendrir, tout s'enflammer:
Sur le chêne, sous la bruyère.
Vois, cédant au besoin d'aimer,
L'aigle altière elle-même, oublier son tonnerre.

Les hommes.

Mêlés aux citoyens, vois ces nombreux guerriers,
Sous des myrthes nouveaux cachant leurs vieux lauriers,
Pour la première fois, oublier les conquêtes;
Vois le Français, vois le Germain
Se tendre noblement la main
Et s'inviter aux mêmes fêtes.

Choeur.

Entends la voix qui retentit
Des rives du Danube aux rives de la Seine,
Entends la voix qui garantit
Un long règne au bonheur que ce grand jour amène.

Choeur général.

Dieu de paix! Dieu témoin du serment solennel
Qui couronne notre espérance,
Rattache par ce noeud d'un amour éternel
Les destins de l'Autriche aux destins de la France.
Ce noeud qui joint la force à la bonté,
La douceur au pouvoir, les grâces au courage,
Ce noeud qui joint la gloire à la beauté,
Grand Dieu, de ta faveur déjà nous offre un gage;
Bénis, pour nos fils et pour nous,
Le voeu qu'un couple auguste à tes autels profère.
En jurant leur bonheur, deux illustres époux
Ont juré celui de la terre.
Que ce bonheur s'étende à la postérité!
O Napoléon! ô Louise!
Que votre règne s'éternise
Sans cesse rajeuni par la fécondité!
De votre auguste amour, terme de tant d'orages,
Ce vaste Empire attend ses rois:
Que votre hymen, dont ils tiendront leurs droits,
Soit un bienfait pour tous les âges!

Poesie.

Napoléon *le Grand.*

Ode.

La France préparoit les fêtes de la gloire;
Paris de son héros célébroit le retour;
Paris ne répétoit que des chants de victoire,
Et des hymnes d'amour.

Tout-à-coup il entend vingt cités souveraines,
Vingt peuples dont un homme a fondé le repos,
Jaloux de nos destins, sur des rives lointaines
Appeler le héros.

„Tel que le Dieu du jour, dans sa marche féconde.
„S'éloignant tour-à-tour de ses douze palais,
„Sur ses coursiers de feu jusqu'aux bornes du Monde.
„Va porter ses bienfaits;

„Tel, disent-ils, celui dont la présence auguste
„Rend la vie et la force à tant d'Etats divers,
„Législateur guerrier, conquérant toujours juste,
„Se doit à l'Univers.

„De son règne éclatant l'aurore fortunée
„N'a point aux nations promis un vain appui;
„De l'Empire français la limite étonnée
„Recule devant lui.

„Le Tibre aux flots dorés *), et l'Eridan rapide
„Obéissent aux lois du Grand Napoléon;
„Des bords glacés de l'Elbe aux colonnes d'Alcide,
„Tout révère son nom.

„A l'Arabe inconstant qui désole leur rive,
„L'Oronte et le Jourdain racontent ses travaux;
„L'Egypte ensanglantée et la Grèce captive
„Implorent ses drapeaux.

*) *Vidimus flavum Tiberim*, etc. Horace.

„De l'aurore ou couchant, déserts par son absence;
„Qu'il vienne ranimer les peuples abattus!
„Que le Monde soumis soit plein de sa présence,
„Comme de ses vertus!"

A ces nobles accens qui montent vers le trône,
La reine des cités a connu la frayer:
Son front majestueux sous sa riche couronne
Laisse voir sa douleur.

Incertaine, et livrée au transport qui la guide,
Elle porte ses pas au séjour du Héros:
Il paroit; elle approche, et d'une voix timide
Fait entendre ces mots:

„Au second des Césars, quand sa main politique
„Alloit fixer l'Empire aux rives d'Ilion,
„Rome opposa ses Dieux, et d'un oracle antique
„L'heureuse illusion. *)

„Prince! un oracle obscur, un fabuleux présage,
N'auroient point rassuré la ville des Français;
„Son titre est votre amour, et ses droits sont l'ouvrage
„De vos propres bienfaits.

„Ici, vos jeunes mains de la belle Ausonie
„Ont, pour premier trophée, assemblée les trésors;
„Des tributs immortels, enfans de son génie,
„Ont enrichi nos bords.

„Le ciseau créateur, la toile qui respire,
„De modèles sans nombre ont peuplé nos remparts:
„Vous y réunissez les pompes de l'Empire
„Aux prodiges des arts.

„Ces portiques, ces ponts, garans de votre historie,
„Ces temples de l'Etat, des lois et de la Paix,
„Ces travaux, dont chacun rapelle une victoire,
„Ou promet des bienfaits; **)

„Tout, jusqu'aux monumens d'une gloire étrangère,
„S'achève et s'agrandit, paré de votre nom;
„Nous n'accuserons plus du Louvre solitaire
„Le honteux abandon.

„Riche de vos faveurs et des tributs du monde
„La Seine avec orgueil s'avance vers les mers;
„Des rivages nouveaux, affermis sur son onde,
„S'élèvent dans les airs***)

„Par vous, le luxe utile à la patrie,
„Des arts de nos rivaux à jamais l'affranchit;
„Et prodigue soutien de l'avare industrie,
„L'épuise et l'enrichit.

Oui, Paris vous devra la grandeur immortelle
„Qu'un oracle trompeur annonçoit aux Romains;
„Il s'accomplit pour nous, et la ville éternelle
„Va sortir de vos mains.

„Si par tant de bienfaits dont il goûte les charmes,
„Paris reconnaissant ne peut vous retenir,
„Ah! souffrez qu'il invoque en ces vives alarmes,
„Un plus grand souvenir.

„C'est ainsi qu'assemblés sous les plus doux auspices,
„Ces Français généreux, si chers à votre coeur,
„Vinrent de votre règne adorer les prémices,
„Et fonder leur bonheur.

„De leurs nobles sermens sacré dépositaire,
„Un pacte solennel en ces lieux fut formé;
„Ici, du titre saint de monarque et de père
„Nous vous avons nommé *).

„Qu'ici donc à jamais la France vous contemple!
„Que ces peuples nombreux, unis dans ce séjour,
„Pour vous, pour vos enfans, y reçoivent l'exemple
„Du zèle et de l'amour!

„César entend les voeux de sa ville chérie;
„Lève-toi, lui dit-il, noble fille des rois;
„Ma parole, en tout temps, fidèle à la patrie,
„A confirmé tes droits.

„Je veillois sur ton sort, lorsqu'aux plages du More,
„La guerre au coeur d'airain, portoit mes étendards;
„Sur toi des bords du Nil et des champs de l'Aurore,
„Je fixois mes regards **).

„Enfin d'un triple noeud Bellone est enchainée;
„Ne crains plus mon absence et des périls nouveaux:
„Sur l'autel de la Paix, ma main de l'Hyménée
„Allume les flambeaux.

„J'amène dans tes murs une jeune immortelle
„Que le ciel a promise au bonheur des Français;
Ils l'aiment pour moi seul, ils l'aimeront pour elle ***).
„En voyant ses attraits.

„De ce trône superbe où mon amour la place,
„Sa facile bonté sourit aux malheureux;
„Un mélange touchant de grandeur et de grace
„Lui soumet tous les voeux.

„Les Peuples, le Sénat, les Fils de la Victoire,
„Attendoient cet hymen qui va tout réunir:
„Il s'achève; et ce jour d'éternelle mémoire
„Répond de l'avenir."

A ces mots couronnant son auguste conquête,
Il marche vers Paris, tout brillant de Bonheur.
France, enorguillis loi! prends tes habits de fête;
Chante l'Hymen vainqueur.

*) C'est le sujet d'une des plus belles odes d'Horace.
**) Arcs de triomphe, ponts d'Austerlitz et d'Jéna, temple de la Gloire, palais du Corps législatif, etc. etc.
***) Nouveaux quais sur la Seine.

*) *Hic ames dici Pater atque Princeps.* Horace.
**) Paroles de S. M. l'Empereur aux maires de Paris.
***) Message de S. M. I. et R. au Sénat.

Hymen! fils de la Paix, bienfaiteur de la terre!
Hymen, descends des cieux pour le plus grand des Rois!
Celui qui commandoit aux fureurs de la guerre,
Obéit à tes lois.

Hymen, presse les pas de la vièrge timide
Qui franchit avec lui le seuil mystérieux;
Sur son front innocent si la pudeur réside,
L'amour brille en ses yeux.

Docile à tes leçons, que ton ame attendrie
S'abandonne sans crainte aux transports les plus doux!
Que bientôt, dans ses bras, l'espoir de la Patrie
Sourie à son Epoux!

Hymen, entends ces cris, ces voeux, ces chants d'ivresse,
Ce bronze triomphant qui tonne dans les airs!
Pour fixer les Destins, c'est à toi que s'adresse
La voix de l'Univers.

Où suis-je? De la nuit qui déchire les voiles?
Son ombre a disparu dans des torrens de feux.
Quelle immense clarté fait pâlir les etoiles
Dans la voûte des cieux!

Est-ce un astre nouveau dont la terre charmée,
Même avant son aurore, encense les autels?
Est-ce lui que la foudre et la nuit enflammée
Annoncent aux mortels?

Roi de Rome et du monde! héritier de l'Empire,
Déjà, dans l'avenir, les Nymphes d'Hélicon,
Que Louise chérit, que sa présence inspire,
Ont salué ton nom.

Rapelle-leur un jour les graces de ta mère,
Les modestes bienfaits que répandent ses mains;
Rappelle-leur sur tout la gloire de ton père,
Et ses vastes desseins.

Qu'attachée à ses pas, l'avide Renommée,
Dont il a fatigué l'infatigable voix,
Ne cesse de frapper la Tamise alarmée
Du bruit de tes exploits!

Ainsi, Napoléon, par un noeud tutélaire,
Enchaîne à ses travaux le sort capricieux;
Ainsi de ses lauriers l'ombrage héréditaire,
Couvrira nos neveux.

O Nuit, espoir du Monde, achève ta carrière!
Dérobe à l'oeil du Jour tes mystères sacrés;
Féconde dans ton sein les siècles de lumière
Qui nous sont préparés!

Et vous, Muses, chantez sur vos lyres fidelles:
Hymen s'est couronné des roses de l'Amour;
Il triomphe; et déjà les voûtes éternelles
Brillent des feux du jour.

J. Esménard.

Notitzen.

Paris, den 2. Aprill. — Gestern Abends war der Park von St. Cloud erleuchtet. Durch die langen Baumreihen waren Feuerströme ausgegossen, die sich schlangenartig durchs dichte Gebüsch den Berg hinauf- und hinabwanden. Jubel und Musik wogten mit dem Flammenschimmer in die Lüfte; überall sah man fröhliche Gesichter, der ganze Park schien zu einem Theater umgestaltet, wo Bäume die Coulissen, und der Berg den Hintergrund bildeten. Alles war schön durch einander gemengt; die Zuschauer wurden sich wechselnd zu Schauspielern, und die Schauspieler wurden in den Pausen der Ruhe zu Zuschauern. Ein ganzes Heer von Gauklern, Taschenspielern, Optiken-Männern, Marionetten-Spielern, Polichinellen, Hanswursten, Seiltänzern und wandernden Comödianten, größten Theils auf mannigfaltige Art maskirt, bevölkerte die große Allee, die vom Sevres-Eingange zur Baum-Rotunde zunächst der Springwasser führt. Alle, vom Hofe bezahlt, gaben ihre Spectakel gratis, und es war ein inniger Genuß, diese Leute so mit ganzer Seele ihr Bestes thun zu sehen, da sie nun an einem Tage mehr gewannen, als sonst eine Woche hindurch. Alles, was sich meldete, wurde zugelassen; sogar die armen Männer, die nur ein elendes Schiff aus Pappe, oder das Urtheil Salomonis und den Kaiser Octavianus, fresco gemahlt, unter schlechten grünen Gläsern zeigten, die nur die Form von optischen Gläsern hatten. So genossen nun wieder einmahl auch die, welche andern Genüsse zu verschaffen zur Bestimmung des Lebens gewählt haben. Jedes kleine Marionetten-Theater hatte seinen eigenen Virtuosen, welcher das Orchester agirte; und was nur Töne hervorbringen konnte, machte Musik und Schauspiel. Hier sah man einen Einhändigen mit der einen Hand die Geige wenden und die Saiten greifen; der Fidelbogen war an den Stumpf der andern festgemacht, und strich die Saiten auf und ab. Dort machte ein Buckliger den Pallasse; er hätte noch natürlicher einen Polichinello gemacht. Das allgemeinste Kunststück der Hanswurste war Werg in den Mund zu stopfen, und dann es in Rauch und Flammen auszuspeyen, oder es als Bänder herauszuziehen. Aller Orten sah man den gottlosen Polichinell seine Grausamkeiten an Weib und Kindern und Hausfreunden ausüben, bis ihn endlich der Teufel unter Schwefelfeuer hohlt. Thespis Nachfolger zeigten hier einen Poltron, dem ein Mädchen in Männerkleidern Furcht einjagt; dort einen ehesamen bejahrten Jokrisse, der nach drey Jahren Abwesenheit nach Hause kommt, gerade recht, um die Gevattern zur Kindtaufe zu bitten. Er erkannte das Kind für das seine, weil es ihm beym Eintritte gleich niais — niais entgegenschrie. —

Die Marionetten repräsentirten meistens Liebesgeschichten; aber auch die beliebte Entbindungsgeschichte der Madame Cigogne, die mit sieben Kindern auf ein Mahl niederkommt, Harlekins und Colombinens Abenteuer u. dgl., und beschlossen die Vorstellung mit einem Feuerwerke nach ihrer Art. — Hier ließen sich athletische Kerle, von Liebe und Wein und der Feyer schon electrisirt, von den wandernden Fourcrois und Lavoisiers noch ein Mahl electrisiren, und diese durften die Flasche tüchtig laden, um die starken Nerven zum Zucken zu bringen. Dort verwunderte sich die Menge über den Hocus pocus des Taschenspielers, der ihnen die leeren Becher und Taschen unter der Versicherung zeigte: il est impossible de tromper plus fidèlement. Aber Künstler höherer Art nehmen die rechte Seite der Baumreihe ein, die von der großen Baum-Rotunde zum Haupteingange des Parkes nächst dem Schlosse führt. Hier sind Physiker, die recht artige Kunststücke machen. Die Marionetten-Theater sind zierlicher; ihre Garderoben reicher. Ein Wachsfiguren-Cabinet zeigt die Potentaten Europa's u. s. w.

(Die Fortsetzung folgt.)



Der Sammler

Donnerstag, den — 56. — 10. May 1810.

Mein Söhnlein verplempere dich nicht,

oder:

Reiseabenteuer eines jungen Künstlers.

(Beschluß.)

6. Das Modell.

Dieses Mahl zögerte der Zufall nicht lange. „Mir ist etwas Sonderbares widerfahren," sagte der alte Payou eines Morgens zu dem herein tretenden Ludwig, „ja, wahrhaftig, wären meine vier und sechzig Jahre nicht, ich glaube, ich hätte mich in allem Ernste verliebt."

„Ein Künstler, wie Sie, wird nie alt," erwiederte Ludwig; „und man braucht nur die Venus zu sehen, an welcher Sie jetzt arbeiten, um sich zu überzeugen, daß ein schönes, jugendliches Feuer noch immer in Ihrem Busen glüht."

„Eben diese Venus," versetzte der Bildhauer lächelnd, „brachte mich in Gefahr. Nicht daß ich, wie Pygmalion, in mein eigenes Werk mich vergafft hätte; vielmehr fühlte ich dessen Unvollkommenheiten nur zu deutlich, und wünschte ihnen abzuhelfen. Sie wissen, mein junger Freund, daß solches nicht besser geschehen kann, als nach einem von der Natur gelieferten Modell; das zu finden aber nicht so leicht ist, als man wohl glauben sollte, wenn man die vielen hübschen Mädchen auf den Straßen herum laufen sieht. Mögen sie noch so schlank einher treten, selten, wunderselten ist ihr Körper ohne Fehl gebaut. Wie manche habe ich — zwar reichlich belohnt, aber auch beschämt — wieder fort schicken müssen, wenn sie das Gewand fallen ließ. Darum war ich immer schwierig in meiner Wahl, und arbeitete in späteren Jahren selten nach Modellen. Auch die Venus würde mit den Reitzen sich haben begnügen müssen, die ihr meine erlöschende Einbildungskraft verleihen konnte, wäre nicht vor kurzem in mein Hinterhaus ein Mädchen eingezogen, dessen Reitze alles zu übertreffen scheinen, was der Meissel je gebildet. Sie hat einen kranken, blutarmen Vater, für den sie Tag und Nacht arbeitet, und doch, trotz aller Anstrengung, das Nothdürftige kaum zu erwerben vermag."

Das ist sie! rief Ludwig hastig. Wer? fragte Payou erstaunt.

Der Schüler beschwor den Meister fortzufahren, mit einer Angst, welche schleunig zu mindern, dieser seine Neugierde unterdrückte. „Das Mädchen," sagte er, „schien mir gleich sehr sittsam, und eben jene Armuth war der redendste Beweis ihrer Unschuld. Indessen meinte ich, ihr selbst einen Dienst zu erzeigen, wenn ich ihr Gelegenheit verschaffte, durch das bloße Enthüllen ihrer Reitze vor den Augen eines Greises, ein ansehnliches Stück Geld zu verdienen. Meine brave alte Haushälterinn mußte Bekanntschaft mit ihr machen, und ihr den Vorschlag thun. Anfangs schauderte sie, und verwarf ihn unbedingt; als aber die Noth auf's höchste stieg, als ihr Vater kränker wurde, und sie keine Er-

quickung ihm verschaffen konnte, als ferner meine Haushälterinn, eine so ehrbare Frau, nicht abließ, ihr vorzustellen, daß die Gefälligkeit, die man zum Behuf der Kunst von ihr verlange, keinesweges schändlich sey, und daß ein alter Mann von 64 Jahren, der jederzeit des unbescholtensten Rufes genossen, ihr unmöglich Furcht einflößen könne: so entschloß sie sich endlich, und bestimmte den gestrigen Abend zu ihrem ersten Besuche. Sie kam auch wirklich —

(Ludwig stand auf Nadeln) — „sie kam zitternd, wie eine Verbrecherinn, die zum Tode geführt werden sollte. Meine grauen Haare, und der väterliche Ton, den ich gegen sie annahm, flößte ihr einigen Muth ein. Sie setzte sich zu mir auf den Sopha mit der liebenswürdigsten Verwirrung, und ich knüpfte ein Gespräch mit ihr an, das ich eine Weile unterhielt, um sie nach und nach an meine Gegenwart, und an den ihr so fürchterlichen Gedanken zu gewöhnen. Als aber nun endlich der Augenblick gekommen war, wo meine alte Haushälterinn sie entkleiden wollte, da fing sie wieder heftig an zu beben, kämpfte vergebens mit sich selbst, ein Thränenstrom brach plötzlich aus ihren Augen, sie warf sich zu meinen Füßen, umfaßte meine Knie, und rief mit einem Tone, der mir nie aus der Seele kommen wird: Verzeihen Sie mir! — entlassen Sie mich! mein Blut konnte ich für meinen Vater opfern; meine Schamhaftigkeit zu überwinden, steht nicht in meiner Macht!" — (Ludwigs Brust erleichterte sich durch einen tiefen Seufzer). —

„Das Mädchen," fuhr Payou fort, „rührte mich unaussprechlich. Ich hob sie auf, ließ sie wieder auf den Sopha sitzen, und bath sie herzlich, mir ihre Geschichte mitzutheilen. Sie that es. O mein junger Freund! wo nehme ich Worte her, Ihnen zu erzählen —"

„Ist nicht vonnöthen," unterbrach ihn Ludwig, „denn ich weiß schon Alles." Nun ließ er sein Herz ausströmen, die Worte jagten und verschlangen einander. Payou hatte Mühe, die eigentliche Erzählung aus allen den Exclamationen heraus zu finden. Am deutlichsten vernahm er die Bitte — denn Ludwig wiederhohlte sie wohl zwanzig Mahl — daß er auf der Stelle hinüber gehen, und für seinen Schüler um die Hand des schönen Mädchens werben solle.

„Sie wissen ja noch nicht einmahl," sagte der Alte lächelnd, „ob es Ihre Nina ist?"

„Meinen Sie," erwiederte Ludwig sehr ernst, „es könne noch eine zweyte Nina in der Welt geben?" —

Gegen dieses Argument eines Verliebten konnte Payou nichts mehr einwenden. Auf der Stelle ging er nun zwar nicht, er verschob es bis zum andern Morgen, den Ungeduldigen versichernd, daß er vor der Hand allen Bedürfnissen des Kranken abgeholfen habe. Dann mußte Ludwig ihm seine ganze Lage in Deutschland gewissenhaft schildern, mußte ihn durch Schwüre und Thränen überzeugen, daß keine vorübergehende Aufwallung ihm Nina's Besitz als das höchste Glück vorspiegele, mußte sich sogar, zu seinem innigsten Verdrusse, noch eine Nacht Bedenkzeit nehmen, und erst am andern Morgen, als Ludwig schon vor Tages Anbruch wieder an Payou's Thür klopfte, hohlte dieser seine wohl frisirte Perücke hervor, zog den braunen Rock mit goldbesponnenen Knöpfen an, nahm sein langes Spanisches Rohr in die Hand, seinen Hut unter den Arm, und ging zum kranken Nachbar.

Mit welchen großen Schritten der junge Künstler nunmehr das Zimmer maß, mit welchem Herzbeben er jeden Tritt auf der Treppe vernahm, mit welcher Ungeduld seine Blicke zwischen Payou's Wanduhr und seiner eigenen Taschenuhr hin und her wandelten, ohne daß ihm auch nur ein einziges Mahl der Mutter Sprüchlein in den Sinn gekommen wäre: „mein Söhnlein verplempere dich nicht" — Alles das begreift jeder Leser, denn jeder Leser ist doch wenigstens ein Mahl in seinem Leben verliebt gewesen. Nach peinlichen zwey Stunden hohlte Payou ihn ab, weil der Alte ihn kennen lernen, und Nina ihn sehen wollte. Als Ludwig in die kleine dunkle Stube trat, hatte er nicht viel mehr Athem, als eine Maus unter der Luftpumpe, schöpfte aber dessen bald wiederum ein wenig, da, zu seiner großen Erleichterung und zu seinem großen Verdrusse, das schöne Mädchen nicht gegenwärtig war. Eine holde Scham hatte sie hinaus in die Kammer getrieben; es will aber verlauten, sie habe, zum ersten Mahl in ihrem Leben, durch das Schlüsselloch geguckt. Des Jünglings Bescheidenheit und Herzlichkeit gewannen den Vater bald. Daß er ihn schon ein Mahl in jener kleinen Provinzial-Stadt gesehen und gesprochen, dessen erinnerte er sich nicht, wohl aber erkannte Nina auf den ersten Blick den schönen jungen Mann, der sie als Wäscherinn aus den Armen eines Wollüstlings befreyt, und in der Vorhalle des Museum Napoleon ihr ein Goldstück aufgedrungen hatte. Nach dieser Entdeckung zögerte sie nicht, auf des Vaters Rufen zu erscheinen, mit einer von der Morgenröthe geborgten Gluth auf den Wangen.

Ludwig stammelte einige Worte, Nina stammelte einige Sylben; er faßte ihre Hand, und sah sie schmach-

tend an, sie ließ ihm die Hand, und blickte schmachtend vor sich nieder, während die beyden Alten das Nöthige verhandelten. Davon ließ es sich nicht nehmen, die Hochzeit auszurichten; der Engländer durfte freylich nicht dazu geladen werden, aber er ließ es sich nicht nehmen, die Braut in geheim auszusteuern.

Das junge glückliche Paar blieb in Paris, so lange Nina's wieder jung gewordener Vater lebte, und als ihn endlich der Tod den Armen seiner Kinder und Enkel entriß, da folgte die liebliche Frau dem zum Meister gereiften Gatten in sein Vaterland, wo der Advocat Spinne die reitzende Schwiegertochter schmunzelnd empfing, und Madame Spinne, durch Nina's Anblick entwaffnet, zum letzten Mahle, freundlich den Kopf wiegend, sprach: „Ey, ey, mein Söhnlein, hast du dich doch verplempert?"

A. v. Kotzebue.

Oden aus dem Horaz *).

Erstes Buch, fünf und dreyßigste Ode.

An Fortuna.

O Göttinn! die du thronest zu Antium,
Bereit, nun von der untersten Stuf' empor
Den Sterblichen zu heben, nun die
Stolzen Trophäen in Schutt zu wandeln;

Dir fleht der arme Fröhner mit ängstlichem
Gelübde; dir, o Herrinn der Wasserwelt!
Wer immer die Karpatherwellen
Mit dem Bithynischen Kiel befurchet.

Dir bebt der wilde Dacier, der irre Scyth',
Und tapfre Latier; Städte und Völker dir;
Die kummervollen Königsmütter,
Und die bepurperten Menschenwürger.

Daß du ja nicht umstürzest mit frechem Fuß
Die steh'nde Säule; daß nicht der Rottengeist
Die Waffenzaud'rer zu den Waffen
Ruf', und ihr schwankendes Reich zertrümm're.

Vor dir her trabet immer die strenge Noth,
Die Sparrennägel fassend mit eh'rner Hand,
Sammt ihrem Keil; zur Seite lieget
Flüssiges Bley und die scharfe Klammer.

Dir fröhnt die Hoffnung, und die im weißen Flor
Gehüllte Treue; bleibt dein Gefährte noch,
Wenn im gewandten Kleid du freundlos
Prunkenden Giebeln den Rücken kehrest.

Allein die Ferse dreht der untreue Hauf'
Und die meineid'ge Buhlinn: denn ist das Faß
Versiegt, zerstiebt der Freunde Schaar, zu
Schlau, mit das drückende Joch zu tragen.

Wach' über Cäsarn, Göttinn! der gegen die
Entfernten Britten zeucht, und erhalte nur
Den frischen Schwarm der Krieger, einst noch
Furchtbar dem Ost und dem rothen Meere.

Wir schämen uns der Gräuel, der Narben und
Der Brüder. Was blieb heilig und unberührt?
Und für was bebten wir zurück, wir
Eisernes Alter? Hat Furcht der Götter

Je abgeschreckt die frevelnden Bös'wichte
Von Opferstätten? Daß du den stumpfen Stahl
Umhämmertest auf frischem Ambos
Wider Araber und Massageten!

*) Mein würdiger Lehrer, Joseph von Fritsch, hat alle fünf Bücher von Horazens Oden nach dem Versmaße des Originals übersetzt; ich stelle hier einige Proben davon aus. Er war ein vortrefflicher Mann, ein großer Gelehrter, der sein ganzes Leben den Wissenschaften weihte; alle, die Ihn näher kannten, müssen diese Wahrheit bestätigen. Seine Erhohlung war das Schachspiel, in welchem man Ihn an die Seite der ersten Meister stellte. Die größte Einfachheit, die anspruchloseste Bescheidenheit herrschte in seinem ganzen Wesen. Ich und andere haben Ihm sehr viel zu danken. Ruhe seiner Asche!
Joseph Passy.

Der Jüngling und das Echo.

(Nach dem Lateinischen des Erasmus von Rotterdam.)

Jüngling. Erlaube mir, Echo, daß ich dich über einen wichtigen Gegenstand befrage.

Echo. Frage!

Jüngling. Welcher Kunst, welcher Wissenschaft soll ich mich widmen, welchen Weg betreten, um einst als großer Mann zu erscheinen?

Echo. Einen.

Jüngling. Wie soll ich's anfangen, meine Fähigkeiten dazu zu prüfen?

Echo. Prüfen.

Jüngling. Ich will's. — Der Philosophie will ich mich weihen, denn was ist der Mensch ohne Philosophie.

Echo. Vieh.

Jüngling. Recht — doch hungert man dabey, denn kann man wohl leben von seinem Genie?

Echo. Nie.

Jüngling. Es ist also nöthig, daß ich mir eine Erwerbsquelle aufsuche.

Echo. Suche.

Jüngling. Theologie ist eine Straße, mit Vorurtheilen besäet, diese will ich andere wandern lassen.

Echo. Andere lassen.

Jüngling. Nun gut, so werd' ich Doctor.

Echo. Thor!

Jüngling. Wie? — ist diese Kunst nicht äußerst wichtig?

Echo. Wichtig.

Jüngling. Sie können ihrem Nebenmenschen das Leben erhalten, was fehlt zu ihrem Glück?

Echo. Glück.

Jüngling. Nun so will ich dem Staate mich widmen, mich hinauf schwingen zu den Stufen des Thrones, will dir das auch nicht gefallen?

Echo. Fallen!

Jüngling. Du hast recht, wie manche Beyspiele gibt es, daß der wackerste Mann schnell fiel.

Echo. Viel'.

Jüngling. Was mag wohl auf dieser Bahn gar so gefährlich seyn?

Echo. Ehrlich seyn.

Jüngling. Nun so nehm' ich mir eine reiche Witwe.

Echo. Weh!

Jüngling. Sie bringt mir Geld, und ich lebe froh und zufrieden.

Echo. Unzufrieden.

Jüngling. Wie wäre das möglich? — Was könnte das Leben mir trüben bey einer Ducatenreihe?

Echo. Reue!

Jüngling. Was soll ich denn also thun, um mir Glück zu erwerben?

Echo. Erben.

J. F. Castelli.

Notitzen.

Paris, den 2. May. (Fortsetzung).

Welch ein Genius schwebt hier hoch im Dunkel der Bäume? Es ist ein niedliches Mädchen, als Knabe angezogen, das kühn auf einem Seile das Reich der Vögel durchstreift. Zwey schnelle kleine Pferdchen werden da von Pseudo-Franconis unter lärmender Musik herum geritten; hastig galoppiren sie, und schwingen sich, und springen, als wollten sie die fliegende Zeit einhohlen, und drehen sich doch nur immer im Zirkel, wie Philosophen, und wie wir arme Menschen insgesammt, die wir mit unserer Perfectibilitat Wunder wie weit zu kommen glauben, und am Ende unserer mühevollen Bahn uns da wieder finden, von wo wir ausgingen. — Hier zeigt man seltene Vögel und Affen, denen bloß das herrliche Gefühl der Langeweile abgeht, um auf die Stufe der Menschenwürde zu steigen. — Allenthalben sind Marionetten-Bühnen dazwischen gepflanzt; unserer eigenen Faden vergessend, belustigen wir uns, andere daran gezogen, und mit ewig lachenden Gesichtern komische Sprünge machen zu sehen. Doch hier und da werden über den Köpfen der Zuseher andere Köpfe sichtbar, die nach dem Tacte der Musik bald einzeln, bald alle in die Höhe springen, ohne daß man die Fäden bemerkt, die sie in Bewegung setzen. Sind auch das Marionetten? Tänzer sind es und Tänzerinnen, welche den hüpfenden nationalen Gegentanz tanzen, diesen in Noten und Schritte gesetzten Alltags-Lebenslauf des Menschen. Man tritt paarweise auf die Bühne des Lebens; man trennt sich und vereinigt sich, dreht sich wechselnd den Rücken und macht sich Reverenzen, wählt sich von Zeit zu Zeit einen andern Tänzer, eine andere Tänzerinn, jagt in froher geschlossener Runde herum, und tritt dann endlich von der Bühne mit der Tänzerinn wieder ab, mit der man sie betreten hat.

Die ganze linke Seite der großen Allee ist mit prächtig erleuchteten Glasbuden besetzt, die einen vollkommenen Jahrmarkt bilden. Pfeffernüsse und Romane, Fabrikate für den Magen und für seine Bekleidung, Spielzeug für große und kleine Kinder werden hier neben einander verkauft, und über die Buden herüber lachen vom Hügel herab die hellen Fenster der Restaurations-Säle, und der frohe Gläserklang lockt mehr als alles. Ehe wir hineilen, kehren wir nochmahls zur Baum-Rotunde zurück, um die herrlichen Springwasser bey Lichterschein zu sehen.

Ein großes Viereck, auf beyden Seiten mit Treillagen, die statt der Früchte Tausende von Lampen tragen, eingefaßt, öffnet sich. Vor uns breitet ein ungeheurer Wasserspiegel sich aus; mit zahllosen Lampen ist der feuchte Bord besetzt. Im Hintergrunde steigt ein Wasserbecken über dem anderen auf; Delphine und Ungethüme kreuzen ihre Wasser, die sie in weiten Bogen von sich strömen; hinter den Wasserschleyern, die aus den Becken herab strömen, brennen Lampen, vermählen ihr Licht mit dem Schimmer des Wassers, und scheinen unter der nassen Hülle, von beständigem Thau beträuft, nur heller zu schimmern. Tausend Flammen spiegeln sich im Teiche; tausend Flammen gibt der Teich zurück. Hoch oben, über dem letzten der zwanzig Becken, die sich gegenseitig leeren und füllen, schweben, wie ätherische Gestalten, zwey Najaden, die aus ihrer Urne all das wogende Leben gießen. Über ihnen wölbt sich ein Triumphbogen, glänzend beleuchtet; er scheint unmittelbar die schwarze Hülle der Nacht zu berühren, so hoch erhebt er sich in die Luft.

Aber am anziehendsten, am königlichsten ist das hohe Springwasser, das dort ganz einsam, mitten zwischen dichtem Gebüsche, wie eine Ceder, mehr als 100 Fuß hoch gegen die Wolken steigt, und wie ein Trauungsschleyer nieder sinkt. Sein Becken ist ebenfalls mit Lampen besetzt; aber rückwärts und seitwärts sind keine, und diese einfache Beleuchtung von unten auf erzeugt eine magische Wirkung. Schwäne schweben stolz durch die beleuchtete Fluth, und ziehen feurige Furchen, wie Schiffe im leuchtenden Meere: sie scheinen zu glauben, das Fest sey ihretwegen da, und spiegeln sich in den nassen Flammen mit Wohlgefallen. Theilen ihren süßen Wahn nicht viele Menschen, und sind sie nicht glücklich, wenn sie ihn theilen? —

Hoch vom Hügel herab leuchtet ein Obelisk, nur mäßig erhellt. Wir klimmen hinauf, und finden ihn auf einer großen Terrasse, von welcher der glühende Park, und der Ort, und die ganze umliegende Gegend mit ihren zahllosen beleuchteten Schlössern wie ein Feenland vor uns ausgebreitet liegen. Spärlich brennt ein blaues Flämmchen im Gipfel des Obeliskes, der Diogenes Laterne heißt. Diogen, wärst du zugegen — das Flämmchen brennte nicht mehr! — —

Wien.

Durch ein allerhöchstes Handbillet wurde der Verboth vom Jahre 1801 erneuert, Kaffehhäuser und Niederlagen in den ersten Stockwerken der Stadt und Vorstädte zu unterhalten; von künftiger Michaeli-Auszugszeit müssen daher alle diese Orte geraumt, und dem Publicum zum Bewohnen überlassen werden.

Gedruckt bey Anton Strauß in Wien.



Der Sammler.

Samstag, den — 57. — 12. May 1810.

Vom Einflusse der Seele auf Gesundheit und Lebensdauer.

(Nach John Sinclair.)

Der berühmte Stahl suchte den Ursprung aller Krankheiten in irgend einem Leiden oder Erschütterung der Seele; Hoffmann in irgend einer Zerrüttung des Körpers; der Mittelweg ist auch hier der beste: man muß in beyden ihn suchen. —

1. Vom Einflusse der Talente.

Unmäßige Geistesübungen erschöpfen nicht weniger als die des Körpers, das weiß jedermann, der sich mehrere Stunden hinter einander mit einem ernsten Studium beschäftigt hat, und darum ist auch bey Kindern ein frühzeitiges Entwickeln der Geisteskräfte eben so schädlich, als ein zu schneller Wachsthum des Körpers; die so genannten Wunderkinder leben nicht lange. Auch die mit großen Talenten begabten Personen werden selten alt. Unter fast 2000 hundertjährigen Männern, die man seit der christlichen Zeitrechnung aufzählen kann, hat nur der einzige Fontenelle durch seinen Geist sich besonders ausgezeichnet. Sehr natürlich. Große Talente erwecken Neid und Eifersucht, sind mit großer Reitzbarkeit vergesellschaftet, werden oft vom Publicum gering geschätzt, wenigstens nie so hoch geachtet, als sie zu verdienen glauben; alles das nagt am Lebenskeime, und um so mehr, da Vorzüge des Geistes gewöhnlich durch irgend eine fehlerhafte Organisation des Körpers erkauft werden, die zum frühen Grabe leitet. Ein Mann von Genie ist sehr selten ein schöner Mann; daher auch viele geglaubt haben, das Genie sey eigentlich eine Krankheit (wie die Perle in der Muschel), und die es besäßen, hätten einen viel zu großen Kopf, wären auch am meisten zum Verrücktwerden geneigt.

Die meisten starken, dicken, massiven Menschen haben wenig Talente, und ob es gleich Ausnahmen gibt, wie Hume, Johnson, Fox, (in Deutschland Göthe, Bode, der Verstorbene), so haben doch in der Regel die Genies zarte, gebrechliche, oft unförmliche, den Keim einer baldigen Zerstörung in sich tragende Körper. Ein ruhiger Verstand, ein gründlicher Geist, nicht die Einbildungskraft, geben Anspruch auf langes Leben.

2. Vom Einflusse der Leidenschaften.

Durch diese zerstören weit mehr Menschen ihre Gesundheit, als durch unmäßigen Gebrauch ihrer Geisteskräfte. Was schon tausend Mahl darüber gesagt worden, soll hier nicht wiederhohlt werden. Der Zorn, zum Exempel, hat schon manchem den Kopf verrückt, oder eine schwere Krankheit, oder gar einen plötzlichen Tod zugezogen. Getäuschte Hoffnungen der Liebe, der Ehrsucht, des Geitzes, stürzen in Melancholie, oder gebären Selbstmord. Auch dann, wenn diese Hoffnungen erfüllt werden, genießt der Geist solcher Menschen nicht diejenige Ruhe, die, besonders im Alter, zum langen

Leben so nothwendig ist. Aber die gefährlichste aller Leidenschaften für die Gesundheit ist die **Furcht**. Sie erzeugt Krankheitsstoff, sie vergiftet ihn, sie hindert günstige Krisen. Man hat oft bemerkt, daß Epidemien besonders Furchtsame befallen, und diesen am gefährlichsten sind.

Eine der sonderbarsten, durch Leidenschaft erregten Krankheiten ist das so genannte **Heimweh**, welches besonders die Schweizer ergreift, wenn sie den Kuhreigen hören. Die Schweizer-Garden in Französischen Diensten wurden oft so heftig damit befallen, daß man den Kuhreigen bey Todesstrafe verbiethen mußte. Das Andenken an genossene Jugendfreuden, die Betrübniß, ihrer zu entbehren, und das heiße Verlangen nach Erneuerung derselben, bringen diese Krankheit hervor. Sie beginnt mit einer tiefen Melancholie, Hang zur Einsamkeit, Verlust des Appetits und der Kräfte, und geht endlich in ein auszehrendes Fieber über.

Die aus Leidenschaften entspringenden Krankheiten sind weit schwerer zu heilen, als andere, und selbst, wenn sie keine eigentliche Krankheit hervor zu bringen scheinen, hindern sie doch immer mehr oder weniger den Schlaf, die Verdauung, die Ausdünstung. Darum empfiehlt Lord **Bacon** mit Recht, sich nie gleich nach heftigen Gemüthsbewegungen zu Tische zu setzen, oder zu Bette zu legen. Nach seiner Behauptung schaden jedoch die Leidenschaften besonders magern Personen, und er gibt zu verstehen, daß dicke Menschen sehr wohl thun, sich bisweilen tüchtig zu ärgern. Der Verfasser selbst führt ein Beyspiel von einer alten Tante an, die — ob sie gleich blind, außerordentlich dick, und dabey sehr gichtbrüchig war — dennoch 90 Jahre alt wurde, vermuthlich, weil sie den ganzen Tag zankte.

Dithyrambe.

Laßt die Gläser lustig klingen;
Doch das größte schenkt mir ein!
Um vom Wein ein Lied zu singen,
Was bedarf es mehr, als Wein?

Zwar als Meister alles Schönen
Laßt Homer mich hinter sich.
Liebten mehr ihn die Kamönen?
Nein, er trank nur mehr, als ich.

Fromme seufzen: Eine Heerde
Sey hienieden, und ein Hirt!
Doch ein Gasthof ist die Erde,
Und Lyäus ist der Wirth.

Edle Zecher, euch zur Wonne
Müssen Berge heißer glüh'n,
Und geschaffen war die Sonne
Bloß, um Reben zu erzieh'n.

Doch, die Wahrheit zu gestehen,
Allzu frostig ist ihr Schein.
Tausend Zungen hört man schmähen,
Ach! und jede schmäht den Wein.

Darum — glaubt nicht, daß ich schwärme! —
Darum fleh' ich: O Natur,
Eine Doppelsonne wärme
Wenigstens die Deutsche Flur!

Sengt auch ihr vernichtend Feuer,
Trotz der Weste kühlem Hauch,
Sengt — die Schönen schützt ein Schleyer —
Sengt es uns zu Mohren auch.

Laub und Gras mag es verzehren,
Und die Blumen obendrein!
Rosen selbst will ich entbehren,
Glüht nur feuriger der Wein.

Fliegt, den feurigsten zu hohlen,
Fliegt zum Rhein vom kalten Belt,
Steuert kühn nach allen Polen;
Kurz, umschifft nach ihm die Welt!

Dankend preisen alle Zungen
Euch — ist solch ein Lohn nicht süß? —
Mehr, als hättet ihr errungen
Das berühmte goldne Bließ.

Aber seht ihr Wunden bluten,
Lindert sie mit eurem Wein!
Gebt den Bösen, gebt den Guten
Ihn, wie Gott den Sonnenschein!

Alle Wesen soll er laben,
Vater Evans Götterlust!
Nehmt den Säugling, nehmt den Knaben,
Nehmt ihn von der Mutter Brust!

Zwar soll Milch, behaupten Kenner,
Zarten Mädchen heilsam seyn:
Doch die Milch der stärkern Männer,
Doch der Männer Milch ist Wein.

Heiden ihre Götzen rauben,
Traun, ihr Brüder! wäre toll.
Was er will, mag jeder glauben,
Trinke nur jeder, was er soll.

Aber Libers Reich zu schirmen
Gegen Machmuds blinden Wahn,
Schickt ein Heer nach Stambuls Thürmen,
Und verbrennt den Alkoran!

Laßt sogar bey den Huronen
Bacchus Siegesfahne weh'n,
Und an alle Nationen
Kühn ein Trink-Edict ergeh'n!

Weckt — sie werden fromm euch danken
Im erneuten Pilgerlauf —
Weckt die Todten, die nicht tranken,
Ja, weckt selbst die Todten auf!

Laßt die Gläser lustig klingen;
Doch das größte schenkt mir ein!
Um vom Wein ein Lied zu singen,
Was bedarf es mehr, als Wein?

Weisser.

Das häßliche Gesicht.

Wahre Anecdote.

Das ist wahr; hübsch war der Rittmeister B. nicht. Das ganze Gesicht war eine zerfetzte und zusammen genähte Hautfläche; schreckliche Säbelhiebe hatten es in der Länge und Quere durchkreutzt; von den Blattern war es mit gelbschwarzen Giftnarben so übersäet, daß auch nicht ein reiner Fleck darin aufzufinden war. Ein fuchsrother Schnautzbart struppte auf der gespaltenen Lippe, und diente dem Munde gegen die Schnupftabaks-Wolkenbrüche, die der aufgeschlitzten Nase reichlich entquollen, zum sichern Damme. Augenbraunen und Wimpern fehlten gänzlich, und die Augenlieder waren so kurz, daß er das kleine graue Auge nie völlig schließen konnte; aber dafür hatte er eine schwarze Zahn-Pallisade im Munde, mit der er, besonders da er immer fletschte, wenn er sprach, alle Kinder zu fürchten machen konnte.

Brav war er, schauderhaft brav. Wär er an der Spitze seiner Schwadron, so folgte sie, und wenn sein Brandfuchs in die Hölle mit ihm gestürzt wäre. Seine Husaren liebten ihn wie ihren Vater, aber mit seinen Cameraden hatte er oft Händel.

Im letzten Feldzuge ging er in Q.... in das erste Hotel, und setzte sich an die table d'hôte. Es wimmelte im Orte von fremden Truppen, die diesen Morgen erst angekommen waren. Die Officiere speisten fast alle in demselben Hotel.

Der Rittmeister setzte sich zufällig neben einen jungen Cornet, und rief den Marqueur, ihm zu essen zu bringen.

„Lieber Marqueur," hob der Cornet spitzig lächelnd an, „mach er mir dort an jenem Tische Platz, ich werde dort essen."

„Ich störe doch nicht?" — frug der Rittmeister den Flaumenbart, und konnte sich die Ursache nicht deuten, warum der junge Mensch, mitten im Essen, seinen Tischplatz wechseln wollte.

„Wenn ich gehe, stören Sie mich nicht!"

„Aber, wenn Sie blieben?"

„Ja, ich würde den Appetit verlieren;" antwortete der Dreiste, und winkte mit schief gezerrtem Munde seinen jungen Freunden, die mit ihm an der Tafel saßen. Die lachten, er lachte mit. Dem Rittmeister stieg das Blut in das Gesicht. „Erklären Sie sich deutlicher, mein Herr," sagte er mit fester Stimme. „Ihr Lachen deutet auf mich. Haben Sie etwas wider mich?"

„Wider Sie nichts: aber wider Ihr Gesicht. Sie sind nicht ganz hübsch. Ihre Nachbarschaft würde mir den Mittag verderben." — Die ganze Tischgesellschaft lachte laut.

„Junger Herr," erwiederte der Rittmeister ruhig, „meinem Fürsten bin ich hübsch genug. Ihre Impertinenz kann ich nur mit der Klinge beantworten. Ist es Ihnen gefällig, auf einen Augenblick mit mir heraus zu kommen?"

„Recht gern, recht gern. Meine Freunde hier werden mir verbunden seyn, wenn ich so ein fatales Gesicht von der Welt schaffe."

Beyde gingen auf die Flur. Die ganze Tischgesellschaft stürzte hinter ihnen drein.

„Das ist ein Mordjunge der Cornet," sagte ein dicker Major, „der wird ihn gut zudecken."

„Der haut, auf Ehre, wie der lebendige Teufel," zischelte ein Hauptmann dem andern in's Ohr.

„Gib ihm nur einen rechten Jesushieb über die Nase," sagte im Herausgehen halb leise ein Lieutenant zum Cornet.

Alles dieß und ähnliche Sächelchen hörte der Rittmeister. Aber sie glitten an ihm ab. Er blieb sehr ruhig. Der Cornet zog. „Nicht so rasch, junger Herr, wir haben Zeit," hob der Rittmeister gelassen an. „Haben Sie auf den schlimmsten Fall Dispositionen getroffen? Hier mein Herr (er wendete sich mit einer artigen Verbeugung an den ältesten Officier im Zirkel der Umstehenden), ist meine Brieftasche. Sie enthält meinen letzten Willen. Sollte ich bleiben, so haben Sie die Gewogenheit, und melden Sie den Vorgang meinem Fürsten. Die Wechsel, die Sie hierin finden werden, lassen Sie meinem Bedienten zukommen. Ich bin der Rittmeister B. im —schen Husaren-Regimente, mein Regiment cantonirt jetzt drey Stunden von hier in G... So, nun bin ich fertig. Sie auch, junger Mann?"

„Frisch, frisch," rief der Stürmische, „Sie wollen mich damit außer Fassung bringen. Ziehen Sie."

„Ich lege die Hand nicht eher an meinen Säbel, bis Sie mir sagen, daß Sie auf der Welt nichts mehr zu bestellen haben."

„Mein Testament ist bald gemacht," sagte der Cornet lachend. „Meine Equipage gehört meinen Gläubigern, und den Ring hier soll die dicke Christel haben."

Alle lachten. Der Zweykampf begann. Der Cornet war Meister im Hauen. Es war, als ob er tausend Hände und tausend Säbel hätte. Der Rittmeister mußte seine ganze Kunst zusammen nehmen, um dem Rasenden auszupariren. Er hatte nur sich zu wehren, an das

Hauen durfte er gar nicht denken. Der Cornet zielte ewig, und immer nach dem Gesichte.

„Herr, lassen Sie mir mein Gesicht gehen,“ rief der Rittmeister, „oder Sie machen mich, hohl' mich der Teufel, böse.“

Der Cornet lachte hämisch, und wollte ihm eben einen rechten Circumflex über die Nase ziehen.

In diesem Augenblick gab er eine Blöße, und mit einer schrecklichen Quarte übern Arm, saß ihm der Säbel des Rittmeisters zwey Zoll tief im Halse.

Er sank in einander. Der Rittmeister zog den Säbel zwischen die Finger, schleuderte das daran klebende Blut weg, wischte sich eine Thräne aus dem Auge, und sagte murrend vor sich hin: „Das ist der Fünfte, den ich um des verfluchten Gesichts willen liefere.“

Hierauf offerirte er den Umstehenden eine Prise Tabak, und frug: „sehe ich denn wirklich so häßlich aus?“

„I bewahre,“ war die allgemeine Antwort. „Man kann das Gesicht nicht schön nennen, aber recht militärisch, auf Ehre, recht militärisch.“ H. C.

Aphorismen.

Auch das gehört, wie es scheint, zum Geschlechtsunterschiede, daß die Männer leichter bey der Nase, die Weiber leichter bey den Ohren (durch Schmeicheley) herumgeführt werden.

Ich weiß nicht, ob es Väter gibt, die ihre Weiber, aber Mütter gibt es, die ihre Männer (zuweilen auch wohl ihre Liebhaber) in ihren Kindern öfters derb ausprügeln.

Schon ein Alter hat bemerkt: Wer um Geldverlust weint, der meint es gewiß ehrlich mit seinen Thränen.

Ob sich gleich vieles daraus erklären ließe, so wäre es doch bey gewissen Gelegenheiten höchst fatal, wenn Lessing, wie fast immer, auch da recht hätte, wo er sagt: Ein halbes Dutzend vernünftiger Männer sind zusammen öfters nichts mehr und nichts weniger, als ein altes Weib.

Wie der größte Tollhäusler in seinem Geiste, so hat der größte Schurke (nur eine andere Art Tollhäusler) in seinem Gewissen lichte Intervallen, worin er aber bisweilen die Privat-Halsgerichtsordnung an sich vollzieht, und sich der Wahrheit und Gerechtigkeit zu Ehren aufknüpft.

Nie, sagen Reisende, dürfen die Affenfänger den Affen auf den Küsten Afrika's ein und dieselbe Schlinge zwey Mahl legen. — Hier scheinen doch wirklich die Afrikanischen Affen selbst vor den Europäischen Menschen einen beneidenswerthen Vorzug zu haben. —

Joh. Eremita.

Notitzen.

Wien. — Am 3. May ist im k. k. priv. Theater an der Wien Rosamunde, eine große Oper in 3 Aufzügen, gegeben worden. Sie wurde von Hrn. J. R. v. Seyfried, nach dem Französischen Singspiele: Montano et Stephanie, bearbeitet. Die Musik ist von Hrn. Berton. — Die Theater-Direction hat nichts gespart, um diese Oper im vollen Glanze zu geben. Die Decorationen und das Costume waren überraschend prächtig; eben so brillant wurde die Parte der Rosamunde von Mad. Campi vorgetragen. Die Musik ist ein Werk voll Geist und Studium, und ob man gleich nicht läugnen kann, daß man dem Tonsetzer mehr Einfachheit wünschte, so bleibt doch den Chören und einigen Arien, vorzüglich jener des Altamonte, der Ruhm, daß sie im wahrhaft großen Style gearbeitet sind. Das Süjet ist für das größere Publicum zu einfach, und für das verständigere ist die Oper nicht gut genug besetzt; dieses mag wohl die Ursache seyn, daß sie am folgenden Tage weniger besucht wurde. Überdieß gibt es auch einige Mißgriffe in der Anlage des Stückes, die leicht abzuändern wären. Der Spanische Vice-König muß nähmlich die Vermählung, ein Priestergeschäft, vollführen, und sich einen Wolf im Schafspelze und Diener des Aberglaubens schelten lassen, vermuthlich bloß darum, weil die Rolle saecularisirt wurde; eben so unschicklich ist es, daß sich das Volk in dem Thronsaale vor die Wachen und den Thron stellt, und den Chor, wie auf einem Marktplatze, absingt. — Für jene, die mit dem Originale dieses Stückes nicht bekannt sind, füge ich noch kurz die Fabel hinzu: Giuliani Montano, Graf von Messina, war mit Rosamunde, der Tochter Bonaventura's, Fürsten von Milazzo, verlobt. Sein Freund, der Ritter Altamonte, von verschmähter Liebe angefeuert, beschließt den Untergang der Braut, er besticht einen Bösewicht, und auch die Kammerfrau der Rosamunde, und läßt beyde auf dem Balcon und in den Zimmern der jungen Fürstinn ein Abenteuer ausführen, das den in der Person sich irrenden, und mit Absicht auf den Platz gelockten, Montano mit Eifersucht und Rachgier erfüllt. Die Dunkelheit der Nacht begünstiget den Trug. Bey der Vermählung entdeckt er das vermeinte Verbrechen, und dringt auf Genugthuung. Die Braut wird eingekerkert, und das Todesurtheil über sie gefällt. Der Vice-König, ein Mann voll tiefer Menschenkenntniß, ahndet ihre Unschuld, und rettet sie aus dem Kerker. Nachdem er aber das Gerücht verbreiten ließ, die Schuldige sey durch Gift gestorben, so treiben den Ritter Altamonte folternde Gewissensbisse in die Versammlung. Hier legt er das Bekenntniß seiner Schuld ab, und stürzt sich selbst, zur Strafe, in die Fluthen des nahen Meeres. Der Vice-König führt alsdann Rosamunde wieder vor, und vereiniget die Verlobten.

Am 6. May hatte, um die Mittagsstunde, Hr. Schuppanzigh eine musicalische Akademie zu seinem Vortheile im Augartensaale gegeben. Sie bestand aus einer Symphonie von Beethoven, die durch ihre kräftige Fantasie alle Kenner hingerissen hatte; darauf folgte ein Concert von Matthäi, meisterhaft auf der Violine von Hrn. Schuppanzigh vorgetragen. Nach diesem sang Mlle. Kilitschky eine große Arie, von Beethovens Composition, mit vielem Ausdruck. Eine beliebte Ouverture, von eben diesem Meister, und Spanische Bolero's, von Kreutzer, beschlossen diese brillante, von den vorzüglichsten Kunstfreunden besuchte Akademie zur allgemeinen Zufriedenheit der Anwesenden.



Der Sammler.

Dinstag, den — 58. — 15. May 1810.

Der Seefahrer.

Ein Mährchen der Scheherazade.

Von Weisser.

Zweyte Reise.

Es ist eine schöne Sache, fing Sindbad an, um die Ruhe, wenn nur die Langeweile nicht wäre. Mich peinigte sie entsetzlich, und ich dachte, lieber will ich mich von Hayfischen und Meerwölfen fressen lassen, als mich zwischen meinen vier Pfählen zu Tode gähnen. Mein Entschluß war bald gefaßt, und mit einer reichen Ladung der ausgesuchtesten Waaren ging ich, in Gesellschaft mehrerer rechtlichen und angesehenen Kaufleute, zum zweyten Mahle unter Segel.

Der Anfang unserer Reise war sehr glücklich, und nicht minder war es unser Handel auf verschiedenen Inseln, an welchen wir landeten.

Der letzten, die wir erreichten, schien es an nichts zu fehlen, als an vernünftigen Bewohnern. Sie prangte mit verschiedenen Arten der schönsten Fruchtbäume, und goldene Kornfelder wurden von silbernen Bächen durchschlängelt. Wir lustwandelten als die ersten Menschen in diesem Paradiese, und konnten uns nicht satt sehen an seiner Herrlichkeit. Einige liefen auf den duftenden Wiesen umher, und pflückten Blumen, andere sammelten reife Früchte, ich aber warf mich mit einer Flasche Wein und einigen mitgebrachten Lebensmitteln, an einer murmelnden Quelle in den Schatten einiger hohen Bäume. Nach Endigung meiner Mahlzeit sank ich unter dem Gesange von tausend Vögeln in einen süßen Schlummer, aus welchem ich spät, zu einem höchst unangenehmen Bewußtseyn, erwachte; denn meine Gefährten waren verschwunden, und von dem segelnden Schiffe entdeckte ich kaum noch eine Spur in der Ferne.

Ich betrug mich bey diesem neuen Unglücke nichts weniger als standhaft, und beging alle Ausschweifungen, zu welchen eine zu späte Reue die Thoren gemeiniglich hinzureissen pflegt.

Endlich wurde ich es müde, mir die Haare auszuraufen, die Brust zu zerschlagen, und meinem Schicksale zu fluchen, und fing an, über die Maßregeln, die meine trostlose Lage zu erfordern schien, nachzudenken. Vor allen Dingen wollte ich die Gegend kennen lernen. Ein hoher Baum, den ich erstieg, ließ mich gegen das Meer hin nichts als Himmel und Wasser erblicken. Aber von der Landseite her fiel mir in einem ziemlich beträchtlichen Thale ein weißer Gegenstand in die Augen, auf den ich sogleich voll Neugierde zueilte.

Ich hatte ihn bald erreicht, und was ich fand, war eine ungeheure Kugel, von ungefähr 50 Schritten im Umkreise, und von verhältnißmäßiger Höhe, die sich sehr sanft anfühlen ließ. Ich konnte, ob ich gleich rings um sie herum ging, nirgends eine Öffnung an ihr wahrnehmen, und eben so vereitelte ihre Glätte jeden meiner Versuche, sie zu ersteigen.

Ich staunte das Wunder mehrere Minuten lang an, als plötzlich die Luft wie von einer unermeßlichen Wolke verfinstert wurde. Betroffen blickte ich in die Höhe, und sah mit Schrecken keinen Himmel und keine Sonne mehr, sondern einen rabenschwarzen Vogel, dessen Flügel sich in Fernen verloren, wohin mein Auge nicht mehr reichen konnte. Sein Flug erregte einen Sturm, der Bäume aus den Wurzeln riß, und sein Geschrey glich dem Klappern von hundert Windmühlen. Ich sah jetzt erst, daß das ganze Thal ihm zum Neste diente, und daß die weiße Kugel ein Ey war, über dem er brütete. Kurz, ich konnte nicht länger zweifeln, daß ich hier den Vogel mit eigenen Augen sähe, den ich aus den Erzählungen der Schiffer unter dem Nahmen Roche kannte, und von dem sie behaupteten, er führe einen Elephanten durch die Luft, als ob er ein Kaninchen wäre.

Der geflügelte Gigant ließ sich mit furchtbarer Majestät nieder, und setzte sich auf sein Ey. Ich hatte mich, als ich ihn kommen sah, dicht an dasselbe geschmiegt, und da er mich gar nicht zu bemerken schien, so bekam ich Muth, einen kühnen Einfall auszuführen, der mich aus meiner gegenwärtigen Lage befreyen sollte. Der Vogel, dachte ich, taugt vortrefflich zu einem Luftschiffe, und ist gleich sein Rücken ein unübersteigliches Gebirge für mich, so gibt es doch wohl noch ein anderes Mittel, ihn zu zwingen, daß er mich aus dieser verhaßten Einöde hinweg führt; denn das menschenleere Paradies, müßt ihr wissen, war mir so zum Ekel geworden, daß ich mich seiner eben so gern durch eine Todsünde, als durch eine Todesgefahr, und im Nothfalle durch den Tod selbst verlustig gemacht hätte. Ich nahm also das Tuch, das um meinen Turban gewickelt war, und schlang es zugleich um meinen Leib, und um die Riesenklaue des Vogels, an welche sich ohne Gefahr noch ein halbes Dutzend Menschenkinder, wie ich, hätten anhängen können. Mit Sonnenaufgang schwang er sich empor, und zwar mit einer Schnelligkeit, daß ich nicht erst die Augen zu schließen brauchte, um nicht schwindelig zu werden; denn Hören und Sehen verging mir. Noch einmahl so geschwind, als das Auffliegen, geschah das Niederlassen, oder vielmehr der Sturz nach der Erde. Als ich mich in Sicherheit sah, zauderte ich keinen Augenblick, mich von ihm loszumachen. Aber es schien, ich sey nur hierher gekommen, um vor Schrecken des Todes zu seyn: denn eine Schlange von unerhörter Länge zischte mir ein so giftiges Willkommen entgegen, daß mir noch jetzt die Haut von der bloßen Erinnerung schauert. Doch auch hier war der Roche mein Retter. Er nahm das kriechende Scheusal in seinen Schnabel, deckte das Land umher mit seinen ausgebreiteten Schwingen, und stürmte davon.

Jetzt erst fing ich an, meinen neuen Aufenthalt zu betrachten, und fand leider, als ich ihn mit meiner verlassenen Insel verglich, daß ich bey dem Tausche nichts gewonnen hatte. Zwar fehlte es dem Thal, worin ich mich befand, keineswegs an Anmuth. Aber eine Reihe der steilsten und schroffsten Felsengebirge, deren Gipfel sich in den Wolken verlor, machten es zu einem ewigen Gefängniß für alle Geschöpfe, denen die Natur die Flügel versagt hatte. Auch sah ich mich hier so gut, als dort, von allem menschlichen Umgange ausgeschlossen; denn was die Schlangen, die hier allein zu hausen schienen, Menschliches an sich hatten, war gerade das, was ich am meisten fürchtete — Gift. Zum Glück war ich für den Zorn, so wie für den Hunger dieser Ungeheuer, die nichts, was sich nicht mit einem Elephanten messen durfte, in ihren Rachen aufnehmen, ein zu winziger Gegenstand.

So sehr ich mich aber über die Schlangen entsetzte, so entzückt war ich beym Anblick der Diamanten, mit welchen ich das Thal gleichsam besäet fand. Ich stürzte mich wie sinnlos auf die blitzenden Reichthümer, und belud mich mit einer Last, die mich wirklich zu Boden drückte. Rochen und Schlangen, und alles, was Entsetzen erregt, war vergessen. Ich fühlte weder Hunger noch Durst, die mich vor einem Augenblicke noch fürchterlich gequält hatten, und fand etwas Erhabenes in der beynahe gewissen Aussicht, mitten unter diesen Schätzen mein Grab zu finden. Ist es möglich, rief ich endlich aus, daß dieser Ort, trotz seiner Verborgenheit, die Menschen nicht mit Zaubergewalt in seine Nähe reißt! Hier lohnte es der Mühe, daß Millionen bluteten, daß eine halbe Welt entvölkert, und eine ganze verheert würde; denn könnten nicht diese Steine das Heldengenie von zwey Alexandern belohnen, und die Habsucht eines doppelten Midas sättigen?

Die Schlangen waren nur bey Nacht zu fürchten; denn bey Tage fürchteten sie sich selbst, und verkrochen sich vor ihren Feinden, den Rochen, in ihre Felsenhöhlen. Diese ihre Lebensweise war für mich sehr bequem; denn ich kehrte sie um, und spatzierte den Tag über auf auf der Insel umher, und mit einbrechender Nacht bezog ich eine ihrer verlassenen Grotten, zu welcher ich den Zugang den rechtmäßigen Besitzern vorsichtig mit Steinen verrammelte. Aber kein Schlaf kam in meine Augen; das gräßliche Gezisch der Schlangen beunruhigte und ängstigte mich unaufhörlich. Ich verließ also mit

Sonnenaufgang mein Lager — um einzuschlafen. Wirklich sank ich nach einem kleinen Frühstücke auf die nächste bequeme Stelle nieder, und schlief so lange, bis ein großes Geräusch mich aufweckte. Ich sah mich nach der Ursache desselben um, und fand, daß man das Schulterstück eines geschlachteten Büffels von dem Felsen herab geworfen hatte, welches neben mir niedergestürzt war. Dem ersten folgten im Augenblick noch mehrere, und ich wußte kaum, wo ich mich hinflüchten sollte, um nicht durch einen solchen Wurf zerschmettert zu werden.

(Der Beschluß folgt.)

Dem Dichter S....

am Abend vor seiner Abreise, vierstimmig bey einer Serenate gesungen.

Aus der Knospe brechen Blumen,
Voll, in Segen, steh'n die Felder,
Gold und Purpur mahlt die Trauben,
Und der Schnee bedeckt die Erde.
In dem Ringelreih'n der Sphären
Flieht der Monden Zahl vorbey,
Daß sie wechselnd wiederkehren,
Ewig jung und ewig neu.

Menschen blühen gleich den Blumen,
Steh'n im Segen ihrer Weile,
Ernten Lohn im Herbst des Lebens,
Silberschnee umgibt die Scheitel.
Doch die alte Bahn zu wallen,
Wehrete neidisch das Geschick.
Wenn des Grabes Schollen fallen,
Kehret uns kein Lenz zurück.

Schön blüht Dir des Lebens Blume.
Deinen Werken folge Segen,
Folge Lohn Dir einst zur Ernte,
Folge spät der Tag der Ruhe!
Streu' ihn fern, des Schönen Samen,
Muthvoll aus in Sang und Wort!
Ewig klingen Dichternahmen
Über Tod und Trennung fort.

Stille Liebe.

In der Liebe, wie im Kriege,
Braucht es nicht nur Muth und Kraft.
Sich'rer eilet der zum Siege,
Der im Stillen wirkt und schafft.
Amor pflegt in dichte Hecken
Seine Wohnung zu verstecken,
Doch vor Lärm und wildem Spott
Flüchtet schnell der spröde Gott.

Wenn zu Dir ein holdes Wesen
Schüchtern mit dem Auge spricht,
Magst Du künft'ge Wonnen lesen,
Aber Worte ford're nicht.
Schweigend leiten helle Sterne
Treu das Schiff zur frohen Ferne.
Also führt der Liebe Blick
Schweigend nur zum schönsten Glück.

F. Treitschke.

Lesefrüchte *).

1.

In Pondichery gibt es Ärzte, deren einzige Praxis darin bestehet, das Hausgeflügel, besonders die wälschen Hühner (coqs d'Inde) zu besorgen, und Diät oder Arzeneyen für sie zu bestimmen.

Der heil. Xaver wird als der beständige wirkliche Vice-König des Portugiesischen Indiens angesehen; die Vice-Könige, welche demnach aus Portugall nach Goa geschickt werden, nehmen erst dann ihre Würde in Besitz, wenn sie zuerst zu dem Grabmahle dieses Indischen Apostels gewallfahrtet, und gleichsam von ihm belehnt worden sind.

Die Palläste in Indien sind 7 bis 8 Stockwerke hoch, die pyramidalisch zugespitzt sind, indem jedes derselben kleiner ist, als dasselbe, worauf es ruhet. Auch sind an jedem mancherley Zierathen, besonders vergoldete Glocken, angebracht.

In Decan gibt es zweyerley Gattungen (Espèces) von Ochsen, die von jenen in Europa an Gestalt und Verrichtungen sehr verschieden sind. Jene, die von der Küste Malabar und aus dem Lande der Maratten kommen, laufen eben so schnell, als die besten Pferde, und werden vorzüglich zum Reiten gebraucht, weil ihr Gang leichter und sicherer als jener der Pferde ist **). (Die Versetzung dieser Gattungen des Rindviehes nach Europa könnte demnach in vieler Rücksicht von erheblichen Folgen werden, und ohne sehr große Schwierigkeiten ausführbar seyn, da so manche, gegenwärtig in unserm Welttheile einheimischen, Thierarten aus Asien abstammen. A.)

*) Unter dieser Aufschrift denken wir eine Sammlung solcher Bemerkungen, Erfindungen und Angaben zu liefern, die den Reitz der Neuheit darbiethen, oder zum weitern Nachdenken über wichtige Gegenstände Anlaß geben können, und die von einem großen Theile der Leser in weitläufigen Werken, akademischen Schriften, Reisebeschreibungen u. s. w. nicht aufgesucht, oder die in Flugschriften, gelehrten Zeitblättern u. s. w. zerstreut liegen, und daher gewöhnlich zur weitern Benützung nicht aufbewahrt werden. Wenn diese Bemerkungen nicht immer aus der Urquelle geschöpft seyn sollten, so halten wir uns doch deshalb nicht verbunden, jenes Werk nahmentlich zu citiren, woraus sie entlehnt werden, da es hier mehr um Unterhaltung und Belehrung, als um kritische Genauigkeit zu thun ist, und es jedem Goldbesitzer gleichgültig seyn kann, aus welchem Schachte sein Metall gegraben worden ist. Früher, als auf das J. 1807, werden diese Lesefrüchte nicht zurück gehen. Die eigenen Anmerkungen und Beysätze wird man mit A. bezeichnen.

**) Voyage dans l'Indostan, par Mr. Perrin, ancien Missinaire des Indes. Paris 1807. 2 Vol. 8.

2.

Die Indianer düngen nicht, brachen nicht, und wechseln auch nicht die Saaten, sondern bauen immer dieselben Gewächse auf demselben Boden, den sie durch Feuer reinigen, und durch Wässerung befeuchten.

Es dürfte gar nicht schwer fallen, den Indischen Maulbeerbaum, der, wie fast nicht zu zweifeln ist, einen entscheidenden Einfluß auf die Vortrefflichkeit der Indischen Seide hervorbringt, und die edlen Caschemirschen Schafe nach Europa zu versetzen.

Die Shawls der allerfeinsten Gattung werden aber nicht aus Schafwolle, sondern aus Haaren von einbucklichten Kamehlen (vermuthlich Camelus tofo dorsi unico. A.) verfertigt *).

3.

Wir erwarten mit heißer Begierde ein so eben in Frankreich erschienenes Werk: Mémoires du Prince Eugène de Savoie, écrites par lui-même. 8. Indessen können wir uns nicht enthalten, aus einer Anzeige, worin die Echtheit derselben erwiesen wird, Folgendes auszuheben. Als Eugen von seiner Zusammenkunft zu Rastadt mit Villars, der in dem Laufe seiner Siege ihn aufgehalten hatte, spricht, drückt sich der Österreichische Held auf folgende Art aus: „Nie hat man sich mit einer lebhaftern Soldatenherzlichkeit, nie mit mehr Achtung und Zärtlichkeit umarmt, als dieß von uns beyden geschah. Man kann nicht liebenswürdiger seyn, „als Villars war, und mein einziger damahliger Schmerz „bestand in dem Gefühle, daß ich mich von ihm trennen müsse, ohne wohl jemahls ihn wieder zu sehen. „Wir werden nun gegen einander kämpfen, sagte ich „ihm, und schwerlich werden wir uns jemahls wieder „zusammen finden. Aber doch werden wir nie aufhören, „uns zu schätzen und zu lieben. Auch er, der edle Mann, „war gerührt, als er mich verließ." Dieß ist das unterscheidende Kennzeichen hochherziger, biederer Männer. So schätzte Achill Hektor'n; so Rudolph Ottokar'n.

— — — — — — Der dahin sank,
Tief von den Seinen betrauert, und auch beweint von den Feinden.

Collin.

4.

Der gelehrte Zoega beweiset bey Gelegenheit, als er ein Basrelief erkläret, welches das Schicksal und den Schlaf vorstellet, daß die allgemein gewordene Meinung, als ob die Alten den Genius des Todes mit einer umgekehrten Fackel abbildeten, ohne Grund sey, indem sie hierdurch nur das Symbol des Schlafs ausdrückten *). (So daß die scharfsinnigen Bemerkungen Lessing's, und die Fehden so vieler Deutschen Gelehrten in dieser Hinsicht hierdurch ihren Werth verlieren. A.)

*) Essai historique, géographique et politique sur l'Indostan, avec le tableau de son commerce. Par Me. Legaux de Flaix. Paris. 2 Vol. 1807.

*) Li Bassirilievi antichi di Roma incisi de Tommaso Piroli colle illustrazioni di Giorgio Zoega. Settembre. 1807. Akg.

Notizen.

England. — Niemand unter allen Britten wirkte so mit aller Aufopferung von Vermögen, Lebensjahren und Gesundheit, so rastlos und wirksam für die Abschaffung des verruchten Sclavenfangs und Sclavenhandels, als der dadurch in den Annalen der Menschheit unsterblich gewordene Menschenfreund T. Clarkson. Ehe er am 27. Juny 1804 seinen Triumph erlebte, als das Unterhaus des Englischen Parlaments die Bill zur Abschaffung des Sclavenhandels annahm: wie viel Mahl hatte er sein Leben für die heilige Sache in die augenscheinlichste Todesgefahr hin gegeben! Ehe er noch im J. 1783 seine Schrift über die „Unklugheit des Sclavenhandels" heraus gab, hatte er schon viele mühsame Reisen gemacht, um Thatsachen für sein großes Unternehmen zu sammeln.

Aus einem Schottischen Journal, Edimbourgh review, erfahren wir jetzt nähere Umstände von Clarksons edlen Bemühungen und seiner unglaublichen Beharrlichkeit. Es kam noch darauf an, unwidersprechlich zu beweisen, daß die Afrikanischen Neger, welche man von den Ufern des Calabar und Bonny erhielt, durch List oder Gewalt aus ihrem Vaterlande hinweg geschleppt worden seyen. Einer von Clarksons Freunden erzählte diesem, er habe einen Matrosen vor ungefähr einem Jahre eine halbe Stunde lang in einem Wirthshause gesprochen, der als Augenzeuge bestimmteste Auskunft darüber ertheilt habe. Clarkson ließ sich diesen Matrosen genau beschreiben, wirkte sich vom Controlor der Marine Erlaubniß aus, alle Schiffe in den Häfen des Königreichs zu visitiren, und machte sich nun auf die Reise.

Nachdem er die Mannschaft von 160 Kriegsschiffen gemustert, hatte er erst zwey Matrosen gefunden, die für die Sache der Neger Zeugniß geben wollten; aber die Hauptperson war noch nicht entdeckt. Noch mehrere hundert Schiffe durchlief er, und fand endlich einen Mann, der die Achtung aller seiner Obern besaß, mit Cook schon die Fahrt um die Welt gemacht, und selbst zweyen Expeditionen zum Flusse Calabar beygewohnt hatte, wo die Engländer des Nachts ein ganzes Dorf von Negern umzingelten, und Männer, Weiber und Kinder mit sich in die Sclaverey schleppten.

So erreichte der edle Clarkson sein Ziel. Sieben Jahre lang hatte er zu dem Ende eigenhändig mit 400 Personen correspondirt; alle Jahre ein neues Werk zu Gunsten der Abschaffung des Sclavenhandels heraus gegeben, um die Sache in beständiger Regung beym Publicum zu erhalten; Reisen durch England und in den Meerhäfen des festen Landes gemacht, mehr denn 35,000 Engl. Meilen betragend, bloß um Zeugen zu finden; und, einzig mit seinem Zweck beschäftigt, seine eigenen Angelegenheiten durchaus vernachlässigt.

Er lebt noch gegenwärtig, obgleich mit geschwächter Gesundheit. Er ist einer von den wenigen wahrhaft großen Männern, auf welche unser Zeitalter mit Recht stolz ist.

Gedruckt bey Anton Strauß in Wien.

Chansons et poésies à l'occasion du mariage de S. M. l'Empereur et Roi, avec l'archiduchesse Marie-Louise.

Le choix d'Alcide.

Du bruit de ses faits glorieux
Alcide avoit rempli la terre;
Mais quand son bras victorieux
Lançoit les foudres de la guerre,
L'avenir assiégeoit son coeur;
Au milieu des jeux et des fêtes,
Alcide oublioit ses conquêtes,
Et pour prix de la gloire aspiroit au bonheur.
Soudain une voix éclatante
Part du sein d'un nuage, et s'adresse au Héros:
„Suspends le cours de tes travaux,
„Les Dieux ont rempli ton attente;
„Les portes de l'Olympe à tes yeux vont s'ouvrir:
„De t'offrir une jeune Epouse
„Chaque Divinité jalouse,
„A tes regards va découvrir
„Tout ce qui peut charmer et plaire,
„Esprit, talens, graces, beauté;
„Et c'est du choix que tu vas faire
„Que dépend la félicité."
Alcide incline vers la terre
Un front noble et religieux;
L'aimable reine de Cythère,
Avec toute sa cour, vient s'offrir à ses yeux.
„Accepte, lui dit la Déesse,
„L'épouse qu'à tes voeux destina ma tendresse:
„Brillante des plus doux attraits,
„Elle sait toucher et séduire;
„Apollon prit soin de l'instruire,
„Et l'Amour lui donna ses traits."
Déjà le Héros s'abandonne
Au trouble soudain qu'il ressent,
Quand sur un char resplendissant
Paroit la terrible Bellone.
Les compagnons de Mars, dociles à sa voix,
D'un triple rang d'airain entourent l'immortelle;
L'agile Renommée obéit à ses loix,
Et la Victoire est avec elle,
Le regard enflammée, s'adressant au héros:
„Fuis, lui dit-elle, fuis un indigue repos.
„Veux tu, foulant aux pieds et l'honneur et la gloire,
„Etre infidelle à la Victoire?
„Seule elle t'a guidé dans tes vastes travaux;
„Tu dois à ses faveurs l'éclat qui t'environne;
„Sur ton front elle-mêma a posé sa couronne;
„Et tu pourrois, ingrat, profanant mes lauriers,
„Y mêler aujourd'hui les myrtes de Cythère!
„Ah! réprime une ardeur à la gloire étrangère:
„La Victoire t'appelle au milieu des guerriers;
„Rejoins ton amante fidelle,
„Elle a tout fait pour toi; tu dois vivre pour elle."
Vénus à ce discours oppose un front serein.
„Malgré ta superbe arrogance,
„Penses-tu, repond elle avec un froid dédain,
„Qu'entre nous Alcide balance.
„Il se rit de ton vain courroux:
„Brûlant de remporter des triomphes plus doux,
„Déjà vers moi son coeur s'élance.
„Oui! rends hommage à ma puissance;
„Je suis reine de tes sujets:
„Pour moi Mars désarmé soupire,
„Et l'Amour d'un seul de ses traits
„Souvent ébranla ton empire."
Entre la Gloire et la Beauté
Alcide incertain délibère,
„Quand paroit avec majsté
Minerve au front doux et sévère:
Près d'elle s'avance à pas lents
Une vièrge au regard céleste;
La Pudeur d'un voile modeste
Couvre ses attraits innocens.
Des fleurs composent sa parure;
Le chêne et l'olivier décorent son bandeau,
Et sur l'éclat de la nature
Répandent un éclat nouveau.
„Alcide, voici la compagne
„Qui doit embellir tes destins;
„L'Espérance la suit, et la Paix l'accompagne.
„Les Dieux ont remis en ses mains
„Et le bonheur d'Alcide et celui des humains.
„Déjà, dans sa modeste et tendrs impatience,
„Elle s'éloigne sans retour
„Des lieux amis de son enfance,
„Et de l'auguste père, objet de son amour.
„Elle est mon élève chérie;
„Et dans sa nouvelle patrie,
„Au milieu de l'éclat des cours,
„Mes premières leçons la guideront toujours."
Ainsi parla Minerve. A ce noble langage
Le coeur d'Alcide est entraîné;
La Sagesse a fixé ses voeux et son hommage,
Et le Vainqueur des rois lui même est enchainé.
Bientôt de toute part éclate l'allégresse,
La paix renait soudain au céleste séjour;
Un tel choix satisfait l'une et l'autre Déesse:
On voit la Victoire et l'Amour
Se réunir à la Sagesse,
Et les Graces former sa cour.

Etienne.

Chanson, à l'occasion du mariage de S. M. l'Empereur et Roi *avec S. A. I. l'archiduchesse Marie-Louise.*

Air: *Bon voyage, cher Dumollet.*

Ah! queu fête
Pour les Français!
Sur mon honneur j' crois qu' j'en perdrai la tête!
Ah! queu fête
Pour les Français!
Et queu déchet pour messieurs les Anglais!

Viens t'en, Fanchon, viens-t'en vite aux Tuil'ries,
L' concert commence et j' n'y somm' pas encor.
Ah! pour chanter leurs Majestés chéries,
Coeurs, instrumens, tout est bientôt d'accord.
Ah! queu fête, etc.

Tiens, entends-tu dans les Champs-Elysées
L' canon qui s' mêle aux chants des violoneux?
Vois ces lampions, ces bouquets, ces fusées,
Et c'te gaité qui vaut encor ben mieux.
Ah! queu fête, etc.

C'est pour le coup qu'avec vos airs despotes,
Vos bateaux plats et vos visag' idem,
Quand c'te nouvelle arriv'ra sur vos flottes,
Pauvres milords, vous crierez tous: goddem!
Ah! queu fête, etc.

C' n'est qu' pour not' bien que l' sauveur de la France
Vient d'épouser la fille d' son cousin,
Car on sait bien qu' pour défend' sa puissance,
Napoléon n' va pas chercher l' voisin.
Ah! queu fête, etc.

Dis donc, Fanchon, v'là long-temps que d' ma flamme
Tu m'as promis d' récompenser l'ardeur:
Faut qu'aujourd'hui tu deviennes ma femme,
Un jour comm' ça, ça doit porter bonheur.
Ah! queu fête, etc.

J' sais que l' grand jour qui mari' deux couronnes
N' peut pas convenir à d' pauvres ouvriers;
Mais il f'ra bien l' bonheur de deux personnes,
Puisqu'il fait c'lui de deux peuples entiers
Ah! queu fête, etc.

J'aurons d's enfans, l'Empereur en aura d' même;
Il leur dira, les mod'lans sur son coeur:
„Faites l' bonheur d'un peuple qui vous aime."
J' dirons au not': „Aimez vot' bienfaiteur."
Ah! queu fête
Pour les Français!
Sur mon honneur j' crois qu' j'en perdrai la tête!
Ah! queu fête
Pour les Français!
Et queu déchet pour messieurs les Anglais!

Desaugiers.

ODE A L'HYMEN.

Par Nepomucène-Louis Lemercier, mise en musique par Chérubini.

Descende coelo, et dic, age, tibià
Regina longum, Caliope, melos.

(Horace, *ode IV, livre III.*)

O lyre, trop long-tems muette,
Qui dormis suspendue à des myrtes sacrés,
Lyre, réveille-toi! seconde d'un poëte
Les chants par l'Hymen inspirés.

Pere fécond de la nature,
Mille coeurs amoureux attendent ses leçons:
Tout rit, les cieux, les eaux, Zéphyre et la verdure,
A la plus belle des saisons.

Cédons aux flèches que nous lance
Amour, le dieu des dieux, Amour, le roi des rois!
Il embrase, il ravit ... Muse, sors du silence!
A ses feux ranimons nos voix.

Long-tems la discorde étrangère
T'effraya de l'horreur des combats renaissans:
Quel cygne put jamais, sous les coups du tonnerre,
Faire entendre de doux accens?

J'ai vu, sur des débris assise,
Clio, gravant les faits en ses tables d'airain,
Elle-même pâlir de crainte et de surprise
Aux traits sanglans de son burin.

Elle consacre en ses annales
Les ligues de la haine, et ses folles erreurs,
Et tant de fausses paix, trèves non moins fatales
Que les belliqueuses fureurs.

Elle peint l'aigle, en ces tempêtes,
Qui, vengeant l'olivier menacé de périr,
Pour sauver de l'Etat les premières conquêtes,
Est forcé de tout conquérir.

Soudain Mnémosyne *) immortelle
De Clio, qu'elle aborde, interrompt les travaux:
„N'attriste plus la terre; écoute, lui dit-elle,
„Et transmets des fastes nouveaux.

Cesse enfin, Muse de l'histoire,
„De noircir tes tableaux de lugubres couleurs,
„Quand de l'humanité, si chere à ta mémoire,
„Un dieu répare les malheurs.

„Ce dieu, c'est le tendre Hyménée,
„Paré des attributs de Flore et du printems!
„Et la paix, cette fois par sa main ramenée,
„Sourit à des jours éclatans.

*) Déesse de la Mémoire.

„Ce que n'ont pu Mars et Minerve
„Par ces coups étonnans qui t'ont fait tressaillir,
„Hymen, Hymen propice aux Germains qu'il conserve,
„Sans armes saura l'accomplir.

„Il n'appelle pas sur ses traces
„L'etendard du carnage, et la peur, et la mort:
„Une vierge timide, et l'Amour, et les Grâces,
„Le suivent en vainqueur du sort.

„Ces deux mères échevelées
„Que tu vis, par le fer, se déchirer les flancs,
„Et dont se menaçaient, en troupes rassemblées,
„Tous les innombrables enfans;

„L'une et l'autre plus pacifique,
„L'une et l'autre abjurant de périlleux exploits,
„La noble Germanie et la Gaule héroïque
„Deviennent soeurs, comme autrefois.

„Ainsi, dans l'antique Italie,
„Des frères s'embrassaient désarmes par Vénus,
„Quand s'unit aux Sabins, fléchi par Hersilie,
„Le peuple du fier Romulus.

„Succédez, flambeaux d'hyménée,
„Aux torches de la guerre embrasant les remparts:
„La fille du Danube est l'epouse donnée
„A l'indomptable fils de Mars.

„Toi, retient de pudiques larmes,
„Fille illustre, au moment des adieux paternels!
„Lien des nations, tes noeuds auront des charmes;
„Crois en nos hymnes solennels.

„Consacrons, par notre génie,
„L'heureux lit nuptial, monument de la paix,
„Dont l'olive et la palme, en signe d'harmonie.
„Ont couronné l'auguste dais.

„Phébus, éclaire nos trophées,
„Du feu de tes rayons allume nos lambris:
„Eternise ce jour par le luth des Orphées
Et sous le pinceau des Zeuxis.

„Flore, couvre de tes guirlandes
„Le front de nos cités, nos temples, nos jardins;
„Et, de la douce paix décorant les offrandes,
„Seme de roses nos chemins!

„Banquets parfumés d'ambroisie,
„Que dans vos coupes d'or soit versé le nectar;
„Et que Bellone oisive, aimable Poésie,
Te laisse dételer son char!

„Soldats, nos vivantes barrieres,
„Rivalisez au loin la splendeur du soleil;
„Ajoutez à ce jour, ô phalanges guerriers,
„Votre étincelant appareil.

„Aux étoiles de l'empyrée
„Lançons les jets brillans que Vulcain a produits,
„Que mille astres nouveaux, sous la voûte azurée,
„Enflamment le palais des nuits!

„Tel, pour ce Thébain intrépide
„Qui vint des bords du Nil au rocher de Calpé *),
„Par les noces d'Hébé, doux prix du grand Alcide,
„Le vaste Olympe fut frappé.

„Déjà mariés aux Naïades,
„Les fleuves en tributs prodiguent les trésors **).
„Que Cérès soit féconde; et qu'au gré des Pléiades,
„Le commerce ouvre tous les ports!"

Clio répond à ce langage:
„Mere du souvenir, je reprends mon burin,
„Et d'un répos futur j'annonce le présage
„Inscrit au livre du destin."

Ainsi se parlaient ces déesses.
Calliope! il est tems: sois prompte à célébrer
Ce jour qui voit du Styx les filles vengeresses
Aux enfers à jamais rentrer.

Chante un triomphe dont s'honore
L'Hercule à qui les rois ont besoin de s'unir!
Les vers qu'a modulés une corde sonore
Passent au dernier avenir.

Oui, tes ailes, ô Renommee,
Du souffle d'Apollon reçoivent un appui;
Et le rhythme, propice à ta voix enflammée,
Dans les cieux te porte avec lui.

La Jerogamia di Creta.

Inno del cavaliere Vincenco Monti.

Suonò d'alti nitriti
E d'immenso fragor di trascorrensi
Ruote l'Olimpo, il dì che su lucenti
Cocchi di Gnosso ai liti
Sendean gli Eterni a celebrar le nuove
Tede solenni dell' Egioco Giove.

Su le balze Dittée
Che prime udir de' suoi vagiti il suono,
Oli avean sublime stabilito il trono
Due magnanime Dée,
La danzante Vittoria e la seguace
De' bei trionfi generosa Pace.

Sovra base di forte
Adamante il fatal trono sorgea,
E scritte al sommo queste note avea,
IL VALOR, NON LA SORTE.
D'auro incorrotto, d'artificio miro
Effigiato, ne corrusca il giro.

*) Les colonnes d'Hercule.

**) L'établissement des canaux.

Scolpito eravi il Cielo
Dal civile furor salvo de' fieri
Nati d'Urano, e dai Terrestri alteri,
A cui di Bronte il telo
Caro il Flegra costar fe'il rio consiglio
D'aver tentato di Saturno il figlio.

Dal capo eterno e santo
Vedi altrove d'invitte armi vestita
Balzar Minerva, e colocarsi ardita
Al suo gran padre accanto,
Ed apprestargli il carro e la tremenda
Egida e l'ira nella pugna orrenda.

Grave d'igniti strali,
L'adunco artiglio l'Aquila superba
Batte tra il fumo della mischia acerba
L'ampie vele dell' ali,
E s'allegra al fragor che su Tifeo
Fan cadendo travolti Ossa e Pangeo.

Del Nume in altro lato
Sculte son l'opre di bontà; le sante
Leggi inviate su la terra, e quante
Fanno il mortal beato
Arti leggiadre, et le dal vulgo escluse,
De'bei fatti custodi, Olimpie Muse;

E di novella luce
Cinto et protetto de' Re giusti il soglio,
E de' superbi fiaccato l'orgoglio:
Perocchè Padre e Duce
De' Regi è Giove, e Giudice severo,
Non che l'opre, ne libra anche il pensiero.

Su liaureo trono assiso
L'alto Dio salutò Sposa e Reina
L'augusta Giuno; e uscia dalla divina
Maestade un sorriso
Che vita era del Mondo, e fea d'amore
Fremer Natura e de Celesti il cuore.

Poneangli l'Ore ancelle
Sul nero ambrosio crin la Dodonea
Fronda vocale; et la ridente igea,
Cui del braccio le belle
Nevi odorose il sacro serpe aggira,
L'eterna in fronte gioventù gli spira.

Veneranda consorte
Del maggior degli Dei, grande e felice
De' possenti Immortali Impératrice,
Di sua beata sorte
Esulta Giuno. Amor, che le favella
Cheto all' orecchio, la rendea piu bella.

Le diè Ciprigna il cinto;
Le Grazie il velo del pudor; la dolce
Lingua che l'alme persuade e molce
Il signor dell' avvinto
Doppio serpe allo scettro; e la sagace
Minerva la Virtù che vede e tace.

Ne, delle Muse il canto
Tacque; che gioja non è mai compiuta
Ove la voce delle Muse è muta.
E l'alma Temi intanto
Dir contenta parea: se qui si gode,
Se la terra è felice, è mia la lode.

Ma qual sul vasto Egeo
Nube s'innalza, che di negro il copre?
L'alto del Mondo correttor, fra l'opre
Del celeste Imeneo,
La folgore posò; ma del triforme
Telo tremendo la Virtù non dorme.

Su l'erta Ida il rovente
Stral deposto mettea fumo e faville.
Spumava offeso dalle sue scintille
Il Tritonio torrente,
E l'Oasse e il Teron, remoti invano,
Sentiam l'urne bollir sotto la mano.

Del doppio mar, commosse
Senza vento, muggian l'onde atterrite,
Ed a Nettuno fra le man smarrite
Il tridente si scosse.
Se d'amor gli ozj il gran Tonante obblia,
Se il fulmin torna ad impugnar, che fia?

Di Giove alma nudrice,
Panacrid' ape, un sol de' favi, ond' ebbe
Il Re del Cielo per te cibo e crebbe,
Dalla Dittea pendice
Su miei carmi deh! reca onde diletto
N'abbia il mio Sire, che di Giove ha il petto.

Per l'auguste nozze di Napoleone-*il-Grande, con Maria-Luisa, arciduchessa d'Austria.*

SONNETTO.

La testa sollevò da l'oceano
  Proteo indovino ed a la Senna disse:
  J' son colui che al Pelegrin Trojano
  Amare nozze in alto suon predisse;
Chè ben vid 'io comme, invocato in vano,
  Da la greca beltate Imen fuggisse,
  E come aletto con la face in mano
  I frigiò Legno pronuba seguisse.
Ma or veggo Imene che in Olimpo scuote
  Si eccelsa fiamma, che il fulgor giocondo
  Brillar fa tutte le celesti ruote,
Ed' amaraco cinta il capo biondo
  La più bella de l'Istro al magno indote
  Recar la pace che rinnova il Mondo.

J. Gianni Romano.



Der Sammler.

Donnerstag, den — 59. — 17. May 1810.

Der Seefahrer.
Ein Mährchen der Scheherazade.
Zweyte Reise.
(Beschluß.)

Jetzt erinnerte ich mich, was ich in meiner Jugend von Schiffern gehört, aber für eine Fabel gehalten hatte. Der reichste Fleck des Erdbodens war nähmlich auf der übrigen Welt nicht so unbekannt, als ich mir einbildete, und es hatte sich eine eigene Gesellschaft von Kaufleuten vereinigt, die sich jährlich eine beträchtliche Ausbeute von Diamanten bloß dadurch zu verschaffen wissen, daß sie zur Zeit, wenn die Adler, die in diesem Lande der Ungeheuer zwanzig Mahl größer als die gewöhnlichen sind, Junge haben, zur Lockspeise für sie, und um nachher ihre Nester zu plündern, Fleischklumpen, an welche sich die Diamanten mit ihren scharfen Spitzen festhängen, von den Felsen in das Thal hinab werfen.

Mit so schelen Augen ich auch den Raub der Schätze betrachtete, für deren einzigen rechtmäßigen Besitzer ich mich hielt, so beschloß ich doch, den Diamantfang zu benutzen, um mich aus meinem ungeheuern Kerker zu befreyen. Ich raffte daher vor allen Dingen so viele Diamanten zusammen, als ich fortbringen konnte, und band mich sodann mit dem Tuche meines Turbans an der größten der herab geworfenen Büffelsschultern fest. Dieser bemächtigte sich auch wirklich einer der stärksten Adler, und trug sie sammt mir, obgleich nicht ohne sichtbare Anstrengung, in sein Nest.

Die Kaufleute hatten sich in die sämmtlichen Nester, von welchen sie die Adler durch ihr Geschrey zu verjagen pflegten, getheilt, und der, welchem das meinige zufiel, war eben so erstaunt, als ungehalten, einen Menschen darin zu finden.

Verdammter Dieb, rief er aus, weißt du nicht, daß niemand als ich ein Recht an die Schätze in diesem Nest hat? Ich werde dich an den Galgen bringen, oder besser, man hauet dich in Stücke, und wirft dich die Felsen hinab, wenn dich's ja so sehr nach Diamanten gelüstet.

Ich bin kein Dieb, antwortete ich, und damit ihr sehet, daß ich mich nicht an euern Diamantsplittern zu vergreifen brauche, so betrachtet hier meine Steine, die ich mir selbst gehohlt habe, und urtheilt, ob ich zu wählen verstehe.

Der Kaufmann und seine Cameraden geriethen außer sich beym Anblicke meiner Schätze, und noch mehr erstaunten sie über meine Geschichte. Ich machte dem ersten ein Geschenk mit einem ziemlich mittelmäßigen Diamant, und er versicherte mich unter tausend Erkenntlichkeitsbezeigungen, daß er nun reich genug sey, um für immer allem Handel zu entsagen.

Am folgenden Tag traten sie ihre Rückreise an, und ich begleitete sie. Unser Weg ging über hohe Gebirge, und wir waren mehr als einmahl in Gefahr, den Schlangen, die man nirgends so groß, als hier, findet, zur Beu-

te zu werden. Wir erreichten jedoch glücklich den nächsten Hafen, und schifften nach der Insel Roha, wo der Baum wächst, aus welchem der Campher gezogen wird. Dieser Baum ist so groß, und seine Zweige sind so dicht, daß sich hundert Menschen bequem in seinem Schatten lagern können. Sein Saft, den man durch eine Öffnung oben am Stamm in ein Gefäß fließen läßt, gibt, wenn er geronnen ist, den Campher. Aber das Abzapfen kostet dem Baume selbst das Leben.

Auf eben dieser Insel findet man auch das Rhinoceros, oder das Nashorn. Dieses Thier ist kleiner, als ein Elephant, und größer als ein Büffel. Das Horn auf seiner Nase ist ungefähr eine Elle lang, hart und fest, und hat in der Mitte von einem Ende zum andern einen Einschnitt. Das Wunderbarste ist aber, daß man auf demselben die Gestalt eines Menschen durch weiße Züge angedeutet findet. Das Rhinoceros nimmt es mit dem Elephanten auf, und überwindet ihn. Es bohrt ihm sein Horn von unten in den Bauch, hebt ihn in die Höhe, und trägt ihn auf dem Kopfe. Nicht selten aber blendet das herab triefende Fett und Blut seines Feindes ihm die Augen, und es fällt zur Erde. Nun folgt ein Schauspiel, das mir selbst unglaublich seyn würde, wenn ich es nicht mit eigenen Augen gesehen hätte. Es kommt nähmlich der Vogel Roche, packt die beyden Riesenthiere mit seinen Klauen, und trägt sie durch die Luft, um seine Jungen zu füttern.

Ich übergehe noch verschiedene andere Merkwürdigkeiten dieser Insel, um euch, meine Herren, keine Langeweile zu machen; denn auch des Wunderbarsten wird man satt, wenn sein Erzähler zu freygebig damit ist.

Ich vertauschte hier einige meiner Diamanten gegen andere Waaren, und schiffte mit meiner Gesellschaft weiter. Wir besuchten noch verschiedene Inseln und Städte auf dem festen Lande, und erreichten endlich Balsora. Von hier kehrte ich nach Bagdad zurück, theilte beträchtliche Almosen unter die Armen aus, und fing an, meine mit tausend Gefahren und Mühseligkeiten erworbenen Reichthümer auf eine anständige Art zu genießen.

Hier endigte sich die Erzählung der zweyten Reise. Der abermahl mit 100 Zechinen beschenkte Träger begab sich daher nach Hause, und erschien am folgenden Tage wieder, um die Abenteuer der dritten anzuhören.

Testament eines Reichen.

Alles verschenkst du, dieweil du nichts mit kannst nehmen; du hättest
Sicherlich nichts verschenkt, könntest du nehmen es mit.

(Owen 6, 62. (7, 89.) G. S. Falbe.

Oden aus dem Horaz.

Zweytes Buch, erste Ode.

An Ansinius Pollio.

Die Meuten, von dem Consul Metellus an
Des Krieges Samen, Mängel sammt seinem Gang;
Des Glückes Spiel und die furchtbaren
Bünde der Mächtigen, und die Waffen

Gefärbt mit unversühnetem Blut, ein Werk
Behandelst du voll Wagens und Fährlichkeit.
Du gehest einher über Feuer,
Das noch in tückischer Asche lodert.

Die ernste Muse ferne sich von der Bühn':
Hast du die Staatsgeschäfte beendiget,
Magst mit Cecropischem Cothurne
Wieder dein herrliches Werk verfolgen.

O Pollio! du trefflicher Mund, sowohl
Dem Schützling', als im Hause der Rathenden,
Der im Dalmacischen Teiumphe
Ewige Lorber hat eingesammelt;

Schon streichest du mit drohendem Hörnerschall
Das rege Ohr; schon klinget die Zinke; schon
Erschreckt der Waffen Glanz die scheuen
Ross' und das Antlitz der schnellen Reiter.

Mir däucht, ich seh' die würdige Heldenschaar
Geschwärzt vom nicht unrühmlichen Staubgewall,
Und unterjocht den ganzen Erdball,
Bis auf des trotzenden Cato Starrsinn.

Juno und alle Götter den Afern hold,
Sie floh'n ohnmächtig vom ungeroch'nen Land':
Doch später brachten sie Jugurthen
Enkel der Sieger zu Todtenopfer.

Welch' Land, gedüngt mit Latischen Leichen, zeugt
An Gräbern nicht von ruchlosen Schlachten? und
Von dem Gekrache des Hesper'schen
Sturzes den fernesten Medern hörbar?

Welch' Meer ward nicht vom Daunischen Mord entfärbt?
Ha! welche Küste troff nicht von unserm Blut?
Und welche Seen, welche Flüsse
Sind nicht des traurigen Krieges kundig?

Allein, du dreiste Muse, verlasse nicht
Die Scherze gegen klägliche Nänien,
Und suche mit mir in Dionens
Grotte die Weisen von leichterm Griffe.

Vom Einflusse der Wohnung auf Gesundheit und Lebensdauer.

(Nach John Sinclair.)

Es gibt kein Thier auf Erden, das mit jeder Veränderung des Klima und der Nahrung sich so leicht ver-

trüge, als der Mensch; aber ganz ohne Einfluß sind sie nicht auf ihn. Durch die den heißen Ländern natürliche Mäßigkeit, durch die Leichtigkeit, sich dort den nothdürftigen Unterhalt ohne beschwerliche Arbeit zu verschaffen, durch die Entbehrlichkeit vieler Kleidungsstücke und solider Wohnungen werden dort die Sorgen, und mit ihnen die Qualen des Geistes verhüthet, folglich sind jene Länder gesunder, und einer zunehmenden Bevölkerung günstiger, als die kalten Zonen. Auch haben die Reisenden wohl bemerkt, daß zwischen den Wendekreisen das Klima zwar für Fremde, aber nicht für Eingeborne nachtheilig ist, und daß sogar die dort gebornen Kinder der Europäer sich fast immer wohl befinden. Die Neger auf der Küste von Guinea sind starke, kräftige Menschen, die nichts von Krankheiten wissen, sie haben eine große Menge Kinder. Man sieht deren bisweilen 200, alle lebendig, alle von einem Vater. Jährlich werden ungefähr 60,000 Sclaven von dort ausgeführt, und es ist wohl keine Übertreibung, zu behaupten, daß, seitdem der Sclavenhandel existirt, deren mehr als 18 Millionen ihrem Vaterlande entrissen worden. Dennoch ist das Land noch immer volkreich, es muß also wohl gesund seyn. Aber alt werden die Menschen dort nicht. Sie leben zu geschwind, die Knaben reifen zu früh, die Mädchen sind selbst noch Kinder, wenn sie schon Mütter werden. Ausschweifungen entnerven, beständige Ausdünstung erschlafft, die Nahrungsmittel stärken nicht, die Leidenschaften zerstören. Wenige Neger erreichen das 60ste Jahr, und im 45sten sind sie schon Greise. Der Verfasser weiß nur ein einziges sicheres Beyspiel von einem Neger, Nahmens Adu, anzuführen, der im Jahre 1796 wohl 100 Jahre alt seyn mußte, weil er sich erinnerte, daß er 15 Jahre alt gewesen, als er zur Zeit der Königinn Anna nach Barbados geführt worden. Das drückte er nähmlich so aus: „zu der Zeit, als der König von England ein Frauenzimmer war." — Zwey Portugiesische Schriftsteller versichern freylich, es sey im Jahre 1566 in Bengalen ein Neger in seinem 370sten Jahre gestorben; aber das Mährchen springt in die Augen. (Schon Hufeland hat bewiesen, daß 200 Jahre die höchste Lebensdauer eines Menschen sey.)

Auch das warme Asien ist dem langen Leben ungünstig. Als der Kaiser von China, Kien-long, im Jahre 1784 in seinem ganzen Reiche diejenigen aufsuchen ließ, die älter waren, als er, um sie nach Peking zu bringen, so fanden sich deren nicht mehr als vier, die über 100 Jahre zählten. Vier unter 333 Millionen! — — Gewiß hat Schottland, bey noch nicht 2 Millionen Einwohnern, deren weit mehr.

Die kalten Zonen sind, umgekehrt, dem langen Leben zuträglicher, als der Gesundheit. Dort sind die Krankheiten häufiger und gefährlicher, und treffen besonders Kinder und junge Leute; man muß mehr arbeiten, um sich des Leibes Nahrung zu verschaffen, und vor der Kälte zu schützen. Aber dieselben Ursachen, welche in den ersten Lebensjahren viele Menschen wegraffen, und die Fortschritte der Bevölkerung hemmen, stärken dagegen zum langen Leben diejenigen, welche so glücklich waren, jene gefährlichen Jahre zu überstehen. Die Beyspiele von hohem Alter sind besonders in Norwegen merkwürdig. Als im J. 1733 der König und die Königinn von Dänemark dieses Land bereiseten, gab man ihnen unter andern das seltene Schauspiel einer dreyfachen Hochzeit zwischen 6 Personen, die weit über 600 Jahre zählten. In dem Kirchsprengel von Aggerhuus gab es (1763) 150 Paare, die sich vor mehr als achtzig (!) Jahren verheirathet hatten. Diese 300 Menschen mußten also wohl größten Theils über 100 Jahre alt seyn. — Unter 6929 Personen, die 1761 in dem Sprengel von Christiania starben, befanden sich 394 von 80, 63 von 100, und 7 über 100 Jahre. In dem Sprengel von Bergen waren in demselben Jahre unter 2580 Verstorbenen 18 hundertjährige, und 2 Frauen von 104 und 108 Jahren.

Ein sehr hoher Grad der Kälte aber ist der Lebensdauer gleichfalls hinderlich, denn in Island und in Sibirien bringen es die Menschen selten bis zum 60. oder 70. Jahre. Ein gemäßigter Himmelsstrich ist folglich der Gesundheit, wie dem langen Leben, am günstigsten. In Griechenland und Italien ist das Menschengeschlecht zu seiner höchsten Vollkommenheit gelangt. Dort hat sich auch der Geist am schönsten entfaltet, wenn nicht fremde Ursachen — als da sind Unterjochung, Regierungsform, Aberglaube — es verhindert haben. (Der Verfasser setzt hinzu: auch die Leidenschaften wären in jenen Ländern am besten geregelt worden; allein dem widerspricht offenbar die Geschichte, und überhaupt wird wohl kein Klima auf der Welt Einfluß auf die Leidenschaften haben.) Also, wer dort geboren ist, oder dort wohnen kann, der ist glücklich, wenigstens nach der Meinung des Verfassers.

Zu einer recht gesunden Wohnung gehört ferner, daß sie hoch liege. Lord Bacon erinnert an die Vögel, die, im Ganzen genommen, sehr lange leben (?) und solches bloß der Reinheit der Luft verdanken, welche sie einathmen. Pallas hat auf seinen Reisen in Rußland sehr viele alte Leute in erhabenen Gegenden angetroffen, sehr

wenige in den Ebenen. Büffon machte die nähmliche Bemerkung, und vergleicht in dieser Hinsicht die Gebirge der Schweiz, von Schottland u. s. w., mit Holland, Flandern und Pohlen. Allein zu hoch darf die Wohnung doch auch nicht liegen. Die Bewohner der Alpengebirge sterben früher als die der Alpenthäler. Die Schweiz ist das höchste Land in der alten Welt, liefert aber weniger Beyspiele von alten Leuten, als Schottland. — Die Stellung der Häuser wurde von den Alten weit mehr beachtet, als von uns. Zum Theil nöthigte sie dazu der Mangel des Fensterglases. Varro und Columella, welche für Italien schrieben, empfahlen, die Façaden der Häuser gegen Morgen zu stellen. Plinius will, man soll sich nach dem Klima richten, in heißen Gegenden die Façade gegen Norden kehren, in kalten gegen Süden. (In unsern Gegenden ist die Stellung gegen Süden und Osten wohl sonder Zweifel die beste, und vor allen Dingen empfehle ich aus Erfahrung die Wahl eines nach Osten gelegenen Schlafzimmers. Fast an jedem Morgen wird es dem Aufstehenden fühlbar, daß er mit den Strahlen der Morgensonne Gesundheit in sich zieht.) Auch die Nachbarschaft einer großen Wassermasse wird empfohlen, weil sie Hitze und Kälte mildert, und schädliche Dünste absorbirt. Als im J. 1665 die Pest in London wüthete, blieben diejenigen verschont, welche auf der großen Brücke wohnten, weshalb auch viele ihre Wohnung in Barken auf der Themse aufschlugen. Es ist gesund, die Meeresufer zu bewohnen. Die Salztheilchen, welche das Meer ausdünstet, sind nur den Pflanzen schädlich, den Menschen nützlich. Am längsten leben die Schottländer in der Nähe des großen See's Lomond. Dort fand man im J. 1803 unter noch nicht 1000 Einwohnern eines Kirchspiels 21 Greise über 80 Jahre. Dieselben Vortheile gewähren Bäche, deren klares Wasser über Kieselsteine läuft. Genesende, die ihre Kräfte bald wieder herzustellen wünschen, dürfen nur täglich an solchen Bächen spatzieren gehen.

Die Nachbarschaft großer Wälder ist schädlich; Gebüsche in einiger Entfernung sind vortheilhaft. Man weiß, daß die Bäume im Sonnenscheine die reinste Lebensluft aushauchen. — Bey der Wahl des Bodens hüthe man sich besonders vor Morästen. Der Prediger Muret in Vavey hat Berechnungen über die Sterblichkeit in den verschiedenen Gegenden der Schweiz angestellt, und gefunden, daß die in den gebirgigen Gegenden gebornen Kinder im Durchschnitte 47 Jahre alt werden, die in morastigen nur 26. Von jenen erreichen unter Hunderten 5 das 80ste Jahr, von diesen kaum zwey. Lord Bacon bemerkt, daß die Ausdünstungen der Moräste Fremden schädlicher werden, als Eingebornen, und daß besonders die Moräste die Luft vergiften, die von Ebbe und Fluth erreicht werden, vermuthlich, weil eine Menge todte Fische und Insecten dadurch in sie hinein geschwemmt worden. Am wenigsten ungesund sind Torfmoräste, vielleicht, weil man keine Geschöpfe in ihnen findet. Im Ganzen ist ein Kalk- oder Sandboden gesunder, als ein Lehmboden, der das Regenwasser zu lange bewahrt, und dadurch in der Atmosphäre mehr Kälte und Feuchtigkeit verbreitet. Vermuthlich ist der Kalkboden allen andern vorzuziehen, weil er zugleich die gefährlichen Miasmen absorbirt. —

(Der Beschluß folgt.)

Notizen.

Frankreich. — Die Verschönerungen unserer Hauptstadt werden noch immer mit vielem Eifer betrieben. So wird gegenwärtig unter andern auch das Kaffehhaus am Pont-neuf verlegt, weil dieser Platz zu dem großen granitnen Obelisk bestimmt ist, den der Kaiser dem Französischen Volke, als einen Beweis Seiner Liebe und Anhänglichkeit, errichten lassen will, und der, nach der ersten Angabe und Berechnung, 180 Fuß Höhe erhalten soll.

Aus dem Verbalprozeß des Central-Comite für Kuhpockenimpfung in Colmar ergibt sich, daß im Oberrheinischen Departement im J. 1809, auf eine Population von 404,000 Seelen, 11,996 Personen vaccinirt wurden. Merkwürdiger aber sind folgende zwey, zur Naturgeschichte des Kuhpockengifts gemachte Erfahrungen.

Ein 4jähriges, frisch geimpftes Kind, durch starkes Jucken gereitzt, kratzte die Blatter auf, und sog verschiedene Mahle an der Wunde. Vier Tage darauf bekam es einen Ausschlag im Gesicht, wie an den übrigen Theilen des Körpers von 53 Kuhpocken, deren man sich, als einer echten Vaccine, zum Impfen bediente.

Ein Mädchen von 5 Jahren zeigte sehr unzweydeutige Symptome eines scrophulösen Übels; es hatte unter andern am linken Ohre einen eiterigen Ausfluß und einen Beinfraß mit Geschwür am vierten Knochen der linken Hand (Metacarpus.) Die Application der Vaccine an der rechten Hüfte verursachte einen starken Ausbruch von Kuhpocken, und in Folge derselben, unterstützt von einigen zweckmäßigen Nebenmitteln, ward das Mädchen vollkommen gesund. — Der Arzt (Dr. Pretre), der diese Cur machte, vermuthet, daß durch dieses Mittel vielleicht viele erbliche Familienkrankheiten bey Kindern zerstört werden könnten. —

Berichtigung.

Im Blatte Nro. 58, S. 238, Spalte 2 in der Anmerkung lese statt Bassiribievi — Bassirilievi, statt Pirpoli — Pirroli

Gedruckt bey Anton Strauß in Wien.



Der Sammler

Samstag, den — 60. — 19. May 1810.

Schilderung der Bewohner der Insel Nukahiwa.

(Im Auszuge aus Krusenstern's Reise um die Welt in den Jahren 1803—1806 *).

Der Bewohner der Insel Nukahiwa, der beträchtlichsten unter den in Nordwest von den Mendoza-Inseln gelegenen, von 9° 30′, bis 7° 50′ südlicher Breite, und 139° 5′ 30″ bis 140° 13′ westlicher Länge sich erstreckenden Washingtons- (sonst auch Revolutions- oder Hergests-) Inseln, ist durchgängig von großem Wuchse, und sehr wohl gebaut. Seine Muskeln sind stark, sein Hals schön und lang, und seine Gesichtszüge äußerst regelmäßig; verrathen aber bey näherer Ansicht eine stumpfe Gleichgültigkeit, so wie auch überhaupt das günstige Vorurtheil, das dieser Menschenstamm durch sein vortheilhaftes Äußeres erweckt, bey genauer Kenntniß desselben verschwindet. — Was durchgängig an diesen Wilden vermißt wird, ist das Feuer der Augen. Ihre Leibesfarbe ist von Natur, wenigstens bey Knaben und Weibern, die sich nicht tatowiren, sehr hell, und steht, abgerechnet, daß sie ein wenig in's gelblichte fällt, der Farbe der Europäer nur wenig nach; durch das sehr starke Tatowiren aber, und das Einreiben einer dunkeln Farbe erhält ihr Körper ein schwärzlichtes Ansehen. Man findet unter ihnen keine Verkrüppelte, oder mit körperlichen Gebrechen Behaftete; auch ist ihr Körper vollkommen

*) In St. Petersburg in der Schnorrschen Officin und auf Kosten des Verfassers ist von der, in den J. 1803 bis 1806 auf Befehl des Kaisers Alexander, auf den Schiffen Nadehsda und Newa, unter dem Commando des Capitäns der kaiserl. Marine, A. J. v. Krusenstern, unternommenen Reise um die Welt der 1. Band wirklich erschienen. Er begreift den Zeitraum vom Jänner 1803 bis zum April 1805, und enthält, nebst einer allgemeinen, den Gang des Russischen Handels im Laufe des letzten Jahrhunderts, eine Skizze der Russischen Schiff-Fahrten und Entdeckungen im großen nördlichen Ocean, den Ursprung und die Geschichte des Russischen Pelzhandels, die Entstehung der Russisch-Amerikanischen Compagnie, nebst der Veranlassung zu dieser Reise selbst betreffenden Einleitung, die Reise des Verfassers von Kronstadt nach Falmouth; sodann die Fahrt nach den Kanarischen Inseln und nach Brasilien; den Aufenthalt in Santa Catharina, den Eintritt in den großen Ocean, und die Fahrt vom Meridian des Cap Horn bis zur Insel Nukahiwa, wo im Port Anna Maria Anker geworfen wurde. Dann folgt eine ausführliche Beschreibung des Aufenthalts der Reisenden in Nukahiwa, eine geographische Beschreibung der Washington-Inseln, und eine Schilderung der Bewohner Nukahiwa's. Von den Washington-Inseln ging die Fahrt nach den Sandwich-Inseln und der Küste von Owaihi, wo sich die Nadeshda von der Newa trennte, und ihren Lauf nach Kamtschatka richtete. — Die folgenden Abschnitte handeln von dem Aufenthalte der Nadeshda in dem Hafen von St. Peter und Paul, und von der Fahrt nach dem Hafen von Nangasaky. Den Beschluß macht eine Beschreibung des Aufenthalts der Reisenden in Japan, und des Hafens von Nangasaky. Astronomische und nautische Beobachtungen und Bemerkungen sind durchgehends in großer Anzahl eingestreuet. Für Nichtgelehrte gewährt die Beschreibung des Aufenthalts der Reisenden in Nukahiwa, wie auch das ganze Gemählde der Washington-Inseln und ihrer Bewohner, nicht weniger als die Nachricht von dem Aufenthalte, oder vielmehr der Gefangenschaft des Herrn von Krusenstern in Japan, ein vorzügliches Interesse. Der zweyte und letzte Band dieses Reisewerkes soll, nebst dem Atlas und einem Bande Berechnungen, in kurzem nachfolgen.

rein, ohne Geschwüre oder Ausschläge, was die Nukahiwer, allem Anschein nach, dem sehr seltenen und mit großer Mäßigkeit verbundenen Kawa-Trinken zu verdanken haben, dessen unmäßiger, auf allen Inseln dieses Meeres verbreiteter, Gebrauch der Gesundheit äußerst nachtheilig ist. Der Nukahiwer genießt einer beneidenswerthen, nicht zu zerstörenden Gesundheit. Er kennt keine Krankheiten, auch die venerische nicht; folglich auch keine Arzeneyen. Einzig die Furcht vor dem Kaha, einer krank machenden Zauberey, kann zuweilen so mächtig auf die Einbildungskraft wirken, daß ein zufälliges Übelbefinden in eine eigentliche Krankheit übergeht, die sich jedoch durch ihr Heilmittel selbst, welches in der Hebung des Zaubers besteht, hinlänglich von eigentlichen Krankheiten unterscheidet. Somit beschränkt sich auch die ganze Heilkunde der Insulaner auf das Verbinden der Wunden, worin der König eine besondere Geschicklichkeit besitzen soll.

Unter sehr vielen schönen Leuten der Insel zogen besonders zwey die allgemeine Bewunderung auf sich. Der eine, Mau-ha-u, ein großer Krieger, und nach der Landessprache der Feueranmacher des Königs, ein Mann von außerordentlicher Schönheit; seine Höhe betrug 6 Fuß 2 Zoll. Der andere, Bau-ting, König von dem Thale Schegua, ebenfalls ein vollkommen schöner Mann, ungeachtet er wohl schon 50 Jahre zählte.

Die Frauenzimmer haben durchgehends sehr gutes Aussehen, und sind wenigstens von untadelhafter Gesichtsbildung. Ihr Kopf ist wohl proportionirt, ihr Gesicht mehr rund als länglicht, die Gesichtsfarbe blühend, die Zähne sehr weiß, die Farbe ihres Körpers sehr hell, und ihr gekräuseltes Haar steht ihnen um so besser, da sie es mit einer weißen Binde geschmackvoll zu zieren wissen. Dennoch wird ein unpartenisches Auge auch mehr als einen Mangel an ihnen gewahr werden. So ist zum Beyspiel ihr Wuchs nichts weniger als schön, die Statur gewöhnlich klein, der Körper, selbst bey Mädchen von 10 Jahren, ohne Haltung, der Gang daher schleppend und schwankend, und der Unterleib von unverhältnißmäßiger Dicke. Beydes, ihre Schönheiten und ihre Fehler, werden durch ein einziges, sie nachlässig einhüllendes, Stück Zeug von mäßiger Größe nur schlecht versteckt. Statt des, den Otaheiterinnen und den Bewohnerinnen der Sandwich-Inseln eigen seyn sollenden Ausdrucks von Sanftmuth und Gefühl, zeichnen sie sich durch mehr als Kokettérie, durch Frechheit aus, die für jeden nicht ganz rohen Menschen den Reitz ihrer körperlichen Vorzüge vernichtet.

Sobald die Nukahiwer mannbar werden, tatowiren sie ihren ganzen Körper. Dieß Tatowiren, das hier zu Lande in größter Vollkommenheit getrieben wird, ist eigentlich eine Mahlerey mit verschiedenen Figuren auf den Körper, bey welcher die durch feine Stiche zum Bluten aufgeritzte Haut mit einer beliebigen, gewöhnlich schwarzen Farbe, nachher sich in Schwarzblau verwandelnd, eingerieben wird. Nur allein der König, der Vater des Königs und der Hohepriester waren fast ganz schwarz, und durchaus an allen Theilen des Körpers, im Gesichte, an den Augen, und sogar an einem Theile des Kopfes, von dem das Haar weg geschoren war, bemahlt. Gleich den Neuseeländern bezeichnen auch die Nukahiwer den Körper, nicht, wie auf den Sandwich-Inseln, mit einzeln stehenden, geradlinigen Figuren oder Thiergestalten, sondern sie bemahlen denselben mit sehr symmetrischen und zusammen hängenden Verzierungen konzentrischer Ringe und Bänder. Das schöne Geschlecht tatowirt sich nur Hände, Arme, Ohrenspitzen und Lippen. Überhaupt scheint dieser Zierath einen vornehmen oder ausgezeichneten Mann anzudeuten, da die niedrigen Classen weniger und mehrere gar nicht tatowirt sind. Es gibt hier Leute, welche das Tatowiren als eine Kunst treiben; einer derselben, der seinen Wohnsitz auf dem Schiffe aufschlug, fand durch die Neugierde der Matrosen hinlängliche Beschäftigung.

Die Mannspersonen, den König mit eingeschlossen, gehen nackt, mit Ausnahme eines schmalen, um die Hüften gehenden Gürtels von Zeug aus Maulbeerrinde, der, je nachdem er aus gröberm oder feinerm Stoffe verfertigt ist, entweder Tschiabu oder Satu heißt. Doch auch diesen Gürtel tragen nicht alle. So affectirte z. B. der schöne Mau-ha-u, immer ganz nackt zu gehen, und kam immer wieder ohne Gürtel an Bord, obgleich ihm mehr als ein Mahl ein solcher war geschenkt worden. Einzig der Schwiegersohn des Königs erschien immer mit einer zwar sehr groben, bloß über die Schulter hängenden, und unter dem Kinne fest gebundenen Matte an Bord. Feyerkleider haben, vermuthlich aus Armuth, weder die Vornehmern, noch selbst auch der König.

Zierathen werden häufig, am wenigsten von den Vornehmen, getragen. Weder bey dem Könige, noch bey jemand seiner Verwandten, wurden dergleichen gesehen. Nur allein der Schwiegersohn des Königs trug einen Schweinszahn oder etwas dergleichen in seinem Barte. Schweinszähne und rothe Bohnen machen überhaupt den wichtigsten Theil des Schmuckes aus. Den Kopf ziert entweder ein großer Helm von schwarzen Hahnenfedern, oder eine Art von Diadem aus geflochtenen Kokesfasern

mit Perlmutter geschmückt, oder auch aus einem Reifen von weichem Holze, von dem eine Reihe Schnüre herab hängt. Mehrere haben große Blätter zwischen die Locken gesteckt. Der Schmuck der Ohren besteht aus großen, weißen, runden, mit einer harten, sandartigen Substanz ausgefüllten Muscheln, in denen ein durchbohrter Schweinszahn befestiget ist, welcher durch die Ohrlappen gesteckt wird; ein durch diesen gehender hölzerner Stift dient als Riegel, um das Herausfallen zu verhindern. Ein halbmondförmiger Ringkragen, ebenfalls aus weichem Holze, auf dem mehrere Reihen rother Bohnen aufgeleimt sind, ist die eigenthümliche Zierath der Priester. Eine andere Art von Ringkragen besteht aus lauter, an ein Band aus Kokosfasern gereiheten Schweinszähnen. Einzelne Schweinszähne werden am Halse und im Barte getragen, und eben so Kugeln, wie große Äpfel, die ganz mit rothen Bohnen überzogen sind. Der Bart wird bis an ein kleines Büschel Haar am Kinn, und bis auf zwey Stellen an jeder Seite rasirt. Von diesen zwey Stellen wird das Haar in zwey wie Hörner aussehende Locken aufgebunden. Viele, besonders von der niedrigen Classe, schneiden das Haar gar nicht ab, und bey diesen ist es wollicht und kraus.

Die Kleidung des Frauenzimmers besteht aus einem zwischen den Schenkeln durchgehenden Gürtel, und einem Stücke Zeug, das sie nur dürftig bedeckt, und bis an die Waden herab geht. Wann sie an Bord schwammen, warfen sie alles, oft selbst den Tschiabu, von sich. Das Kokos-Öhl, womit sie täglich sich reiben, theilt ihrem Körper einen starken Glanz, dagegen aber auch einen unangenehmen Geruch mit, und scheint sowohl zur Zierde, als zum Schutze gegen die Sonnenstrahlen und Insecten dienen zu müssen. Sie tragen keinen Halsschmuck, wohl aber künstlich aus Gras geflochtene, mit Muschelkalk weiß gefärbte, bald rauten- bald halbzirkelförmige Fächer. Das Haar ist schwarz, wird mit Öhl eingerieben, und dicht am Kopfe zusammen gebunden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Unter einem Ahornbaume.

Welch ein weites tiefes Schweigen
Herrschet unter deinen Zweigen,
Düst'rer Ahornbaum, es rauschet
Nicht ein Lüftchen um mich her!
Stiller Schlaf verschlingt das Leben,
Keine Melodien beben,
Und mein horchend Ohr erlauschet
Auch den feinsten Laut nicht mehr.

Alles schlummert, und die Müden
Ruh'n, umsäuselt von dem Frieden,
Und des Tages tausend Sorgen
Sind vom Traumgott' eingewiegt;
Aber mich nur flieht der Schlummer,
Ich bin stets von meinem Kummer,
Spät am Abend, früh am Morgen,
Mit Tyrannenmacht besiegt. —

Gott! wohin sind jene Stunden,
Als ich noch von Gram entbunden,
Und, den Kranz im Jünglingshaare,
In die Lyra griff und sang!
Als des Lebens May noch blühte,
Meine Fantasie noch glühte,
Und im Fluge besserer Jahre
Freyer sich der Geist entschwang!

Meines Lebens goldne Sonnen
Sind in öde Nacht zerronnen,
Meine Sterne sind gesunken,
Meine Saiten abgespannt,
Meine Hoffnungen zerstöret,
Tempel und Altar verheeret,
Und, von bittern Thränen trunken,
Stütz' ich mich in meine Hand. —

Nein, o nein! du darfst nicht sinken:
Sieh', die Abendsterne winken
Unter ihrer Sphären Klange
In des Äthers weitem Schooß!
Sanfte Geisterstimmen wehen
Aus des Heiligthumes Höhen
Mir in festlichem Gesange:
Traue Gott und deinem Loos!

K. Hadermann.

Vom Einflusse der Wohnung auf Gesundheit und Lebensdauer.

(Beschluß.)

Man möchte glauben, eine stets feuchte Atmosphäre sey der Gesundheit nachtheilig; aber Ägypten, das trockenste Land auf Erden, weil es da nie regnet, ist dennoch ungesund; Irrland hingegen, wo Regen und Nebel zu Hause sind, erzeugt starke Menschen, und läßt sie alt werden. Die heilsame Seeluft, die reinigenden Winde, und die stete Gleichheit der Temperatur, verleihen, allgemein genommen, den Inselbewohnern ein längeres Leben, als ihren Brüdern auf dem festen Lande. Daher in Großbrittanien, nach Maßgabe seiner Bevölkerung, die Beyspiele eines hohen Alters weit häufiger, als in Deutschland, Frankreich u. s. w. Nur in Nord-Amerika soll, nach den Bemerkungen eines neuern Schriftstellers, des Dr. Barton, die Wahrscheinlichkeit eines langen Lebens noch größer seyn. Vielleicht verdankt Amerika diesen Vorzug besonders dem Umstande, daß nur wenige seiner Bewohner in Städten leben. Dr. Waterhouse von Cam-

bridge fügt hinzu: „Unsern mäßigen Glücksumständen „muß man besonders die gute Gesundheit unserer Greise „beymessen. Wir sind weder reich genug für einen gro„ßen Luxus, noch arm genug für den Mangel. In die„sem glücklichen Lande kann der Mangel keinen Men„schen wegraffen, er wäre denn ein Trunkenbold."

Vorzüglich sind es die kleinen Inseln und Halbinseln, welche das Lebensziel auffallend verlängern, und in allen Weltgegenden beobachtet man dasselbe. Im Süden die Bermudischen Inseln, Barbados, Madera, im Norden die Hebriden, die Orkaden, die Schottländischen Inseln.

Daß, und warum in Städten die Wohnung weit ungesunder ist als auf dem Lande, ist allgemein bekannt. Hat das Dorf noch obendrein eine vortheilhafte Lage, so kann man mit Gewißheit annehmen, daß nur der 35. bis 40ste Mensch auf dem Lande stirbt, während in großen Städten der 20. oder 24ste zu Grabe getragen wird. Daher in Amerika die schnell wachsende Bevölkerung, die in einigen Provinzen in 15 Jahren sich verdoppeln soll. (Dasselbe gilt von Rußland.)

Noch ein Wort von der Veränderung des Klima's. Die unter einem heißen Himmelsstriche Gebornen befinden sich gewöhnlich nicht wohl dabey, wenn sie unter eine kalte Zone sich versetzen, und führen so bittere Klagen, als jener Italiäner, welcher behauptete: in England scheine die Sonne nicht einmahl so warm, als in Italien der Mond. Die Vertauschung eines trockenen Klima's gegen ein feuchtes mag gleichfalls nachtheilig seyn. Die Französischen Emigrirten in England ertragen die dortige Feuchtigkeit der Atmosphäre nicht wohl, und leiden besonders an den Augen. — Wohlthuend ist der Wechsel für ältere Personen, wenn sie aus einem kalten, feuchten Himmelsstriche in einen warmen, trockenen übergehen; sogar aus Portugall nach Brasilien. Es ist zu verwundern, daß es noch niemanden eingefallen ist, sich durch Öfen und Wärmröhren ein künstliches, immer gleiches und wohlthätiges Klima zu erschaffen. Der Verfasser meint, wenn mit solchen Zimmern ein großes Treibhaus verbunden wäre, so könne man auch täglich darin spatzieren gehen, und eines ewigen Frühlings genießen. Ich zweifle aber sehr, daß die Luft eines Treibhauses zuträglich sey, da die Pflanzen und Bäume im Winter viel zu wenig von der Sonne getroffen werden. — Ein gewisser Hr. Dewit in German Town, der fast 100 Jahre alt geworden, soll in den letzten Jahren seines Lebens eine immer gleiche Temperatur in seinen Zimmern erhalten haben, so, daß er nie eine Luft unter 18 Grad Reaumur (70 Grad Fahrenheit) einathmete. Das möchte doch wohl für die meisten Menschen, selbst für Greise, zu warm seyn. Am gesundesten in dieser Hinsicht lebt man wohl in Rußland, wo man nicht, wie in andern Ländern, nur einige Zimmer, sondern das ganze Haus immer gleichförmig heitzt.

Notitzen.

Wien, am 17. May. — Dinstag den 22. dieses wird unser **Stuwer** sein erstes dießjähriges Feuerwerk: **Die Friedensfeyer**, im Prater abbrennen. In einer rührenden Ankündigung entschuldiget er sich, daß sein großer, durch die Zeitumstände herbey geführter Schade, nebst den so sehr gestiegenen Preisen aller Materialien und des Arbeitslohnes, ihn nöthige, die Eintrittspreise mäßig zu erhöhen. (Der Eintritt in den Prater 1 Gulden, die erste Gallerie 3, und die zweyte 2 fl.) Mit Recht läßt es sich von den edeln Bewohnern Wiens, welche schon so manche ausländische Charlatane und Hystrione großmüthig unterstützten, hoffen, daß sie ihr Wohlwollen ihrem Landsmanne, der gewiß unter die ersten Künstler seiner Art gehört, und mit seinem Vater dieselben schon durch beynahe 40 Sommer unterhält, nicht versagen werden. — Möge sein Erbfeind, **Jupiter pluvius**, für dieses Mahl seine alte Fehde aufgeben, und der schönste Mayabend die **Friedensfeyer** krönen! —

Paris, am 7. April. — Bey den am Vermählungsfeste veranstalteten Volksfesten haben einige Restaurateurs am Eingange der Felder der Seligen, das Paradies der Wiener, den Prater, hingezaubert; hier stehen einige dreyßig Tische im Freyen unter Bäumen, und die dampfenden Schüsseln verkünden dem staunenden Volke, daß man auch warme Speisen, und nicht bloß Bier und Schaudets unter freyem Himmel ohne Schaden zu sich nehmen könne. Gewiß waren die Herren, à la suite de la grande armée, Restaurateurs in Wien, und haben sich das Ding gemerkt; und den stattlichen Kriegern muß es dort wohl gefallen haben, denn mit ihren Freundinnen besetzen sie die meisten Tische, und wohl mancher mag sich an die Deutsche Gastfreyheit, und an die dortige Freundinn erinnern.

Schweiz. — Eine ansehnliche Versammlung Schweizerischer, Deutscher und Französischer Landwirthe wird am 21. und 22. Juny zu Hofwyl Statt finden, um sich mit den Fortschritten ihrer Wissenschaft zu beschäftigen. Jeder Liebhaber der Landwirthschaft wird bey dieser Versammlung willkommen seyn. Den 23. wird das **landwirthschaftliche Fest** gefeyert, zu dem die Tagsatzung, die Berner Behörden, das diplomatische Corps u. s. w. eingeladen werden. Nach vorhergegangener Prüfung der neuen Geräthschaften werden die Prämien ausgetheilt; darauf folgt die Adoption von sechs Kindern aus verschiedenen Cantonen für die Industrie-Schule. Das Ganze wird mit einer ländlichen Lustbarkeit geschlossen; dabey werden die unserm Lande eigenen gymnastischen Übungen, im Begleit der Alphörner, Kuhreihen u. s. w. vorkommen. — Es wird bald ein Programm des ganzen Festes erscheinen.

Zu den neuesten Fortschritten in der Vervollkommnung der Ackergeräthschaften gehören eine ganz neu erfundene **Säemaschine**, eine **Wurzelgewächs-Schneidemaschine**, und eine **Hexelmaschine**.



Der Sammler

Dinstag, den — 61. — 22. May 1810.

Das Mädchen von Angouleme.

Bey meiner Zurückkunft nach Bordeaux von Bayonne, brachte das Ungefähr mich und meinen Freund in die Gesellschaft eines Mädchens, das ich das Mädchen von Angouleme nennen will; sie kehrte dorthin zurück. Um 5 Uhr brach ich mit meinem Freunde aus Bordeaux auf, um über den Fluß zu setzen, und im gegenseitigen Posthaus einzusteigen. Der Nachen oder die Fähre war schon eine Strecke vom Ufer, als das Mädchen mit klagender Stimme bath, sie nicht zurück zu lassen. Ein Begleiter, für ihren Bruder gehalten, unterstützte ihre Bitte, und gern willigten wir ein, als uns der Schiffer um Erlaubniß bath, umzukehren, und das Mädchen aufzunehmen. Weinend und abgehärmt trat sie in den Nachen, geführt von ihrem Begleiter, an welchen sie sich fest anklammerte. Auf die Frage ihres Führers: ob sie nichts vergessen, ob sie Alles bey sich habe? erwiederte sie mit tiefer Wehmuth: ich habe Alles bey mir, um Alles zurück zu lassen. Wir stiegen am gegenseitigen Ufer aus, es ward aufgepackt, die Pferde angespannt; die Eingeschriebenen mußten sich einsetzen, und ein Platz blieb unbesetzt. Der Conducteur sah nach, fragte: ob Keiner und Keinem noch etwas fehle? und als wir ihn auf den leeren Platz aufmerksam machten, so schloß er den Wagen mit den Worten zu: sie ist voraus gegangen. Jetzt wußten wir, daß auch sie unserer Gesellschaft angehöre. „Wir werden heute," hob ein Französischer Major, der aus Spanien kam, an, „etwas vorgeweint erhalten; das sind lustige Scenen!" Wir waren kaum eine halbe Stunde weit gefahren, als wir aus der Ferne ein herzzerschneidendes Jammern hörten, das sich uns mehr und mehr näherte. „Habe ich's nicht gesagt," fiel der Major ein, um uns die Zweifel zu lösen, worin wir wegen der Ursache dieses Geschreyes waren; „ich will damit nichts zu thun haben, ich will schlafen; das Weibergeschrey mag der Teufel hohlen." Er quickste den Ton nach, und warf sich an die Küssen, um, wie er vorgab, zu schlafen. Wirklich fing er an zu schnarchen. Der Wagen hielt still, der Conducteur stieg ab, und öffnete die Thür. Das Jammergeschrey nahm zu, und nur ein schnell wiederhohltes, mit schneidendem Tone aus der Tiefe der Brust heraus gehobenes, Ach, Ach, Ach! war das einzige, was wir deutlich vernehmen konnten. Der Begleiter des Mädchens brachte weinend das Mädchen an den Wagen. Sie lag in seinem Arm mit zurück gebogenem Körper, mit fliegenden Haaren von Thränen genetzt, die Verzweiflung auf dem abgehärmten bleichen Gesichte; ihr ganzes Wesen schien sich in Zuckungen des letzten Schmerzes aufzulösen. Der Conducteur und Major blieben ungerührt bey der ganzen Scene. Der Major schnarchte ärger, und der Conducteur bath, ihn nicht länger aufzuhalten, da er ohnehin sich schon über eine Viertelstunde länger verweilt habe. Der Führer des Mädchens mußte von dem Conducteur unterstützt wer-

den, um seine Bürde in den Wagen zu heben. Bey jeder Stufe, die das Mädchen stieg, änderte sich die Scene; und als der Tritt in den Wagen gethan war, schien der Schmerz den höchsten Grad erreicht zu haben. — Stumm und leidenlos, aber mit stierem Auge, stand sie da. Der Führer empfahl sie unserm Schutze und Obsorge, und brachte noch die Sachen nach, die sie auf dem Wege verloren und weggeworfen hatte. Als er ihr das letzte Lebewohl zurief, als er sie bath, sich zu finden und zu beruhigen, und als er ihr die Versicherung gab: er würde bald nach Angouleme kommen, warf sie sich um seinen Hals, klammerte sich krampfhaft ein, zog ihn so fest, über ihn gelehnt, an sich, daß dem Menschen die Respiration schwer ward. Mit blutrothem Gesichte, ohne ein vernehmliches Wort sprechen zu können, stöhnte er sichtbar den Wunsch aus der Brust, nicht erdrosselt zu werden. Meine Gefährten rissen das Mädchen los, und bathen den Conducteur, den Wagen zu schließen. Der Führer und Freund des Mädchens ward zurück gestoßen, und schnell fuhr der Wagen fort. Das Mädchen warf sich auf ihren Sitz, den Kopf oft und mit Gewalt an die Wand schlagend, riß das Halstuch und den Hut ab, schleuderte ihren Geldbeutel und ihren Paß weg, schlug mit wüthender Gebärde um sich, und brüllte, statt zu weinen. Diese Scene dauerte zwey Minuten, und jetzt lösete sich der Schmerz in Worte: o mon ami! tu peux me laisser seule ici? tu veux que je pend tout-cruel que tu es! Helas! mon mari! jusqu'ici tu me peux conduire, et me laisser sans toi! — Wir beantworteten diese Intervallen mit Stillschweigen, und jemehr ihr Schmerz nachließ, je weniger schnarchte der Major. Nach ungefähr 5 Minuten griff sie in das Wagennetz. Wir glaubten, sie suche ihr Schnupftuch, um die verweinten Augen zu trocknen. Sie brachte ein Papier hervor, das wir, nach der Stimmung, worin sie war, für ein verborgenes Andenken hielten. Das Papier ward entwickelt, und das Verborgene hervor geholt — ein Stück geräucherte Zunge. — Das Messer, das wir ihr reichten, wurde mit einem vous êtes bien honnête angenommen, die Zunge zerschnitten, und mit einem: il faut manger quelque chose ausgetheilt. Sie aß zuerst, und wir, ungeachtet wir schon etwas gefrühstückt hatten, ihr zu gefallen. Eine Bouteille Lafitte, von ihr geöffnet, verbannte endlich allen Schmerz, und an den Freund, Liebhaber oder Mann ward nicht mehr gedacht. Der Major hörte auf zu schnarchen und zu schlafen, er stimmte ein kleines frivoles Liedchen an, und Mademoiselle oder Madame begleitete es. In zehn Minuten war Heiterkeit und Frohsinn in die ganze Gesellschaft zurück gekehrt, und dem Major fiel es nicht mehr ein, schlafen zu wollen. Ein unbefangeneres Frauenzimmer habe ich nicht kennen gelernt, als die erste Scene vorüber war, und ich habe mich aus ihrem freyen, aber nicht unanständigen Betragen mit der ganzen Gesellschaft überzeugt, daß ihr Schmerz nichts weniger als affectirt war. Der Major behauptete: so etwas sey einheimisch, oder wie er sich ausdrückte: das wären die wahren Provinzialismen. Wir haben nicht erfahren können, ob sie wirklich verheirathet war, denn auch Mädchen pflegen hier ihren Liebhaber mon mari zu nennen, und ein großer Unterschied mag in Frankreich darin auch nicht Statt haben, da die Ehescheidungen so leicht sind. Als wir sie in Angouleme verließen, fragte der Major: Votre mari arrivera-t-il bientôt à Angoûleme? oui, antwortete sie mit Naivetät, il me l'a promis et je ne doute pas qu'il repondra à ses promesses. Nach ihrer Entlassung war diese Scene ein Gegenstand unserer Unterhaltung bis nach Tours, wo andere an die Stelle traten. Dem schlafenden Major war nichts entgangen, und er wußte sowohl das Ganze, als die Nebenauftritte nach seiner Art vortrefflich zu erklären, hier und da mit einer Fabel aus Lafontaine, oder mit einer Stelle aus Voltaire auszuschmücken, und bey allem, was er gesagt hatte, schloß er mit den Worten: ce sont des femmes.

Mythologische Erläuterung.

Mars und Venus Liebesbande
Dienen zum Bescheid:
In dem lieben Ehestande
Wechseln Kuß und Streit.

B.

Modische Curiosa aus der Vorzeit.

Eifer über übertriebenen Luxus.

„Welche schreckliche Hoffarth und grausame Kalamoderey in Kleidungen und Haaren gibt es nicht! Mancher sonst rechtschaffene Cavalier kleidet sich nicht anders, der Form nach, als wie man vor diesem in die Maskarada gegangen, und die Fastnachtsnarren heraus gestaffiret. So kommen auch die Weiber, und tragen Mannsgeräthe, welches dem Herrn ein Gräuel ist. Deut. 22, 5. Mancher ansehnliche Junker, manche feine Jungfrau, welche die Natur sonst wohl gezieret, die verstellen ihr Angesicht mit vornen herab hangenden Haaren, daß es

eine Schande vor Gott und Welt ist, diese Kalamode Haarschwänze und Zöpfe anzusehen und zu tragen!" *)

„Und sieht man nicht die Männer gleichfalls mit langen herunter hangenden Haaren, auch wohl an den Seiten dieselben in Zöpfe geflochten, damit man ihre weiberischen Gemüther sehe? Gehen sie nicht einher in leichtfertigen prächtigen gefärbten Kleidern? mit teuflischen hohen Krägen, vor welchen man kaum zum Munde kommen kann? mit hohen Geisschuhen, und langen weiten Lotterhosen?" **)

„Wenn wir unsere jungen Bursche heutiges Tages, sonderlich die Alamodischen Gesellen mit ihren Rattenschweifen ansehen, finden wir nichts als Übelstand; denn da ziehen sowohl Männer als Weiber in abscheulichen langen Haaren auf, die hinten und vorn über Hals und Stirn so sehr abhangen, daß man vor denselben oft kein Auge sieht. Ferne von uns seyen alle Jüuglinge, die wie Weiber heraus geputzet sind." ***)

„Die Obrigkeit sollte dazu thun, die schändliche Kleiderpracht und Kalamoderey abzuschaffen, und sollte Kleiderordnungen machen, sie sollte steuern dem Stolz- und Prachtteufel, und ihn vertreiben aus Stadt und Land, ehe er uns vertreibt. Es ist hohe Zeit! Brauchet Ernst, sehet keine Person an, nehmet die Geschmeide, Heftlein, Kettlein, Armbänder, Ringe, Kleinode, die Schleyerflickerey, Mäntel, Borten, Koller ꝛc. hinweg, ehe ihr selbst hinweg genommen werdet!" ****)

Eines Theologen Meinung vom Schauspiel und Schauspielwesen.

„Auch haben die Comödien und Schauspiele ihre treffliche Nutzbarkeit; sie bilden dem Verstande und Gedächtniß gleichsam ad vivum ein, alte Geschichten und Historien; der Wille und dessen Affecten werden von den Lastern abgeschreckt, und zu Tugenden angemahnet: junge Leute werden zu guten geschliffenen Sitten, höflichen Gebärden, unverzagter παρρησία angefrischet, und wird dadurch der todte Buchstabe ihrer Bücher gleichsam erwecket und lebendig gemacht. — Doch müssen die Comödien allerdings einer Censur unterworfen, und dürfen ohne Moderation nicht gehalten werden. Man muß darauf sehen, daß ärgerliche und garstige Gebärden und Worte nicht vorkommen. Mit andern Lastern hat's keine so große Gefahr. Euklion's Geitz kann mit weniger

*) S. Edel's evangel. Katechismus-Schatz. Nürnb. 1646. 6. Th. S. 292.
**) Ebendaselbst 10. Th. S. 225.
***) Ebendas. 12. Th. S. 42.
****) Ebendas. 12. Th. S. 84.

Gefahr und Ärgerniß präsentirt werden, als Delila's Liebkosen.

Christliche Zuseher sehen alle Weltgepränge, die auf dem Theater sich ereignen, und zeigen mit den Augen an, mit welchen Christus den Pomp und die Reiche der Welt angesehen, da sie ihm auf dem Berge gezeigt wurden." *)

Über lächerliche Moden.

„Da die Francisci Caligae, die Franzenhosen aufkommen **), da gilt die alte Form nichts mehr, sie ist ausgethan, allo modo muß es hergehen, und der Mensch abscheulich in morionem comicum verstellt werden, dem nichts mangelt, als die Larve. Die Stirn, welche von den Alten ein Sitz der Schamhaftigkeit genannt worden, muß mit zottigen Hundshaaren bedecket, der Kopf mit einer seltsamen Kappe verborgen, der Hals mit einer langen Leinwand behängt, die Hosen also formirt werden, daß der Mensch einem umgekehrten Ypsilon gleich sehen soll; der Degen muß nahe an's Herz gegürtet, und die ganze Tracht abenteuerlich — fastnächtisch seyn."

„Und da ist ein Überfluß an köstlichen Schuhen, Heften, Spangen, Ketteln, Hauben, Flittern, Gebräme, Schnürlein, Bisamäpfeln, Ringen, Haarbändern, Mänteln, Schleyern, Beuteln, Spiegeln, Kollern, Borten, Kitteln ꝛc., daß es kaum zu sagen ist. Dazu kommen nun noch die neumodischen prächtigen Spitzenhauben, die theuren Kappen, strichreichen Gekröse, die spitzen Schuhe mit schmalen Absätzen, was alles eine Obrigkeit durchaus nicht dulden sollte. Aller dieser unnütze Pracht ist anders nichts als Gespinnst und Webe der giftigen Spinne, genannt Fantasie. Pracht ist eine Fantasie, und ein Prachthans, ein Fantast. Herzog Ulrich zu Würtemberg sagte ganz recht und wohl: Neue Kleider bringen neue Sitten, neue Sitten machen neue Menschen, die neuen Menschen jagen die alten aus."

Kleidung der Tugend.

„Ihr rothes Ritterkleid, welches sie anzieht, wenn sie in den Streit muß ***), heißt Verecundia, die edle Schamhaftigkeit, die tugendliche Tinctur, welche das ganze Gesicht roth anstreichet, und also dem höllischen Indianischen Hahne, der solche Farbe nicht leiden kann, unter die Augen gehet. Diese Farbe ist das Velum, die Decke, welche allen keuschen Herzen verliehen ist,

*) Dannhauer's Katechismus-Milch. Strasb. 1657. 2. Th. S. 430.
**) Ebendas. S. 97.
***) Ebendas. S. 247.

wie der Schleyer den Morgenländischen Weibern, ihr Antlitz zu verhüllen."

Sonderbare Moden und deren Benennungen.

„Aber mein Gott! wie treiben's die Modedocken *). Wie zieren sie sich nicht mit ihren Haaren? Die müssen wie Spulwürmer und Schlangen gekräuselt um die Stirn liegen, und die Augenbramen müssen aufgesetzt seyn. Die andern Jungfern aber, welche das nicht nachthun, werden verachtet, und Spitzen-Königinnen genannt. Wie treiben es jene Modeäffinnen mit der Gesichtsfarbe? Sind sie bleich, so schminken sie sich roth, sind sie roth, so essen sie Kreide und schröpfen, damit sie blaß und bleich werden, und sehen aus, als hätten sie die Schwindsucht. Über den Schleppröcken tragen sie Leibstücken, und diese nennen sie, sonderbar genug! Katharinigen. Die Männer trugen vor einigen Jahren keine anderen Hosen, als von so genanntem Bärenhäuter-Zeuge, jetzt aber sind sie von Leder, und die Kappen müssen von Sammet oder Seide seyn."

Die großen Damen-Hüte.

Zu Anfang des 14. Jahrhunderts trugen die Damen sehr große Hüte, welche in Österreich aufgekommen waren, und daher Österreicher genannt wurden. Diese mißgünstigen Verdecker des Gesichts tadelt der Minnesänger Hadlaub recht fein also:

*) Schubart's Katechismus-Lust. Halle 1670. S. 506.

Die Sitte ist in Österreiche unminneckliche
Das schoene Frowen tragent alle Huete breit.
Wann ir minnecklichen was mag man gar
Selten geschowen so si ir Huete han ufgeleit.
Mangen were die Zit gar unverdrossen
Sehe man dicke ir Wengel und ir lichten Ougenschin.
Wann werin die Huete geflossen
Tonowe *) ab, so moechte es ân.

Damahls trugen die Männer so kurze Röcke, daß dieselben kaum die Knie bedeckten **). Von der Kappe flossen den Rücken hinab zwey Zipfel bis an die Fersen. Die Damenkleider waren beym Halse mehr als eine Hand breit geöffnet, auf den Seiten geknöpfelt und geschnürt, besetzt und gestickt, und Gold und Silber; ein kostbarer Gürtel schürzte das Gewand. Die Schuhe waren auf eine Art gespitzt, daß man etwas in die Spitze hinein schieben konnte. Der weibliche Oberschuh war geklöpfelt und gestrickt.

Der Puder.

Im Jahre 1450 hatte man sich zu Zürich schon des Puders bedient. Ein Pfund kostete damahls 21 Schillinge 6 Heller, in jetzigem Werthe: 1 Gulden 36 Schillinge 8 Heller.

W.

*) Die Donau hinab.
**) Meister's fliegende Blätter. S. 203.

Notitzen.

Wien. — Am 17. May ward in dem Hause des Hrn. Grafen Franz Palffy ein Gesellschafts-Schauspiel gegeben, worin zwey Französische Stücke: la Revanche, und Monsieur Ceacq von hohen Standespersonen, nähmlich: der Fuestinn Pangration, dem Herzoge v. Rohan, dem Fürsten de Ligne, den Geafen Palffy, Wallenstein, Fürstenberg, Düben u. m. a. auf eine vortreffliche Art gespielt wurden. Wenn man auch wünschen möchte, daß in der Hauptstadt Deutschlands, Deutsche Stücke zu solchen Unteehaltungen gewählt werden möchten, so muß man doch bedenken, daß hierdurch die Mitwiekung anwesender Fremden, die der Deutschen Sprache unkundig sind, vereitelt wüede. Dee Geaf hatte hierzu, nebst den Peesonen des höchsten Ranges, auch mehrere andere aus den gebildeten Ständen eingeladen, und hierin dem nachahmungswürdigen Beyspiele des Fürsten v. Lobkowitz in ähnlichen Fällen gefolgt, der eben wegen seines humanen, leutseligen Betragens, so allgemein verehrt und geliebt wird.

Constantinopel. — Die Vaccine hat in dieser Hauptstadt und in den nördlichen Provinzen unerwartete Fortschritte gemacht. Die jungen Griechischen Ärzte, die von den Universitäten Wien und Leipzig zurückkehrten, haben dieselbe mit dem thätigsten Eifer verbreitet. Die fast ganz Griechische Bevölkerung Constantinopels hat diese Erfindung mit Eifer angenommen. Ein Griechisches Journal gibt interessante Nacheichten über die Vervollkommnung der Medicin und Chiruegie in dieser Hauptstadt. Es ist kaum 30 Jahre, daß diese beyden Künste noch in den Händen einiger Empyriker waren, die zur Ader ließen, purgirten, und gewöhnlich den Kalendee bey ihren Kuren um Rath fragten. Heut zu Tage zählt man zu Constantinopel wenigstens 50 Geiechische Ärzte, die mehrere Jahre in Frankreich, Deutschland oder England zubrachten, und die aus diesen Gegenden mehr odee weniger tiefe Kenntnisse mit zurück brachten. Es ist seit mehreren Jahren ein Hospital, nach dem Muster der Englischen Dispensarien, angelegt, von welchen man schon großen Nutzen zieht; es wird von Griechen verwaltet.

Im Ganzen nimmt Constantinopel die Gestalt einer Griechischen Stadt an. Die Turken veeweisen sich, so zu sagen, selbst in die Vorstädte Pera und Galatha, und verlassen den Mittelpunct der Stadt, als ihres Aufenthaltes unwürdig. Die reicheren aus ihnen lassen sich in Scutari, an dee andern Seite des Bosphorus, begraben; durch eine alte, abergläubische Sage überzeugt, daß einstens noch Constantinopel ein fremder, unglaubiger (Ghiaour) Sieger kommen, und die Gräber der Moslem's entheiligen werde.



Der Sammler

Donnerstag, den — 62. — 24. May 1810.

Schilderung der Bewohner der Insel Nukahiwa.

(Fortsetzung.)

Die Wohnungen der Nukahiwer sind lange, schmale, aus Bambusrohr und dem Stamme des Nukahiwa Fau aufgeführte, mit Kokosblättern und Farrenkraut durchflochtene Gebäude. Nach hinten haben die Häuser eine höhere Wand, als vorne, daher das Dach, welches einen halben Fuß dick mit trockenen Blättern des Brodfruchtbaums belegt wird, immer nach einer Seite zu geht. Ein auf der Erde der Länge nach durch das Innere dieser Wohnung gehender Balken theilt dieselbe in zwey Theile, wovon der vordere mit Steinen, der hintere aber mit Matten belegt, und zur gemeinschaftlichen Schlafstätte für die ganze Familie, ohne Unterschied der Geschlechter und der Verwandtschaft, bestimmt ist. Noch eine kleine Abtheilung an der einen Seite dient, ihre kostbarsten Geräthschaften aufzubewahren. Unter dem Dache und an der Wand hängen ihre Trommeln, Waffen, Bellen, Kalabassen u. s. f. In der Mitte des Hauses ist eine etwa 3 Fuß hohe Thür angebracht, um welche sich die ganze Familie herum zu setzen pflegt. Ein anderes, in einer Entfernung von 20 bis 25 Faden von dem Wohnhause angebrachtes Gebäude unterscheidet sich von dem erstern dadurch, daß es etwa 2 Fuß höher über der Erde steht, und daß eine 10 bis 12 Fuß breite, mit großen Steinen belegte Plattforme vor derselben aufgeführt ist, welche die ganze Länge des Hauses einnimmt. Dieses Gebäude dient zum Speisesaal; der Besitz eines solchen setzt schon einen gewissen Grad von Wohlstand voraus, und nur der König, seine Verwandten, die Priester und einige ausgezeichnete Personen können dergleichen aufführen lassen, weil der Eigenthümer immer eine große Anzahl Speisegenossen haben muß, die eine geschlossene Gesellschaft ausmachen, und die er auf jeden Fall, auch in Zeiten des Mangels, zu ernähren gehalten ist. Die Mitglieder dieser Klubbs unterscheiden sich durch verschiedene, auf ihren Körper tatowirte Zeichen. So tragen z. B. die von der Gesellschaft des Königes, 26 an der Zahl, ein Viereck auf der Brust; die Mitgenossen einer andern Societät ein tatowirtes Auge u. s. w. Für die Weiber sind diese Gesellschaftshäuser Tabu, und an den Mahlzeiten, die darin gehalten werden, dürfen sie keinen Theil nehmen, obwohl ihnen sonst erlaubt ist, zu Hause mit den Mannspersonen zusammen zu essen, und auch, was ihnen zwar nur selten zu gute wird, Schweinefleisch zu genießen. Mehrere, 10 bis 15 Schritte von den Wohnhäusern der Insulaner gegrabene, mit Steinen ausgelegte, und mit Zweigen und Blättern bedeckte Löcher dienen zur Aufbewahrung der Lebensmittel. Diese bestehen vorzüglich aus gebackenen Fischen, und einem aus Tarowurzel und Brodfrucht gemachten Sauerpudding, der nicht unschmackhaft ist, und nebst den Schweinen, die sie auf Englische Art zubereiten, ihre Hauptspeise ausmacht. Dann essen sie auch noch Yam, Taro, Bananen, Zuckerrohr und Fische, letztere

ganz roh, in Salzwasser eingetaucht. Die Gerichte braten sie auf Bananenblättern, die ihnen auch zu Schüsseln dienen. Beym Essen greifen sie auf eine höchst unappetitliche Weise mit den Fingern in den Sauerpudding, und führen ihn mit vieler Gierigkeit nach dem Munde.

Ihre höchst einfachen Arbeitswerkzeuge bestehen aus einem scharf zugespitzten Steine zum Bohren der Löcher, und einem aus einem schwarzen platten Steine gemachten Beil, von dem sie jedoch nur in Ermanglung Europäischer Beile Gebrauch machen. Was sie immer von Eisen erhalten, versuchen sie in ein Werkzeug, einem Beil ähnlich, zu verwandeln. Zu ihrem Hausrath gehören ferner große bedeckte Schalen von dünnem braunem Holze, von der Form einer Muschel, Angeln, Angelschnüre, Zähne vom Hayfische, die als Rasiermesser gebraucht werden, Kokosnuß-Schalen und ausgehöhlte Kürbisse (Kalebassen), welche gewöhnlich mit den Arm- und Fingerknochen verzehrter Feinde verziert werden.

Die Waffen der Nukahiwer bestehen in Spießen, Schleudern, und 5 Fuß langen, sehr schön polirten und massiven Streitkolben von Casuarinaholz, die 10 Pfund wiegen, und an deren einem Ende die Figur eines Menschenkopfs eingeschnitzt ist. Die Spieße sind 10 bis 12 Fuß lang, von eben demselben Holze, in der Mitte einen Zoll dick, und an beyden Enden scharf zugespitzt. Die Schleudern sind sauber aus Schnüren geflochten, mit einer breiten Fläche zur Aufnahme des Steines in der Mitte.

Eine besondere Art, wie die Nukahiwer Fische fangen, ist diese. Sie zermalmen eine, zwischen den Felsen wachsende Wurzel, tauchen dann auf den Grund, und bestreuen mit der zermalmten Wurzel den Boden, wodurch die Fische so betäubt werden, daß sie bald auf die Oberfläche des Wassers hervor kommen, und mit leichter Mühe zu fangen sind. Auch mit Netzen wird, wiewohl seltener, gefischt, und eben so mit zierlichen Angeln von Perlmutter. Angelschnüre, und was sie von Stricken brauchen, werden aus der Rinde des Faubaums, eine andere Art starker Schnüre aber aus den Fasern des Kokosbaums verfertigt. Wer indessen nur irgend ein Stück Land besitzt, gibt sich mit dem Fischfange nicht ab; nur die allerärmsten gewinnen damit ihren Unterhalt.

Die Canot's, die insgesammt Ausleger haben, werden entweder vom Holze des Brodfrucht- oder des Majo- oder des Tumana-Baumes verfertigt; die von der letztern Art sind die dauerhaftesten, und gehen, gerudert, am schnellsten. Alle sind jedoch sehr unzuverlässig gebaut, und mit Schnüren von Kokosfasern zusammen genäht. Die größten, welche gesehen wurden, waren 23 Fuß lang, drittehalb Fuß breit, und fast eben so tief.

Bey den geringen Bedürfnissen der Nukahiwer wird der Ackerbau nur wenig und in geringer Vollkommenheit getrieben. Pflanzungen der Papier-Maulbeerstaude, der Taro-Wurzel und der Pfefferpflanze gibt es zwar, aber nicht in sehr beträchtlicher Anzahl. Der Brodbaum, die Kokospalme und die Bananen-Pflanze erfordern keine andere Pflege, als daß, um sie zu verpflanzen, ein Loch gegraben, und ein abgeschnittener Zweig hinein gesetzt werden muß. Die einzige Arbeit von Belang für die Männer ist der Bau der Häuser und die Verfertigung der Waffen; es bleibt ihnen also nichts übrig, als den größten Theil ihrer Zeit im Müßiggange zuzubringen. Desto mehr haben die Weiber zu thun. Sie drehen Schnüre zu mannichfaltigem Gebrauche; sie machen Fächer für sich und ihre Männer, und verschiedene Zierathen; besonders aber verfertigen sie das Zeug zu ihren Kleidungsstücken, sowohl ein grobes von graulicher Farbe, das aus Baumfasern verfertigt, bisweilen gelb gefärbt, und zu Gürteln, auch von dem ärmern Frauenzimmer sonst zur Bedeckung gebraucht wird; als auch ein anderes, sehr feines und blendend weißes, das man aus der Papier-Maulbeerstaude verfertigt, wovon das vornehmere Frauenzimmer Kleidungsstücke und Kopfputz trägt. Diese feinern Zeuge sind weit kleiner, als die gröbern, und nicht so dicht und fest.

Die Regierung ist nichts weniger als monarchisch. Der König gleicht in Kleidung und Zierathen dem geringsten seiner Unterthanen. Man lacht über seine Befehle, und sollte er sich erkühnen, jemanden zu schlagen, so würde er sogleich selbst Schläge bekommen. Wenn er irgend Autorität besitzen sollte, so müßte dieß im Kriege der Fall seyn, was sich aber aus der Art, wie die Nukahiwer Krieg führen, ebenfalls kaum vermuthen läßt. Vielmehr scheint auch da der stärkste und unerschrockenste durch seine Maßregeln die Bewegung der übrigen zu leiten; und z. B. Mauha-u, der Feueranmacher des Königs, auf dem Schlachtfelde eine glänzendere Rolle zu spielen, als Kette-nowee selbst. Somit scheint die Macht des Königs überhaupt problematisch, und ein größerer Reichthum, vermittelst dessen er mehrere zu ernähren vermag, sein einziger Hauptvorzug zu seyn, von dem sich etwas bestimmtes sagen laßt. Ein König ohne Gewalt kann auch keine Gerechtigkeit ausüben. Stehlen ist nicht nur kein Verbrechen, sondern die Fertigkeit darin wird zum besondern Verdienst angerechnet. Ehebruch soll

nur in der königlichen Familie ein Verbrechen seyn. Der Todschlag allein wird geahndet; nicht zwar von Seite des Königs und der Priester, sondern der Verwandten und Freunde des Erschlagenen, die Rache suchen, und Blut mit Blut vergelten.

Die häuslichen Verhältnisse der Nukahiwer scheinen nicht die glücklichsten zu seyn. Wenn sie sich auch in so weit dem thierischen Zustande entzogen haben, daß eheliche Verbindung die Gemeinschaft der Weiber ausschließt, so wird dennoch dieß Band wohl von den wenigsten für sehr heilig gehalten, und es ist vielmehr ein bloßes, entweder durch Neigung oder Interesse entstandenes, und nachher durch Gewohnheit oder Fortdauer des frühern Motivs sich erhaltendes Zusammenleben. Von irgend einer sittlichen Idee von dem Verhältnisse und den Pflichten der Ehe ist durchaus keine Rede, und der Ehebruch allgemein tolerirt. Die schrecklichen Folgen dieses viehischen Lebens äußern sich nirgends so sehr, als in der Gleichgültigkeit, womit zur Zeit der Hungersnoth der Mann oft sein Weib oder sein Kind schlachtet, um mit ihrem Fleische seinen Hunger zu stillen.

Ein bedeutendes Mitglied der königlichen Familie ist der so genannte Feueranmacher, dessen Dienst zum Theil darin besteht, immer um die Person des Königs zu seyn, und seine Befehle zu vollführen. Entfernt sich aber der König auf länger als einige Stunden von Hause, so darf ihn der Feueranmacher nicht mehr begleiten, sondern er muß bey der Königinn in allen Beziehungen desselben Person vorstellen, und während der Abwesenheit des ersten findet sie in ihm ihren zweyten Gemahl. Er ist der Bewacher ihrer Tugend, und sein Lohn der Genuß dessen, was er bewacht. Ob die Könige von Nukahiwa glauben, daß es besser sey, mit einem zu theilen, was sie sonst mit mehrern theilen müßten, oder ob der Dienst des Feueranmachers bloß ein königlicher Luxus sey, läßt sich nicht entscheiden. Diesen wichtigen Posten bey der Königinn bekleidete der herkulische Mau-ha-u; er verdiente aber das Zutrauen des Königs nicht, denn er schien ein schlechter Wächter der Sittsamkeit seiner Frau zu seyn.

(Die Fortsetzung folgt.)

In das Stammbuch eines vaterländischen Geschichtsforschers.

Mächtig aus der Vorwelt heil'gem Dunkel
Spricht der Menschheit Genius Dich an;
Wie in Nächten lichtes Sterngefunkel,
Zieh'n dort helle Geister ihre Bahn.
Und Du siehst die kräftigen Gestalten
Sich mit einfach kühnem Sinn entfalten.

Angeglüht von diesen Heldenbildern,
Hoch gesinnt für Vaterland und Recht,
Strebst Du, die Starken stark zu schildern,
Lehrend das verweichlichte Geschlecht.
So hast Du in's Herz der Zeitgenossen
Deiner Brust Begeisterung ergossen.

Doch nur, wer wie Du, im eignen Herzen
Deutsche Kraft und Deutschen Willen trägt;
Nicht vor Stürmen zitternd, nicht vor Schmerzen,
Unverzagt sich mit dem Schicksal schlägt,
Der nur ruft die Keime, die da schliefen,
Herrschend auf, in fremder Geister Tiefen.

Möchte dieses hohe Werk gelingen!
Möchte Deine Gluth für's Vaterland
Heiß in alle Deutschen Herzen dringen,
Sie vereinigend zum festen Band,
Daß sie, denkend was die Väter waren,
Muthig steh'n den drohenden Gefahren!

Caroline Pichler, geb. v. Greiner.

Der Seefahrer.

Ein Mährchen der Scheherazade.

Von Weisser.

Dritte Reise.

Auch die Unglücksfälle meiner zweyten Reise, sprach der Seemann, waren nicht groß genug, um mich an die Heimath zu fesseln. Ich glaube sogar, daß der Gedanke an glücklich überstandene Gefahren gewöhnlich mit einem Reitze verbunden ist, sich in neue zu wagen.

Balsora war abermahl der Ort, wo ich mit meinem Waarenvorrathe mich einschiffte.

Wir landeten in verschiedenen Häfen, und trieben unsern Handel nicht ohne beträchtliche Vortheile. Aber bald verschlug uns ein schrecklicher Sturm von unserer Bahn. Er dauerte mehrere Tage, und trieb uns endlich in die Nähe einer Insel, in deren Hafen der Capitän, wie er uns sagte, nimmermehr eingelaufen wäre, wenn der Zustand unsers Schiffes es nicht unmöglich gemacht hätte, für jetzt weiter zu segeln. Er erzählte uns, die Insel wäre von Zwergen bewohnt, die so zahlreich als Heuschrecken, und eben dadurch so furchtbar wären, als Riesen. Seine Beschreibung dieser mißgeschaffenen Unholde machte uns schon zum Voraus zittern, und nur zu bald hatten wir Gelegenheit, sie mit den Originalen zu vergleichen. Sie waren am ganzen Leibe mit rothen Haaren bedeckt; ihre Länge betrug nicht über 2 Schuh, und ihr ganzes Ansehen erregte Ekel und Grausen. Ein zahlloser Schwarm kam zu uns an Bord, ohne daß wir es zu verhindern wagen durften. Sie redeten uns in einer uns völlig unverständlichen Sprache an, und durchschwärmten alle Räume des Schiffes mit einer so unglaublichen Hur-

tigkeit, daß sie zu fliegen schienen. In der That hatten sie auch, die rothen Haare abgerechnet, sehr viel Ähnlichkeit mit den Fledermäusen. Sie nahmen ohne Umstände die Segel aus einander, zerschnitten das Ankertau, ohne sich die Mühe zu geben, es aufzuziehen, und nachdem sie uns an's Land gesetzt hatten, entfernten sie sich mit dem Schiffe, um es nach der Insel zu führen, woher sie gekommen waren. Wir begaben uns vom Gestade in das Innere der Insel, und stillten unsern Hunger mit einigen Früchten und Kräutern. In der Ferne entdeckten wir ein großes Gebäude, und nahmen unsern Weg nach demselben. Es war ein prächtiger Pallast von ungewöhnlicher Höhe. Durch die Flügelthür von Ebenholz, die wir mit einem Stoße öffneten, gelangten wir in einen Hof, und von diesem in ein ungeheures Zimmer mit einem Vorgemache, in welchem auf der einen Seite ein Haufen Menschenschädel und Knochen, und auf der andern eine Menge Bratspieße lag. Dieser fürchterliche Anblick schien uns entweder irgend einen Arzt, der sich der neuerfundenen Kunst, die Eigenschaften der Leute aus ihren Schädeln zu entdecken, befliß, oder einen Menschenfresser, oder beydes zugleich anzukündigen. Auf alle Fälle weissagte er uns nichts Gutes, und die bloße Möglichkeit, gebraten zu werden, erfüllte uns mit einem so heftigen Entsetzen, daß wir uns nicht mehr auf den Füßen halten konnten, sondern ohne Bewußtseyn zu Boden sanken. Aus diesem Zustande erweckte uns ein entsetzliches Knarren, mit welchem sich die Pforte des Zimmers öffnete, um das Urbild der Häßlichkeit in Gestalt eines schwarzen Riesen hereinzulassen. Er war nicht lang, sondern hoch, und der größte Palmbaum würde ihm nicht bis an die Achseln gereicht haben. Die Natur hatte ihm, um mit dem Abscheulichsten nicht zu verschwenderisch umzugehen, nur ein Auge gegeben. Es saß mitten auf der Stirn, war glühend roth, und glich einer Höhle, worin man ein großes Feuer angezündet hat. Aus dem unendlichen Maul ragte eine Reihe langer und scharfer Vorderzähne hervor, und die hangende Unterlippe bedeckte die Brust. Siebenfache Eselsohren richteten sich nicht in die Höhe, sondern hingen ihm wie die Lappen eines zerfetzten Trauermantels die Schultern herab. Seine Tatzen waren ungeheuer genug, um eine Hufe Landes zu bedecken, und Krallen, so lang und so häßlich gekrümmt, als die seinigen, hat der König der Raubvögel selbst nicht aufzuweisen.

(Der Beschluß folgt.)

Notitzen.

Wien. — In der hiesigen Kunst- und Musikalien-Handlung der chemischen Druckerey wird in kurzem zu haben seyn: Die Schweizerfamilie, Oper des Hrn. Jos. Weigl, übersetzt auf 9- und 6stimmige Harmonie, auf Quartetten für 2 Violinen, Alto und Violoncello, dann auf Duetten für zwey Violinen!! und für zwey Flauten!!!

Der außerordentliche und allgemeine Beyfall, den diese Oper mit so vollem Rechte erhalten hat, und von welchem noch immer bey jeder Vorstellung derselben das gedrängt angefüllte Schauspielhaus erschallet, sichert einer guten Übersetzung gewiß zahlreiche Abnehmer. Inzwischen scheint man noch immer den Werth einer guten Übersetzung nicht hinlänglich einzusehen, und das dazu erforderliche, nicht gemeine Talent nicht genug zu schätzen. Es ist gewiß weit leichter, ein mittelmäßiger Componist, als ein guter Übersetzer zu seyn, und mancher von jenen, der sich vielleicht schämt, als dieser zu erscheinen, wird wohl nie dazu gelangen, es in der That zu werden! — Man weiß, wie viel dazu gehört, eine wohlgelungene Übersetzung irgend eines Gedichtes, aus einem Idiom in das andere, zu liefern. Die größten Männer aller Zeiten haben sich diese Arbeit zur Ehre gerechnet, und viele haben sich bloß dadurch einen ewig bleibenden Ruhm erworben. — Wenn diese Vergleichung auch nicht genau passen sollte, so sind die Schwierigkeiten einer musikalischen von jener einer poetischen Übersetzung gewiß nur in der Art, nicht in der Zahl verschieden; ja vielleicht ist erstere der letzteren hierin noch überlegen. Wie schwer ist es z. B. nicht, ein voll instrumentirtes Musikstück, in welchem 6, 8, und oft mehrere Instrumente so enge in einander verwebt sind, daß ihre Trennung beynahe unmöglich scheint, wo jedes Instrument eigene Schönheiten darbiethet, und nur ihr Verein den so bewunderten Effect hervorbringen zu können scheint! wie schwer ist es da, eine Wahl auf vier Stimmen zu treffen, ohne die Übersetzung dem Originale ganz unähnlich zu machen! Wie viele Effect-Kenntnisse erfordert diese Wahl! Wie oft wird der Übersetzer (wir meinen hier nicht einen Anonymus, der nur um das kärgliche Honorarium, sondern einen, der aus Liebe zur Kunst arbeitet, und seinem Nahmen Ehre zu machen strebt), wie oft wird er wählen und wieder verwerfen! Wie viel Studium, wie viele Stunden wird er oft wenigen Tacten widmen müssen! Wie sehr muß er den Geist des Originals durchdringen, um manche Stellen in diesem Geiste wieder zu geben! Welche Hindernisse gibt oft die Beschränktheit der Instrumente, für welche übersetzt wird, zu überwinden, und die nöthige Sorgfalt, die Ausführung eines Werkes nicht zu sehr zu erschweren, das, zum gesellschaftlichen Vergnügen bestimmt, auch von minder vorzüglichen Dilettanten soll gespielt werden können! — — Man darf sich nicht wundern, so wenige gute musikalische Übersetzungen erscheinen zu sehen, da selbe bisher weder durch Ehre noch durch Geld nach Würden belohnt, und größten Theils als eine Arbeit betrachtet worden sind, die der unternehmen mag, der zu nichts Besserem taugt.

Auch verwerfen viele Musikliebhaber die musikalischen Übersetzungen ganz. Uns scheint, sie haben unrecht. Warum soll derjenige, der nicht die Mittel oder die Gelegenheit hat, ein Meisterwerk der Tonkunst im Großen zu genießen, sich desselben nicht in einer wohlgelungenen Übersetzung erfreuen können? Ist eine Silhouette keine angenehme Erinnerung an einen abwesenden Freund? Aber freylich muß die Silhouette dem Originale wohl ähnlich seyn!

Bestimmt ist es aber eine Todsünde in Apollo, Werke, wie z. B. die Schöpfung, die Zauberflöte, die Schweizerfamilie u. dgl. auf Duetten, und vollends auf Flöten-Duetten zu übersetzen! — Hier wird auch die billigste Forderung zur Unbescheidenheit; denn wo die Physik unübersteigliche Gränzen vorzeichnet, strebt der Geist vergebens, das Unmögliche zu erreichen! — Kaum sollte man glauben, daß solche musikalische Skelette Liebhaber und Abnehmer finden; und doch muß es so seyn, da wir schon so oft — zum nicht geringen Ärgerniß aller wahren Musikfreunde — damit beschenkt worden sind.

M.





Samstag, den — 63. — 26. May 1810.

Der Seefahrer.

Ein Mährchen der Scheherazade.

Dritte Reise.

(Beschluß.)

Ihr könnt euch leicht einbilden, wie uns bey dem scheußlichen Anblicke des vermeinten Schädellehrers zu Muthe war. Er rollte das Feuerrad auf seiner Stirne, das ihm, wie wir vermutheten, die Dienste eines Auges leistete, nach dem Orte, wo wir uns befanden, und stierte uns mit sichtbarem Wohlgefallen an. Aber eben dieses Wohlgefallen vermehrte unser Entsetzen. Auch zeigte es sich bald, daß der Riese kein Wort von den Organen des Gehirns wußte, und selbst nur das einzige Organ des Mordsinns, und zwar in einem ungeheuern Grade besaß: denn kurz, er war Unmensch genug, ehrliche Leute, statt sie in die geheimsten Tiefen der Natur blicken zu lassen, mit Haut und Haaren aufzufressen.

In einer Sprache, die wir noch nie gehört haben, und von welcher wir doch, zu unserem Erstaunen, sogleich jedes Wort verstanden, brüllte er: Der gute Geist läßt den armen Wauwau nicht Hungers sterben; der arme Wauwau hat wieder auf drey Mahl sieben Tage Mäuse zu essen. Es zeigte sich bald, wer diese Mäuse waren, und daß der Riese täglich einen von uns zum Frühstücke aufzufressen gedachte! denn kaum hatte er ausgesprochen, als er die Faust nach mir ausstreckte, und mich beym Genick packte. Er drehte mich herum, und betastete mich vom Kopf bis zu den Füßen auf eine Art, die mich, da er bey dem Ersten den Anfang machte, abermahl die Vermuthung schöpfen ließ, er sey ein Eingeweihter in jener eben so erhabenen, als untrüglichen Wissenschaft, kraft welcher die Hände errathen, was in dem Kopfe versteckt ist. Endlich aber sagte er: Der Kerl muß noch besser gemästet werden! ließ mich los, um die übrigen auf die nähmliche Weise zu befühlen, und der Capitän, welcher das Unglück hatte, der fetteste zu seyn, wurde sein erstes Schlachtopfer. Nach der Mahlzeit streckte das Ungeheuer sich nieder, und fing an so laut zu schnarchen, daß man das Gebrüll des Donners zu hören glaubte.

Der Gedanke an den fürchterlichen Bratspieß des Riesen hatte uns die ganze Nacht kein Auge schließen lassen, und als am folgenden Tage ein zweyter das Schicksal des Capitäns hatte, erreichte unsere Verzweiflung einen so hohen Grad, daß wir den einmüthigen Entschluß faßten, uns durch einen Sturz in's Meer aus den Klauen des Ungeheuers zu befreyen. Doch der schwarze Gedanke wurde noch zu rechter Zeit von einem bessern verdrängt. Wir erinnerten uns, daß der Selbstmord, wenn er nicht aus Liebe begangen wird, unter die unerlaubten Handlungen gehört, und hielten es daher für räthlich, unser Leben vor der Hand noch zu schonen, und wo möglich, dem Riesen das seinige zu nehmen.

Da aber der beste Anschlag mißlingen kann, so unterließen wir nicht, so viele Flöße, jeden für drey Per-

sonen, zu bauen, als wir nöthig hatten, um im schlimmsten Falle unser Heil in der Flucht auf's Meer zu suchen; denn so gefährlich auch dieses Rettungsmittel war, so schien doch auf alle Fälle der Tod im Wasser weniger fürchterlich, als derjenige, mit welchem uns die Faust des Riesen bedrohte.

Unsere Flöße beschäftigten uns den ganzen Tag und einen Theil der Nacht, und der folgende Morgen sah abermahl das Blut eines meiner Gefährten fließen.

Konnten wir jetzt länger zaudern, die Welt und uns von dem Wütherich zu befreyen? Er lieferte sich selbst unserer Rache aus: denn kaum hatte er sein Opfer aufgefressen, als er sich, wie gewöhnlich, auf den Rücken niederwarf und einschlief. Jetzt waren uns die Bratspieße willkommene Waffen. Jeder von uns ergriff einen derselben, steckte die Spitze in's Feuer, bis sie so roth war, als ihr Ziel, das Auge des Riesen, welches auch jeder so glücklich zu treffen wußte, daß es in derselben Minute mit fürchterlichem Zischen seiner ungeheuern Höhle entfloß.

Das geblendete Monstrum brüllte fürchterlich vor Wuth und Schmerz: denn leider hatten achtzehn glühende Bratspieße ihm nur das Augenlicht und nicht das Lebenslicht ausblasen können. Er spielte eine Zeit lang blinde Kuh mit uns. Da es ihm aber schlechterdings nicht gelang, einen zu greifen, so taumelte er endlich mit Heulen zur Pforte, nach welcher er lange vergebens herum getappt hatte, hinaus.

Wir eilten, unsere Flöße in's Wasser zu ziehen, um, wenn der Enaks-Sohn an den Folgen seiner Wunde die schwarze Seele nicht ausröcheln würde, unser Heil in der Flucht zu suchen, und leider war sein verhaßter Anblick das Erste, was der anbrechende Morgen uns wahrnehmen ließ. Zwey Riesen, die aber, mit ihm verglichen, nicht viel besser als Zwerge waren, führten und ein ganzes Heer derselben begleitete ihn.

Der Trupp näherte sich der Küste, und wir ruderten aus allen Kräften, um uns von ihr zu entfernen. Aber unsere Verfolger wagten sich bis an den Hals in's Wasser, um ungeheure Felsenstücke nach uns zu schleudern, und wirklich wurden alle unsere Flöße, das, worauf ich mich befand, ausgenommen, von ihnen zerschmettert.

Als ich mit meinen beyden Unglücksgefährten die offene See erreichte, war unser Floß ein Spiel des Windes und der Wellen, und erst der folgende Tag machte unserer Todesangst ein Ende. Wir erreichten eine Insel, auf der wir, da sie uns einen Überfluß von vortrefflichen Lebensmitteln anboth, die Ankunft eines Schiffes zu erwarten beschlossen.

In der Nacht, als wir kaum eingeschlafen waren, weckte uns ein Geräusch, und als wir uns nach der Ursache umsahen, wurden wir mit Schrecken eine Schlange von der Länge eines Palmbaums gewahr, die mit ihren Schuppen rasselnd auf dem Boden einher kroch. Noch ehe wir uns aufraffen konnten, hatte sie denjenigen meiner Gefährten, der ihr am nächsten lag, ergriffen, und trotz seinem Schreyen und Ringen schüttelte sie ihn, schleuderte ihn in die Luft, und schmetterte ihn gegen die Erde. Noch in der Ferne hörte ich mit meinem andern Gefährten das gräßliche Husten des Unthiers, mit dem es die Knochen unsers unglücklichen Freundes wieder von sich gab, und wirklich fanden wir auch diese traurigen Überreste, als wir des Morgens nach dem Schauplatze des Unglücks zurück kehrten.

In der folgenden Nacht suchten wir unsere Sicherheit auf einem der höchsten Bäume. Aber kaum war es dunkel geworden, als unsere Feindinn herbey gerasselt kam. Sie wand sich um den Stamm, ergriff meinen Cameraden, der am niedrigsten saß, begrub ihn in ihren Rachen, und ringelte sich wieder davon.

War es ein Wunder, daß ich bey diesem neuen Unfalle den Muth gänzlich sinken ließ? Wirklich fing ich an, bey mir zu überlegen, ob es denn ein so großes Verbrechen wäre, wenn ein Mensch, wie ich, den heute ein Riese, und morgen eine Schlange fressen wolle, sich durch einen Sturz in's Meer irgend einem dritten Ungeheuer, wäre es auch ein Krokodil, oder ein Hayfisch, freywillig in den Rachen liefere? Aber mein besserer Genius, oder vielmehr die Liebe zum Leben, flüsterte mir ein neues Mittel zu meiner Rettung ein.

Ich sammelte Dornen, und umgab nicht nur den Stamm des Baums, auf welchem ich die Nacht zubringen wollte, damit, sondern verfertigte auch eine Art von Verschanzung aus ihnen, worein ich mich, so bald ich auf meinem Aste saß, gleich einer Schnecke verkroch.

Die Schlange belagerte mich die ganze Nacht. Aber die Dornen vereitelten jeden ihrer Versuche, sich zu mir hinauf zu winden, und beym Anbruche des Tages machte sie sich ohne ihre Beute davon.

Ich hatte Ursache, dem Himmel für meine Rettung zu danken. Aber die gestrige Anstrengung, die lange Todesangst, und der giftige Athem der Schlange hatten mit meinen Kräften zugleich meinen Muth so sehr geschwächt, daß ich mich jetzt mit dem festen Vorsatz an das Ufer des Meeres schleppte, allen meinen Leiden in den Fluthen desselben ein Ende zu machen.

Ich kam, und das Erste, was ich erblickte, war in

einer ziemlichen Entfernung vom Ufer ein Schiff. Ich schrie laut vor Freude, und da ich jetzt die gewaltsame Abkürzung meines Lebens durch keine gültige Ursache mehr zu rechtfertigen gewußt hätte, so war ich nur darauf bedacht, den Leuten auf dem Schiffe meine Gegenwart kund zu machen. Ich entdeckte auch bald zu meiner unaussprechlichen Freude, daß ich das Tuch meines Turbans nicht vergebens hatte wehen lassen. Eine Schaluppe näherte sich dem Ufer, und nahm mich auf.

Die ganze Mannschaft auf dem Schiffe drängte sich um mich her, um die Erzählung meiner Abenteuer zu vernehmen, und einige der ältern belehrten mich, daß sie schon oft von den beyden Inseln, wovon die eine von lauter menschenfressenden Riesen, und die andere von lauter Schlangen mit derselben Neigung bewohnt wäre, gehört hätten. Die Riesen, setzten sie hinzu, pflegten die Menschen nicht nur gebraten, sondern sogar roh zu verzehren.

Man erquickte mich mit Trank und Speise, und da ich nicht nur ausgehungert, sondern auch nackt war, so hatte der Capitän die Großmuth, mich mit einem Anzuge aus seinem eigenen Vorrathe zu beschenken.

Wir berührten auf unserer Fahrt verschiedene Inseln, und erreichten endlich die, welche den Nahmen Salahat führt, und das in der Arzeneykunst so berühmte Sandelholz hervor bringt.

Die Kaufleute luden ihre Waaren aus, um sie zu verkaufen oder umzutauschen, und mir sagte der Capitän: Bruder, wolltet ihr euch nicht gegen eine billige Belohnung einem kleinen Geschäft unterziehen? Ich erklärte mich bereitwillig, und er fuhr fort: Die Waaren, die ihr hier sehet, haben ihren Herrn durch den Tod verloren. Er reisete eine Zeit lang mit mir, und bis ich nach Bagdad komme, um die Erben des guten Sindbad auszuforschen, ist es billig, daß ich die Stelle des Verstorbenen vertrete, und keine Gelegenheit versäume, sein Vermögen zu vergrößern. Diese Insel ist dem Handel vorzüglich günstig, und da ihr ein Kaufmann seyd, und gerade kein anderes Geschäft habt, so denke ich, ihr werdet nicht abgeneigt seyn, einem Verunglückten mit euren Kenntnissen zu dienen.

Ich stutzte nicht wenig, als ich den Capitän meinen Nahmen nennen hörte, und da ich ihn, als ich ihn schärfer in's Gesicht faßte, für denjenigen erkannte, der mich bey meiner zweyten Reise auf einer Insel, wo ich eingeschlafen war, zurück gelassen hatte, so trug ich kein Bedenken, mich ihm zu erkennen zu geben. — Ihr hättet, sagte ich, Sindbad's Angelegenheiten in keine bessern Hände geben können, als in die meinigen; denn ich bin er selbst. Ihr werdet mich hoffentlich wieder erkennen, wenn gleich die Zeit mich eben so wie euch ziemlich verändert hat. Daß ich nicht todt bin, habe ich freylich nicht euch, sondern dem Vogel Roche zu danken. Indessen, da ihr mich wieder aus einer Noth errettet habt, so will ich die, worein ihr mich stürztet, vergessen.

Gottlob, daß ihr noch lebt, sagte der Capitän. Ich habe mir euren Tod tausend Mahl vorgeworfen. Ohne daran zu denken, daß ihr euch noch nicht wieder an Bord befandet, ließ ich bey günstigem Winde die Anker lichten, und als man euch nach vier Stunden vermißte, machte der Wind es gerade unmöglich, das Schiff zu wenden, um euch abzuhohlen.

Meine noch übrigen Waaren, und die Summe, die der Capitän aus den verkauften gelöset hatte, machten mich auf's neue zum reichen Manne.

Wir verließen die Insel Salahat, und auf der nächsten, wohin wir gelangten, kaufte ich Zimmt und andere Gewürze, die zu Balsora gesucht werden.

Das Merkwürdigste, was wir auf unserer Reise dahin zu sehen bekamen, war eine Schildkröte, deren Länge, wie ihre Breite, zwanzig Ehlen betrug; ein Fisch, der einer Kuh ähnlich war, und Milch gab, und einer, der an Gestalt und Farbe einem Kamehle glich. Die Haut des ersten ist so hart, daß gewöhnlich Schilde daraus verfertigt werden.

Bey meiner Ankunft zu Bagdad unterließ ich nicht, einen Theil meiner unermeßlichen Reichthümer an die Armen auszuspenden, und von dem übrigen Gelde vermehrte ich meine Ländereyen beträchtlich.

Die Erzählung der dritten Reise endigte sich, wie die vorigen, mit der Beschenkung des Trägers, und mit einer Einladung auf den folgenden Tag.

Impromptu,

(als Madame B** die Nina spielte.)

Jüngst stellte Nina'n uns Madame B** dar;
Wie war die Rührung wohl so allgemein und wahr,
Aus jedem Auge brach ein Thränenstrom hervor — —
Denn jeder sah nun, was an Roose'n er verlor.

C.

An die Geliebte.

Siehe! der Nordwind stürmt um die Wohnungen; düstres Gewölk birgt
Neidisch den Himmel, im Frost starret gebändigt der Strom.
Komm, o Süßeste, komm! Laß froh uns trotzen des Winters
Trauriger Zeit! Hier saus't lustig die Flamme des Herds,
Hier schwillt lockend der Pfühl, hier blitzet des Bromios Feuer;
Aber des Eros Gluth bringe, Geliebte! du selbst!
Also leben wir schön bey erfreulichen Gaben der Götter;
Während um uns die Welt starret im lähmenden Frost! —

Jos. Carl Bernard.

Anecdoten.

Der Marschall von Sachsen liebte im Felde das lustige Leben, aus Neigung sowohl als aus Grundsatz; er pflegte zu sagen, die Franzosen gingen nicht lieber in den Kampf, als wenn man sie ließe guter Dinge seyn, und sie fürchteten im Kriege nichts so sehr als die Langeweile. Er ließ beständig in seinem Lager Operetten aufführen, und während des Schauspiels gab er seine Befehle zur Schlacht. An einem solchen Spieltage machte einmahl eine Actrice nach Beendigung des Stückes folgende Ankündigung: „Morgen wird nicht gespielt, wegen der Schlacht, die der Herr Marschall liefern wird; „übermorgen wird gegeben: Der Dorfhahn, und hierauf die verliebte Marketenderinn u. s. w."

Als der lustige Trinker Panard seinen alten Zechbruder Galet durch den Tod verloren hatte, war er ganz untröstlich, und da ihm nun jemand sein Beyleid bezeigte, brach er in die Worte aus: Ja der Verlust schmerzt mich tief. Dreyßig Jahre lebte ich mit meinem Freunde! Auf dem Spatziergang, im Schauspiel, im Weinkeller waren wir immer unzertrennlich. Er ist dahin. Ich kann nun nicht mehr mit ihm singen, nicht mehr mit ihm trinken. Ich bin allein auf der Welt. Was soll aus mir werden? — Sie wissen, er ist im Tempel gestorben. Ich bin hin gegangen, und habe auf seinem Grabe geseufzt und geweint. Ach, was für ein Grab! Sie haben ihn mir unter einer Regentraufe begraben, ihn, meinen Freund, der, seit dem er denken konnte, nicht ein einziges Glas Wasser getrunken hat. —

Die Türken pflegen nicht leicht Fragen zu beantworten, welche man in Beziehung auf ihre Religion und Sittenlehre an sie thut. Eine Dame von Stande fragte einst mit einiger Ironie einen Türkischen Gesandten, warum wohl Mahomet seinen Glaubensgenossen erlaubt habe, mehr als eine Frau zu heirathen. Der Gesandte antwortete schnell besonnen: „Er hat es deshalb erlaubt, damit man in Verschiedenen die Eigenschaften finde, welche man bey Ihnen, Madame, alle in einer Person zu finden das Glück hat."

Der große Condé griff im Jahre 1672 Wesel an. Die Damen der Stadt vereinigten sich, ihn zu bitten, er möchte ihnen erlauben, die Festung zu verlassen, um den traurigen Folgen einer langwierigen und blutigen Belagerung nicht ausgesetzt zu seyn. Der Prinz aber, welcher wohl sah, daß nach Entfernung der Frauen die Belagerten schwerer zur Übergabe zu bewegen seyn würden, antwortete den Damen: „Es thut mir leid, daß ich Ihnen diese Bitte nicht bewilligen kann, denn mein Triumph würde dann der größten Schönheit beraubt seyn."

Notitzen.

Wien. — Se. Majestät haben, zur Belohnung der Bürgerschaft für ihre bey Gelegenheit der letzten feindlichen Invasion mit Auszeichnung geleisteten Dienste, Höchst ihrem Hofkriegsraths-Präsidenten die Weisung zu ertheilen geruhet, sechs Kanonen mit einer angemessenen Inschrift giessen zu lassen, welche Se. Majestät der Bürgerschaft als ein Andenken, zum Beweise der Allerhöchsten Zufriedenheit über ihre Anhänglichkeit und Treue, schenken werden.

Paris. — Man wird sich noch erinnern, daß ein Engländer, Nahmens Windsor, nachdem er die ganze Straße Pall-Mall zu London mit dem aus Steinkohlen gezogenen Gas erleuchtet hatte, im Nahmen einer Gesellschaft des Lichtes und der Wärme um das ausschliessende Privilegium ansuchte, durch dieses Mittel, dessen Erfinder er jedoch nicht war, die ganze Stadt zu erleuchten. Allein obgleich wiederhohlte Versuche bestätigt hatten, daß man auf diese Art die Erleuchtung um fünf Achttheile wohlfeiler haben könne als mit Ohl, so war man doch in Ansehung der dazu nöthigen Vorrichtungen nicht ganz desselben Meinung, auch schien die Möglichkeit, dieselbe in den Straßen auf eine passende und bequeme Art anzubringen, immer noch viele Schwierigkeiten zu haben. Auch hatte vermuthlich die Englische Regierung Gründe, diese neue Erleuchtungsmethode gerade nicht zu begünstigen. Die auf die gegenwärtigen Brennstoffe gelegten Taxen, meinten manche, würden dann minder einträglich werden. Noch andere glaubten, die Verminderung der Consumtion des Brennöhles könnte leicht dem Wallfischfange schaden, der als eine gute Schule für die Seeleute bisher angesehen worden sey. Man sieht zwar leicht, aus welchen Quellen diese Meinungen herfließen, und wer sie geäußert haben mag, indessen bleibt doch immer die Entdeckung an sich ein interessanter Gegenstand, und man darf durch Anstellung erneueter Versuche wohl hoffen, auch die zu einer solchen Straßenbeleuchtung nothwendigen Vorkehrungen auf eine solche Art einzurichten, daß dabey Bequemlichkeit mit Wohlfeilheit vereinigt werden könne.

Ein berühmter Fabrikant zu Manchester, Hr. Lee, hat schon viele Schwierigkeiten in dieser Hinsicht besiegt, indem er sein Haus und seine Werkstätten mit Gas erleuchtet, dessen Wirkungen eben so glänzend als wenig kostbar sind. Da bey der Behandlung desselben keine Flüssigkeit gebraucht wird, also auch keine Flecken entstehen können, so kann man die Flamme in allen Richtungen führen, wohin man will, und den Röhren, welche das Gas leiten, alle Formen geben, welche der Geschmack wünscht.

In den Annales des Arts et Manufactures No. 105 findet man die Entwickelung dieses neuen Erleuchtungs-Systems, welches wohl die allgemeine Aufmerksamkeit zu beschäftigen verdiente.

Gedruckt bey Anton Strauß in Wien.



Der Sammler

Dinstag, den — 64. — 29. May 1810.

Die Weiber.

Dialog von Abbé Galiani.

Der Marquis. Was ist das Weib? Geben Sie mir ihre Erklärung.

Der Chevalier. Ein Geschöpf, schwach und krank von Natur.

Der M. Oft sind die Weiber beydes, das gebe ich zu; aber es ist nach meiner Überzeugung eine Wirkung der Erziehung, des Zustandes unserer Sitten, und im Geringsten nicht der Natur.

Der Ch. Marquis, es gibt unter dem Monde mehr Natur und weniger Verletzung ihrer Gesetze, als Sie glauben; man ist, was man seyn muß. Es ist mit den Menschen wie mit den Thieren, die Natur macht die Falten in der Haut, Erziehung und Gewohnheit machen die Schwielen darin. Betrachten Sie die Hand eines Taglöhners, da haben Sie das Bild der Natur.

Der M. Ein häßliches Bild. Also die Natur macht die Weiber schwach, sagen Sie. Aber die Wilden?

Der Ch. Auch die.

Der M. Nicht alle, däucht mir.

Der Ch. Nun ja, eine Wilde mag mit ihrem Stocke in der Hand gegen vier unserer Polizeysoldaten es aufnehmen, aber Sie müssen auch bedenken, daß ein Wilder mit seiner Keule ihrer wohl ein Dutzend erschlagen möchte. So ist das Verhältniß überall gleich, und es bleibt immer wahr, das Weib ist von Natur schwach. Man bemerkt dieselbe Ungleichheit bey mehrern Thierclassen. Vergleichen Sie den Hahn mit den Hühnern, den Stier mit den Kühen. Das Weib ist um ein Fünftheil kleiner als der Mann, und um ein Drittheil schwächer.

Der M. Und der Schluß, den Sie aus ihrer Erklärung ziehen?

Der Ch. Daß die beyden Merkmahle, Schwäche und Krankheit, den allgemeinen Charakter, das Eigenthümliche, Wesentliche des Geschlechts uns zeigen. Entwickeln Sie diese Theorie, machen Sie Anwendungen davon, und Sie werden alles in's Klare setzen. Zuerst werden die Weiber durch ihre Schwäche gehindert, sich solchen Gewerben zu widmen, welche einen gewissen Grad von Stärke und rüstige Gesundheit erfordern, dem Schmieden, der Maurerarbeit, dem Schiffbau, dem Kriege . . .

Der M. Wie, Sie glauben, die Weiber könnten nicht mit in den Krieg gehen? Ich glaube, sie würden sich brav schlagen.

Der Ch. Das glaub' ich selber; aber sie würden nicht im Bivouac liegen können. Sie haben wohl den Muth, Gefahren zu trotzen, aber nicht die Kraft, Beschwerden zu ertragen.

Der M. Möglich. Aber wenn Sie den Weibern Muth beylegen, so werden Sie auch eingestehen müssen, daß sie Kraft haben.

Der Ch. Keineswegs. Ein Sterbender kann viel Muth haben; aber — hat er Kräfte? Wissen Sie, was Muth ist?

Der M. Nun, lassen Sie hören.

Der Ch. Die Wirkung der äußersten Furcht.

Der M. Wenn das nicht paradox ist . . .

Der Ch. Paradox so viel Sie wollen, aber darum nicht minder wahr. Man läßt sich muthvoll ein Bein abnehmen, weil man fürchtet zu sterben, wenn man's behält. Ein Kranker verschluckt ohne Widerwillen eine Arzeney, die ein Gesunder nie nehmen würde. Man stürzt sich in die Flammen, um seine Geldkiste zu retten, weil man große Furcht hat, seine Reichthümer zu verlieren; wenn man gleichgültig dagegen wäre, würde man sich nie in Gefahr setzen.

Der M. Stimmen die Wirkungen mit ihren Ursachen überein, so wird also der Muth wie die Furcht weiter nichts als eine Krankheit der Einbildungskraft seyn.

Der Ch. Sehr richtig. Der besonnene Mensch hat daher auch nie Muth. Er ist zu klug, zu gemäßigt, das heißt — feige. So ist's wenigstens gewöhnlich. Nur Thoren haben Muth.

Der M. Man kennt Sie, man weiß ja, wie wacker Sie selber sind.

Der Ch. Sehr verbunden. Ich behaupte also, das Weib ist schwach in seinem Muskelbau; daher sein eingezogenes Leben, seine Anhänglichkeit an das männliche Individuum seiner Gattung, das ihm Stütze seyn muß, daher seine Beschäftigungen, seine Schwatzhaftigkeit, seine leichte Kleidung . . . .

Der M. Aber warum denn auch ein krankes Wesen?

Der Ch. Weil's von Natur krank ist. Anfangs kränkeln die Weiber wie alle Thiere, ehe sie zum vollkommenen Wachsthum gelangt sind. Dann kommen die bekannten Erscheinungen, welche der Classe der zweyhändigen Säugthiere gemein sind; das Weib ist im Durchschnitt sechs Tage in jedem Monath krank, das gibt etwa ein Fünftheil seiner Lebenszeit. Dann die Schwangerschaften, das Kinderstillen, im Grunde zwey sehr lästige Krankheiten, und so haben die Weiber nur gesunde Augenblicke während einer ununterbrochenen Krankheit. — Dieser fast zur Gewohnheit gewordene Zustand hat Einfluß auf ihren Charakter, sie sind liebkosend, einnehmend, wie fast alle Kranke; aber oft auch ungestüm und launisch, wieder wie die Kranken; leicht zu erzürnen, leicht zu besänftigen. Ihre Einbildungskraft ist stets aufgeregt; Furcht, Hoffnung, Freude, Verzweiflung, Verlangen, Widerwillen wechseln schneller, drücken sich fester in die Seele, und erlöschen eher. Sie lieben lange Abgeschiedenheit, und von Zeit zu Zeit fröhliche Gesellschaft, wie die Kranken. Und wie behandeln wir sie? Genau betrachtet, wie Kranke. Wir pflegen sie sorglich, wir betrüben uns mit ihnen, ihre Thränen, wahr oder häuchelnd, gehen uns an die Seele, wir sind ganz Theilnahme, wir suchen sie zu unterhalten, und dann lassen wir sie wieder lange Zeit allein in ihren Zimmern, dann aber suchen wir sie wieder, liebkosen ihnen, und . . .

Der M. Immerhin, gerade heraus gesagt!

Der Ch. Nun wir suchen sie zu heilen, indem wir ihnen vielleicht eine neue Krankheit verursachen.

Der M. Und sie werden nicht böse darüber, sie nehmen's geduldig hin, wie die Kranken, wenn man ihnen zur Ader läßt.

Der Ch. Weil's mit ihnen ist wie mit dem Kranken, er glaubt, es geschehe alles zu seinem Wohle, und hofft besser davon zu werden.

Der M. Aber wenn nun die Zeit aller dieser Gefahren, aller dieser Wagnisse vorüber ist?

Der Ch. Nun freylich, dann sind sie nicht mehr krank, aber gestehen Sie, dann sind sie auch — gar nichts mehr.

Der M. Sie mögen sagen, was Sie wollen, Chevalier, um mich zu überzeugen, daß die Weiber ihrer Natur nach krank sind, es will mir durchaus nicht in den Kopf. Sollen ihre Neapolitanerinnen krank seyn, ich will's Ihnen zu gefallen annehmen, aber wenn Sie von unsern Pariserinnen reden wollen — durchaus nicht! Gehen Sie in's Vauxhall, auf die Boulevards, in's Opernhaus, und sehen einmahl den Kranken zu, die den Teufel im Leibe haben; sie tanzen zehn Tänzer in einer Nacht müde, und hören nicht auf, sie durchwachen die ganze Carnevalszeit, ohne auch nur einen Schnupfen davon zu tragen, und — die sollen krank seyn?

Der Ch. Lieber Marquis, Sie brauchen meine Gründe, um mir Einwendungen damit zu machen. Was Sie da sagen, beweiset ja gerade, daß wir Männer das Wesen der Weiber nach unserer Einsicht nicht besser begreifen, nicht besser erklären können, als wenn wir sie kranke Wesen nennen; weil sie ganz so wie wir im kranken Zustande sind. Haben Sie nie gesehen, daß zwanzig Männer Mühe haben, einen Kranken fest zu halten, der an Krämpfen leidet? Die ungleiche, übermäßige, unbeständige Kraft ist gerade ein Zeichen von Krankheit, eine Wirkung der heftigen Reitzung der Nerven, auf welche die entzündete Einbildungskraft wirkt. Was den Fibern und Muskeln von Natur an Stärke fehlt, ersetzt diese Anspannung der Nerven. — Hemmen Sie den Schwung der Einbildungskraft, und es ist mit allem vor-

bey, jagen Sie die Geiger weg, löschen Sie die Kerzen aus, stören Sie die Freude, und die rastlosen Tänzerinnen können nicht dreyßig Schritte bis nach Hause zu Fuße gehen, ohne vor Müdigkeit umzusinken, sie brauchen Wagen, wenn sie auch nur bis über den Weg zu fahren haben. L.

Schilderung der Bewohner der Insel Nukahiwa.

(Fortsetzung.)

Die Art, wie der im Genusse von Menschenfleisch ein hohes Vergnügen findende Nukahiwer Krieg führt, entspricht völlig der Ähnlichkeit, die sein Charakter mit dem Instinct reissender Thiere hat. Nur selten kommen große Parteyen mit einander in's Handgemenge; die gewöhnlichste Art, sich zu bekriegen, besteht in einem beständigen Auflauern, und im heimlichen Morden, wobey die Beute auf der Stelle verzehrt wird. Wer sich in diesen Künsten und Kriegslisten am geschicktesten zeigt; wer am längsten unbeweglich auf dem Bauche liegen, am leisesten athmen, am behendesten laufen, am geschicktesten von einer Felsenspitze zur andern springen kann: der erlangt nicht weniger Ruhm unter seinen Cameraden, als der tapfere und starke Mau-ha-u.

Die Bewohner der benachbarten Thäler Home, Schegua, Hotty-scheva, und noch eines andern tiefer im Lande liegenden Thales, sind es, mit welchen die von Tajo-Hoae einen fast beständigen Krieg führen. Die Krieger von Home, deren Zahl sich über 1000 belaufen soll, heißen Tai-pihs, d. i. die Truppen des großen Meeres. Mit diesen führen die Bewohner von Tajo-Hoae keinen Krieg zur See, sondern nur zu Lande. Der Grund hiervon ist, weil der Sohn des Kette-nowee die Tochter des Königs der Tai-pihs geheirathet hat. Da sie nun zu Wasser herüber gekommen ist, so ist das diese beyden Thäler trennende Meer Tabbu, und darf durch kein Blutvergießen entheiligt werden. Würde sich der junge Prinz mit seiner Gemahlinn entzweyen, und diese zu ihren Ältern zurück kehren, so würde der Krieg, der bis jetzt nur zu Lande geführt wird, auch zur See wieder anfangen. Stirbt sie hingegen in diesem Thale, so ist ein ewiger Friede die Folge dieses Sterbefalls, weil alsdann der Geist dieser königlichen Person, die man als ein Etua oder göttliches Wesen betrachtet, in den Regionen dieses Thales schweben würde, und ihre Ruhe nicht gestört werden dürfte. Auf ähnliche Art herrscht jetzt Friede zwischen dem Thale Tajo-Hoae und einem im Innern der Insel, dessen König Mau-day, der in Kriegszeiten über 1200 Mann gebiethet, die Tochter des Ketto-nowee geheirathet hat. Da zwischen diesen beyden Fürsten ohnedieß kein Seekrieg Statt findet, so kann es zwischen ihnen durchaus keinen Krieg geben. Auch hält sich der König Mau-day fast immer in Tajo-Hoae auf.

Mit den Tai-pihs wird der Krieg so lange geführt, bis einer von ihren Königen (und beyde Theile haben ein Recht hierzu) einen Waffenstillstand und zwar unter dem Vorwande fordert, die Tanzfeste — die olympischen Spiele dieser Wilden — die nach Landessitte auf keine zu lange Zeit ausgesetzt werden dürfen, und an denen Feinde und Freunde gemeinschaftlich Theil nehmen, zu feyern. Man wird, wann diese Feste gefeyert werden sollen, von beyden Seiten einig, einen Termin für die Zubereitung zu denselben und für ihre Dauer festzusetzen. Und obgleich die ganzen Anstalten sich auf Anordnung eines neuen Platzes zu den Tanzfesten beschränken, so dauert dennoch der Waffenstillstand und der Vorbereitungs-Termin bisweilen ein Jahr und darüber; was zu beweisen scheint, daß selbst diese rohen und blutgierigen Krieger sich bisweilen nach Ruhe und Sicherheit sehnen, und des beständigen Kriegszustandes müde werden. Nach Beendigung der Feste kehrt jeder nach Hause, und sogleich fängt wieder der Krieg an. Das Zeichen des Waffenstillstandes sind Kokoszweige, die man auf die Gipfel der Berge aufpflanzt. So wie dergleichen erscheinen, hört sogleich der Krieg auf. Ein einziger Krieg ist es, den weder Waffenstillstand, noch die Feyer der Feste, keine Zeit und kein Verhältniß, kein Genius des Friedens, noch selbst der ruhende Geist eines Etua's abzuwenden vermag; der Krieg nähmlich, welcher entsteht, wenn im Thal der Hohepriester stirbt. Diesem müssen sogleich drey Menschenopfer gebracht werden, die man nicht aus dem Volke wählt, sondern von den Nachbarn zu erbeuten sucht. Zu dem Ende hin schickt man Canot's aus, um die benöthigten Opfer zu fangen. Gelingt dieß, so hören von dem Augenblicke an wieder alle Gewaltthätigkeiten auf, und das Meer ist nach wie vor Tabbu. Gelingt es zur See nicht, so steigen die Ausgesandten an's Land, und lauern unter den Felsen, wo die Insulaner oft des Morgens hinkommen, um Fische zu angeln. Die Opfer werden nicht verzehrt, sondern an einen Baum aufgehängt, wo sie so lange hängen bleiben, bis das Fleisch von den Knochen fällt. Werden die Opfer den ersten Tag nicht gefangen, so verbreitet sich sogleich das Gerücht davon; man übt das Vergeltungsrecht, und der Krieg wird allgemein; doch dauern, da der Opfer nur drey seyn müssen, solche Zwischenkriege nie lange.

Was die Religion der Nukahiwer betrifft, so läßt sich darüber mit Gewißheit nur wenig sagen. Wenn sie auch eine Religion haben, so hat dieselbe auf keinen Fall dazu beygetragen, sie besser zu machen; vielmehr scheint sie nur zum Vorwande zu dienen, um einigen wenigen, die sich durch einige oft in Abscheulichkeiten ausartende Absurditäten für eine nothwendige und heilige Classe geltend zu machen wissen, ein bequemes und gefahrloses Leben zu sichern. Ein dunkler Begriff von einem höhern Wesen (Etua) findet indeß bey ihnen Statt; doch haben sie der Etua's mehrere. Der Geist eines Priesters, eines Königs, irgend eines seiner Verwandten, auch jeder Europäer ist ein Etua; letztere, weil sie glauben, daß die Europäischen Schiffe aus den Wolken kommen. Den Donner halten sie für ein Kanoniren der Europäischen Schiffe in den Wolken, und haben daher eine ausnehmende Furcht vor grobem Geschütze.

Das einzige durch ihre Religion bewirkte Gute ist das Tabbu, welches unstreitig religiösen Ursprungs ist; und da niemand, selbst nicht der König, irgend ein Tabbu zu brechen vermag, so beweiset dieß wohl, daß irgend ein ihnen fremdes Gefühl ihnen Ehrfurcht für dieses Wort einflößt. Ein allgemeines Tabbu können zwar nur die Priester, aber auch jedes Individuum ein solches über sein Eigenthum aussprechen. Will jemand z. B. einen Brodfrucht- oder Kokosbaum, sein Haus oder eine Pflanzung vor Raub und Zerstörung schützen, so erklärt er, daß der Geist seines Vaters, des Königs, oder einer andern Person in dem Gegenstande ruhe; dadurch wird derselbe Tabbu, und ist vor allen Angriffen gesichert. Wer sich erfrechen sollte, ein Tabbu zu brechen, und dessen überwiesen würde, der hieße Kikino, und die Kikino's sind — was auf Veranstaltung der Priester vielleicht wohl möglich wäre — immer die ersten, oder wenigstens glaubt man, sie seyen die ersten, die von den Feinden gefressen werden. Auch die Personen der königlichen Familie und der Priester sind Tabbu.

(Der Beschluß folgt.)

Notizen.

Wien. — In der Wiener-Zeitung vom 23. d. M. findet sich nunmehr auch in der Kunst- und Musik-Handlung des k. k. Hof-Theater-Kapellmeisters Thaddä Weigel eine Übersetzung des so sehr beliebten Jos. Weigl'schen Singspiels: Die Schweizerfamilie, auf 9stimmige Harmonie angekündigt.

Diese, nach des Hrn. Autors eigenem Original-Manuscripte, und unter desselben unmittelbarer Leitung zu Stande gebrachte, wohlgelungene Übersetzung muß bey dem Umstande, daß die Partitur dieser Oper bisher nicht aus Herrn Weigl's Händen kam, folglich alle andern, also auch die in der chemischen Druckerey erscheinenden Übersetzungen (wenn schon diese den Muth gehabt hat, die bey ihr verlegten als aus der Original-Partitur ausgezogen, anzukünden) höchstens nur von einem Clavier-Auszuge abstammen können, ohne Zweifel über alle ihre Nebenbuhlerinnen einen glänzenden Sieg erhalten.

Als wir letzthin Gelegenheit nahmen, ein Wort über die Schwierigkeiten und den Werth musikalischer Übersetzungen zu sprechen, hatten wir natürlich nur solche im Sinne, die aus den Partituren vielstimmiger Original-Werke bearbeitet werden. Wie sehr würden sich aber jene Schwierigkeiten bey einer Übersetzung aus einem Clavier-Auszuge vermehren, in welchem nicht nur schon viele Stellen des Originals, um selbe der Ausführbarkeit auf diesem Instrumente anzupassen, verändert; viele Imitationen, Verdoppelungen, langehaltende Töne u. dgl., aus der absoluten Unmöglichkeit, sie im Clavier anzubringen, ganz weg gelassen; endlich die Instrumente, denen im Original diese oder jene Stelle zugetheilt ist (und worauf der größte Theil des Effects beruhet) gar nicht zu unterscheiden, folglich in der Übersetzung nicht zu benutzen sind? — Wenn es auch allenfalls möglich wäre, alle diese Berichtigungen durch das mit der angestrengtesten Aufmerksamkeit sehr oft wiederhohlte Anhören des Originals, entweder mittelst auf der Stelle gemachten Notaten, oder mit Hülfe eines gewiß sehr seltenen, so viele zugleich vorkommende Gegenstände umfassenden Gedächtnisses, sich zu verschaffen; so bliebe dieses doch immer ein Unternehmen, dessen Mühe und Beschwerden durch keinen Preis vergolten werden könnte, und zu welchem nur die höchste Leidenschaft für die Kunst, besondere Verehrung des Autors, und eine eben so große Vorliebe für das Original-Werk irgend einen Sachkundigen verleiten könnten.

Man setzt sich daher ganz gewiß nicht dem Vorwurfe der Ungerechtigkeit aus, wenn man gegen Übersetzungen, die nicht aus der Original-Partitur, und noch überdieß nicht von einem in diesem Fache bewährten Tonsetzer kommen, mißtrauisch ist, da doch musikalische Werke noch mehr, als jene, durch mißlungene Metamorphosen der gänzlichen Zugrundrichtung ausgesetzt sind, und dem Autor des Originals hierdurch sein wohl erworbener Ruhm, wenn nicht ganz entzogen, doch empfindlich geschmälert werden kann; des pecuniären, beträchtlichen Schadens nicht zu erwähnen, der ihm, als alleinigen rechtmäßigen Besitzer seines Werkes, durch dergleichen, hinter seinem Rücken getriebene — Industrie — zugefügt wird. M.

Paris. — Mehrere der vornehmsten Künstler in Paris haben die Ehre gehabt, Ihro Majestäten zu mahlen. Mit vielem Lobe spricht man unter andern von dem Porträt der Kaiserinn, welches Hr. Isabey verfertiget hat. Dieser geschickte Mahler hat auch ein Porträt des Kaisers nach der Natur vollendet, welches dasjenige in dem Medaillon der Kaiserinn ersetzen soll, das nur einstweilen hinein gesetzt worden war.

Königsberg. — Zwey Vorstellungen unsers Theaters, mit seltner Virtuosität und einem erfreulichen Zusammenklange aller theilnehmenden Personen gegeben, zeichneten sich im Laufe dieses Monathes vor vielen andern aus. Es waren Nathan der Weise, und — lachen Sie! — die Schwestern von Prag. War im ersten Stücke ein allgemeines Bestreben, das Höhere zu erreichen, sichtbar, so belebte die Posse eine rege Lebendigkeit, ein rasches Ineinandergreifen der unerschöpflichsten, sich dem Jokus völlig hingebenden Laune. — Rochus Pumpernickel hat auch hier gefallen, und zieht noch immer die Zuschauer herbey. Ob er aber, wie seine Prager Schwestern, durch zwey und vierzig Vorstellungen das Haus füllen werde, steht dahin; denn der letzte Act ist doch ein wenig matt.



Donnerstag, den — 65. — 31. May 1810.

Gozzi's vierte Novelle.

Es ist nach meiner Meinung wohl kein seltsamerer Mensch auf Erden gewesen, als Gianni Tani, ein Schuhflicker in der Stadt Mailand; und damit ihr sehen könnt, ob diese meine Meinung sich auf Wahrheit gründet, so mögt ihr beurtheilen, was ich euch erzählen will. Dieser Mensch war von klein auf Bedienter bey einem Stadtschreiber; und zufälliger Weise konnte er ein wenig lesen und schreiben, und so oft er nur Zeit hatte, copirte und las er Criminal-Prozesse und Sentenzen, so daß seine Einbildungskraft ganz mit dergleichen Dingen und Formeln angefüllt ward. So bald ihn ein Mann oder eine Frau oder ein Kind plagte, rief er: Wenn ihr keinen Verstand haben werdet, so werd' ich euch einen teuflischen Prozeß an den Hals werfen, und ihr sollt hin kommen, wo ihr vielleicht nie wieder das Tageslicht erblickt, oder auf die Galeere, oder über die Gränze, und dergleichen Drohungen stieß er mehrere aus, welche zum Lachen machten. Wenn ein Huhn im Herumflattern ein Glas oder einen Krug zerbrochen, oder eine Katze ein Stück Fleisch oder einen Fisch weg getragen hatte, so lief er hin, nahm Papier und Schreibzeug und Feder, und machte einen mächtigen Prozeß und Untersuchung, forderte sodann den Beklagten drey Mahl vor sich zu vertheidigen, darauf, weil er nicht erschienen war, schrieb er seine Verurtheilung nieder, stieg auf einen Kasten oder Schrank, und verkündigte mit lauter Stimme, daß das und das Huhn, oder der und der Kater, wohnhaft da und da, schuldig dieses und jenes Verbrechens, und wie es im Prozeß weiter lautete, verhaftet, und mit dem Strange oder Beile vom Leben zum Tode gebracht, oder an den Pranger gestellt, oder auf die Galeeren geschafft werden solle, oder was ihm sonst gut dünkte; und so wie er zuvor den Stadtschreiber und Richter und Ausrufer vorgestellt hatte, so griff er jetzt zu den Waffen, und machte den Häscher, und lief hinter dem Huhne hier, und hinter der Katze dort her; man hörte ein gewaltiges Miauen und Locken, und eher ließ er nicht ab, als bis er den Verbrecher gebunden in's Gefängniß führte, dieß war aber eine Hühnersteige in der Küche. War nun der festgesetzte Tag erschienen, und der Galgen im Garten aufgerichtet, so stellte er auch den Scharfrichter vor, führte den armen Sünder hinaus, und vollzog an selbigem die von ihm niedergeschriebene Marter, und bald stäupte er die Katze, bald stellte er einen Hund an den Pranger, knüpfte einen Hahn auf, oder schnitt einer Henne den Hals ab, so daß er immer, wenn ihn sein Herr zu irgend einem Geschäft verlangte, Prozesse führte, oder die Gerechtigkeit vollstreckte, und dieser immerhin rufen konnte, denn er hätte am Ende seinem Herrn selbst den Prozeß gemacht, bis endlich dieser, der Narrheit seines Dieners überdrüssig, ihn seinem Vater wieder zurück schickte, und ihn nicht länger mochte. Der Vater, dessen Hanthierung darin bestand, daß er

zerrissene Schuhe ausbesserte, stellte den Sohn bey seinem Geschäft an, und ließ ihn immer in seiner Gesellschaft arbeiten, und hatte mit allem Fleiß ein wachsames Auge auf ihn, damit er lernen und sorgen solle, sich selbst zu ernähren, und auch nach des Vaters Tode wisse, womit er sein Brod verdienen könne; und auf diese Weise hielt er ihn so strenge, daß jener auch nicht den kleinsten Prozeß gegen eine Maus führen, noch die geringste Rechtssache schlichten konnte. Nichts desto weniger aber behielt er in seinem Innersten das brennendste Verlangen, dergleichen vorzunehmen, und sann unaufhörlich, wie er seine Begierde sättigen, und seiner, soll ich sagen, durch frühzeitige Neigung oder Erziehung gespannten Fantasie Luft machen könne. Er war zwanzig Jahr alt und ein tüchtiger Schuhflicker geworden, als sein Vater starb, und ihn in den Besitz der Leisten, der Bude und seiner eigenen Person setzte. Nun überlegte er auf das ernstlichste, wie er seinen Durst nach gerichtlichen Untersuchungen stillen könne. Da ihn aber sein reiferes Alter die Inquisitionen gegen die Katzen oder gegen das Huhn als etwas Verächtliches erblicken ließ, und er doch einmahl nicht im Stande war, Stadtschreiber zu werden, und eben so wenig den zerrissenen Schuhen entsagen konnte, wenn er nicht Hunger sterben wollte, so beschloß er seine Kunst fortzutreiben, und zugleich seine Geschicklichkeit an den Missethätern auf eine Art zu beweisen, von der ihr jetzt hören sollt, die in der That ganz neu war, und an die wohl kein Mensch gedacht hatte. Wie jedermann weiß, ereignen sich am meisten in großen und volkreichen Städten — wollte Gott, dem wäre nicht so — Verwundungen und Mordthaten bald im Zank, bald aus Feindschaft, bald aus Rachsucht und andern Ursachen. Hörte nun unser Gianni von seiner Bude aus die Leute erzählen, wie es dann zu geschehen pflegt: an dem und dem Orte, zu der und der Zeit, ist im Zank oder aus sonst einer Ursache, ein Mensch ermordet worden, so legte er schnell die alten Schuhe bey Seite, woran er ausbesserte, und lief wie ein Windhund an den bezeichneten Ort, und hier betrachtete er im Gedränge auf das genaueste den Leichnam und die Wunden und ihre Beschaffenheit, fragte sorgfältig nach, ob sie mit einem Schießgewehr, oder Messer, oder Degen, oder Dolche beygebracht worden, und aus welcher Ursache das Unglück sich zugetragen, und wie der Ermordete mit Nahmen heiße, wer sein Vater gewesen, wo er seine Wohnung habe, und welches Gewerbe er getrieben, und wie er gelebt habe, und so auch vom Mörder. Darauf ging er fort, und so bald er zu Hause war, instruirte er mit aller Sorgfalt ganz im Stillen einen gewaltigen Prozeß gegen den Mörder; und wenn es ihm schien, daß er noch nicht jeden Umstand vollkommen aufgeklärt habe, so war er bemüht, so von weitem mit aller Behuthsamkeit entweder mit des Ermordeten oder des Mörders Angehörigen in's Gespräch zu kommen, und wenn er nun alles wohl verstanden zu haben glaubte, und jeder Umstand dergestalt beygebracht war, daß ihm der Prozeß geschlossen schien, und er sich nun die Sentenz zu fällen getrauete, und alle Formalitäten von ihm beobachtet waren, schrieb er entweder die Lossprechungs-Sentenz nieder, wenn ihm der Angeklagte unschuldig schien, oder er verurtheilte ihn zum Galgen oder zum Köpfen, wenn er ihn schuldig befand; dann verschloß er seinen Prozeß und seine Verdammungs- oder Befreyungs-Sentenz in einem Kasten, nahm wieder seinen Pechdraht zur Hand, und flickte Schuhe, pfiff sich eins dazu, und erwartete, was die Gerechtigkeit in der That über den verhafteten Mörder verfügen würde, in aller Stille. Geschah es nun, daß die Gerechtigkeit ungleich besser, als der Schuhflicker Gianni, die Wahrheit erforschend und reiflich erwägend, einen Menschen zum Tode verurtheilte, der in Gianni's Grützkopf und Bude losgesprochen worden, so tobte er, blies die Backen auf, und murmelte: Heute wird die Gerechtigkeit gemordet, und ich weiß wohl, ich habe den Verstand davon, ich, genug, hätte ich eine Armee unter meinen Befehlen, ich wollte doch sehen, ob es nicht gut wäre, die Unschuld zu retten; aber so bin ich ein armer Teufel, und muß ein Auge zudrücken, und so wichtig thuend ging er umher, und hatte nur seine einfältige Absolution im Kopfe. Wurde aber von der Gerechtigkeit einer los gesprochen, der in dem von ihm formirten Prozeß zum Tode verurtheilt worden, so sagte er: Gott sey gedankt, daß ich jetzt im Stande bin, dem übeln Verfahren der Gerechtigkeit nachzuhelfen; erwartete die Nacht, lud sein Gewehr mit drey tüchtigen Kugeln, postirte sich heimlich in einer Ecke, nicht weit von dem Hause des Losgesprochenen, und so bald dieser sich an der Thür blicken ließ, gab Gianni Feuer, und jagte ihm die drey Kugeln durch den Kopf, und streckte ihn der Länge nach zur Erde, worauf er denn ganz vergnügt in seine Wohnung zurück ging, und unter das Urtheil schrieb: Vollzogen den und den Tag des und des Jahrs; seine Papiere wieder verschloß, und ganz ruhig und fest schlief, und so half er dem übeln Verfahren der Gerechtigkeit nach. Fand man am folgenden Morgen den Hingerichteten, und forschte nach dem

Wer und Wie, so schwieg Gianni mäuschenstill, und wußte von nichts, und da gab es denn Anlaß zu neuen Prozessen und Vermuthungen, und Zwistigkeiten und Mordthaten. Denn die Verwandten des Abgethanen glaubten, daß die Angehörigen des zuerst Gemordeten, aus Wuth, den Angeklagten frey gesprochen zu sehen, ihn umgebracht hätten, und fingen neue Händel an, und so hatte es Gianni so weit gebracht, daß er monathlich wenigstens ein Mahl die Gerechtigkeit zu vollstrecken hatte, und sein Kasten von seinen Prozessen gehäuft voll war. Endlich aber mochte er die göttliche Geduld mit seinen Sentenzen ermüdet haben, und als er auch in einer Nacht einen Flintenschuß in das Herz eines von ihm Schuldigbefundenen gethan, ward er von der Familie desselben ergriffen, gebunden, und in's Gefängniß geführt, wo er so viele seltsame und verwegene und bizarre Reden über die Art zu richten, in Fesseln zu legen und zu verurtheilen, ausstieß, daß sie dem Gouverneur zu Ohren kamen, welcher begierig war, ihn zu sehen, und ihn vor sich bringen ließ, und als er ihn fragte, wer er sey, und warum er jenen Menschen umgebracht habe, antwortete er ganz frank und frey: Ew. Excellenz, ich bin ein armer Schuhflicker, aber ich war so glücklich, zu lernen, was die Gerechtigkeit für ein Ding sey, und so oft ich sahe, daß sie nicht gehandhabt wurde, konnte ich mich nicht enthalten, daß ich sie recht handhabte, und glaubt nur nicht, daß ich dabey nach eigener Willkühr verfahren; denn ich habe jede vorgeschriebene und herkömmliche Form beobachtet; sendet nur hin in meine Wohnung, und laßt nachsehen in dem und dem Kasten, und ihr werdet finden, daß ich mehr als zwanzig Verbrecher mit vollem Recht in die andere Welt befördert, und daß ich eben so viel andere losgesprochen habe, was ihr nicht gethan, und Gott euch verzeihen möge. Der Gouverneur stand ganz betroffen da, und begriff nichts; er schickt hin, den bezeichneten Kasten zu hohlen, und man findet darin alle die Prozesse, von denen ihr wißt. Wenn er zuvor betroffen war, so verlor er jetzt fast die Besinnung, und der Vorfall schien ihm so unerhört, daß er kein Gesetz kannte, welches darauf anwendbar war. Endlich, nachdem er alles wohl erwogen, erklärte er den Gianni für närrisch, und verurtheilte ihn zu lebenslänglicher Gefangenschaft, damit er fortan nicht mehr dem übeln Verfahren der Gerechtigkeit nachhelfen könnte. Und dieß Urtheil zeigte von der Weisheit des Richters.

Maylied.

Hinaus, hinaus in's Freye,
Begrüßt den schönen May!
Zur großen Frühlingsweihe
Wohnt seinem Feste bey!

Mit seiner Strahlenkrone
Und mit dem Blüthenkranz
Tritt er in uns're Zone,
Beginnt den Freudentanz.

Durch Anger, Thal und Höhen,
Durch Busch und Rosenstrauch
Strömt schöpferisch sein Wehen,
Und lind sein Lebenshauch.

Dort schlagen Nachtigallen,
Hier summt ein Bienenheer;
Mit sanften leisen Wallen
Durch's große Blüthenmeer.

Dort blüht in bunten Reihen,
Ein Blümchen, zart gepflegt,
Bestimmt für den Getreuen,
Der süße Fesseln trägt.

Hier tanzt im Flügelkleide
Der Knaben frohes Chor;
Und überall schlägt Freude
An das berauschte Ohr.

Drum auf, hinaus in's Freye,
Begrüßt den schönen May!
Zur großen Frühlingsweihe
Wohnt seinem Feste bey!

Uhlich.

Bemerkungen und Erfahrungen.

1.

Die Einführung des Familienraths, nach der Vorschrift des Codex Napoleon, ist eine sehr glückliche Idee. Sie könnte noch wohlthätiger werden, wenn diesem Familienrathe nachgelassen wäre, die Mündigkeit der Pflegebefohlnen näher zu bestimmen. Besonders gilt das, was ich sagen will, von jungen Leuten männlichen Geschlechts. Mündig, vollbürtig ist nur dann der junge Mann, wenn er zur völligen Reife seines Verstandes gediehen ist. Das sollte wohl der Fall zwischen dem 21. und 25. Jahre seyn; allein bey manchem jungen Manne ist in dem Alter noch so viel Quecksilber im Kopfe, daß es zu seinem und seines Vermögens eigenem Besten wäre, wenn er dann noch länger unter der Vormundschaft des Familienraths bliebe. Wie mancher excentrische Mensch wandte sein Vermögen, in den ersten Jahren nach erhaltener Mündigkeit, so durchaus verkehrt an, daß er, gleich beym Eintritt in die Geschäftswelt, den Keim zu seinem lebenslänglichen Unglück legte!

hätte der Familienrath, der den jungen Pflegling genau kennt, das Recht, ihn zur Erhaltung der Vollbürtigkeit vorzustellen, wenn die Überzeugung da wäre, daß der Pflegling nun keinen Mißbrauch mehr von seiner Dispositions-Fähigkeit machen werde; so würde manches große Unglück verhüthet worden seyn. Ich kenne einen Grafen, einen von Grund aus herzensguten Menschen, der, wenn er gleich 40 Jahre alt ist, heute noch nicht der Vormundschaft hätte entlassen werden sollen. Er hätte sein großes, schönes Vermögen noch beysammen; viele, sehr viele wackere Menschen wären bey ihm nicht um ihr Geld gekommen, und ein Paar Dutzend infame Betrieger hätten ihn nicht ausziehen können. Jetzt ist er wieder creditlos erklärt, und sein Vermögen unter Sequester gesetzt worden. Allein, was hilft das? Nun das Kind in den Brunnen gefallen, zieht man ein Geländer darum.

2.

Ein großes Glück, daß die Kinder reicher Ältern selten sparen. Sonst wäre in tausend Jahren das bare Geld der gesammten Welt in den Händen von drey — vier Familien. Die das Geld erwerben, wissen nicht, es zu genießen, und die es erben, verstehen nicht, es zu erhalten.

3.

In Deutschland, ich meine den Strich zwischen dem Rhein und der Warthe, ist das Holz recht knapp; und darum hat man Sparöfen und Oberforstmeister. Dessen ungeachtet läßt man aber jährlich an 12,000, sage zwölf tausend, Stämme Holz absichtlich verfaulen, keinem Menschen zu Nutz und Frommen; aus bloßer reiner Bocksbeuteley!

Grabt euren Lieben ein Grab, belegt die Sohle der Gruft mit Gras, Heu, Moos, Blumen, und bettet auf dieses weiche, natürliche Lager die Todten! Der Sarg, mit seinen Handhaben, Schnörkeln und Hohlkehlen, hat ein garstiges Äußere, das Vernageln des Sarges ist etwas Schreckliches für die Umstehenden. Ich ersticke, wenn ich nur daran denke.

Streut auf euren Todten, wenn ihr ihn in die Blumengruft gesenkt habt, wieder Blumen, Heu, Gras ꝛc., und dann schüttet die kühle Erde auf ihn; jeder Freund eine Schaufel, und laßt ihn ruhig schlafen bis zum großen Morgen!

Das Hinausschaffen der Leichen auf den Begräbnißplatz, und das Einsenken in die Gruft, müßte in einem schön geformten Behältnisse, etwa von lakirtem Blech geschehen, welches für alle Leichen gebraucht, und nach dem Einsenken wieder herauf gewunden würde. Der Boden dieses allgemeinen Transport-Sarges müßte ein bloßes Bret seyn, welches unter der Leiche im Grabe liegen bliebe, wenn der Sarg aus der Gruft wieder herauf gewunden würde. Deckel und Seitenwände des hölzernen Sarges würden bey dieser Einrichtung gespart. Will keiner in dieser Begräbnißart der erste seyn, so erbiethe ich mich dazu, jedoch nicht eher, als bis ich todt bin.

4.

Jacob Saurin's (ehemahligen berühmten Pastoris in Haag) Predigten wurden 1748 von Johann David Müller aus dem Französischen übersetzt. Die Übersetzung erschien in David Siegers Verlage zu Liegnitz. Das Werk enthält neun, sage n e u n, Theile, und ward fünf Mahl aufgelegt.

Wie die Zeiten sich ändern! Heute, sechzig Jahre später, wagt auf dem ganzen Erdenrunde kein Buchhändler n e u n Bände Predigten aus dem Französischen übersetzen zu lassen. Er druckt bestimmt lauter Krebse.

H. C.

N o t i t z e n.

W i e n. — Den 24. May wurde im k. k. Hof-Theater nächst der Burg zum ersten Mahle E g m o n t, von G o e t h e, gegeben. Es ist sehr rühmlich, daß die Direction der Hof-Theater sich seit der Übernahme derselben bestrebt, die Meisterwerke von G o e t h e und S c h i l l e r würdig auf die Bühne zu bringen.

E g m o n t ward von Herrn Z i e g l e r auf eine Art dargestellt, die uns nicht ganz befriedigte; er zog den Charakter zu sehr in das Schwere und Weinerliche. Seine Stimme war z. B. klagend bey der herrlichen Stelle: S c h ö n e s, f r e u n d l i c h e s L e b e n u. s. w.; eine Stelle, die offenbar kräftig und erbittert gesagt werden muß, da G o e t h e selbst voraus setzt: Egmont stampfet mit dem Fuß auf die Erde. Diese Rolle wäre mehr für Hrn. R o o s e geeignet gewesen, da doch Jovialität und jugendliche Frische hervor springende Züge im Charakter des E g m o n t sind. Dlle. A d a m b e r g e r spielte sehr brav, die Scene mit E g m o n t gelang ihr vollkommen; dafür war Herr Z i e g l e r desto frostiger. Herr K o r n spielte den B r a c k e n b u r g vortrefflich. Er zeigte in Blick, Haltung und Ton den leidenden Jüngling. Jede untergeordnete Rolle wurde mit Fleiß und Liebe gegeben; die Volks-Scenen gingen ungemein gut.

— v.

Gedruckt bey Anton Strauß in Wien.

Der

Sammler.

Ein

Unterhaltungsblatt.

Zweyter Jahrgang.

1810.

Juny.

Wien, gedruckt und im Verlage bey Anton Strauß.

In Commission bey Anton Doll.

Inhalt.



Der Sammler.

Samstag, den —— 66. —— 2. Juny 1810.

Schilderung der Bewohner der Insel Nukahiwa.

(Beschluß.)

Nach den Berichten des auf Nukahiwa angesiedelten Engländers Roberts sind die Begräbniß- und Trauergebräuche der Insulaner folgende. Die Leiche wird vorerst gewaschen, und dann auf eine, mit einem ganz neuen Stück Zeug überzogene Plattforme gelegt, und mit einem ebenfalls ganz neuen Stück Zeug zugedeckt. Tags darauf geben die Verwandten des Verstorbenen den besten Freunden und Bekannten ein großes Fest, bey dem die Priester immer gegenwärtig seyn müssen, und an welchem die Frauenzimmer keinen Theil nehmen dürfen. Bey diesem Mahle wird der ganze Reichthum an Schweinen, die sonst seltener verzehrt werden, an Taro-Wurzeln und Brodfrucht aufgebothen. Gleich Anfangs werden den Schweinen die Köpfe abgeschnitten, und als eine Gabe für die Götter, daß sie dem Verstorbenen eine sichere Fahrt nach der andern Welt verleihen mögen, von den Priestern in Empfang genommen, und bis auf ein kleines Stück, das man unter einem Steine verwahrt, heimlich verzehrt. Dann müssen die Freunde oder nächsten Verwandten des Verstorbenen einige Monathe bey der Leiche wachen, und sie beständig mit Kokos-Öhl, zu Verhüthung der Fäulniß, einreiben, wodurch der Leichnam hart wie Stein und unzerstörbar wird. Nach Verfluß von zwölf Monathen wird, zum Danke gegen die Götter, daß sie den Verstorbenen glücklich in jener Welt haben ankommen lassen, ein zweytes, eben so reiches Mahl gehalten, und damit die Begräbnißfeyerlichkeit beendigt. Die Leiche wird alsdann in Stücke zerbrochen, die Knochen in einen kleinen Kasten von Brodfruchtholz eingepackt, und nach dem Moray oder Begräbnißplatze gebracht, den das weibliche Geschlecht bey Todesstrafe nicht betreten darf.

Allgemein ist der Glaube an Hexerey und ihre große Wichtigkeit. Nur die Priester, heißt es, seyen dieser Zauberkraft mächtig; doch sollen auch einige im Volke vorgeben, das Geheimniß zu besitzen, vermuthlich, um sich furchtbar zu machen, und Geschenke erpressen zu können. Diese Zauberey, Kaha genannt, besteht darin, jemanden, auf den man einen Groll hat, in dem bestimmten Termine von zwanzig Tagen, auf eine langsame Art zu tödten. Wer seine Rache durch Zauber ausüben will, sucht sich entweder den Speichel, den Urin, oder die Excremente seines Feindes zu verschaffen, vermischt sie mit einem Pulver, legt die gemischte Substanz in einen, auf eine besondere Art geflochtenen Beutel, und vergräbt sie. Das Wichtigste des Geheimnisses liegt in der Zubereitung des Pulvers, und in der Kunst, den Beutel richtig zu flechten. So bald der Beutel vergraben ist, so zeigen sich die Wirkungen des Zaubers bey dem, auf welchem er liegt; er wird krank, von Tage zu Tage matter, verliert endlich seine Kräfte, und stirbt ohne anders nach 20 Tagen. Doch kann er am 19. Tage noch gerettet werden, und sein Leben erkaufen, wenn

er mit einem Schweine oder andern ansehnlichen Geschenke die Rache seines Feindes abwendet, und macht, daß der Beutel ausgegraben wird, wo denn die Zufälle der Krankheit sogleich aufhören.

So wenig sich bey dem versunkenen Zustande der Nukahiwer erwarten läßt, daß sie besonders starke Gefühle für den Zauber der Musik haben werden, so sind sie doch auch nicht völlig gleichgültig dagegen. Ihre Musik aber entspricht ihrem Charakter; nur solche Instrumente haben ihren Beyfall und können sich bey ihnen im Gebrauche erhalten, welche ihre Wildheit anfeuern, und dazu scheinen ihre ungeheuern, einen dumpfen hohlen Ton von sich gebenden Trommeln ganz besonders geeignet. Eben so harmonisch ist für sie ein Ton, der hervor gebracht wird, wenn sie einen Arm dicht an den Körper drücken, und mit der Fläche der andern Hand mit Kraft in die Höhlung schlagen, welches einen durchdringenden Laut verursacht. Ihr Tanz und ihr Gesang sind nicht minder wild. Der Tanz besteht in einem beständigen Hüpfen auf einer Stelle, wobey sie manchmahl ihre Hände in die Höhe heben, und mit den Fingern eine schnelle zitternde Bewegung machen. Der Tact dazu wird, nach oben erwähnter Art, mit den Händen geschlagen, und ihr Gesang ist mehr einem Geheul, als einer regelmäßigen Vereinigung von Stimmen ähnlich.

Was die Volksmenge der Insel Nukahiwa betrifft, so kann, nach den freylich nicht sehr bestimmten Angaben des oben erwähnten Roberts, Tajo-Hoae 800 Krieger gegen den Feind schicken; Home 1000; Schegua 500; Hotty-scheve, und noch ein anderes Thal, jedes 1200, und eben so viele hat Mau-day unter seinem Befehle. Dem zu Folge beliefe sich die Zahl der streitbaren Männer auf 5900. Nimmt man nun für Weiber, Kinder und abgelebte Leute das Dreyfache dieser Zahl an, was bey der großen Unfruchtbarkeit der Ehen, und der geringen Anzahl ganz abgelebter Männer wohl nicht zu wenig seyn dürfte, so belauft sich die Volksmenge in der ganzen Insel auf 17,700 Menschen. Es ist aber zu vermuthen, auch diese Basis sey zu groß angenommen, und auf jeden Fall ist die Insel für einen Umfang von 60 Meilen sehr wenig, und um so weniger bevölkert, da das Clima gesund, das venerische Gift noch nicht eingeführt ist, und von Kawa nur ein mäßiger Gebrauch gemacht wird. Freylich müssen die beständigen Kriege, Menschenopfer, das Morden unter sich bey eintretendem Mangel an Lebensmitteln, die empörenden Ausschweifungen, denen sich das weibliche Geschlecht vom achten und neunten Jahre an ergibt, und der geringe Werth ehelicher Verbindungen, die Bevölkerung außerordentlich schwächen. Eine Frau soll selten mehr als zwey Kinder, sehr oft aber gar keines haben.

Diese Nachrichten beschließt Hr. v. Krusenstern mit der allgemeinen Bemerkung, daß, wenn er nicht auf der Insel Nukahiwa den oben genannten Engländer Roberts, und einen seit mehrern Jahren hier angesiedelten Franzosen — des erstern Todfeind — angetroffen hätte, er diese Insulaner mit den vortheilhaftesten Ideen von ihrem Charakter verlassen haben würde. Sie haben in ihrem Umgange mit den Reisenden die besten Gesinnungen, im Tauschhandel einen seltenen Grad von Ehrlichkeit gezeigt, und ihre Kokosnüsse immer vor Empfang der dafür erhandelten Stücke Eisen abgegeben; zum Holzhauen und Wasserfüllen sich jederzeit bereit gezeigt, und bey diesen Arbeiten bedeutend Hülfe geleistet. Immer haben sie froh und vergnügt geschienen; in ihren Gesichtern habe man ihre Gutmüthigkeit mit den lebhaftesten Zügen abgebildet zu sehen geglaubt. Diebstähle haben sie sich nur höchst selten zu Schulden kommen lassen, und die Reisenden während der 10 Tage, die sie bey ihnen zugebracht, nie nöthig gehabt, eine scharf geladene Flinte auf sie abzuschießen. Dagegen behaupten jene beyden Europäer einstimmig, daß die Nukahiwer ein grausames, zügelloses Volk, und beyde Geschlechter dem Canibalism im höchsten Grade ergeben seyen; daß ihr froher Sinn und ihr gutmüthiges Gesicht ihrem Charakter nicht entsprechen, und nur Furcht vor Strafe oder Hoffnung zum Gewinn sie abhalten könne, ihren Leidenschaften freyen Lauf zu lassen. Jene zwey Europäer haben von den besonders in Kriegszeiten fast täglich sich ereignenden grausamen Scenen eine umständliche Beschreibung gemacht, und erzählt, mit welcher gräßlichen Wuth sie über ihre Beute herfallen, und ihr sogleich den Kopf abmetzeln, mit welcher widrigen Gierigkeit sie das Blut aus dem Hirnschädel in sich schlürfen, und sodann das abscheuliche Mahl vollenden. Diese Berichte sind nicht nur schon darum nicht ohne Glaubwürdigkeit, weil sie von Personen herrühren, die mehrere Jahre hindurch Augenzeugen und gewisser Maßen Theilnehmer dieser Abscheulichkeiten waren, und die sich, bey ihrem gegenseitigen tödtlichen Hasse, in allen Puncten, nur nicht in dem erwähnten, zu widersprechen suchten; sondern sie sind auch mit verschiedenen andern, von den Reisenden selbst bemerkten Anzeigen völlig übereinstimmend. So haben z. B. die Wilden eine Menge von Menschenköpfen täglich zum Verkauf gebracht, alle ihre

Waffen seyen mit Menschenhaar verziert, und an den meisten Stücken ihres Hausgeräthes Zierathen von Menschenknochen angebracht gewesen; auch durch Pantomimen haben sie oft zu erkennen gegeben, daß Menschenfleisch ein Leckerbissen für sie seyn müsse, welches alles nicht den geringsten Zweifel übrig lasse, daß die Nukahiwer Canibalen seyen, so wie sie denn auch überhaupt Wilde in dem Sinne genannt zu werden verdienen, daß sie weder in gesellschaftlichen Einrichtungen leben, noch im geringsten Grade Religion oder sittliches Gefühl haben; daß sie nichts als die Befriedigung ihrer physischen Bedürfnisse kennen, und mit einem Worte, kaum eine Spur einer guten Eigenschaft bey ihnen zu finden sey. Hl.

Der Frühling.

(Nach dem Französischen.)

Zwey Städter gingen einst an einem Frühlingsabend
Auf's nahe Dorf. — Entfernt vom Stadtgewühl,
Und überströmt von innigem Gefühl
Beym Anblick der Natur, sprach einer: Sieh, wie labend
Die Lüfte weh'n, wie um uns her
Ein jedes Blümchen sich des Daseyns freut,
Und seinen Duft als Dank dem Schöpfer streut,
Den Frühling bringt der Zeiten goldner Lauf,
Und neuerdings lebt alles wieder auf! —
Was sagst du da? (sprach schnell der and're dann)
Es lebet Alles auf? Weh mir! ich armer Mann!
Fünf Monden sind es erst, daß ich mein Weib begraben,
Und schon soll ich sie wieder haben!!

Der naive Arzt.

Der Kranke.

Ach, lieber Arzt! wie machen Sie es doch,
Daß Sie in diesem hohen Alter noch
So kerngesund und fröhlich sind?

Der Arzt.

Das ist ganz leicht, mein liebes Kind!
Ich schreibe andern Arzeney'n,
Doch nehm' ich sie nie selber ein.

Der glückliche Unglückliche.

M.

Bey Gott! du mußt recht glücklich seyn,
Hast altes Geld und alten Wein.

N.

Um dieses Alles zu bekommen,
Hab' ich ein altes Weib genommen.

J. F. Castelli.

Bemerkungen und Erfahrungen.

1.

Unsere Diätetiken taugen alle nichts. Ich finde in keiner einzigen nur den Gedanken von einer Anleitung, aus unsern Kindern joviale Menschen zu bilden. Die jovialen Menschen sind die glücklichsten. Sie sind immer froh; sie sprechen aus voller Brust; sie umarmen jedermann; sie lachen laut und herzlich, und stecken mit ihrem Lachen ganze Gesellschaften an. Sie haben einen gesunden Magen und ein reines Gewissen. Sie gehen rasch, und scheinen nicht zu wissen, daß jedermann ihnen gut ist. Ihre Arbeit gehet ihnen von Statten, und ist diese geendet, so sind sie vergnügt und guter Dinge. Die Mädchen und Weiber haben den lustigen, freundlichen Menschen gern. Er macht Glück bey allen, ohne damit zu prahlen. Er trinkt ein gut Glas Wein: aber er betrinkt sich nie. Er braucht nicht berauscht zu werden. Das Leben ist ihm ohnehin schon Rausch.

Warum ist dieser biedere Schlag von Menschen so selten? Weil wir unsere Kinder an Geist, Herz und Körper verkrüppeln; weil wir alles in den Kopf pfropfen, und das Gemüth leer lassen. Weil das Blut nichts taugt, und wir nichts wissen, was das Blut von Grund aus curirt.

Man nennt die jovialen Menschen excentrisch, überspannt, exaltirt — — Laßt sie doch! Sie lachen euch Alltagsmenschen alle aus.

2.

Heidenreich, der Professor in Leipzig, der sehr liebenswürdige Mensch, hatte, wie mancher Professor der Philosophie, einmahl kein Geld.

Er wandte sich an seinen gewöhnlichen Verleger, der schon viel, viel Geld durch Heidenreichs Schriften verdient hatte, und bath um Vorschuß auf das nächste Werk.

„Vorschießen kann ich Ihnen nichts," antwortete der Verleger, „da kann ich warten mein Leben lang, ehe ich eine Zeile Manuscript von Ihnen bekomme. Aber auf Wechsel, auf Ihren Wechsel will ich Ihnen Geld geben."

Heidenreich schrieb flugs und fröhlich einen Wechsel auf 60 Rthlr.

„Nein, so ist meine Meinung nicht. Ich gebe Ihnen 6 Rthlr. pr. Bogen. Sie schreiben mir ein Werk von 20 Bogen. Dieß macht 120 Rthlr. Die zahle ich Ihnen gleich. Allein Sie geben mir auf das Manuscript einen Wechsel, acht Wochen vor der nächsten Ostermesse fällig."

Heidenreich schrieb. — Der Wechsel ward fällig. Heidenreich war mit seinem Manuscript nicht fertig. Der Verleger verfolgte ihn mit Wechselarrest. Er machte das strenge Wechselrecht gegen ihn gültig, und Hei-

denreich — wahrer, reiner Philosoph — schrieb und endigte sein Werk mit einer Laune, als wäre er der Gott der Freyheit selbst gewesen.

3.

Petersburg ist ein Sammelplatz von vielen Deutschen Gelehrten, die alle in kaiserlichen Diensten stehen. Der Umfang ihrer Kenntnisse, ihre Vertrautheit mit der neuesten Literatur, ihre Entfernung von aller Pedanterie, ihr trauliches Anschließen an alles, was auf Kunst und Wissenschaft nur entfernten Bezug hat, macht diese trefflichen Menschen ungemein schätzbar. Aber ihre Nahmen sind im Auslande wenig bekannt, weil sie nicht schreiben. Ich frug einen meiner gelehrten Freunde um die Ursache dieses literarischen Schweigens.

„Ihr Deutschen," antwortete er lächelnd, „schreibt aus Hunger. — Unser Kaiser bezahlt uns gut, wir haben, was wir brauchen."

Der wackere Mann hatte wenigstens halb Recht. Die Hälfte unserer Schriftsteller schreibt nicht, damit von innen heraus, sondern damit von außen hinein komme. Unsere Meß-Kataloge würden halb so stark seyn, wenn unsere Deutschen Gelehrten Russisch-kaiserlich besoldet würden.

H. C.

Reflexionen der Frau von Necker.

(Nach dem Französischen.)

Das Gedächtniß muß im Gefolge des Verstandes, und nicht der Verstand im Gefolge des Gedächtnisses seyn.

Die Gewohnheit wurde uns von der Natur gegeben, um durch sie die Ausschweifungen der Einbildungskraft im Gleichgewicht zu halten.

Man hat gesagt, die Medicin sey die Theologie des Körpers.

Der Mann von Genie lehrt die Menschen in den Lüften fliegen, um sie auf der Erde gehen zu lehren.

Von einem jungen Menschen, der sich zu früh einen Ruf machen wollte, sagte man: „er hat sich viel Zeit übrig gelassen, ihn zu verlieren."

Die Menschen gleichen einer Pendeluhr, die unaufhörlich durch die Bewegung nach Ruhe strebt.

Es erfordert mehr Fertigkeit, um die Unterhaltung anzufeuern; mehr Geist und Talent, um sie zu machen.

Es gibt Augenblicke im Leben, wo das Denken nicht so weit zu gehen wagt, als die Furcht.

Die Künste sind nur die Instrumente der Wissenschaften.

Theophil. Freywald.

Notitzen.

Wien, den 1. Juny. — Gestern starb nach einer kurzen Krankheit Herr Staatsrath **Franz Joseph Ratschky**, rühmlichst bekannt als Dichter, und einer der wenigen Gelehrten, die uns aus der Epoche **Josephs** noch übrig blieben. Eine vollständige metrische Übersetzung der Pharsalien des Lucans liegt von ihm zum Druck bereit, und ist ein Eigenthum der Degen'schen Buchhandlung.

Den 19. May wurde das Repertoir der kaiserl. königl. Hof-Theater mit dem niedlichen Singspiele Goethe's: **Jery und Bätely**, mit Musik von Herren **Kreutzer**, vermehrt. Allein, sey die Einfachheit des Stückes, welches dasselbe mehr für Liebhaber-Theater geeignet macht; sey die etwas überladene Musik, die dem Gegenstande nicht ganz entspricht, oder sey endlich die Besetzung die Ursache, es gefiel nicht; ungeachtet Dlle. **Laucher** ihren Part sehr gut vortrug, und die wirklich schöne Arie: **Endlich, endlich darf ich hoffen**, sehr brav sang. Hr. **Ehlers** wäre ganz für die Rolle des **Thomas** geeignet gewesen. Die Herren **Dirzka** und **Demmer** d. j. befriedigten nicht. —y.

....

Der Correspondent von und für Deutschland enthält folgende Theater-Nachricht aus Wien: Mad. **Bethmann** fährt fort, in Gastrollen aller Art aufzutreten. Der Österreichische Beobachter bewundert diese Künstlerinn wegen vieler Vorzüge, die er zu finden glaubt, und unterscheidet sich dadurch allerdings von dem größern Publicum, welches diese Vorzüge an ihr zu bemerken sich vergeblich bestrebt. Überhaupt ist es wohl gegenwärtig für jede Schauspielerinn eine schwere Aufgabe, in Wien aufzutreten, wo man, durch das hohe Talent der nun verewigten Madame **Roose** verwöhnt, einen strengen Maßstab der Beurtheilung anzuwenden pflegt.

(Unstreitig gehörte Madame B. unter die vorzüglichsten Künstlerinnen; allein nur zu sehr wird man jetzt, selbst durch ihr Organ, in manchen jugendlichern Rollen erinnert, daß dieselbe eine erwachsene Tochter habe, die auch schon vor beynahe einem Jahre die Bühne betrat, wo hingegen Madame **Roose** in der Blüthe ihrer Jahre aus unserer Mitte schied, und uns immer unvergeßlich bleiben wird.)

....

Paris, im April. — Der geschickte Bildhauer **Chaudet** ist am 19. gestorben. Er war nach Compiegne berufen, nebst andern Künstlern, um verschiedene Arbeiten auszuführen. Als er hin kam, fand er bereits einen andern mit dem Brustbilde der Kaiserinn beauftragt, und dieser Umstand soll so heftig auf seine zarte Organisation gewirkt haben. Er hinterläßt eine Gattinn, die eine vorzügliche Öhlmahlerinn ist.

Man erzählt, die Stadt Paris werde sich die Freyheit erbitten, Ihrer Majestät der Kaiserinn eine Toilette zu überreichen, 600.000 Franken an Werth.

Gedruckt bey Anton Strauß in Wien.



Der Sammler.

Dinstag, den —— 67. —— 5. Juny 1810.

Bruchstücke zur Literatur- und Sittengeschichte Frankreichs,

seit der höhern Ausbildung der Sprache, und der gesellschaftlichen Verhältnisse dieses Landes.

Corneille und seine Zeitgenossen.

Die dramatischen Werke nehmen in der Französischen Literatur einen verhältnißmäßig weit größern Raum ein, und werden besonders von den Kunstrichtern und Kritikern als eine weit wichtigere Sache behandelt, als bey andern Völkern. Nach diesem einzelnen Theile der gesammten Dichtkunst beurtheilen die Franzosen hauptsächlich die Literatur andrer Nationen, und die Unregelmäßigkeit der ältern Englischen und der meisten Deutschen Trauerspiele ist die Hauptursache der ungünstigen Urtheile, welche in Frankreich so oft über die gesammte Literatur dieser Völker gefällt werden. Diese Ansicht hängt mit dem Zustande der Gesellschaft in Frankreich genau zusammen; da sich die höhere Classe derselben beynahe ganz in Paris concentrirt, und sich in den Theatern gleichsam in vollständigem Ausschusse persönlich versammelt, so ist die Wirkung eines Kunstwerkes, welches dieser Versammlung genußbegieriger und gebildeter Richter vorgelegt wird, ungleich größer als in andern Ländern, wo die Liebhaber getrennter leben, und oft mehr Genuß am stillern häuslichen Lesen anderer Geisteswerke finden. Man muß sich daher um so weniger über den Einfluß wundern, welcher den ersten etwas vollkommnern Theater-Stücken, die hier erschienen, zugeschrieben wird. Der große Kunstrichter Laharpe nennt diesen Einfluß den schönen Tag, den Corneille über Frankreich leuchten ließ, und Voltaire sagt: der große Condé, der bey den Meisterwerken des großen Corneille weint, bezeichne eine der merkwürdigsten Epochen des menschlichen Geistes.

Was die Ausbildung des Französischen Trauerspiels ganz besonders begünstigen mußte, war, daß es hauptsächlich auf die Nachahmung des Griechischen gegründet wurde. Schon gegen das Ende des 15. Jahrhunderts und im Anfange des 16ten waren mehrere Griechische Stücke ins Französische übersetzt, jedoch nicht gespielt worden. Aber gegen die Mitte des 16. Jahrhunderts dichtete Jodelle eine Cleopatra und eine Dido mit Chören nach Griechischer Art, die er, weil die damals privilegirten Schauspieler der heiligen Mysterien und Moralitäten sie nicht spielen wollten, selbst mit einigen der besten Dichter seiner Zeit, in Gegenwart Heinrichs II. und seines Hofes mit dem größten Beyfalle aufführte. Der König gab ihm dafür 500 Thaler aus seiner Sparcasse, und bald nachher nahmen sie die Schauspieler, denen das Parlament die fernere Vorstellung der heiligen Mysterien verbothen hatte, auf ihre Bühne auf. Im J. 1554 ließ la Peruse eine aus dem Seneca übersetzte Medea vorstellen, die auch vielen Beyfall fand. Doch hatten diese Stücke und die ihnen zunächst

nachfolgenden noch wenig Geist und Handlung, sondern bestanden großen Theils aus langweiligen Conversationen, und der Styl war ein Gemisch von Ronsards hochtrabenden barbarischen Versen, und von frostigen Wortspielen in dem damahligen Italiänischen Geschmacke. Die erste etwas regelmäßiger und besser geschriebene Französische Tragödie war Mairets Sophonisbe, die nur sieben Jahre vor dem Cid gespielt wurde, aber von diesem noch himmelweit entfernt war.

Nichts glich dem Enthusiasmus des Publicums bey der Erscheinung dieses Meisterwerks, als die Wuth, in welche es die auf den Verfasser eifersüchtigen Dichter seiner Zeit, an deren Spitze sich der Minister Richelieu selbst stellte, versetzte. Eine Spanische Armee vor den Thoren von Paris hätte, nach Fontenelle's Ausdruck, die Thätigkeit des Cardinals nicht mächtiger aufregen können. Die eben gestiftete Akademie wurde aufgefordert, das Stück zu kritisiren; sie that dieß mit einer Unpartheylichkeit und Anerkennung der Vorzüge des Dichters, womit Richelieu höchst unzufrieden war, das Publicum hingegen fand die Akademie noch viel zu streng, und verdoppelte seine Beyfallsbezeigungen; in manchen Gesellschaften wurde der Ausdruck: „schön, wie der Cid," eine Art von Sprichwort. In der That zeigte sich hier zum ersten Mahle in der Französischen Dichtkunst eine natürliche Darstellung der Leidenschaften, eine wohldurchgeführte Fabel und eine Sprache voll einfacher Schönheit und schwulstloser Erhabenheit. Corneille hatte schon vorher eine Medea gedichtet, die aber bey weitem nicht dieselben Vorzüge besaß. Auf den, dem Spanischen Dichter Guilano de Castro nachgeahmten Cid folgten die Horazier, welche dem Genie Corneille's noch eigenthümlicher angehörten, und worin er anfing, jene erhabene Größe der Römer-Tugenden und Römer-Seelen zu schildern, die niemand tiefer gefaßt und schöner ausgedrückt hat, als er. Cinna vereinigte hohe moralische Schönheiten mit einer regelmäßigern Fabel, obgleich von dieser letztern Seite alle Stücke dieses Dichters nicht ganz tadellos genannt werden können. Die religiösen Gefühle, worauf sich die Katastrophe des Polyanthes gründet, waren dem damahligen Zeitgeiste angemessener, als dem jetzigen, und erregten gleichfalls ein lebhaftes Interesse. Rodogune spannt, besonders im letzten Aufzuge, die tragischen Gefühle des Mitleids und des Schreckens auf's höchste, und wurde von dem Dichter selbst allen seinen übrigen Werken vorgezogen. Der nachher erschienene Heraclius ist zu dunkel und verwickelt, und schließt die Laufbahn der bessern Stücke dieses früh abnehmenden Genies. Unter den spätern zeichnen sich noch Nicomedes und Sertorius aus; die andern sind unter aller Kritik, und die Ungleichheiten des Styls, selbst in den bessern seiner Werke, veranlaßte Moliere zu sagen: daß Corneille einen eigenen Spiritus familiaris habe, der ihm oft die schönsten Verse dictire, ihn aber alsdann wieder unglaublich tief sinken lasse. Merkwürdig ist die Übereinstimmung, die in dieser Rücksicht zwischen den Gedanken und dem Ausdrucke herrscht; wo jene würdig und erhaben sind, da wird es auch dieser; wo die Ideen gemein und platt werden, sind auch die Worte niedrig und oft lächerlich. Wer nie an poetischen Enthusiasmus geglaubt hätte, müßte sich bey Lesung dieses Dichters davon überzeugen, besonders da man außerdem weiß, daß derselbe im persönlichen Umgange nicht nur still und melancholisch, sondern sogar ungeschickt und ohne Lebhaftigkeit der Ideen war, und selbst seine Verse sehr schlecht herlas oder hersagte. Übrigens hat sich die Sprache seit Corneille sehr verändert, und man findet selbst in seinen besten Werken viele veraltete Wörter und Wendungen. Es ist daher doppelt lehrreich, ihn mit Voltaire's Commentar zu lesen, der seine Schönheiten enthusiastisch anpreiset, aber, zum großen Ärgerniß der leidenschaftlichen Liebhaber des ersten Gründers des Französischen Trauerspiels und derjenigen Dichter, die sich gern Entschuldigungen für ihre Nachlässigkeit offen behielten, keinen seiner Fehler verschweigt. Selbst Fontenelle, der Neffe und parteyische Lobpreiser Corneille's, rief einst, als man ihm einige schlechte Verse desselben, ohne den Verfasser zu nennen, hersagte, aus: „welcher Ronsard hat diese barbarischen Zeilen geschrieben?" Ihr Herr Oheim, antwortete man dem beschämten Kunstrichter. Besonders in Schilderungen der Liebe ist Corneille weit von jener Zartheit Racine's entfernt, und sein Mangel an Weltkenntniß macht ihn sogar zuweilen in ziemlich unschickliche Ausdrücke versinken. Seinen Zeitgenossen blieben die meisten seiner Fehler verborgen, weil noch keine bessere Beyspiele da waren. Ein Beweis des großen Ruhms, den er genoß, waren die vielen Wohlthaten, die er vom König und andern Großen empfing; der Schatzmeister Montauron schenkte ihm für die bloße Zueignungsschrift seines Cinna zehn tausend Livres.

Derselbe Dichter schrieb auch 20 Jahre vor Moliere die erste gute Komödie: den Lügner, der zwar von nicht sehr lebhaftem dramatischem Interesse, aber doch über alles vorher Erschienene, sowohl an Erfindung

als an Sprache, weit erhaben ist. Auch dichtete er zuerst einige mit Gesang und Maschinenwerk verbundene Stücke, und gründete so die Oper, die nachher Quinault vervollkommnete.

Die Lebensart Corneille's war sehr einfach; er war ein schlechter Hofmann, und scheint überhaupt mehr auf sein Jahrhundert gewirkt zu haben, als dieses auf ihn. Als Freund, Gatte und Vater war er sehr schätzbar, und von sehr gutmüthigem, obgleich etwas aufbrausendem Charakter. Sein 20 Jahre jüngerer Bruder, von dessen vielen Trauerspielen nur zwey, der Graf Essex und Ariadne, ein bleibendes Verdienst zeigten, der aber in den schönen Künsten sehr viele theoretische Kenntnisse hatte, und ein gutes Lexicon derselben geschrieben hat, lebte mit dem ältern in großer Einigkeit. Er hatte eine gleichfalls 20 Jahre jüngere Schwester der Frau seines Bruders geheirathet, und sie lebten zusammen in derselben Haushaltung und in ungestörtem Hausfrieden bis an den Tod des ältern im Jahre 1684. (Er war im Jahre 1606 geboren.)

Unter den Zeitgenossen Corneille's, die auch für die tragische Bühne arbeiteten, verdienen besonders Rotrou und Duryer genannt zu werden; jener hatte schon vor Corneille einige Theater-Stücke geschrieben, aber das Einzige, das sich erhalten hat und wahre Schönheiten enthält, Wenceslas, erschien erst nach den ersten Meisterwerken jenes Vaters der Kunst. Duryer schrieb eine große Menge von Trauerspielen, von welchen aber nur Scävola und Alcyonée einiges Verdienst haben; sein Styl ist voll lächerlichen Schwulstes und geschmackloser Ziererenen.

Zwey Gleichnisse.

1. Das Wäldchen.

Nimm mich auf in deine Schatten, hoher schützender Ahornhain! Der Sturmwind brauset durch die Obstbäume des Gartens, die ihm keinen Widerstand zu leisten vermögen, fährt sausend über die Blumenbeete hin, und schüttelt ihren bunten Staub unbarmherzig auf die Erde. Ein unruhiger Aufenthalt! gleich unangenehm, wenn die Sonne des Mittags sengende Strahlen verbreitet, vor denen kein Schatten schützt, und wenn ein stürmischer Westwind auf nassen Fittichen durch die Fluren brauset, wo dann kein dicht belaubter Baum den Wanderer bedeckt. Aber hier, welcher Unterschied! Unter diesem Laubgewölbe herrscht eine grünende Nacht, die kein Sonnenstrahl durchblickt, kein Sturm beunruhigt; am heißen Mittage findet der Ermüdete hier kühle Schatten, und sanft säuselnde Lüfte, und wenn ein Sturm sich erhebt, wandelt er unbesorgt in den luftigen Säulengängen der Bäume, und fühlt wenig von der Gewalt des Windes, der nur in den höchsten Wipfeln tobt.

So wandelt der wahre Weise still und sicher in der schützenden Verborgenheit eines einfachen anspruchlosen Lebens, das ihn dem täuschenden Schimmer des falschen Glückes entzieht, und wenn die Stürme des Schicksals drohen, ihn freundlich in seinen Schatten nimmt. Zufrieden mit seinem mäßigen Loose, läßt er die so genannten Glücklichen auf der offenen Straße des Ruhms und des äußern Schimmers wandeln, wo sie von Vielen bemerkt, beynahe von eben so Vielen beneidet und getadelt werden, wo sie in dem blendenden Glanze immer ihre Ruhe, oft auch ihre Tugend verlieren, und wenn sich die Stürme des Unglücks erheben, ohne Schutz und Rettung auf dem offenen Pfade irren, indeß ihn seine glückliche Verborgenheit allen diesen Unfällen entzieht.

2. Der Berggipfel.

Welche herrliche gränzenlose Aussicht ist hier vor unsern Blicken verbreitet! Wie unermeßlich dehnt sich das Land vor uns aus! Dort liegen die Wohnplätze der Menschen, eine große geräuschvolle Stadt, zahlreiche Dörfer, von Gärten und blühenden Feldern umringt, königliche Schlösser, die ihre weitumschauenden Zinnen hoch erheben, niedliche Landsitze, die Wohlstand und Bequemlichkeit verkünden! Und dann im Hintergrunde des Gemähldes der majestätische Strom, der seine blauen Arme in mannigfaltigen Krümmungen um die reitzende Landschaft schlingt! Alles lebt, alles webt da unten: Carossen rollen durch die Straßen der Stadt; Menschen gehen hin und her, und treiben ihre Geschäfte; Handwerker und Künstler arbeiten nicht ohne Geräusch; beladene Wagen rasseln über die Landstraßen; Lärmen, Getöse und Geschäftigkeit belebt und belästigt jene ungeheure Hauptstadt — und hier! welche Ruhe, welche feyerliche Stille! Bis an diesen erhabenen Gipfel verbreitet sich das Gewühl nicht, erhebt sich nicht das kleinste Geräusch! Jeder lautere Ton verhallt am ruhigen Fuße des Berges, und nur Töne der Natur, nur Quellengemurmel und Vögelgesang unterbricht die feyerliche Stille, und mischt sich in's sanfte Gelispel der Freundschaft, die gern in dem Schatten dieser Bäume weilt.

Erinnert dich, o Freundinn, dieser Berggipfel und seine Einsamkeit nicht an die Tugend, die in ewig rei-

nem Lichte, erhaben über Leidenschaften, über Eigennutz und alles rastlose Streben und Trachten gewöhnlicher Menschen, in seliger Ruhe und Stille wohnt? Auf ihrem erhabenen Standpuncte zeigen sich ihr die Gegenstände und ihre Verhältnisse so, wie sie wirklich sind. Nie erhebt der Ehrgeitz seine gebiethende Stimme bis zu ihr; die Lockungen der Wollust erreichen ihren hohen Sitz nicht, kein täuschender Wahn stört ihre Ruhe, und jede Forderung einer unedeln Empfindung verhallt leer und wirkungslos an der unerschütterlichen Grundfeste ihres wahren Glücks. Nur die Natur spricht zu ihr mit allen ihren leisen und doch so mächtigen Stimmen, sie ruht im Arme der Freundschaft, und fühlt auf ihrer Höhe sich dem verwandten Himmel näher.

Car. Pichler, geb. v. Greiner.

Gedanken.

Nimmermehr wird Kunst aus dem Blindgebornen einen Lynceus, aus der Krähe eine Nachtigall, aus dem Böotier einen Dichter machen; so wenig als die Borsten des Thieres, das Horaz amicum luto nennt, durch das Kämmen Wolle werden.

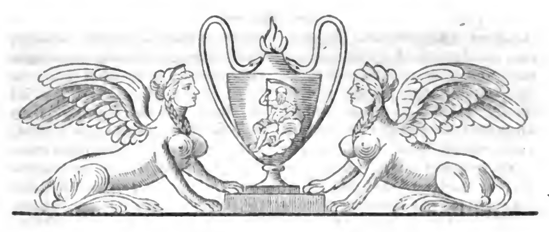
Vielleicht könnte man jeden Feind und Verächter der Poesie, der keinen Sinn für die göttliche hat, nicht unpassend einen Illyrier (einen Menschen ohne Lyra) nennen; so wie z. B. der Ungelehrte Illiteratus heißt. Wenn mich alsdann jemand fragte, welche Nation die zahlreichste auf dem Erdboden sey? so würde ich ohne Bedenken antworten: die Illyrische.

Hüthet euch vor dem Manne, der immer in Superlativen spricht, wenn von euch und euren Talenten oder guten Eigenschaften die Rede ist. Gewöhnlich sieht es bey ihm um den Positiv in der linken Brust nicht gar richtig aus. Die Hyperbel ist eine gehaltlose Figur. Je ausgedehnter die Seifenblase ist, desto bunter und reitzender prangt sie mit allen Farben des Regenbogens; aber auch desto dünner ist ihre Schale, desto mehr Wind steckt darin, und desto leichter zerplatzt sie. B—i.

Notitzen.

Wien. — Endlich wurde am 30. May Schiller's lang erwartetes dramatisches Schwanengesang: Wilhelm Tell, für das k. k. priv. Theater an der Wien von Hrn. Grüner bearbeitet, gegeben. Die Direction sparte nichts, um diese Vorstellung so anziehend als möglich zu machen. Die Musik von Herrn Gyrowetz, ungemein schöne Decorationen von den Herren Sachetti und Gail, worunter vorzüglich die Ansicht des Vierwaldstädter-Sees tauschend die Natur nachahmt, und ganz neue, von Herrn v. Stubenrauch angegebene Costume übertrafen alles, was man in dieser Hinsicht wünschen konnte. Was die Bearbeitung betrifft, hat Hr. Grüner alles, was auf Österreich in den ersten vier Acten unmittelbar anspielt, wie billig, weggelassen, und das Stück mit Geßler's Tode geschlossen, so daß der ganze fünfte Act wegfällt. Um die Hauptpersonen zuletzt noch zusammen zu bringen, erscheinen, nachdem der Leichnam fortgeschafft worden, freylich wie aus den Wolken gefallen, Tell's Gattinn mit ihrem Vater und Kindern, Ulrich von Rudenz und die Brunneckerinn, freuen sich über die errungene Freyheit, und der Vorhang fällt. — Was die Aufführung betrifft, so spielt Hr. Grüner seinen Tell in der bekannten Manier des Aballino, Caspar Thoringer u. s. w. Das übrige Personale that sein Möglichstes, um wenigstens nichts zu verderben. Vorzüglich verdienen die Herren Ochsenheimer als Geßler, Witter als Attinghausen, Schmidtmann als Walther Fürst, Demmer d. ä. als Arnold von Melchthal, und die kleine Jeanette Demmer, die als Walther Tell mit vieler Unbefangenheit spielte, einer Erwähnung.

Ein Herr Chalon, angeblich Professor der Physik und unterhaltenden Künste zu Paris (seiner Kunst nach aber ein Uhrmacher aus Genf), unterhält seit einiger Zeit das Publicum in einem der Säle des Hotels zum Römischen Kaiser mit Taschenspieler-Künsten. Er spielte die ersten Mahle in dem kleinen Redouten-Saale, scheint aber da wenig Zuspruch gehabt zu haben. Um diesen zu vergrößern, kündete er ein Kunststück unter dem Titel: die Schwarzkunstelei oder die Macht der Zauberey an, und versprach ein ihm von jemand aus der Gesellschaft gegebenes Stück, als ein Schnupftuch, eine Tabatiere u. s. w., welches aus mehreren ausgewählt werden darf, an einen von der Gesellschaft durch Loos zu bestimmenden Ort, sollte es auch ein Baum auf dem Glacis, der höchste Thurm, oder ein verschlossener Schrank in einer zu bestimmenden Wohnung seyn, hin zu zaubern. Dieß wirkte; der Schauplatz füllte sich täglich. Am ersten Tage wurde ein Schnupftuch ausgewählt, zum Besehen der Gesellschaft herum gegeben, der Abschnitt einer Karte, wovon der Rest in den Händen einer unparteyischen Dame blieb, daran befestiget, und auf den Tisch gelegt. Hierauf wurden auf Zettelchen von verschiedenen Gästen Orte aufgeschrieben, wo sie das Tuch hingebracht wünschten, diese zusammen in einen Hut gethan, und von einem Kinde eines davon gezogen, auf welchem stand: „daß man das Sacktuch in die Röhre einer an der Hauptwache am Hof stehenden Kanone wünsche." Dasselbe lag noch auf dem Tische, einige von der Gesellschaft begaben sich weg, und drey Minuten später ließ es der Künstler verschwinden. Man kömmt bey der Hauptwache an, umringt die Kanone, und kaum kann der staunende Officier heraus bringen, daß man in selber ein Schnupftuch suche. Man bittet um die Erlaubniß, den Stoppel wegnehmen zu dürfen, und das Schnupftuch wird, zum Staunen und unter dem Beyfallrufen der versammelten Menge, aus der Kanone heraus gezogen, und im Triumphe zurück gebracht. Ein anderes Mahl versetzte Herr Chalon eine Uhr auf die Säule der heil. Dreyfaltigkeit am Graben; ein drittes Mahl in die mit Tabak gefüllte Büchse einer Tabak-Teaftkantinn. Man muß gestehen, daß diese Täuschung sehr artig ist, und daß der Künstler Gehülfen haben müsse, die ihn auf eine sehr geschickte Art unterstützen. Was die übrigen Kunststücke betrifft, so haben Philidor, Jonas und mehrere andere die Geschwindigkeit und Täuschung auf einen weit höheren Grad getrieben, und wer Gelegenheit gehabt hat, einen Dilettanten in diesem Fache, Hrn. Müller d. i. zu sehen und mit Hrn. Chalon zu vergleichen, wird nicht anstehen, erstern den Vorzug zu geben.



Der Sammler.

Donnerstag, den —— 68. —— 7. Juny 1810.

Zwey Unterredungen des Fürsten de Ligne mit Jean Jaques Rousseau.

Als Rousseau aus seiner Verbannung zurück gekommen war (so erzählt der liebenswürdige Fürst), so ging ich, ihn in seinem Dachstübchen in der Straße Plâtrière aufzutreiben. Als ich die Treppe hinauf stieg, wußte ich noch nicht, wie ich mich gegen ihn benehmen sollte, um eine Unterredung mit ihm anzuspinnen; da ich aber gewohnt bin, mich meinem Instincte zu überlassen, mit dem ich auch jederzeit besser gefahren bin, als mit der Überlegung, so trat ich zu ihm hinein, und — stellte mich, als ob ich unrecht ginge. — Was gibt's? fragte Jean Jaques. — Mein Herr, antwortete ich, verzeihen Sie, ich suche Herrn Rousseau von Toulouse. — Ich bin nur Rousseau von Genf, sagte er. —

Ach ja! rief ich aus, der große Botaniker? ich seh' es wohl. Mein Gott, was für Kräuter! und was für dicke Bücher! die sind mehr werth, als die Geschriebenen. — Rousseau lächelte fast, und ließ mir sein Wintergrün (pervinca) sehen, welches ich nicht die Ehre habe zu kennen, wie auch alles, was zwischen den Blättern seiner Folio-Bände lag. Ich stellte mich, als ob ich diese uninteressante und sehr gemeine Sammlung bewunderte. Er setzte sich wieder zu seiner Arbeit, auf welche er die Nase sammt der Brille drückte, und fuhr fort, ohne mich anzusehen. Ich bath ihn um Verzeihung wegen meiner étourderie, und ersuchte ihn, mir die Wohnung des Herrn Rousseau von Toulouse anzuzeigen; aber aus Furcht, daß er es wirklich thun möchte, und dann unser Gespräch zu Ende wäre, fügte ich hinzu: ist es wahr, daß Sie so geschickt im Notenabschreiben sind?

Er hohlte mir kleine länglichte Bücher, und sagte: Sehen Sie, wie nett das ist. Dann sprach er von der Beschwerlichkeit dieser Arbeit, und von seinem Talente dafür, gerade wie Sganovell von dem Talente, Holzbündel zu machen. Die Ehrfurcht, welche mir ein Mann, wie dieser, einflößte, hatte, indem ich seine Thür öffnete, mich in eine Art von zitternder Bewegung gesetzt, und hinderte mich, eine Unterhaltung länger fortzusetzen, die endlich das Ansehen einer Fopperey erlangt haben würde. Ich wollte mir gleichsam nur einen Paß oder Eintritts-Billet verschaffen; mein Zweck war erreicht, und ich sagte ihm nun, daß ich vermuthete, er habe diese beyden Gattungen knechtischer Beschäftigungen bloß darum ergriffen, um die Gluth seiner Einbildungskraft zu dämpfen.

Ach! gab er zur Antwort, alles, was ich sonst gethan, um mich und andere zu unterrichten, hat mir allzu viel Böses zugefügt.

Das Einzige, sagte ich, worin ich ganz Ihrer Meinung bin, ist, daß ich, gleich Ihnen, gewisse historische und literarische Kenntnisse für gefährlich halte, wenn man nicht eine sehr gesunde Beurtheilungskraft besitzt. Augenblicklich legte er seine Musik, sein pervinca und

seine Brille bey Seite, sprach über diesen Gegenstand vielleicht schöner, als er je geschrieben hatte, und durchlief alle Schattirungen seiner Ideen mit einer Bestimmtheit, die in der Einsamkeit, über das viele Nachgrübeln und Schreiben, ihn bisweilen verließ; dann rief er mehrere Mahle aus: die Menschen! die Menschen! — Ich hatte mich nun schon so eingenistelt, daß ich es wagen durfte, ihm zu widersprechen. Diejenigen, sagte ich, die sich über die Menschen beklagen, sind doch auch Menschen, und können sich irren, wenn von andern die Rede ist. — Das machte ihn einen Augenblick nachdenkend.

Ich erklärte, daß ich auch gänzlich seiner Meinung wäre, über die Art, Wohlthaten zu geben und zu empfangen, und über die drückende Bürde der Dankbarkeit, wenn man den Wohlthäter weder lieben noch hochachten kann. Das schien ihm zu gefallen.

Ich erwähnte nun des andern Extrems, welches man fürchten müsse, nähmlich der Undankbarkeit. Das brachte seine Zunge blitzschnell in Gang, er hielt mir die schönsten Reden von der Welt, und mischte hier und da einige kleine sophistische Maximen hinein, die ich mir durch die Frage zugezogen hatte: Aber wie, wenn Hume es ehrlich gemeint hat? — Er fragte mich, ob ich Hume kenne? — Ich antwortete, daß ich eine sehr lebhafte Unterredung seinetwegen mit Hume gehabt, und daß ich, aus Furcht ungerecht zu seyn, in meinen Urtheilen fast immer sehr zögernd zu Werke ginge.

Seine häßliche Frau oder Magd unterbrach uns einige Mahle durch alberne Fragen über ihre Wäsche oder Suppe. Er antwortete ihr sehr sanft, und würde, wenn er auch von einem Stück Käse geredet hätte, diesen Gegenstand veredelt haben. Ich sah nicht, daß er das geringste Mißtrauen gegen mich hägte; ich hatte ihn aber auch, seit meinem Eintritte, so in Athem erhalten, daß er gar keine Zeit gewann, über meinen Besuch nachzudenken. Ich mußte endlich wider Willen diesem Besuche ein Ziel setzen; noch ein Mahl warf ich einen verstohlenen Blick auf den Verfasser der neuen Heloise, und verließ das Dachstübchen, den Aufenthalt der Ratten und das Heiligthum des Genies. Er stand auf, und begleitete mich mit einer Art von Interesse, fragte aber nicht nach meinem Nahmen. Er würde ihn doch nicht behalten haben, denn nur die Nahmen Tacitus, Sallust und Plinius konnten ihn interessiren. Aber als ich im vertrauten Zirkel bey dem Prinzen Conti, wo auch der Erzbischof von Toulouse, der Präsident d'Aligne, und mehrere Prälaten und Parlaments-Herren sich einfanden, in Erfahrung brachte, daß diese beyden Menschen-Classen gesonnen waren, Jean Jaques zu beunruhigen, so schrieb ich ihm jenen Brief, den er sehr zur Unzeit mittheilte oder abschreiben ließ, und der am Ende, ich weiß nicht, wie es zuging, in allen Zeitungen abgedruckt wurde. Er steht auch in Rousseau's Werken und in seinen Selbstgesprächen. Nach seiner gewöhnlichen Manier, hatte er die Güte, sich einzubilden, daß mein Anerbiethen einer Freystatt bloß ein Fallstrick wäre, den seine Feinde mich vermocht, ihm zu legen. Diese Narrheit hatte das Gehirn dieses unglücklichen großen Mannes ergriffen, der eben so sehr entzückte, als zurück stieß. Allein die erste Bewegung seines Herzens war gut; denn am andern Morgen, nachdem ich jenen Brief geschrieben, kam er, mir seine Erkenntlichkeit zu bezeigen. Ich traute meinen Ohren kaum, als man mir Rousseau meldete; ich traute meinen Augen kaum, als er die Thür öffnete. Ludwig XIV. konnte nicht stolzer seyn, als er die Gesandtschaft von Siam empfing.

Die Beschreibung seines Unglücks, das Gemählde, welches er von seinen vermeintlichen Feinden entwarf, die Verschwörung von ganz Europa gegen ihn, alles das würde mir weh gethan haben, wenn er es nicht mit dem ganzen Reitze seiner Beredsamkeit vorgetragen hätte. Ich suchte ihn davon abzubringen, indem ich ihn zu seinen ländlichen Spielen zurück führte. Ich fragte ihn, wie er, bey seiner Liebhaberey für das Landleben, sich habe entschließen können, mitten in Paris zu wohnen? — Darauf bewirthete er mich mit seinen allerliebsten Paradoxen über den Vortheil, zu Gunsten der Freyheit zu schreiben, wenn man eingesperrt sey, und den Frühling zu mahlen, wenn es schneye.

Ich sprach von der Schweiz, und zeigte ihm, ohne Affectation, daß ich seine neue Heloise auswendig wußte. Er stutzte darüber, und es schien ihm schmeichelhaft. Er wurde bald gewahr, daß, unter allen seinen Werken, nur Heloise nach meinem Geschmacke sey, und daß, wenn ich auch tiefdenkend seyn könnte, ich mir doch die Mühe nicht gäbe, es zu seyn.

Ich bin nie geistreicher gewesen (und ich glaube, es war zum ersten Mahle in meinem Leben), als während der acht Stunden, die ich in meinen beyden Unterredungen mit Jean Jaques zugebracht. Als er mir entschieden erklärte, daß er entschlossen sey, in Paris alle die Verhaftsbefehle abzuwarten, mit welchen die Geistlichkeit und das Parlament ihn bedrohten, so erlaubte ich mir einige etwas herbe Wahrheiten über seine Begriffe von Berühmtheit, und ich erinnere mich, ihm ge-

sagt zu haben: „je mehr Sie sich verbergen, je mehr ziehen Sie die Augen auf sich, und je menschenfeindlicher Sie werden, je mehr bekümmern sich die Menschen um Sie."

Seine Augen glichen zwey Sternen. Das Genie blitzte aus seinen Blicken, und electrisirte mich. Ich entsinne mich, daß ich damit schloß, ihm mit bethränten Augen zwey oder drey Mahl zu wiederhohlen: „Seyn Sie glücklich! seyn Sie glücklich wider Ihren Willen. Wenn Sie den Tempel nicht bewohnen wollen, den ich Ihnen in meiner souveränen Reichsherrschaft erbauen werde, wo es weder Parlament noch Geistlichkeit, aber die besten Schafe von der Welt gibt, nun wohl, so bleiben Sie in Frankreich. Wenn, wie ich hoffe, man Sie da in Ruhe läßt, so verkaufen Sie Ihre Werke, kaufen Sie ein hübsches kleines Landhaus bey Paris, öffnen Sie Ihre Thür bisweilen einigen Ihrer Bewunderer, und bald wird man nicht mehr von Ihnen reden."

Ich glaube, ein solcher Vorschlag behagte ihm nicht; denn auch in Ermenonville würde er nicht geblieben seyn, wenn der Tod ihn nicht dort übereilt hätte; aber er schien doch gerührt von der Wirkung, die er auf mich machte, und überzeugt von meinem Enthusiasmus für ihn; denn er bezeigte mir mehr Interesse und Erkenntlichkeit, als er sonst gegen irgend jemand zu thun pflegte, und, als er ging, hinterließ er in mir die nähmliche Leere, die man empfindet, wenn man aus einem schönen Traume erwacht.

Der Todtengräber.

Den Todtengräber achtet
Gering der Unverstand,
Doch wer sein Thun betrachtet,
Drückt freundlich ihm die Hand.

Gelehrte Zünftler nennen
Zwar einen Layen mich;
Doch jeder muß bekennen:
Ein Lehrer sey auch ich.

Sie sprechen vom Katheder
Der Worte viel herab:
Ich, ohne Buch und Feder,
Ich lehr' auf einem Grab.

Bleibt auch die Welt stets sündlich;
Bleibt manches Ohr gleich taub,
Ich lehre dennoch stündlich:
O Mensch! was bist du? — Staub!

Ich lehre: Werdet besser;
Denkt an des Moders Graus!
Bewohner stolzer Schlösser,
Denkt an das enge Haus!

Mir selber sag' ich: Haben
Wird es dereinst auch dich!
Für and're muß ich's graben;
Ein and'rer gräbt's für mich.

Entrückt dem Land voll Kummer,
Entrückt der langen Pein
Den Redlichen ein Schlummer,
Ich senk' ihn segnend ein.

Und fröhlich mehr, als schmerzlich,
Denk' ich: Er hat vollbracht!
Und sag' ihm stumm und herzlich
Die letzte gute Nacht.

Und denk': Er wird erstehen,
O Erd', aus deinem Schooß.
Verwesen, nicht vergehen,
Ist unser Pilgerloos!

Am Sarg der Bösewichter
Denk' ich in meinem Sinn,
Daß ich nicht Todtenrichter,
Nur Todtengräber bin.

In ihre dunkle Kammer,
O schreckliches Gericht!
Stöhnt Fluch der Witwen Jammer;
Ich aber fluche nicht.

Ich fühl' in tiefer Seele
Des Mitleids sanftern Trieb,
Und denk' an eig'ne Fehle,
Und bitte: Herr, vergib!

Ich seufze schwer, und klage,
Verkürzt oft freventlich,
Verkürzt die kurzen Tage
Der Mensch noch selber sich.

Ich traure, wenn der Seuchen
Pestvoller Athem weht;
Ich schaud're, wenn mit Leichen
Der Krieg das Feld besät.

Denk' ich der Trennung Schmerzen
An manchem Grabe mir,
Und die zerriss'nen Herzen,
So bricht das meine schier.

Ich lasse, tief erschüttert,
Den Thränen freyen Lauf,
Und meine Rechte zittert,
Und hört zu graben auf.

Wohl schlummern manche Reiche;
Doch wer trägt Leid um sie?
Wer weint bey ihrer Leiche,
Voll süßer Sympathie?

Von dumpfen Trauertönen
Der Glocke nur beklagt,
Bleibt ihrem Staub der Thränen
Geweihter Zoll versagt.

Denn ach! die Armen fühlten
Nicht and're Lust, noch Schmerz;
Dem Gold, in dem sie wühlten,
Dem Gold nur schlug ihr Herz.

Ein Menschenherz, wie kläglich!
Erstarrt, durch Geitz erstarrt!
Die Thoren scharren täglich,
Bis man sie selbst verscharrt;

Und keiner sie bedauert,
Und niemand sie vermißt,
Und selbst der Freund nicht trauert,
Und jeder sie vergißt.

Drum liebt, liebt eure Brüder,
Und lindert ihre Noth!
Wer liebt, den liebt man wieder,
Im Leben und im Tod.

Gießt Öhl in jede Wunde;
Fühlt des Erbarmens Lust!
Bannt noch zur guten Stunde
Den Haß aus eurer Brust!

Seyd rascher Schuldvergeber,
Und zürnt nicht ewig, nein!
Denkt an den Todtengräber,
An ihn denkt, Groß und Klein!

Weisse.

Noten zur Menschenkunde.

Die Hagestolzen sprechen sich gemeiniglich in zwey Extremen — in einer gesuchten oft übertriebenen Eleganz ihrer Person und Umgebungen — oder in einer cynischen Lebensweise aus. Die erstern wollen doch wenigstens den Schönen noch gefallen, und — interessiren, wenn sie auch sonst nichts wollen. Die Toilette, die Reinigung ihres Hausgeräths, die Besuche, die sie ihren Pferden, ihren Hühnern und Tauben, ihrer zierlichen Bibliothek u. s. w. machen, vertreiben ihnen die langen Stunden im Genusse einer — süßlichen Selbstbeschauung. In ihrem Hause herrscht gemeiniglich ein ausgestellter Glanz, und eine eigensinnige Ordnung bis in das Kleinlichste hinein, und in fremden Häusern beleidigt sie nichts so sehr, als die Saloperie. Überall umgibt sie die studierteste Reinlichkeit, wie wir dieß ebenfalls bey alten unverheiratheten Frauenzimmern bemerken — auch wohl das Farbige und Bunte, da der Unbeweibte gleichsam in einem Stande der Kindheit verweilt, der durch die Ehe verwischt und aufgehoben wird. — Die cynischen Hagestolzen sind gerade die Antipoden der vorhergehenden. Sie halten keine Rechnung mit ihrem Äußern und ihren Umgebungen; sie verachten das Urtheil des Wohlstandes über ihre Sittenweise; sie haben sich so ganz der gemeinen Bequemlichkeit hingegeben, und einige vermodern gleichsam bey lebendigem Leibe. Es ist bemerkenswerth, daß oft die vortrefflichsten Köpfe, welche ein tiefes Gefühl für das Schöne in der Natur und Kunst besitzen, und überall mit lebendiger Wärme nur das Ideale aufsuchen, das Unreine ihrer Persönlichkeit nicht zu bemerken scheinen, so lange sie unverheirathet sind. Allgemeiner sind noch folgende Sittenzüge des Hagestolzen überhaupt:

a) Eine abgemessene, bisweilen pedantische und linkische Veneration gegen das schöne Geschlecht, die sich sogar oft der Demuth nähert, als ob man die Schönen wegen seiner Ehelosigkeit um Verzeihung bitten wolle. Diese Veneration kann aber auch oft nur absichtlich strategisch seyn, indem man durch das Ceremoniel in einer weiten Entfernung von einander bleibt, und durch die kalte Übung der Galanterie das Entgegenkommen eines weiblichen Herzens verhindert. Die Frauen wissen diesen manierirten Ton des Umganges auch sehr bald von dem wahren herzlichen zu unterscheiden, und nehmen ihn ganz für das, was er ist, für leeren Schein.

b) Ein strenges unerbittliches Critisiren in Gesprächen oder auch in Schriften gegen freyere weibliche Sitten, gegen die kleinste Vernachläßigung ihres Wohlstandes, mit Klagen über die verschwundene alte sittsame Zeit. Aber diese Critik geht nicht immer aus eigener Reinheit des Herzens hervor, sondern ist oft wiederum nur ein Strategem, um sich in seinem Glauben an die Vernunftmäßigkeit des ehelosen Lebens zu befestigen. Der Hagestolz glaubt sich immer noch in Gefahr, von einem weiblichen Herzen überwunden zu werden, und darum ist ihm selbst der kleinste Fehler der weiblichen Sitte so willkommen, weil er ihm neuen Muth gibt, das weibliche Geschlecht von sich abzuwehren. — Daher denn auch

c) sein Mißtrauen gegen die Weiber überhaupt, als ob die Treue keiner einzigen zu verbürgen sey, und die Wandelbarkeit in dem Innern ihrer Natur liege; — oder, wenn das weibliche Herz auch aufrichtig liebe, der Mann in desto größere Gefahr gerathe, beherrscht zu werden. Dieß ist die Sprache jener Freymänner, die es für schimpflich halten, von dem gütigen Willen einer Gattinn abzuhängen, während sie ganz andere und gemeine Fesseln mit kindischer Geduld tragen.

Pockels.

Notitzen.

Rom. — Das herrliche Fresco-Gemählde Daniel Volterra's, die Beerdigung Christi vorstellend, welches sich in der Kirche de la Trinita de Monti befand, ist nunmehr glücklich abgenommen und von Herrn Palmaroli auf Leinwand übergetragen worden. Die Idee, Gemählde alter Meister auf diese Art vor der Zerstörung der Zeit zu sichern, ist eine der glücklichsten, welche man sich denken kann, und man wird sich dadurch in den Stand gesetzt sehen, die Gemähldesammlungen mit einer Menge trefflicher Arbeiten zu bereichern. Bisher hat man nur Öhlgemählde auf Holz oder Leinwand auf andere Leinwand zu bringen gesucht, und geglaubt, es sey unmöglich, dieß auch mit Gemählden al fresco zu versuchen.

Herr Palmaroli hat das Gegentheil bewiesen; indessen hat er die Art und Weise, wie er dabey zu Werke geht, noch nicht bekannt machen wollen. Man erblickt aber das Gemählde jetzt eben so auf der Leinwand, als es noch vor wenig Monathen auf Kalk zu sehen war. Es soll bald nach Paris gebracht werden.

Kenner weisen diesem Bilde einen sehr hohen Rang an.



Der Sammler

Samstag, den —— 69. —— 9. Juny 1810.

Mein Aufenthalt bey Voltaire.

Vom Fürsten de Ligne.

Das Beste, was ich bey Voltaire thun konnte, war, nicht selbst geistreich scheinen zu wollen. Ich sprach nur, um ihn sprechen zu machen. Ich bin acht Tage in seinem Hause gewesen, und sehr gern möchte ich alle die erhabenen, einfachen, munteren, allerliebsten Dinge mir in's Gedächtniß rufen, die unaufhörlich von ihm ausströmten; aber in der That, das ist unmöglich. Ich lachte oder ich bewunderte, stets war ich berauscht. Ja sogar bis auf seine Fehler, seine irrigen Kenntnisse, seine Vorurtheile, seinen Mangel an Geschmack für die schönen Künste, seine Launen, seine Ansprüche, das, was er nicht seyn konnte, und das, was er war, alles schien mir reitzend, neu, pikant und überraschend. Er mochte gar zu gern für einen tiefen Staatsmann oder für einen Gelehrten gehalten werden, allenfalls sogar auf die Gefahr, Langeweile zu machen. Damahls liebte er die Englische Constitution. Ich sagte ihm einmahl: Geben Sie ihr das Meer zur Stütze, sonst würde sie bald zu Grunde gehen.

„Das Meer?" antwortete er, „Sie werden darüber eine Menge Betrachtungen in mir veranlassen."

Man meldete ihm jemand aus Genf, der ihm langweilig schien. Geschwind! geschwind! rief er, etwas Tronchin! — das hieß: man sollte ihn für krank ausgeben. Der Genfer ging.

Was halten Sie von Genf? fragte er mich eines Tages, als er erfahren, daß ich des Morgens dort gewesen war. Ich wußte, daß er zu jener Zeit Genf verabscheute. — Eine abscheuliche Stadt! antwortete ich, ob es gleich nicht wahr ist. — Ich erzählte ihm, in Gegenwart von Madame Denys, eine Anecdote, die ihr selbst begegnet war, von der ich aber glaubte, Madame de Geoffigny sey die Hauptperson dabey gewesen. Herr von Ximenes nähmlich hatte sich gegen sie vermessen, sie solle ihm keinen Vers hersagen, dessen Verfasser er nicht augenblicklich zu nennen im Stande sey. In der That fehlte ihm auch nicht ein einziger. Madame Denys, um ihn dennoch zu erhaschen, recitirte ihm vier Zeilen, die sie auf der Stelle selbst machte. „Nun, Herr Marquis? von wem sind diese?" — de la chercheuse d'esprit, Madame. (Diese Antwort ist schwer zu übersetzen. Wo ich nicht irre, gibt es ein Französisches Lustspiel unter dem Titel: La chercheuse d'esprit. Die Sache ist auch unter den Deutschen bekannt genug, aber das Wort fehlt. Man könnte allenfalls die Witzjägerinn sagen.) „Bravo! bravo!" rief Voltaire, „potz Wetter! ich glaube, sie muß sehr dumm dabey ausgesehen haben; lache doch lieber nicht."

Er beschäftigte sich damahls mit der Kirchengeschichte des langweiligen Abbé Fleury, die er herunter machte und auslegte. „Das ist keine Geschichte," sagte er mir, „das sind Geschichtchen. Ich erlaube niemanden, als Bossüet und Flechier, gute Christen zu seyn." — Aber

doch auch einigen ehrwürdigen Vätern, antwortete ich, deren Kinder Sie recht artig erzogen haben? — Er sprach viel Gutes von Ihnen. — Sie kommen von Venedig? sagte er, haben Sie den Procurator Prococurante gesehen? — Nein, ich erinnere mich seiner nicht. — Sie haben also den Candide nicht gelesen? fuhr er zornig fort, denn er pflegte zu gewissen Zeiten immer eines seiner Werke am meisten zu lieben.

„Um Verzeihung, ich war zerstreut, ich dachte eben an die Verwunderung, die mich ergriff, als ich die Venetianischen Gondolirer Tasso's befreytes Jerusalem absingen hörte." — Ey, wie das? — Gleichwie vormahls Menalk und Mäliböus prüfen sie die Stimmen und das Gedächtniß ihrer Cameraden auf dem großen Canale während der schönen Sommernächte. Einer fängt an, eine Art von Recitativ zu singen, ein anderer antwortet und fährt fort. Ich glaube nicht, daß die Pariser Fiacres die Henriade auswendig wissen, auch würden sie, in ihren rauhen, unedlen Tönen, mit ihren Branntweinsstimmen und Kehlen, die herrlichen Verse sehr schlecht anstimmen. — „Weil die Walches (so nannte er bekanntlich die Franzosen) Barbaren sind, Feinde aller Harmonie, Leute, die einen erwürgen, mein Herr. Das gilt vom Volke; und unsere geistreichen Leute haben des Geistes so viel, daß sie ihn sogar auf den Titeln ihrer Bücher anbringen. Ein Buch über den Geist (von Helvetius) das ist ein Poltergeist; vom Geist der Gesetze (von Montesquieu) das ist: etwas Geistreiches über die Gesetze. Ich habe nicht die Ehre, es zu verstehen. Hingegen verstehe ich die Persischen Briefe sehr wohl (auch von Montesquieu), das ist ein gutes Buch. — Es gibt einige Schriftsteller, für welche Sie Achtung zu hägen scheinen? — Ganz gewiß, man muß wohl. D'Alembert, zum Beyspiel, der, weil er keine Einbildungskraft besitzt, sich für einen Geometer ausgibt; Diderot, der, um glauben zu machen, daß er deren besitze, ein schwülstiger Declamator wird; Marmontel, dessen Poetik, unter uns gesagt, unbegreiflich ist. Diese Leute möchten sagen, die Eifersucht spräche aus mir. Am Hofe hält man mich für einen Tadler und Schmeichler; in der Stadt für zu philosophisch; in der Akademie für einen Feind der Philosophen; in Rom für den Antichrist, wegen einiger Scherze über die Römischen Mißbräuche, und einiger Späßchen über den Orientalischen Styl; im Parlament für einen Verfechter des Despotismus; für einen schlechten Franzosen, weil ich Gutes von den Engländern gesagt habe; für einen Räuber und Wohlthäter an den Buchhändlern; für einen Libertin wegen des Mädchens von Orleans, welches meine Feinde sehr angeschwärzt haben; für einen Neugierigen und Complimenten-Macher gegen geistreiche Leute; für intolerant, weil ich die Toleranz predige.

„Haben Sie jemahls ein Epigramm oder ein Spottlied von meiner Arbeit gesehen? das ist der wahre Stämpel der Boshaften. Diese Rousseau's haben mich zum Teufel gewünscht. Anfangs stand ich mit Beyden auf einem recht guten Fuße. Bey Ihrem Vater und Ihrem Verwandten, dem Herzoge von Aremberg, trank ich Champagner mit dem Ersten, der beym Abendessen einschlief; mit dem Zweyten habe ich kokettirt, und, weil ich gesagt habe, daß er mir Lust machte, auf allen Vieren zu gehen, hat man mich aus Genf verjagt, wo man ihn verabscheut."

Über etwas Albernes, wenn es ihn überraschte, oder über ein erbärmliches Wortspiel konnte er herzlich lachen, auch erlaubte er sich selbst bisweilen einer Albernheit (bêtise). Er war außer sich vor Freuden über einen Brief des Chevalier Litta, den er mir zeigte, und der ihm, wegen einer Uhren-Commission, die er schlecht ausgerichtet, den Vorwurf machte: „Sie müssen doch auch recht dumm seyn u. s. w." — Ich glaube, daß ich es war, an den er seinen, nachmahls so oft wiederhohlten Scherz, über die Krähe, richtete, und ich gab Veranlassung dazu, als er mich fragte, wie ich sie fände? — Nigra, antwortete ich, ohne Formosa zu sagen. Er schenkte mir auch seinen Pater Adam nicht, und dankte mir, daß ich dem Pater Griffet, den er sehr liebte, eine Freystatt gegeben, empfahl mir auch den Pater Neufville.

Einst sagte er mir: Man behauptet, daß ich vor Ärger platze, wenn ich Kritiken über mich lese. Da ist eine, kennen Sie sie? Wo zum Henker hat der Mensch, der nicht einmahl orthographisch zu schreiben versteht, und der der Dichtkunst bisweilen Gewalt anthut, wie einem Lager, diese wohlgerathenen Verse gegen mich hergenommen?

> Candide est un petit vaurien,
> Qui n'a ni pudeur ni cervelle;
> Ah! qu'on le reconnoit bien
> Pour le Cadet de la pucelle.

(Candide ist ein kleiner Taugenichts, der weder Scham im Leibe, noch Hirn im Kopfe hat; man erkennt ihn sogleich für den jüngern Bruder des Mädchens von Orleans.) — Sie scheinen mir in diesem Augenblicke nicht gut mit ihm zu stehen, sagte ich; das ist eine Deutsche und verliebte Zankerey zu gleicher Zeit.

(Querelle d'Allemand et d'amant à la fois.) — Diese kleine Albernheit machte ihn lächeln. Er sagte deren selbst oft, und hörte sie gern. Man hätte glauben sollen, er zanke sich bisweilen mit den Todten, wie man sich sonst nur mit Lebendigen zanket. Seine Beweglichkeit machte, daß er sie bald etwas mehr, bald etwas weniger liebte. Damahls, zum Exempel, waren es Fenelon, Lafontaine und Moliere, die in seiner höchsten Gunst standen.

„Liebe Nichte," sagte er zu Madame Denys, „wir wollen ihm etwas Moliere vorsetzen. Wohlan, ohne Umstände, die gelehrten Weiber, die wir kürzlich gespielt haben." Er selbst spielt den Trissotin, so schlecht als nur immer möglich, aber die Rolle machte ihm viel Spaß. Madame Dupuis als Martine gefiel mir außerordentlich, und verursachte mir bisweilen Zerstreuungen, wenn der große Mann redete. Das liebte er nicht. Ich erinnere mich, daß, als eines Tages seine schönen Schweizer-Mägde, die wegen der Hitze bis an die Achseln entblößt waren, an mir vorüber gingen, oder mir Sahne brachten, er sich plötzlich unterbrach, sehr zornig die schönen Hälse mit vollen Händen faßte, und ausrief: „Busen hier! Busen dort! geht zum Teufel!" —

Nie hat er mit mir gegen das Christenthum oder gegen Freron ein Wort gesprochen. Ich liebe die falschen Leute nicht, sagte er, und die sich widersprechen. Wer für oder wider alle Religionen förmlich schreibt, ist ein Narr. Was ist das, zum Beyspiel, für ein Glaubensbekenntniß des Vicarius aus Savoyen von Jean Jaques? —

Er war damahls am heftigsten erbittert gegen ihn; doch selbst in diesem Augenblicke, wo er ihn ein Ungeheuer schalt, und sagte, daß man einen Mann wie ihn nicht verbanne, aber daß Verbannung Tod sey; unterbrach man ihn mit den Worten: ich glaube, er tritt da eben auf Ihren Hof. „Wo ist der Unglückliche!" rief er aus, „er soll kommen, meine Arme sind offen! er ist vielleicht von Neufchatel und aus der dortigen Gegend vertrieben worden? man führe ihn her zu mir! Alles, was ich habe, gehört ihm!" —

Herr von Constant bath sich in meiner Gegenwart seine Russische Geschichte aus. Sie sind nicht wohl gescheid, sagte er, wenn Sie wirklich etwas lernen wollen, so nehmen Sie die von Lacombe zur Hand, der hat weder Medaillen noch Pelzwerk bekommen.

Damahls war er sehr unzufrieden mit dem Parlamente, und wenn er an seiner Gartenthür seinen Esel antraf, so sagte er: ich bitte, Herr Präsident, spatzieren Sie vorbey. — Die Mißverständnisse, die ihm aus Lebhaftigkeit begegneten, waren häufig und drollig. Einen Clavierstimmer seiner Nichte nahm er für ihren Schuster, und als er endlich seinen Irrthum gewahr wurde, rief er aus: „Mein Gott! ein Mann von Talenten! verzeihen Sie, mein Herr, ich wollte Sie zu meinen Füßen setzen, und ich bin zu den Ihrigen." — Einst trat ganz plötzlich ein Krämer mit Hüten und grauen Schuhen in den Saal. Voltaire (der so mißtrauisch gegen alle Besuche war, daß er mir sogar gestand, er habe aus Furcht, daß der meinige langweilig seyn möchte, auf gut Glück Arzeney eingenommen, um nur behaupten zu können, er sey krank), Voltaire rettete sich in sein Cabinet. Der Krämer folgte ihm, rufend: Mein Herr! mein Herr! ich bin der Sohn einer Frau, für die Sie einst Verse gemacht haben. — O das kann wohl seyn, ich habe so viel Verse für so viele Frauen gemacht. Ihr Diener, mein Herr. — Es war Madame de Fontaine Martel. — Ey ja, sie war sehr schön. Ihr Diener, mein Herr — und damit wollte er wieder in sein Cabinet. — Wo haben Sie den trefflichen Geschmack hergenommen, den man in diesem Saale bemerkt? Ihr Schloß, zum Exempel, haben Sie es gebaut? — Jetzt kam Voltaire zurück. O ja, ich, mein Herr! ich habe alle Zeichnungen dazu geliefert. Betrachten Sie die Anlage dieser Treppe. Nun? wie? — Mein Herr, eigentlich hat mich bloß das Vergnügen, den Herrn von Haller zu sehen, nach der Schweiz gezogen. (Voltaire zog sich wieder zurück nach seinem Cabinet.)

Mein Herr! mein Herr! das muß Ihnen viel gekostet haben. Welch' ein allerliebster Garten! — O, sagte Voltaire, indem er sich wieder zeigte, mein Gärtner ist ein Esel, ich habe das alles angegeben. — Das glaube ich. Dieser Haller ist ein großer Mann. (Voltaire ging.) — Wie viel Zeit ist wohl erforderlich, um ein eben so schönes Schloß zu bauen? — Voltaire kam wieder. Ohne es zu wollen, spielten mir die beyden die drolligste Scene von der Welt vor, und ich habe deren noch weit mehrere von Voltaire gesehen, die durch seine Lebhaftigkeit, seine Launen, seine Reue veranlaßt wurden. Bald war er Gelehrter, bald Hofmann aus den Zeiten Ludwig XIV., bald der beste Gesellschafter.

Wenn er den Erb-, Lehn- und Gerichtsherrn auf seinem Dorfe machte, dann war er sehr komisch. Er sprach mit seinen lumpichten Bauern, als wären es Römische Gesandte oder Trojanische Prinzen gewesen. Er veredelte alles. Einmahl wollte er fragen, warum man ihm niemahls Hasenpfeffer auf den Tisch brächte,

und drückte sich darüber gegen einen alten Wächter folgender Gestalt aus: „Mein Freund, gibt es denn keine Thierwanderungen mehr von meinem Gute Tourney nach meinem Gute Ferney?" — Er trug beständig graue Schuhe, eisengraue, aufgerollte Strümpfe, eine Weste, die ihm bis auf die Knie ging, eine große lange Perücke, und ein schwarzes Sammet-Käppchen. Sonntags zog er bisweilen ein schönes, braunrothes Kleid an, Weste und Beinkleider von gleichem Stoffe; aber die Weste mit langen Schößen und stark verbrämt, große Spitzen-Manschetten, die ihm bis an die Fingerspitzen reichten, denn so, sagte er, bekommt man ein nobles Ansehen.

Für alle seine Umgebungen war Voltaire sehr gutmüthig, und machte sie zu lachen. Er verschönerte alles, was er sah und hörte. Er legte einem Officier von meinem Regimente Fragen vor, und fand dessen Antworten sehr sinnvoll. Von welcher Religion sind Sie? — Meine Ältern haben mich katholisch erziehen lassen. — Eine treffliche Antwort, rief Voltaire, er sagt nicht, daß er katholisch ist. — Alles das scheint nur lächerlich, und geeignet, um ihn lächerlich zu machen; aber man mußte ihn sehen, belebt von seiner schönen, glänzenden Einbildungskraft, mit vollen Händen Geist und Witz verstreuend, und Allen um sich her davon mittheilend; geneigt, immer das Gute, das Schöne zu sehen und zu glauben, seine Meinungen verfechtend, und andere dafür stimmend, alles beziehend auf das, was er schrieb und dachte, zum Reden und Denken diejenigen erweckend, die dessen fähig waren, allen Unglücklichen Beystand leistend, für arme Familien bauend; ein gutmüthiger Mensch in der seinigen, ein gutmüthiger Mensch in seinem Dorfe, ein gutmüthiger und zugleich großer Mann! eine Verbindung, ohne welche man nie weder das eine noch das andere vollkommen ist; denn das Genie macht die Güte umfassender, und die Güte verleiht dem Genie mehr Gemüthliches.

Gedanken.

Oft hat man das Leben mit einer Schiff-Fahrt verglichen, wo es scheine, daß jeder seiner eigenen Magnetnadel folge; daher die vielen Durchkreutzungen und Collisionen der Menschenschicksale sich erklären ließen. — So ist es! Wir steuern alle nach dem Norden der Todesnacht: aber der Compaß weiset, nach Unterschied der Standpuncte, verschieden; der Abweichungen der Magnetnadel gibt es unendlich viele.

Jean Paul sagt irgendwo: „Frauen sind die wahren Stillen im Lande." — Was würde er wohl antworten, wenn ihn jemand fragte: Auch im Hause?

B—i.

Notizen.

Wien. — Wir werden diesen Sommer noch das Schauspiel einer Luftfahrt, und zwar von Inländern, genießen. Die Herren Doctoren Kraskowitz und Menner haben einen Ballon von 22 Schuhen im Durchmesser, und 72 Schuhen im Umfange verfertigt, den sie dem Publicum in der k. k. Reitbahne zur Besichtigung ausstellen. Der Ballon ist mit vieler Sorgfalt gearbeitet. Das mit dem Apparate verbundene Parachute ist ober dem Ballon angebracht, so daß, wenn demselben ein Unglück widerfahren sollte, die Gondel schon an dem Parachute befestiget ist, und der Reisende mittelst selber unbeschädigt zur Erde kömmt. Das Netz besteht aus Bändern von Gros de Tour. — Zur Verfertigung des Ballons wurden 800 Ehlen Taffet, und zu dem Netze und zur Befestigung der Gondel 1500 Ehlen Bänder gebraucht. Die nähmlichen Physiker haben, am Tage des Einzugs des Fürsten v. Neufchatel, auf der hiesigen Sternwarte einen kleinen Ballon in die Luft steigen lassen. — Noch hat es keinem hiesigen Physiker, Hrn. Stuwer ausgenommen, der im Jahre 1783 eine ungeheure Mongolfiere, die ein beynahe armdickes Seil absprengte, und mit 4 Menschen aufflog, geglückt, sich in die Luft zu erheben. Allein alle Apparate zu dieser Fahrt lassen hoffen, daß sie vollkommen gelingen werde.

Paris. — Der neue bedeckte Marktplatz in dem Umkreise des Tempels ist fast vollendet; er macht nun die größte Halle auf der Welt aus. Man erblickt einen wahren Wald von Säulen, welche Dächer von Ziegeln tragen, von denen immer eins an das andere stößt. Der Platz selbst ist durch zwey sich kreutzende Straßen in vier ungleiche Theile gesondert, der ganze nördliche Theil hat in seiner Breite sieben Alleen, und vierzig in der Länge. Daher können hier bequem 1120 Comptoirs von Leinwandhändlern angelegt werden. Die andere Seite hat gleiche Länge. Im Ganzen wird dieser neue und elegante Platz eine immerwährende Messe enthalten, von mehr als 1800 Kramladen, und da braucht man nur auf jeden Pfeiler einen zu rechnen.

Vor einiger Zeit starb auf einem Landhause, unweit Paris, der unter dem Nahmen Cousin Jacques bekannte Schriftsteller, Jacques Reigny de Beffroy. Unglück, Kummer, und ein äußerst reitzbares Gefühl hatten seit zwey Jahren seine Gesundheit sehr angegriffen, seinen ganzen Character umgewandelt, und selbst einen schwächenden Einfluß auf seine Geisteskräfte geäußert. Er hatte eigentlich von der Natur eine sehr heitere Stimmung erhalten, und sein Talent zeigte viel Originalität. Er war ein großer Freund der Musik, spielte mehrere Instrumente, sang gut, und besaß viel Kenntniß im Theater-Wesen; sein Nicomede dans la lune, und seine petite Nanette werden seinen Nahmen bey den Freunden der dramatischen Kunst in ehrenvollem Andenken erhalten.

Berichtigung. Im Blatte Nro. 66 ist durch Versehen des Abschreibers in den Notitzen, Spalte 1, Z. 9 von unten, nach: und, Herr Ehlers, ausgeblieben.



Der Sammler

Dinstag, den — 70. — 12. Juny 1810.

Bruchstück aus Lafontaines neuestem Roman: Der Hausvater.

Capitain Bloem an Roger.

Der Nahme Reland, den mir das Mädchen nannte, fuhr in meine Seele, und hob eine versunkene Insel voll Blüthen und Lusthaine in meiner Seele wieder empor. Ich will Dir sagen, warum. Nach meiner ersten Reise nach Ostindien lagen wir in Liverpool vor Anker, unter dem Vorwande, Waaren einzunehmen, eigentlich aber, um unsere Waaren durch Schmugler ans Land zu schaffen. Es lagen mehr Schiffe zu dieser Absicht hier; zwischen Felsen und Klippen schlichen sich die Boote in eine kleine Bai zur Nacht, und man lud die Waaren in eine Höhle, die nur wenigen bekannt war.

Ganz in der Nähe dieses Orts hatte der Count Dunbar einen Landsitz. Seine Leute späheten die Waarenniederlage aus, zeigten sie an, und die Schmugler verloren sehr viel. Die erbitterten, verwegenen Kerle schwuren Rache dem Hausgesinde des Grafen, dem Grafen selbst.

Was kümmerte mich das! ich wußte es nicht. Mein Capitain, der mich liebte, fast wie seinen Sohn, gab mir Erlaubniß, allen meinen Grillen nachzugehen, und meine Grille war: ich hatte mich an dem wildesten Platze von ganz England wie ein Einsiedler angesiedelt. Eine kleine Bai, rings von Felsen gegen alle Winde geschützt, drang in das Felsenufer ein. Felsen war über Felsen gethürmt, und an den Seiten hingen große Fichten steil über das Meer hinaus, und von oben stürzte ein Bach vier hundert Fuß herab, zerstäubte auf einem Felsen, und zauberte durch diesen ewigen Regen ein wundergrünes Thal hervor, mit wilden Rosen bewachsen, einen Feenaufenthalt, der keinen andern Ausgang hatte, als meine kleine Bai.

Hier hing meine Hängematte, unter dem Schutze eines überhangenden Felsens. Hier stand das Zelt unsers Büchsenschäfters, das der Capitain mir erlaubt hatte, und meine ganz kleine Haushaltung. Ich war gewiß, hier konnte mich kein Zauberer finden; denn der Eingang der Bai war so eng, von zwey Felsen so verborgen, daß nur ein leichter Nachen durchschlüpfen konnte. Ach, wie oft habe ich mich hieher in diese freundliche Öde zurück gewünscht! Das Meer umher war wie ein Spiegel.

Ich ruderte an dem Felsen hin, um Vögel zu schießen, oder Austern bey der Ebbe zu sammeln, und zu angeln. Ich fing so gar an, mein kleines Königreich zu verschönern. Ich war höchst glücklich.

Eines Morgens fahre ich am Gestade der Felsen am Ufer weg, Austern zu suchen. Auf ein Mahl höre ich ein lautes, kurzes Geschrey. Ich sehe auf, und ein Boot mit Schmuglern schießt von der andern Seite dem Ufer zu, mit einem lauten, barbarischen Geschrey. Sie stiegen ans Land, und verfolgten ein Paar Mädchen, die aber einen großen Vorsprung hatten.

Die Schmugler bemächtigten sich der Kleider am Ufer; wahrscheinlich hatten die Frauenzimmer sich hier gebadet. Ich biege um einen Felsen, um zurückzufahren, und an dem Felsen duckt sich ein Mädchen, in einem Badehemde von Flanell sehr nymphenhaft gekleidet, um meinem Anblick zu entgehen. Da sie sah, daß ich sie erblickte, streckte sie mir zwey weiße Arme, die bis an die Schultern bloß waren, entgegen, doch immer die Augen auf das Land gerichtet nach dem Haufen der Schmugler. „Ich bin kein Schmugler," rief ich ihr leise zu — „ich bin ein ehrlicher Mann. Kommen Sie hieher in meinen Nachen! Sie war außer sich vor Furcht; aber sie sah an meiner Uniform, daß ich kein Schmugler war."

„Schnell! Schnell!" rief ich — „ehe die Leute Sie sehen; und das müssen sie, wenn sie zurückkommen!"

Da hob sie sich aus dem Meer empor, das sie verhüllte, wie die schöne Göttinn des Meers, und trat in meinen Nachen.

Welch ein Anblick, Roger, für einen jungen Menschen von acht und zwanzig Jahren! Das blonde Haar fiel in natürlichen, reichen, schönen Locken um die Schultern, um die jugendliche Brust, die sie verbergen wollte. Das nasse Gewand schmiegte sich an die schönen Glieder, und machte sie zu einer unbekleideten Bildsäule der Göttinn der Liebe, die den Wellen entsteigt. Sie fiel mir sogleich zu Füßen, nicht, um mich zu bitten, sondern nur, ihre Reize zu verhüllen.

Das schöne Gesicht, blaß von Schrecken, und erröthend vor Scham, übergoß sich mit Thränen. Ich setzte ihr schnell einen Hut auf, und warf ihr meinen Überrock, der im Nachen lag, über. Ach, sie erröthete tausend Mahl, da ich ihr den Rock anziehen half, der sie verhüllte, und verstellte: „Setzen Sie sich, und nehmen Sie meine Büchse," sagte ich leise.

In dem Augenblick rief mich ein Schmugler an. Ich antwortete: „Ein Holländer von der Schwalbe." Man kannte meine Uniform, und ließ mich fahren.

Ich ruderte zurück, um die Felsen weg, wohin ihre Boote mir ohnehin nicht folgen konnten. Nach einer Viertelstunde hatte ich mein kleines Eden erreicht. Als ich in den Eingang der Bai stieß, sagte ich: „Nun sind Sie ganz gerettet. Seyn Sie ruhig, meine Liebe!"

Wir stiegen aus. Hier sank sie noch ein Mahl mir zu Füßen. Ich hob sie empor. Nun erst überwältigte die Angst das Mädchen.

Sie erblaßte einmahl über das andere. Ein gutes Glas Wein stärkte sie. Ich machte ein Feuer an. Es war eine närrische Lage. Sie fror in dem nassen Badekleide. Aber es half nichts, wir mußten einmahl über allen Anstand wegsehen. Ich brachte ihr von meiner Wäsche, von meinen Kleidern. Nach fünf Minuten trat sie aus meinem Zelte hervor, wie ein sechszehnjähriger Amor. Ich weiß noch jetzt nicht, wie sie es in der Geschwindigkeit angefangen hatte, daß ihr meine Kleider ziemlich paßten.

„O Gott! Gott sey Dank!" rief sie, die Arme empor hebend — „o, nun, nun, mein edler Retter, wohin geht nun der Weg?" Sie sah die Felsenwand an. „Dort hinaus," sagte ich — „führt kein Weg. Nur mein Kahn kann Sie wieder wegschaffen. Aber nicht jetzt! denn, hören Sie!"

Wir hörten ganz deutlich die Stimmen der Schmugler, ihre Pfeifen, ihre Schüsse.

Sie erzählte mir nun. Die Gräfinn Dunbar war eine Deutsche, die sie, ebenfalls eine Deutsche, begleitet hatte. Die Gräfinn kränkelt. Der Arzt hat das Seebad verordnet. Die Gräfinn mit ihrer Freundinn, und einige Mädchen baden alle Morgen an diesem verschlossenen, einsamen Orte, wo sie vor Zuschauern sicher sind.

„Gott!" rief sie — „die Gräfinn wird in einer großen Angst meinetwegen seyn!"

„Wenn Sie hier ein Paar Stunden allein zubringen können: so erbiethe ich mich, der Gräfinn Nachricht von Ihrer Rettung zu geben."

„Allein?" sagte sie, unruhig umhersehend. Ich zeigte ihr sehr bestimmt, worauf die Sicherheit dieser kleinen Öde beruhete. Sie willigte endlich ein, nachdem ich ihr deutlich gemacht hatte, daß die Schmugler, wenn ich sie mitnähme, meinen Nachen beobachten würden. — „Ihr Gesicht, meine liebe Landsmänninn," sagte ich — „würde Sie sogleich verrathen."

Sie konnte es nicht läugnen, denn die Schmugler riefen, wie wir abfuhren: „Eine hat sich versteckt zwischen den Felsen. Eine finden wir gewiß."

Sie ließ mich fahren, so ängstlich sie auch war, allein zu bleiben. Ich fuhr ab. Ich ruderte zwischen den Bothen der erbitterten Menschen weg, die vor Wuth schäumten, daß ihnen die Beute entgangen war, und auf einem nahen Inselchen Anstalt machten, zu bleiben.

Einer kannte mich. Ich fuhr an's Land; ich sagte ihnen, ich hätte einen Auftrag an einen Bauer in einem nahen Dorfe, und ich wollte hier den Weg wählen, weil er versteckt wäre. Ich ging zum Grafen Dunbar, und gab ihm Nachricht von der Rettung des Mädchens. Die Familie hatte sie schon verloren gegeben. Man wollte

mich aufhalten; ich lehnte es ab, und fuhr zurück. Die Schmugler mochten doch Verdacht gefaßt haben. Das kleinste ihrer Böthe folgte meinem Nachen. Man fragte nach meinem Gefährten von diesem Morgen. Zwischen den Felsen mußte mich das Boot verlassen, und ich wischte glücklich und unbemerkt in meine Bay ein.

Ich brachte dem Mädchen ein paar Worte von der Gräfinn, und kündigte ihr an, daß die Schmugler mich in Verdacht hätten, sie gerettet zu haben.

„O mein Gott! so muß — ich — hier —"

„Hier bleiben, meine theure Landsmänninn, bis zur ersten tiefen Ebbe, wo die Boote tiefes Wasser suchen müssen. Mein Nachen braucht nur ein Paar Zoll Wasser."

Sie senkte das schöne Köpfchen recht tief auf den Busen, und Thränen rollten über die schönen Wangen.

„Ich bin ein Mann, liebes Kind, und Sie sind ein Mädchen; Sie müssen mit mir hier vielleicht noch zwey Tage allein bleiben. Aber ich bin ein Deutscher, ein Deutscher, wie Sie. Dieses kleine Paradies ist ein Heiligthum, daß kein unebner Gedanke entheiligen soll. Ich bitte Sie, liebes Kind, trauen sie einem Manne, einem Deutschen! Ihre Thränen sind Vorwürfe, die ich nicht verdiene. Ihre Trauer ist ein Mißtrauen, zu dem ich Ihnen keine Gelegenheit gegeben habe. Ich bitte Sie, seyn Sie heiter! Ich habe Sie gerettet, aber ich kann die Felsenwand nicht sprengen, die uns hier einschließt. Ich beschwöre Sie: trauen Sie einem Manne, der es verdient, daß Sie ihm trauen!

Hier sah sie mich hell an. Sie reichte mir die Hand, trocknete ihre Thränen ab, und sagte mit einer schönen Heiterkeit: „So lange ich hier bin, will ich die Hausfrau machen. Wir müssen für Essen zum Mittag sorgen."

Sieh, Roger, wie sie da in lieblicher Geschäftigkeit das Socratische Mahl bereitete, einen Fisch, den ich gefangen, eine Schnepfe, die ich geschossen hatte, und ich nun, an die Felswand gelehnt, der lieblichen Gestalt zusah, wie sie umherlief, wie sie sogleich den Mängeln, der Unordnung meiner kleinen Haushaltung abhalf; denn, meine Brust war noch voll eines wehmüthigen Andenkens an Reginen, und doch stand ich da und wünschte: o läge doch dieser Winkel in den Wendekreisen! sproßten doch ein Dutzend Palmen hier hervor, und ein Feld mit Reis! weideten hier ein Paar Lämmer und ein Paar Ziegen! würde mein Zelt in eine kleine Hütte verwandelt! und dann möchten die beyden Felsen, mein einziger Ausgang, zusammen rücken, und diese Öde auf ewig verschließen.

Das wünschte ich von Herzen, und dann setzte ich mich mit ihr zu Tisch. Ich trug eine Flasche Champagner auf. „Das Fest meiner Rettung," sagte sie.

„Und noch ein anderes," sagte ich — mein Geburtstag."

(Die Fortsetzung folgt.)

Sendschreiben des Amtmanns Rübezahl an den Ökonomie-Rath Zwölffinger.

Ich ersehe aus Deinem Schreiben, daß Du alle Tage älter wirst, aber auch alle Tage grämlicher, und daß Du eine ganz verkehrte Ansicht hast von Zeit und Menschen. In meinem Armstuhle, wo jetzt eben das Podagra seine Liebkosungen an mich verschwendet, erscheint mir die Welt ganz anders, und ich behaupte dreist weg, daß unser Vaterland der höchsten Stufe der Cultur und des Wohlstandes mit Giganten-Schritten entgegen eile. Besitzen wir nicht bereits die köstlichsten einheimischen Surrogate für Kaffeh, Zucker, Indigo, Religion, Patriotismus und die alte Ehrlichkeit? Wenn wir in einem Tage mehr Geld ausgeben, als unsere Großväter in einem Monathe, so ist es doch klar, daß wir dessen auch mehr besitzen müssen? Wenn ehemahls die Ältermutter ein Kleid von vielfarbigem Damast oder Gros de Tour an ihrem Ehrentage erhielt, so blieb es ihr Staatskleid für alle Ehrentage ihres Lebens, und vererbte noch wohlbehalten auf die haushälterische Enkelinn, die zuletzt noch einen Sofa oder Armsessel recht stattlich damit bekleiden ließ. Welche honette Bürgersfrau würde heut zu Tage ihren guten Nahmen auf solche Weise preis geben? Damahls waren aber die Einnahmen gering, man streckte sich nach der Decke; jetzt sind sie um vieles größer, und folglich sind wir um vieles geldreicher, wir strecken die Decke nach uns, und wenn es auch einen Riß gibt, so geht selten mehr eine Ehre dabey verloren.

Es war gestern Palmsonntag. Ich stand an meinem Fenster, und hatte so meine Lust an dem schönen Geschlechte, wie es zur Kirche wallte. Diese heitern Tituskopfe, diese Roben von Levantine mit Wulsten von Atlaß, diese frommen Pilgrimskragen, diese herrlichen Shawls — wahrlich, alter Schul-Camerad, dabey wird einem das Herz weit! Ehemahls hätte eine Prinzessinn dergleichen für Feerey gehalten, jetzt — waren es meist hübsche junge Dienstmädchen, die meinem Auge dieses Schauspiel gewährten. Sprich nun selbst, welche hochstrebende Industrie in der dienenden Classe setzt dieses voraus, welche Blüthe des Wohlstandes in allen Familien! Nach geendigter Predigt hüpften ein Paar muntere Dingerchen zu meinem Nachbar, der eine Leihbi-

bliothek hält, und hohlten sich die Geschichte einer Marketenderinn, und die jüngste fragte: ob denn der zweyte Theil der Lucinde noch immer nicht erschienen sey? — Zu unserer Zeit konnte ein Dienstmädchen selten lesen, und ein so ungeheurer Fortgang der Cultur, den vor 40 Jahren niemand ahnen konnte, ist, frey und selbstständig, unter den Stürmen der Zeit geschehen. Ich möchte daher die Emigration und den Krieg betrachten als die beyden Hebel unserer Entwickelung.

Meine Hauswirthinn, die Frau Regierungsräthinn von **, ist zwar ein wenig ärgerlich über alle diese herrlichen Dinge, und meint, die Leute comme il faut könnten sich nachgerade von dem gemeinen Haufen nicht mehr gehörig unterscheiden; auch erzählte sie mir, wie fast täglich einige Dienstmägde wegen Veruntreuungen, oder wegen sonst eines Versehens gegen die zehn Gebothe, von ihren Dienstherren und Dienstfrauen weggejagt werden müßten; wie andere die Krankheit, welche uns Amerika mit den Kartoffeln zugeschickt, und die der Arzt Fracastor in einem zierlichen Lateinischen Poem besungen, in Familien gebracht hätten, u. dgl. ehrbare Dinge mehr. Die gute Dame begreift aber nicht, daß dergleichen kleine Unbequemlichkeiten unzertrennlich sind von der höheren Kultur, und von dem universellen Streben der Zeit. Unser Polizey-Collegium faßte freylich wirklich den sonderbaren Gedanken, eine Kleider-Ordnung für das Gesinde zu entwerfen, und darin das Tragen aller Seidenzeuge, aller Bijoux und selbst die Tituskörfe und den französischen Schnitt der Gewänder zu verbiethen, allein das Commerz-Collegium trat dazwischen, und bewies, wie sehr dadurch die freye Concurenz gehemmt werden müßte. In der That würde ja unsere elegante Welt um zwey Drittheile sich vermindern, wenn man sich überall zur strengen Observanz bequemen wollte, und warum sollte ein armes Dienstmädchen nicht gleiches Recht mit der Dame haben, ihre Gestalt aufs Vortheilhafteste herauszuheben, zumahl da diese Gestalt gewöhnlich ihr ganzes Capital ausmacht!

Jetzt tragen sich unsre Damen mit einem andern Plane. Die Veranlassung dazu ist ein wenig drollig. Vor einigen Tagen kam ein junger Mann aus B. hier an. Er war bestimmt, die Tochter des geheimen Finanzraths von X. zu-heirathen, und die Sache war zwischen den Vätern schon abgemacht. Als der junge Mann ins Haus trat, war der Finanzrath mit seiner Familie in Gesellschaft; auf dem Sofa saß das Kindermädchen, einen Roman in der Hand, und in grüner Levantine gekleidet. Der Freyer hält sie für die ihm bestimmte Braut, er ist von den Reizen des Mädchens entzückt und sagt ihr tausend Schmeicheleyen. Beyde werden in ihrem Irrthume bestärkt durch die wiederhohlte Äußerung des jungen Mannes, daß er sich glücklich schätze, die Einwilligung ihres Vaters schon im voraus zu besitzen, denn, sonderbar genug, wohnt der Vater des Mädchens, ein Friseur, ebenfalls in B. Endlich kommt die Familie nach Hause, das Quid pro quo löst sich, allein der junge Mann ist darüber so beschämt, daß er Hals über Kopf davon eilt, und nach seiner Vaterstadt zurück kehrt. Die Frau von X. hat nun, wie man sagt, in Verbindung mit allen übrigen Frauen unsrer feinern Welt, den großmüthigen Entschluß gefaßt, künftig sich dadurch auszuzeichnen, daß sie sammt und sonders nur noch Baumwolle tragen, überall geschmackvolle Simplicität zum Toiletten-Gesetze nehmen, und der erstaunten Zeit das erste große Beyspiel einer weisen Eitelkeit geben wollen.

Nun, alter Schulkamerad, was dünkt Dich davon? Nächstens sollst Du eine zweyte Bekehrungs-Epistel von mir erhalten.

Joh. Simon Rübezahl,
ehemahls der Justiz Beflissener.

Notitzen.

Wien — Bey Artaria ist nunmehr auch die zweyte Abtheilung der von dem Grafen Moritz von Dietrichstein in Musik gesetzten Lieder des Freyherrn von Steigentesch erschienen. Sie sind zehn an der Zahl, wie die der ersten Abtheilung, und empfehlen sich, so wie jene, durch angenehmen Gesang, und richtigen Ausdruck. Besonders wohl gelungen sind, das 13., 14., 19. und 20., in deren manchem der Herr Tonsetzer die Aufgabe, Strophen eines Liedes, aber von widersprechendem Inhalte, in dieselbe Melodie zu bringen, durch Anwendung des Minore mit eben so verständiger Beurtheilung, als glücklichem Erfolge, gelöset hat; nur war es bey der zweyten Strophe des 13. Liedes schlechterdings unmöglich, den letzten drey Versen einen völlig passenden Gesang zu geben, ohne die Melodie gänzlich zu ändern, da jene 3 Verse einen süssen, zärtlichen Ausdruck verlangen, während für die drey letzten Verse der 1., 3. und 4. Strophe das klagende Minor trefflich gewählt ist. Dieses Lied gibt daher einen neuen Beweis, wie gegründet des unsterblichen Haydn's Beschwerde war, wenn er sagte: „Unter unsern vielen guten lyrischen Gedichten seyen so wenige zur strophenmäßigen musikalischen Behandlung geeignet, weil der Inhalt der Strophen eines und desselben Liedes oft so ungleicher Natur sey, und manchmahl der nähmliche Vers in jeder Strophe anders vorgetragen zu werden verlange."

Die Auflage dieser lieblichen Lieder zeichnet sich durch Reinheit, Deutlichkeit und Correctheit sehr zu ihrem Vortheile aus. M.

Gedruckt bey Anton Strauß in Wien.



Der Sammler

Donnerstag, den — 71. — 14. Juny 1810.

Bruchstück aus Lafontaines neuestem Roman: Der Hausvater.

(Fortsetzung.)

Das erheiterte sie. Als wir die letzten Gläser mit einander anstießen, sagte ich: „Wüßte der Mensch, was Glück wäre: so — würde der Mensch nichts zu wünschen haben, als so eine Öde, so ein Mahl, so"— „ein Weib" — wollt' ich sagen. Ich sah sie errötheud an, die Gluth ihrer Wangen antwortete meiner Röthe.

„Haben Sie nie," fragte ich sie, denn die Bilder stürmten zu sehr auf meine Fantasie ein — „haben Sie nie einen Roman von einem Menschen auf einer unbewohnten Insel gelesen?"

„O ja. Es war immer die glücklichste Stunde, wenn sie erlöst wurden aus der Einsamkeit."

„Mich dünkt, ich könnte den Wunsch nie thun."

Sie erröthete und schwieg wieder. Ach, ohnehin führte alles, alles uns den geraden Weg, den kürzesten der Liebe. Ich mochte mit ihr vornehmen, was ich wollte: alles gab ein Bild, ein schönes Bild, aus diesem Paradiesgemählde.

Ich saß mit ihr an der Bay, und angelte. Ich führte sie in meinem kleinen Königreiche umher. Wir lagerten uns an der Cascade. Überall verfolgte mich der Gedanke: „Zieh sie an deine Brust, und sey glücklich!"

Hatte sie eben diese Gedanken, Roger? Sie versank, wie ich, in Träume; und fragte ich, worüber sie sänne, so erröthete sie. Am Abend fragte sie, nachdem sie einige Mahle die Hängematte und mein Zelt betrachtet hatte: „Ist es denn nicht möglich, daß ich —"

Ich faßte ihre Hand. „Ich wollte, ich könnte antworten, es ist nie möglich! Die Felsen verriegelten auf immer den Eingang in die Welt! Aber Sie müssen selbst sehen!" Ich stieg in den Nachen. Ich bath sie, sich zu mir zu setzen. Ich fuhr in den Eingang zwischen den Felsen hin. Hinter einem Busche, der von einem Felsen herab nickte, hielt ich, und zeigte ihr von weitem die Bothe der Schmugler, die in der Bay lagen, durch die wir mußten.

Wir kehrten zurück. Wie wir ausstiegen, fragte ich: „Welch ein Unterpfand verlangen Sie von mir, daß Sie hier sicher sind?"

Sie sah mich mit nassen Augen an: „Das Einzige, daß Sie mich ein Mahl Schwester nennen."

„Meine theure, ewig theure Schwester!" rief ich, und wir gingen dem Zelte zu. Da sank der Abend herab. Ich hatte ihr im Zelte ein Lager gemacht, so gut es zu haben war. Ich sagte auf einmahl gute Nacht, und stieg in meine Hängematte. Sie verschwand endlich unter dem Zelte.

Roger, Roger! nie hat mich das Verlangen, die Sehnsucht, die Unruhe so geschaukelt, als in dieser Nacht. Am Morgen entschlief ich endlich. Die Sonne machte mich wach, und ich sah sie an der Cascade schon

sitzen. Ich kam; die Fluth verschloß den Eingang meiner Bay. Wir waren nun mit unserer Lage bekannter geworden. Sie fand, daß es sich hier nicht so übel leben ließe. Aber doch stützte sie von Zeit zu Zeit das blonde Köpfchen. „Was werden sie sagen, wenn ich nun zurück komme!" sagte sie endlich.

„Das habe ich bedacht," sagte ich froh. „Die Gräfinn Dunbar fragte mich, wer bey Ihnen in meiner Einsamkeit wäre. Ich antwortete: recht unterhaltende Gesellschaft, meine Frau und des Capitäns Frau."

Da erheiterte sich schnell ihr Auge, und das fröhliche Leben dieser heitern Seele drang aus allen Pforten hervor.

Sie nahm das Bild meiner einsamen Insel im Südmeere wieder auf, und bildete es aus. Roger, obgleich die jungfräulichste Hand das Gemählde mahlte, so erhielt es dennoch einen Zauber, der mich aus dem Leben hätte weglocken können. „Ich bitte Sie," rief ich — „liebes Mädchen, schweigen Sie! sonst zertrümmere ich meinen Nachen, und — bleibe ewig hier."

Ich mußte von Zeit zu Zeit meine Blicke wegwenden von dieser lieblichen Gestalt, von diesen Wangen, in den schönsten Carmin getaucht, von diesen freundlichen, alle Wesen mit liebendem Lächeln begrüßenden Lippen, die Arabiens Wohlgerüche verhauchten. Denn ich hatte geschworen, Roger! ich Thor, ich hatte geschworen, den Zufall, der sie in meine Gewalt gab, nicht zu nutzen! Da kam die Ebbe, und dann die Stunde des Scheidens. Die Fluth hatte die Bothe der Schmugler vertrieben. Ich hörte ihre Rückzugs-Signale.

Nun führte ich sie zu dem Nachen. „In zehn Minuten sind Sie in den Armen der Gräfinn," sagte ich — „O Mariane!" Ich warf einen finstern Blick auf sie. Sie machte eine schnelle Bewegung, als wollte sie meine Hand ergreifen. Dann aber wendete sie sich ab. „Ich werde diese schöne Öde, glaube ich, nie wieder sehen."

„Nein," sagte ich finster.

„O so lebt wohl, ihr schützenden Felsen! lebt wohl! lebe wohl, du schönes Paradies, du Aufenthalt der Unschuld und der edelsten Tugend! Ich fand hier Rettung, Schutz, ich fand hier — den edelsten Menschen!" rief sie, zu mir gewendet, und zu meinen Füßen sinkend. — „In meinen schönsten Träumen wird dieser Ort vor meiner Seele stehen, und — Ihren Geburtstag wird mein ganzes Leben hindurch ein sehr bewegtes Herz feyern."

Sie suchte die Worte. Sie wollte nicht zu viel sagen. Ich fühlte, sie sagte weniger, als sie fühlte.

„Was sündigten wir, Mariane, daß wir das Paradies verlassen müssen?" sagte ich, trübe sie ansehend. Sie trat seufzend in den Nachen. Ich trat hinter ihr hinein. Ich fuhr stumm durch die Felsen. Sie hatte die Augen mit ihrem Tuche bedeckt.

Nach zehn Minuten landeten wir. Ich legte den Nachen fest. Sie stieg aus. Ich wollte sie begleiten. Das Schloß des Grafen lag vor uns. Da donnerte ein Kanonenschlag. Ich stutzte. Der zweyte! Ich hielt sie fest, und zitterte. Der dritte! Mir das Zeichen, das ich an's Schiff kommen sollte.

„Mariane," sagte ich, „ich muß fort! Jetzt, diesen Augenblick! die Schüsse rufen mich! Mariane! Es ist, als könnte ich nicht scheiden, und doch muß ich! jetzt!" Ich fiel vor ihr nieder, ich wollte ihr sagen, daß ich sie liebte. Da drang der Gräfinn Stimme in mein Ohr. Sie sah Marianen. Mariane breitete die Arme ihr entgegen.

Ich mußte fort, Roger! Ich mußte! „Lebe wohl!" rief ich, „wir sehen uns wieder." Ich warf mich in den Nachen. Ich flog durch die Felsen, ich lud ein. Ich küßte den Boden, wo ich so glücklich gewesen war. Ich stieß ab, mit einer tödtlichen Empfindung, von dem Lande meines Glücks.

Ich kam an das Schiff. Die Taue donnerten, die Segel schwirrten, das Meer brauste, und dahin flog das Schiff. Die Küste verschwand, und alles, alles war verflogen, wie ein zu schöner Traum. Ach, bey jedem Eilande, das aus dem unermeßlichen Meere empor stieg, bey jeder luftigen Palme, die ich sah, breitete ich meine Arme vergebens aus!

Acht Jahre blieb ich in Indien. Ich war jetzt reich genug, Roger, um ihr Leben sorgenfrey zu machen. Mein Herz fühlte eine unendlich reiche Liebe. Da flog ich nach Europa, und von Amsterdam in einem Kauffahrer nach Liverpool.

Ich besuchte meine Bay. Ich fand einen kleinen Altar errichtet, mit der Inschrift: „Dem edelsten Mann! den vier und zwanzigsten August." Mit Bleystift war Deutsch darunter geschrieben: „Wo du bist, mein Freund, ein Herz voll Liebe feyert diesen Tag mit dir! O, alles Glück des Lebens sey mit dem edlen Mann!"

Das hatte sie geschrieben. Ich flog in die Bay, ich ging zum Grafen Dunbar. Er war in Schottland. Sein Haushofmeister gab mir die Nachricht, daß Mariane nach Deutschland zurück gegangen sey. Sie lebte bey ihrer Mutter in Sellstedt, einem Dorfe bey Emden. Weiter wußte er nichts von ihr. Sie konnte jetzt 24 Jahre alt seyn. (Der Beschluß folgt.)

Räthsel.

Ich bedien' euch, Menschen, Thiere!
Ich verkünde Tag und Nacht.
Niemand ohne mich erführe,
Wie so hold die Schöpfung lacht
In der Frühlingssonne Pracht.
Trotz der Kunst, den Weg voraus zu gehen,
Und mit Blitzesflug zurück zu spähen,
Bleib' ich und verlasse niemahls dich.
Kannst du mich bey andern sehen,
Dann ist's ein Beweis, du habest mich.
Um das Räthsel selbst dir anzusagen,
Stellt es hier vor deine Augen sich;
Bist du nicht mit Blindheit ganz geschlagen,
So erräthst du mit zwey andern mich. G.

Anecdoten.

1.
Carl XI. und seine Gläubiger.

Carl XI., König von Schweden, achtete das Hof-Ceremoniel so wenig, daß jeder, der bey ihm etwas zu suchen hatte, vorgelassen werden mußte. Noch hatte er in seinen ersten Regierungsjahren viele Schulden zu bezahlen, die die Krone gemacht hatte. Ein Schwedischer Kaufmann, der, wie viele andere, ansehnliche Forderungen an die Krone hatte, trat bey dem Könige vor, und bath um Bezahlung. Der König war aber dieses Mahl so übler Laune, daß er das Störeisen vom Camin ergriff, und ihn zum Zimmer hinaus jagte. Ihm begegnete ein anderer auf dem Schloßhofe, der in gleicher Absicht kam. „Freund," rief ihm dieser entgegen, „Sie kommen wohl vom Könige, ist er bey guter Laune?"

Sie können nicht bequemer kommen — erwiederte der andere — Se. Majestät bezahlen heute alle ihre Schulden mit Stangen Eisen. —

Wie der Pfeil vom Bogen, eilte der Freudige zum König:

„In der angenehmen Erwartung, daß Ew. Majestät mir eben die Huld und Gnade werden angedeihen lassen, die meinem Freunde eben widerfahren ist, werfe ich mich Ihnen zu Füßen, und bitte um gleiche Zahlung."

Und wie zahlt' ich denn deinem Freunde?

„Mit Stangen Eisen, Ew. Majestät."

Der König fand sich betroffen, ließ den ersten unverzüglich zurück rufen, und zahlte beyden die ganze Schuld ab.

2.
Aufschrift, die auf manche Gärten paßt.

In dem Garten des ... waren eine Menge Englischer Parthien angelegt, aber alle trugen so sehr das Gepräge der Kleinlichkeit, daß sie in eine bloße Spielerey ausarteten. Dieß veranlaßte einen witzigen Kopf, folgende Verse an die Gartenthür zu heften:

Es wird jedermann gebethen,
Die Berge hier nicht flach zu treten,
Auch keine Hunde lasse man laufen,
Damit sie nicht die See'n aussaufen;
So indiscret wird niemand seyn,
Und stecken einen Felsen ein.

3.
Ein Fest aus dem 15. Jahrhundert.

Der Herzog von Burgund, Philipp der Gute, gab im Jahre 1453 zu Lille in Flandern ein Fest, wozu eine Gesandtschaft die Veranlassung gab, die von dem Griechischen Kaiser zu Constantinopel kurz vor dem Ende des Griechischen Kaiserreichs an die vornehmsten Europäischen Höfe gelangte, um Hülfe gegen die Türken zu suchen. Philipp der Gute wurde durch diese kaiserliche Bitte so geschmeichelt, daß er der Griechischen Gesandtschaft seinen Beystand mit der größten Feyerlichkeit zusagen zu müssen glaubte. Er veranstaltete dazu ein großes Gastmahl, wozu er alle seine Vasallen und Edlen einlud. In einem großen Saale wurden drey Tafeln zubereitet. Die mittlere hatte die Form eines Hufeisens, und trug als Schaugericht eine Kirche, ein Schiff, und andere Gebäude. An dieser Tafel saß der Herzog selbst. Die beyden Seitentische waren ebenfalls mit kunstreichen, zum Theil allegorischen Figuren besetzt. Ein gewaltig großer Aufsatz hatte die Form einer Pastete. In dieser Colossal-Pastete staken die Musikanten, die zu dem Schmause aufspielten. Am Ende des Saales war dem Herzoge gegenüber ein Theater angebracht, worauf während der Mahlzeit die Eroberung des goldenen Vliesses durch Jason und seine Argonauten aufgeführt wurde.

Mit dem Schlusse dieses Schauspieles fing die Pracht erst recht an. Zum Erstaunen der Gäste trat ein Riese in Türkischer Tracht mit einem Turban in den Saal, der einen Elephanten führte. Dieser trug einen Thurm, in welchem eine verschleyerte Dame saß, die die christliche Kirche vorstellte. Der Zug machte vor dem Herzoge Halt. Die Dame im Thurme erhob ihre Stimme, sang ein rührendes Triolet, und als sie ausgesungen hatte, hielt sie eine Rede in Versen an den Herzog, um ihn zu bewegen, sie gegen die ungläubigen Barbaren zu beschützen. Diese Rede war das Signal zu dem Gelübde, das der Herzog und seine Vasallen ablegten. Der Herzog winkte dem Herold des goldenen Vliesses,

und ein schönes Fräulein, eine natürliche Tochter des Herzogs, trug das Hauptgericht auf, einen Fasan mit vergoldetem Schnabel und vergoldeten Füßen. Der Vogel vertrat die Stelle des Evangeliums, auf dem geschworen werden sollte. Der Herzog machte den Anfang, und schwur feyerlich auf den Fasan: „ich gelobe erstens Gott und der heiligen Jungfrau, und hiernächst den Damen und dem Fasan, daß, wenn der König von Frankreich, mein Lehnsherr, oder wenn andere christliche Fürsten sich mit dem Kreutze bezeichnen wollen, um gegen die Türken zu ziehen, ich ihnen folgen und mit dem Sultan selbst Mann gegen Mann streiten werde, wenn er dazu Lust hat."

Das Gelübde des Herzogs begeisterte alle anwesenden Ritter und Edlen, und alle schwuren feyerlich auf den Fasan. Der Eine schwur, daß er sich nicht eher wieder zu Tische setzen wolle, als bis er sich mit den Ungläubigen geschlagen hätte; ein Anderer gelobte, bis dahin keinen Wein zu trinken; ein Dritter, Freytags Abends nicht zu Bette zu gehen; ein Vierter, nicht wieder nach Europa zurück zu kehren, ohne eine bestimmte Anzahl gefangener Türken mit zu bringen; ein Fünfter schwur auf den Fasan, daß, wenn er nicht vor dem Kreutzzuge gegen die Türken die Gunst der Dame seines Herzens gewänne, er das erste beste Fräulein heirathen wolle, das ihm begegne, wofern es ihm nur 20,000 Thaler zubrächte, weil er kein Geld habe, und sich wohlfeiler nicht equipiren und die Kosten des Zuges gegen die Ungläubigen bestreiten könne. Zu seinem Glücke oder Unglücke wurde aus dem ganzen Kreutzzuge nichts: denn ehe man noch marschfertig war, lief schon die Nachricht von der Eroberung Constantinopels durch die Türken und von dem Ende des Griechischen Kaiserreiches ein.

Sentenzen.

Das Böse, was die Menschen thun, lebt noch, wenn sie nicht mehr sind; das Gute wird oft mit ihren Gebeinen eingescharrt.

Da es uns versagt ist, lange zu leben, so laßt uns doch ein bleibendes Denkmahl eines würdigen Lebens zurück lassen.

Die Einsamkeit ist des Menschen beste Freundinn.

Das Elend gibt dem Menschen einen Schimmer, wie die Nacht den Sternen.

Notizen.

Wien. — Die hiesigen Liebhaber des Italiänischen Gesanges haben sich seit einigen Wochen eines interessanten Genusses zu erfreuen. Zwey Künstler von vorzüglichem Range, Herr Veluti, Sopran, und Herr Siboni, Tenor, geben mit eben so rauschendem als wohlverdienten Beyfalle Gastrollen, und haben die Oper: Trajano in Dacia, mit Musik von Nicolini, zu ihrem Debüt gewählt.

Hr. Veluti hat eine volle Stimme, eine richtige Intonation, einen gefühlvollen Vortrag. Seine Stimme hat (in so fern wir das aus dieser Oper bemerken konnten) den beträchtlichen Umfang vom eingestrichenen a unter den Linien, bis zum zweygestrichenen b oder denselben, wodurch das anfänglich verbreitete Gerücht, er sey mehr Altist, als Sopranist, hinlänglich widerlegt ist. Die Verzierungen, die er in seinem Gesange, ohne Überladung, und mit verständiger Beurtheilung anbringt, sind sehr geschmackvoll, und haben größten Theils den so seltenen Werth der Neuheit. Man sollte zwar zwischen Künstlern der nähmlichen Gattung keine Vergleichungen statuiren, denn die Kunst ist mannigfaltiger Ausübung fähig, deren jede für sich vortrefflich seyn kann: allein da sich uns doch bey dem Genusse aller Kunst, so zu sagen unwillkührlich, Erinnerungen an Anderes dergleichen, was wir gehört oder gesehen haben, und folglich Vergleichungen, aufdringen, glauben wir sagen zu dürfen, Hr. Veluti ersetze das an Marchesischer Kraft, was ihm an Crescentinischer Lieblichkeit fehlet. Da übrigens dieser ausgezeichnete Virtuose erst 23 Jahre zählt, und den Ruf einer lobenswerthen Bescheidenheit und eines bedeutenden Grads von Geistesbildung hat, ist zu hoffen, daß er seine Kunst noch höher treiben, und seine noch etwas mangelhafte Action mit der Zeit verbessern werde.

Hrn. Siboni hätten wir gewünscht, um einige Jahre früher zu hören. Jetzt ist er gezwungen, die Unhaltbarkeit seiner Töne durch einen Schwall von Rouladen zu verbergen, deren Übermaß gewiß gegen seine eigene Überzeugung und gegen jenen richtigen Geschmack streitet, den er in allen den Stellen bewährt, welche seine wankende, außer dem aber angenehme, Stimme einfach vorzutragen ihm gestattet. Sein Gesang hat übrigens, so sehr es der eben erwähnte Umstand nur immer erlaubt, Energie und Ausdruck, seine Action ist gut, und sein Anstand größten Theils edel. Daß er im vollkommenen Posseß seiner Kunst sey, wird kein Kenner bezweifeln, der ihn nur ein Mahl gehört hat.

Die Musik der Oper betreffend, gehört sie zwar nicht unter die schlimmsten ihrer Gattung, erhebt sich jedoch keineswegs über alle übrigen Italiänischen tragischen Singspiele, welche bloß zu einem Tummelplatz für glänzende Virtuosen bestimmt sind. Auch hier erkauft man fünf oder sechs schön vorgetragene Tonstücke durch ein Dutzend anderer, die oft weniger als mittelmäßig sind, und büßt einige interessante Minuten mit einem ganzen Abende voll langer Weile.

Die übrigen Sing-Parte waren an Mlle. Fischer, Herrn Verri, Mlle. Ambros, und Hrn. Anders vertheilt. Mlle. Fischer zeigte sich als Meisterinn der Italiänischen Sing-Methode, und übertraf sich selbst in einem Duett mit Hrn. Veluti. Wenn man weiß, wie schwer es für eine Sängerinn ist, sich neben einem vorzüglichen Sopran-Sänger geltend zu machen, gebührt dieser Künstlerinn doppeltes Lob. Hr. Verri sang und spielte seinen Part gut, scheint uns aber doch mehr für das komische Fach geeignet. Ein Italiäner, welcher im Schauspielhause neben uns saß, versicherte, daß man in Italien selten eine so gute seconda Donna habe, wie Mlle. Ambros, und daß Hr. Anders der beste dermahl bekannte Deutsche Tenor sey. — Wenn dem so ist, mögen Deutschland und Italien sich wechselseitig trösten! M.

Auflösung des Logogryphs in Nro. 53:
Nachtrab.



Der Sammler

Samstag, den — 72. — 16. Juny 1810.

Bruchstück aus Lafontaines neuestem Roman: Der Hausvater.

(Beschluß.)

Da flog ich nach Deutschland. Ich kam in Emden an. Ich fragte nach Sellstedt. Ich reisete dahin. Mariane hieß sie, nur den Nahmen wußte ich. Aber der Zufall führte mich glücklich. Ein niedliches Landhaus lag an dem Ende des Dorfes, wo ich herein kam, auf einem Hügel, von dem ich das ganze übrige Dorf übersehen konnte. Es waren nur Hütten. Hier mußte sie wohnen. Mein Herz schlug ungestüm; denn eben morgen war der 24. August wieder.

Ich ging in den Garten, der offen war. Ich sah von weitem, durch leichte Gebüsche, die mich verbargen, die Gestalt eines Frauenzimmers in dem Schatten eines Baumes sitzen. Sie war es; es war Mariane, jetzt in der vollen Pracht der stolz aufgeblühten Schönheit. Ich betrachtete sie lange, sehr lange. Es war noch das lächelnde, liebreitzende Gesicht, voll einer himmlischen Ruhe.

Da trat ich hervor; da lag ich zu ihren Füßen. „Mariane!" rief ich, „ich sehe Sie wieder!"

Sie sprang auf, sie erblaßte, sie sah mich einen Augenblick an. „Gott!" rief sie, sogleich in meine offnen Arme fliegend, „mein Retter! mein theurer Retter!"

Ich drückte sie an meine Brust, meine Lippen auf ihre, und rief: „Nun, nun, Mariane, nun sind Sie mein! Nun soll nichts, nichts wieder uns trennen! So will ich Dich ewig an diesem Herzen halten, das unter allen Zonen Dir treu blieb, und Dich allein liebte."

Sie schwamm in Thränen, sie hing fast bewegungslos in meinen Armen. Sie redete unzusammenhängende Worte. „Nicht wahr, Mariane, Du bist mein?" rief ich wieder, „morgen ist der Tag wieder, da mir deine Rettung gelang. Wir feyerten zwey Feste, Mariane; dein Rettungsfest und meinen Geburtstag. Laß uns morgen noch ein drittes dazu feyern, das schönste Fest einer treuen Liebe!"

„Ja," sagte sie, „ja, mein theuerster Freund! morgen feyern wir noch ein drittes Fest. Morgen! morgen! aber heute, heute, theuerster Mann, fragen Sie nach nichts! Heute sind Sie bey mir wieder auf einer unbewohnten Insel. Kommen Sie!" Sie führte mich in ihr Haus. Ich fragte nach ihrer Mutter. Sie war verreiset. „Sehen Sie," sagte sie lächelnd, „wenn wir uns sehen, so ist es immer in einer menschenleeren Öde, die doch ein Paradies ist."

Es war Abend. Ich war von meiner Reise sehr ermüdet. Das sah sie. Sie bath mich, mich auszuruhen. Ich ging. „Morgen!" sagte ich, ihr die Hand reichend. „Morgen," sagte sie mit Freudenthränen. Ich ging zu Bette. Ich hatte ihr versprochen, heute stumm zu seyn. Wie konnte ich das? Roger, wie? Ich ging zu Bette.

Am andern Morgen sah ich sie festlich gekleidet im Garten. Sie trug mir mein Frühstück, was sie mich

hatte in Liverpool trinken sehen, eine Flasche Selterwasser und eine Pfeife, in eine Laube.

Ich flog hinab. „Heute!" rief ich, „heute!"

„Heute!" sagte sie, „aber Sie frühstücken! ich bereite indessen mein Fest." Sie flog dahin, wie eine Nymphe. Ich setzte mich ruhig in die Laube zum Frühstück. Endlich kam sie wieder. „Ferdinand!" sagte sie, „diesen Tag habe ich gefeyert seit acht Jahren, wie den schönsten meines Lebens. Heute, o theurer Freund! theurer Freund! was soll ich sagen? feyern Sie heute das Fest einer glücklichen Mutter mit mir!"

Hier traten ein Knabe und ein Mädchen in die Laube, einen Blumentopf und ein Papier in den Händen.

„Mutter?" fragte ich, aufstehend, „welcher Mutter?"

„Ich, ich," sagte sie sanft, und mir die Arme entgegen breitend, „ich bin die glückliche Mutter dieser Kinder. Nehmen Sie die Geschenke dieser Kinder gütig an, Ferdinand! Sie sind gewöhnt, mit Liebe an Sie zu denken. Sie feyern Ihren Geburtstag nicht zum ersten Mahl heute."

„Und der Vater der Kinder?"

„Er wartet nur auf einen Wink, um in die Arme des Retters seiner Frau zu fliegen."

Die Kinder näherten sich mir. Ich stürzte auf, warf meine Flasche und beynahe auch den Tisch und alles um, und rief im Zorn: „Geht mit Eurem verdammten Geburtstage! Ich habe keinen Geburtstag! Geht!"

Die Kinder blieben erschrocken stehen; die Mutter umfaßte sie. „Gott!" sagte sie, „er will Euch nicht erkennen! Nicht die Kinder seiner Freundinn, nicht die Pfänder, daß ich glücklich bin! O theurer Freund! hätte ich Ihnen doch gesagt, damahls, wie ich es wollte, daß ich die Verlobte eines Mannes war, der mich liebte! Ach, er liebt mich nicht mehr, der Mann, dem ich alles, vielleicht das Leben, die Ehre, dem ich mein Glück, dem ich den Mutternahmen verdanke! liebt mich nicht mehr!"

Sieh, Roger, so auf einmahl war ich erwacht aus dem schönen Traume. Meine erste Empfindung war Zorn, Unmuth; meine zweyte war Verdruß über mich selbst. „O Mariane," sagte ich, „warum sagten Sie das nicht gestern? warum ließen Sie mich den schönsten Traum des Lebens fortträumen?"

„Weil, weil, o theurer Ferdinand, weil ich den edelsten Mann, den ich kenne, nicht verlieren wollte. Mein Mann war mit meinen Kindern verreiset. Er kam erst in der Nacht zurück. Meine Kinder sollten Ihnen sagen, daß ich eine glückliche Mutter bin. Sie sollten meine Kinder lieben. Sie sollten meinen Mann lieben. Gestern — wer weiß, ob ich Sie hätte halten können! Wer weiß!"

Da trat ein Mann in die Laube, ein schöner Mann, und flog mit offnen Armen auf mich zu.

Noch tobte ein Sturm in meiner Seele, der zu heftig wurde, da ich ihn sah, der sie sein nannte. „O warum," rief ich, „zertrümmerte ich meinen Nachen nicht! warum verließ ich das Paradies, das mich mit ihr einschloß!"

„Damit mehr Herzen Sie Retter nennen könnten," sagte der Mann, mit einem edlen Tone. Sie nahm ihre Tochter vom Boden empor, und trug sie mir entgegen. „Sie heißt Ferdinandine. Das Kind feyert heute seinen Nahmenstag, und wir den schönsten Festtag des Jahres."

Das Kind sagte zu seiner Mutter: „Ist's denn Vater Ferdinand, Mutter? dieser, nach dem ich heiße? Du sagtest ja immer, er wäre freundlich, wie ein Engel, und hülfreich, wie Gott?"

„Ach," rief ich, „ein Engel verlor nie so viel, als ich heute!" Aber da nahm ich das Kind an meine Brust, und benetzte es mit meinen Thränen. Ich nahm die Blume, ich nahm ein Paar Zeilen, von der Mutter Hand geschrieben, worin sich ihr schönes Mutterherz ergossen hatte. Sie bath um meine Liebe für ihre Kinder.

Drey Tage blieb ich dort, um in jeder Minute tief zu fühlen, wie glücklich ich geworden wäre, wenn sie mein wurde. Am vierten verließ ich heimlich das Haus, und ging nach Emden, von da nach Amsterdam. Das Leben war mir gleichgültig geworden. Ich suchte den Tod, Roger, und bestieg die Stufen der Ehre, die mein Muth mir erwarb. Ich floh lange die Küste von Europa, die mein Herz so verwundet hatte! zwey Mahl, mit Wunden, die noch nicht heil sind.

Capitän Bloem an Roger.

Marianens Mann hieß Reland. Darum fiel der Nahme so auf mein Herz.

Am andern Morgen nahm ich den jungen Ehemann Amaliens in ein Fenster. Reland? Reland heißen Sie? Ich habe einmahl einen Herrn Reland gekannt, der nicht weit von Emden wohnte. Er lächelte. — „In Cellstedt," sagte er, „es war mein Vater."

„Er lebt nicht mehr?" fragte ich mit Herzpochen, trotz meiner Jahre, und trotz meiner Narbe.

„Er ist lange todt. Ich war noch ein Kind, da er starb."

O Roger, Roger! warum hatte ich alle Hoff-

nungen dahin gegeben! „Und Ihre Mutter?" fragte ich, fast mit stockendem Athem. „Meine Mutter?" sagte er seufzend, „starb in England auf einem Gute des Grafen Dunbar. Ihr Leben war finster. Sie haben sie gekannt?"

„Nein," sagte ich zitternd, „Ihre Mutter kannte ich nicht. Aber fahren Sie doch fort!"

„Eine Begebenheit in ihrer Jugend, auf einer Einöde bey dem Gute des Grafen hatte einen ewig dauernden Einfluß auf die Empfindung ihres Herzens gehabt. — Fast glaube ich," setzte er finster hinzu, „eine geheime Liebe zu einem Manne, der sie einmahl gerettet hat. Sie war wohl glücklich, meine gute Mutter; aber mich dünkt, ein geheimer Schmerz verzehrte die Keime ihres Lebens. Die Gräfinn hatte ihr eine Hütte auf der Einöde bauen lassen, die sie so liebte. Hier starb sie."

Der zitternde Ton des Sohnes, mit dem er diese Worte aussprach, fuhr wie die Sense des Todes durch meine Seele. Sieh, also — ach! ich mag nicht weiter schreiben! Lebe wohl!

Aber es war doch gut gemeint.

A. Sie scheinen nicht aufgeräumt!

B. Wie kann man's seyn?

A. Nun?

B. Um vergnügt seyn zu können, muß man einen andern Charakter haben, als ich, sich um niemand bekümmern, niemand gefällig seyn wollen, stets nur auf sich denken, und jede Handlung unterlassen, durch welche man glaubt, jemanden einen Dienst thun zu können, wenn man nicht ausdrücklich dazu gebethen wird, und auch alsdann nur, wenn es auf das genaueste bestimmt ist, was wir thun sollen.

A. Das sind sonst nicht die besten Leute, die so gesinnt sind.

B. Aber die glücklichsten.

A. Vielleicht auch nicht. Aber sagen Sie mir doch, warum sind Sie heute so ungemein übel auf die Dienstfertigkeit zu sprechen?

B. Ist es nicht heute Sonnabend?

A. Ganz gewiß.

B. Können Sie auf jemand gut zu sprechen seyn, der Ihnen eine ganze Woche hindurch richtig an jedem Tage einen neuen Verdruß verursacht?

A. Schwerlich wohl.

B. Nun, meine Dienstfertigkeit hat mir diese Woche an jedem Tage einen neuen Verdruß zuwege gebracht, von denen der geringste ein Zank mit meiner Frau und mit meinen Leuten war. Hier — sehen Sie, ich habe es aufgeschrieben, um mich in meinem Vorsatze zu stärken, niemanden wieder einen Dienst zu thun.

A. Ein sehr christlicher Vorsatz. Ich möchte die Erzählung doch wohl hören. Wenn sie keine Geheimnisse enthält, so geben Sie mir eine Pfeife Tabak, und lesen mir vor.

B. Da, nehmen Sie selbst, und setzen sich hierher. Geheimnisse sind's nun eben nicht. Es macht mir das Herz leichter, wenn ich Ihnen vorlesen kann.

Montag. Ich kam am Abend spät aus einer Gesellschaft zu Hause, und fand meines Nachbarn, Herrn C., Hausthür angelehnt, aber nicht zugeschlossen. Ich weiß, der Mann lebt in Ecclesia pressa, und gehört unter die Beyspiele, die beweisen, daß man keine reiche Frau heirathen muß, wenn man nicht Lust hat, bis an sein Ende unter einem Curator zu stehen. Madame C. ist ein etwas scharfer Curator, und meines Nachbarn Hausthür ist sonst um 10 Uhr so fest zu, als die Thür eines Nonnenklosters. Aus Neugier sah ich in das Haus. Alles war dunkel, niemand irgendwo zu sehen. Gewiß, dachte ich, haben die Leute vergessen, das Haus abzuschließen. Ich rief also einmahl über das andere. Endlich ging oben eine Thür auf. Es war Madame C. selbst. Mein Gott, rief sie, wer ist da? Ich sagte ihr, das Haus sey offen, und ich hätte geglaubt, es sey meine Pflicht, es Ihnen zu sagen. — Daran ist nun wieder mein nachlässiger Mann Schuld, antwortete sie, und zog an einer Glocke. Ich bin nicht recht wohl, und habe mich schon um 7 Uhr zu Bette gelegt. — Ich wünschte ihr gute Besserung, und ging herüber nach meinem Hause. Schon eine halbe Stunde lag ich im Bette, als ich heftig an Herrn C. Hause klopfen hörte. Endlich wurde das Haus geöffnet, und die klopfende Person herein gelassen.

Am andern Morgen sprach ich Herrn C. auf dem Kaffehhause. Ey, ey, Herr Nachbar, sagte ich zu ihm, wenn ich es diese Nacht nicht gethan hätte, so hätten Sie können brav bestohlen werden. Wie können Sie vergessen, Ihr Haus zuzuschließen! Hören Sie, Herr Nachbar, antwortete er mir, ich hätte gewünscht, daß Sie die Nase aus meinem Hause gelassen, und sich die unnöthige Sorge für anderer Leute Sicherheit erspart hätten. Es ist höchst albern, sich unberufener Weise in fremde Sachen zu mischen, und andern Leuten Verdruß zu machen. — Ich machte zu dieser Danksagung ein

Paar große Augen, und versicherte Herrn C., daß ich es gut gemeint, und ihn gerne vor Schaden hätte behüthen wollen. Aber es kostete mich viel Mühe, ihn so weit zu besänftigen, daß er mir die Geschichte seiner nächtlichen Leiden erzählte. Sie wissen, sagte er endlich, wie es mit meiner Frau ist. Ihr Vermögen macht sie zum Herrn in meinem Hause, und halb aus Stolz, halb aus Geitz erlaubt sie mir nicht, meinen armen Angehörigen die kleinen Unterstützungen zufließen zu lassen, die uns nicht beschwerlich fallen würden. Gestern war sie krank, und legte sich frühzeitig auf ihrer Kinderstube zu Bette. Ich würde sie nicht hintergehen, wenn sie ein wenig edler gesinnt wäre. So aber nehme ich jede Gelegenheit wahr, und gestern ließ ich meine Schwester zu mir kommen, die bey mir geblieben war, bis Sie zu Hause kamen, und die ich eben zu Hause begleitete, als Sie so dienstfertig für mich sorgten, daß Sie mich sogar darüber aussperrten. Diese Nacht und heute früh habe ich den heftigsten Verdruß von meiner Frau ertragen müssen, die desto aufgebrachter ist, da ich ihr die wahre Ursache meiner Abwesenheit nicht sagen darf, wenn ich nicht will, daß sie auch das Wenige aufhören lassen soll, was sie noch für meine Anverwandten thut. Also, Herr Nachbar, hab' ich es Ihrer großen Freundschaft zu danken, daß ich entweder zugeben muß, daß mich meine Frau in Verdacht der Untreue hält, oder Schuld daran bin, daß meine Anverwandten die ihnen so nöthige Unterstützung verlieren.

Ich gab mir alle Mühe, meinen ehrlichen Nachbar zufrieden zu sprechen. Aber er wandte sich kaltsinnig von mir ab, bezahlte seine Tasse Kaffeh, und ging nach Hause, vermuthlich um die Wahrheit, daß er durch seine Frau erst zum Manne geworden sey, durch alle Variationen noch ein Mahl zu hören. Ich aber habe mir die Regel abstrahirt, daß man keine Hausthür zumachen müsse, wenn eine böse Frau in dem Hause wohnt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Notitzen.

Wien, den 14. Juny. — Gestern wurde in dem k. k. Hof-Theater nächst dem Kaernthner-Thore zum ersten Mahle gegeben: **Der Einsiedler auf den Alpen**, ein Singspiel in einem Aufzuge von Hrn. **Treitschke**, in Musik gesetzt von Hrn. **Jos. Weigl**, Hof-Theater-Kapellmeister und Opern-Director.

Eine, dem Vater mit ihrem Liebhaber entlaufene, und bald darauf von diesem verlassene Tochter, die ihren Vater aus Zufall wieder findet, die, nachdem sie — natürlicher Weise — seine Verzeihung erhalten — von ihrem herum schwärmenden Liebhaber, ebenfalls aus Zufall, wieder gefunden, und durch ihren Vater mit letzterem vereiniget wird, ist das nicht neue Süjet, das nicht einmahl den Reitz der Verwickelung hat, sondern dem Publicum durch die **ersten Worte der ersten Scene** dergestalt bekannt gemacht wird, daß das Wenige, was einem Ungeübten, der die Personen des Singspiels auf dem Theater-Zettel nicht gelesen hat, etwa noch zu errathen übrig bleiben könnte, im Anfange der zweyten Scene vollends in's Klare gesetzt wird. Vielleicht hat Herr Tr. hierdurch den Griechischen Prolog nachahmen wollen. Für uns Deutsche Menschenkinder hat ein Stück schon den größten Theil des Interesse verloren, wenn wir gleich im Anfange desselben mathematisch gewiß wissen, auf welche Art es endet, es wäre denn, daß ein vorzüglich lebhafter Dialog, glänzender Witz, und unterhaltende Episoden uns für das verlorne Vergnügen einer angenehm gespannten Erwartung entschädigen. Von allen jenen drey Eigenschaften ist nun aber auch keine Spur in dieser Oper zu finden; woraus jedermann leicht begreift, daß sie ihren Werth **nur durch die Musik** erhalten konnte.

Die Ouvertüre beginnt mit einem Andante von wenigen Tacten, auf welches ein Allegro folgt, in dem man all das Feuer, den schönen Zusammenhang der Ideen, die geschmackvolle Instrumentirung, und jene üppige Fülle ohne Überladung findet, welche die Symphonien dieses Meisters charakterisieren. Den Anfang des Singspieles bildet ein Melodram des Einsiedlers, auf welches eine Arie, religiösen Inhalts, folgt, deren Melodie und Begleitung voll hoher Einfalt ist. No. 2. Ein Duett des Einsiedlers und Juliens, das mit einer Art von Canon schließt, dessen Melodie sich immer nur um einen Tact verfolgt, und von ungemein schöner Wirkung ist. No. 3. Arie des Lord Hastings, in welcher der Gesang mit der Begleitung um den Preis streitet. No. 4. Ein Duett des Einsiedlers und des Lords. Der Bau dieses Duetts erinnert an jenes meisterhafte in dem **Waisenhause**, wo die Trauer des Obersten und die Freude des Gärtners einen so herrlichen harmonischen Contrast bilden; nur daß Hr. **Weinmüller** und Hr. **Vogel** die Singpartien hier gewechselt haben. No. 5. Eine Arie Juliens, von einem schmelzenden Violoncell-Solo begleitet, das trefflich vorgetragen wurde. No. 6. Ein Terzett, in welchem Anfangs eine zugleich fortlaufend verschiedene Melodie der Sänger und des Orchesters, (wobey dieses aber niemahls jene überstimmet) einen glücklichen Effect macht. Eine Romanze, mit der Harfe begleitet, nach Art jener in **Ostade**, schließt dieses Tonstück. No. 7 u. 8. Zwey Terzetten, wovon letzteres mit einem Vocal-Gesang ohne Instrumental-Begleitung beginnt, und das Finale dieses Singspieles bildet.

Daß der Beyfall, den es erhielt, nicht ganz so ungetheilt war, als man ihn bey Producten des Herren **Weigl** zu hören gewohnt ist, und als er ihn auch dieses Mahl im vollesten Maße verdiente, ist offenbar dem Buche zuzuschreiben, das allgemein mißfiel. Dennoch behielten diejenigen, welche den Tonsetzer vom Dichter zu unterscheiden wußten, den gerechten Sieg, und Hr. **Weigl** wurde mit Enthusiasmus heraus gerufen.

Mlle. **Milder**, Hr. **Weinmüller** und Hr. **Vogel** sangen ganz so großer Künstler würdig.

Die Decoration, von Herrn **Scheurer** (einem der vorzüglichsten Eleven des unvergeßlichen **Christ. Brand**) gemahlt, ist vortrefflich.

M.

Gedruckt bey Anton Strauß in Wien.



Der Sammler.

Dinstag, den — 73. — 19. Juny 1810.

Aber es war doch gut gemeint.

(Beschluß.)

Dinstag. Ich ging Nachmittags zu dem Hrn. Präsidenten von X., um ihm in einer wichtigen Sache Bericht abzustatten. Ich fand ihn beynahe außer sich, und sein Blut schien so in Wallung zu seyn, daß er selbst heftig zitterte. Da ich dem würdigen Manne mein ganzes Glück zu danken habe, und, so zu sagen, von Jugend auf unter seine Hausgenossen gezählt bin, so war ich darüber sehr betreten. Er merkte es, und sagte mir, er sey unpäßlich. Doch hoffe er, es würde von keinen Folgen seyn, wenn er Ruhe hätte. Ich möchte niemanden sagen, daß ich ihn zu Hause angetroffen, und ihm am Abend Nachricht von dem Erfolg meines Geschäfts geben. Als ich von ihm ging, überlegte ich, daß der Mann, da er unverheirathet ist, bloß der nachlässigen Pflege seiner Domestiken überlassen sey, und glaubte also, ich thäte wohl, wenn ich seiner einzigen Schwester, die er sehr lieb hat, Nachricht von seiner Unpäßlichkeit gäbe. Ich that dieses, und die Frau von B. dankte mir sehr inständig für diese Nachricht. Sie war sehr betreten darüber, und schien bis zu Thränen gerührt, befahl auch gleich, daß man ihren Wagen anspannen sollte, damit sie sich zu ihrem Bruder verfügen könnte.

Als ich am Abend zu dem Präsidenten zurück kam, so fand ich ihn sehr aufgebracht. Verboth ich Ihnen nicht, sagte er zu mir, daß Sie niemanden sagen sollten, daß ich zu Hause sey? Ich versicherte Sr. Excellenz, ich hätte es niemanden gesagt, als ihrer Schwester, und zwar aus Sorge für ihre Gesundheit. — Und eben meiner Schwester sollten Sie es nicht sagen, antwortete er. Eben meine Schwester, so lieb sie mir auch ist, ist Schuld an meiner Unpäßlichkeit, durch ihren ungestümen Eigensinn, mit dem sie heute Morgen auf einer Bitte bestand, die ich nicht erfüllen kann. Und Sie sind vorwitzig genug, sie mir diesen Nachmittag abermahls auf den Hals zu schicken! — Ich sagte dem Hrn. Präsidenten sehr demüthig, daß der Fehler, den ich gemacht, bloß aus überaus großer Sorgfalt für seine Gesundheit entstanden sey, und daß ich ihm meine Aufmerksamkeit für dieselbe dadurch zu beweisen geglaubt hätte. Aber Se. Excellenz geruhten, mir zu antworten, daß man mehr Verstand haben müsse, als ich bey dieser Gelegenheit gezeigt hätte, wenn man sich zu einem Freundschaftsdienst drängen wolle.

Mittwoch. So schlimm als gestern und ehegestern war der Tag nicht. Ich hatte bis an den Abend nicht Gelegenheit, jemanden einen Gefallen zu thun, und wurde also auch nicht darüber ausgehunzt. Alles, glaube ich, wäre gut gegangen, wenn nicht mein Schwager, der Pastor C., von seinem Dorfe zu uns gekommen wäre. Ich freute mich über seinen Besuch, und meine Frau eilte, etwas zum Abend für uns zurecht zu machen. Da ich durch die Küche ging, sah ich einen Beutel mit Corinthen bey einem Topf mit Habergrütze ste-

ben, und weil ich weiß, daß mein Schwager gern süß ißt, so werfe ich eine derbe Faust voll hinein. Als die Suppe auf den Tisch kam, war der Napf so schön voll Corinthen, daß es mich lüstete. Aber, o Himmel, sie knatterten ganz erschrecklich. Meine Frau stand unwillig auf, und ich hörte in der Küche heftige Protestationen von der Köchinn, die ihre Unschuld auf alle Art vertheidigte. Als meine Frau wieder herein kam, mußte ich meine Sünde bekennen. Es half mir nichts, daß ich hinzu fügte: ich hätte es gethan, weil der Herr Schwager gern süß äße. Ich erhielt die Weisung, daß es sehr fehlerhaft sey, sich in Sachen zu mischen, die man nicht verstände, und die für andere Leute gehörten. Die Corinthen hätten müssen zuvor gewaschen werden, ich sey nun Schuld daran, daß der Herr Schwager um seine Lieblingssuppe gekommen wäre, und brächte noch dazu meine Frau in Verdacht, als wenn sie nicht gern viel Corinthen gegeben haben würde. — Das Letzte ließ ich unbeantwortet. Indessen weiß ich wohl, was ich weiß, und der Herr Schwager ißt doch gern süß.

A. Da kamen Sie noch gut genug weg.

B. Ja — besonders weil ich am Abend ein Glas Wein mehr trank, und also ruhig über das einschlief, was mir meine Frau über die Materie noch im Bette zu sagen hatte. Aber lassen Sie mich weiter lesen:

Donnerstag. Ich erfuhr heute Morgen, daß der junge L., der hier studiert, Kriegsdienste nehmen wollte. Sein Vater ist mein alter akademischer Freund. Er hatte ehemahls diesen Sohn von seiner ersten Frau sehr lieb, ehe er sich wieder verheirathete, und mehrere Kinder erhielt. Seit der Zeit klagt der Sohn, daß er ihn verabsäume, ungeachtet er ein feiner junger Mensch, fleißig und gesittet ist. Er ist so munter auf der Bahn, die er Anfangs ergriff, fort geschritten, daß es mich schmerzte, daß er sie verlassen wollte. Man sagte mir, er sey Willens, sich heute unserm Fürsten, wenn er hier durchginge, zu präsentiren, und ihn um Dienste zu bitten. Seinetwegen sowohl, als seines Vaters wegen, suchte ich ihm diese Gelegenheit zu vereiteln. Ich lockte ihn in mein Haus, und hielt ihn daselbst halb mit Vorstellungen und Bitten, halb mit Gewalt, so lange auf, bis der Fürst wieder abgereiset war. Zu gleicher Zeit sandte ich einen Expressen an seinen Vater, um ihm von dem Vorhaben seines Sohnes und meinen Maßregeln dagegen Nachricht zu geben, ungeachtet mich Herr L. versicherte, daß er den Schritt nicht ohne seines Vaters Willen thäte.

Gegen Abend kam mein Expresser wieder. Hier ist die Antwort des Vaters auf meinen Brief: „Mein Herr! Es ist mir und jedem vernünftigen Manne unangenehm, wenn sich jemand zu tief in meine Geschäfte mischt, ohne die gehörige Kenntniß davon zu haben. Erlauben Sie mir, Ihnen zu melden, daß Sie, anstatt mir einen Beweis Ihrer Freundschaft zu geben, mir vielmehr einen Querstrich durch einen Plan gemacht, der vielleicht nicht wieder zu ersetzen ist. Mein Sohn hat Lust zum Kriegsdienst. Er ist groß, stark, wohl gewachsen, versteht die modernen Sprachen, und die mathematischen Wissenschaften. Was sollte ihm hinderlich seyn, sein Glück in diesem Stande zu machen? Ich habe nun mehr Kinder, und die von meiner jetzigen Frau sind unmündige Geschöpfe. Sollte ich sie verlassen, so ist es meine Pflicht, daß ich vorzüglich Sorge trage, daß ihre Erziehung nicht dem Ungefähr und der Mildthätigkeit fremder Leute überlassen bleibe. Meinen ältesten Sohn noch ein Paar Jahre auf Universitäten, und dann noch länger zu Hause ohne Aussicht zu füttern, erlaubt mein Vermögen nicht. Ich war es zufrieden, daß er Soldat wurde, und hatte durch meine Freunde es dahin gebracht, daß der Fürst ihm eine Officier-Stelle gegeben haben würde, wenn Sie uns durch Ihre unzeitige Zudringlichkeit (denn Freundschaft kann ich es nicht nennen) den Entwurf nicht verdorben hätten. Sagen Sie ihm, er sollte sogleich morgen hierher kommen, vielleicht finden wir ein Mittel, den Verlust wieder gut zu machen, den wir Ihnen zu danken haben. Ich bin u. s. w.

N. S. Sie werden mir nicht zumuthen, daß ich den Expressen bezahlen soll."

Dieser Brief commentirt sich selbst.

Freytag. Mein Gerichtsdiener brachte mir heute die Nachricht, daß er gewiß wisse, daß der Kaufmann Y., der schon gewankt hat, Anstalt mache, davon zu gehen. Ich wußte, daß dieser Mann Herrn B. sehr viel schuldig ist. Ich wollte diesem sogleich Nachricht davon geben lassen; denn Herr B. ist ein grundbraver Mann, und mein guter Freund. Aber unglücklicher Weise war er über Land gereiset. Nun wußte ich keinen andern Rath, als daß ich dem Gerichtsdiener befahl, den Mann nicht aus den Augen zu lassen, und, wenn er merkte, daß er wirklich entwischen wollte, ihn zu arretiren. Dieses geschah in dem Augenblicke, da er vor dem Thore, wohin er zu Fuß gegangen war, in den Wagen steigen wollte. Ich ließ den Arrest im Nahmen des Herrn B. verhängen, ungeachtet der Flüchtige versicherte, daß er mit diesem Mann nichts mehr zu thun hätte.

Am Abend kam Herr B. zu Hause. Ich begab mich

gleich zu ihm, und erzählte ihm, was ich für ihn gethan hätte. — Mein Gott, sagte Herr B., das haben Sie nicht gut gemacht. — Nicht gut? antwortete ich. O setzen Sie immer ein übel angebrachtes Mitleiden bey Seite. Herr Y. ist ein muthwilliger Bankeroteur, er verdient kein Mitleiden, und wenn Sie noch einen Theil des Ihrigen retten wollen, so müssen Sie Härte gegen ihn gebrauchen. Hier ist nicht die Rede von Mitleiden, sagte mein Freund, ich weiß auch wohl, daß Y. nichts taugt. Aber so wie Sie das Ding angegriffen haben, komme ich eben in Gefahr, den größten Theil des Meinigen zu verlieren, der sonst schon gerettet war. Herr B. erzählte mir hierauf, daß ihm Y. schlechte Umstände, und selbst seine Absicht, davon zu gehen, schon bekannt gewesen. Er sey deswegen vorgestern zu ihm gegangen, und habe ihn unter Drohungen, ihn sogleich arretiren zu lassen, genöthiget, ihm den größten Theil seiner Forderungen theils an barem Gelde, theils an Waaren zu bezahlen. Von den Waaren hätte er nur erst einen kleinen Theil. Der Rest hätte die folgende Nacht in sein Haus gebracht werden sollen. Nun, fügte er hinzu, sehen Sie selbst, was Sie mir zubereiten. Ich werde nicht allein den Rest der Waaren nicht erhalten, sondern die übrigen Creditoren werden mich auch nöthigen, die schon empfangenen wieder zu der Masse zu liefern. Der Mann wird selbst aus Rache, da sie ihn in meinem Nahmen haben arretiren lassen, alles offenbaren, und Sie bringen mich um mein Vermögen, anstatt es zu erhalten.

Ja, Herr Gevatter, sagte Frau B., das habe ich immer gesagt, Sie mischen sich gar zu gern in anderer Leute Sachen. Und wenn ich alles wieder heraus gebe, so kriegen sie doch den Stoff nicht wieder. Ich habe ihn mir zu meiner Schwester Hochzeit zum Kleide ausersehen. Nein, Herr Gevatter, wie gesagt, wie konnten Sie dazu kommen, den Mann arretiren zu lassen? Nun bringen Sie uns recht vorsetzlich um unser Vermögen. Oder haben Sie es vielleicht deswegen gethan, daß die Frau Gevatterinn auf der Hochzeit ein besser Kleid haben sollte, als ich? Denn eine Ursache müssen Sie doch haben, daß Sie den Mann in unserm Nahmen arretiren lassen, da er uns nichts mehr schuldig ist, wie mein Mann eben gesagt hat. Wenn ich nur den Stoff nicht wieder heraus geben muß! — Frau Gevatterinn, antwortete ich, ich bitte Sie um Gotteswillen, wie können Sie so reden? Ich hab' es ja aus der besten Meinung gethan. Und heute Morgen, da ich Ihnen sagen ließ, was ich thun wollte, sind Sie ja selbst der Meinung gewesen, daß ich Ihnen einen großen Freundschaftsdienst leistete. — Was wäre ich gewesen? sagte Frau B. mit Weinen und Schluchzen. Richten Sie nun lieber auch Zank unter Eheleuten an! Wußte ich denn heute Morgen, daß mein Mann nichts mehr an ihn zu fordern hatte, und daß wir das Unsrige verlieren, wenn er arretirt würde?

Aber Frau Gevatterinn, das wußte ich ja eben so wenig, und daher können Sie unmöglich meinen guten Willen in Zweifel ziehen, der Ausgang mag seyn, wie er will.

Lassen Sie sie sprechen, sagte Herr B. endlich. Gewiß haben Sie es wohl gut gemeint. Wir müssen den Ausgang erwarten, und vielleicht stimmte mein Verfahren auch wohl nicht ganz mit der Rechtschaffenheit überein, ungeachtet alle ältere Creditoren des Herrn Y. reiche Leute sind, und mir es sauer werden würde, den ganzen Verlust zu verschmerzen. Wir müssen auf Mittel denken, das Ding einzurichten. — Wir sprachen hiervon noch eine halbe Stunde, und die freundschaftliche Gelassenheit des Mannes verursachte mir mehr Schmerz, als das unartige Betragen der Frau, die mit mir in gleichem Grade gefehlt hatte.

Sehen Sie, das ist die Geschichte meiner unglücklichen Gutherzigkeit in dieser Woche. Ich konnte gestern Abends nicht schlafen, und da schrieb ich sie auf. Wundern Sie sich nun noch, wenn ich übel damit zufrieden bin, daß die Natur mich so theilnehmend an dem Glück und Unglück anderer Leute geschaffen hat!

A. Würden Sie anders verfahren haben, als die Leute, denen Sie mit Ihrer Dienstfertigkeit Schaden gethan?

B. Ich würde wenigstens allezeit eingesehen haben, daß es gut gemeint gewesen wäre.

A. Das werden jene auch thun, wenn die erste Empfindung des Verdrusses vorüber ist. Aber war Ihrem Schwager deswegen das Mindeste mehr mit der knatternden Suppe geholfen, weil Sie sie aus guter Meinung verdarben? Man wagt immer, wenn man sich unaufgefordert in fremde Dinge mischt, selbst wenn man es mit der größten Überlegung und guter Kenntniß der Sachen thut. Ein Nebenumstand, eine veränderte Gesinnung, ein unerwarteter Erfolg, ein unverhoffter Zwischenfall, können einer Sache eine Lage geben, die der Dritte nicht gehörig übersieht, wenn sein Verstand noch so durchdringend ist. Mischen wir uns gar ohne Überlegung in fremde Geschäfte, so ist es ein großes Ungefähr, wenn wir unserm Freunde nicht mehr Schaden als Vortheil stiften, und wir können unmöglich Dank von ihm er-

warten, wenn wir ihm Schaden gethan. Ein unvorsichtiger Freund ist gefährlicher, als ein Feind. Diesem reisse ich das Schwert aus der Hand, wenn er sich mir nähert. Jenen sehe ich ruhig heran kommen, und denke nicht, daß er mich verwunden könne, bis es geschehen ist. Erinnern Sie sich der Freundschaft zwischen dem Menschen und dem Bären?

B. Ach lassen Sie die alberne Fabel! ich habe sie oft genug hören müssen.

A. Aber in Ihrem Journal fehlt noch der Sonnabend?

B. Seyn Sie nur ruhig, es ist noch nicht Abend. — Doch lassen Sie uns von etwas andern reden. Sie sind gestern Abends erst wieder gekommen. — Was bringen Sie für Nachricht vom Kriege mit?

A. Wir werden wahrscheinlich Krieg haben. In unserer Nachbarschaft wird ein Magazin errichtet. Das ist mir recht angenehm. Nun will ich mein Korn nicht los schlagen. Ich hoffe, wir werden höhere Preise bekommen.

B. Wie! Sie wollen nicht verkaufen?

A. Nein. Wie so?

B. Hören Sie nur — ich habe es über unser erstes Gespräch Ihnen zu sagen vergessen — vor ehegestern war ihr Commissionär von C. hier. Da er Sie nicht fand, so kam er zu mir, und sagte mir, daß er Ihnen dreyßig Wispel verkaufen könnte, wenn er wüßte, daß Sie auf den alten Preis handeln wollten. Da ich den Umstand, den Sie mir jetzt sagen, nicht wußte, so glaubte ich Ihnen einen Freundschaftsdienst zu thun, wenn ich Ihrem Commissionär zuredete, eine so gute Gelegenheit nicht fahren zu lassen, und ihn versicherte, ich stände dafür, daß Sie damit zufrieden seyn würden.

A. Claudite nunc rivulos pueri. — Sie brauchen nicht auf den Abend zu warten, Ihr Journal fortzusetzen. Herr B., leben Sie recht wohl. Ich will gleich nach Hause gehen, und meinem Commissionär schreiben. Vielleicht kann ich den Folgen Ihrer quecksilbernen Freundschaft noch zuvorkommen.

B. (allein.) Wie kann der Mann mir solche Grobheiten sagen! Meinte ich es nun nicht herzlich gut?

N o t i t z e n.

Frankreich. — Als Ihre Majestät der Kaiser und die Kaiserinn Compiegne verliessen, um sich nach St. Quentin zu begeben, fuhren sie dicht bey Salency vorüber. Die Rosenmädchen aus diesem Orte waren an die Straße geeilt, und wurden an den Wagen Ihrer Majestäten gelassen, wo eines derselben nachfolgende Verse an die Kaiserinn sprach, welche diese auf das huldvollste anhörte:

Requête des Rosières de Salency à S. M. l'Impératrice.

Le sort a placé notre asile
Loin des pompes des cours, loin du bruit de la ville;
Et vers nos souverains aujourd'hui notre voix
Va s'élever pour la première fois:
Quand le voeu d'un Héros vous fit monter au trône,
Notre Pasteur nous dit au prône:
„Mes enfans, bénissez le Ciel!
„Oui, sans doute, c'est l'Eternel
„Qui plaça notre Souveraine
„Dans ces rangs où les rois, par une heureuse chaine
„Desirant affermir le repos des Etats,
„Au gré de leur amour vont chercher des compagnes.
„Si le ciel l'eût fait naitre au sein de ces campagnes.
„O mes filles, n'en doutez pas,
„La rose auroit été pour elle!
„Suivez donc à l'envi ce glorieux modèle;
„Et si le sort jamais la conduit dans nos champs,
„Portez devant son char vos hommages touchans."
Ainsi de timides Rosières,
Sûres d'un accueil généreux,
Viennent jusqu'à vos pieds déposer leurs prières;
Nous osons d'un hameau vous apporter les voeux;
Les conscrits de notre village,
A leur retour nous sont déjà vanté
(Et sans doute des cieux c'étoit un doux présage)
De votre jeune Majesté
Les graces, les attraits, et sur-tout la bonté.
Le Ciel à vos vertus livre avec assurance
Le bonheur du Héros qui gouverne la France.
Cet espoir vous précède et vous suit en tous lieux.
Quand sur nos rives fortunées
Vous venez par les plus doux noeuds
Du plus puissant des rois parer les destinées,
Daignez de vos regards favoriser aussi
Les jeunes têtes couronnées
Du village de Salency.
Ce village, c'est notre Empire;
Nos Etats sont un champ: quelques roses ici
Forment l'humble couronne à laquelle on aspire:
Souvent, pour l'obtenir, nos coeurs ont combattu:
Comme la vôtre, elle est le prix de la vertu;
Et si l'Hymen partage ou confond toutes choses,
De l'Empire des Francs que votre auguste époux
Soit l'orgueil et l'appui; mais, vous,
Protégez l'Empire des Roses.

Gedruckt bey Anton Strauß in Wien.



Der Sammler.

Donnerstag, den — 74. — 21. Juny 1810.

Das heimliche Sittengericht.

Novelle.

Marquis d'Orboisson genoß des glänzendsten Rufes eines Roué de la cour; er war der Mann des Tages am Versailler Hofe, ein Schrecken den Vätern und den Ehemännern. Genuß war alles, was er in der Welt suchte, und was sie ihm gewähren mußte, mochte darunter leiden oder zu Grunde gehen, was wollte. Das einnehmendste Äußere erleichterte ihm bey einem sehr beträchtlichen jährlichen Einkommen die Siege über die weiblichen Herzen, deren ihm, wie er sich oft laut rühmte, keines widerstand; doch nahm er's nicht so gewissenhaft damit, und rühmte sich allenfalls auch da errungener Siege, wo er nicht die kleinste Gunstbezeigung genossen hatte: kein weiblicher Nahme, selbst der ehrwürdigste nicht, schützte davor, seiner Eitelkeit als Opfer zu dienen. Daß er Schulden hatte, die Sorge für die Bezahlung aber seinen Gläubigern überließ, versteht sich von selbst.

Einst rühmte er sich ungescheut der Gunstbezeigungen einer Dame vom höchsten Range, und gab sie den Lästerzungen von Paris Preis. Die Dame erfuhr es bald, und beschloß, den frechen Verläumder weiblicher Ehre zu züchtigen. — Wenige Abende nach dieser Unbesonnenheit fährt der Marquis in einem Cabriolet, als es bereits dunkel war, über den Platz Ludwig XV. Plötzlich wird er von einem Trupp wohl bewaffneter maskirter Reiter angehalten, die ihm durch Zeichen zu verstehen geben, daß er sich ihrer Leitung überlassen solle, oder daß sie ihn bey dem mindesten Widerstande niederstoßen würden. Den Kopf voll Eitelkeit und glänzender Abenteuer, fällt es ihm gar nicht besonders auf, daß man sich seiner auf diese Weise versichere; er hält es für eine Art von Entführung, das Geheimnißvolle wird ihm pikant, und er versteht sich gutwillig zu dem, was man von ihm verlangte. Einer der stummen Reiter verbindet ihm die Augen, setzt sich neben ihn in's Cabriolet, ergreift die Leine, die übrigen nehmen das Fuhrwerk in die Mitte, und so geht's mit verhängten Zügeln zur Stadt hinaus. Nach einer halben Stunde ungefähr wurde ihm das Tuch von den Augen abgenommen, doch half ihm das nicht viel, denn es war so dunkel, daß er den Weg nicht zu erkennen vermochte, um so weniger, da man von der Heerstraße abgewichen war.

Die Weite des Weges ließ dem Marquis hinlänglich Zeit, sich das seltsame Abenteuer auf das reitzendste auszumahlen; er hoffte immer, jetzt würde ein hell erleuchtetes prächtiges Schloß seinen erstaunten Blicken sich zeigen, Amoretten und Amorinen ihm entgegen flattern, und ihn in die Arme der reitzendsten Fee führen, die ihn zum Glücklichsten der Sterblichen zu machen beschlossen habe; schon sah er die blumengeschmückten reichen Säle, hörte die lieblichsten Harmonien, und setzte sich zum köstlichsten Mahle an die Seite der Schönen, wornach er ein ganz besonders Verlangen fühlte, weil er gerade auf

dem Wege zu einem der interessantesten petits soupers gewesen war, als die Reiter ihn auffingen. — Aber, wie sehr sah er sich getäuscht, als nach zwey Stunden das Cabriolet vor einem alten Gothischen Schlosse stille hielt, das mit tiefen Graben umringt und von einer hohen Mauer umschlossen war. — Auf ein Zeichen des Anführers der stummen Ritter, das von dem Thurmwächter beantwortet wurde, ging die Zugbrücke nieder, das Cabriolet rasselte in ein tiefgewölbtes wohl verwahrtes Thor, dessen Flügelthüren knarrend sich öffneten, und sogleich wieder hinter dem Zuge sich schlossen, fuhr über einen langen Hof in einen zweyten, und hielt hier vor einem finstern Thurme still. Der Anführer winkte ihm, auszusteigen, und ihm in den Thurm zu folgen. Der Marquis wollte sich nicht sogleich dazu bequemen; allein die Schwerter blitzten aus den Scheiden, und gebothen ihm unwiderstehlich Folgsamkeit. — Eine brennende Fackel voraus, ging es eine schmale Wendeltreppe hinauf; eine große eiserne Thür mit starken Schlössern und Riegeln öffnete sich zu einem geräumigen Zimmer, dessen grausenvolle Dunkelheit bey dem schwachen Schimmer einer einzigen Lampe nur noch schauerlicher hervor trat. Bestürzt fragte der Marquis, was das bedeuten solle, was man mit ihm vorhabe; allein keine seiner Fragen wurde beantwortet, die Thür schloß sich hinter den Reitern mit furchtbarem Gerassel, die Schlösser schlugen ein, die Riegel wurden vorgeschoben, und er sah sich allein. Ein kalter Schauer überlief ihn, als sein scheuer Blick in der Dunkelheit etwas zu unterscheiden versuchte, und er, außer einem zwar reinlichen aber ärmlichen Lager, einem Strohstuhle und einem fichtenen Tische, von dem ein Todtenkopf ihn angrinsete, in dem weiten Raume nichts entdeckte; doch verließ ihn die Hoffnung noch nicht ganz, daß dieß Abenteuer, seines schauerhaften Anfangs ungeachtet, einen fröhlichen, glücklichen Ausgang gewinnen würde. Er hielt alles für Scherz, vielleicht darauf berechnet, ihn für die Entzückungen, die seiner harrten, um so empfänglicher zu machen, ob er gleich diese seltsamen Vorbereitungen seiner launischen Fee gern erlassen hätte. „Endlich," rief er, als nach einer Viertelstunde die Schlösser und Riegel sich öffneten; allein es trat ein Mann mit furchtbar finsterer Miene herein, setzte einen Krug mit Wasser auf den Tisch, legte ein Stück schwarzes Brod daneben, und entfernte sich mit den schauderhaften Worten: „Geh in Dich!"

Todtenstille umfing ihn wieder; matt flackerte die Lampe. Mit beklommenem Herzen setzte er sich auf den Stuhl, und lauschte, ob nicht ein Menschentritt sich nahe; er hörte nur das Pfeifen und Krächzen der Fledermäuse und Käuzchen, welche den alten Thurm bewohnten, und das Knistern der Ratten und Mäuse, die von den ungewohnten Leckerbissen auf dem Tische, die er verschmähte, herbey gelockt wurden.

„Was heißt das?" fragte er laut. — „Was hat man mit mir vor?" — Die Wände hallten ihm seine Worte zurück. Erschöpft warf er sich endlich, als die Lampe völlig zu erlöschen drohte, auf das Lager hin, von dem ihm keine Rosen entgegen dufteten, und es kam kein Schlaf in seine Augen. Endlich drang das Tageslicht durch das eiserne Gitter eines Fensters, das er nicht abzureichen vermochte, und erweckte neue Hoffnungen in seinem Herzen. — Er hörte Fußtritte, die Schlösser und Riegel rasselten. — Gewiß hat der Spaß nun ein Ende, dachte er, und deiner wartet die reichste Entschädigung. Seine gestrigen Begleiter traten von Kopf bis zu Füßen bewaffnet und maskirt herein, und gebothen ihm durch Zeichen, ihnen zu folgen.

Es ging die Wendeltreppe hinunter über den Hof, eine andere beynahe noch schmalere Stiege hinauf, durch lange gewölbte Kreutzgänge, die von jedem der Fußtritte und dem Geklirre der Waffen wiedertönten, und endlich in eine große Halle, in welcher verkappte Männer in schwarzen Mänteln auf liliengestickten Sitzen, wie in einem königl. Gerichtshofe, in einem Halbkreise umher saßen. — Dem Marquis wurde ein niedriger unbedeckter Sitz ohne Lehne angewiesen. Man verlangte von ihm die Angabe seines Nahmens, Standes, Geburtsorts und Alters, und nachdem dieses niedergeschrieben war, fragte man ihn: ob er wisse, vor welchem Gerichte, und warum er hier stehe. Da er dieß verneinte, sagte der Präsident zu ihm:

„Ihr steht vor dem heimlichen Sittengerichte, und seyd auf Tod und Leben angeklagt; höret die Klage an, und verantwortet Euch, wenn Ihr könnt."

Vergebens erklärte der Marquis, daß er ein solches Gericht nicht erkenne, und keine der Fragen beantworten würde.

„Das wird sich finden," erwiederte der Präsident ernst, „für jetzt schweigt und hört!"

Der Gerichtsschreiber stand auf, und las mit lauter Stimme das vollständige Register der Sünden des Marquis ab. Er war als Verschwender, als böser Schuldner, der seine Gläubiger darben lasse, während er schwelge, als ein ausschweifender, sittenloser Mensch von den verderblichsten Grundsätzen, als Verführer der Unschuld,

und als Verläumder der weiblichen Ehre, der weder Stand noch Tugend schone, angeklagt.

„Die Abgeschmacktheit der Klage überzeugt mich," sagte er, als man ihn zur Verantwortung aufforderte, „daß dieß alles nur ein übelangebrachter Scherz ist, mit dem ich mich ferner zu verschonen bitte; habe ich doch nie von einem Gerichtshofe gehört, der sich um das Privatleben des Einzelnen bekümmert."

„Ihr irrt," antwortete der Präsident mit furchtbarem Ernste. — „Dieser ehrwürdige Gerichtshof ist nicht weniger gültig, weil er Verbrechen, welche der öffentliche Gerichtshof nicht ahndet, in geheim richtet. Was sollte aus der Welt werden, wenn Laster, wie die Eurigen, ungeahndet blieben. Unserm Richterstuhle kann sich niemand entziehen, er stehe so hoch oder so niedrig er wolle, und wir kennen nur zwey Urtheilssprüche: Leben oder Tod! Geringere Verbrechen, als deren Ihr angeklagt seyd, haben den Tod zugezogen. — Eures Bekenntnisses bedürfen wir nicht; als Gnade wollen wir jedoch Eure Vertheidigung anhören. — Antwortet Ihr nicht, so seyd Ihr gerichtet!"

Dem Marquis wurde gar nicht wohl zu Muthe; er wußte nicht, wie er sich aus dem verdrießlichen Handel ziehen sollte. Er fing an, seine Lebensart mit dem Tone der Welt, mit dem Leichtsinne der Jugend, und was bey Menschen seiner Art für Entschuldigungsgründe gelten mögen, zu vertheidigen. Man hörte ihn schweigend an, und als er ausgesprochen hatte, gab der Präsident den Befehl, den Angeklagten in's Gefängniß zurück zu führen, wo er alles eben so fand, als er's verlassen hatte.

Nach einer halben Stunde trat der Gefangenwärter wie gestern ein, mit einem Kruge Wasser und schwarzem Brode. D'Orboisson's Fragen blieben unbeantwortet, seine Goldbörse wurde streng zurück gewiesen, seine Bitten, ihm zur Flucht behülflich zu seyn, und seine Verheissungen der ansehnlichsten Belohnungen schlugen an taube Ohren. „Gehe in Dich!" war der einzige Laut des finstern Mannes beym Weggehen.

Das ging dem armen Marquis doch über allen Spaß hinaus, und die Einsamkeit und die magere Kost veranlaßten ihn zu sehr ernsten Betrachtungen, zu denen er den langen Tag über hinlänglich Zeit und Gelegenheit fand. — Die Natur forderte ihr Recht, und erschöpft schlief er endlich ein, nachdem er sich mit etwas Brod und einem Trunke klaren Wassers erquickt hatte. Das Rasseln der Schlösser und Riegel weckte ihn um Mitternacht aus dem tiefen, ängstlichen Schlafe; die Bewaffneten traten ein, er mußte aufstehen, und ihnen folgen. Auf dem Hofe überraschte ihn der Anblick eines schwarzbehängten Schaffots, von den leuchtenden Fackeln im Vorübergehen erhellt, eben nicht aufs angenehmste. Es ging wieder durch die langen Kreutzgänge schweigend in die Halle, die zu seinem größten Schrecken gleichfalls schwarz ausgeschlagen war. Ein handfester Häscher zwang ihn gleich bey seinem Eintritte niederzuknien, und sein Urtheil anzuhören. Der Gerichtsschreiber stand auf, und eröffnete ihm:

„Da es bewiesen ist, daß Ihr, Marquis d'Orboisson, durch Eure verschwenderische sittenlose Lebensart und verderblichen Grundsätze in so vielen ehrwürdigen Familien Unglück gestiftet, und so manches weibliches Herz vergiftet, ja Euch selbst nicht entblödet habt, Euch der Gunstbezeigungen von tugendhaften Frauen zu rühmen, welche Ihr kaum kanntet; so seyd Ihr des Todes schuldig, und es soll Euer Haupt durch das Beil des Henkers vom Körper getrennt werden."

Jetzt verließ den armen Marquis die wenige Standhaftigkeit vollends, deren er noch Herr gewesen war; er suchte seine Richter durch Bitten zu erweichen, durch Drohungen zu schrecken, er rasete, verzweifelte — allein umsonst. Man führte ihn mit Gewalt in eine Kapelle, wo ein Priester ihn in Empfang nahm, um ihn zum Tode zu bereiten. Hier war kein Ausweg möglich, die Nemesis trat in der furchtbarsten Gestalt vor ihn. Er war zerknirrscht, er beichtete, empfing die letzte Öhlung, und als die dumpfe Glocke eins schlug, und der Anführer der Wache eintrat, und ihm ankündigte, der ernste Augenblick sey gekommen, vermochte er kaum, sich hinter dem Sarge, der vor ihm her getragen wurde, in Begleitung des ihm Trost zusprechenden Priesters zum Schaffot hin zu schleppen. Ein Fackelkreis erhellte das grausenvolle Gerüste, auf dem die Richter Platz genommen hatten, in der Mitte stand der Scharfrichter mit dem entblößten Beile neben einem Blocke, der Marquis mußte sich entkleiden, die Augen wurden ihm verbunden, er mußte den Kopf auf den Block legen, und — in diesem Augenblicke erscholl der Ruf: „Gnade!" Ohnmächtig sank der Marquis auf den Boden hin.

Als er wieder zu sich kam, befand er sich auf einem weichen Bette in einem artigen Zimmer; mehrere Ärzte waren um ihn beschäftigt; man hatte ihm eine Ader geschlagen, und durch stärkende Mittel stellte man ihn bald gänzlich wieder her. — Nach einem langen erquickenden Schlafe fand er eine schmackhafte Tafel bereitet, bey welcher er von maskirten Personen bedient wurde, und am Abende dieses schrecklichen Tages erschien der

Gerichtsschreiber, und las ihm das Urtheil vor: „Der Gerichtshof der Sitten läßt für dieses Mahl dem Marquis d'Orboisson Verzeihung angedeihen, in der Hoffnung, daß er sich in Zukunft nie wieder in den Fall setzen wird, vor ihm erscheinen zu müssen."

Dieser Urtheilsspruch war schriftlich ausgefertigt, und wurde dem Marquis zugestellt, sein Cabriolet fuhr vor, er stieg bey dunkler Nacht ein, der Bewaffnete neben ihn, die Reiter umgaben das Fuhrwerk, eine halbe Stunde vor Paris wurden ihm die Augen verbunden, und nicht eher eröffnet, als auf dem Platze Ludwigs XV., wo seine Begleitung ihn wieder verließ.

Diese Lehre war zu eindringlich gewesen, als daß sie nicht bey unserm Marquis den tiefsten Eindruck hätte zurück lassen sollen. Je unerklärbarer ihm das ganze schauderhafte Abenteuer war, um so mehr fürchtete er die Folgen; auch mochte der erschütternde Anblick des Todes den tief verschlossenen Keim des bessern Gefühls in ihm erweckt haben. Genug, er traf Vorkehrungen zur Bezahlung seiner Schulden, gab das wüste Leben auf, und wurde eben so vernünftig und rechtlich, als er vorher unbesonnen und ausschweifend gewesen war.

Was sagen die Roués zu einem solchen Gerichtshofe? Was unsere schönen Leserinnen dazu sagen, bedarf keiner Frage. R b ck.

Kurzer Unterricht in der Deutschen Sprache.

Eine junge liebenswürdige Dame, die gern richtig Deutsch sprechen und besonders bey den Präpositionen keinen Fehler in Ansehung des Accusativs und Dativs machen wollte, bath den verstorbenen Ramler um eine kurze Anweisung zu ihrer Belehrung.

Ramler gab ihr nachstehende beyde kleine Gedichte.

An eine Quelle.

Nach Dir schmacht' ich, zu Dir eil' ich,
Du, geliebte Quelle, Du;
Bey Dir ruh' ich, aus Dir schöpf' ich,
Seh' dem Spiel der Wellen zu;
Mit Dir scherz' ich, von Dir lern' ich
Heiter durch das Leben wallen,
Angelacht von Frühlingsblumen,
Und begrüßt von Nachtigallen.

An die Geliebte.

Durch Dich ist die Welt mir schön,
Ohne Dich würd' ich sie hassen,
Für Dich leb' ich ganz allein,
Um Dich will ich gern erblassen,
Gegen Dich soll kein Verläumder
Ungestraft sich je vergeh'n,
Wider Dich kein Feind sich waffnen,
Ich will Dir zur Seite steh'n.

Notitzen.

Paris. — In mehreren öffentlichen Blättern hat man das Talent eines gewissen Herrn Appert, viele Jahre lang verschiedene animalische und vegetabilische Substanzen aufzubewahren, und ihren Geschmack vollkommen zu erhalten, mit vielem Lobe erwähnt. Man kennt in Frankreich allgemein die auf diese Art erhaltenen grünen Erbsen, Spargel, Milch, Fleischbrühen, Fleisch, Früchte u. s. w. Er hätte aus seinem Verfahren dabey wohl ein Geheimniß, und für sich eine unerschöpfliche Quelle des Reichthums machen können, allein er hat lieber damit dem Publicum ein Geschenk machen wollen, und deßhalb in einer Schrift, unter dem Titel: l'art de conserver pendant plusieurs années toutes les substances animales et vegetales etc. sein ganzes Geheimniß enthüllt. In der Vorrede zu diesem Werk bemerkt er, daß sein Verfahren von dem Minister des Innern der Prüfung sachkundiger Männer unterworfen, und von diesen in allen Theilen mit ihrem Beyfalle belohnt worden sey. Daher erhielt er auch von Seiten der Regierung eine Summe von 12,000 Fr. zur Aufmunterung seines löblichen Eifers, eine so nützliche Kunst immer mehr zu vervollkommnen. Was kann man sich auch Angenehmeres denken, als die Möglichkeit, Früchte, welche nur zu gewissen Jahreszeiten von der Natur dargebothen werden, das ganze Jahr hindurch zu erhalten, und mit geringen Kosten sich einen Genuß zu verschaffen, der nur den Beguterten bisher vorbehalten schien. Wie dankbar werden Reisende den geschickten Chymiker segnen, wenn sie künftig frische Milch und Fleischbrühen auf dem unwirthlichen Ocean von einer Halbkugel zur andern bringen können.

Allein auf welchem Wege ist es Hrn. Appert gelungen, gleichsam den Gang der Natur aufzuhalten, und der Tendenz aller animalischen und vegetabilischen Substanzen zur Fäulniß und Gährung entgegen zu arbeiten? Er beantwortet in jenem Buche diese Frage selbst folgender Maßen:

Vielfachen Versuchen und langer Beharrlichkeit verdanke ich die Überzeugung:

1) daß das Feuer nicht nur die Eigenschaft hat, die Verbindung der integrirenden Theile der vegetabilischen und animalischen Substanzen ganz zu verändern, sondern auch die Wirkung der natürlichen Tendenz dieser Substanzen zur Zersetzung für mehrere Jahre aufzuhalten, wo nicht ganz aufzuheben;

2) daß eine geschickte Anwendung desselben bey allen diesen Erzeugnissen die vollkommenste Erhaltung derselben mit allen ihren ursprünglichen Eigenschaften bewirkt, wenn man sie nur vorher auf das sorgfältigste vor dem Einflusse und der Berührung der Luft zu verwahren gesucht hat. Mein Verfahren besteht daher hauptsächlich darin: 1) daß ich die Substanzen, welche ich aufbewahren und frisch erhalten will, in Flaschen verschließe; 2) daß ich diese Gefäße mit der größten Sorgfalt durch Stöpsel verwahre, denn von dem Stöpseln der Flaschen hängt das Allermeiste ab; 3) daß ich die so verschlossenen Substanzen, bald längere, bald kürzere Zeit, nach der Natur derselben (worüber sich in der Schrift die nähern Bestimmungen finden), in kochendes Wasser, welches mit gewissen Ingredienzen vermischt worden (die auch in dem Buche angegeben sind), lege, und seiner Wirkung aussetze, und daß ich 4) zur vorgeschriebenen Zeit die Flaschen wieder aus dem kochenden Wasser nehmen lasse.





Samstag, den —— 75. —— 23. Juny 1810.

Über Suworow.

Suworow konnte es bekanntlich nicht leiden, wenn man ihm mit „ich weiß nicht, oder, ich kann nicht sagen," antwortete. Seine Umgebungen, die dieses wußten, beantworteten ihm auch jede Frage; ob's übrigens getroffen war oder nicht, daran kehrte sich niemand, und Suworow eben so wenig. Dieß war aber nicht eine bloße Sonderbarkeit von ihm, sondern er gab dafür einen ganz zureichenden Grund an; er sagte nähmlich: „Man wird sich doch hüthen, eine ganz absurde Antwort zu geben, und folglich bemüht seyn, sich Kenntnisse zu erwerben; und hat man ja eine falsche Antwort gegeben, so wird man sich über den Gegenstand zu unterrichten suchen, und immer bemüht seyn, etwas zu lernen." Er war stets sehr ungehalten darüber, daß die Menschen so faul wären, und nichts lernen, nicht denken wollten, und hat dafür besondere Wörter in der Russischen Sprache geschaffen; das eine hieß Lenoumie, und das andere Lenodumie. Er selbst hielt es nicht unter seiner Würde, selbst in seinem späten Alter sich zu unterrichten, und fragte oft junge Leute, von denen er voraus setzte, daß sie Kenntnisse besäßen, um eins oder das andere, und dieses geschah selbst in Gegenwart mehrerer. — Man kann sich nun leicht vorstellen, welche komische Antworten oft erfolgen mußten. So fragte er einmahl seinen Bedienten, wer ich wäre? Dieser, der mich am Krankenbette des damahligen Oberst-Lieutenants v. St.. den ich besuchte, sah, antwortete: daß ich der Arzt sey; Suworow kam an's Bett, betrachtete den v. St... der eben schlief, und als er heraus ging, winkte er mir zu folgen. Vor der Thür fragte er mich: „Was fehlt dem Oberst-Lieutenant?" — „Er wird sich den Magen verdorben haben," antwortete ich. — „Welche Mittel sind anzuwenden?" — „Vielleicht ein Brechmittel." — Er hob den Finger auf, und halb drohend sprach er: „Curiren Sie den Mann! An ihm ist viel gelegen, und Sie müssen's verantworten." Im ersten Augenblick frappirte es mich; ich mußte aber nachher herzlich lachen, als ich erfuhr, daß der Bediente, ohne große Weitläuftigkeiten, mich zum Doctor creirt hatte. — Einst fragte er den wachehabenden Officier, der ein Mensch ohne alle Kenntnisse war, den man aber, wie es immer geschah, instruirt hatte, gleich zu antworten, es möchte übrigens heraus kommen, wie es wolle. „Wie viel Sterne sind am Himmel?" — „666,523!" war die Antwort. — „Wie weit ist die Sonne von der Erde entfernt?" fragte er weiter. — „Wie von hier bis Kottka?" antwortete der Officier. Die Insel Kottka im Finnischen Meerbusen lag gerade eine Meile davon entfernt.

Als ich späterhin engagirt wurde, kam ich in öftere Berührung mit ihm, da ich, außer meinen Geschäften, ihm, wenn er Zeit übrig behielt, etwas vorlesen mußte; ich hatte mir nun vorgesetzt, den Versuch mit ihm zu machen, ihn an „ich weiß nicht, ich kann nicht sagen,"

zu gewöhnen. Anfänglich ließ er's passiren, in der Folge runzelte er die Stirn, aber zuletzt riß ihm die Geduld, und er dictirte dem Dejour-Officier, der den Tagesbefehl abhohlte, Folgendes: „Ich habe an dem H— ein, ich kann nicht wissen, wahrgenommen." Es wurde mir vorgelesen, indessen wollte ich mich daran nicht kehren. Als ich ihm einmahl die Zeitung vorlas, fragte er mich, wie lange Aranda oder Florida-Blanca (welcher von beyden es eigentlich war, weiß ich jetzt nicht mehr) Minister gewesen sey; ich antwortete: „Ich weiß nicht!" „Nun, hundert Jahr ist er es doch nicht gewesen," sagte er. — „Nein! hundert Jahr ist er es nicht gewesen," antwortete ich. „Wie lange war er es denn?" fragte er wieder. — Jetzt blieb mir nun nichts übrig, als auf's Gerathewohl zu antworten, und ich sagte: „Er ist 9 bis 10 Jahr Minister gewesen." — „Seh'n Sie, wie Sie es wissen!" erwiederte er nun. Die Post war denselben Tag angekommen, und als ich in's Quartier kam, fand ich das politische Journal, welches eine Biographie des Ministers enthielt; er war 18 oder 19 Jahr Minister gewesen. Den folgenden Tag, als ich zu Suworow kam, erzählte ich ihm, daß in dem gestern angekommenen Hefte des politischen Journals stände, daß der Minister 18 Jahr Minister gewesen sey. Er machte mir keinen Vorwurf darüber, daß ich ihm Tages vorher eine Unwahrheit gesagt hatte.

Bey Tische wurde meisten Theils geschäkert. Er hatte den Grundsatz — der im Ganzen wohl richtig seyn möchte — daß man bey Tische recht froh seyn müßte, um besser zu verdauen. Sehr oft pflegte er dann zu fragen, mit wem dieser oder jener in der Gesellschaft Ähnlichkeit hätte, oder welcher bekannte Mann aus der älteren oder neueren Geschichte Ähnlichkeit mit irgend einem in der Gesellschaft hätte. So fragte er mich einst, „mit wem der neben mir sitzende Major H— Ähnlichkeit hätte;" ich sagte: „mit dem Hippokrates." Das gefiel nun aber dem Alten nicht, indem er meinte, daß ich den Major necken wollte, da er diesen einige Tage zuvor zum Aufseher über die Lazarethe gemacht hatte; daran dachte ich aber in dem Augenblick nicht, und wäre mir Euripides oder Sophokles eingefallen, so hätte ich sie genannt. — Einmahl fragte er mich, „wem in der Gesellschaft Werther ähnlich gewesen wäre?" ich antwortete: „dem wachehabenden Officier, der gerade über mir säße." Es entstand ein allgemeines Gelächter: der Mann sah schwarz wie ein Zigeuner aus, und man sah es ihm an, daß er eher alle Lotten in der Welt hätte Spitzruthen laufen lassen, ehe er sich wegen einer hätte todt schießen sollen. Der Officier, der kein Deutsch verstand, schien wegen des allgemeinen Lachens, und da alle Blicke auf ihn gerichtet waren, in Verlegenheit zu gerathen; nach Tische erklärte ich ihm diese Erscheinung, und er lachte herzlich, daß ich ihn zu diesem so schmachtenden Adonis gemacht hatte. — Den damahligen Oberst-Lieutenant v. B— fragte er einst, „wem Cartouche wohl ähnlich gewesen wäre?" Nun war es sehr gefährlich, einen in der Gesellschaft zu nennen, indem daraus Händel hätten entstehen können; der Oberst-Lieutenant faßte sich aber und sagte: „er hätte dem Swistunow ähnlich gesehen." Dieser war ein gemeiner Soldat, war Suworow's Barbier, und wartete zugleich bey Tische auf.

Man wirft Suworow oft Grausamkeit vor, und bezieht sich auf Ismail und Praga. Er hatte gewiß an den daselbst verübten Grausamkeiten keinen Antheil, und konnte sie auch bey dem besten Willen nicht verhindern. Es ist doch bekannt genug, daß die Russische Nation im Ganzen genommen noch ziemlich roh, also zur Grausamkeit geneigt ist — auch die Civilisirten dieser Nation werden dagegen nichts einzuwenden haben; sollte einer und der andere dieses nicht zugeben wollen, so darf man nur auf die Knute, auf 6 bis 700, auch mehre Stockprügel beym Militär, und auf die Leibeigenschaft aufmerksam machen. Aus dieser Nation nun wird, bey der Recrutirung von den Communen der gegeben, der am wenigsten taugt, und er wird angenommen, wenn er nur physisch tauglich ist. Was nun die in Ismail verübten Grausamkeiten betrifft, so denke man sich ein solches Militär in der rauhesten Jahreszeit (es war im Jänner), halb erfroren, halb verhungert, und nun mehr als halb verzweifelt; hierzu kommt noch, daß, nachdem die Mauern und Wälle von Ismail schon erstiegen waren, die Türken in den Straßen und in den Häusern sich ganz verzweifelt wehrten, und daß selbst Frauenzimmer Russische Soldaten niederstießen. Welche andere Resultate ließen sich unter solchen Umständen wohl erwarten? — In Beziehung auf Praga war der Grund ein eingewurzelter National-Haß, und Rache für die in Warschau umgebrachten Brüder. Welchem Feldherrn würde es doch wohl gelingen, solche Soldaten, unter solchen Umständen, in den Gränzen der Humanität zu erhalten?

Der Vorwurf, daß er ohne Ursache Menschen aufopferte, trifft ihn nicht; wo es möglich war, schonte er sie. Er hätte Ismail nicht gestürmt (wobey bekanntlich so viel Menschen umkamen), wenn er nicht den Befehl gehabt hätte, es zu nehmen, und der Pascha von Is-

mail seine Aufforderung, die so rührend abgefaßt war, daß ein Stein sich dadurch hätte bewegen lassen, nicht zurück gewiesen hätte, was freylich den Türken als einen braven Mann charakterisirt. Es blieb nun weiter nichts übrig, als zu stürmen. — Bey einer andern Gelegenheit lernte ich seine Gesinnungen hierüber näher kennen. Ein Schwedischer Officier entfloh aus einer Festung, in welcher er saß, und kam nach Rußland. Er überreichte Suworow einen Plan dieser Festung, mit einer Beschreibung in Schwedischer Sprache. Sogleich wurden ein Officier vom General-Stabe und ich zu Suworow gerufen. Der General fragte den General-Stabs-Officier: „wie diese Festung wohl zu nehmen wäre?" Dieser glaubte in seiner Seele zu sprechen, und sagte: „mit Sturm!" — „Nein," sagte Suworow, „es ist Sünde, Menschen unnöthig aufzuopfern! Hier ist diese Operation nicht nöthig, sondern es darf nur blokirt werden, so muß sich dieser Platz ergeben." — Nun ereignete sich aber ein spaßhafter Vorfall; ich sollte nun die Schwedische Beschreibung übersetzen. Ich versicherte, daß ich kein Schwedisch verstände. „Ach, es ist nichts weniger als eine schwierige Sache, eine fremde Sprache zu erlernen," gab Suworow mir zur Antwort, „als ich gegen die Türken commandirte, verstand ich kein Türkisch; ich lernte es aber in kurzer Zeit, und zwar auf folgende Art: nun machte er mich mit seiner Methode bekannt, und als er damit fertig war, sagte er: „Nun übersetzen Sie!" Es blieb mir nichts weiter übrig, als frisch weg zu übersetzen, wobey mir hauptsächlich die wenige Kenntniß, die ich von Fortification hatte, sehr zu Statten kam. Dieser unglückliche Versuch hatte indessen den Erfolg, daß ich, um nicht in ähnliche Verlegenheit zu gerathen, im Schwedischen Unterricht nahm.

Furchtsame Menschen konnte Suworow nicht leiden, er litt es nicht einmahl, daß man sich vor ihm fürchtete; er behandelte jeden muthvollen Mann mit besonderer Achtung — selbst wenn es ihn galt, wovon mir einige Beyspiele bekannt sind. Einst übereilte er sich gegen einen Officier von der Flotte, was wohl bey ihm bisweilen der Fall war, denn Herr seines heftigen Temperaments ist er nie geworden. Der Officier ging den folgenden Tag zu ihm hin, um ihn darüber zu Rede zu stellen. Suworow sagte zu ihm: „mein Herr! was geschehen ist, soll nie wieder geschehen, und was nicht geschehen ist, soll geschehen!" Mit Letzterem wollte er so viel sagen, daß er für ihn sorgen werde, was bisher noch nicht geschehen war. — Einst fuhr er einen Capitän, dessen Compagnie bey der Wach-Parade Fehler gemacht hatte, hart an; dieser aber, ohne außer Fassung zu gerathen, antwortete ihm vor der Fronte in sehr bestimmten Ausdrücken; ein anderer, als Suworow, hätte ihn zum wenigsten auf der Stelle arretiren lassen; was that aber Suworow? Er ließ ihn zu Tische bitten. Man könnte freylich sagen, daß auch Furcht vor dem muthvollen Manne dergleichen Resultate geben könnte; der Furchtsame hätte sich aber in der Folge gerächt, das that Suworow nicht. Dieß war und bleibt immer ein großer Zug in seinem Charakter.

Der größte Zug in seinem Charakter aber war der, daß, wenn er in Hitze gerieth, und alsdann auch wohl beleidigend wurde, irgend einer aus seiner Umgebung ihm in's Ohr sagen durfte: „Sie vergessen sich." In demselben Augenblick war er still, und kein Laut mehr hörbar. Wer im Augenblick der größten Hitze sich von einem Untergebenen, und noch dazu in Gegenwart von Zeugen, zurecht weisen läßt, der kann Achtung von uns erwarten, und die wollen wir auch diesem braven, so oft verkannten Manne zollen. — Sanft ruhe seine Asche!

H—.

Epigramme.

Die Trauernde.

Es starb Justinens Eheherr,
Und sie ist nun darüber kaum zu trösten.
Wie? — Liebte sie ihn denn so sehr? —
Nicht doch — der kummervolle Blick läßt ihr am besten.

Redensart.

Auf Freyers Füßen geht Herr Pelt,
Der Ausdruck ist hier gut gewählt;
Denn wär' ein Kopf dabey gewesen,
So hätt' er Annen nicht erlesen.

Mitgefühl.

A.
Ach, Freund! bestohlen hat man mich —
B.
Aus Herzensgrund bedaur' ich dich.
A.
All' die Gedichte, die ich schrieb.
B.
Wenn das ist, dauert mich der Dieb.

J. F. Castelli.

Anekdote.

Der berühmte Theoretiker, Pater Martini in Bologna, den man in Italien sehr passend den Archimedes der Musik nannte, und der 1784 starb, wurde einmahl in seiner Zelle, wo er sich eben in tiefsinnigen musikalischen Combinationen verloren hatte, von zwey

jungen Kerlen überfallen, die ihm mit Dolchen zu Leibe wollten, wahrscheinlich, um ihn dann sicherer zu berauben. Ruhig und sanft redete sie der alte Mann, dessen ganzes Äußere das eines Heiligen war, also an: Kinder, ihr irrt euch! Womit hab' ich euch beleidigt? und arm bin ich auch! zudem hab' ich an allen Europäischen Höfen Beschützer und Freunde: wohin wolltet ihr flüchten, wenn ihr mich ermordet hättet? Bey diesen Worten sanken den Angreifern die Hände mit den Waffen herab; der Pater gab ihnen seinen Segen, drückte sie nun an's Herz, und, wie echte Italiäner, weinten sie nun alle drey vor frommer Rührung und Freude.

Noten zur Menschenkunde.

Alte Jungfern geben gemeiniglich das Alter junger Mädchen höher an, als es ist. — Ist es die Sprache des Neides — oder will auch das weibliche Alter seine Proselytinnen, wenigstens in — der Idee haben? —

Man findet wohl nicht leicht größere Schwätzer und Schwätzerinnen, als unter den Großen — nicht so wohl, weil die leeren Tonnen das größte Geräusch machen, als deswegen, weil ihnen weniger widersprochen wird, und sie das geduldige Anhören ihrer Wortmacherey für einen stillen Beyfall ihres Verstandes oder Vortrages halten.

Es gibt Männer von Verstand und warmem Gefühl, die aber dennoch zu keiner Resistenz fähig sind. Wenn sie auch einmahl einen muthigen Ausfall wagen, so ziehen sie sich doch bey einem ihnen entgegen kommenden Aber oder Nein schüchtern zurück. Sie sind ein Ball in der Hand des Entschlossenen.

Weiberlaune ist ein gar wunderliches Ding. Wie kann die liebenswürdigste alles bezaubernde Stimmung einer gescheiden Frau so leicht zum absoluten Gegentheil übergehen — also zur schneidendsten Ungleichheit mit sich selbst! Ohne das Gefühl einer gewissen Überlegenheit in irgend einem Sinne ließe sich ein solcher Unverstand gar nicht denken. Eben darum mögen hochgebildete oder schöne Weiber den Launen am meisten unterworfen seyn, oder sich ihnen unterwerfen; weil sie wohl wissen, wie leicht der Mann — entweder dem Verstand oder der Schönheit des Weibes nachgibt, und nachgeben muß.

Das Alter ist furchtsam — es hat keine Zeit mehr zum Kampfe übrig — eben weil es furchtsam ist, ist es auch argwöhnisch. Erfahrungen haben es niedergestreckt, vielleicht nie überwältigt; aber das Gefühl zunehmender Schwäche ist eine zu grelle Antithese des vorigen Lebensgefühls, als daß es nun noch die letzten Augenblicke einer von ihm verachteten Welt aufopfern sollte. Denn es verachtet die Welt entweder aus Bigotterie, oder aus Erfahrung. Was man bald auf immer verlassen muß, hängt nur durch Spinngewebe mit der Sichtbarkeit zusammen.

Menschen, die immer von sich reden, sind Kranke, mit der fixen Idee ihres Ichs wie bezaubert. Jeder Fehler der moralischen Natur des Menschen kann geheilt werden, aber der Egoismus nicht, weil er dem Charakter alle Freyheit, über sich selbst zu reflectiren, nimmt, und sich selbst zur kathegorischen Maxime seines Handelns macht.

Pockels.

Notitzen.

Wien. — Von mehreren Seiten wird die Meinung geäußert, daß die in der Beylage Nro. 14 des Österreichischen Beobachters enthaltene, mit dem Buchstaben M. unterzeichnete Rüge über die letzte Vorstellung der Gluck'schen Iphigenia in Tauris von dem, ebenfalls mit M. bezeichneten Referenten dieser Blätter sey. Obschon jeder Musikfreund und Kenner das, was in jenem Aufsatze von dem hohen Werthe der Gluck'schen Compositionen gesagt ist, und den Wunsch, daß diese, unserem Vaterlande zu Ruhm und Stolz gereichenden Meisterwerke jedes Mahl auf eine, durch Pracht, Fleiß und Liebe, ihrer würdige Art möchten vorgestellt werden, von ganzem Herzen unterschreiben wird, muß die Redaction dieser Blätter dennoch erklären: daß gedachter Aufsatz nicht aus der Feder des diesfortigen Referenten geflossen sey, welcher der Vorstellung, von der in jenem Blatte die Rede ist, nicht beygewohnt, und sich außer dem so oft überzeugt hat, daß Madame Milder die Achtung für das Publicum, es möge in großer oder kleiner Anzahl versammelt seyn, nie aus den Augen lasse, und bey allen Vorstellungen, die sie durch ihren schönen Gesang verherrlichet, stets die wärmste Liebe für die göttliche Tonkunst, deren Lieblingspriesterinn sie ist, und eine enthusiastische Verehrung für die Werke Gluck's, des unerreichten Sängers veredelter Natur und erhabener Gefühle, zu beweisen gewohnt sey.

Gedruckt bey Anton Strauß in Wien.



Der Sammler.

Dinstag, den — 76. — 26. Juny 1810.

Weiberlist.

Die Araber haben ein Spiel — ich glaube, sie nennen es Schadester — welches zuweilen Wochen lang fortgesetzt wird, und darin besteht, daß keine der spielenden Personen von der andern etwas empfängt, ohne das Wort Schadester auszusprechen. Wer das nur ein einziges Mahl vergißt, der hat verloren. Die ganze Kunst des Spiels besteht also darin: den andern zu einer solchen Vergessenheit zu verleiten.

Ein Philosoph, der ein dickes Buch von der Weiberlist verfertigt hatte, eine, nach seiner Meinung, vollständige Sammlung von allen nur möglichen Schlauheiten, deren das schöne Geschlecht sich bedient, kam eines Tages auf einer Fußreise zu einem Arabischen Lager in der Wüste. Eine junge, hübsche Araberinn lud ihn mit der gewöhnlichen Gastfreyheit ihres Volkes so freundlich in ihr Zelt, daß er der Einladung nicht widerstehen konnte. Der Mann der jungen Frau war nicht zu Hause. Der Philosoph merkte bald, daß ihre Reitze ihm gefährlich werden könnten. Um sich dagegen zu waffnen, zog er sein Buch von der Weiberlist aus der Tasche, und las emsig darin. Die hübsche Frau nahm das ein wenig übel. „Das Buch muß gewaltig interessant seyn?" fragte sie mit gerümpfter Nase, „darf man fragen, wovon es handelt?"

„Der Gegenstand," versetzte der Philosoph, „liegt außer dem Beurtheilungsvermögen der Weiber."

Diese schnöde Antwort reitzte nur die Neugierde der Araberinn noch mehr, und sie quälte den mürrischen Gast so lange, bis er ihr sagte: das Buch enthalte alle Pfiffe und Kniffe, die jemahls von Weibern ersonnen worden.

Wie? Alle? —

„Ja, Alle! und eben dadurch, daß ich diese Sammlung täglich studiere, bin ich, Gott sey Dank, so weit gekommen, daß ich die Weiberlist nicht mehr zu fürchten brauche."

So? wirklich? sagte die schöne Araberinn, und schwieg ein Weilchen. Dann veränderte sie das Gespräch, wurde empfindsam, ließ ihre Blicke reden, und — man weiß ja, wie wenig es hübschen Weibern kostet, Philosophen zu besiegen — in weniger als einer Stunde lag er zu ihren Füßen.

Schon gab er der süßen Hoffnung Raum, unter diesem Zelte die beglückende Liebe zu finden, als die Araberinn plötzlich aufsprang, und erschrocken ausrief: „Großer Prophet! da kommt mein Mann! wir sind verloren, wenn er dich erblickt! er ist eben so eifersüchtig als grausam. Geschwind verbirg dich in diesen Kasten."

So unanständig es auch für einen Philosophen schien, in einen Kasten zu kriechen, so war doch hier nichts weiter zu thun; er schmiegte sich hinein mit sammt seinem Buche über die Weiberlist; seine schöne Wirthinn schloß den Kasten hinter ihm zu, und steckte den Schlüssel in ihre Tasche. Ihr Mann, mit dem sie eben in einem

Schabester begriffen war, näherte sich wirklich. Sie ging ihm entgegen. „Es ist mir leid, dich guter Laune zu sehen, hub sie an, denn ich habe dir eine sonderbare Begebenheit zu erzählen. Diesen Morgen kam eine Art von Philosophen in unser Zelt, der sich berühmte, alle Spitzbüberenen meines Geschlechts zu kennen, und in einem Buche aufgezeichnet zu haben. Es währte aber nicht lange, so verliebte er sich in mich, und sagte es mir auch."

„Wie? und du hörtest ihn an?"

„Er ist jung, schön, verführerisch — wahrhaftig, es war hohe Zeit, daß du kamst."

„Und das bekennst du mir ohne Scheu? Treulose! wo ist der Verwegene, daß ich meiner Rache ihn opfere."

Man kann leicht denken, daß dem Philosophen in seinem engen Behältnisse nicht wohl zu Muthe war. Er verwünschte sein Buch, die schlauen Weiber — und die eifersüchtigen Männer. Der Araber fuhr indessen fort zu pochen, und auf die Auslieferung des Bösewichts zu bestehen, der die Gastfreyheit habe schänden wollen. Die Frau stellte sich sehr erschrocken, zeigte mit dem Finger auf den Kasten, und überreichte ihm den Schlüssel. Hastig ergriff er diesen, und wollte eben den Kasten aufreissen, als die Frau in ein lautes Gelächter ausbrach, und rief: „Bezahle mich, du hast das Schabester vergessen." — Der Mann stutzte, sah bald den Schlüssel, bald sein Weibchen lächelnd an, gab ihr den Schlüssel lächelnd zurück, und verließ das Zelt herzlich froh, nichts weiter, als ein Spiel, verloren zu haben.

Jetzt öffnete die Araberinn den Kasten, ließ den halb todten Philosophen heraus, empfahl sich seinem gütigen Andenken, und bath, den kleinen Streich, den sie ihm gespielt, in seiner noch unvollständigen Sammlung aufzunehmen.

Die Freunde,
oder
Orestes und Pylades in Tauris.
(Nach Ovid.)

Einst war ein Land, das wilde Wogen schlugen,
Das jedem Schiffer schnelle Flucht geboth;
Denn, wen die Stürme an das Ufer trugen,
Fand dort den sichern, schauervollen Tod.

Schnell — so befahl des Volkes grause Sitte —
Führt man gebunden ihn zum Opferherd:
Kein Sträuben hilft dem Fremdling, keine Bitte;
Er sinkt, getroffen von der Jungfrau Schwert.

Nur eine Jungfrau darf das Opfer bringen,
Aus edlem Stamm, Dianens Priesterinn:
Sie muß zurück des Mitleids Thräne zwingen,
Gewaltsam härten ihren weichen Sinn.

An diese Küste trug Iphigenien,
Die sie dem nahen Opfertod entriß,
Die traurigen Gebräuche zu vollziehen,
In Wolken dicht verhüllt, einst Artemis.

Und oft schon mußte sie, zum Dienst gezwungen,
Den Fremdling tödten mit unwill'ger Hand,
Von herbem Schmerz die zarte Brust durchdrungen,
Voll heißer Sehnsucht nach dem Vaterland.

Da nahte, vom Verhängniß hergeführet,
Auf schnellem Schiff ein kühnes Jünglingspaar;
Kaum hat ihr Fuß den furchtbar'n Strand berühret,
So reißt man sie zum blutigen Altar.

An Freundschaft gleich und gleich an Jahren kamen,
Gefahr und Tod zu theilen längst bereit,
Orest und Pylades — die hohen Nahmen
Bewahrt der Nachruhm für die Ewigkeit. —

Die Priesterinn besprengt mit heil'gen Händen
Die Jünglinge, zum Tode sie zu weih'n;
Doch eilt sie nicht, das Opfer zu vollenden,
Und zitternd hüllt sie ihre Schläfe ein.

O! weh mir! — seufzt sie weinend — weh mir Armen!
Ich bin nicht grausam, Fremdlinge, verzeiht; —
Ein streng Gesetz gebiethet ohn' Erbarmen:
Doch sagt mir, eh' ihr sterbet, wer ihr seyd.

Sagt, Unglücksel'ge, wo ihr hergekommen,
Welch Schicksal euch zu uns verschlagen hat? —
Und als des Ortes Nahmen sie vernommen,
Ach! — spricht sie — wir sind Kinder einer Stadt.

Als Opfer muß, es muß der Eine fallen;
Doch mag der And're frey zur Heimath geh'n,
Die traur'ge Bothschaft laut verkünden Allen,
Und um Erlösung meinen Bruder fleh'n.

Ein Kampf beginnt: — Geh' du, Orest, ich leide!
Ruft Pylades: — Nein! — ruft Orestes — Nein! —
Ein Herz und eine Seele waren beyde;
Nur dieses Eine konnte sie entzwey'n.

Im edlen Streit, den Tod sich zu erringen,
Siegt Pylades; — Iphigenia läßt
Dem theuren Bruder tausend Grüße bringen,
Und dieser Bruder — Wonne! ist Orest.

Schnell flieh'n sie mit dem Götterbild zum Strande,
Wo noch das leichte Schiff vor Anker ruht.
Ein günst'ger Fahrwind treibt sie bald vom Lande,
Und froh durchsegeln sie die stille Fluth.

Schleusingen. Schmidt.

Wer ist glücklich?

Antwort: Ein gesunder, witziger, geschmackvoller Mann, mit einem General-Pächtervermögen. S. Helvetius. Poëme sur le bonheur.

Der reiche, sorgfältig erzogene Lord W., der den Geist aller Wissenschaften abgezogen hatte, und dessen

Herz jedem Eindruck der Freude offen stand, trat, nach dem Tode seines Vaters, im 25. Jahre mit dem Vorsatz in die Welt, ihre Freuden mit Epikurischer Weisheit zu genießen. Lang reisete er in fremden Ländern herum, glänzte an Höfen, bey Weibern und unter witzigen Köpfen, trieb manche spröde Tugend zu Paaren, schrieb Bücher, ward von Kennern gerühmt, von Frerons gelästert, und sein Verdienst beleidigte selten, weil es durch den Schleyer seiner sanften Bescheidenheit strahlte. Er widmete sich hierauf einem thätigen Leben, verfocht die gesetzliche Freyheit der Nation, diente dem Könige, und ward von allen Parteyen geschätzt. Doch gelangen ihm nicht alle seine Entwürfe; Freunde verließen ihn oft, wenn er ihrer bedurfte; seine Vaterlandsliebe ward nicht immer erkannt, oft zum Verbrechen gedeutet. Thörichte Anschläge wurden durch eigennützige Haufen zur Patrioten-Klugheit empor posaunt; Höflinge raubten den Lohn seiner Tugend; Feinde sammelten sich, und zwar der unversöhnlichsten viele, solche nähmlich, die ihn ohne gegebenen Anlaß beleidigt hatten. Das alles marterte Anfangs und durchkältete endlich sein Herz; seine Empfindung erschlaffte, und glitt nun zuweilen über Erscheinungen hin, die ihn sonst innigst erschüttert hatten. Er stieg von der feurigsten Menschenliebe zur Gleichgültigkeit herab, und bis zur Menschenverachtung. In dieser Verfassung legte er seine Ehrenämter nieder, und philosophirte in der Stille über Wahrheit und Glück und Tugend, und den Werth der menschlichen Dinge. Jedes Vergnügen wurde nun mit Scharfsinn bis auf's Gerippe von Eitelkeit und Tand analysirt, jeder Gegenstand mit dem Mikroscop so lang verfolgt, bis sich irgend ein ekelhafter Bestandtheil entdeckte. Endlich erschien ihm die Welt wie ein optisches Theater, wenn die Kerzen verlöschen, und ein Strahl des Tages den papiernen Zauber erleuchtet. Ha! rief er, und dich konnte dieß Possenspiel reitzen? — Freyheit war ihm nun nichts mehr, als ein leeres Huzza-Geschrey, das aus Sclavenhälsen erschallt; Tugend — eine Dame für den Bal masqué (denn er hatte sich selbst bey mancher guten Handlung das Geständniß eines schlechten Beweggrundes abgetrotzt); Begierde nach Ruhm — das Symptom einer Krankheit. Was, sagte er, sind alle die großen, wichtigen Revolutionen der Staaten — der Menschheit — wenn man hinter dem Vorhange den Draht in der Hand des Gauklers erblickt hat, der die Sultane leitet — und all das Auf- und Abrollen der Scenen, diese Saisons der Geschichte und der Natur, welche immer und immer einerley aufziehen, als wenn sie sich auf einer Uhrscheibe drehten! — Es ist Zeit, rief er an einem trüben November-Tag aus, daß der übergesättigte Gast aufstehe vom langweiligen Schmaus. — Ja! mir in's Herz rufst du, Lukrez:

Cur non ut plenus vitae conviva recedis?

Aber, murmelte er bey sich selbst, meine Abreise aus der Welt soll nicht dem Entspringen eines Wahnsinnigen ähnlich sehen; erst will ich mein Haus bestellen. Mit diesem Vorsatze reisete er auf eines seiner einsamsten Güter, wo er in seinem Leben ein Mahl, und nur wenige Tage gewesen war, damit ihn, wie er sich's ausdachte, keine Erinnerung an die Freuden seiner Jugend, nicht irgend eine Theilnehmung an's Leben fesseln möge.

In den ersten Tagen seiner Ankunft wurde zufällig in seiner Gegenwart der vergnügte Williams genannt. Vergnügt? — wiederhohlte der Lord (das Beywort traf auf die Stimmung seiner Seele) — gibt's irgendwo ein solches Wundergeschöpf? „Auf diesem Gute, gnädiger Herr. Williams wohnt nur eine Viertelstunde von hier." — Ein Spaßvogel vermuthlich, fragte der Lord, der die Bauern in der Schenke belustigt? — „Halten zu Gnaden," erwiederte der Geistliche; „Williams ist ein heiterer, vernünftiger Mann, und wollte Gott, daß Hochdieselben keine schlimmern Unterthanen hätten. Er bleibt nicht einen Tag mit den Priestergebühren, auch nicht mit den Pachtgeldern zurück, und ist ein geachteter Mann im Kirchspiel. Er hat manchen Streit unter Familien geschlichtet, manchen Nachbar mit Rath und That unterstützt, obgleich seine Stelle nur klein ist. Aber sein Acker ist besser bestellt als einer. Er hat wüste Plätze urbar gemacht, und sein Haus ist ordentlich und reinlich; ich möchte wohl selbst darin wohnen. Ihm entfährt nie ein mürrisches Wort, und darum nennen sie ihn auch den vergnügten Williams in der Gemeinde."

Den Mann, sagte der Lord, will ich noch heute besuchen.

Es war schon Abend, als der Lord bey Williams Wohnung ankam, und er fand den Alten vor seiner Thür unter einem Baum sitzend. Zwey von seinen Enkeln spielten um seine Knie, und ein drittes Kind tändelte auf seinem Schooße mit seinem weißen Haar, das über seine braunrothen Wangen herab hing.

Guten Abend, Williams! —

Großen Dank! sagte Williams, ward das Band gewahr, und erinnerte sich des Lords — stand auf: Ey! — Wenn ich recht sehe — Willkommen, gnädiger Herr! Sind wir auch einmahl so glücklich —

Lord W. Wie geht's Euch, guter Alter? Denn

dem Ansehen nach seyd Ihr eben nicht jung mehr — In welchen Jahren, Williams?

Williams. Acht und sechzig, gnädiger Herr — aber ich denke noch mein Endchen zu leben, wenn es Gottes Wille ist.

Lord W. Und Ihr seyd mit der Welt zufrieden, wie es scheint.

Williams. Warum nicht, gnädiger Herr? Reich bin ich eben nicht, aber doch fehlt's an keinem Guten — und weil Euer Gnaden eben bey uns einsprechen — mein Pacht-Contract geht auf Michaelis zu Ende. Wenn es Ihre Gelegenheit wäre, den Contract noch auf dreyßig Jahre zu erneuern — desto besser! Ich und mein Vater haben uns lang auf der Stelle ernährt, und ich hoffe, sie ist nicht schlimmer geworden. — Wenn Sie mit mir zufrieden sind, gut! — Ich bin mit meiner Herrschaft zufrieden.

Lord W. Gebt her, mein ehrlicher Williams, Euern Contract und Feder und Dinte — ich will ihn auf der Stelle erneuern.

Williams. Robert! — Gott, gnädiger Herr — Feder und Dinte ist nicht im Hause — lauf, Robert, und hohle des Schulmeisters Dinte — und ziehe dort dem Ganser ein Paar gute Spulen aus! — Ich kann weder lesen noch schreiben, gnädiger Herr. — Mein Vater war ärmer als ich, und konnte das nicht an uns wenden. Unsere Kinder schreiben zur Nothdurft, aber nur in der Schule. Zu Hause gibt's immer was Bessers zu thun. —

Lord W. Nicht lesen? — Das ist Schade! Denn ein so vernünftiger Landmann sollte doch unsere Schriften vom Ackerbau lesen —

Williams. Ey ja, gnädiger Herr — und das Pflügen darüber versäumen. Ich denke, nach meinem geringen Verstand, daß man die Feldarbeit ohne Bücher lernen kann, weil mancherley Handgriffe dazu gehören. Unser seliger Pastor Gibbons bestellte seinen Acker nach Büchern, und schnitt nur selten die Einsaat wieder ab.

Lord W. Aber, sagt mir, Williams, Ihr seyd, wie es heißt, immer zufrieden. — Wo habt Ihr die Kunst, vergnügt zu seyn, gelernt?

Williams. Sie scherzen wohl, gnädiger Herr — Bey der Arbeit ist keine Zeit zu Grillen übrig. Denn, wer Honig essen will, muß auch mit Honig machen helfen — das hab' ich dort von meinen Bienen gelernt. — Wenn ich erst meine Mahlzeit verdient habe, so schmeckt sie mir noch einmahl so gut. — (Hier kam ein Hund, und bellte den Lord an.)

(Der Beschluß folgt.)

Aphorismen.

Statt das Räthsel der Welt zu lösen, was thun die Philosophen, besonders die neuesten? — Sie geben kleine Worträthsel über das größte Sachräthsel auf.

Man kann es gleich am Winde in politischen Zeitungen merken, wenn in der politischen Welt Windstille herrscht.

Joh. Eremita.

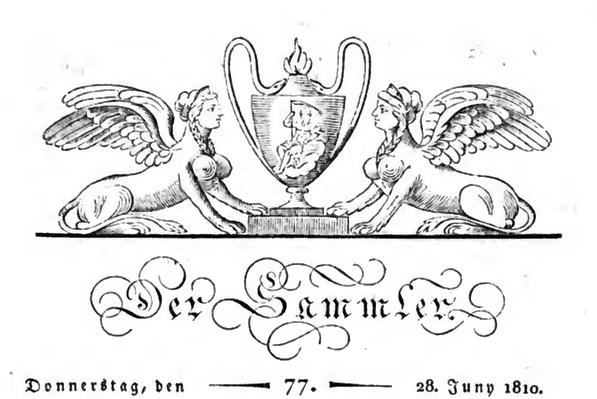
Notitzen.

Paris. — Wenn man sich im hiesigen Theatre de Vaudeville an den kleinen niedlichen Stücken ergötzt, worin sich nicht selten die harmloseste Fröhlichkeit und eine so muntere Laune ausdrückt, daß man ein wahrer Misanthrop seyn muß, um nicht davon ergriffen und fortgerissen zu werden, und dann des Deutschen Theaters gedenkt, wo man so äusserst selten recht von Herzen lachen kann, so bedauert man die Deutschen aufrichtig, daß ihnen dieser Genuß wenigstens da, wo er am schuldlosesten ist, nur sparsam zu Theil wird.

So wurde vor kurzem le Sultan de Navre gegeben, ein kleines Stück, worin der Harlekin auf der Bühne erscheint, und durch allerley drollige Streiche das Publicum belustigt. Man wollte Anfangs vielerley daran auszusetzen finden, allein endlich sagte jeder, wie Boileau: J'ai ri me voilà desarmé. Das Sujet ist Folgendes: Harlekin ist auf seine Frau Columbine eifersüchtig, und quält sie deshalb auf die ausgesuchteste und unausstehlichste Art. Man will ihn von dieser bösen Krankheit befreyen, welche leider im heiligen Ehestande so großes Unheil anrichtet. Es wird ihm daher ein betäubender Trank beygebracht, welcher seine Wirkung thut, und während dessen sich alle seine Freunde und Verwandte in Türken verkleiden. Bey seinem Erwachen glaubt er sich in Constantinopel zu befinden, und zwar als Sclave eines Corsaren, welcher eben im Begriff ist, Columbinen an den Sultan zu verkaufen. In seiner Angst hält er es für's Beste, sich für den Bruder der hübschen Frau auszugeben; denn als ihren Mann wagt er sich nicht zu zeigen, weil er seinen Kopf zu verlieren furchtet. Columbine unterläßt nichts, was in ihrer Macht steht, um auf den Sultan einen günstigen Eindruck zu machen, und dieser wirft ihr endlich das Schnupftuch zu. Jetzt kann sich Harlekin nicht länger halten, und er verräth sich. Er wird wegen seines Betrugs zum Tode verurtheilt. Er muß sogar niederknien, um den vernichtenden Streich zu erwarten. . . . Allein ehe er ihn trifft, stürzt er besinnungslos zu Boden, indeß erhohlt er sich bald wieder, und findet, daß er bloß geäfft worden ist.

In dem Ganzen lebt und webt ein so frischer Humor, und es ist mit so viel witzigen Anspielungen und Pointen ausgestattet, daß es allgemeinen Beyfall fand, und die Nahmen der Verfasser verlangt wurden. — Es sind die Herren Henry Dupin und Dartois.

Gedruckt bey Anton Strauß in Wien.



Donnerstag, den — 77. — 28. Juny 1810.

Bruchstücke
aus dem Tagebuche einer Reisenden auf einer Rheinfahrt bis Holland.

Mitte July 1809.

— Ich folgte also dem Rath meiner Freunde, und ließ mir in Mainz ein Paar Plätze in dem Post-Schiffe nach Cölln zusichern. Unsere Coffer waren gepackt, unser Gepäcke gerüstet, und den 11. July nahmen wir von unsern gastfreyen Freunden in Mosbach Abschied, um in Biberich an Bord zu gehen, wo, der in Mainz genommenen Abrede gemäß, das Post-Schiff landen sollte. Wir verließen uns um so sicherer auf diese Verabredung, da der gute Vite selbst die Bestellung gemacht hatte, der durch sein Amt die Schiffer alle in Respect hält. Der Morgen war schön, und nach dem gestrigen Regen küßte die Sonne überall tausendfarbige Juwelen von den Blumen und glänzenden Weinranken weg.

Man hatte uns gerathen, doch lieber um 6 Uhr schon an dem Ufer zu seyn, damit die andern Reisenden, die weiter oben eingestiegen waren, nicht warten müßten; durch unsere Pünctlichkeit vermocht, waren wir denn auch wirklich von 6 Uhr an schwimmfertig, und waren es noch um 9 Uhr, ohne daß ein Post-Schiff sich blicken ließ. — Von 6 Uhr bis 9 Uhr warten! — und wär' es an den Pforten des Paradieses, und wär' es im Schooße Abrahams, so hielt das keine menschliche Geduld aus! Daß die meinige schon längst erschöpft war, merkte kein Mensch, denn ich machte es den Leuten so anschaulich, daß es ein wahrer Genuß sey, hier mit Muße die schöne Natur zu bewundern, daß keiner sich unterstehen durfte, auf die Schiffer zu fluchen, sondern sich, wenn auch mit Gift im Herzen, über die ausgedehnte Gelegenheit, sie zu genießen, freuen mußte. Das nun abgerechnet, daß wir auch gar keinen Beruf hatten, sie 3 Stunden lang von diesem Standpunct aus zu beobachten, war sie wirklich unendlich schön. — Mainz lag im Sonnenstrahle so ruhig an der stillen Fluth, die seine Mauern mit Lichtströmen umspielte, das Ufer, die Inseln blickten so jung der steigenden Sonne in's Antlitz. — Man begriff nicht, wie dieser liebliche Schauplatz je vom Kanonendonner, je vom Kriegsgeschrey entstellt hatte werden können? Die gute Mutter Erde hatte emsig gearbeitet, und es war ihr wohl gelungen, alle Spuren zu verdecken von den Wunden, die die Hand ihrer Kinder ihr schlug. — O wenn diese Kinder doch der Guten die Hand böthen, und auch heilten und neu erschafften und vollendeten — doch sie zerstören stets, wo jene nur schafft.

Biberich hat ein sehr hübsches Schloß, auf den Rhein zu, mit einer Art Rotunde, die im Innern auf porphyrartigen Säulen mit goldner Verzierung ruht, und bey Kerzenschein und von glänzenden Leuten angefüllt, recht hübsch aussehen muß, indeß sie nach Osten hin wieder die schönste Aussicht nach Mainz und das ganze linke Rheinufer hat. Die armen Fürstenleute! sie müssen manches Kreutz haben, denn ging's ihnen überall so gut, wie in ihrer Wohnung und Aussicht, so müßten

sie übermüthig seyn. Wie wir alle diese Betrachtungen bis 9 Uhr fortgesetzt hatten, und ich ihre Plattheit eben nicht mehr zu ertragen vermochte, kam ein Kahn von unten herauf, und brachte uns die artige Nachricht, daß das Post-Schiff vor anderthalb Stunden hinter den Inseln am jenseitigen Ufer vorüber gesegelt sey. Die ganze Gesellschaft sah nun etwas dumm aus, unser gütiger Wirth, der uns an das Ufer begleitet hatte, sagte uns einige verbindliche Dinge, uns wieder nach Hause zu führen, die nur bedingt wahr waren, und die wir mit eben solchen nur bedingt wahren beantworteten, worauf wir mit anscheinender Seelengröße wieder nach Mosbach zurück zogen. Meine Papiere waren eingepackt, Reiseschreibzeug, alles blieb in Biberich, um morgen früh, bey einem zweyten Versuch abzusegeln, bey der Hand zu seyn; — und nun hatte der Tag noch viele Stunden, die ich auszufüllen gar keine Mittel hatte, wie mein Strickzeug. Das ist eine beschränkte Rettung, die Noth ist erfinderisch — ich fand, daß das Post-Schiff trotz des Expressen, den ich sogleich nach Mainz schickte, um die Bestellung zu wiederhohlen, morgen wieder vorbey segeln könnte, daß die Landung in Biberich, ich weiß nicht was? für Schwierigkeit hat, aber in Elkfeld, sagte man, lande es gerne und häufig; mir fiel es also ein, heute Abend auf einem Nachen mit allem meinem Gepäck nach Elkfeld zu fahren, um dort die alte Liese zu besuchen.

Um 5 Uhr schifften wir auf der bräunlichen Fluth — denn den Ruf von Smaragd-Grünheit hat der Rhein dieses Jahr völlig verloren, er war von dem letzten Gewitter trüb, und blieb es und ward es je mehr und mehr, je weiter wir herab fuhren, bis er sich in Holland unter dem ewigen Grün der Wasserlinsen verliert. Wie wir in Elkfeld anlangten, fragte ich im Wirthshaus, ob man nicht eine gewisse Elisabeth Stafhy kenne — he! je da komme eben ihre Base daher. — Ich rede die Frau an, und frage, und die ruft wie vom Gotte beseelt: Jesus, Marie! Sie sind wohl gar die gnädige Frau, von der Liese immer erzählt — und nun setzte sie ein Pack, das sie trug, an den Boden, und war ganz von Freude verrückt. Nun, das war gut ausgesonnen! die Freude der alten Liese war der Reise werth. Wir erschienen da in Elkfeld wie die wohlthätigen Fürsten, Väter und Onkels im fünften Acte unsers bürgerlichen Drama, nun gab es, Gott sey Dank, kein Laster, das sich erbrach. Die Tugend ging aber zu Tische, wenn sie auch schon nur auf der Serviette speisete. Den folgenden Morgen rufte uns denn das Post-Schiff ab — wir wurden von manchem neugierigen Blick an das Ufer begleitet, denn Liesens ganzes Publicum wollte die Dame sehen, die mit ihren Kindern, der Inhalt aller ihrer Gespräche, Beyspiele und Vorschriften war. Also waren wir nun auf dem Post-Schiff — dieses Mahl, meine theuren Lieben, macht das Sprüchwort zu Schanden, daß Anderer Beyspiel niemanden nutzt — geht nie auf ein Post-Schiff! Man hatte mir das Ding eine Jacht genannt, und hatte von Cajüte und Verdeck gesprochen und von Promenieren auf dem letzten und in der ersten.

Wie ward mir! — Erst schob man mich in einen Verschlag, wo auf vielfältigen Bündeln einige Französische Soldaten lagen — dagegen hatte ich nichts — sie kamen von der Donau, und jedes Wesen, was daher kam, hätte ich gern sanft gebettet. Nun drang ich durch eine enge Pforte in eine schmale Cajüte, wo auf hölzernen Bänken gegen zehn Personen uns neugierig entgegen sahen. Drey schwangere Frauen, ein Paar dem Gott des Handels dienende Jünglinge, und einige problematische Wesen füllten den Raum — und ich kann, wie Antonius bey Cäsars Bahre, versichern, sie waren alle sehr ehrenwerthe Herren, und auch der eine von ihnen, der eine Ulmerpfeife im Munde führte — oder schon mit ihr zur Welt gekommen war — denn, da ich ihn 3 Tage lang nie ohne Pfeife sah, kann ich darüber nicht entscheiden — auch er war ein sehr ehrenwerther Herr — aber wir blickten ängstlich nach den ziehenden Wolken, die bey unserer Einschiffung milde über unser Schicksal geweint hatten — ihr Auge ward trocken — sie gaben uns wahrscheinlich den Unterirdischen dahin — und wir schlüpften auf wunderlichen Wegen zu dieser Höhle heraus auf das erste Verdeck. Da nahm nun der Mast die Weite eines 6—8 Schuh breiten Raums ein, der Steg, auf welchem man vom Lande in's Schiff stieg, lag quer über niedrige wackliche Gallerien, die längs den Seiten hergingen; und auf diesen nassen Bretern schlugen wir unsere Residenz auf. Aus dem Loche, welches in die Unterwelt führte, tauchte von Zeit zu Zeit einer ihrer Bewohner auf, und fragte, beynahe wie die Verdammten in Dantes Hölle: Was ist an der Zeit? — das nicht, aber: was ist für Wetter? und ich antwortete ihm, wie Dantes Teufel: — Schlechtes Wetter — schlechtes Wetter — denn damit hoffte ich, sie unten zu halten in ihrem Tartarus. — Nach und nach lernte ich sie doch kennen. Die Merkurius-Söhne machten sich besonders bemerklich, denn das ist ein gar zutrauliches Geschlecht, das sich, so lange es Dütchen macht und Ballen bindet, sehr sorglos über

die Welthändel, und zufrieden mit seiner Miniatur-Individualität umher bewegt. Das leichte junge Blut erzählte sich von den Frankfurter schönen Damen, las sich endlich gar Verse von ihnen vor, und schrieb sie sehr mühselig ab — ich denke, ihre Handelsbriefe schreiben sie schneller, sonst hätten ihre Herren Principalen klagen müssen. — Wie die Sonne heraus kam, krochen die Französischen Soldaten auf das Verdeck — sie waren alle verwundet, und gingen in ihr Depot, oder die Verstümmelten in ihre Heimath zurück. Der eine that mir weh — ich bezeigte ihm mein Mitleid mit seinem lahmen Fuß. Ein anderer trug den Arm in der Binde, und sang fröhlich in die Lüfte, ein Paar andere saßen und schwatzten von ihren Schlachten, und erzählten sich, wo sie gefochten hatten, denn der Zufall führte sie zusammen — der Misanthrop war in Regensburg verwundet, zwey Monathe in Ulm im Hospital gelegen, ein anderer bey Ried, ward aus Landshut verabschiedet. — Der eine große Handelsmann aus der Pfefferbude setzte sich zu ihnen, und ließ sich erzählen — nun ging es an ein Schwatzen, von dem ich beym Wellen- und Ruderschlag in der Entfernung nicht viel verstand, nur mußte von einer Anrede oder mehreren Persönlichkeiten des Kaisers die Rede seyn, denn sie riefen manchmahl: vive l'empereur! — und schwangen dabey ihre Arme. — Der Misanthrop erzählte eben so lebhaft wie die andern — das Wetter erlaubte uns, den ganzen Tag auf dem Verdeck zu seyn, aber mein Plan, recht viel auf dem Schiffe zu schreiben, war ganz thöricht, denn dazu hatte ich auch nicht die Möglichkeit.

Ich schaute um mich, und war bey Euch in Gedanken, und schweifte in der vielfachen Vergangenheit umher, deren Erinnerung sich an die vorbey gleitenden Gegenstände knüpfte — ja, ich hätte wahrscheinlich bey den günstigsten Umständen die Feder dennoch nicht in die Hand genommen. Gewiß gibt es kein sichereres Mittel, jeden Eindruck zu schwächen, als wenn wir jeden vorkommenden Gegenstand mit größeren gleicher Gattung vergleichen. Mir hat mancher Reisebeschreiber dadurch böse Laune gemacht, wenn er den Plauen'schen Grund eine Alpengegend, und die Elbe eine Silberfluth nannte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Müller Jacob.

Der Müller Jacob schlägt sein braves Weib
Des Morgens, Mittags, und zur Jause;
Wer dachte wohl, daß in dem weißen Leib
So eine schwarze Seele hause.

J. F. Castelli.

Wer ist glücklich?

(Beschluß.)

Lord W. (tritt zurück.) Der Hund wird doch nicht beissen?

Williams. Was wollt' er? Armes Thier! Er hat keine Zähne mehr; so lang hat er meine Kleider auf dem Felde und mein Haus getreulich bewacht. Komm, ehrlicher Spitz! So lang ich Brod habe, sollst du's in Milch geweicht kriegen. — Wir müssen alle mit einander leben, Mylord! und wer uns Wohlthaten erzeigt, dem sollen wir wieder wohlthun. Ein undankbarer Mensch ist kein Mensch nicht. Wer seinem Nächsten nicht dienen mag, hat auf der Welt nichts zu schaffen.

Lord W. Aber hat Euch denn niemahls ein Nächster betrogen, verläumdet, verrathen? Gibt's denn hier die einzigen Menschen, die man nicht verachtet, ehe man sie recht kennt, nicht verabscheuet, wenn man sie durchgeforscht hat? Habt Ihr lauter gute Freunde, lauter verträgliche Nachbarn, lauter offene, ehrliche Leute in Eurem langen Leben gefunden?

Williams. Ey, gnädiger Herr — so glatt und schier geht's in diesem Leben nicht ab, denn der Schurken gibt's auf Gottes Erdboden nicht wenig. Mein Nachbar Stefenson, Gott hab' ihn selig, hat mir oft den Kopf warm genug gemacht. Er wollte mir durch mancherley Händel durchaus die Stelle verleiden — doch bin ich noch drauf, und hab's noch erlebt, seinen Kindern Gutes zu thun. Wenn mir so etwas wurmte, gnädiger Herr, so griff ich mich doppelt bey der Arbeit an, und sah nicht rechts noch links, und wenn ich denn am Abend jenen Weg herauf die Kinder anspringen sah, und meine Frau mich in der Thür mit einem freundlichen Gesicht empfing — dann war alles vergessen. Die Freude hat keiner von meinen Feinden erlebt, mir nur einen Trunk Bier zu verderben.

Lord W. Alles recht gut, Williams — das läßt sich begreifen — aber das begreif' ich nicht, wie ein Mann mit so viel Vernunft ein so langweiliges, einförmiges Leben nicht endlich müde wird. — Immer den nähmlichen Acker zu pflügen und zu säen, durch einerley Wege und Stege immer vorwärts und rückwärts zu gehen, und das 60 Jahre lang. —

Williams. Das ist wohl Ihr Ernst nicht, gnädiger Herr?

Lord W. Meine aufrichtige Meinung, Williams. Denn ich kenne Leute, die mehr von der Welt genossen

haben, als Ihr, und die sie doch endlich langweilig, ekelhaft und äusserst einförmig finden. Wenn wir noch 100 Jahre leben, Williams, so kann die Natur weder für dich noch für mich etwas neues mehr auftischen. —

Williams. Und mir, in meiner Einfalt, gnädiger Herr, kommt die Welt jeden Tag veränderlich vor. — Wenn ich nur 40 Jahre zurück denke, wie sich alles hier im Kirchspiel verändert hat — diesen Baum hier konnt' ich wie eine Weidenruthe beugen; jeden Busch hab' ich pflanzen gesehen — das Weitzenfeld drüben war eine Heide; bey meinem Hause stand nicht ein Obstbaum; hier rechter Hand heißt's noch im Moor, wo jetzt meine besten Milchkühe weiden — wenn ich alles das so um mich her wachsen und gedeihen sehe, wie Gott meiner Hände Arbeit gesegnet hat — o gnädiger Herr, dann geht mir das Herz auf. — Wie herrlich die Frucht nicht dieses Jahr steht! — Der Junge hier war heut mit mir im Felde — das Kind freute sich über die vollen Ähren, und ich sollte mich nicht freuen? —

Lord W. (nach einer kleinen Pause.) Hohlt mir Euren Contract, Williams! Ich will ihn zerreissen.

Williams. Zerreissen? — Hab' ich irgend etwas Unrechtes gesprochen, so verzeihen Euer Gnaden — Soll ich denn Ihr Pächter nicht mehr seyn?

Lord W. Nein, Williams! — Aber Herr sollst Du seyn von Deiner Stelle! — Ich schenke sie Dir und Deinen Kindern.

Williams. Gott im Himmel segne meinen wohlthätigen guten Herrn! (Er nahm die Mütze feyerlich ab und faltete die Hände.) — Frau — Jungen — Kinder herbey! Dankt Gott auf den Knien, und küßt dem gnädigen Herrn die Hände! — Wie hab' ich das verdient, noch so reich zu werden! —

Lord W. Du warst es, ehrlicher Williams! und reicher, als ich und alle Fürsten der Erde. Besuch mich oft. Ich will unter euch leben, und von Dir und Deinen Knaben Weisheit lernen. —

Der Lord ging, und rief mit innigster Rührung: „Glücklich ist, wer genießt und nicht grübelt, keine Blume auf dem Pfade des Lebens zertritt, alle pflückt, die er abreichen kann! Ich wollte Freude kaufen auf dem Jahrmarkte der Welt, und verschmähte sie aus der Hand Gottes. — Natur, ich kehre zu dir zurück, und trenne mich nie wieder von dir!"

Notitzen.

Wien. — Der erste Band der Französischen Übersetzung des Österreichischen Plutarchs des Freyherrn v. Hormayer hat die Presse verlassen, und wird ehestens ausgegeben werden. Der Übersetzer, Herr Doctor De Carro, hat die Erlaubniß erhalten, dieses Werk Ihrer Majestät der Kaiserinn von Frankreich widmen zu dürfen. Es ist zu vermuthen, daß dasselbe in einem Zeitpuncte, in welchem Österreich und Frankreich so nahe verbunden sind, auch in letzterem Lande mit vieler Theilnahme gelesen werden wird, um so mehr, da Hr. Dr. De Carro, der seine Muttersprache vollkommen in seiner Gewalt hat, allen Fleiß anwendete, nicht nur getreu, sondern auch schön und fließend zu übersetzen, was bey dem originellen und pracisen Style des Verfassers eine äusserst schwere Aufgabe war.

Die Cotta'sche Buchhandlung zu Tübingen hat eine Sammlung von Briefen des Prinzen Eugen angekündet. Vor einigen Jahren wurden mehrere Abschriften dieser Sammlung für den Preis von 200 Ducaten in Golde verfertiget, und an Archive und Bibliotheken abgelassen. Es ist zu vermuthen, daß der gelehrte Herausgeber des vortrefflichen Archivs für Geographie, Historie, Staats- und Kriegskunst, uns über die Echtheit dieser Briefe, gegen welche man schon vor mehrern Jahren verschiedene Zweifel äusserte, Aufschluß geben werde.

Die Zahl der in Wien erscheinenden Journale wird vom Anfange des künftigen Monaths an, mit einer Thalia, ein Abendblatt, vermehrt werden, welche bey Geistinger erscheint, und von Hrn. Castelli besorgt wird. Da Herr v. Stubenrauch, der die bisher bey Geistinger erschienenen niedlichen Theater-Costume gestochen, dieselben nun auf seine eigene Rechnung fortsetzt, und im Kunst- und Industrie-Comptoir heraus gibt, so läßt ersterer seine Suite durch den bekannten Künstler, Hrn. Grüner, zeichnen und stechen, und wird davon alle Woche zwey Blätter der Thalia beylegen.

Die vaterländischen Blätter, die in diesem Jahre sehr ordentlich erscheinen, gewinnen täglich an Interesse. Besonders werden die kurzen Miscellen aus Wien, in welchen von Polizey- und Criminal-Vorfällen Nachricht gegeben wird, die sonst nur von Mund zu Mund, folglich ganz entstellt herum liefen, mit Vergnügen gelesen, und von auswärtigen Zeitschriften, ohne jedoch die Quelle zu nennen, fleißig benutzt.

Die Herren Abnehmer des Sammlers werden bey nun sich endenden zweyten Vierteljahre des zweyten Jahrganges dieser Zeitschrift eingeladen, sich fernerhin, und zwar vierteljährig mit 5 fl., halbjährig mit 10 fl., zu pränumeriren. Auswärtige Liebhaber, welche dieselbe wöchentlich zu haben wünschen, belieben sich an das nächste Post-Amt zu wenden, und auf den Jahrgang mit 23 fl. voraus zu bezahlen. Im Falle, daß die Stücke nicht ordentlich geliefert würden, beliebe man sich an die Zeitungs-Expedition des hiesigen löbl. k. k. Ober-Hof-Post-Amtes zu wenden, das Abgängige genau anzugeben, wo dann das Mangelnde ersetzt, und jeder Beschwerde alsogleich abgeholfen werden wird. — Die Lieferung in monathlichen Heften, den Jahrgang zu 20 Gulden, besorgt die Anton Doll'sche Buchhandlung in Wien für das In- und Ausland.

Gedruckt bey Anton Strauß in Wien.



Samstag, den — 78. — 30. Juny 1810.

Bruchstücke
aus dem Tagebuche einer Reisenden auf einer Rheinfahrt bis Holland.

(Fortsetzung.)

Eine Menge solcher Vergleiche, und Exclamationen von ungeheuren, majestätischen, himmelhohen und grausenvollen, drängten sich mir bey unserer Annäherung nach Bingen in's Gedächtniß, und ich mußte recht über mich wachen, um nicht die nun beginnende Gegend wirklich mit der Schweiz zu vergleichen. Der Weg von Solothurn nach Basel hat wirklich eine sonderbare Ähnlichkeit mit den Umgebungen des Rheins von Bingen nach Coblenz, so weit nahe felsige Berge und alte Schlösser ihn charakterisiren. So wie man auf dem Rhein, als der Tiefe eines felsigen Thals fährt, führt uns dort der Postweg. Am Rhein sind alle Fleckchen Erde mühselig mit Weinreben bepflanzt, an den Schweizer-Wegen wächst auf ihnen frey und fröhlich das grüne Gras — hier stehen hart am Berge rauhe Steinklumpen, wo die Menschen aus schmutzigen Mauern heraus gucken, dort freundliche Gärten auf den grünen Auen am klaren Bache. Dort fahr' ich auf staubigem brennendem Felsweg, klettere hinauf und klimme herab — hier gleitet der Nachen auf kräuselnder Fluth. Aber der Unterschied, daß ich hier zwischen einem hohen Ufer hinfahre, und dort zwischen majestätischen Bergketten, ward mir besonders merklich beym Anblick der alten Burgen. Dort am Solothurner-Wege stehen die mächtigen Ruinen in der Nähe des Weges, der auch damahls schon einer der Durchzüge von Schwaben nach Italien seyn mochte, auf hohen Hügeln, wie die anscheinende Kleinheit der Thürme beweißt, an denen man doch, wenn man nahe daran ist, den Kopf hoch hinauf hebt — aber diese Hügel mit ihren hohen Thürmen reichen den hinter ihnen liegenden ganz nahen Bergen nicht bis an das Drittheil ihrer Höhe; ernst und dunkel steigen diese hoch über das Menschenwerk hinaus, und wo ihre dunkeln Tannen und nackte Felswände aufhören, steigen die Schneefelder der noch höhern Gebirge glänzend und ätherisch über sie alle empor.

Am Rhein zeigt die Größe, in welcher die Ruinen dem Auge erscheinen, daß sie in einer mäßigen Höhe liegen, und weil sie über alle umgebende Gegenstände hervorragen, doch auf der höchsten Höhe. — Höchst wunderbar ist die Wirkung, wenn man sich ganz von der Gegenwart abzieht, um sich die Zeit, wo jene Burgen bewohnt waren, zu vergegenwärtigen. Wie in allen diesen Felsennestern die Gewaltsamkeit wachte, und die Selbstrache Recht war; wie alle diese Steinhaufen am Ufer mit ihren arbeitsamen Bewohnern der Willkühr jener ausgesetzt waren; wie die Bethglocke der einzige sanfte Ton, und **Religion** das einzige friedliche Regiment ausmachten. Ich sah die alten Ritter in ihren verworrnen Begriffen von Freyheit und Recht aus ihren Schloßpforten reiten; sah die Hausfrau aus den

kleinen schmalen Fensterchen ihnen nachblicken, hörte den Pilger an der Pforte läuten, und ihn, gastfrey bewirthet, die Leichtgläubigkeit des Gesindes mit abenteuerlichen Geschichten abspeisen. Mir ward, als sähe ich Abends die kleinen Lämpchen noch aus den dunkeln Gemächern blicken, und eine brave Edelfrau an der Wiege ihres kranken Herrleins wachend, in der stillen Nacht den Wellenschlag des Flusses behorchen — dann zeigte mir eine Reihe etwas größerer Fenster die Halle, wo in roher Lust die Becher klangen, ich dachte mir im fernen Bethhäuschen, dessen Kreutz aus dem Felsen hervor steht, den frommen Klausner, der die erste Hora läutend, von fern den Becherklang hört, indeß der Ton seiner Glocke tiefer unten am Fluß einem leidenden Kranken auf seinem schlaflosen Lager Trost gibt. Mir ward ganz unheimlich bey der Lebhaftigkeit meiner Vorstellungen. Ich ging den Rhein hinauf, sah den unglücklichen Heinrich als Kirchenknecht die Kapelle in Cöln bedienen, sah Carln auf der Ingelheimer Au an seinem gebrochnen Herzen sterben, sah jede einzelne Völkerschaft Deutschlands mit der andern im Krieg die Abgründe erweitern, die endlich das Volk Einer Sprache zu Feinden und Schadenfrohen unter einander gemacht hat. — Unwillig wendete ich mein Gemüth ab, nicht von jenen Zeiten, die der Kette der Dinge klar dastehen, wie jeder Moment jedes Daseyns von jedem Dinge, aber über die Menschen, die uns jene Zeiten als die Blüthezeit ihrer Nation darstellen. — Welche herrliche Blüthezeit! die Früchte, die sie brachte, müssen sonderbar ausgeartet seyn, um uns dahin geführt zu haben, wo wir stehen.

Warum uns doch Ruinen einer alten Zeit so poetisch uns selbst entführen, indeß neue Ruinen uns beengend an uns selbst mahnen? In jenen Mauern, aus welchen hohe Bäume zu keimen schon Zeit hatten, freute man sich, und diese Trümmer, wo die schwarzen Streifen noch den Gang der Flamme bezeichnen, beklemmen das Herz. — Jener Armen Schmerzenstöne, die in den dunkeln Gewölben verhallten, thun dir also gar nichts, weil ein Paar Jahrhunderte über sie hin flogen? Der Bewohner dieses Hauses, dieses Schlosses, fand bey seinem nächsten Nachbar Schutz, sein Haus ward ihm durch öffentliche Anstalten fast ersetzt, er konnte sein Gewerbe nach 3 Wochen wieder anfangen. — Wohl wahr! allein das Schicksal jener Ruinen, von einem Häuflein Reichs-Truppen berennt zu werden, wird deine Wohnung nicht haben, aber so, wie der Besitzer dieses Hauses, könntest du einmahl leiden, deswegen erhebt dich die alte Ritterburg zu schönen Empfindungen, und die Trümmer des verflossenen Jahres beschämen dich mit der Ahnung deiner Schwäche und Hülflosigkeit. Dieser Unterschied von Ruinen zu Ruinen war mir nicht auffallender, als in St. Goar. Es hatte schöne große Laternen, die im Anfang des Revolutions-Krieges zerstört wurden. Oben drüber liegt das alte Schloß Rheinfelden, das zu eben der Zeit eingenommen, dasselbe Schicksal theilte. Nur als Gegenstand darstellender Kunst, als Landschaft, ist es sehr leicht zu entdecken, warum die Trümmer eines Schlosses aus dem 13. Jahrhundert vortheilhafter erscheinen, als die der neuern Zeit. — Die Unregelmäßigkeit jener Bauart, die getrennten Massen, stellen in jedem Einzelnen noch etwas Ganzes, und in den unkenntlichen Trümmern selbst, Größe dar. Da hingegen eine Fronte, die in gerader Linie 30 Fenster hatte, wenn sie eingestürzt ist, uns nur eine gerade Fronte mit 30 Fenstern zurück ruft; kein einzelner Theil gibt ein vollendetes Bild, wie der regellose runde Thurm des Mittelalters, oder die vollkommene Säule der Vorwelt.

Der widrige Wind und die Saumseligkeit der Schiffleute ließ uns nur bis Boppart kommen, wo wir in einer Schenke, Krug, Kneipe oder Coupe-gorge übernachteten, die ich auf meinen Kreutz- und Querzügen nie widriger antraf. Der Begriff von reinem Bettzeug war den Leuten ganz fremd, den von Waschwasser behandelten sie wie einen ungereimten Einfall, und ein Frühstück, das wir um halb 3 haben wollten, weil der Schiffer um 3 Uhr wieder abfahren wollte, schlugen sie geradezu ab, weil so früh niemand Jener mache. — Da des Menschen einziger wahrer Reichthum Erfahrung ist, stiegen wir, sehr bereichert an diesem Schatz, aber mit sehr leerem Magen, um 3 Uhr wieder auf unser Verdeck. Der Mond sank gegen das westliche Ufer hinab, dunkle Wolken umschleyerten ihn, durch die er zuweilen ermattet und glanzlos durchblickte, bis er endlich selbst, einer blassen Wolke gleich, vor einer gelblichen, strahlenlosen Morgensonne erblich.

Der Morgen war trübe wie die Welt, und die Gegenstände folgten sich verworren, wie die Thaten der Menschen. Ein Umstand trug noch dazu bey, mich den Tag mit wundem Herzen anfangen zu lassen — die verkrüppelten Krieger, welche mit uns fuhren, und bey weitem die selbstständigsten, ausgesprochensten, unlästigsten aus der Gesellschaft waren, hatten bey unserer Ankunft am vorigen Abend um 9 Uhr Einquartierungs-Billets erhalten. Die rüstigsten waren die ersten auf dem Platze, besonders ein handloser Geselle, der um

2 Uhr schon vor dem Wirthshaus sang und schäkerte — allein zwey völlig Lahme, die mir bey unserer Ankunft im Herzen weh thaten, wie sie mit ihren zwey Krücken das Ufer hinauf klimmten — die waren noch nicht da. — O das rohe Schimpfen, Schmähen, Spotten, mit dem diese Menschen erwartet wurden! — das grimmige Schweigen ihrer Cameraden! Endlich, nachdem Schiffer und Schiffsgesellschaft, lauter Deutsche, ihren Witz erschöpft hatten, ruderten sie fort, und ließen jene Verstümmelten zurück, und nahmen ihre Bündel mit sich, die sie in Coblenz an's Land werfen wollten. — Ich setze gar nichts hinzu — möchte doch von diesen Männern einer oder der andere, wenn er vielleicht in einigen Wochen gegen den Feind ziehen muß, und verwundet und verstümmelt wird — möchte er in eure Nähe kommen, meine Lieben, möchtet ihr eure Pflichten als Menschen und Bürger an ihm erfüllen können, vielleicht dächte er dann gelabt, gepflegt, seine zerschmetternden Glieder von eurem leitenden Arm unterstützt — vielleicht dächte er dann an seine niedrige Härte gegen seine Mitbürger. Besonders die beyden Ladendiener, die gestern empfindsame Verse abgeschrieben hatten, erregten mein Mitleid — die waren jung und gesund, und bey einem halben Stunden langen Warten fiel es keinem ein, aufzuspringen, und die Fehlenden zu rufen, und wie die Lahmen über das schmale Bret wankten, und im tiefen Sand beym steilen Ufer strauchelten, both keiner ihnen Hülfe an. —

Die zweyte Nacht kamen wir nur bis Weselingen, einem kleinen Dorfe am linken Ufer, wo ein ehemahliger Cölner Domherr einen Sitz hatte. Ob das eine Präbende war, oder ein Privat-Eigenthum ist, weiß ich nicht — da sie alle geistliche Einkünfte verloren haben, zweifle ich an dem ersten. Genug, daß man mir im Wirthshause ein schönes großes Haus am Ufer zeigte, welches ein Ex-Domherr bewohnen sollte. Unser Landen an diesem Ort, und die Nothwendigkeit, hier die Nacht zuzubringen, hatte etwas problematisches. — Unläugbar war der Wind sehr widrig, denn er blies schnurgerade Nordwest, so daß die Schiffer unaufhörlich arbeiten mußten. Unsere Reisegesellschafter waren nach und nach alle abgegangen, in Bingen, Boppart, Lienz, Coblenz, Neuwied gingen sie ihre Straße lieber zu Land; nur ein Frauenzimmer blieb, die sich in jeden niedrig komischen Roman gepaßt hätte, mir aber sehr widrig war. Doch hinderte sie uns nicht mehr, den Schiffern zu ihrer Hanthierung das Verdeck zu überlassen, und in der Cajüte zu sitzen, wo ich den ganzen Nachmittag schrieb und schaute, indeß Wellen, Segel, Wogen und Regen brauseten. Wir lavirten sehr mühsam, und jedes Mahl, wenn wir bey dieser Bewegung an das rechte Ufer kamen, drehte sich das Schiff ein Paar Mahl im Kreise herum. Dann jagte es der Wind gewaltsam gegen den Strom an das linke Ufer zurück, worauf wir dann den Wind ganz schräg auffangend, wieder zum rechten übersegelten, und auf dieser Überfahrt schwankte dann der Nachen oder das Schiff so ansehnlich, daß unsere gute *** wo nicht bange, doch wenigstens sehr fragend aussah.

Unter diesen Umständen konnten wir freylich, wie wir Abends um 9 Uhr in Weselingen anlangten, nicht sehr verlangend seyn, noch 3 oder 4 Stunden bis Cöln auf dem Wasser zu bleiben. Zu meiner Verwunderung fanden wir beym Anlanden keinen Zollbedienten, wie an allen Orten, wo bisher das Schiff anlegte, und man trug ohne Umstände aus dem Schiffe, was man gut fand. Wie wir an's Wirthshaus kamen, saßen mehrere Franzosen daselbst bey dem Weinglase, die, wie ich auf meine Frage: ob das Militär sey? hörte, Zollbediente waren. Unser Wirth war nebenbey auch Kaufmann, hatte Zucker, Kaffeh, Tabak, Garn, — das sah denn sehr verdächtig aus, ging mich aber nichts an — nur kann ich hier nicht unerwähnt lassen, daß die Douane hier eben so behandelt wird, wie bey uns die Conscription, und die Mauth und die Forstgesetze — d. h. daß der Unterthan nie die Gesetzlichkeit der Sache zu seiner Regel macht, sondern die Möglichkeit, das Gesetz zu umgehen. Das Verboth der Ein- und Ausfuhr gibt hier nur die Aufgabe, wie man den Zoll betrügen könne — und damit befassen sich Menschen jeder Gattung. — Welchen heillosen Einfluß diese Handelsweise auf alle Ansicht der Gesetze hat, ist leicht zu folgern. Ich verstehe die Gerechtigkeit solcher Gesetze gar nicht, ihre Weisheit gar nicht, aber daß der Augenblick, wo ich mir erlaube ein Gesetz zu übertreten, der ist, wo keines mehr mir heilig seyn wird, so bald es die Umstände herbey führen — das ist doch gewiß. Doch das ist einer der Begriffe, für den ich oft der Schwärmerey beschuldigt ward. Das Wirthshaus zu Weseling sah so klein aus, daß ich sehr zweifelte, ob wir Platz genug fänden; der Wirth antwortete aber sehr fröhlich in der Finsterniß, in der wir noch vor der Thür standen: doch, es wäre noch Raum so viel wir brauchten, und so bald er reicher wär, wollte er's noch größer machen lassen.

Nun führt uns sein rundes nettes Weib eine enge Treppe hinauf unter's Dach, wo wir beynahe über ein niedriges Lager gestolpert wären, auf dem reinlich und

stark, wie die jungen Löwen, zwey prächtige Knaben schliefen, von 2 bis 6 Jahren. — Hier öffnete man uns ein Zimmer, wohl nur 7 Fuß hoch, weiß wie Schnee; zwey Betten mit grün seidenen Decken, schönen Küssen, glatt gebohnten Bettstätten lachten uns entgegen; sie forderte unsere Befehle — wir bathen um Chocolade, die ich oft statt Abendessen nehme auf Reisen, wenn ich zum Thee trinken zu müde bin — und in einem Hui war sie fertig, in artiger Fayence auf's beste bereitet. Indeß legte das runde Weibchen schneeweißes Leinenzeug auf die Betten, und erzählte uns, daß ihr Mann lange beym Marschall Soult gedient habe, daß der Krieg sie von ihrem ersten Kindbett an 7 Jahre von ihm getrennt habe, und sie nun seit 7 Jahren mit ihm hause. Dabey war alles so eng und so drollig, und die Mauer am Fenster so dünn, daß mir meine Nerven, die vom Schwanken des Schiffes angegriffen waren, immer glauben machten, das sey wieder eine Cajüte, nur sauberer und hübscher. Wer nicht dicker ist, wie ich und ***, also in diesem Kämmerchen Platz hat, der gehe in dieses Wirthshaus in Weseling, wo es gar komisch und freundlich zugeht. Endlich, nachdem wir noch 5 lange Stunden zwischen dem nun ganz flachen grünen Ufer geschifft hatten, langten wir am andern Morgen in Cöln an. Die Douaniers behandelten uns vollkommen nachsichtig, wollten den Koffer gar nicht selbst aufschließen, bis ich sie darum bath, blickten dann hinein, und strichen mit der Hand über das zugeschnallte Tuch, indem sie mir sagten, ich würde wissen, daß ich jeder Unannehmlichkeit auswich, wenn ich die etwa verbothnen Artikel angäbe.

Hier am Ende meiner Wasserreise rathe ich euch allen, aber vor Allem, allen Weibern ab, das Postschiff zu besteigen. Da man diese Wasserreise macht, um die Gegend zu genießen, verfehlt auch der Mann seinen Zweck dabey — denn 16 Stunden des Tages ist es nicht wohl möglich, in rein philosophischer Abziehung von dem Äußern, die Natur zu genießen — und wo dieses nicht möglich ist, verdirbt die schlechte oder lästige Gesellschaft jeden Genuß. Ich bin überzeugt, die unsere gehörte zu den besten, die Leute waren alle artig, keiner gehörte geradezu zur Volks-Classe, ich hörte von keinem in den wenigen Momenten, die ich unter ihnen war, ein unartiges Wort — aber — — „Es gibt andere Schrecken der Natur!" und der größte, und neben einer schönen Natur der peinlichste, ist die Plattheit. — Also kein Postschiff! —

(Die Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

„Schade," sagt der Jason in der Anzeige von Wagner's Reisen, „daß das genialisirende Gewand die hübsche natürliche Gestalt verstellt." — Es thut wohl, wenn man sieht, daß dieses Gewand nach gerade auch denen ekelhaft wird, die es selbst tragen, ob man gleich ihre Blindheit gegen sich selbst bedauern muß.

„Wie macht dich der Ausgang so klug!" sagt jemand in einem Lustspiele des Ben. Jonson. Ich kann nicht dafür, daß mir fast bey jeder Seite dessen, was Herr von Archenholz seit geraumer Zeit schreibt, dieser Zuruf einfällt. D—z.

Notitzen.

Wien. — Den 27. Juny wurde in dem k. k. Hof-Theater nächst der Burg zum ersten Mahle gegeben: Die Verschreibung, ein Lustspiel in einem Acte, in Alexandrinern von Herrn Joseph Passy. Eine sehr einfache Handlung, ein sehr rein versificirter, mit vielem Witze durchflochtener lebhafter Dialog, der besonders von Mad. Koberwein vortrefflich vorgetragen wurde, machte, daß dieses niedliche Stück allgemein gefiel.

Es ist von dem jungen Verfasser, der seine wenigen Nebenstunden der Dichtkunst widmet, wenn er auf diesem Wege fortfährt, viel Gutes zu erwarten.

Unter die Anstalten, die man bisher in Wien vermißte, gehörten vorzüglich gute, zweckmäßig eingerichtete Bäder. Ungeachtet eine beträchtliche Anzahl derselben existiren, so zeichnen sich doch beynahe alle, wie die Wiener Gasthöfe, durch Unreinlichkeit, Nachlässigkeit der Bedienung und Mangel an Bequemlichkeit aus. Das nunmehr an der Donau in der Leopoldstadt, unter dem Nahmen: Diana-Bäder, von den Herren Morrau und Hummel, nach dem Muster der Französischen, errichtete Badehaus ist daher eine sehr erfreuliche Erscheinung. Wenn die Bedienung, wie zu hoffen ist, mit der äußern Eleganz, die in dieser Anstalt herrscht, übereinstimmen wird, so verdienen diese Herren den Dank und die Unterstützung des ganzen gebildeten Publicums.

Die Herren Abnehmer des Sammlers werden bey nun sich endenden zweyten Vierteljahre des zweyten Jahrganges dieser Zeitschrift eingeladen, sich fernerhin, und zwar vierteljährig mit 5 fl., halbjährig mit 10 fl., zu pränumeriren. Auswärtige Liebhaber, welche dieselbe wöchentlich zu haben wünschen, belieben sich an das nächste Post-Amt zu wenden, und auf den Jahrgang mit 23 fl. voraus zu bezahlen. Im Falle, daß die Stücke nicht ordentlich geliefert würden, beliebe man sich an die Zeitungs-Expedition des hiesigen löbl. k. k. Ober-Hof-Post-Amtes zu wenden, das Abgängige genau anzugeben, wo dann das Mangelnde ersetzt, und jeder Beschwerde alsogleich abgeholfen werden wird. — Die Lieferung in monathlichen Heften, den Jahrgang zu 20 Gulden, besorgt die Anton Doll'sche Buchhandlung in Wien für das In- und Ausland.

Der Sammler.

Ein Unterhaltungsblatt.

Zweyter Jahrgang.

1810.

July.

Wien, gedruckt und im Verlage bey Anton Strauß.

In Commission bey Anton Doll.

Inhalt.



Der Sammler

Dinstag, den — 79. — 3. July 1810.

Bruchstücke

aus dem Tagebuche einer Reisenden auf einer Rheinfahrt bis Holland.

(Fortsetzung.)

Ich eilte, in Cöln einen Eindruck zu erneuen, den mir meine ersten Jugendjahre zurück gelassen hatten — den Dom zu besuchen. — O welch ein herrliches Gebäude wäre dieses in seiner Vollendung gewesen! Ich fragte, ob der Kaiser nicht darin gewesen sey? — und wünschte, daß man ihn im Nahmen seines Zeitalters aufforderte, diesen Tempel zu vollenden. Es ist eine heilige Größe in diesen Hallen, in diesen schlanken Säulen, in diesen leichten erhabenen Schwibbogen. Der Reichthum der Verzierungen, der sonst überall eine Last für's Auge ist, gefällt an diesen hohen schlanken Formen. Ich ging lange in den leeren Säulengängen umher, und genoß die Größe der Kunst, und die Kraft des Menschenwillens, und die Nichtigkeit alles menschlichen Unternehmens, und die eigensinnigen Gesetze des Schicksals — einige der Millionen, die jetzt im Osten verschwendet werden, um zu zerstören, würden hier ein Denkmahl menschlicher Kraft für eine lange Nachwelt vollenden — Millionen Thränen, die dort dem Jammer entrissen werden, flössen hier bis in späten Jahrhunderten der Andacht und dem Danke. So war ich in Träumen vertieft in den quergehenden Hallen gewandelt, ohne in das Schiff der Kirche, welches allein ausgebaut ist, und allein eine große Kirche darstellt, zu kommen. — Jetzt ging ich leise in dem Seitengang hinauf dem Hauptaltare zu, und der erste Gegenstand, den ich erblickte, war ein kleiner, mit Blumen geschmückter, mit leichten herab hängenden Mousselinen umgebener Kindersarg, neben dem einige Weiber betheten. — Die Tracht dieser Frauen erhöhte das Überraschende dieses Bildes — sie tragen ein schwarz seidenes viereckiges Tuch als Schleyer und Mantel zugleich, welches, indem sie knien, den Drapperien der Maria und andern heiligen Frauen sehr gleicht. Ein Kindersarg! — Gott erhalte mein blühendes Leben! — dachte ich schmerzlich überrascht, indem Mollys liebliches Bild vor mir schwebte. Es ist, als wenn sich mir auf dieser ganzen Reise, wo ich nur einen Augenblick verweilte, der Tod stets zuförderst darstelle. In *** war das Begräbniß eines Studierenden das feyerliche Schauspiel, was mich lange in der Nacht aufhielt. In Mosbach, wo ich drey Tage ausruhte, kam jeden Tag ein feyerlicher Leichenzug vor dem Hause vorbey — und von dem nah gelegenen Wisbaden hörte ich täglich Trauerposten. —

Ich ließ mir den Schatz zeigen. Wir machen diese Dinge immer Vergnügen, und *** hatte dergleichen noch nicht gesehen. Die heiligen drey Könige sind unverletzt zurück geliefert worden nach der Flucht vor der Französischen Armee. Wie sie in Frankfurt ergriffen wurden, wollte man sie, so erzählte mir der Geistliche, der sie mir zeigte, eben weiter bringen. Der Mann, der

uns den Schatz zeigte, freute mich durch die Milde, mit der er uns das Schicksal seiner Heiligthümer erzählte — kein rauhes Wort, kein bitterer Rückblick über das viele Verlorne, nur ein rechtlicher Stolz über die erhaltnen Schätze, und je länger er mein Interesse an seinen Herrlichkeiten ansah, je mehr Interesse fand er, sie mir zu zeigen. Die Kunst der alten Silberarbeiter ist ein Gegenstand meiner Bewunderung — mag doch die Welt philosophisch seyn oder evangelisch, oder wie sie's nennen mag — ich möchte doch wissen, wie die Kunst gemeinwirkender angewendet werden könnte, als für den Schmuck der Kirche, zum Pomp der Religionsgebräuche. Dort gewinnt des Volkes Auge Freude an der Kunst, dort können dem Künstler Werke aufgetragen werden, die der Privatmann nicht belohnen kann, und die beym Fürsten dem Genusse der Menge verweigert sind — denn die großmüthige Erlaubniß, zu gewissen Tagen, unter gewissen Umständen die fürstlichen Zimmer besuchen zu dürfen, eignet das Kunstwerk keinem Menschen zu. Was in der Kirche und auf dem Rathhause steht, das umfaßt das Volk als Gemeingut. — Und die schönen Juwelen, blitzenden Monstranzen und Leuchter und Becher! Da kann ein Arbeiter mehr Kunst anbringen, wie an einem ganzen Tafel-Service, das dem Volke nie vor Augen kommt, oder auf dem der Hungrige nur gierig eine Leckerschüssel vorbey tragen sieht. „Eure Tempel glänzten gleich Pallästen!" — Diese glänzen noch zuweilen, wenn die Sonne auf die großen Smaragden scheint, und die Fahnen wehen — da stand ein großer Kasten, der die Überreste des Heiligen? — Gott hab' ihn selig! ich habe den Nahmen vergessen — er ward, wie es schien, in den Holländischen ersten Freyheitsbewegungen ermordet. — Die getriebene Arbeit war herrlich! Sie konnte der Zeit nach von einem Schüler Benvenuto's seyn, und ich dachte mir die Lebendigkeit, mit der jene Künstler arbeiteten, wie so ein Stück sich mit ihrem Glauben an die Ewigkeit ihrer Kirche verband. Es ließ sich ja leicht ein Mittel finden, die großen Momente und großen Menschen und ihre Denkmahle aus unserer Zeit mit der Kirche zu verbinden — und wenn sie's würden? Wehe dem Herzen, das nicht Momente hat, wo es sich das liebste, höchste, was es in der Menschheit besaß, nahe bey Gott denkt. Die Religion kann nur Bedürfniß des Herzens seyn, und zum Übersinnlichen gelangen wir nur durch die höchste Ausbildung dieses Herzens. — Wollt ihr's nur mit der Vernunft zu thun haben? Doch darüber scherzten wir oft. Ich wollte, ich säh' den Dom zu Cöln einst ganz ausgebaut im schönsten Schmucke das Fest des Tages begehn, wo die Weisen der drey bekannten Menschenstämme, weißer, schwarzer und kupferfarbner herbey zogen, um das Heil der Welt zu sehen. — Ist das nicht ein schöner Mythus? —

In Cöln, ja schon in Lienz hatten wir einen Vorgeschmack von Holländischer Reinlichkeit in Zimmern und Häusern. Die sehr schönen Fensterscheiben fielen mir in Cöln besonders auf, und die erstaunlich reinliche Ausstellung der Lebensmittel auf dem Wochenmarkte. Wo ehemahls ein altes Augustinerkloster stand, ist jetzt ein schöner regelmäßiger Platz mit Bäumen bepflanzt, wo ich mit wahrem Vergnügen die hübschen soliden Häuser mit ihren spiegelhellen Fenstern rund umher betrachten konnte. — Von da kam man auf den Speisemarkt — ein Überfluß des besten Gemüses und der besten Früchte, die niedlichsten Holzwaaren und Körbe waren hier aufgestellt, und die Bauersleute sahen reinlich und gesund aus. Warum die Cölner selbst so grundhäßlich, gelb und schleppenden Ganges sind, das begreife ich nicht. Ihr Anzug ist schon sehr häßlich, und wird häßlicher, je weiter man den Rhein herab kommt. Widrige weiße Hauben, die das Kinn fassen, und lange Jacken, die eine höchst nachtheilige Abtheilung in die Gestalt bringen — warum sie aber so gelb aussehen, die Männer und die Weiber, das weiß ich nicht, denn die Stadt liegt lange nicht so feucht, wie manche andere, und hat lange nicht so enge Straßen, wie z. B. Mainz — wie es denn überhaupt schöner ist, ohne die Paar modernen Plätze zu besitzen. Leer sind die Straßen heute wie vormahls, aber die Heerden von Bettlern, die ich ehemahls an den hiesigen Kirchthüren fand, waren verschwunden. Den Stillstand des Handels fühlt man hier sehr schmerzlich.

Von nun an näherten wir uns Holland immer mehr, und alles Folgende war mir neues Land. Von den Thoren an geht der Weg nach Neuys im Sande, der nun mehr oder weniger tief, allein nirgends mit schwarzem Boden vermischt ist. Wir waren von unserm Beschützer in Cöln so unendlich schlecht beschützt worden, daß wir für den doppelten Preis, den es in Deutschland gekostet hätte, eine Chaise mit zwey Pferden erhalten hatten, die uns mühselig durch den tiefen Sand zog. An einigen Stellen berührt man wieder den Rhein — dann sind die Felder etwas besser, weil sie näher an den Dörfern liegen; sonst kann man sich nichts Ärmlicheres denken, als die dünnen elenden Gerstenfelder, wo zwischen jedem Halm der graue Boden hervor blickt — etwas besser steht das Haidekorn, das eben in voller Blüthe

stand — höchst ungleich, Kartoffeln und Klee — und das so nahe neben einander, daß nothwendig die Behandlungsart daran Schuld seyn muß; denn neben einem recht kräftigen, in voller Blüthe stehenden Kartoffel- oder Kleefelde, konnte eines sich befinden, das um drey Monathe zurück war. Wir fanden hier Anstalten zu dem vorhabenden Wasserbau, denn die Gefahr der Überschwemmung erstreckt sich bis hieher.

Wir fuhren an einer Niederlage von Faschinen her, die viele Morgen Landes bedeckte. Eine Betriebsamkeit dieser Gegend war mir neu, die ambulanten Backsteinbrennereyen nähmlich, die von den Einwohnern der Gegend von Neuys betrieben werden. Man läßt weit am Rhein hinauf bis gegen Coblenz, auch am Deutschen Ufer, solche Neuyser Familien kommen, Vater, Mutter und Kinder, so ein Haushalt heißt: ein Pflug — an Ort und Stelle zeigt ihnen der Gutseigenthümer, der sie verschrieb, den zu ihrer Arbeit angemessenen Boden, das heißt Lehm und Thon an, diesen mischen sie, bilden die Steine, und setzen sie in die Form eines Vierecks mit abgestumpften Winkeln auf, bis sie einen Ofen daraus gebildet haben, der die zweckmäßige Dicke und passenden Umfang hat; äusserlich wird er mit Erde und Rasen bekleidet, dann von innen mit Steinkohlen geheitzt — so dient der Stein sich selbst als Ofen, und brennt sich durch die geschickten Zwischenräume, in die er gesetzt ist, überall von Glut durchströmt, aus. Die Backsteine sind von verschiedenem Roth, scheinen aber viel besser gemischt und gebrannt, als die unsrigen. Ganz in Klammern: Laßt mich doch euch noch einen Augenblick nach Mosbach zurückführen, wo ich die erste Arbeit in pisé oder Erdmauern sah. Eine Gartenmauer, die schon fünf Jahre stand, nebst Kuhstall, und ein großes sehr sauberes Haus. Die Mauer war oben mit Ziegeln gedeckt, und mit Kalk beworfen, das Haus war nun drey Jahre bewohnt, und vollkommen dicht mit angenehm scharfgeschnittenen Winkeln und Ecken. Die Ersparniß dieser Bauart an steinarmen Orten, springt wohl in die Augen.

Dieses Haus nebst der einen Scheune desselben Eigenthümers, hatte noch eine Besonderheit in der Bauart des Daches — die Form war geründet, so daß der Gipfel einen Gothischen Bogen bildete, wodurch für die Heu- und Strohvorräthe ein leicht zu berechnender Raum gewonnen wird. Das Gesperre des Daches kann dabey nicht von Balken seyn, sondern ist von Brettern zusammengesetzt, die durch Nägel verbunden, die Dicke des gewöhnlichen Balkens erhalten. Sie waren bey dem Dache, das ich untersuchte, fünffach. Vor der Nässe müssen solche Dächer gehütet werden, ausserdem muß ihre Zusammensetzung sie durch Elasticität dauerhaft machen. Also nun zurück nach dem Weg vor Neuys. Wir kamen spät am Abend in dieses geradstraßig- freundliche Städtchen — hier zu Lande muß man sich in alter Zeit nach andern Grundsätzen nachgebaut haben, als in den deutschen Städtchen — von hier an fanden wir auf unserm Wege keine krummstraßige Orte mehr — gerade aber, wenn in Neuys auch nicht breite Straßen, und auf den Plätzen der Städtchen überall junge Bäume von sechs, acht Jahren und Spaziergänge in ungefähr gleichzeitigem Alter. Dieses letzte freute mich am meisten — wo es der elendsandige Boden erlaubte, waren am Wege Bäume gepflanzt. Von Neuys an waren die Felder weniger schlecht, der Sand nicht minder tief, aber die Dörfer einander näher.

(Die Fortsetzung folgt.)

Pfeffel's letztes Gedicht: Fenelon,

eine Anecdote, die im Almanach des Dames pour 1810 erschien, und deren Gelingen dem Verewigten eine kindliche Freude machte.

Der Verläumdung und des Neides Opfer,
Lebte Mentor Fenelon im Bann.
König Ludwig und la Chaise stießen,
Das Verbrechen seines Ruhms zu büßen,
Aus der Königsburg den Gottesmann.

Freudig war der Hirt bey seiner Heerde,
Und mit ihm der Segen eingekehrt.
Menschen zu beglücken, war das Streben
Seines großen Herzens, und sein Leben
Eine Predigt, die durch Thaten lehrt.

Oft ging er, auf einen Stab gestützet,
Abends aus der Stadt mit sich allein,
Geist und Herz an der Natur zu weiden,
Oder in dem Drange seiner Leiden
Des verwaisten Landvolks Trost zu seyn.

Einst entführten heil'ge Fantasien
Bis in ein entlegnes Dörfchen ihn;
Da vernahm er aus der ersten Hütte
Laute Klagen, und mit raschem Schritte
Eilt er an den Ort des Jammers hin.

Kinder, warum weint ihr? sprach der Gute
Mit dem Gruß der Liebe. Gott! es ist .....
Unser Vater, las er in den Blicken
Des erstaunten Paars, das voll Entzücken
Seine dargereichte Rechte kußt.

Warum weint ihr? wiederhohlt der Gute.
Kann ich helfen? — Bester Herr, ach nein!
Uns're Kuh, die Ursach uns'rer Klage,
Sprach das Weib, sie fehlt uns schon zwey Tage,
Muß vom Wolf gefressen worden seyn.

Ach! es war die schönste Kuh im Dorfe,
Glänzend schwarz, mit einem weissen Fuß,
Sagte Niclas, zahm gleich einem Lamme,
Unser Reichthum, unsre Aller Amme;
Täglich gab sie Milch im Überfluß.

Ey! Ihr könnet ihres Gleichen finden,
Sprach der Bischof. Niemahls! unterbrach
Gertrud ihn; die zog ich groß, sie kannte
Und verstand uns; wie ein Hündchen rannte
Sie uns oft bis in die Stube nach.

Franz, mein Bruder, sprach ein kleines Mädchen,
Das jetzt näher trat, ritt oft auf ihr.
Bester Herr! o laßt sie, noch am Leben,
Durch den lieben Gott uns wieder geben.
Euch versagt er nichts, das wissen wir.

Lächelnd sprach der Greis: Hört auf zu weinen!
Es ist spät; lebt wohl! auf Wiedersehn!
Er entwich. Auf seinem halben Wege
Sah er in dem dämmrigen Gehege
Etwas Lebendes vorüber gehn.

Wär's doch Schwärzchen! denkt er, und der Graben,
Der vom Thier ihn trennt, wird ihm zum Steg.
Schwärzchen war's; erkannt beym ersten Blicke
An dem weissen Fuß, führt ers am Stricke,
Der am Hals ihm hing, mit sich hinweg.

Eine Stunde Wegs um Trost zu bringen,
Ist für ihn ein Schritt. Schon klopft er an.
Öffnet, Freunde! Schwärzchen ist gefunden.
Gott! der Herr ist's, lallten sie, und stunden
Händefaltend vor dem Gottesmann.

Mutter! rief das Mädchen auf den Knieen,
In des lieben Herrn Gestalt erscheint
Uns ein Engel. Alle fallen nieder.
Träumt ihr? ich bin einer eurer Brüder,
Sprach der Bischof, euer alter Freund.

Fromme Thränen füllen Aller Augen,
Dank und Jubel strömt aus jedem Mund.
Schwärzchen wurde wacker ausgescholten,
Und geküßt, und Claus und Gertrud wollten
Schwören, daß es jedes Wort verstund.

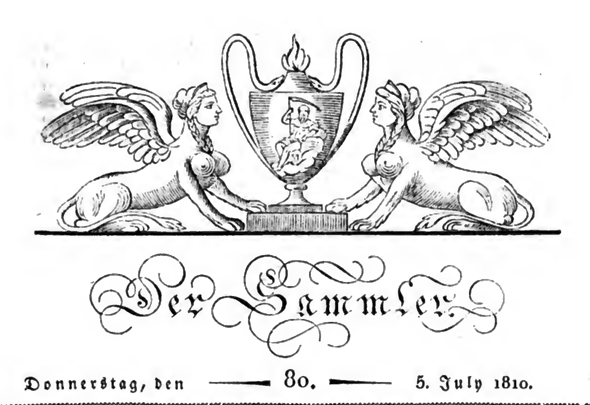
Ich muß fort: man wird mich ängstlich suchen,
Sprach der Gute. Was! versetzte Claus,
Ganz allein? das laß ich nicht geschehen;
Ich, wir alle wollen mit Euch gehen.
Sprachs, und stürzte wie ein Pfeil hinaus.

Bald läßt er, vom halben Dorf begleitet,
Sich mit einer Bahre wieder sehn.
Man bedecket sie mit zarten Zweigen,
Und beschwört den Greis, sie zu besteigen,
Und der Greis erhört das fromme Flehn.

Nun beginnt, beym Schein der Kienholzfackeln,
Der Triumphzug, und der Gute wird
Feyerlich bis in die Stadt getragen.
Warst du wohl auf deinem Siegeswagen,
Ludwig, je so groß, wie dieser Hirt?

Notizen.

Wien, den 23. Juny. — Gestern gab Herr Stuwer sein zweytes dießjähriges Feuerwerk im Prater, unter dem Titel: Die Vermählungsfeyer, und war so glücklich, dasselbe ohne Störung der Witterung auf die erste Ankündigung abbrennen zu können. Ein Theil des höchsten Hofes und ein ausserordentlich zahlreiches Publicum beglückten den Unternehmer mit seiner Gegenwart. Ungeachtet der Natur der Sache nach, trotz aller Bemühung des Künstlers, ein Feuerwerk dem andern ähnlich sehen muß, so gehört diese Unterhaltung doch, und zwar mit Recht, unter die beliebtesten des Wiener Publicums. Ein Park von dieser Ausdehnung, der durch eine schöne Straße mit der Stadt selbst in Verbindung steht, die herrliche, beynahe eine halbe Deutsche Meile lange dreyfache Lusthaus-Allee, in deren mittleren Theil tausende der schönsten Equipagen in einer unabsehbaren Reihe ziehen, ein Schauspiel, das ganz gewiß den berühmten Zug auf dem Corso in Rom übertrifft; die schöne Welt, an der linken Seite dieser Allee, theils lustwandelnd, theils bey den Kaffehhäusern sitzend; das gemeinere Publicum in dem Parke selbst in unzähligen, meistens geschmackvoll angelegten, Unterhaltungsorten, Ringelspielen, Schaukeln, Gasthäusern vertheilt, in einer harmlosen, doch anständigen Fröhlichkeit; das Getön der von allen Seiten schallenden Musiken aller Art, von der bescheidenen Violine des Bierfiedlers, bis zur vollständigen Harmonie- und Janitscharen-Musik der hier garnisonirenden Regimenter, alles dieses macht den Prater zu einem Unterhaltungsorte, dessen sich keine große Stadt, selbst London und Paris nicht, zu erfreuen hat. Denke man sich nun einen schönen Sommerabend, zehn bis funfzehn tausend Menschen, es fängt an dunkel zu werden, das Zeichen wird gegeben, man bricht auf, und die im ganzen Parke zerstreute Menge zieht wogend auf einen Punct, dem Feuerwerksplatze, zu. Die bunten Feuerräder, die architektonischen Zeichnungen der Fronten, die so viele Klafter lange und hohe Haupt-Decoration, die himmelanstrebenden Luftstücke werden mit einem lauten, lange gezogenen Ah — — und einem schallenden Geklatsche von den Zuschauern aus den niedren Ständen begrüßt; die Kanonade beschließt das Ganze, bey der sich manche Dame und auch manch' zärtlicher junger Herr die Ohren verhält. Nun ändert sich die Scene, es ist Nacht geworden; die Besitzer der Equipagen suchen zu ihren Wägen zu kommen, die Bedienten rufen, Lohnkutscher biethen sich an, und der Zug geht, freylich nicht in der Ordnung wie am Tage, und unter manchem Fluche der Pferdebändiger, jedoch unter strenger Aufsicht zahlreicher Cavallerie-Posten, der Stadt zu. Das zu Fuß gehende Publicum steht am Scheideweg, einer Seits leuchten hellbrennende Pechpfannen durch den Park der Stadt zu, anderer Seits laden mehrere hundert bescheiden brennende Lichter an gedeckten Tischen der Gasthäuser, schnarrende Bratenwender, und der Geruch der Speisen ein, noch ein Paar Stunden den herrlichen Abend zu genießen. Ein großer Theil widersteht nicht, die Tische werden besetzt, die Aufwärter in Bewegung gesetzt, und mehrere tausend Hühner, Gänse und Enten noch der schönen Nacht zum Opfer gebracht, und die erst gegen Mitternacht die vielfältig genossene Unterhaltung beschlossen. Dieß die schöne Seite. Aber wie anders sieht es aus, wenn plötzlich ein Nordwest Wind den Horizont mit einem drohenden Gewitter überzieht, der furchtsamere oder vorsichtigere Theil der Gesellschaft eilt bey den ersten Spuren der Stadt zu; allein ein großer Theil wagt es, in der Hoffnung, daß dasselbe ohne Ausbruch vorüber ziehen werde, zu bleiben; allein sie irren sich; in vollen Strömen stürzt ein Platzregen über die versammelte Menge, alles läuft durch einander, man sucht die bedeckten Lusthäuser zu gewinnen, die für die Menge zu klein werden; Damen verlieren ihre Schuhe, Shawls, Tücher; die kaum zu bezahlenden Fiaker werden angefüllt, Herrschaften verkennen ihre Wägen, Domestiken ihre Herrschaften, mancher kann seinen Wagen nicht finden, ein anderer kommt in einer fremden Equipage zu Hause. Schnuppen, Katharre, und auch schwerere Krankheiten sind oft Folgen dieser unangenehmen Störung.



Donnerstag, den —— 80. —— 5. July 1810.

Die Launen des Schicksals.

Eine wahre Geschichte.

Der Hauptmann eines Englischen Kauffahrteyschiffes erwartete im Hafen von Livorno günstigen Wind, um mit frischer Ladung in die Heimath zurück zu segeln. Da begegnet auf dem öffentlichen Spaziergange sein Blick einem Mädchen, das züchtig und sittsam an der Seite ihrer Mutter den Corso hinab wallt. Ihr schöner Wuchs, ihre reitzende Gestalt, noch mehr aber der edle Anstand und die sanfte Grazie, die ihr ganzes Wesen umschweben, machen auf das Herz des Brittischen Seemanns einen so lebhaften Eindruck, daß in ihm augenblicklich der heißeste Wunsch nach ihrem Besitze empor glimmt. Noch am selben Abende hat er ihren Nahmen, ihre Familien-Verhältnisse in Erfahrung gebracht. Am nächsten Morgen freyt er um ihre Hand; — und nach wenigen Tagen heiligt die priesterliche Einsegnung ein Band, das durch Gleichheit der Glücksgüter, durch einen schönen Einklang von Denkart und Charakter, dem liebenden Paare die seligste Zukunft zu versprechen scheinet.

Doch nur zu bald für das Herz einer zärtlichen Tochter, zu früh für das Glück der wonnetrunkenen Gatten stellt sich der günstige Wind ein. — Das Schiff sticht in die See. —

Unter der Mannschaft desselben befanden sich drey Matrosen aus jenen unwirthlichen Gegenden von Morea, die schon so manchem Ungeheuer in menschlicher Gestalt das Daseyn gaben. Roh und wild, wie die Küste, wo sie das Tageslicht erblickten; aufgewachsen unter Menschen, bey welchen kein geläuterter Begriff von Recht und Eigenthum, kein ordentlicher Glaubensunterricht den Leidenschaften einen heilsamen Zügel anzulegen pfleget — hatten sie die liebenswürdige Frau des Hauptmanns kaum gesehen, als ihre jugendliche Schönheit sogleich in der Brust dieser Unholden das Feuer schrankenloser Begierden entzündete, das kurz darauf in einen verzehrenden Brand überging.

Was im gesellschaftlichen Leben die Sehnsucht nach einem und demselben Gegenstande nie hervor zu bringen vermag, bewirkte hier der Reitz eines abscheulichen Verbrechens. Die Nebenbuhler verbanden sich mit einem feyerlichen Eide, den Besitz des schönen Weibes, es koste was es wolle, zu erringen. Daß Gewalt und gehäufte Verbrechen allein sie zum Ziele führen könnten, leuchtete ihnen wohl deutlich ein: aber wann bebt der vor der Wahl der Mittel zurück, den der Sturm der Leidenschaft zur Verfolgung des einmahl vorgesteckten Zweckes dahin reißt! — —

Früh, da kaum noch des werdenden Tages erste Strahlen der Masten Spitze röthen, bemächtigen die Verschwornen sich der Waffen und des Pulvervorraths. In der zweyten Minute durchbohrt ein tödtlicher Stoß den schlummernden Capitän an der Seite der arglosen Gattinn. Umsonst will das übrige Schiffsvolk sich zur

Wehre setzen. Überrascht, entwaffnet, mit gleichem Schicksale bedroht, bleibt ihm kein anderer Ausweg, als die angebothene Capitulation anzunehmen. Es wird, sammt den an Bord befindlichen Reisenden, in ein Both gebracht, das glücklich die Insel Elbe erreichet. Die Aufrührer, nun vollends Meister des Schiffes, — steuern mit ihrer Beute dem vaterländischen Boden zu.

Die Lage der unglücklichen jungen Witwe zu schildern, würde wohl auch für die geübteste Meisterhand eine schwere Aufgabe seyn. Ohnmächtig hatte man sie von dem blutenden Gatten weggeschleppt, und in eine einsame Kammer gesperrt. Den bittersten Vorwürfen, den schneidendsten Klagen entgegnen die Mörder nur kaltes, höhnisches Lächeln. Vergebens sucht sie ihr Mitleid zu erregen; vergebens sich selbst zu entleiben, oder den Tod von den Händen der Grausamen zu erflehen. Nichts rühret ihre harten, gefühllosen Herzen; zu viel hatten sie gewagt, um auch nur einen Schritt mehr zurück zu thun.

Indessen Schmerz, Angst, Verzweiflung den Busen der schönen Dulderinn zerfleischen, die jeden Augenblick vor der Entwickelung des schaudervollen Trauerspieles zittert, erweckt jedoch die Vorsehung eine neue Leidenschaft, der Tugend zur wohlthätigen Schutzwehr. — So lang fremde Hindernisse der Erreichung des Zieles im Wege standen, waren die Verbündeten unerschütterlich vereint; jetzt, wo Verbrechen die Bahn geebnet hatten, entbrannte in ihrer Brust die Flamme der Eifersucht. Schon jetzt würde vielleicht nochmahl die Gewalt über den Besitz der Beute haben entscheiden müssen, hätte nicht der Trieb der gemeinschaftlichen Erhaltung sie genöthigt, diese Entscheidung bis zur Ankunft im Vaterlande zu verschieben.

Schon beginnen sie Siciliens majestätische Gebirge aus dem Auge zu verlieren, als plötzlich aus Süden ein heftiger Sturm sich erhebt. Der Donner brüllt. Schwarze Nacht, bloß von Blitzen erhellet, liegt auf der tobenden See; — schäumend bricht Welle an Welle über das schwankende Schiff. — Ausharrender Muth ist selten der Gefährte des Lasters. — Blaß und zagend, mit starr auf den Abgrund gehefteten Blicken, jede Secunde des unvermeidlichen Endes gewärtig, überlassen die Verschwornen das lecke Fahrzeug der Wuth des Windes. — Allein noch hatte ihre Stunde nicht geschlagen. Mit anbrechendem Morgen beruhiget sich das Meer, und sie gehen an der ödesten Küste einer damahls Venetianischen Insel vor Anker.

Belehrt durch die eben überstandene Gefahr, daß drey Menschen der Lenkung eines solchen Schiffes nicht gewachsen seyen, schicken sie nun einen aus ihrem Mittel nach der Hauptstadt, noch andere Matrosen zu werben, und frischen Mundvorrath einzukaufen. Doch das rächende Gewissen zeichnet mit unverkennbaren Buchstaben die Stirne des Verbrechers. Des Abgesandten scheuer Blick, seine widersprechenden Antworten, sein geheimnißvolles Betragen erregen Verdacht. Er wird angehalten, vor Gericht geführt, und endlich zum Geständnisse gezwungen. „Aber wenig," setzt er höhnend hinzu, „soll dieses euch frommen. Mit brennendem Lunten wacht ohne Unterlaß einer aus uns an der offenen Pulverkammer. Wollt ihr Gewalt brauchen, so fliegt das Schiff, und mit ihm Alles, was ihr zu retten wünschet, in die Luft." — —

Jetzt erübrigte der Obrigkeit freylich nichts, als mit List zu versuchen, was durch Gewalt nicht zu erzielen war. Ein kühner Officier und 6 freywillige Soldaten, unter ihrer erborgten Fischerjacke reichlich mit Waffen ausgerüstet, rudern muthig nach der angezeigten Gegend. Fern vom Gestade werfen sie ihr Netz; erst nach vollendetem Zuge nähern sie sich, wie von ungefähr, dem Schiffe, und biethen im Vorbeygehen die gefangenen Fische zum Verkaufe an.

Officier. Aber, lieben Freunde, ihr müßt wahrlich mit der Gegend wenig bekannt seyn, daß ihr diesen Ankergrund gewählet habt. Sehet ihr die hervorragenden Klippen nicht? Felsig ist der Boden, die Bucht jedem Winde ausgesetzt. Ich bedaure euch. Die See fängt wieder an hoch zu gehen, und wenn ihr nicht bald einen günstigeren Platz aufsuchet, so — —

Matrose. So möchte unser Fahrzeug wohl Schiffbruch leiden? Nicht wahr? Ja, das begreifen auch wir. Aber unsere Cameraden sind in der Stadt. Wollen sehen, nach ihrer Rückkehr, was zu thun ist.

Officier. Nicht weiter als höchstens zwey Taulängen von hier wäre ein vortrefflicher Ankergrund. Seyd ihr's zufrieden, so bin ich bereit, ihn euch zu weisen, und selbst — gegen eine kleine Vergeltung — mit Hülfe meiner Leute euch dahin zu geleiten.

Dieser scheinbar gut gemeinte Antrag wirkte. Die zwey Matrosen besprechen sich eine Weile, dann rufen sie die angeblichen Fischer an Bord. Alle, mit Ausnahme eines der ersteren, gehen sogleich an's Werk; dieser bleibt in der Nähe einer Pulvertonne zurück. Ohne ihn hätte der ganze Anschlag gescheitert. Er mußte aus seiner Verschanzung herbey gelockt werden. Doch der Fall war im Voraus berechnet. Auf einen versteckten Wink

des Officiers stellen die Soldaten keuchend sich an, als wären sie allein nicht im Stande, das Schiff am Anker vorwärts zu bewegen. Umsonst scheinen sie all' ihre Kräfte aufzubiethen. Nach wiederhohlten, auf solche Art vergeblich abgelaufenen Versuchen bittet endlich der Officier den zurück gebliebenen Matrosen, nur einen Augenblick mit Hand anzulegen. Aber — kaum hat dieser seinen Posten verlassen, so fallen die Soldaten über ihn und seinen Mitschuldigen her; sie werden übermannt, entwaffnet, und gebunden der Gerechtigkeit überliefert.

Mit welchen Empfindungen die unglückliche Witwe ihren Rettern entgegen kam, ist leicht zu errathen. Die beständige Angst hatte ihre Gesundheit zerstört; doch war sie nach einigen Wochen in so fern wieder genesen, daß sie in den Schooß ihrer Familie zurück kehren konnte. Die drey Schuldigen empfingen durch Henkershand den Lohn ihrer Verbrechen.

Der Fächer.

Nach Pignotti.

Es floh der Lenz — und nahe war die Stunde,
wo Flora aus des theuren Zephyrs Munde
  der Trennung Schreckenswort entgegen sah.
Wer wird des Syrius Hitze fürder lindern? —
Ihr düstrer Blick ruht starr auf ihren Kindern,
  bang sieht sie alle dem Verwelken nah.

Seht! schon entblättert sich die Ros' am Stengel,
und retten, ach! kann selbst der Unschuld Engel
  ihr heiliges Symbol — die Lilie — nicht.
Der Göttinn, die so innig dieß betrübte,
ihr nahte Zephyr sich — der Heißgeliebte —
  mit gleichem, schmerzzerwühltem Angesicht.

„Wir scheiden!" rief er, und ein Strom von Thränen,
als ihr die Trauerwort' entgegen tönen,
  entquillt der Göttinn Auge — starr vor Schmerz.
Er trocknet ihr die naßgeweinten Wangen,
und sprach dann zärtlich: „Flora, das Verlangen,
  „uns nie zu trennen, sprengt auch mir das Herz!"

„Doch Klagen sind vergebens. Unser Scheiden
„ist der Natur Gesetz — und Himmelsfreuden
  „gewährt uns einst dafür das Wiederseh'n.
„Ermanne dich! — Dir einigen Trost zu schenken,
„sieh! hinterließ ich dir ein Angedenken,
  „dich — bin ich fern — mit Kühlung zu umwehn." —

Schnell riß aus seinen Flügeln er vier Schwingen,
die wußt' so schön er in Verein zu bringen,
  daß d'raus ein Fittich sich — gleich seinen — wand.
Nun lehrt' er sie die neue Kunst, zu fächeln;
entlockte ihrem Mund ein sanftes Lächeln,
  dann küßt' er sie zum Abschied und entschwand.

Beruhigter sieht man seit diesen Floren,
und kosend mit der Freundinn — mit Auroren —
  entschwebt ihr minder hart der Trennung Zeit.
Sie fächelt um die Sonnenglut zu mindern,
mit mütterlicher Sorgfalt ihren Kindern
  Erquickung zu, die ihr das Kunstwerk beut.

Gott Amor — immer thätig — nützt behende
die Kunst für seine Zwecke. — Die Legende
  legt die Erfindung ihm ganz fälschlich bey.
Er zierte bloß das Werk mit Gold und Seide,
der Sonne seines Reichs — dem Aug' — zur Weide,
  und macht's zum Waffenstück der Liebeley!

J. B. v. Vitali.

Bruchstücke

aus dem Tagebuche einer Reisenden auf einer Rheinfahrt bis Holland.

(Fortsetzung.)

Man behält den Rhein rechts sehr nahe — von Neuß ist er eine kleine Stunde, und gegenüber liegt Düsseldorf. Wir sahen unsere elenden Pferde kläglich im Sande waten, und zu ihrer Erquickung alle 2 Stunden eine Handvoll grobes, strauchartiges Heu fressen. Das Land fängt hier an mit lauter Baum- und Buschstrichen durchschnitten zu werden, so daß jedes Gut durch einen Strich von Weiden, Ellern, Ulmen abgetheilt zu seyn scheint; die Dörfer sind selten, desto häufiger einzelne Höfe oder kleine Weiler. Diese Abtheilungen, die ich im Hannöverischen ehemahls einen Camp habe nennen hören, gaben ein reitzendes Ansehen, und die Benützungen wurden von Stunde zu Stunde schöner. Viele Höfe hatten einen kleinen Wald am Hause, meistens Eichen, wo die Schweine sich ergötzten, und dem Genuß der reifen Früchte entgegen sehen mochten. Wir aßen in einem solchen Hofe, in Hochstralen, zu Mittag. — Im dasigen Gasthof hatte vor weniger Zeit ein komischer Vorfall Statt gehabt. — Der gute König von Holland, der im Ernste als Particulier reiset, kam mit einem Wagen hier durch, mit einem Kammerherrn, Kammerdiener, und ein Paar Damen — er ging nach Spaa. — Wie er sich beym Umkleiden zu barbieren verlangte, hatte der Kammerdiener die Bartmesser vergessen, der Barbier der Gegend wurde also herbey gerufen, und der König bath ihn, sein Handwerkszeug seinen Kammerdiener gebrauchen zu lassen. Der Mann erklärte aber rund weg — wenn er nicht selbst operire, gäb er auch seine Messer nicht her. Der König setzte sich nun ruhig hin, und ließ sich von dem stolzen Bartscherer barbieren, und fand seine Procedur so sanft, daß er ihn höflich rühmte, und seinen Werkzeugen einen Theil seines Verdienstes bey-

messend, ihn um Verkauf der Messer bath. Der Barbier ging den Vorschlag als ein großer Künstler ein, der jedes Element zu seinem Zwecke zu gebrauchen im Stande ist, und nachdem ihn der König freundlich um seine häuslichen Umstände befragt hatte, schenkte er ihm 200 fl. für seine Messer — erst nach ein Paar Tagen erfuhr man, daß es der König war, der sich hatte den Bart putzen lassen.

Von Neuys an wird's immer grüner und angenehmer, obschon der Sand nie aufhört. — Gegen 10 Uhr kamen wir durch ein sehr nettes Städtchen, Udingen — gerade Gassen, glänzende Fensterscheiben; überhaupt nichts netteres wie die Städtchen, durch die wir nun kamen — alt? ja; — kleinlich? ja, aber fröhlich und wöhnlich.

Abends kamen wir nach Xanten — hier hatte der Gelehrte Pau sein Canonicat gehabt, und ich hatte von ein Paar gescheiden Leuten schon geschrieben gelesen, wie bewunderungs- und beklagenswürdig es sey, daß ein so gelehrter Mann sich in Xanten bilde, aus Xanten sey. Ich weiß nicht, ob die Verwunderung eine Analogie hat mit der jenes Liebhabers, dessen Braut aus Dippoltswalde war — aber etwas läppisch ist dieses Erstaunen doch über die Plätze, wo kluge Menschen geboren und gediehen sind, sintemahlen

Der ganze Luftkreis ist des Adlers Bahn —

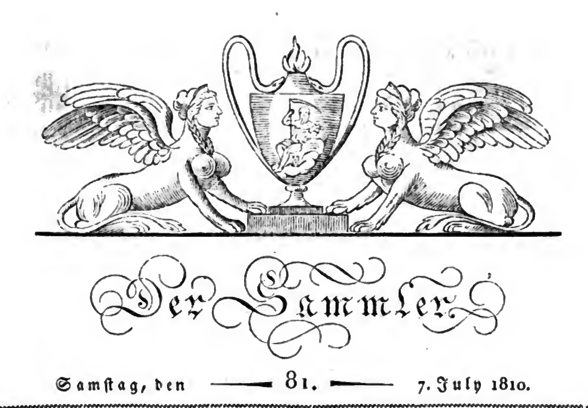
und wenn ich nun dagegen aufstehe und sage: daß die Stadt Xanten recht dazu gemacht sey, einen nachsinnenden, nachforschenden Philosophen zu bilden? — welche Deutsche Stadt möchte denn wohl einladender seyn? Helmstädt! Tübingen!!! — Chemniz, Langensalza, Ludwigsburg — und weiter und weiter — und die von den schönsten Bäumen umgebenen Campe, und die schönen Felder sind auch nicht zu verachten, in denen es liegt. Daneben auch gerade Gassen, wohlgebaute Häuser mit hellen hohen Fenstern, an der Sonnenseite grüne Bäume, überall wohl angemahlte Fensterrahmen und Thüren, ein sehr gut unterhaltenes Pflaster — und ein so schöner großer Platz, wie ich deren wenige kenne. Die Canonicats-Wohnungen liegen um die daneben stehende schöne Kirche herum, artige Häuser mit Gärten — gebt dem Canonicus eine Bibliothek und einen Freund, so möchte ich doch wissen, ob's so wunderlich war, daß er seine gelehrten Untersuchungen in Xanten machte — und wenn ein Canonicus in Xanten, zwischen Amsterdam und Paris mitten inne, keine Bibliothek sammelt, ist es seine Schuld, und wenn er keinen Freund hat! — Von wem möchte ich das sagen? —

Hier mußten wir zuerst mit einer rein Holländischen Magd fertig werden — es ging so, so! — Später kam ich auf den Einfall, Plattdeutsch mit den Leuten zu sprechen, und das ging herrlich. Wir fanden hier, ja von Cöln an, überall die Thee-Kessel eingeführt, und die Leute gewohnt, Thee zu geben. Daß man in Süddeutschland in den meisten Wirthshäusern, selbst in größern Städten, nur mühselig oder gar nicht einen Thee-Apparat zu Stande bringt, hat mich oft verdrossen — hier ist's in einem Nu da, und der Thee recht erträglich — Butter und Brod, das heißt: Weißbrod und Pumpernikel gleich dabey.

Am Ausgange von Xanten fanden wir wieder eine artige, neu angelegte Promenade, und den Weg meisten Theils mit Bäumen bepflanzt; von ihm aus aber die schönsten Weid- und Ackerplätze mit Bäumen eingefaßt, oder auch ganze Weidenwälder regelmäßig gepflanzt, und schön, wie ich Weiden nie sah, so silberweiß mit großen Blättern. Die Umgebungen von Cleve sind ganz herrlich! Bis eine Stunde vor der Stadt fuhren wir durch viele ausgehauene Waldstrecken — diese Gehölze werden alle vier, fünf Jahre abgetrieben, wachsen aber in dieser Zeit zu einer Höhe, die mir so unbegreiflich schien, daß ich mir späterhin das Zeugniß eines Gutsherrn geben ließ, daß ein schattichter Wald, in dem ich ging, wirklich erst fünf Jahre alt, und den nächsten Herbst zum Beile reif sey. — — Doch vor Cleve fängt ein herrlicher hochstämmiger Wald an, durch den eine gerade Allee geht; rechts sind zuweilen einige Weideplätze, auch ein großer Teich, zuletzt blickt Cleve mit seinen schönen Thürmen und vielen Windmühlen durch die Bäume, bis sich der Wald in eine der zahlreichen herrlichen Alleen verliert, die Cleve umgeben. Solche Bäume und solchen Schatten kennen wir in Deutschland kaum — überall durchschneiden um diese Stadt die schönsten Alleen Felder und Gegend, und dicht am Thore fängt ein großer Park an, der viele Holländer, besonders Amsterdamer, herzieht, die hier ihr Sommervergnügen suchen. Wir gingen gar nicht in die Stadt hinein, sondern fuhren links herum an die Post, weil unsere Cölner-Pferde nun ein für alle Mahl nicht weiter laufen konnten. Da half auch weder Zorn noch Klage, denn die Sache blieb dieselbe. —

(Die Fortsetzung folgt.)

Gedruckt bey Anton Strauß in Wien.



Der Sammler

Samstag, den — 81. — 7. July 1810.

Bruchstücke
aus dem Tagebuche einer Reisenden auf einer Rheinfahrt bis Holland.

(Fortsetzung.)

Unser Cöln'scher Protector war ein Windbeutel, und wir Pinsel gewesen, und wir schliefen, wie wir uns gebettet hatten — das heißt: verdammt schlecht. — Statt zu Mittag in Nimwegen zu seyn, wie die Abrede war, fanden wir uns zu Mittag in Cleve, und die Pferde waren unfähig, weiter zu gehen. Was war zu thun? In eben dieser Stunde kam die Diligence von Cöln an, die 24 Stunden später wie wir, abgegangen war!!! — Wir entschlossen uns, mit ihr den Weg bis Nimwegen fortzusetzen. Zu unserm Glück kamen mit ihr zwey Holländer an, die wir zuerst in Coblenz gefunden, wo sie mit einem eigenen Schiff nach Cöln gingen, dann trafen wir sie in Cöln, und waren überein gekommen, die Reise mit ihnen fortzusetzen, als unser elender, schon angenommener Kutscher kein drittes Pferd liefern konnte oder wollte — diese beyden Holländer waren nun 24 Stunden später wie wir mit der Diligence abgereiset, und glaubten eine Erscheinung zu haben, wie sie uns jetzt in Cleve wieder fanden, wie die verlaßnen Prinzessinnen. Der Genius Hollands hätte es gar nicht klüger anfangen können, um uns einen guten Begriff von seinen Schutzbefohlenen zu geben, als indem er uns diese Männer entgegen schickte, so wahrhaft männlich und hülfreich nahmen sie sich unserer an. Unsere Brüder hätten nicht redlicher für uns sorgen, noch uns achtungsvoller behandeln können. Sie besorgten unsere Plätze in der Diligence, suchten jede Verlegenheit von uns zu entfernen, belehrten uns bey unserer Ankunft in Nimwegen von allem, was uns Noth war, verschafften uns sogleich Wegweiser und Träger, und eilten dann noch, Abends um 6 Uhr — nach Arnheim zu ihren Freunden zu kommen, indeß wir in Nimwegen die Nacht blieben. Ich habe sie nicht um ihre Nahmen gefragt — ich fand es so schön, daß wir nur als Menschen, ohne alle persönliche Rücksicht ihre Güte empfingen — jetzt reuet es mich, denn ich möchte, daß keiner ihrer Freunde in unser Land käme, in unsern Wohnort, ohne Gastrecht bey uns zu fordern. Und es war etwas Nationelles in ihrem Benehmen, was es noch schätzenswerther machte, und gar nichts Persönliches. — Der Mann nahm sich des Weibes an — das war alles — und ich bin überzeugt, daß wir hätten uralt und grundhäßlich, nur so gesittet wie wir waren, seyn können, um ihre Vorsorge eben so gut, wie jetzt, zu genießen. — Ich kann nur von nun an, in jedem Holländer, den wir die Freude haben zu bewirthen, diesen braven Männern danken. —

Da es nun gar kein eigentlicher Unstern war, aus einer guten Chaise mit müden Pferden in eine, nicht ganz schlechte, Diligence mit starken Pferden überzugehen, so setzten wir unsere Reise sehr wohlgemuth für

die Reiseangelegenheiten fort, aber fest entschlossen, nie mehr ohne männliche Begleitung in fremdem Lande zu reisen — ja auch der männliche Begleiter muß Landessitte kennen. Hier rathe ich keinem, mit 2 Pferden ein vierräderiges Ding zu besteigen — man kommt in dem tiefen Sande nicht fort. Wir begegneten nur zweyräderigen Chaisen — das hätte unser Protector bedenken sollen, denn wir konnten's nicht wissen. Außerdem scheinen mir die hiesigen Stunden nicht zum Scherze gemessen — es sind ungeheuer lange Stunden, länger noch wie die in der Schweiz.

Von Cleve, das sich im Rückblick herrlich ausnimmt, bis Nimwegen, hatten wir einige heftige Schlagregen, die den immer fortwährenden Sand fahrbarer machten, uns aber in unsere ambulanten Koffer einschlossen. Außer unsern zwey Holländischen Beschützern war ein Herr in Cleve aufgestiegen, der, wenn mich alle Anzeigen nicht trügen, auf Freyers Füßen nach Nimwegen reisete. Es war so ein gestandener Mann, wie man in Schwaben sagt, ganz unzweifelhaft bis jetzt ein Hagestolz — er war von Kopf bis zu Fuß neu gekleidet, Striefelchen mit goldnen Quästchen, zwey neue Uhrbänder, eine schöne Weste, von der die seidenen Streifen quer über den stattlichen Bauch liefen, weiße Wäsche, und einen spannagel neuen Hut, an welchem allen er fleißig putzte und zupfte, um unversehrt bey seiner Donna anzulangen. Ich kann mir das Nimweger Meisge von einigen 28 Jahren recht denken, wie sie in langer weißer Juppe, das Spitzenhäubchen unterm Kinn gebunden, die silberne Bügeltasche mit Kalender, Balsambüchse, Schere, Fingerhut und dem ganzen Wirthschaft-Apparat an der Seite, den wohlgeschniegelten Sponsen mit einem tiefen Knixe empfängt. — Weiter war ein Domine in dem Koffer — ach, gewiß nur von einer Nebenkirche und Nebensecte, denn er sah gar nicht herrschend, gar nicht nahrhaft aus (man sagt ja eine nahrhafte Stadt, als sey's ein Stück Rindfleisch, also kann man auch ein nahrhafter Mensch sagen, d. i. einer der sich gut nährt), er trug einen schäbigen, schwarzen langen Rock, wie unsere Weltgeistlichen, und hatte ein schwarzes schlichtes Haar, aber etwas gar Gutes — ja so gut, daß er mich an Sebaldus Nothanker erinnerte, den man, Gottlob! in unserm Zeitalter vergessen darf, aber stets danken müßte, denn er trug viel dazu bey, vergessen werden zu können. — Das ist klar und schön gesagt! — nun, so versteht es auch hübsch! — Zwischen Cleve und Nimwegen, 6 oder 7 Stunden weit, fanden wir schöne Felder, doch nicht so schön, wie jenseits Cleve, und fuhren durch große Strecken abgetriebenen Wald. Die Leute behaupten, daß hier Berge sind, und nennen's „die buckliche Welt" — darüber kann nun unser einer nur mitleidig die Achseln zucken — die Dörfer sind immer klein, aber die einzelnen Höfe sehr zahlreich. Die Wohnhäuser stehen einzeln vorn am Wege, hinterrücks liegt die Scheune, und dann folgt der Obst- und Gemüsegarten, und die Leute haben ungemein viel Obstbäume, die sehr gut gepflanzt sind. Was uns sehr auffiel, war die geringe Zahl von Kirchen, die wir sahen. Die Menschen müssen weit, weit zur Predigt gehen, und das sahen wir auch, da wir Sonntags zwischen Neuss und Xanten fuhren, indem die Leute spät erst, und dem Anschein nach recht müde, von dem Kirchgang zurück kamen; dort lagen die seltnen Kirchthürme alle gegen den Rhein zu. Wir sahen nun die Waal zu unserer rechten Seite, und fuhren neben Windmühlen und zwischen recht freundlichen Häusern nach Nimwegen hinein. Hier fanden wir bey Herrn Overcamp eine sehr angenehme Aufnahme, und große Bereitwilligkeit, unsere weitere Reise nach Utrecht zu bewerkstelligen; sie ward für den andern Morgen um 5 Uhr beschlossen.

Nachdem dieses Geschäft abgethan, und wir im Besitz eines sehr saubern, mit Matten belegten, mit glänzend gebohnten Meubles verzierten Zimmers waren, both sich der Herr Overcamp an, uns die Stadt zu zeigen. Es hatte sich nähmlich entdeckt, daß wir eine Art Landsleute wären, worauf sein Germanisches Herz sich aufschloß. Er hatte eine Haagerinn zur zweyten Frau, die kein anderes Wort als Holländisch sprach — wie ich ihren Mann suchte, fand ich sie, schneeweiß angezogen, am Theetisch, und recht behaglich umgeben. — Große Spiegel und hübsches Porzellan gefielen mir in dieser Gegend am besten in den großen Wirthshäusern — doch auch in den kleinen Gasthöfen könnte man eine allerliebste Sammlung alter Porzellan-Gefäßchen machen, Tassen, Kümpchen — niedliche Dinge, die von Cöln an einzeln auf den Schränken standen; schon in dem heillosen Boppart fanden wir deren einige. Nimwegen ist eine schöne Stadt, die eine herrliche Lage hat. Die Waal ist hier so breit, wie der Rhein bey Mainz, und von beyden Ecken an der Wasserseite sind schöne Spaziergänge. Wo das ehemahlige alte Schloß, der Falkenhof, stand, ist seit der Revolution ein lieber, schattichter Spaziergang entstanden, und nachdem man durch herrliche Alleen bis an die obere Spitze der ehemahligen Festung gelangt ist, findet man eine Art, übrigens sehr gleichgültigen, thurmartigen Gebäudes, von dessen Höhe

man eine umfassende herrliche Aussicht auf eine zahllose Menge Canäle, Büsche, Alleen und Windmühlen hat. — In diesem Gebäude versammelten sich Gesellschaften und gab man Gastmahle — jetzt weniger, wie mir mein Führer sagte — ob aus Wankelmuth oder anderer Ursache, konnte ich nicht erfahren, rathe aber den Nimwegern, so einen löblichen Gebrauch nicht abkommen zu lassen.

Es sind einige sehr lange gerade und geräumige Gassen in Nimwegen, und die Häuser haben ein Ansehen von Dichtigkeit, Wohlhabenheit, Gemächlichkeit, das kein Haus in Nieder-Sachsen der neuern Bauart, und keines im Reiche aus alten Zeiten ausspricht. Von Bern haben die Straßen eher etwas, die widrigen Arkaden abgerechnet — statt dieser sieht man hier eine Menge unverhältnißmäßig hoher Fenster im Erdgeschoß, hinter denen die Waaren auf's zierlichste ausgestellt sind. Größere Häuser haben eine mit Eisenstäben eingefaßte Gallerie vor der Thür mit sauberen Bänken. Außer dieser einen Ähnlichkeit mit Bern, die in der Solidität der Häuser besteht, bey ihrer Kleinheit — denn viele haben nur drey Fenster — habe ich manche Schweizer-Sitte in Holland wieder gefunden, und manche nationelle Ähnlichkeit, die wohl unerklärlich ist, wenn wir, gescheiden Leuten zu Folge, dem Klima so viel Einfluß auf die Bildung des Volkes einräumen. Die Schweizer standen immer in Holländischem Kriegsdienste, aber noch mehr in Frankreich, eben so in Italien u. s. w., warum nahmen sie von den Holländern so viel, von den andern Völkern so wenig an? amalgamirte sie Ähnlichkeit der Regierungsform leichter, oder war eine Grundähnlichkeit in ihrem Charakter? — Ich wünschte, ein kluger Mensch verfolgte diesen Vergleich. Ich finde ihre Ansichtsweise, Fähigkeit sich zu beschäftigen, Art zu genießen, auffallend analog. —

Nur einen Vortheil haben die Holländer — eine eigene Sprache, die sie mit Recht lieben, die sie cultiviren, in der Volk und Gebildeter spricht, die also ununterbrochenen Umlauf der Begriffe durch Sprechen und Lesen gestattet. Die Schweizer haben keine Bücher in ihrer Sprache, und die von ihnen Angenommene bleibt ihnen fremd — denn eine Sprache, in der ich nicht im Traume spreche und leise denke, in der ich mein Kind nicht liebkose und mit meinem Freunde streite, bleibt mir fremd. In Bern wissen sie ja gar nicht, welches ihre Sprache ist, denn da mischt sich ein Französisch in die Unterhaltung, das eben so viel zur Ideenverwirrung und Stockung beyträgt, wie ihre brave Schweizersprache, und ihr schlechtes Deutsch. — Warum mögen die Schweizer nicht ihre Sprache zur Büchersprache gemacht haben, so gut wie die Holländer die ihrige? — Schweizer-Deutsch ist dem reinen Deutsch nicht viel näher als das Holländische, und in der Natur der fremden Worte viel fremder wie dieses. Und die Holländer behaupten ihre Sprache, und thun sehr wohl daran, denn sobald der Deutsche sich frey gemacht hat, durch die Ähnlichkeit der Töne häufige, oft höchst lächerliche Bilder zu empfangen, muß er diese Sprache lieb gewinnen. Nur wünsche ich, unser Emil erklärte mir, wie der Holländer in seinen Wasserflächen, eben so viele Kehlentöne, wenn gleich etwas anders modulirt, hat, wie der Schweizer in seinen Gebirgen? — Wir sahen hier überall die Spuren der fürchterlichen Wasserhöhe von diesem Winter — der Anblick muß über alle Vorstellung furchtbar gewesen seyn — von dem vorerwähnten Belvedere in Nimwegen. Je weiter wir nun gingen, je deutlicher sahen wir, was jener Moment verwüstet hatte, und bewunderten, was Alles wieder hergestellt war.

(Der Beschluß folgt.)

Die Gefahr.

An Klarkos.

In Ohnmacht meiner Schwäche ganz versunken,
Sah ich auf einmahl meiner Seele winken
Den Wohlgeruch vom wohlgekochten Schinken,
Und war in sel'ger Seligkeit betrunken.

Als nun in Laurens Hand das Messer prunken
Ich sah, dann in den Schinken es versinken,
Und seines Saftes Labeströme blinken;
Wie sprühten meines Appetites Funken!

Doch wer vermag den grausen Schmerz zu messen,
Als mir mein Arzt, der strenge, untersagte,
Vom Schweinefleisch, dem herrlichen, zu essen?

Mit blassem Tode droht' er, wenn ich's wagte.
Da zittert' ich und fürchtete, zu essen,
Und hätt' aus Furcht zu essen bald gegessen.

Lacrimas Sperling.

Auf eine bärtige Geschminkte.

Kunst sind die Rosen nur;
Die Dornen sind — Natur.

Möser.

Die Neger auf St. Domingo.

(Aus Descourtil's Reisen.)

Wir liefern hier eine Reihe kleiner Sittengemählde, die man gewiß nicht ohne Interesse lesen wird. Es sind schätzbare Beyträge zur Charakteristik einer Menschen-

Race, deren Eigenthümlichkeiten Descourtil als Philosoph gewürdigt hat. Um jene Bemerkungen zu sammeln, wendete er ein eben so einfaches als sicheres Mittel an. Er hatte einen sehr treuen, verständigen Haus-Neger, der bey seinen Landsleuten in großem Ansehen stand. Diesem erlaubte er jeden Abend fünf bis sechs derselben, nach der Reihe herum, auf Tafia u. s. w. einzuladen, und hörte dann ihren Erzählungen von den Sitten und Gebräuchen der verschiedenen Stämme unbemerkt zu. So entstanden die folgenden Kapitel, denen es zwar an strenger systematischer Ordnung fehlen mag; in denen aber Stoff zum Denken im Überflusse enthalten ist.

1.

Die Dunkos und Aradas.

Diese Stämme zeichnen sich durch ihre Schönheit aus; beyde Geschlechter sind ganz vortrefflich gebaut. Sie tatowiren sich, so daß man durch die Zeichnungen die verschiedenen Familien und ihren Rang erkennen kann. Die Weiber der Dunkos sind eben so liebenswürdig als treu, die Weiber der Aradas hingegen sind weit wollüstiger, und betriegen ihre Wrous oder Männer mit großer Geschicklichkeit. Alle Neger machen bekanntlich sehr häufig von Giften Gebrauch; die Aradas thun dieß mehr als irgend ein anderer Stamm; meistens vergiften sie ihre Feinde damit. Ich erinnere mich aber auch, daß einmahl eine Hebamme deshalb in Untersuchung kam. Sie gestand mit lachendem Munde ein, sie hätte vielen unglücklichen Sclavenkindern die größte Wohlthat erzeigt. Als sie darauf zum Scheiterhaufen geführt ward, riß sie sich ihren Gürtel ab. Es waren 70 Knoten darin. — „So viel Kinder," sagte sie triumphirend, „habe ich durch Gift oder auf andere Art aus der Welt geschafft! Ich stieß ihnen oben durch's Blättchen eine Nadel in das Gehirn, und sie starben unfehlbar am Kinnbackenzwang! Ich sterbe zufrieden, ich habe meine Pflicht gethan, ich habe sie von der Sclaverey befreyt!" Mit diesen Worten sprang sie unerschrocken in die Flammen, und war bald darauf zu Asche verzehrt.

Die Dunkos und Aradas haben Könige; diese sind aber für immer in ihre so genannten Palläste verbannt. Sie zeigen sich indessen jede Woche ein Mahl an einem Gitter, um Audienzen zu geben; auch speisen sie an gewissen Tagen öffentlich. Eigentlich sollen sie sich des Weines enthalten, allein sie kehren sich nicht an dieß Verboth. Um aber doch beym öffentlichen Speisen kein Ärgerniß zu geben, hat man ein ganz vortreffliches Mittel erdacht. Sobald der König trinken will, sieht er den Mundschenk an. Dieser schlägt mit einem Stäbchen auf den Tisch; sogleich wirft sich jedermann auf die Erde nieder, und der König macht seine Libation ganz unbemerkt. Überdem ist sein Becher auch noch mit einem Deckel versehen. — Die Aradas wählen bald den Mond, bald Belemniten, bald das Wasser, bald Schlangen zu ihrem Fetisch, so wie es einer oder mehreren Familien gefällig ist. — Ihre Priester stehen in sehr großem Ansehen, und tragen zum Unterscheidungszeichen einen eisernen Ring am Arme, der auch an dem Leichname bleibt. Stirbt ein Arada, der bey seinem Leben verachtet war, so braten seine Erben bey ihrer Calenda *) einen Hund, von welchem der Geruch alle übrige Hunde herbeyzieht. Diese heulen dann um die Hütte herum, und das Andenken jenes Arada ist auf ewig beschimpft.

*) Orgie, von dem National-Tanze der Neger Calenda so genannt.

Notitzen.

Der bekannte Dichter Seume starb zu Töplitz den 15. Juny. Er suchte bey den Heilquellen Gesundheit, und fand — Ruhe.

Aarau. — Hr. Doctor Vok in Sarmenstorf, Cantons Aargau, der sich als fortschreitender Arzt schon seit langem Achtung erworben, zeigt in einer so eben erschienenen Broschüre, daß die ursprüngliche Hundswuth sehr oft Folge oder Übergang aus der so genannten Hundssucht, der Staupe (in Wien Hundskrankheit genannt), und mit dieser Krankheit sehr analog ist.

Die in den Jahren 1809 und 1810 in den mehresten Theilen der Schweiz ungewöhnlich häufig wahrgenommene und verbreitete Hundswuth hat auch ihn zum ernstern Nachdenken über das Ursächliche dieser Seuche bewogen, und von neuem überzeugt, daß die bis dahin angenommenen Ursachen der Wuth, als das hohe Alter der Hunde, abwechselnde Hitze und Kälte, Hunger, Durst, Unreinlichkeit der Nahrung, Zorn, gehinderter Begattungstrieb u. s. w. die fürchterlichen Erscheinungen derselben nicht eigentlich hervorzubringen, sondern ihre Entwickelung nur zu beschleunigen vermögen.

Er, der gute und umfassende Beobachter, erinnerte sich nun der in den Jahren 1808 und 1809 in den gleichen Gegenden, in welchen nachher die Wuth so häufig erschien, geherrschten Hundsseuche, und sein Tagebuch zeigte ihm, daß sowohl die Zufälle der an dieser Seuche erkrankten Hunde, als die Erscheinungen bey Obductionen von solchen, die derselben unterlagen, ganz analog denjenigen waren, die bey und nach der Hundswuth (Wasserscheu) angetroffen worden.

Gedruckt bey Anton Strauß in Wien.



Der Sammler.

Dinstag, den —— 82. —— 10. July 1810.

Liebe und Pflicht.

Eine wahre Geschichte.

Der Graf und die Gräfinn von Montgommery hatten zu Paris in der Königsstraße den ersten Stock, und ihr Caplan, Page und Kammerdiener die unterste Wohnung eines Hotels inne. Herrn und Madame Anglade gehörte der zweyte, dritte und vierte Stock zu. Hinten im Hofe in einem andern Flügel des Gebäudes, wohnten die Schwägerinn des Grafen, die Kammerfrau der Gräfinn, und einige Möbel-Stickerinnen.

Herr Anglade, von sehr gemeinem Herkommen, lebte wie ein Mann von höherm Stande. Sein Einkommen war mäßig, aber seine Wohnung prächtig. Er hielt Equipage, spielte hohes Spiel, gab sich das Ansehen, als ob er mit Personen vom ersten Adel in sehr genauen Verhältnissen stünde, und lieh ihnen Geld. Übrigens hatte der sonst eitle Mann doch schätzbare Eigenschaften: er war besonders guter Ehemann und guter Vater.

Seine Gattinn zeichnete sich bloß durch gewissenhafte Erfüllung ihrer Pflichten aus; sie kam nur selten in Gesellschaft, und widmete ihre Zeit ganz der Erziehung ihrer einzigen 14jährigen Tochter.

Die Montgommery und die Anglade sahen sich oft, allein eigentlich fand keine genaue Verbindung unter ihnen Statt. Der Graf konnte sich einer geheimen Verachtung des lächerlich eiteln Nachbars nicht erwehren, und letzterer mußte ihm und seiner Gattinn täglich zum Gespötte dienen. Sie luden die Anglade auf ihr Landgut Villeboisin. Diese nahmen's erst an, und entschuldigten sich dann wegen ihres Ausbleibens. Der wahre Grund jener Veränderlichkeit lag in der Eitelkeit Anglades. Ihm war's unausstehlich, Höflichkeiten zu empfangen, die er unmöglich erwiedern konnte. Auch wirkte noch ein zweyter Umstand. Einige Tage vor der Einladung war ihm eine an sich unbedeutende Kränkung widerfahren, die er aber tief empfand. Graf Montgommery wies ihn, als er sich einen zu vertraulichen Ton heraus nahm, mit Blicken und Worten, welche seiner Eigenliebe weh thaten, in die Schranken zurück.

Die Montgommery reisten Montag frühe ab, und bestimmten ihre Wiederkehr auf Donnerstag Abend. Der Caplan und drey Domestiken folgten nach. Eine Kammerfrau, ein junger Lakey und vier Stickerinnen blieben zurück.

Der Caplan schloß Zimmer und Vorgemach ab, und vertraute nur den Eingangschlüssel der Kammerfrau, welche das Haus hüthete.

Der Graf und die Gräfinn kamen einen Tag früher, als man sie erwartete, zurück. Den abergläubigen Grafen schreckte ein Blutstropfen auf seinem Tellertuche, und weil er nicht zweifelte, daß es eine schlimme Vorbedeutung sey, so eilte er nach Paris zurück.

Caplan, Edelknabe und Kammerdiener ritten, und kamen zuletzt an. Der Caplan fand das Vorgemach verschlossen, jedoch sein Zimmer nicht, von welchem er den

Schlüssel in der Tasche trug. Alle kamen überein, daß er in der Zerstreuung die Thür nicht wohl verschlossen hätte.

Die spät angekommenen Montgommery saßen noch um Mitternacht an der Tafel, als Anglade, welcher auswärts gespeist hatte, mit zwey Abbés zurück kam, und noch unten bey ihnen im Gespräche verweilte. Madame Anglade ging auch hinab, und nach einigen Minuten kehrten beyde in ihre Wohnung zurück, ohne daß des obigen Vorfalles gegen sie Erwähnung geschah.

Am folgenden Morgen brachte Graf Montgommery beym Polizey-Lieutenant die Klage an, daß während einer Abwesenheit von drey Tagen auf seinem Landgute sein eiserner Koffer aufgesprengt, und ihm daraus 13 Säckchen mit 1000 Franken in Silber, 1150 Livres in Gold, 200 ganz neuen geränderten Louisd'or, und einem Perlenhalsbande, 4000 Franken an Werth, entwendet worden seyen.

Drey Officiere der Polizey begaben sich unverzüglich an Ort und Stelle, untersuchten die Thüren und Schlösser, fanden keine Spur von gewaltsamen Einbruch, schlossen daher, man habe sich falscher Schlüssel bedient, und warfen den Verdacht auf die Hausleute. Sie schritten also zum Durchsuchen der einzelnen Zimmer. Herr und Frau Anglade verlangten, man möchte die ihrigen zuerst visitiren. Sie öffneten selbst die Wandschränke, Kasten, Cabinete, Bureaux, und ließen sogar ihre Betten durchsuchen, und man fand nichts.

Die Commissäre stiegen nun auf den Dachboden. Madame Anglade entschuldigte sich wegen ihres Nichtbegleitens, weil sie sich nicht ganz wohl befände. In einer Kiste auf der Bühne wurde sogleich von einem Polizey-Commissär mitten in einem Linnenbündel eine Rolle von 70 neuen geränderten Louisd'or entdeckt. Sie waren in eine zerrissene geschriebene Stammtafel gewickelt, welche dem Grafen zugehörte. Er bemerkte auch, daß sie alle durchaus die gleiche Jahrzahl, wie die gestohlnen, trügen. Als der Polizey-Commissär Hrn. Anglade fragte, von wem er diese Louisd'or habe, antwortete dieser, er wisse es nicht zu sagen, könne aber beweisen, daß sie sein eigen wären.

Der Commissär both ihm die Goldrolle hin, um selbst die Louis zu beschauen und zu zählen. Anglades Hand zitterte beym Zählen, und er machte verwundert die Anwesenden selbst darauf aufmerksam.

Nachdem alle den Dachstock verlassen hatten, äußerte Madame Anglade dem Commissär, daß die Thür des Zimmers, in welchem der Caplan, der Page und der Kammerdiener schliefen, nur zugemacht, nicht verschlossen sey gefunden worden, und forderte, daß der Kammerdiener durchsucht und verhört werden sollte, weil er leicht der Schuldige seyn könnte. Wegen ihrer Eilfertigkeit, den Verdacht auf einen Einzelnen zu werfen, schien sie dem Commissär selbst verdächtig, besonders, als der Graf erklärte, der Kammerdiener sey ihm auf das Landgut gefolgt, und erst nach ihm in Paris wieder eingetroffen. Madame Anglade bestand nichtsdestoweniger darauf, daß man sein Zimmer durchsuchen möchte. Es geschah, und man entdeckte in einem dunkeln Winkel 5 Säckchen, deren jedes 1000 Livres in Silber enthielt, und ein sechstes, in welchem etwas an gedachter Summe fehlte.

Dieser Fund vermehrte den Verdacht des Polizey-Commissärs gegen die Anglade. Sie wohnten ja seit drey Tagen ganz allein in diesem Theile des Hauses, und konnten falsche Schlüssel haben. Die Domestiken des Grafen erinnerten sich bey dieser Gelegenheit, daß zwey Jahre früher auch ein beträchtlicher Diebstahl zu einer Zeit, da die Anglade schon den obern Stock bewohnt hätten, im ersten Stocke begangen, und der Urheber nicht entdeckt worden sey.

Das einzige mit Gewalt erbrochene Schloß war jenes an der eisernen Kiste, und die Unmöglichkeit klar, daß der Dieb sich einen falschen Schlüssel verschaffte, weil er des echten nie habhaft werden konnte. Die Anglade wußten, daß der Graf eine große Summe vorräthig besaß, und hatten sogar ihre Dienste angebothen, sie ihm wohl anzulegen. Das schon angenommene Mitfahren auf sein Landgut hatten sie unter einem nichtswerthen Vorwande abgelehnt. Gewisse seltner gewordene Louis wurden auf der Angladeschen Bühne in der Ecke einer Kiste gefunden, welche dem Anscheine nach eine ganz andere Bestimmung hatte. Endlich, warum vermied sie mit unter das Dach zu steigen, und suchte den Verdacht auf Montgommery's Diener zu wälzen? Hatte nicht ihr Gatte, als ihn ein seine Bestürzung verrathendes Zittern befiel, selbst die Aufmerksamkeit darauf gelenkt, wahrscheinlich um den übeln Eindruck zu schwächen? Was endlich dem Commissär noch von dem Schrecken und der Verwirrung der Anglade bey der unvermutheten Rückkehr der Montgommery berichtet ward, bestärkte ihn in all seinen Verdachtgründen. Alle diese Anzeigen schienen ihm zusammen für einen vollen Beweis des Verbrechens zu gelten. Er hielt es für unnöthig, die übrigen Gemächer noch zu durchsuchen, um so mehr, als ihm der Graf mit stolzer Zuversicht erklärte, daß er für die Ehrlichkeit seiner Do-

mestiken bürge. — Der Commissär nahm jetzt keinen Anstand, Anglade und seine Gattinn zu verhaften. Sie wurden zuvor noch durchsucht, und in Anglades Börse fanden sich 17 neue geränderte Louisd'or und eine doppelte Pistole. Ein neuer widriger Umstand, welcher den übrigen Anzeigen mehr Gewicht gab, weil der Graf auch erklärt hatte, daß er mehrere von seinen doppelten Pistolen vermisse. Der Mann wurde in das Châtelet, und die Frau in das Fort l'Evêque abgeführt.

Während des Laufes der gerichtlichen Untersuchung verstärkte Anglade noch die widrige Meinung von ihm durch die zweydeutigsten Antworten über seine Geburt, seine Verhältnisse und seine gewöhnlichen Beschäftigungen. Aus dummen Stolze, den er selbst in erniedrigender Gefangenschaft nicht zu bemeistern wußte, hielt er sogar den usurpirten Titel eines Edelmanns fest. Endlich wurden die mancherley gegen ihn zeugenden Umstände beschwerend genug gefunden, um zur peinlichen Frage zu schreiten, und der unglückliche Anglade auf die Tortur gebracht. Er bekannte nichts. Der Urtheilsspruch fiel auf 9jährige Galeerenstrafe aus, und seine Gattinn mußte auf eben so lange Zeit Paris meiden. Ihr kleines Vermögen ging durch die gerichtlichen Unkosten, den Schadenersatz, und die Interessen, deren Bezahlung ihnen zuerkannt wurde, gänzlich zu Grunde.

Nach altem Herkommen sind Missethätern, welche die Folter ausstanden, einige Tage Ruhe vergönnt; allein der arme Anglade wurde dieser Gunst nicht gewürdigt, sondern unmittelbar von der Folterkammer weg in ein finsteres Gewölbe geführt. Nie traf wohl der Wechsel des Glücks lastender und unerwarteter. In einer Stunde reich, geachtet, verdächtig, beschimpft und eingekerkert! In einer Stunde von seiner Gattinn und Tochter Liebe beseligt, und ihren Umarmungen, vielleicht auf ewig, entrissen! Dieser Mann, dessen Eitelkeit zuvor selbst im Glücke nicht genug Nahrung fand, dieser Mann, dessen Abgott die Meinung Anderer war, dem äußerer Glanz und persönliches Ansehen über alles gingen, dieser Mann endlich, der sich von jeder schlechten Handlung rein fühlte, auf einmahl ohne Ehre, wegen eines abscheulichen Verbrechens zu Ketten verdammt, von seines Herzens Lieblingen getrennt, und zu strengen Arbeiten gezwungen, deren ungewohntem Druck er bald erliegen muß! Nach den ersten Augenblicken der Schwermuth und Verzweiflung ermannte sich Anglade. Die Religion flößte ihm einen Muth ein, der ihn über sein Unglück empor hob. Er sah nun die Eitelkeiten der Welt in ihrem wahren Lichte, und überzeugte sich freudig von jenen Wahrheiten, die man im Schooße des Glückes so leicht vergißt, daß ein reines Gewissen jedem Unfalle trotzt, und daß Vertrauen auf Gott die einzige Grundfeste des Seelenfriedens ist.

So schrecklich übrigens Anglades Lage war — seiner Gattinn trauriges Loos war vielleicht noch schrecklicher. Von Natur bescheiden, sittig und furchtsam, kannte sie keinen andern Ehrgeitz, als die stillen häuslichen Pflichten der Gattinn und Mutter zu erfüllen. Jetzt war sie auf einmahl der Neugier, des Spottes Ziel, durch einen ehrevernichtenden Ausspruch der Schande Preis gegeben, ein Gegenstand der öffentlichen Verachtung, und — schuldlos!

Anglade, noch entkräftet und schmerzlich leidend an den Folgen der Tortur, wurde mit einem Transporte von Ruderknechten nach Marseille geführt, und auf einem Wagen angekettet, den er aus Leibesschwäche nie verlassen konnte. Er kam so gefährlich krank an, daß er in's Hospital abgeliefert werden mußte. Der Arzt verzweifelte an seiner Rettung. Für den unglücklichen Anglade eine tröstende Bothschaft! Das Ende seiner Leiden war gewiß. Nur der Gedanke an seine Gattinn, an seine Tochter — ach! beyde sollte er nicht mehr sehen — erschütterte seinen Geist. Der Arzt, ein edler menschenfreundlicher Mann, vernahm seine Klagen, und gab ihm sein Ehrenwort, daß er der fernen Gattinn seinen letzten Willen, sein Lebewohl zusenden wolle. Anglade both alle Kräfte auf, und dictirte ihm Folgendes:

„Ich sterbe, mein geliebtes Weib. Ich erliege den Leiden. Lebe! Ich beschwöre dich, o lebe, um unsere verläumdete Ehre wieder herzustellen! Ja, lebe, um Constanzen, dem theuern Kinde, einen guten Ruf — ach! die Ungerechtigkeit der Menschen hat uns dessen beraubt — zum Erbe hinterlassen zu können! O warum kann ich meine Lieben nicht mehr sehen! — Doch heilig sey mir des Ewigen Rathschluß! Sein Wille geschehe! — Dir meine besten Segnungen, gute Constanze, und meine letzten Lehren! Befolge sie!"

„Halte nichts für entehrend, als das Laster! Schätze nichts hoch, als die Tugend!"

„Dein Fleiß bewahre dich vor Armuth! Schäme dich keiner Arbeit, welche dir ein ehrliches Auskommen und Unabhängigkeit gewährt!"

„Möchtest du die Unschuld deiner Ältern gerechtfertigt, anerkannt, öffentlich bestätigt hören! O möchtest du bald feyerlich in ihre Rechte auf die Achtung der Welt eintreten! Ach, liebe Constanze! durch Zärtlichkeit, durch fromme Sorgfalt sey deiner Mutter Trost und Freude!"

„Muß ich denn so die Kleinode meines Herzens verlassen? — Aber Gott will es. — Ich murre nicht. Lebt wohl, lebt wohl auf immer!"

Anglade starb, und der Arzt säumte nicht, der Madame Anglade diesen Brief mit einigen Zeilen von seiner eigenen Hand zuzusenden, durch welche er sie versicherte, daß die letzten Augenblicke ihres Gatten sanft und ruhig gewesen wären; denn seine Religiosität und die Hoffnung eines bessern Lebens hätten ihn gestärkt und erhoben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Anecdote.

Duni und Pergolesi waren im Jahr 1735 für das Carneval in Rom engagirt; jeder sollte eine neue Oper schreiben — Pergolesi die erste, Olympiade; Duni die zweyte, Nerone. Duni kannte das ihm überlegene Genie, und noch mehr, die weit gründlichere Kunst seines Nebenbuhlers; er gestand ihm dieß selbst zu, so wie seine Furcht, welche ihn noch gar nicht zum Schreiben kommen ließ, als schon Pergolesi's Oper zum ersten Mahle probirt wurde. Gleich nach der ersten Probe aber ging Duni zu Pergolesi. Mein lieber Freund, redete er ihn an, in Ihrer Oper sind sehr viele ausgezeichnete Schönheiten — aber des Einzelnen. In dem Zimmer würden sie sich ganz vortrefflich ausnehmen, aber im Theater kann man sie nicht bemerken. In einen großen Saal gehören große Noten. — Nun schreibe ich meine Oper; sie wird ganz gewiß lange nicht so viel werth als die Ihrige seyn, aber eben so gewiß einen weit bessern Erfolg haben. — Duni hatte wahr prophezeyt: Olympiade fiel gänzlich durch, Nerone machte ausgezeichnetes Glück. Noch mag aber folgender schöne Zug auch hier Platz finden. Duni eilte nicht nur zu seinem, vom Publicum verspotteten Nebenbuhler, umarmte ihn öffentlich, und rief: Es ist ja nur, weil sie's nicht verstehen! sondern hatte auch Muth und Aufrichtigkeit genug, bekannt zu machen, man sey ungerecht gegen sie beyde, und er erröthe über diesen Sieg.

Notitzen.

Wien. — Herr Leisring von der Regensburger Bühne ist in den k. k. Hof-Theatern als Ehemann im häuslichen Zwist, als Lieutenant Loring in der Unvermählten, als Philipp in der Johanna von Montfaucon, als Secretär Dallner in der Dienstpflicht aufgetreten. Sein Spiel ist nicht besonders ausgezeichnet, und verlor noch mehr, wenn er neben den ersten Mitgliedern des k. k. Hof-Theaters sich zeigte. Durch sein Spiel als Lieutenant Loring und als Philipp lehrte er uns die Kunst des Herrn Korn schätzen, welcher diese Rollen immer in der höchsten Vollendung gibt. Mad. Leisring spielte in der Jugend Heinrichs des Fünften den Pagen, und ihre Erscheinung war auch nichts weniger als merkwürdig.

Den 3. July wurde im k. k. priv. Theater an der Wien gegeben: Johann von Calais, ein Schauspiel in drey Aufzügen, von Franz Haselsteiner; soll eigentlich heißen: nach dem Französischen des Alexander Duval, wie auch auf dem Anschlagzettel der vierten Aufführung stand: Vom Verfasser der Jugend Heinrichs des Fünften. Dieß Stück fand, ungeachtet der vielen Unwahrscheinlichkeiten, durch einige gute Theater-Coup's, durch das schnelle Zusammenwirken der Schauspieler und durch das gute naive Spiel des Hrn. Grüner, der den Johann mit einer beynahe kindlichen Unbefangenheit gab, eine allgemein günstige Aufnahme. Hr. Grüner wurde nach Endigung des Stückes jedes Mahl hervor gerufen.

England. — Ein vor kurzem zu Maidstone entschiedener Injurien-Prozeß hat unter der mehr ehrfühlenden Classe der Brittischen Einwohner, besonders beym Militär, große Sensation erregt. Ein junger Officier, Mr. Dumaresque, geht durch die Straßen von Hithe; er sieht unter einem Fenster einen Blumentopf, in welchem Veilchen blühen, und pflückt zu zwey verschiedenen Mahlen einige Blumen, um daran zu riechen. Der Hausherr, Mr. Shipdern, Mayor von Hithe, welcher dieß bemerkt, stürzt zum Hause heraus, faßt den jungen Officier beym Kragen, stößt und prügelt ihn. Der Oberste des Officiers, welchen der Zufall dahin führte, ist der Zeuge dieser Mißhandlungen, und erhält von dem Mayor auf eine Vorstellung über die Hastigkeit seines Verfahrens die Antwort: „er hat als ein Knabe gehandelt, und muß wie ein Knabe gezüchtiget werden," wozu noch mehrere persönliche Äußerungen hinzu gesetzt wurden, z. B.: „glauben Sie nicht, Herr Oberst, daß ich mich vor Ihnen beugen werde; ich halte mich für eben so gut, als Sie." — Der junge Officier macht auf Anrathen des Obristen einen Prozeß anhängig. Keiner der obenerwähnten Umstände wird abgeläugnet; der Anwald des Beklagten räumt sie alle ein, gibt zu, daß das Urtheil wider seinen Clienten ausfallen muß, und bemerkt nur, daß der Kläger sich diese Züchtigung durch seinen Leichtsinn zugezogen habe. Der Anwald des Officiers stellt dem Geschwornen-Gericht vor, daß ein Schlag unter Leuten von Erziehung, und besonders bey Officieren, als eine große Verunehrung angesehen werde, wenn man denselben nicht räche. Er beschwört dasselbe, durch seinen Ausspruch zu zeigen, daß der vernünftige Mann, welcher den Mitteln der Selbstvertheidigung den Schutz der Gesetze anfleht, auf den ganzen und besten Schutz der Gesetze zu rechnen habe. Er macht es ihnen zur heiligen Pflicht, durch ein strenges Urtheil den so gefährlichen und oft verderblichen Zweykämpfen zu steuern. Der Lord Oberrichter in seiner Anrede an das Geschwornen-Gericht sagt, daß der Beklagte mit weniger Ernsthaftigkeit und Gravität gehandelt, als ihm und seiner Würde zukomme, bemerkt aber als mildernden Umstand, daß der junge Officier nicht in Uniform gewesen sey. Und das Gericht verurtheilt den seine Würde vergessenden Lord Mayor von Hithe zu der beträchtlichen Geldstrafe von zwölf kupfernen Pfennigen, welche dem jungen Officier zur Schadloshaltung und als Schmerzengeld zuerkannt wurden.

Gedruckt bey Anton Strauß in Wien.



Der Sammler.

Donnerstag, den — 83. — 12. July 1810.

Bruchstücke
aus dem Tagebuche einer Reisenden auf einer Rheinfahrt bis Holland.

(Beschluß.)

Unser Herr Overcamp hatte uns auf den Rath unserer Freunde in *— in dem, Nimwegen gegenüber liegenden .... eine Calesche, nach hiesiger Art auf zwey Rädern ruhend, bestellt, welche auf den Dämmen federleicht daher fährt. Um 5 Uhr begaben wir uns zur Überfahrt an die Waal, die in einem heitern Morgenlichte glänzte. Die Wimpel der wenigen hier liegenden Schiffe wehten in der blauen Luft, in ihren schön glänzenden Hinterdecken spiegelte sich die Sonne, und die Wellen, welche ein gut Wetter versprechender Ostwind bewegte, plätscherten an dem Kiele. —

Es schlug die Glocke in dem nahen Kirchthurm, und ein Glockenspiel tönte durch die Luft. — Die Badauds sperren, wie ich wohl weiß, über die Glockenspiele Maul und Augen auf, die fein gebildete Welt leidet Ekel bey so allgemeiner Freude, und nichts bedeutendem Geklingel — man sollte beynahe nicht davon sprechen — und doch muß ich meinen Genuß bey dieser Geistersprache in hoher Luft ausdrücken. — Der Ton ist mir immer erste Lebensspur aus der ersten Vereinigung hervorgehend — und beym Glockenton, da bleibt das Leben nur so oben in hohen Lüften; so wie das schwere Metall es erzeugt, entflieht es der Erdennähe, und geht — wohin? wohin! und das Vielbedeutende des Tons — die Unbestimmtheit, die ihn unserm Gefühl so leicht anpassend macht — Glockenton ist mir immer ein erhebender Genuß, oder füllt mich mit Unruhe. — Auf der oberen Brücke von Zürich rathe ich jedem, der meine Liebhaberey hat, an einem Sonntage Morgens die Glocken zu hören — oder an einem November-Abend um 6 Uhr auf den Wällen von Mainz, wie man einst, Kaiser Josephs Exequien zu feyern, mit allen Glocken dieser kirchenreichen Stadt läutete — oder er gebe Achtung, wenn er in katholischen Gegenden die Nacht mitten unter seinen Lieben erwacht, und hört die kleine schnelle Glocke, welche die Sterbestunde eines Kranken anzeigt. — O wer viel gefühlt hat, kann der irgend ein Gefühl bekritteln, eines dem Urtheil des Geschmacks unterwerfen wollen? — Das Nimweger Glockenspiel tönte wie fröhliche Engelstimmen, die auf den Lichtstrahlen, die von dem goldnen Thurmknopf ausgingen, in den blauen Wolken flatterten.

Der Führer kam langsam .... herüber geschwommen, und führte uns eben so wieder jenseits hin, wo, dicht unter Bäumen versteckt, wie fortan alle Wohnungen gegen die Südseite es sind, das Wirthshaus lag, von dem wir abfahren sollten. Wir hatten aber ein Mißverständniß begangen, wofür uns der Herr Wirth und Wagenverleiher büßen ließ — unsere Freunde hatten uns gerathen, sogleich hier herüber zu gehen, und nicht in Nimwegen, sondern hier zu logiren — da wir das aber vergessen hatten, ranzionirte uns der Herr Wirth und erhöhte uns den schon sehr übertriebenen Preis un-

serer Calesche noch um 2 Gulden, unter dem Vorwande, daß unser Koffer größer sey, wie es sich für sein Caleschchen gezieme. Nun ward der Koffer um die Paar Gulden gewiß nicht kleiner, aber unser Beutel sicher leichter — doch bey einer Reise von dem Belang sind das, in Rücksicht der Ökonomie, Kleinigkeiten, wenn auch nicht in Rücksicht unsers Gefühles. — Das leidet widrig, wenn wir sehen, wie eigennützig ein Mensch sich unsere Lage zu Nutze macht. Weiber, Fremde, Reisende — die kann so ein Wirth plündern, so bald er nur Lust hat, an Ort und Stelle haben sie keine Waffen gegen ihn. Der Mensch sagte sehr trocken: wenn Sie nicht 2 Gulden mehr geben, fahr' ich Sie nicht. Er hatte sonst die 14 Stunden bis Utrecht für 14 Gulden gefahren, mir forderte er 16 ab, und wie er anspannen soll, steigert er sie zu 18. Wir nahmen die Sache sehr philosophisch, als eine Lehrstunde, und den festen Entschluß, nicht mehr in Nimwegen zu übernachten, oder nicht mehr hier Pferde zu nehmen, als einen reichen Gewinn, und betrachteten die zierliche Wohnung unsers unzierlichen Wirthes.

Es war jetzt 6 Uhr, die Magd wusch noch die nett mit Steinen belegte Küche, deren ganze Feuerseite mit Fliesen tapezirt war; der Heerd ganz niedrig, wie in der Schweiz, das messingene Geschirr in einem Glasschrank hellglänzend aufgestellt, und um den Heerdmantel eine Falbala von Mousselin — mitten in der Küche ein blank gebohneter Tisch — kurz das netteste Zimmer, wo der Heerd zugleich als Camin dient. In der Gaststube stand unter einem großen Spiegel eine Mahagony Pfeiler-Commode, und auf ihr ein Zuber aus eben diesem Holze, mit hellglänzenden messingenen Faßreifen darauf, wahrscheinlich als Schwenkkessel zu gebrauchen. Der Platz vor dem Hause, hier wie überall, ist mit gebackenen Steinen gepflastert, die auf der kurzen Fläche ganz aufrecht neben einander gestellt sind, und allenthalben ein so gut unterhaltenes Pflaster biethen, wie nirgend unsere Feldsteine noch Bruchsteine thun. Die Dörfer und Städtchen sind hier alle gut gepflastert, so daß der Fußgänger keinen Fuß verletzt. Wir bestiegen nach diesen unangenehmen Unterhandlungen über den Fuhrpreis ein sehr bequemes Caleschchen, wobey wir noch die einfache Vorkehrung, uns nicht am Rade zu beschmutzen, bemerkten — der Kutscher hing eine wollene Decke über dasselbe, die er dann auf seinen Sitz ausbreitete — diese Erfindung empfehle ich den Leuten, die auf die Berner Wägle steigen, denn wir wenden sie auch bey unsern Fischwagen (so heißt der Wagen, auf dem wir zum Fischen fahren), die einem Berner Wägle ganz ähnlich sind, an. — Nun ging's rasch in's Land hinein — das heißt, über die Dämme her, im starken Trott. Die ersten Paar Stunden hatten wir die Waal immer zur linken, oder einen Canal, lange auch zur rechten einen Canal, nachher tiefes Land. Der Weg 15 bis 20 Fuß erhoben, und so schmal, daß beym Ausweichen das Rad nur eine Hand breit Platz behielt. Man muß das Ding gewohnt seyn, wie eine Holländerinn, oder gleichgültig seyn wie ich, um nicht etwas ängstlich in die allseitigen Gewässer hinab zu sehen.

Die Folgen der schrecklichen Wasserfluth nöthigten uns mehrmahls den Damm zu verlassen, um rechts ab in die Niederungen zu fahren, indem noch an den Dämmen gebaut wird; diese gehen immer in gerader Richtung, aber mit vielen Umwegen, indem sie wahrscheinlich überall, sowohl der Nähe der Waal, als den Niederungen des Landes folgen. Links hatten wir Anfangs entweder sehr nasse, verschlemmte Wiesen, oder neue ausgestochene Teiche, oder neue aufgeworfene Dämme, aber nichts, das uns als fruchtbar oder besonders angebaut, angesprochen hätte. Bald änderte sich aber die Scene. Die schönsten Baumgruppen begannen — nein, nicht eigentliche Gruppen, die sind unregelmäßig — es ist eine lange Allee, an deren Ende ein schönes Haus mit einem regelmäßigen Wald und Streifen, gleich gezogenen Silberfäden, die bey näherer Ansicht Canäle sind, fangen an. Diese Büsche stehen von halber Stunde zu halber Stunde, und den Zwischenraum nimmt Saatfeld und Wiese ein — diese nun wieder sind in großen Abtheilungen von breiten Gräben umgeben, und innerhalb diesen jede Breite von — vielleicht einem Morgen, durch kleine Gräben durchschnitten. Außer diesen schönen Häusern standen nun rechts und links auch Bauernhäuser, oder wie ihr es nennen wollt, Landhäuser, von der Sonnenseite so in Bäume versteckt, daß man nur nahe dabey neben den Stämmen durch die hellen großen Fenster, das nette Pflaster vor ihnen, die Bänke an der Thür, erblicken konnte. Und dann neben den kleinern und größern Häusern die Wälder von Obstbäumen! — Diese beyden Dinge, die Liebe zum Schatten, und der Überfluß an Obst sind die beyden Überraschungen, die ich in diesem Lande fand — und welche herrliche kraftvolle Obstbäume! alle in geschobnem Würfel nach der Schnur gepflanzt — außer diesen noch am Wege her, eine ununterbrochene Allee von Eichen (die hier sehr kleine Blätter zu haben scheinen) Hainbuchen und Weiden — diesen letztern läßt man aber ihren freyen Wuchs, wodurch sie herrliche Bäume werden, die neben den dunkeln Eichen wie Silberpappeln stehen. — Warum benutzt ihr

die Weide nicht als Baum? — Das Holz müßte sich, so wie hier zu Holzschuhen, zu vielen hölzernen Gefäßen geschickt brauchen lassen, zu Trögen, vielleicht zu manchen Wassergefäßen, denn es widersteht der Fäulniß — und wie schnell wächst es! — Überhaupt haben die Bäume hier ein wundervolles Wachsthum! An den Wegen längs der Avennes sind sie unten sehr gelichtet, um der Luft Durchzug zu lassen; überhaupt sind, auch an den Eichen, die Äste schlanker, aber der Stamm ist hoch und mächtig, und das Grün jung wie der Frühling. Wir konnten den Anblick dieser Häuser, dieser im Schatten versteckten Wohnungen, dieser, eine die andere immer in rechten Winkeln kreutzenden Alleen, gar nicht müde werden. Einige der schönsten Obstgärten waren von der grausamen Fluth noch mit Sand überdeckt, einige ganz in Sandfelder verwandelt — auf denen die entwurzelten Bäume dürr und laublos hingestreckt lagen.

Nachdem wir zwey Stunden gefahren waren, ward ich durch eine — — — rein Pohlnische Manier überrascht — der Kutscher bog von der Straße ab in eine offene Scheune, wo er seinen Pferden Brod gab, und dann am andern Ende wieder hinaus auf die Straße einlenkte. Indeß er fütterte, machte er die Thür vor den Pferden zu, welches Alles ich sehr gescheid finde, da das Thier und der Wagen so vor Sonne, Regen und Kälte gesichert ist, außerdem daß alle Thiere im Dunkeln ruhiger fressen. Eben solche Durchfahrten durch die Scheunen hat man in Pohlen. Um 10 Uhr kamen wir nach Tiel, einem niedlichen, von Canälen umgebenen, mit Alleen umpflanzten Städtchen, das von Reinlichkeit glänzte. Hinter dem Wirthshäuschen (wir stiegen an der Hinterseite ab) war ein, 15 Fuß in's Gevierte haltendes Gärtchen voller bunten Blumen in schnörkelige Beetchen gepflanzt; bunte Schmetterlinge buhlten um sie, ein großes Vogelhaus mit bunten Vögelchen zwitscherte darein, ein Bauer voll bunter Hähnchen mit ungeheuern rothen Kämmen krähte hinein, die Sonne lächelte in vollem Glanze drein — es fehlte nichts wie der Carfunkel, um es zu einem Guido'schen Garten zu machen — doch den hatte ich im Busen, denn mir war es, als sey ich im Zauberlande.

Nun setzten wir uns in eine Stube, wo alles glänzte, ein himmelhohes Fenster ging auf den Marktplatz, die nette Wirthinn brachte uns Thee, Butterbrod — noch allerley, auf eine schneeweiße Serviette gestellt, der Thee-Kessel kochte, ich zog mein Strickzeug heraus, und dachte, ihr wäret alle ausgegangen, und ich frühstückte einmahl allein in meinem Zimmer. Tiel ist ein allerliebstes Örtchen! — Noch vor dem Thor, rechts, lag über das grüne Feld hin ein freundlicher Garten, mit schönem schwarzen Gatter umgeben, in lauter Alleen von Weiden und andern grünen Bäumen eingetheilt; Steck- oder Herbstrosen und Sonnenblumen erkannte ich auf die 20 oder 30 Schritte weit — das sey der Kirchhof, sagte mein Kutscher, mit dem ich mit Hülfe des Plattdeutschen recht gut fortkam. O ich will lebelang Thee trinken in Tiel, und dann begraben seyn in Tiel — wie gut wissen die Leute hier zu leben und todt zu seyn! —

Du wunderliches Volk! Hier ist der Mensch überall Werkmeister, und alles, alles Menschenwerk — mir ist's als sollten die Leute Gott vergessen müssen, weil sie alles selbst machen, alles, bis auf den Boden, wo sie die Bäume pflanzen — und darum ist es ja wohl gut, wenn der Erhabene seine Wasserfluth einmahl über sie schüttet, sie könnten sonst endlich fragen: wo ist er? das haben wir alles selbst gemacht. — Dagegen eure Berge — eure Wälder — wie verschwindet alle Mühe der Menschen vor der Schöpfung, die der Hauch des Frühlings auf euren Höhen hervor ruft — was sind seine Werke, wenn er den Blick auf die erhabene Scheitel eurer Alpen richtet — wie ruft alles, alles ihm das mächtige Wesen zu, vor dessen Thaten seine Kraft schwindet. Aber dann denke dir des Menschen Kraft, die hier so auffallend wirkt, als Offenbarung der göttlichen Kraft — und wie göttlich wird diese künstliche Welt! —

Von Tiel aus nahten wir uns dem Rhein, den wir bey Keilenburg auf einer Fähre passirten. In seiner Nähe auf der linken Seite fanden wir noch manche zerstörte Hütte, deren Bewohner sich einen Winkel wohnbar gemacht hatten, und die nun an der Wiederherstellung arbeiteten. Durch die offenen Wände sah man das gerettete Hausgeräth, und nur ein Paar Breter verwehrten in einem kleinen Theil des Hauses dem Sturm und Regen den Eingang. Die Verwüstung kam überall vom Fluße her, so daß die verschonteste Seite des Hauses der Straße zu stand, denn meistens waren die Wohnungen rechter Hand von dem hohen Damme geschützt gewesen. —

In der Nähe von Utrecht ward das Land weniger lachend von der Seite, wo wir herkamen, die Büsche zogen sich mehr seitwärts fort, und statt Weiden waren große Strecken Feldbaues, und dieser fiel nicht durch seine Sorgfalt auf. Recht schöne bunte Blumen erfreuten die Augen in Rocken-, Hafer- und Gerstenfeldern, aber trotz dem habe ich nie schönere Gerste noch Hafer gesehen. Viele Felder waren sehr sandig, viele so feucht, daß Schilf an den Kanten der Felder wuchs. Die Dörfer wurden seit Tiel schon größer; wir fuhren vor ver-

schiedenen Kirchen vorbey, die, obschon die Bauart einiger sehr alt war, ganz die halb pyramidalische Form, möcht' ich's nennen, hatten, wo die Weite vom niedern Dach an zunimmt, und durch die mächtigen Strebpfeiler zur abgestumpften Pyramide wird an der schmalen Seite des Gebäudes — ungeachtet dieser uralten Bauart, sahen sie doch schmuck aus, durch die sauber gehaltenen Mauern, die weißen Fensterstäbe, die wohl unterhaltenen Dächer. Einige waren auch wie unsere neue Bethhäuser sehr freundlich gebaut. Ich stellte mir immer vor, die nah dabey gelegenen, ganz besonders netten Häuserchen mit bunten Blumengärten, dicht gezogenen Weinwänden an der Mauer, mit glänzenden Fenstern, die vom Boden zum Keller reichten, gehörten dem Herrn Domine, und ich fand, daß sich's hier herrlich müßte Domine seyn lassen.

Um halb 4 Uhr fuhren wir zwischen Windmühlen und Canälen, an denen die schönsten Alleen prangten, in Utrecht ein. Das Wenige, was ich dieses Mahl von dieser Stadt sah, berechtigt mich nicht, davon zu sprechen, da ich mehr zu sehen Gelegenheit haben werde. Die lange große Straße, durch die wir fuhren, war eine der schönsten, die ich in einer großen Stadt fand. Mitten durch geht ein breiter Canal, der mit schönen Bäumen bepflanzt ist, von beyden Seiten läuft eine breite wohl gepflasterte Straße, und alle Häuser haben ein Ansehen von Nettigkeit und dauerhaftem Wohlstand, was eine äußerst behagliche Empfindung einflößt. Man muß hier zu Lande noch nie an die Möglichkeit einer Fenstersteuer gedacht haben — oder vielmehr man hat darauf gerechnet; denn recht bedacht, ist es gar nicht die Menge, sondern die Größe der Fenster, die auffällt, und ihre Sauberkeit. — In dem Hause der F. G., wo wir bey unserer Ankunft zu Mittag aßen, machte *** einen Streich, der den Glasscheiben von Utrecht das größte Compliment machte: sie stand am verschlossenen Fenster, als ein kleiner Schmetterling ihr über das Halstuch lief, sie wollte ihn zum Fenster hinaus werfen, und fuhr mit der Hand heftig gegen die helle klare Scheibe, die sie für die blaue Luft gehalten hatte. —

Th...

Der Parasit.

Ter. Eunuch. Act. II. sc. 2.

(Als Probe einer neuen Übersetzung.)

Gnatho.

„Du großer Gott! was hat doch ein Mensch vor dem andern voraus! Der Pfiffkopf und der Gimpel — welch ein Unterschied! Das ist mir eben heute recht aufgefallen. Wie ich da herein komme, stoße ich auf einen von meiner Herkunft und meinem Stande. Der Mensch war ehede an kein Filz, und hat denn auch ehrlich, wie unser einer, seine Mutterpfennige verleckert. Steht er da vor mir, stra uppig, schmutzig, klapperdürre, ganz zerlumpt und verschrumpft. Camerad, sag' ich, wie siehst du aus? „Ach," versetzte er, das Bischen was ich hatte, ist hin! Ich geschlagener Mann! Alles, Freund und Bekannter, wendet mir den Rücken." Hier blickt' ich hoch auf ihn herab. Was, sagte ich, du Erzmemme, so hast du dich gehabt, da du dich selbst ganz aufgeben mußtest? So hast du den Kopf zugleich mit der Münze verloren? Sieh' einmahl mich, just deines Gleichen! Wie frisch, wie glatt, wie geschniegelt, und mein Leibchen, wie rund und prall! Alles hab' ich, und — (über die flache Hand blasend) nicht so viel! Nichts in der Tasche, und doch fehlt mir nichts. „Ja, ich Unglücklicher kann weder den Narren spielen, noch Prügel vertragen." Wie, damit meinst du, wär's gethan? Ho, weit gefehlt! In Olymszeiten, ja, vormahls, da unsere Graubärte frey'ten, war wohl auf die Art etwas zu verdienen; jetzt fängt man die Vögel auf eine andere Manier, und der Erfinder dieser Manier — der bin ich! Es gibt einen Schlag Leute, die überall die Ersten seyn wollen, und es nicht sind. Diesen trete ich nach, diesen mach' ich den Hof, nicht, daß sie mich belachen: ich lache ihnen unter die Nase, und bewundere zugleich ihr Genie. Was sie immer behaupten, das finde ich schön; stimmen sie wieder um, auch schön! Sagt einer nein, so sag' ich auch nein; sagt er ja, nun ja! Kurz, ich habe es mir zur Regel gemacht, Allen Beyfall zu geben. Bey dieser Methode steht man sich heut zu Tage ganz vortrefflich." Indem wir so plaudern, kommen wir zum Speisemarkt. Auf einmahl rennt mir da Alles fröhlich entgegen: Zuckerbäcker, Störhändler, Fleischer, Garköche, Wurstmacher, Fisch- und Vogelfänger, lauter Leute, die in guten und in schlechten Zeiten manches Profitchen von mir gehabt und manchmahl noch haben. Sie bewillkommen mich, laden mich ein, gratuliren zur glücklichen Ankunft. Wie der arme Hungerleider sieht, daß man so mich fetirt, und daß ich so leicht mein Tischchen gedeckt finde, da bittet der Schlucker inständig, ich möchte ihm doch erlauben, die Practik von mir zu lernen. Nun gut, sprach ich, so bekenne dich zu mir. Können Philosophen ihre Schulen nach sich benennen, so, denk' ich, werden die Parasiten auch wohl Gnathoniker sich nennen dürfen."

Schlüter.

Mann und Weib sind ein Leib.

Ein Leib sind Mann und Weib! kein Sprichwort ist so wahr,
Bewiesen wird es uns durch dieses Ehepaar;
Denn Er ist Sie, und Sie ist Er,
Er ist das Weib, und Sie der Herr.

J. F. Castelli.



Der Sammler

Samstag, den — 84. — 14. July 1810.

Liebe und Pflicht.

(Fortsetzung.)

Madame Anglade befand sich guter Hoffnung, als man sie in's Gefängniß schleppte. Ihr Schrecken war zu heftig, ihr Jammer zu groß — sie kam vor der Zeit nieder. Nur langsam konnte sie genesen. Wer ihr Tag und Nacht unermüdbar Hülfe und Beystand leistete, war allein ihre Tochter, und Constanzens Gesundheit litt selbst viel dabey. Mitten im Winter wohnten sie in einem feuchten Keller. Nur selten und gering waren die Gaben des Mitleids. Fünf Monde brachten sie in dieser fürchterlichen Lage zu. Die Hoffnung, mit ihrem Gatten wieder vereint, endlich in Freyheit gesetzt, für schuldlos erklärt zu werden, und ihren ehrlichen Nahmen durch richterlichen Widerruf gerechtfertigt zu sehen, hielt die unglückliche Frau und ihre Tochter aufrecht. Ach! die Kunde vom Tode des theuern Gatten und Vaters stürzte beyde in Verzweiflung, und drückte den lange muthig duldenden Geist der Gattinn vollends nieder. Sie litt noch einige Tage, und starb in den Armen ihrer Tochter, gepeinigt vom schauerlichen Gedanken, sie einsam, ohne Hülfe, ohne Schutz in der argen Welt zurück lassen zu müssen.

Drey Jahre waren seit dieser Begebenheit verflossen. Einige Personen, doch sehr wenige, hegten noch Zweifel, ob das gegen die Anglade vollzogene Strafurtheil gerecht gewesen sey. Das Publicum unterhielt sich noch ein Paar Tage über diese Geschichte; dann war sie vergessen. Während Constanze die schrecklichen Folgen dieses Justitzmordes mit frommer unsäglicher Ergebenheit trug, dachte kein Mensch jenes Vorgangs mehr, als wer mit ihr in unmittelbaren Verhältnissen stand. — —

Der Präsident des Essars hatte seinem Sohne, einem 21jährigen Jünglinge, eine reiche Erbinn zur Gemahlinn bestimmt; aber Eugen, welcher der Wissenschaft mit lobenswerther Freude und rastlosem Eifer oblag, zeigte eine so entschiedene Abneigung gegen eine bloß ökonomische Heirath, wobey Geist und Herz keine Stimme haben, daß sein Vater nicht länger darauf bestand. Eugen des Essars hatte seine Mutter verloren, als er geboren ward, und Madeleine Tournon, eine Frau von nicht gemeinem Stande, welche Dürftigkeit und Mißgeschick zum Dienen nöthigten, vorerst zur Amme und Wärterinn erhalten. Sie blieb bis über seine Knabenjahre hinaus ihm als Besorgerinn seiner kleinen Angelegenheiten zugetheilt, und wurde im Hause des Präsidenten immer mit vieler Achtung behandelt. Ein Anfall von Gliederweh zwang sie das Bett zu hüthen. Ihr lieber Eugen, voll kindlicher Dankbarkeit, weihte seiner guten Madeleine mit Vergnügen einen Theil seiner Zeit, und sie vergaß oft ihrer Schmerzen in seiner Gesellschaft. Er schenkte ihr sein ganzes Vertrauen, und sagte ihr zuweilen, daß er entschlossen sey, nie zu heirathen, wenn er nicht in einem weiblichen Wesen gewisse seltne Eigenschaften, die er ihr mit dichterischem Feuer

ausmahlte, schön vereinbart fände. Madeleine hörte mit Wohlgefallen zu, pries seine Denkart, prophezeyte ihm die Erfüllung seiner Wünsche, schloß aber jedes Mahl mit der Ermahnung: doch ja sich in keine Verbindung einzulassen, bey welcher er nicht der vollen Beystimmung seines Vaters gewiß wäre. Sie hatte bemerkt, daß Eugen seit geraumer Zeit nachdenklich und zerstreut war; sogar seine Gesundheit schien zu leiden. Die Freundinn gerieth in Bestürzung, in Sorgen; da sie aber eben so viel Zartsinn als Klugheit besaß, vermied sie immer, ihn darüber zur Rede zu stellen, weil sie eine Herzensangelegenheit vermuthete, und hoffte, daß er sein Geheimniß ihr von freyen Stücken offenbaren würde.

Mein lieber Eugen, hob sie eines Tages an, es ist ein wahres Glück, daß du bisher noch kein vorzüglich interessantes Wesen kennen lerntest; denn es könnte nicht fehlen, du müßtest ihm bald innig zugethan seyn.

Warum das?

Weil die Liebe gewissen Pflanzen gleicht, die nur im Schatten, nur in der Verborgenheit gedeihen.

Du redest heute sehr metaphorisch, Madeleine! aber du glaubst zu scherzen. Ich finde, daß die Liebe gewissen Pflanzen gleicht, welche desto üppiger wachsen, je mehr man sie auszureuten glaubt.

Er schwieg, und seufzte. Madeleine ergriff wieder das Wort: „Du würdest mich verpflichten, mein theurer Freund, wenn du künftig Abends eine Stunde später kämest, als gewöhnlich." — Eugen versprachs, allein am folgenden Abend war seine Zusage vergessen: er kam zur alten Stunde.

Madeleine wohnte in einem Häuschen auf den elysäischen Feldern. Als Eugen ihrer Wohnung nahte, begegnete er einem verschleyerten Frauenzimmer von ausgezeichnetem Wuchse, und einer bezaubernden Würde und Grazie im Gange. Er folgte ihr mit seinen Augen so weit, als möglich. Neugier und Interesse gebothen's ihm. Dann ging er zu Madeleine. Sie verwies ihm freundlich die Überschreitung seines Versprechens. Er entschuldigte sich, gelobte Gehorsam, und wurde nicht, wie sonst, zurück gehalten, als er Abschied nahm.

Am folgenden Tage wollte er nur um die neu festgesetzte Stunde zu Madeleine gehen; aber sein Vater bestellte ihn auf jene Zeit zu sich. Er mußte also Madeleine nicht sehen, oder sich einen zweyten Verweis gefallen lassen. Er entschloß sich zum Letztern. An der Thür sah er die holde Gestalt wieder. Sie trat aus Madeleinens Zimmer, und war im Begriffe, einen Schleyer über sich zu werfen. Er flog hinzu, um ihre Züge zu erspähen. Es war ein junges schönes Mädchen, jedoch von bleicher Farbe. In ihrer Physionomie lag etwas Melancholisches, und ihre großen schwarzen Augen schienen durch langes Weinen von ihrem Feuer verloren zu haben. Eugens Blicke verwirrten sie. Ihre Hände zitterten, der Schleyer entsank ihr. Eugen hob ihn mit Blitzesschnelligkeit auf. Sie neigte sich erröthend, dankte bescheiden, empfing ihn aus seiner Hand. Ein traurig süßes Lächeln, kaum sichtbar, aber von Eugen tief gefühlt, flößte seinem Herzen Zuneigung, Wohlwollen, Bewunderung ein. Unbeweglich vor Erstaunen hielt er die Thür lange in der Rechten, und verschlang die fremde Schönheit mit glühenden Augen.

„O Madeleine! sage, wer ging von dir?" — *rief er* stürmisch eintretend.

O, mein Gott! sahst du sie? fragte Madeleine halb erschrocken.

„Warum sollt' ich sie nicht sehen?" antwortete Eugen, und küßte ihre Hand. „Mißgönnst du mir mein großes Glück?"

Ach, Eugen! Entferne dich, und komme nie wieder!

„Wie? — Madeleine! — du erschreckst mich. Enträthsle mir — ich beschwöre dich — dein Haus wolltest Du mir verschließen? O nein!"

Ach, nun weißt du ja, welchen Schatz mir der Himmel oft zuführt.

„Oft? — Hab' ich recht vernommen? Oft?

Ja, Freund! Sie ist, so wie du, der Trost meines Lebens.

„Allen Segen des Allgütigen über sie! Denn — nicht wahr, Madeleine? — Sie muß die Güte selbst seyn. O sie gleicht den Engeln, wie man sie mahlt."

Madeleine sah ihn ernster an, und seufzte.

„Wie war es dir nur möglich, der Holden gegen mich niemahls zu erwähnen?"

Mein Gewissen verboth es mir. Ich wollte den Sohn meines Wohlthäters nicht der Gefahr aussetzen, eine unstatthafte Verbindung anzuknüpfen.

„Unstatthaft? und warum?"

Wenn Rang und Glücksumstände meiner jungen Freundinn zuließen, deine Gattinn zu werden, so gewönne ich den Gedanken lieb, dein Herz von ihr bezaubert zu wissen. Aber ach! ihr Nahme schon ist ein unüberwindliches Hinderniß, und trennt euch auf immer.

„Nicht so geheimnißvoll! Ich beschwöre dich. Setze meine Ungeduld nicht auf so harte Proben! Ihr Nahme! Sprich!"

Constanze d'Anglade.

„Wie? Die junge Unglückliche, deren höchst trauriges Loos mir Thränen entlockte, ohne daß ich sie kannte? Die Tochter des mißhandelten Ehepaares, über die ein ungerechtes Strafurtheil erging? —"

Ach, Eugen! rief Madeleine vor Entzücken, glaubst du wirklich an ihre Unschuld?

„Ja! Mein Vater pflichtete dem fürchterlichen Spruche bey; ich war immer der entgegengesetzten Meinung."

O meine theure Constanze! rief Madeleine, Thränen im Auge; wie glücklich wärest du, wenn du wüßtest, daß noch ein lebendes Wesen außer deiner Freundinn deine Ältern für unschuldig hält!

„Sag's ihr! O sag's ihr, ich beschwöre dich, und füge hinzu: daß ich fest hoffe, ihre Unschuld werde noch öffentlich anerkannt."

Ach, das ist die einzige Hoffnung, welcher sie in ihren langen Prüfungen vertraut!

„O Madeleine! Sey gefällig! Erzähle mir Alles, was du von Constanzen weißt!"

(Die Fortsetzung folgt.)

Auf ein fehlerhaftes Schreiben.

Warum der Stutzer B. sein Briefchen parfumirt?
Vielleicht, damit es den Geruch nach Böcken mehr verliere.

Möser.

Die Neger auf St. Domingo.

2.

Die Aminas, und die Neger von Beurnon und Dahomet.

Die Aminas glauben an eine Seelenwanderung, und tödten sich daher häufig, um der Sclaverey zu entgehen. Dieß geschieht besonders nach ihrer Ankunft in Westindien, so gut man sie auch behandeln mag. Sie sind der festen Überzeugung, in ihrem Vaterlande wieder aufzuleben, und so ersäufen sie sich in ganzen Haufen, oder hängen sich reihenweise neben einander auf. Hat eine Negerinn Kinder, so bringt sie dieselben ebenfalls mit um. — Sterben! Du letztes unüberwindliches Panier der Freyheit! Welche wohlthätige Gottheit hat diesen Unglücklichen jenen tröstenden Glauben verliehen? Hätte sich jenes Dogma unter allen Negerstämmen verbreitet, es hätte diesem schändlichen Menschenhandel längst ein Ende gemacht.

Bey den Negern von Beurnon wird das männliche Geschlecht außerordentlich geehrt. Begegnet ein Mädchen einem Jünglinge, so muß sie sich so lange niederwerfen, bis er vorüber ist. Trifft eine Verlobte mit ihrem Bräutigam zusammen, so muß sie sich ehrfurchtsvoll vor ihm verbeugen, und ihm, wo möglich, einen Strauß überreichen; spricht eine Frau mit ihrem Manne, oder gibt sie ihm etwas, so muß dieß immer mit Verbeugungen geschehen; dagegen ist aber auch wieder für die Weiber gesorgt. Wenn nähmlich ein junger Mensch einem kleinen Mädchen irgend ein Geschenk gemacht hat, so muß er sie heirathen, sobald sie mannbar geworden ist. Übrigens sind die Negerinnen von Beurnon äußerst reinlich, sowohl an ihrem eigenen Körper, als in ihrer Haushaltung. Sie baden sich drey Mahl täglich, und salben sich jedes Mahl nachher mit wohlriechendem Palmenöhl ein. Eben so putzen sie ihre Hütten sehr sorgfältig auf, und säubern alle ihre Geräthschaften mit großer Genauigkeit.

Die Neger von Beurnon verlangen von ihren Bräuten die unverbrüchlichste Keuschheit. Ehe daher eine Jungfrau das Brautbett besteigt, wird sie von einigen alten Weibern auf's sorgfältigste untersucht. Befindet sich alles in gehörigem Zustande, so wird sie unter rauschender Musik und Freuden-Hymnen in die Brautkammer geführt, und kann der ausgezeichnetsten Achtung versichert seyn. Hat sich aber das Gegentheil gezeigt, so wird sie mit Verachtung behandelt, und nach Belieben des Mannes ihren Ältern wieder zurück geschickt. Liederliche Weibspersonen werden auf Befehl des Königs meistens als Sclavinnen verkauft. Bey Niederkunften darf durchaus kein Mann zugegen seyn; die Hebammen sind indessen sehr ungeschickt.

Die Religion der Neger von Beurnon ist sehr einfach, lehrt aber eine ganz vortreffliche Moral. Herrschsucht und Ehrgeitz sind Todessünden, daher führen diese Neger niemahls Krieg. Gastfreundschaft hingegen ist eine Haupttugend, und wird vom Ärmsten wie vom Reichsten ausgeübt. Schweinefleisch darf gar nicht, und anderes Fleisch nur dann gegessen werden, wenn es vom Oberpriester oder Alpho geweiht worden ist. Neger, die sich eine Büßung aufgelegt haben, setzen sich an die Landstraßen, und biethen aus ihren Canaris den Vorübergehenden Wasser an.

Die Priester und Gelehrten kennen die Schreibekunst. Statt des Papieres, das selten zu ihnen kommt, bedienen sie sich kleiner Bretchen von Palmenholz, oder auch wohl der Blätter dieses Baumes. Statt der Federn brauchen sie Bambusstäbchen, und statt der Dinte haben sie einen Absud von den Schoten der Mimosa Olens, in Citronensaft gekocht. So schreiben sie ihre Religions-

lehren und Gesetze auf, die dann in doppelter Achtung stehen. — In der That werden diese Art Bücher auf's theuerste, z. B. mit zwölf trächtigen jungen Kühen bezahlt, und als der erste Schatz einer Haushaltung angesehen. Bey gewissen Verbrechen wird das Urtheil bloß nach der Zeugenaussage bestimmt. Hierzu sind drey erforderlich, in deren Wahrheit man dann keinen Zweifel setzt. Erkennen sie den Beklagten für schuldig, so wird er ohne weiters aufgeknüpft.

Der König von Beurnen läßt sich niemahls außerhalb seines Pallastes sehen; und hat selbst bey öffentlichen Audienzen einen kurzen festonartig aufgewundenen Vorhang vor seinem Gesichte. Begegnet ihm jemand im Innern des Pallastes, und wendet sich nicht ab, so wird er für seine Kühnheit mit dem Tode bestraft. Wenn der König ein öffentliches Urtheil fällt, so wird es von 7 Herolden wiederhohlt, die einer nach dem andern auf den Stufen des Thrones stehen. Die Parteyen müssen sich dann zu Boden werfen, sich das Haupt mit Asche bestreuen, und aus Leibeskräften applaudiren, zum Zeichen, daß sie zufrieden und unterwürfig sind.

Der Diebstahl wird als ein Hauptverbrechen behandelt, und die Bestrafung desselben auf die ganze Familie des Thäters ausgedehnt. Dieß bringt dem Könige oft sehr große Summen ein. Er läßt nähmlich eine Menge Halsbänder, Ringe u. s. w. ausstreuen, und dann sorgfältig aufpassen, ob etwas weggenommen wird. — Dieß pflegt fast immer nur von Kindern zu geschehen, zieht aber die Sclaverey der ganzen Familie nach sich, welche der König dann zu seinem Vortheile verkaufen läßt. Ein Ehebruch, der das königliche Bett besudelt, wird an beyden Theilen mit dem Tode bestraft. Die Königinn wird nähmlich an einem Baumaste über einem Flusse aufgehangen, wo sie verschmachten muß, während ihr Galan auf dem Markte gespießt wird.

Die Negerinnen von Dahomet parfumiren sich entweder mit Palmöhl oder mit den Blättern der Asperuta odorata. Sie färben sich das Gesicht mit verschiedenen Farben, wie Orlean, Ocker u. s. w., und tragen drey große Halsbänder, an welchen eine Menge Glaskorallen, Muscheln, Geldstücke u. s. w. befindlich sind. Selbst das Fersenbein wird mit einem silbernen Ringe verziert. So bald sich aber eine Negerinn von Dahomet schwanger fühlt, legt sie alles pressende Geschmeide ab, enthält sich von ihrem Manne u. s. w., kurz, sorgt auf's Beste für das Gedeihen ihrer Leibesfrucht.

N o t i t z e n.

Wien. — Sonntags den 8. und Montags den 9. Juny wurde in der Brigittenau der sogenannte **Kirchtag**, dieses in seiner Art einzige Volksfest, gehalten. Das Zuströmen war beyde Tage, besonders aber am Montag, ungeheuer, so daß man am letztern die versammelte Menge über 50.000 schätzte. — Schon um Mittag fuhren hunderte von Leiterwägen, mit 8, 10 bis 16 Personen besetzt, aus den Vorstädten und den umliegenden Dörfern diesem Feste zu. In unabsehbaren Prozessionen zogen die Fußgänger in größern und kleinern Gesellschaften, meistens ihre Viktualien auf Schubkarren oder in Tragbutten mit sich führend. Auf dem großen Platze lagerte sich diese Menge in unzählbaren Gruppen, theils um das Mitgenommene zu verzehren, theils, um bey einer Harfe oder Geige zu tanzen. Gegen Abend kam das höhere, gebildetere Publicum, um Zuschauer dieses interessanten Schauspieles zu seyn. Mit Anbruch der Nacht begab sich der größte Theil nach Hause, und nur einige der lustigsten Gesellschaften jubelten der Sonne entgegen. — Bewunderungswürdig, und den vortrefflichen Polizey-Anstalten die größte Ehre bringend, ist im Ganzen genommen die Ordnung, die gewöhnlich bey diesem ungeheuern Zusammenströmen von Menschen herrscht, ungeachtet der große Haufe sich der ausgelassensten Fröhlichkeit überlaßt, so hört man doch von keinen groben Excessen, Schlagereyen u. s. w.

Dinstag den 10. Juny gab der k. k. Hof-Traiteur, Herr **Jan**, im Augarten ein Fest, nach Art jener im Vauxhal zu London, und in Tivoli zu Paris. — Um 5 Uhr Abends wurde der zur Unterhaltung bestimmte Theil des Parkes eröffnet; an mehreren Puncten waren Musik-Chöre vertheilt; der Seilschwinger und Equilibrist, Hr. **Porte**, unterhielt das Publicum mit seinen Künsten; auf der andern Seite war ein kleines Polichinell-Theater angebracht. Auf dem Platze vor dem Gebäude standen in einem Halbzirkel sechs Marktbuden, in welchen verschiedene Refrescaden dargebothen wurden; jede dieser Buden war mit einem Schilde und einer Tafel versehen, auf welcher die Preise der Waaren mit großen Buchstaben angebracht waren. So wie es dunkel wurde, wurden die Gebäude, die Alleen, besonders aber der große Platz, auf welchem zwey zum Tanzen eingerichtete Zelte standen, reich mit Lampen erleuchtet, und Hr. **Stuwer** brannte ein kleines artiges Feuerwerk ab. Im großen Tanz-Saale wurden von Tänzern des k. k. Hof-Theaters Tableau vorgestellt, und das Ganze endete mit einem Balle. Etwas über 20.000 Gäste wohnten diesem Feste bey. Die außerordentliche Ruhe und Ordnung unter dieser großen Anzahl Menschen zeigte, daß nur das **gebildetere** Publicum an dieser Unterhaltung Theil nahm. Die Eintrittspreise waren sehr mäßig. Für den Eintritt in den Garten wurde 1 fl., für die Tableau's mit dem Balle 5 fl., für den Ball 2 fl. erlegt. — Da Herr **Jan** mehrere ähnliche Feste zu geben Willens ist, so wäre zu wünschen, daß er **erstens** mehrere Plätze für die Refrescaden bestimme, indem für die große Zahl des versammelten Publicums dieselben viel zu wenig waren; daher auch der größte Theil, von Hunger und Durst geplagt, in den nahe gelegenen Wirthshausgärten Erfrischung suchen mußte. **Zweytens**: daß er, so viel möglich, Sitze anbringe, indem kaum tausend Menschen Platz zum Sitzen fanden, die übrigen in immerwährender Bewegung seyn mußten. Was die Tableau's betrifft, so können wir davon nichts sagen, indem das Theater so niedrig angebracht war, daß beynahe niemand, als die Zuschauer der ersten Reihen, etwas davon zu sehen bekamen.

Gedruckt bey Anton Strauß in Wien.



Der Sammler.

Dinstag, den — 85. — 17. July 1810.

Liebe und Pflicht.

(Fortsetzung.)

Die gute Frau, in der Herzensfreude, einen Beschützer ihrer Freundinn gefunden zu haben, vergaß alle Vorsichts-Maßregeln, welche sie kaum zuvor sich auferlegt hatte, und schilderte ihm Constanzens gränzenloses Elend, als sie im fünfzehnten Jahre sich verwaist sah, verlassen, Schande und Verzweiflung ihr Erbtheil. Aber, fuhr Madeleine fort, Constanze ist fromm, tugendhaft, eine Heldenseele! Sie erinnerte sich meiner thätigen Freundschaft für ihre Mutter, die ich in ihrem Unglücke nicht verließ, suchte mich auf, und beschwor mich, sie zu mir zu nehmen, sie wolle mir auf keine Art zur Last fallen. Ich empfing sie mit Freuden, ich drückte sie mütterlich an mein Herz, aber ich stellte ihr nothgedrungen vor, daß ich es nicht wage, sie bey mir wohnen zu lassen, weil mein Gönner, der Präsident des Essars, sich bestimmt und streng wider ihre Ältern erklärt habe. Überdieß — ich muß es gesteh'n — hatt' ich noch einen andern wichtigen Grund: Sie ist jung, schön, unschuldig, unglücklich — und dich gegenüber, Eugen, mit deinem gefühlvollen Herzen, deinem Feuer — —

„O stille! du warst zu vorsichtig, Madeleine, allzusorglich!"

Constanze fand meine Einwürfe gewichtig, und so kamen wir überein, daß sie ein Stübchen in meiner Nähe miethen, und wir dann alle Abende zusammen hinbringen wollten. Den übrigen Theil des Tages stickt sie, um ihr Brod zu verdienen.

„Und kommt sie wirklich alle Tage?"

Nein! Sie vermeidet, sich zu zeigen, sie fürchtet jeden, der ihr begegnet. Ihr entehrter Nahme drückt sie centnerschwer. Sie wähnt, Aller Blicke wenden sich verachtend von ihr. Sie will und kann nur meine Gesellschaft ertragen, sonst keine.

„Armes Geschöpf! und vermag sie von ihrer Arbeit zu leben?"

Sie bedarf so wenig! Sie besitzt sogar die geheime Kunst, noch etwas zu ersparen, und mich von Zeit zu Zeit freundschaftlich zu beschenken.

„Ach, Madeleine! Meine theure Madeleine!" rief Eugen, und drückte ihr ungestüm die Hand. „Was kann ich für Constanze thun? O sprich, rathe! Es soll geschehen!"

Euge[illegible] Bedenke — Du willst —

„Ja, [illegible]h der Erbe eines großen Vermögens, ich, den man [illegible]ieht, sucht, in Ehren hält, bloß, weil ich einst Reicht[illegible]ümer besitzen werde, ach, während die edle Constanze, reich an Schönheit und an Tugenden, unverdiente Schmach zu dulden, sich zu verbergen gezwungen ist! — Schüttle den Kopf nicht, Madeleine! Beschuldige mich nicht des Verliebtseyns. Fürwahr, Constanze d'Auglade mit ihrem Gefolge von Widerwärtigkeiten, Reitzen und Tugenden ist in meinen Augen ein zu heiliger Gegenstand, als daß ich mir, außer der ehr-

furchtsvollsten Bewunderung, noch ein anderes Gefühl erlaube! —— Du lächelst, Madeleine! Ich schwöre dir bey Allem, was dem Sterblichen am heiligsten ist:- Die Ungerechtigkeiten, welche sie dulden mußte, die Schmerzen, deren Opfer sie ward, flößen mir eine Art von Ehrfurcht, Hingebung, Verehrung, Anbethung, ja, zu ernste, zu feyerliche Empfindungen ein, als daß sie mit Liebe vereinbar seyn könnten. Alles, selbst mit Aufopferung meines Glückes, unternehm' ich, ihr zu dienen! Aber glaube mir, verliebt bin ich keineswegs.

Die gute mit dem menschlichen Herzen nicht ganz bekannte Madeleine glaubte, was Eugen glaubte und so rednerisch ausdrückte, gab sich aber dennoch Mühe, ihm begreiflich zu machen, daß Constanze von ihm kein Geschenk an Geld annehmen könne.

„Vergiß nicht," fiel Eugen ihr in's Wort, „daß ich Rechte auf Constanzen habe: ich will ja die Unschuld ihres Vaters und ihrer Mutter vertheidigen."

Dieß ist die größte und einzige Gunst, welche sie ohne Erröthen von dir annehmen kann.

„Wohlan! aber — du vergönnst mir doch, sie bey dir anzutreffen? Nicht wahr?"

Wenn sie nichts dagegen einwendet . . .

„Sie wird nicht, o sie wird nicht! Sag' ihr doch, wiederhohl' ihr doch, daß ich der Freund ihres Vaters bin!"—

Voll süßer Hoffnungen, und mit einer Gluth, die er in gleichem Grade noch nie empfunden hatte, nahm Eugen Abschied.

Am nächsten Abende hoffte er Constanzen noch bey Madeleine zu finden; aber bey'm Abschließen der Strassenthür fand er Mlle. Anglade schon auf der Hausflur im Weggehen. — Ergriff er ungesäumt die längstersehnte Gelegenheit, ihr den zärtlichen Antheil zu schildern, den er an ihr nähme? Nein! Verschüchtert blieb er da stehen; er hatte nicht ein Mahl Geistesgegenwart genug, ihr die gewöhnliche Verbeugung zu machen, und Constanze, die ihn mit einer Zurückhaltung, ja, wie es schien, mit einem gewissen Stolze grüßte, ließ ihn wie versteinert zurück.

„Du kamst zur ungeschicktesten Zeit," sagte Madeleine, als er bleich und verstört hereintrat. „Ich hatte gerade angefangen, ihr etwas von deiner Meinung über ihre Ältern mitzutheilen, und zu äußern, daß du vielleicht heute kämest, als sie Geräusch vernahm, erschrocken auffuhr, und sich nicht zurückhalten ließ. Sie eilte mit den Worten hinaus, daß schon dein Nahme ihr Schrecken einjage."

Eugen tröstete sich mit der Hoffnung, daß, wenn Constanze am folgenden Tage von seinen wahren freundschaftlichen Gesinnungen hinlänglich unterrichtet würde, gerade sein Nahme ihm bey ihr zur Empfehlung dienen könnte.

Constanze war am andern Abende kaum ein halbes Stündchen bey Madeleine, als Eugen vor ihnen stand. Sein Herz schlug heftig. Constanze saß am Bette der Kranken. Eine sanfte Freude leuchtete aus ihren Zügen. Er ahnte froh, daß sie ihn jetzt nicht mehr verkenne. Seine Ahnung ward Zuversicht, da ihre Augen, als er seine Hände über der Brust faltend sie grüßte, in Thränen schwammen, und aus ihrem Antlitz die wärmste Dankbarkeit sprach.

„Ich habe nicht nöthig, meine lieben Kinder, euch einander vorzustellen," begann Madeleine.

Ich weiß, unterbrach sie Constanze mit zitternder Stimme, daß sie, mein Herr, die Wahrheit zu entdecken gewußt, und den Muth gehabt haben, sie kund zu thun.

„Mademoiselle," hob Eugen verwirrt zu stammeln an, und neigte sich. „Ich bin sehr glücklich . . . . in der That . . ."

„Ach, mein Herr! fuhr Constanze, ohne vor eigner Erschütterung den sonderbaren Zustand Eugens zu bemerken, fort; „diese ehrwürdige und geliebte Freundinn ist die einzige Person, vor der ich mein Herz ausschütten durfte, die ich anzuschauen wagte, indem sie, weit entfernt, mich der angeerbten lastenden Schande würdig zu glauben, in mir allein die Waise vortrefflicher, unglücklicher, beweinenswerther Ältern sah. Möge der Himmel Sie segnen, mein Herr! Ihre Güte ist ein neuer Trost für mich. Ja, Gott lohne Ihnen das Glück, das Sie einem armen verlassenen Geschöpfe zubereiten wollen.

„Constanze!" rief Eugen, drückte ihre Hand, und bückte sich ehrfurchtsvoll. „Dieser Augenblick ist der glücklichste meines Lebens! — Der Selige fand keine Worte mehr; aber sein Schweigen war beredt.

Seit diesem Tage trafen Eugen und Constanze sich öfters bey Madeleine. Er glaubte sein Vergnügen in Constanzens Gesellschaft nur der Bewunderung, der frommen Rührung, dem Gerechtigkeitsgefühle zu danken, und sie, glücklich an der Seite des liebenswürdigen Eugen, war überzeugt, sie gehorche nur den Aufforderungen der Dankbarkeit, und freue sich des Bewußtseyns, das Andenken ihrer Ältern zu ehren.

So schwanden bey'm Reitze des süßen geheimen Verständnisses, das ihren Herzen ohne gegenseitige Er-

klärung so wohl that, Augenblicke, Stunden, Tage, beyden wonnevoll dahin. Madeleinens Zimmer war ihnen ein zweytes Paradies. Der Sommer nahte seinem Ende. Madeleinens Fenster both die Aussicht in einen großen Garten dar. Wurden Abends beyde Flügel geöffnet, so würzten balsamische Blumendüfte die Luft. Zuweilen entschlummerte Madeleine auf ihrem Kissen. Eugen und Constanze verstummten dann; aber ihre Blicke verkündeten mehr, als die Sprache zu enthüllen vermag. Sie lauschten dem Gemurmel des Baches, dem Wehen der Zephyre, dem Gesange der Nachtigallen. Ihre Seelen unterredeten sich. Den Seufzern Eugens antwortete manches halberstickte, zärtliche Ach Constanzens, und, wenn Madeleine wieder aufwachte, so rief man nur ungern Constanzens Heimgeleiterinn herzu. Man war übereingekommen, daß Eugen sich nie mit Mlle. Anglade auf offner Straße zeigen sollte, aber von ferne ging er nach, und bewachte sie, damit ihr keine Beleidigung widerführe, so lange, bis er sie in ihre Wohnung treten sah.

Den süßesten Täuschungen, selbst jenen der Tugend, ist eine Gränze gesetzt. Eines Tages schilderte Constanze mit einem gefühlvollen Accente die Schmerzen zärtlicher Ältern auf dem Todtenbette, wenn sie Kinder, ohne Vermögen, ohne Unterstützung, ohne Freunde zurücklassen, und führte die eigenen Worte ihrer sterbenden Mutter an: Mein Kind, ich übergebe dich allein dem Schutze Gottes; aber, aus weisen Absichten ohne Zweifel, läßt er oft zu, daß die Unschuld im Elende schmachtet. Ach, ich weiß nicht, zu welchen Prüfungen du aufbewahrt bist; ja nicht ein Mahl zu der Hoffnung bin ich berechtigt, daß du jemahls eine anständige Versorgung finden werdest; denn wo ist der Vater, der seinem Sohn erlauben möchte, sich mit der Tochter eines als Verbrecher bestraften Mannes zu verbinden?

Kaum hatte sie vollendet, als Eugen mit einem Schrey des tiefsten Schmerzens ungestüm aufsprang, die Hände vor das Gesicht hielt, umher wankte, dann sich ermattet in einen Lehnstuhl warf, und zu schluchzen anfing. Die letzte Frage der Mad. Anglade hatte ihm den Zustand seines Herzens enthüllt. Gewaltig ergriff ihn der Gedanke, daß sein Vater niemahls zu einer Verbindung, die ihm entehrend scheinen mußte, seine Einwilligung geben könne. Indessen war seines Vaters Wille für ihn die unabänderliche Richtschnur aller seiner Handlungen gewesen. Dieser Widerspruch zwischen seinem Pflichtsgefühle und einer Leidenschaft, die ihn unwiderstehbar hinriß, übermannte sein ganzes Wesen so, daß er seinen Gram nicht mehr zu verbergen wußte.

Madeleine, heftig erschüttert, verlor bey ihrer fortwährenden körperlichen Schwäche das Bewußtseyn. Constanze rief, erschrocken und außer sich: O Gott! — Nun vergaß Eugen seiner Beklommenheit, eilte an's Lager der Kranken, und leistete Constanzen Beyhülfe. Diese Übereinstimmung zu einem Liebesdienste, dieß gleiche Theilnehmen an einer leidenden Beyden so theuern Freundinn wirkte mächtig auf ihre Seele, und zog plötzlich durch geheime Sympathie die Bande fester, deren Daseyn sie kaum deutlich ahnten. Constanzens zitternde Hand mühte sich, Madeleinens Haupt empor zu halten; Eugens zitternde Hand ruhte fest auf Constanzens Rechte, und er glaubte nur ihr zu helfen, daß die Ohnmächtige wieder zum Selbstbewußtseyn gelange.

Als Madeleine sich wieder erhohlt hatte, sollten beyde sich entfernen; sie wollte nachsinnen, was ihr jetzt zu thun obliege. Constanze bestand darauf, die Nacht an ihrem Bette zu wachen, und gab ungern den wiederhohlten Bitten nach. Ein gewaltiger Platzregen hinderte Constanzen und Eugen, das Haus zu verlassen. Stillschweigend setzten sich beyde.

„So nützt denn, liebe Kinder," sagte Madeleine, „die letzte Gelegenheit, euch bey mir zu sehen." Beyde nahten sich bestürzt, und bathen um Lösung des Räthsels. Constanzen überfiel nur eine dunkle Ahnung, aber Eugen begriff Madeleinens Rede wohl, und konnte ihr Benehmen nicht tadeln.

„Mein liebes Kind!" fuhr sie zu Constanzen fort; „Eugen des Essars, der Sohn desjenigen, welcher das Verdammungsurtheil über deinen Vater sprach, verehrte dich. Die Worte deiner sterbenden Mutter klärten ihn erst über seine geheimen Gefühle auf. Söhnespflicht, und leidige Vorurtheile der Welt thürmen eiserne Schranken zwischen euch, die zu durchbrechen ihm unmöglich ist. Ihr müßt fürwahr euch trennen! Laßt ab euch zu sehen, ehe das Opfer zu schwer, und verderblich wird!"

Sie schwieg. Eugen stürzte zu Constanzens Füßen, und sprach in den leidenschaftlichsten Ausdrücken von seiner heiligen ewigen Liebe.

In diesem Augenblicke trat der Präsident des Essars in's Zimmer. „Mein Vater!" rief der Liebende betroffen. Madeleine verbarg ihr Gesicht. Constanze, trotz dem hohen Gefühl ihrer Schuldlosigkeit, erschrack, als ob sie vor einer strengen ungerechten Obrigkeit stünde.

(Die Fortsetzung folgt.)

Unter das Brustbild eines Gecken.

An Ähnlichkeit, mein schöner Lips!
Kann jetzt dein Kopf nichts mehr gewinnen;
Denn nur geformt in Gyps,
Ist er von außen just so schön, als leer von innen.

Möser.

Die Neger auf St. Domingo.

3.

Die Neger von Fida, Eßa und Urba.

Die Negerinnen von Fida würden nicht übel seyn; sie verunstalten sich aber auf eine abscheuliche Art. Zuerst feilen sie sich die Zähne festonartig aus; dann durchbohren sie ihre Unterlippe, und stecken einen plumpen schweren Ring hinein; endlich tattowiren sie sich den ganzen Busen, so daß die Haut völlig chagrinartig wird. Die Warzen färben sie dann mit Scharlachbeeren, was gegen die schwarze Brust sehr widrig absticht.

Die Neger von Eßa bethen immer ihren letztverstorbenen König als eine Gottheit an. Zu diesem Ende balsamiren sie seinen Leichnam ein, und bestreichen ihn mit Palmenöhl und einem gewissen amaranthfarbigen Holzdecocte, welcher die Haut ganz vortrefflich erhält. Jetzt setzen sie ihn in einer Pagode an der Landstraße auf einen prächtigen Thron, hängen ihm den königlichen Mantel um, und lassen eine Wache bey ihm. Diese Verehrung dauert so lange, bis der Nachfolger des Verstorbenen ebenfalls mit Tode abgeht, und nun auch hier seine Stelle einnimmt.

Die Neger von Urba sind äußerst wild und grausam. Ist einer von ihnen durch Meuchelmord gefallen, so verbergen sich seine Verwandten in der Nähe des Leichnams, und fallen über den ersten besten Neger her, der dieses Weges kommt. Mag er schuldig oder unschuldig seyn, dieß ist einerley. Er wird als ein vom Gott Bretaoth gewähltes Opfer betrachtet, und so aufs grausamste umgebracht. Sein Leichnam bleibt als eine Beute der Raubthiere liegen, während jener aufs feyerlichste begraben wird. Zu diesem Ende balsamirt man ihn ein, stellt ihn in einen eisernen Käfig, setzt diesen in eine große tiefe Grube, und bedeckt ihn oben mit einem Regendache, das tief auf den Seiten herunter geht.

Der König von Urba hat mehrere Wahrsager oder Makendals um sich, die er vor jeder Schlacht um den Ausgang derselben befragt. Sie ermangeln natürlich nie, ihm einen Sieg zu prophezeyen, werden aber nicht selten Lügen gestraft. In diesem Falle helfen sie sich aber sehr leicht heraus. Sie schieben die ganze Schuld auf ein Paar unglückliche Soldaten, gleich als hätten diese den Zorn der Götter über das Heer gebracht, und opfern so diese unschuldigen Menschen der Rache des Königes auf. Um nun den Verlust in der Schlacht zu ersetzen, wird eine große Berathschlagung angestellt. Nach manchen Gaukeleyen erklären endlich die Makendals, daß hierzu hundert Couis (Kürbisflaschen), hundert Canaris (irdene Wasserkrüge) und hundert Sclaven nöthig seyen. Sie lassen dieß alles auf die Heerstraße bringen, und befehlen dann eine neue Gräuelthat. Sogleich wird den Sclaven der Leib aufgeschlitzt, um mit Palmöhl und gewissen Muscheln angefüllt zu werden, und zuletzt alles, Couis, Canaris und Leichname, in eine große Grube gescharrt.

Notitzen.

Wien. — Die Herren Veluti und Siboni haben zu ihrer zweyten Oper: Ginevra di Scozia, mit Musik von S. Mayer, gewählt. Diese Oper, deren Text recht eigentlich zur Beförderung der langen Weile gemacht scheint, und deren Musik — wenn sie gleich vor mancher ihres Gleichen den Vorzug verdienen mag — sich dennoch nicht über die Mittelmäßigkeit erhebt, ist schon vor einigen Jahren hier gegeben worden, und hat — ungeachtet die Neben-Parte damahls ungleich günstiger besetzt waren, als jetzt — wenig Glück gemacht. Man darf sich daher nicht wundern, daß sie nun ebenfalls ohne Erfolg geblieben ist. Da sie nicht so viele Gelegenheit darbiethet, den Herrn Veluti zu hören, wie die Oper Trajano, findet das Publicum auch von dieser Seite seine Rechnung nicht; daher sich der Saal dann meistens kaum zur Hälfte füllt, und die beyden Künstler, wenn schon einen ungetheilten, doch keinen zahlreichen Beyfall ernten können. Herr Veluti bewies sich auch hier als ein sehr schätzbarer Sänger. Wir können uns in Rücksicht seiner auf das beziehen, was wir schon in einem frühern Blatte von ihm gerühmt haben, und finden nur noch beyzusetzen, daß uns geschienen, er habe in dieser Oper seinen Part noch einfacher vorgetragen, als in der erstern, und dadurch seine schöne, gehaltvolle Stimme noch besser gelten gemacht. Herr Siboni sang in seiner Manier vortrefflich, und beyde Virtuosen zeigten, wie sehr es in ihrer Macht sey, die verschiedensten Leidenschaften in ihrem Gesange mit voller Wahrheit auszudrücken. Mlle. Fischer bewahrte ihren Ruhm durch neuen Kunstaufwand.

Die von Hrn. Jos. Weigl componirte, von Hrn. Veluti im ersten Acte unübertrefflich gesungene Cavatina ist hinreissend schön; die übrigen drey, von genannten Componisten für dieses Singspiel bearbeiteten Tonstücke aber scheinen uns nicht zu einem Vergleich mit seinen übrigen Werken geeignet.

M.

Gedruckt bey Anton Strauß in Wien.



Der Sammler.

Donnerstag, den — 86. — 19. July 1810.

Liebe und Pflicht.

(Fortsetzung.)

„Dieß also, Herr Sohn!“ begann der Präsident mit fremdartigem bewegtem Tone; „dieß der schöne Grund ihrer langen und häufigen Besuche in diesem Hause? Dieß Mädchen hier leiht wahrscheinlich diesem Winkel Reitze, welche du in allen deinem Range weit gemäßern Zirkeln vermißtest?“

„Mein Vater!“ sagte Eugen mit zitternder Stimme; „es ist Constanze Anglade.“

Wie? Anglade! schrie der Präsident voll Ingrimms auf; gar die Tochter jenes D...

Nun erhob sich Constanze plötzlich, aus Furcht, das Andenken ihres Vaters beschimpft zu hören, unterbrach den Wüthenden, und sagte mit Kraft und Würde: Ja, die Tochter jenes unglücklichen Anglade steht vor Ihnen... aber beruhigen Sie sich! Ich denke zu groß, und achte mich zu sehr, als daß ich mir künftig erlauben könnte, Ihren Herrn Sohn je wieder zu sehen, weil meine Gegenwart seiner Ruhe und seine fernern Besuche meinem Rufe gefährlich sind.

Sie blickte den Präsident muthig an, und entfernte sich. Eugen wollte ihr nacheilen; aber sein Vater hielt ihn mit strenger Gewalt zurück.

Sie ist fort! klagte schwermüthig Eugen; fort, ehe sie meine Erklärung vernahm! Ach, Constanze! Ich sehe dich nie wieder!

Allerdings siehst du sie wieder, sagte der Präsident mit bitterm Spotte; vertraue nur deiner schlauen Freundinn hier! Sie wird Rath schaffen.

Da siehst du die Frucht meiner Nachgiebigkeit, Eugen! rief Madeleine. Übrigens, Herr Präsident, hätten Sie gegen eine alte treue Hausfreundinn sich weniger hart ausdrücken sollen. Ihr Sohn selbst wird mich ganz rechtfertigen.

Ich allein habe gefehlt, mein Vater!

„Das muß ja sich finden. Der Herr Sohn lasse sich gefallen, mir augenblicks zu folgen, und von seinem Treiben Rechenschaft abzulegen.“ Mit diesen Worten schritt der Präsident barsch hinaus, und Eugen folgte, nachdem er zuvor Madeleinen die Hand gedrückt, und ihr zugeschworen hatte, sein Vater müsse von aller Schuld sie freysprechen.

Der Präsident ließ seinen Sohn rufen. „Du hast mich sehr getäuscht!“ begann er; „ich stand von meinem schönen Plane, dich mit einer reichen Erbinn zu vermählen, aus väterlicher Schonung ab, weil du einen gänzlichen Widerwillen gegen die Fesseln der Ehe häucheltest, und du spinnst ein heimliches Liebesverständniß mit einer Kokette von gebrandmarktem Nahmen an! Wie? So vernichtest du alle gerechten Hoffnungen, welche du auf eine anständige Vermählung hattest?“

Erlauben Sie, fiel ihm Eugen in's Wort, die Versicherung, daß Constanze Anglade in jeder Rücksicht

Ehrerbiethung verdient, und daß ihre Ältern Schlachtopfer des allerungerechtesten Urtheilsspruches waren.

Der Präsident nahm die Äußerung seines Sohnes für persönliche Beleidigung auf, verlor sein kaltes Blut, und ließ einige harte Worte fallen, die seine Absicht verriethen, einen Verhaftbefehl wider Constanze auszuwirken.

„Nein, mein Vater!" rief Eugen feurig aus: „thun Sie nicht in zorniger Aufwallung, worüber Sie späterhin nur erröthen müßten. Sie werden, hoffe ich, Ihren Credit nicht mißbrauchen, um eine hülflose Waise zu Grund zu richten!"

Eugen, unterbrach ihn der Präsident; zum ersten Mahle in deinem Leben vergassest du die mir schuldige Achtung.

„Und Sie hörten heute zum ersten Mahl auf, sich selbst zu achten. Ich beschwöre Sie, fuhr er mit Tönen des Schmerzens und gereitzter Empfindlichkeit fort, nicht zu vergessen, daß Sie bisher die Stütze, der Hort aller Unglücklichen waren! Sie, geliebt und gesegnet von den Armen, von den Unterdrückten, wollten Ihr so rühmliches Leben durch eine so hassenswürdige Ungerechtigkeit, durch Unterdrückung schänden? Und worin besteht Constanzens Verbrechen? In Tugenden, in Reitzen, welche Ihr Sohn zu schätzen weiß. Der Richter, dessen Spruch den armen Anglade zur Galeere verurtheilte, hielt ihn ohne Zweifel für schuldig; aber wenn Sie eine Unglückliche verfolgen, so müssen Sie die Stimme des Herzens und das Schreyen des Gewissens ersticken."

Was soll ich von den Kunstgriffen eines Mädchens denken, welches deine Vernunft so gefangen zu nehmen, und dich zu überreden vermochte, ihre mit Recht bestraften Ältern seyen ganz unschuldig?

Aber haben Sie denn schon vergessen, mein Vater, daß ich trotz meiner frühen Jugend damahls das ungesetzliche Verfahren in diesem Processe laut mißbilligte? Ich bemerkte, daß man auch den Caplan und das Hausgesinde des Grafen von Montgommery hätte gerichtlich verhören, und mit Anglade confrontiren sollen. Erinnern Sie sich noch, mein Vater, daß Sie mit einer Art von Erstaunen ausriefen: Vortrefflich, Eugen! Sollt' ich einmahl angeklagt werden, so wirst du mein Sachwalter! und daß Sie mein frühes Aufmerken bey solchen Gegenständen für eine günstige Vorbedeutung in Ansehung meiner künftigen Laufbahn erklärten?

Ach, mein Sohn! sagte der tiefbewegte Präsident; wie kann ich dieser Hoffnung länger mich freuen! Du verließest ja die schöne Bahn, welche dich zur Auszeichnung, zum Glücke führen sollte.

Mein Vater, wenn Sie Vertrauen auf mich setzen, wenn Sie meiner Geliebten Gerechtigkeit widerfahren lassen, so werden Sie nicht Ursache finden, über mich zu klagen. Nie soll meine Anhänglichkeit an Constanzen meinem Gefühle der Sohnespflicht Eintrag thun!

Willst du mir versprechen, um die von mir auserwählte reiche Braut zu werben?

Ich gelobe, Constanzen nicht ohne Ihre Einwilligung zu heirathen. Was Sie verlangten, kann ich erst zusagen, wenn ich zuvor eine Antwort von Constanzen erhalte.

Antwort? Du hast ihr geschrieben?

Ja, mein Vater!

Soll ich dieß Benehmen, dieß Bekenntniß als Gehorsam, oder als Empörung betrachten?

Vater! als einen Beweis meines Zutrauens in Sie, das ich beyzubehalten wünsche.

Der Präsident ergriff die Rechte seines Sohnes, und drückte sie, ohne zu sprechen.

„Glauben Sie denn, mein Vater, nahm Eugen das Wort, daß ich eine so lange und so süße Gewohnheit des Vertrauens und der kindlichen Ehrfurcht bedachtlos einem neuen Gefuhle aufopfern könne, wie lockend und mächtig dieses auch sey?"

Nun erzählte Eugen mit feuriger Beredsamkeit alle Umstände, welche ihn und Constanzen bey Madeleine zusammen führten, und endigte so: „Ich habe Ihr, in der Zuversicht, ihren Schmerz zu lindern, geschrieben: „wir achteten beyde unsere Pflicht zu theuer, als daß wir uns der Hoffnung überlassen dürften, vereinigt zu werden; aber ich gebe mein Ehrenwort (wenn sie es als ein Zeugniß meiner Anhänglichkeit, als Huldigung des Herzens annehmen wolle), daß ich nie, niemahls einer Andern angehören würde ..."

„Genug, mein Sohn!" unterbrach ihn der Präsident. „Laß uns von dieser unangenehmen Sache schweigen. Meine Meinung von Ihr soll sich allein nach der Antwort, welche du erhalten wirst, bestimmen."

Am folgenden Tage beruhigte der Präsident die ängstliche Madeleine in einem gütigen Tone über die Fortdauer seiner freundschaftlichen Gesinnungen seit dem bewußten Auftritte; aber Eugen erhielt keine Antwort. Einige Tage schlichen hin. Immer kein Brief. Eugen war traurig, unruhvoll, unglucklich — sein Vater hochverwundert und mißtrauisch.

Eines Morgens endlich, als Eugen gerade bey sei-

nem Vater war, brachte man ihm ein Päckchen, das seinen Brief und Constanzens Antwort enthielt. Er wurde bleich, und übergab seinem Vater das versiegelte Schreiben: „Lesen Sie, mein Vater! — von Mlle. Anglade.

„Ich verlange kein so großes Opfer" sagte der Präsident.

Es ist keines, mein Vater, und ich weiß zu gut, wie Constanze denkt, als daß ich Gefahr liefe, wenn ich Ihnen ihren Entschluß zu lesen gebe."

Der Präsident erbrach das Siegel, und las:

Die Erklärung, mein Herr, welche Sie mir bey unserem letzten Gespräche machten, ist durch Ihr Schreiben ein wenig vergütet. Sie gibt mir Gelegenheit, Ihrem Herrn Vater die einzige Genugthuung, die in meiner Macht steht, dafür zu geben, daß ich, wiewohl ohne mein Wissen, eine Empfindung in Ihnen weckte, die Ihnen sein Mißfallen zuzog.

Als ich fand, daß ich eine Waise, ohne Schutz, ohne Freund, zurückblieb, daß ich einen schuldlos gebrandmarkten Nahmen trug, daß endlich Armuth und Schande mein Lebensloos waren, so faßte ich den gerechten Entschluß, durch mein Betragen mir Achtung zu erzwingen, und über alle Vorurtheile zu siegen. Ich wollte die Grundsätze, welche ich den zärtlichsten verehrungswürdigsten Ältern dankte, durch meine Handlungen rechtfertigen und heiligen. Mir sollte es gelingen, daß man zuletzt sagen müßte: eine Person, die allen ihren Pflichten gewissenhaft nachlebt, und der Verläumdung nicht die geringste Blöße gibt, könne verbrecherischen Ältern nicht angehören. Diese Hoffnung stärkte meinen Muth, und der Gedanke, daß meine Hingegebenheit, mein rastloses Bemühen, alles, was mir oblag, zu erfüllen, mir täglich mehr die Achtung, die ich zu genießen anfing, verdienen würde, preßt mir oft Freudenthränen aus.

Urtheilen Sie daher, mein Herr, was ich fühlen mußte, als Sie, der Erbe eines großen Hauses, für mich eine Neigung, eine Anhänglichkeit äußerten, die nicht nur Ihrer Ruhe gefährlich war, sondern auch dem Verdachte mich aussetzen konnte, als suchte ich durch buhlerische Künste einen jungen Mann in Verhältnisse hineinzulocken, die seinen Ältern strafwürdig scheinen mußten.

Ich habe nun den Unwillen, die Verachtung ihres Herrn Vaters, die Verfolgung ihrer ganzen Familie, erniedrigende Vorschläge und boshafte Verläumdungen zu erdulden. Meine bluhendsten Hoffnungen sehe ich plötzlich vernichtet... Zu meinem Glücke verschaffen Sie mir Gelegenheit, diesen unverdienten Folgen bis auf einen gewissen Punct zu steuern. Ich werde es benutzen.

Sie beschwören mich, Ihr Versprechen anzunehmen, daß Sie niemahls einer Andern angehören wollen, weil ich die Ihrige nicht seyn kann. Ach, mein Herr! wenn Sie mit meinem Unglücke Mitleid empfinden, wenn meine Ruhe Ihnen theuer, mein guter Ruf Ihnen heilig ist, so verdrängen Sie mein Bild gewaltsam aus Ihrem Herzen! Ich bitte Sie mit Thränen darum. Statt des Versprechens, nie zu heirathen, machen Sie Ihren Herrn Vater durch Ihre Vermählung mit derjenigen, welche seine Zärtlichkeit Ihnen bestimmte, glücklich! Um diesen Preis erwerben Sie sich die heiligsten dauerndsten Rechte auf meine Freundschaft.

Ich kann Ihnen sogar den schweren Schritt erleichtern. Ich werde mich bis auf den Augenblick, da ich höre, daß Sie vermählt sind, allen ihren Nachforschungen zu entziehen wissen.

Wenn Sie diesen Brief lesen, bin ich schon weit entfernt von Ihnen. Madeleine selbst erfahrt meinen Zufluchtsort nicht. Wenn Sie die Wünsche Ihres Herrn Vaters erfüllt haben, wenn Sie wieder sind, was Sie waren, sein Trost, seine Freude, sein Stolz, dann gedenkt er vielleicht mit einigem Interesse an eine Verkannte, die von ihrem Einflusse auf Sie nur Gebrauch machte, um Sie zu Ihrer kindlichen Pflicht zurückzuführen.

Ich werde bald sichere und schickliche Mittel finden, Sie von meinem Danke, von meinen Wünschen für Ihr Glück zu überzeugen. Großmüthiger Jüngling! Ich bin Ihnen für einen wichtigen Dienst verpflichtet, dessen Andenken mich bis zum Grabe begleiten wird: Sie haben mich in meinen eigenen Augen empor gehoben. Ich war ohne Schutz, ohne Freund, ohne Hoffnung, je der Gegenstand einer tugendhaften Anhänglichkeit werden zu können, und ein edler, gerechter, liebenswürdiger Mann hat eine Neigung für mich gefaßt, die eben so rein und tief, als ehrenvoll ist. Er hat mir im Unglück Ehrfurcht gezollt, und sich mir angeschlossen, um jenes durch zarte Aufmerksamkeiten zu mildern, die meinem Stolze und den Gefühlen meines Herzens schmeichelten. Er hat besonders sein Vergnügen darin gefunden, mir die Tröstungen der Sympathie und des Mitleids über Erinnerungen zu gewähren, die meinen Busen mit Bekümmerniß erfüllten. Er hat entschieden wider das ungerechte Strafurtheil gesprochen, von wel-

chem meine unglücklichen Ältern das traurige Opfer geworden sind ...

O ihr Augenblicke voll Seligkeit! Ihr Stunden einer bessern Welt, die ihr nimmer wiederkehrt! Ihr seyd mir unvergeßlich! . . . Großmüthiger Eugen! Ich zögere noch, Ihnen mein letztes Lebewohl zu sagen . . . Ich beschwöre Sie: Wenn es wahr ist, daß Ihr Glück von meinen Wünschen abhängt, so bekräftigen Sie es durch das Opfer, das ich fordere. Ich möchte wenigstens die Beruhigung mit mir nehmen, daß Sie um meinetwillen einen Ihres großen Herzens werthen Entschluß fassen.

Zeigen Sie, daß, auf meinen und Ihren guten Ruf gleich eifersüchtig, Sie alle mißfälligen Eindrücke haben auslöschen wollen. Ja, verkünden Sie, daß die Macht, welche ich über Ihr Herz gewann, Sie nur auf die Bahn der Pflicht leite! Leben Sie wohl! Eugen, lebe wohl auf ewig!" —

(Die Fortsetzung folgt.)

Anecdote.

Der Spanier Immanuel Romero del Alamo ließ vor zwanzig Jahren Briefe über die Schädlichkeit des Luxus drucken, worin er sich über die Trägheit und den Bettelstolz seiner adelichen Landsleute lustig macht. Er erzählt folgende Geschichte, deren Wahrheit er verbürgt.

Ein armer Landedelmann, der nicht arbeiten, aber eben so wenig Hungers sterben wollte, ersann sich ein Mittel, um wenigstens täglich ein Mahl umsonst zu essen. Er blieb keinen Tag zu Hause, und besuchte als Arzt der Reihe nach alle Edelleute in der Gegend, ohne andere Absicht, als um zu schmarotzen. Mit oder ohne Einladung saugte er sich irgendwo als Blutigel fest. Alle diese Reisen machte er zu Fuß, weil sein Vermögen nicht weiter reichte; aber nie unterließ er gestiefelt und gespornt zu erscheinen, indem er sich einbildete, auf diese Art seine Dürftigkeit verbergen zu können. Da der arme Schlucker und seine Art zu denken rings umher bekannt war, so nahm sich ein aufgeräumter Alcalde vor, es ihm zu verstehen zu geben, und sich zugleich einen Spaß mit ihm zu machen. Er begab sich mit einem seiner Untergebenen in das Haus, wo jener gerade zu Mittag speiste, und redete ihn mit den Worten an: „Don N., Sie müssen in das Gefängniß wandern." Auf die Frage: „warum?" antwortete der Alcalde, „sein Pferd habe sich losgerissen, und einen Jungen im Dorfe so übel zugerichtet, daß man an seinem Aufkommen zweifle." Der Glücksritter erschrack, suchte sich aber damit zu entschuldigen, daß es nicht seyn könne, weil das Thier so sanft und wohlgezogen sey, daß er noch nie die geringste Unart an ihm bemerkt habe, wozu noch der Umstand komme, daß er es einem seiner Leute zu halten gegeben, der schon lange bey ihm diene, auf den er sich also verlassen könne. Die Magistratsperson war mit diesen Ausflüchten nicht zufrieden, und der Edelmann ließ sich geduldig in's Gefängniß führen, um nicht gestehen zu müssen, daß er zu Fuß hergekommen sey. Er blieb zwey Tage darin, und wäre noch viel länger da geblieben, wenn man ihn nicht von selbst losgelassen hätte.

Notitzen.

Wien. Herr Johann Erichson hat uns mit einem griechischen Blumenkranze beschenkt, der in Geistingers Buchhandlung mit Straussischen Lettern gedruckt, und mit vier artigen von Herrn Grüne verfertigten Umrissen geziert, erschienen ist. Er besteht aus zwey Bücher Epigrame, und den Schlachtgesängen des Tyrtäos, denen der griechische Text und einige eigene Gedichte des Verfassers angehängt sind. Der niedlich gedruckte Original-Text ist die erste Probe der vortrefflich eingerichteten neuen Griechischen Druckerey der Straussischen Officin. Wir theilen hier unsern Lesern ohne besonderer Wahl ein paar Epigrame aus den Griechischen, und ein Eigenes des Herausgebers mit:

Erinnerung.

Meleagro's

Immer ertönen im Ohr mir des Ero's süsseste Töne,
Und still fühlt sich mein Aug wonnig mit zärtlichem Thau.
Nicht mit der Nacht, mit dem Tag nicht letzet mich Ruhe; der Liebe
Ach, kennbar schon trägt innen die Wunde das Herz.
O ihr beschwingten Eroten, herbey wohl wißt ihr zu flattern,
Aber zurück, das nein! findet ihr nimmer den Weg.

Lebensschicksal.

Eines Unbekannten.

Unverschuldet ans Licht einst ward ich gebracht von den Ältern,
Ach, und gezeugt einmahl muß ich zum Hades hinab.
O Todbringende Liebe der Ältern, o wehe des herben
Zwangs mir, der mich der Nacht traurigen Schatten gesellt!
Als ich noch nichts war, ward ich, und wiederum, was ich zuvor war,
Werd' ich: nichts! wie so gar Nichts ist das Menschengeschlecht!
Reiche den Becher mir denn, o Geliebter, den funkelnden, goldnen,
Und in Dionysos Trank süsses Vergessen des Wehs.

Auf die Statue Joseph des Zweyten in Wien.

Wie sein Geist noch weilt beym Volke, wie seiner das Volk denkt,
Steht er auch hier, huldreich, herrschend, und liebend geschaut.



Samstag, den — 87. — 21. July 1810.

Liebe und Pflicht.

(Fortsetzung.)

Der Präsident konnte diesen Brief nicht ohne innige Rührung lesen. Der Zustand seines Sohnes gränzte an Wahnsinn. Als er sah, daß Constanze ihm ihr letztes Lebewohl zurufe, stieg seine Verzweiflung in so hohem Grade, daß sein Vater bald für seine Vernunft und für sein Leben fürchtete. Doch schien es eine Art von Tröstung für Eugen, daß sein Vater Constanzen mit der beredtesten Wärme Gerechtigkeit widerfahren ließ.

Aber diese erste Regung zu Gunsten der Mlle. Anglade ging schnell vorüber, und der Präsident glaubte wieder die feine Buhlerinn zu entdecken. Er gab nur ungern seine vorgefaßten Meinungen auf. Er bildete sich ein, Constanzens Brief sey nur geschrieben, um vom Vater gelesen zu werden, und die Leidenschaft des Sohnes durch Ausmahlung der scheinbar unübersteiglichen Hindernisse mehr anzuflammen. Er freute sich seiner schlauen Auslegung. Eugen erwartete mit Ängstlichkeit seine Bemerkungen, und rief endlich dem Sinnenden zu:

„Was sagen Sie, mein Vater?"

Ich sage: dieser Brief ist sehr gut darauf berechnet, der Wirkung nicht zu verfehlen.

„Wie so? Wirkung? Ich verstehe Sie nicht."

Ich meine: wenn Constanze keine Häuchlerinn, wenn sie wirklich verschwunden ist, und dir keine Möglichkeit übrig bleibt, sie noch zu sehen, oder ihr deine schriftlichen Herzensergießungen zukommen zu lassen — dann erst will ich glauben, daß Ihr Brief nicht die Wirkung einer sehr raffinirten Koketterie sey.

Bey diesen Worten erhob sich Eugen, nahte seinem Vater mit irrumherfahrenden vor Wuth glühenden Augen, und sagte mit zitternder Stimme: „Ich gehe, mich zu überzeugen, ob Constanze mein Flehen, meine Schwüre noch anhören kann. Erring' ich ihr Ja zu unserer Vermählung, so flieh' ich in's Ausland, und Sie haben keinen Sohn mehr!"

Er stürzte aus dem Saale. Sein Vater hielt ihn zurück, und bracht' es durch Bitten und Thränen allmählig dahin, daß ihm sein ungerechter Verdacht verziehen wurde. So bald Eugens Verzweiflung den Charakter einer stillen Wehmuth angenommen hatte, sprach sein Vater mit ihm über die Mittel, zu erforschen, ob Constanze wirklich verschwunden sey, und wagte es nicht, ihm das Geleite zu Madeleinen abzuschlagen, wo sie erfuhren, daß Mlle. Anglade in der That sich heimlich entfernt, und angekündigt habe, daß vielleicht mehrere Jahre der Ort ihres geheimen Aufenthalts verborgen bliebe. Madeleine vermochte kaum ihnen diese Auskunft zu geben, so sehr drückte die heftigste Bekümmerniß sie nieder.

Kaum hatte Eugen die schreckliche Gewißheit von Constanzens Abreise vernommen, so schien es nachtheilig auf seine Vernunft zu wirken. Ein hitziges Fieber, das oft in fürchterlichen Wahnsinn ausartete, trieb die

Unruhe und Bangigkeit des Präsidenten über den Zustand seines Sohnes auf das höchste. Während der bedenklichen Krankheit bereute der gebeugte Vater mehr als ein Mahl, daß er aus Starrsinn seine politischen Plane dem wahren Glücke seines Sohnes nicht aufgeopfert habe; aber so wie die Genesung Eugens nah und näher rückte, gewannen auch des Präsidenten Vorurtheile wieder neue Macht.

Als Eugen zum ersten Mahle wieder ausgehen durfte, ging er zu Madeleine, die ihm auf sein inständiges unabläßiges Bitten, den ihr von Constanzen vor der Abreise zugesandten Brief zeigte. Hier sein Inhalt:

„Ich verlasse Frankreich. Vergebung, o meine beste Freundinn, daß ich Ihnen nur schriftlich mein Lebewohl sage. Ich traue mir nicht Stärke genug zu, mündlichen Abschied zu nehmen. Nur eine gebietherische Pflicht konnte mich bewegen, Sie zu verlassen, meine liebe Madeleine!

Das Bewußtseyn, so gehandelt zu haben, wie ich es schuldig war, hielt mich aufrecht in dieser schweren, ach! wie schweren Prüfung! Es hängt von Ihrem Liebling Eugen ab, meine Ruckkunft zu Ihnen, meine vortreffliche Freundinn, zu beschleunigen. So bald ich erfahre, daß er vermählt ist, hören Sie weiter von mir.

Mein Cassen-Zustand hat sich durch den Tod jener entfernten Verwandten, die mich bisher unterstützte, verbessert. Schlagen Sie die Kleinigkeit nicht aus, welche ich als ein Zeugniß meiner wärmsten Dankbarkeit beyschließe.

Ich beginne auf einer sorgenvollen abmattenden Laufbahn ein thätiges Leben. Wahrscheinlich dauert meine Abwesenheit lang; aber ich scheue die Mühen und Prüfungen nicht, die mein warten; denn es gilt die Kunst, schmerzlicher Erinnerungen sich allmählig zu entschlagen. O Madeleine! Ich glaubte nicht, daß mein unglückliches Schicksal noch steigen konnte. Bis zur Hefe hab' ich ausgetrunken den Kelch der Leiden, welcher Kindern zugetheilt wird, deren Nahmen befleckt ist durch — o Gott! — Warum über dem verweilen, was meine Lage so drückend, so qualvoll macht.

Ich vernahm Tröstungen, die meinem Herzen süß, und für meinen Stolz glorreich sind. Mein Gewissen ist rein, und ich kann mit der Zuversicht der Unschuld, mit der Hoffnung einer bessern Zukunft, zum Himmel aufblicken.

Schenken Sie mir auch fortan Ihre Liebe, verehrte Freundinn! Bethen Sie für mich! denn gesund oder krank, in Widerwärtigkeiten, wie im Glücke, werde ich immer für meine geliebte Madeleine die Empfindungen einer zärtlichen treu ergebnen Tochter beybehalten." —

Sechs Monde gingen vorüber. Er besuchte Madeleinen oft, und sagte kein Wort von Vermählung. Sie mahnte ihn zuweilen an Constanzens letzten Wunsch. Noch schwieg er lange. Endlich, eines Tages erklärte er seinem Vater, daß er seinem Verlangen zu entsprechen, und sich mit der bestimmten Braut zu vermählen bereit sey.

Der freudigerstaunende Präsident fragte seinen Sohn mit väterlicher Besorgniß, ob dieß Opfer ihm nicht zu schwer falle? Eugen antwortete, er schätze seine künftige Gattinn sehr, und fühle sich ihr dankbar verpflichtet für die lange Anhänglichkeit, welche sie ihm stets bewiesen hätte.

Einige Wochen später wurde die Vermählung vollzogen. Jeden Tag nach dieser Begebenheit forschte Eugen ängstlich bey Madeleinen nach, ob sie ihm nichts zu sagen habe? Endlich beantwortete sie ihm diese Frage mit Überraschung eines Briefes ohne Postzeichen von Constanzen, der so lautete:

„Ich bin wohl, bin sehr beschäftigt, und darf guten Erfolg hoffen. Meinen innigsten Dank dem vortrefflichen Freunde, daß er dem Rufe der Pflicht Gehör gab, und mir erlaubte, meine Obliegenheit gegen ihn zu erfüllen. Sie sollen oft Nachrichten von mir erhalten. Sagen Sie Herrn Eugen des Essars, daß er meine ganze Erkenntlichkeit und meinen Segen verdiene."

„Gott sey gelobt!" rief Eugen, und drückte Constanzens Brief an seine Lippen. „Sie ist wohl! Sie scheint glücklich! Sie erinnert sich meiner mit Güte! Sie billigt, was ich that! Sie spricht sogar von Dank ....: Ich muß ja zufrieden seyn ..... und bin's."

Er sprach diese letzten Worte mit zitternder Stimme, und ein Thränenstrom entstürzte seinen Augen, gleichsam um die Zusicherung seines Mundes zu widerlegen. Er vermochte lange nicht zu reden. Jetzt ermannte er sich.

Meine theure Madeleine, ich habe noch ein Opfer zu bringen. Meine Sorgen wegen Constanzen sind verschwunden. Ich las von ihrer eignen Hand, daß sie wohl, und mit ihrem Loose zufrieden ist. Dieß muß mich über ihr Schicksal beruhigen. Ich bitte dich nun, Constanzen mir nicht mehr zu nennen, es gehe denn mit ihrer Lage eine Veränderung vor. Ich bin mit einer andern Gattinn verbunden, deren einziges Unrecht in meinen Augen darin besteht, daß sie Sie nicht Constanze ist. Ich selbst darf diesen Nahmen nicht mehr nennen. Ich hoffe

wenigstens, dieß über mich zu gewinnen. — — Er gewann's auch über sich. Während eines ganzen Jahres sah er Madeleinen alle Tage, und nie kam der Nahme Constanze über seine Lippen. Er suchte bloß in den Augen seiner Freundinn zu lesen, ob sie beruhigende Bothschaft von der Unvergeßlichen erhalten habe. — Unvermuthet, durch ein trauriges Ereigniß änderte sich seine Lage. Seine Gattinn wurde von einem todten Söhnchen entbunden, und starb.

Eugen war tief betrübt. Er hatte sich den Ruhm eines vortrefflichen Ehemanns erworben, und der Gedanke war ihm süß, Alles für seine vom Vater ihm erkohrne Gattinn gethan zu haben, was man billig erwarten konnte. —

Indessen erwachte die Unruhe des Präsidenten auf das Neue, als sein Sohn Witwer und frey war. Um seine Gemüthsstimmung zu erforschen, fragte er ihn nach Constanzens Schicksal.

„Ich weiß keine Auskunft zu geben. Es ist über ein Jahr, daß ich ihren Nahmen nicht mehr nennen hörte. Ich verboth Madeleinen, von ihr zu sprechen; denn ich hatte mich einer Andern zugesagt."

Der Präsident bewunderte den starken und geraden Charakter seines Sohnes, war von dem Edelmuthe und der Festigkeit Constanzens gerührt, und seufzte, bedauernd, daß sie die Tochter eines Verbrechers war.

Eugen, der Witwer, der wieder Freye, unterhielt sich oft mit Madeleinen über die Einzige, die sein Herz beschäftigte. Was er zur Antwort erhalten konnte, war, daß Constanzens Wohlbefinden fortdauere, daß sie ihren Muth nicht verliere. Aber sie hatte selbst Madeleinen aus ihrer Lage und ihren Planen ein Geheimniß gemacht.

„Ich freue mich," rief Eugen, „daß sie ruhig und glücklich ist."

Er freute sich aber nicht, und versank nie mehr in Traurigkeit, als wenn ihn Madeleine die Worte lesen ließ, mit welchen beynahe jeder ihrer Briefe schloß: „Ich gewinne täglich mehr Muth und Seelenfrieden."

Im zehnten Monathe seines Witwerstandes verschlimmerte zu seinem wahren Kummer sich die Gesundheit seines Vaters täglich mehr. Wiederhohlt beklagte dieser, daß ihm vom Geschicke der gehoffte Trost versagt wäre, von einer Schwiegertochter gewartet und gepflegt zu werden.

Eugen, der beste Sohn, both alle Kräfte auf, seinen Vater zu pflegen; aber die wachsame, erfinderische, ausharrende, bis auf die kleinsten Einzelnheiten herab liebenswürdige Zärtlichkeit ist doch mehr das Erbtheil der Frauen, welche sich dem Hegen und Pflegen eines Kranken, der sie interessirt, ausschließend weihen. Der Präsident kam zuweilen auf diese Bemerkung, als wollte er seinem Sohne verblümt bedeuten, daß er zum zweyten Mahle heirathen möchte; aber Eugens Gedanken nahmen damahls eine ganz andere Richtung, und ihm schwebte Alles neu vor, was ihm Madeleine von Constanzens Aufopferungen für ihre Mutter während ihrer beyspiellosen Prüfungen erzählt hatte.

Als der Präsident sah, daß er mit seinem Sohne deutlicher reden mußte, um verstanden zu werden, lenkte er das Gespräch auf eine schöne und reiche Witwe, die für Eugen Zuneigung fühlte, und nur darum nicht heirathen wollte, weil sie nicht seine Gattinn zu werden hoffen durfte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Charade.

Mein erstes lenkt seit mehr als tausend Jahren
Die Menschen, ja — es lenkt die ganze Welt;
Man pflegt mich, kaum geboren, zu verscharren,
Zur Strafe wird man dann von mir gequält.
Mein zweytes Sylbenpaar gähnt schwarz und düster,
Den Menschen auf der Lebensreise an,
In ihm verschwindet Papst, Prälat und Küster,
Der ärgste Schurke wie der bravste Mann.
Mein Ganzes, soll es reichen Nutzen bringen,
Muß man mit Schweiß und Blut von Menschen düngen.

I — s.

Epigramme.

Trost für Morio.

Du, Morio, liebest sonderlich
In meinem Epigramm den Stich,
Den reitzenden Pfeil? — wie freut es mich!
Noch sind die besten zurück — auf dich.

Ley.

Auf einen Weinverfälscher.

Es liegt ein Wirth in diesem Grab,
Doch nicht, weil er vom Wein getrunken,
Den er den Gästen gab.

Ertheilter Trost.

Arzt F. erwiedert deinen Genuß, sagst du, mit kaltem Dank;
Sey froh, er thut es, weil er weiß, du seyest niemahls krank.

Möser.

Anecdote.

Zu Lacrymandus Melodram,
Voll Schlachten, Gift und Mord,
Ertönten, bis die Wache kam,
Die Pfeifchen fort und fort.
Ein lauter Witzkopf wehrte sich,
Und sprach zum Officier:
„Warum verhaften Sie denn mich?
„Das Stück ist nicht von mir."

Die Neger auf St. Domingo.

4.

Die Akreer, Cropeer, Aßiantheer und Phylanis.

Die schwarze Hautfarbe der Akreer, Cropeer und Aßiantheer ist sehr verschieden nuancirt, alle aber haben weiße Flecken auf den Händen, was ihnen ein sehr widriges Ansehen gibt. Eben so werden bey einigen weiße bey andern rothe Haare bemerkt. Sie nähren sich von Vegetabilien, gesottenem und gewürztem Blute, verfaulten Fischen, stinkendem Backwerk u. dgl. m. Ihr Haupt-Fetisch ist eine gewisse nicht giftige große Schlange, die einst einem Neger zu Hülfe kam, als er von einer giftigen verfolgt ward. Sie opfern ihr lebendige Thiere, wie Kälber, Lämmer u. s. w., und binden diese zu dem Ende an Pfählen fest, so daß sie jedes Raubthier erreichen kann. In großer Achtung scheint auch der Reiher bey diesen Negern zu stehen, wenigstens wird er sehr sorgfältig gehegt.

Wenn die Akreer, Cropeer und Aßiantheer eine Schlacht liefern wollen, so befragen sie vor allen Dingen das Meer. Ist dieses in Aufruhr, so bedeutet dieß Sieg für sie, da selbst die Natur um Rache schreyt. — Jetzt putzen sich nun die Krieger so schrecklich als möglich auf. Sie färben sich die Gesichter weiß, pudern sich das Haar mit rothem Ockermehl, machen sich Caskets von wilden Thierfellen, oder von Wirbelbeinen, die mit Federn besetzt, und hinten mit einem langen Schweife versehen sind, und hängen sich endlich eine Menge Amulete um den Hals. Die Generale haben einen geschnitzten Commando-Stab, und marschieren an der Spitze jeder Division. Die Musik ist bloß aus Hörnern und Trommeln zusammen gesetzt. Jene werden aus Elephantenzähnen, diese aus hohlen Baumstücken gemacht. Jeder Trommelschläger hat seinen Trommelträger, der vor ihm hergeht, und die Trommel auf dem Kopfe trägt. In dem Augenblicke, wo der Kampf beginnen soll, fordern sich beyde Theile gegenseitig heraus, und fallen dann mit großen Messern, ihren einzigen Waffen, über einander her. Haben sie Gefangene gemacht, die ihnen nicht folgen können, so schneiden sie ihnen die Köpfe ab, und heben die Schädel als Trophäen auf. Feigheit, oder irgend ein anderes wichtiges Vergehen wird mit einer Art Bann bestraft. Die Priester verbiethen nähmlich dem Schuldigen aus seiner Hütte zu gehen, und das Meer anzusehen. Wagt er es dennoch, so wird er umgebracht. Die Priester verrichten die kirchlichen Ceremonien völlig allein. Wehe dem Layen, der einen Blick in den Tempel wagt, oder einer Prozession auch nur von ferne zusieht. Er wird als ein Gotteslästerer sogleich dem Tode geweiht!

Die **Phylanis** sind ein wanderndes Hirtenvolk, haben einen Cultus, der dem Israelitischen ähnelt, und wollen auch wirklich die Nachkommen von Cain seyn. Alle Jahre am 21. Juny feyern sie ein großes Fest, das Audebiche heißt, und wobey dem Gott Abrahams ein wohlgefälliges Opfer dargebracht werden muß. Dieß ist ein Kind, das aber in dem Augenblicke, wo der Scheiterhaufen angezündet werden soll, seinen Ältern von dem Alpha oder Oberpriester wieder zurück gegeben wird. Man schlachtet hierauf ein Schaf, und ahmt so gewisser Maßen die Tradition von Abrahams Opfer nach. Bemerkenswerth ist die große Reinlichkeit, die den Fleischern der Phylanis zur Pflicht gemacht wird. Der kleinste Blutstropfen auf ihren Messern, oder auf ihren Kleidern, zieht eine empfindliche Geldstrafe nach sich.

Notizen.

London. — Ein seltsamer Handel hat vor kurzem die Aufmerksamkeit von ganz London auf sich gezogen, und vielfache Veranlassung zu manchen Betrachtungen, mitunter auch wohl geheimen Wünschen gegeben, daß die an sich so wenig beschränkte Handelsfreyheit doch noch weniger beschränkt seyn möchte. Der Gegenstand dieses Handels waren — **Weiber!** — Es wurde nähmlich der Kohlenhändler **John Pitty** vor den Lord Mayor gebracht, und von einem Polizey-Beamten beschuldigt, daß er und ein anderer seines Standes, mit Nahmen **Adams**, einen Contract geschlossen hätten, ihre Weiber zu **vertauschen**; allein weil sie bedachten, daß dieser Contract nur dadurch gültig werden könnte, wenn sie ihre Frauen gegenseitig zum Verkaufe ausstellten, so führten beyde dieselben am hellen Tage, mit Stricken um den Hals, auf den Markt von Smithfield, wodurch denn ein außerordentlicher Zusammenfluß von Menschen veranlaßt wurde. Die Polizey-Beamten befahlen ihnen mehrmahls, sich zu entfernen; allein **Pitty** und **Adams** — welcher letztere außer seiner Frau auch noch seine vier Kinder mitgebracht hatte — bestanden durchaus darauf, ihren Handel abzuschließen, wodurch denn die Polizey-Diener sich genöthigt sahen, **Pitty** zu verhaften; **Adams** entwischte. Der Verhaftete gestand ein, daß er seine Frau an **Adams** für einen Krug Bier habe verkaufen wollen, und daß dieser für die seinige von ihm einen Schilling habe bekommen sollen; er fügte noch hinzu, daß, weil er keine Kinder habe, er zwey von **Adams** habe mitnehmen wollen. Ihre Herrlichkeit der Lord Mayor bezeigten, wie natürlich, ihr großes Mißfallen mit diesem Mißbrauch der Handelsfreyheit und deren ungebührlichen Ausdehnung, und schickten den Gefangenen, weil er durch den erregten Auflauf den Markt gestört hatte, so lange in's Gefängniß, bis er eine Caution wegen seines bessern Benehmens in Zukunft gestellt haben würde.

Auflösung des **Räthsels** in Nro. 71: **Die Augen.**



Der Sammler

Dinstag, den — 88. — 24. July 1810.

Liebe und Pflicht.

(Fortsetzung.)

Eugen stellte sich, als mißverstände er seinen Vater, und ging bestürzt hinweg, weil er nicht erwartet hatte, daß ihm ein neues Opfer seines Herzens würde angesonnen werden; aber der Präsident ließ mit Vorstellungen nicht ab. Endlich erklärte ihm Eugen, daß sein oft an den Tag gelegtes Verlangen, ihn mit Julien von Sade verlobt zu sehen, ihm ein quälender Gedanke, und er unaufhörlich zwischen dem Wunsche, seinem Vater Genüge zu thun, und der Furcht, sich auf sein ganzes Leben in's Unglück zu stürzen, getheilt sey. „Ich werde nie gegen Ihren Willen heirathen," schloß er mit bewegter Seele; „aber zwingen Sie mich wenigstens nicht, wider meine Neigung zu heirathen."

Der Präsident versprachs; aber unter dem Vorwande, daß seine schwankende Gesundheit noch einer Pflegerinn bedürfe, und daß Fr. v. Sade sich gefälligst dazu selbst erbothen hätte, gab er seinem Sohne vielfache Gelegenheit, sich mit ihr zu unterhalten.

Monde schwanden vorüber, die Gesundheit des Präsidenten verschlimmerte sich von Stunde zu Stunde, und immer ließ er den herzlichen Wunsch vorblicken, daß Eugen eine Schöne zur Gattinn wählen möchte, deren Sorge, Aufmerksamkeiten und Gesellschaft ihm, dem Vater, auf gewisse Art nothwendig wäre. Eugen liebte seinen Vater zärtlich, glaubte aber nicht, daß er ein zweytes Opfer zu bringen verpflichtet sey, wiewohl ihm sein Herz sagte, daß, wenn er dazu sich entschlösse, er völlige Beruhigung im Bewußtseyn fühlen müßte, Alles gethan zu haben, was an ihm läge, um die letzten Tage seines Vaters zu beglücken.

„Ich muß Ihnen, Beste," sagte er eines Tages zu Julien, als sie allein waren, „ich muß Ihnen mein Herz über eine Angelegenheit öffnen, die uns beyden gleich wichtig ist. Mein Vater wünscht außerordentlich, daß ich um die Ehre ansuche, Ihre Hand zu erhalten."

„So? Ihr Herr Vater wünscht es, sagen Sie?"

„Ja, mein Vater, und wenn Sie mit einem Theile meines Herzens sich begnügen wollen, so bin ich der Ihrige."

„Und was begannen Sie mit dem Theile Ihres Herzens, welchen Sie mir nicht anbiethen? Ist er Adelaiden in's Grab gefolgt?"

„Nein, Madame! Schon lange besitzt ein anderes herrliches Wesen den größten Theil meines Herzens."

„Wie? Vor Adelaiden?"

„Allerdings. Vor Ihr."

„Und dennoch war Jene glücklich mit Ihnen?"

„Ich hoffe, aber sie konnte mir das Glück nicht ganz erwiedern, das ich ihr gewährte."

„Ich vermuthe, aus zu großer Liebe für Sie; aber ich z. B. liebe Sie nicht, oder wenigstens nicht genug, um in alle ihre Fantasien einzugehen, und bin überzeugt, daß ich eben darum besser für Sie tauge.....

Noch eine Frage, die ich zu lösen bitte: Ist die Königinn Ihres Herzens schön? ich meine, von sehr auffallender Schönheit? Julie blickte bey diesen Worten in den Spiegel, als wollte sie sagen: Was gilt die Wette, ich bin weit hübscher.

„Sie hat nicht Ihren strahlenden Reitz, sagte Eugen, denn Kummer hat ihre Tage verdunkelt, und die Gluth ihrer Blicke verlöscht; aber ich zweifle, ob sie dabey verlor: denn ich würde sie nicht feuriger lieben, wenn sie mehr Frische und Lebendigkeit hätte. Ja, mich dünkt sogar, ihre Liebenswürdigkeit müßte darunter leiden."

„Bravo! — Ganz die Phrasen eines entzückten Liebhabers! — Und wo athmet der Engel?"

„Ich weiß es nicht. Ich will Ihnen den Engel — sie verdient diese Bezeichnung — nicht nennen; doch genug, wenn Sie wissen, daß ich, als Juliens Gatte, jenes mir theure Mädchen nie mehr sehen, und jedes, auch das entfernteste Verhältniß mit ihr aufgeben würde. Ich that's ja für Adelaiden. Ich thät' es auch für Julien."

„Sie gehen noch weiter, wenn ich Sie heirathe," rief Julie schäkernd, aber zuversichtlich; „nicht mehr von der weiland Geliebten zu reden, soll Sie kein Opfer, keinen Seufzer kosten. Nicht einmahl ein leiser Wunsch wird aufsteigen. Sie haben meinen Stolz aufgereitzt, Eugen! Mir soll gelingen, was Adelaide nicht vollführen konnte. Ich entreisse der geheimnißvollen Nebenbuhlerinn ganz die zauberische Macht über Ihr Herz. Ich darf erst in sechs Monathen die Trauerkleider ablegen; dann bin ich die Ihre, wenn sie anders bis dahin meiner nicht überdrüßig sind."

Julie reichte bey diesen Worten ihm die Rechte zum Küssen. Eugen zog sich stillschweigend zurück. Juliens Scherz und Ruhe übertrafen seine Erwartung, und sein übervolles Herz ließ ihm keine Worte zu.

Der Vater, von seinem Gespräche unterrichtet, überhäufte ihn mit Liebkosungen und Dankbezeigungen nannte ihn seinen Trost,, seinen trefflichen Sohn, seinen Retter, und schwur, daß Eugens neues Opfer ihm die letzten Tage versüßen, verherrlichen, ja sein Leben gewiß stärken und verlängern würde.

Aber mein Leben abkürzen! dachte tiefer aufathmend Eugen, eilte vom Vater zu Madeleine, und bath sie mit Thränen im Auge, ihm alles zu sagen, was sie von Constanzen wüßte. „Sechs Monde lang mußt du unaufhörlich von dem Engel mit mir reden; denn nach diesem Zeitpuncte bin ich vermählt, und jene Gespräche kommen nie wieder."

Madeleine weinte, vernahm sehr ungern, daß er mit Julien v. Sade sich verbinden wolle, barg ihm nicht, warum die Braut ihr zuwider sey, und ließ wider ihren Willen die Hoffnung durchblicken, die geheime Wurzeln in ihrem Herzen gefaßt hatte, die beyden sich liebenden und ihr auf der ganzen Erde liebsten Wesen noch vereint und glücklich zu sehen.

Indessen hatte Constanze Paris und späterhin Frankreich aus folgenden Gründen verlassen. Kaum hatte sie von einem ihrer Verwandten ein Legat erhalten, als sie in einer Holländischen Zeitung den Artikel las: „Ein Verbrecher, der unlängst zu Rotterdam hingerichtet wurde, gestand im Augenblicke des Hinkniens noch, daß er beym Grafen von Montgommery den Diebstahl begangen hätte, wegen dessen der Marquis Anglade zur Galeere verurtheilt worden sey." Constanze zögerte nicht, die Reise nach Holland anzutreten. Ihre schmerzliche Ungeduld, ihre Beklommenheit war doch mit der süßen Hoffnung vermischt, das fürchterliche Geheimniß enthüllt, die auf ihr lastende Schande weggewälzt zu sehen.

Zu Rotterdam erfuhr sie mit Schrecken, daß jener Artikel auf keine Thatsache gegründet sey. Zu ihrem Troste erhielt sie unter der Adresse, welche sie in Paris zurück gelassen hatte, ein anonymes Schreiben, das ihr Kunde gab, der Briefsteller habe vor seinem Eintritt in's Kloster des heil. Bernhard sich einer drückenden Gewissensschuld noch entledigen, und, wie andere Personen, vorzüglich sie mit der Entdeckung erfreuen wollen, daß ihr Vater, der Marquis Anglade, unschuldig sey zur Galeere verurtheilt worden, und daß die Thäter Belestre und Gagnard heißen, beyde von Mans gebürtig, und jener ein Lohgärber, dieser ein Caplan des Grafen Montgommery sey.

Der Ungenannte verwies noch auf eine gewisse de la Comble, die hierüber genugthuende Erläuterung geben könne. Nun war Constanzens eilige Rückreise nach Paris entschieden. Ihr erstes war, den Schuldigen gerichtlich nachspüren zu lassen. Sie übertrug dieß geschickten Sachwaltern, und begab sich in's Bernhardinerkloster. Umsonst. Niemand hatte sich um Aufnahme gemeldet. Vor Ermattung von der Flugreise, vor Kummer wegen getäuschten Hoffnungen wurde sie krank.

Sie hatte Madeleinen nichts von der erhaltenen Anzeige entdeckt, aus Furcht, Eugen möchte darauf neue Plane bauen, und seines Vaters Wunsch nicht entsprechen. Ihre Agenten spürten indessen aus, daß Belestre der abgefeimteste Bösewicht sey, daß er Mans heim-

lich verlassen mußte, weil er in einen Meuchelmord verwickelt war, daß er dennoch immer in unmittelbarem Bunde mit seinem Landsmanne Gagnard stand, daß er plötzlich von Armuth zum Reichthum übergegangen sey, und endlich, daß er in der Nähe von Mans ein Gut für 10,000 Franken gekauft habe.

Nach weitern Entdeckungen war Gagnard, der Sohn des Kerkermeisters zu Mans, in sehr armseligen Umständen nach Paris gekommen, für den geistlichen Stand unentgeltlich erzogen, und dann vom Grafen Montgommery aus Mitleiden zum Hauscaplan angenommen worden. Von seinem Gehalt konnte er sich unmöglich bereichern, und doch lebte er, als er die gräflichen Dienste verließ, sehr bequem und wohlhabend, ja mit einer Art von Luxus.

Wären alle diese Notitzen früher gesammelt gewesen, so hätten sie zur Entdeckung der beyden Bösewichte führen können, und hingereicht, das Leben des unglücklichen Anglade zu retten. Constanze fand bey ihrer Zurückkunft auch die Stimmung des Publicums in Hinsicht auf ihre Ältern ganz umgewandelt. Freunde und alte Bekannte ihres Vaters, selbst Unbekannte sahen mit Ungeduld der Entdeckung der wahren Verbrecher entgegen, um dem Nahmen der holden Constanze den allgemeinen achtungswerthen Ruf wieder zu verschaffen, den ihre Lage, ihr Benehmen, ihre Vorzüge längst verdienten.

Sie schrieb damahls an Madeleine: „O meine Freundinn, meine Trösterinn, meine zweyte Mutter, ich kehre voll aufheiternder Hoffnung zu Ihnen zurück. Jeder Augenblick wirft ein neues günstigeres Licht auf die Unschuld meiner Ältern. Das Schwert der Gerechtigkeit schwebt über den Häuptern der Schuldigen, und die Ehre ihrer Schlachtopfer muß bald von allen Flecken rein gewaschen seyn. Ist dieß Werk vollbracht, so hat genug gelebt Ihre Constanze."

(Die Fortsetzung folgt.)

An Nina.

Bey Übersendung eines Rosenstraußes im Spätherbst.

Selbst wenn schon rauhe Lüfte stürmen,
Und bleich das Jahr zu Grabe geht;
Erbluhen, wenn wir sie nur schirmen,
Uns Blumen, die kein Nord verweht.
Nur dem Hoffnungslosen
Blühen keine Rosen.
Er sieht rings umher
Alles Blumenleer.

Weih'n wir auf allen Pilgerpfaden
Der holden Freude Herz und Sinn,
Spinnt Heiterkeit den Lebensfaden:
Dann sind die Fluren immer grün.
Nur dem Freudelosen
Blühen keine Rosen;
Er sieht überall
Nur ein Leichenthal.

Wem bey den Leiden seiner Brüder
Mitleid das weiche Herz belebt,
Dem blüh'n die Lebensblumen wieder,
So oft der Tag sein Haupt erhebt.
Nur dem Mitleidslosen
Blühen keine Rosen;
Denn sein Herz von Stein,
Starrt und bleibt allein.

Wer sich den Frieden seiner Seele
In junger Schönheit rein bewahrt,
Dem blühen an der Lebensquelle
Die schönsten Blumen jeder Art.
Nur dem Ruhelosen
Blühen keine Rosen;
Auch bey Scherz und Lust
Tobt's in seiner Brust.

Wer sein Gemüth von Schmerz und Freude
Durch leisen Hauch sich regen fühlt,
Dem kränzt der Blumen Huldgeschmeide
Die Brust vom Wechsel stets erfüllt.
Aber dem Herzlosen
Blühen keine Rosen;
Ohne Sonn' und ohne Thau
Dürstet seine Lebensau.

O könnt' ich doch nur diesen Rosen,
Für Dir Unsterblichkeit verleih'n!
Sie würden liebend Dich umkosen,
Und Dich, wie ich, ihr Leben weih'n.
Denn Dir Makellosen
Blühen ewig Rosen;
Doch der Blumen schönste blüht,
Dem Dein Herz von Liebe glüht!

Kuffner.

Toussaint-Louvertüre und Dessalines.

(Aus Descourtil's Reisen.)

Toussaint-Louvertüre war in seinem Privatleben äußerst mäßig, vielleicht aus Mißtrauen; er trank nur aus Felsenquellen in einem Bananasblatte, welches er selbst erst vom Stängel ablöste, oder in der Stadt aus den Händen treuer Personen, welche mit ihrem Kopfe für die geringste Störung in seinem Magen haften mußten; die leichteste Kolik würde er sogleich als Wirkung von Gift angesehen haben. Wasser war sein einziges Getränk, und nie hat er sich in irgend Etwas anderem einen Rausch getrunken; daher wählte er auch gemeiniglich zu seiner Nahrung Gerichte, welche man

nicht erst künstlich zubereiten durfte, z. B. Früchte, Eyer, frische Feigen u. s. f. Es sahe seltsam aus, wenn er bey einem großen Gastmahle sogleich beym ersten Gerichte eine Orange schälte oder eine Avoca, (eine Frucht, welche auf St. Domingo häufig wächst). Sehr selten überschritt er seine strenge Diät, und aß ein halb Dutzend Biquits, oder einige unter seinen Augen, oder von Frauen, denen er besonders traute, zubereitete Macaronis.

Toussaints Hofstaat war sehr glänzend. Gegen seines Gleichen, die General-Adjutanten und Generale, beobachtete er ein stolzes Schweigen, eine imponirende Zurückhaltung, welche der Wichtigkeit des Postens, den er bekleidete, angemessen war *).

Es durfte kein Beamter vor ihm erscheinen, ohne seine Uniform. Man mußte mit ihm in demuthsvollen Ausdrücken, und besonders mit vieler Behutsamkeit sprechen.

Wenn Toussaint-Louvertüre die Dunkelheit eines Zimmers fürchtete, so vermied er auch eben seines großen Mißtrauens wegen, sehr sorgfältig bey einem Lichte zu sitzen, um nicht vielleicht einem Feinde von Außen, den er immer auf ihn zu schießen bereit glaubte, sich bemerkbar zu machen; er stellte sich deshalb immer in den dunkelsten Winkel, vorzüglich aus der Linie der Fenster und Thüren.

Selten versäumte er der Messe beyzuwohnen, und beschäftigte sich an jedem Orte mit den geringfügigsten Vorbereitungen dazu. Er ging selbst in die Sakristey, besprach sich mit den Officianten, las ihnen wohl auch die Moral, und begab sich dann wieder auf seinen Ehrenplatz. Hier nun nahmen ihm seine Lieblings-Adjutanten, welche ihm zu gefallen auch die Vorsänger machten, seine schweren Waffen und das Kopftuch ab, denn er entblößte sein Haupt nur in der Kirche oder bey außerordentlichen Feyerlichkeiten; dann gaben sie ihm ein Buch, in dem er las, bis das Meßopfer vollendet war.

Oft mischte er sich wohl auch in die Geschäfte des Priesters, begleitete die Predigt mit Anmerkungen, und sprach zum Volke und den Soldaten. Er predigte eine Moral, welche er selbst keinesweges befolgte. Er donnerte gegen die Ehelosen, welche im Concubinate leben, wie es dort Landessitte ist, befahl ihnen sich zu verheirathen, und drohte denen, welche diese heiligen Schwüre verletzen würden, mit exemplarischer Bestrafung.

Indessen war dieß alles in den Wind geredet, denn nach beendigtem Gottesdienste gab er, bey verschlossenen Thüren und Tête à Tête, den Damen seine Gunstaudienzen. Ich habe einen Mann gekannt, der die Gefälligkeit und Bonhomie so weit trieb, daß er, während der Unterhaltung seiner Frau, welche ziemlich lange dauerte, selbst von außen Schildwache stand. Der gute Mann konnte sich gar nicht einbilden, daß Toussaint kein Heiliger seyn könne, und nahm jeden Scherz darüber sehr übel auf.

Obgleich stets auf Reisen und Überbringer seiner eigenen Befehle, eher Bothe als Machthaber, ging doch dieser Afrikaner so weit, daß er, so oft er durch eine Stadt kam, immer verlangte, meistens unter einem Baldachin und allemahl mit Geschenken, mit Palmenzweigen und Kanonendonner empfangen zu werden. Mehrere Damen von Distinction, welche seinen Hochmuth in Gesellschaft verabscheuten, steckten sich ohne Scham Blumen an den Busen, welche ihm gestreut worden waren, unterhielten mit ihm einen galanten Briefwechsel, machten ihm übertriebene Erklärungen, bekleideten ihn vom Kopfe bis zum Fuße, und trieben die Lächerlichkeit so weit, daß sie ihm den Rand seiner Battist-Hemden zierlich stickten.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Herr Descourtil's spricht als Augenzeuge, denn er war lange Gefangener der im Aufstande begriffenen Neger auf St. Domingo, und erzählt vielerley Anecdoten aus jener Zeit, welche zum Theil sehr interessant sind.

Notitzen.

Paris. — In der literarischen Welt verdient die Erscheinung eines Buches ausgezeichnet zu werden, welches den Titel führt: Pensées de M Joseph François Tissot de Mornas. Es erinnert durch die absprechende Frechheit, womit das von so vielen geist- und seelenvollen Menschen als heilig und ehrwürdig, oder vortrefflich und vollendet geachtete der allgemeinen Verachtung Preis gegeben wird, an eine glücklicher Weise schnell vorüber gegangene Periode der Deutschen Literatur, in der ein gleicher Ton sich zu zeigen begann, welcher jedoch, wie alles der Vernunft und Menschlichkeit widersprechende, wirkungslos verschwand, und die, welche in ihn einstimmten, selbst dem Gelächter und Spotte des edlern Theiles der Nation überlieferte. So sagt der Verf. unter andern: die großen Männer aus dem Zeitalter Ludwigs XIV. seyen Schwächlinge. Lafontaine habe keinen gesunden Menschenverstand, und seine Fabeln entwürdigten den menschlichen Charakter. Racine und Corneille hätten nichts gemacht als Trauerspiele, d. h. monstruosités extypantes, Boileau sey ein seelen- und geistloser Versemacher u. s. w. Auch die Alten müssen die strenge Kritik des hochmüthigen Verfassers erfahren. Virgil, sagt er, sey angefüllt mit langweiligen Platituden, Cicero sey ein gemeiner Schwätzer, Seneca stinkend niederträchtig (puant de bassesse), im Homer und Tacitus verdiene keine Zeile erhalten zu werden! u. s. w. — Wahrlich solche Freymüthigkeit ist selten, und der Ruhm, allein zu stehen unter seinen gebildeten Zeitgenossen, und für ein wahres Original zu gelten, wird Hrn. Tissot wohl nicht streitig gemacht werden.



Der Sammler

Donnerstag, den — 89. — 26. July 1810.

Liebe und Pflicht.

(Fortsetzung.)

Indeß lagen doch keine genügende Beweise vor, um **Belestre** und **Gagnard** einzukerkern; aber sie standen unter polizeylicher Aufsicht. Beynahe zu gleicher Zeit wurden beyde, **Gagnard** wegen Theilnahme an einer Schlägerey, welche den Tod eines Menschen zur Folge hatte, und **Belestre** wegen Diebstahls in's Gefängniß geworfen. Beyde wurden auch über den am Grafen **Montgommery** verübten Diebstahl befragt, und antworteten so künstlich ausweichend und verworren, daß der Verdacht gegen sie wuchs.

Eugen befand sich damahls gerade Morgens bey seinem Vater, als diesem ein Brief zukam von Constanzens Hand, folgenden Inhalts:

„Mein Herr! Ich erhielt von Ihrem Herrn Sohne das beygeschlossene Schreiben. Ich bitte sehr, daß Sie gefällig bestimmen, was ich antworten soll. Sie dürfen versichert seyn, daß ich im vorliegenden Falle keinen andern Willen habe, als den Ihrigen.

Constanze **Anglade**."

„Ach! Hieran erkenn' ich sie!" rief Eugen mit freudigstolzer Empfindung, und sein Vater las gerührt:

„Constanze! Zu einer Zeit, wo nur ich allein mit Ihnen an die Unschuld Ihrer Ältern glaubte, hofften wir beyde auf den Augenblick, der unsern Glauben öffentlich rechtfertigen sollte. Ich fragte Sie damahls: Würden Sie dann mich Ihres Vertrauens, und des eben so süßen als ehrenvollen Auftrags würdigen, die Unschuld Ihres Vaters darzuthun?"

„Der Augenblick ist gekommen, und ich erinnere Sie nun an Ihre damahlige Zusage der Einwilligung. Wohl können Sie an meinem Talent zweifeln, aber das innigste Interesse, das Ihre große Angelegenheit mir einflößt, wird meinen Muth erheben, mich zum Redner begeistern, und mir Sieg verleihen.

Eugen des **Essarts**."

„Mein lieber Eugen!" sagte der Präsident; „Constanzens edles Benehmen hat ganz zu ihrem Vortheile auf mich eingewirkt, und wenn ich voraus wüßte, daß du nicht mehr seyn wolltest, als ihr Advokat...

„Beym Himmel, mein Vater!" fiel Eugen dem Zweifelnden muthig und fest in die Rede; „ich werde nur seyn, was ich zu seyn Ihnen verspreche."

Der Präsident fühlte den stillen Vorwurf, und antwortete Constanzen, wie folgt:

„Ich selbst, Mademoiselle, bitte Sie, meinem Sohne das ehrenvolle Amt, die Vertheidigung Ihrer unglücklichen Ältern zu übernehmen, gütig anzuvertrauen. Kann ich Ihnen in Ihrer Angelegenheit vermöge meiner langen Erfahrung von einigem Nutzen seyn, so gebiethen sie über mich. Meine Meinung hat sich vollkommen geändert, ich bin überzeugt, daß Ihre Ältern schuldlos starben; denn es scheint mir unmöglich, daß eine Person, welche durch ihre Handlungen und ihr Herz der

Schmuck des weiblichen Geschlechtes ist, nicht von den verehrungswürdigsten Ältern erzogen seyn soll."

„O mein Vater! mein Vater!" rief Eugen, und umarmte seinen Vater mit Inbrunst; „wie glücklich wird Constanze seyn, wenn Sie Ihren Brief liest!"

Constanzen entlockte dieß Zeugniß der Hochachtung von einem Manne, der ehemahls so entschieden wider sie eingenommen war, wohlthätige Freudenthränen, und sie schrieb an Eugen, daß sie mit wahrem Danke seine Rathschläge in dieser wichtigen Angelegenheit befolgen würde.

Am folgenden Morgen säumte sie nicht, zum Präsidenten zu gehen. Sie wurde in einen Saal gewiesen, wo sie einige Augenblicke wartete, und sah auf einem Nebentische ein Miniatur-Bild Eugens, und eine seiner Haarlocken. Mit Seufzen dachte sie: Nicht für dich bestimmt! Für — eine Andere! — In einer Bewegung, deren sie nicht Meister werden konnte, flog sein Bild an ihre Lippen, und ward an ihr Herz gedrückt. Beym Eintreten bemerkte der Präsident ihre Aufwallung, und ahnte mit dem ersten Blick auf Eugens Porträt die Ursache.

Er hatte Constanzen nur ein Mahl gesehen, am Tage nur, als er sie bey Madeleine überraschte, und wie gesehen? Bleich, leidend, vom langen Kummer abgezehrt, und schimpflich erniedert durch Wahrscheinlichkeiten, die wider sie zeugten. Jetzt fand er sie ganz anders. Ihre Schönheit, ihr Anstand, ihre Würde, ihr seelenvoller Blick bezauberten ihn. Nach den ersten Höflichkeiten wurde der Präsident wegen eines Eilgeschäfts abgerufen. Er bath Constanzen, sich auf Augenblicke entfernen zu dürfen. Sie nützte die günstige Zeit, und betrachtete wieder Eugens Bild. Der Präsident beobachtete sie hinterm Vorhange einer Glasthür. Er sah, wie sie einen kleinen Theil der Haarlocke ablöste und in ihren Busen verbarg.

„Arme Constanze!" sprach er tief erschüttert zu sich; „welche Aufopferung, welcher Muth bey so zarter Anhänglichkeit!"

Die Conferenz machte auf jedes den vortheilhaftesten Eindruck, aber der Präsident fing nun im Ernste zu fürchten an, die magische Gewalt einer so vollkommenen Schönheit, im Verein mit so vielen Tugenden, möchte seinen Sohn auf eine unwiderstehliche Art fesseln. Er fürchtete dieß um so mehr, als er Zeuge ihres Wiedersehens bey der ersten Consultation war.

Eugen, der alles meiden wollte, was seinen Vater von neuem beunruhigen konnte, hatte ein schickliches Compliment für die Anrede ausgedacht, und Constanzens fester Entschluß blieb es, ihn mit Zurückhaltung und Würde zu empfangen.

Aber das Herz unterwirft sich nicht immer den Vorschriften der Klugheit. Sich wiedersehen, und ihres Vorsatzes vergessen, war eins. Eugen fand keine Worte für sein nahes und doch so fernes Glück; zitternd ergriff er ihre Hand, drückte sie zärtlich an seine Lippen, und sie stammelte mit nassen Augen ein Compliment über das Vergnügen ihn wieder in Paris zu treffen. Sie hatte ganz vergessen, daß nicht er, sondern sie von Paris abgereist war. Eugen zeigte, wie sich leicht denken läßt, wenig Geistesgegenwart in der Consultation, und der Präsident fing schon an zu bereuen, daß er dieß neue Verhältniß angeknüpft hätte. Eugen gestand sich selbst, nach einigen Sitzungen, daß seine Verpflichtungen gegen Julie v. Sade mit den häufigen Anlässen nicht wohl vereinbar seyen, die ihm täglich interessantere Constanze zu sprechen. Voll redlicher Sorgfalt für sich und seinen Vater bath er seinen Freund, den jungen Parlamentsrath Coulanges, immer mit Mlle. Anglade das Nöthige zu verabreden, und dann mit ihm gemeinschaftlich auf den Zweck hin zu arbeiten.

Ein neues ihm ganz fremdes Gefühl belehrte ihn bald von einer zweyten Gefahr. Er konnte gewisser eifersüchtiger Regungen nicht mächtig werden, als er in Coulanges Bewunderung und Entzücken über Constanzens Reitze, Tugenden und Benehmen das Wachsthum eines zarten Interesse für die holdselige Clientinn zu bemerken glaubte.

Endlich erschien der zum Aburtheln dieses wichtigen Rechtshandels bestimmte Tag. Constanze bethete, weinte, hoffte, jauchzte. Ganz Paris war gespannt auf die Entscheidung.

Unvermuthet, ungerufen stellte sich ein Zeuge vor Gericht, Abbé de Font-Pierre, ein Mann, der vermahls zu der Diebsbande gehörte, von welcher auch Belestre Mitglied war, und nannte sich als Verfasser der anonymen Briefe an Constanzen und andere Personen, die er alle nur in der Absicht schrieb, die Entdeckung der wahren Verbrecher zu sichern. Auch die Gräfinn Montgommery erhielt ein Schreiben dieser Art, und verschwieg's unedel. Dieser Zeuge beschwur eidlich, daß Belestre von den Schlüsseln des Grafen Abdrücke in Wachs erhielt, mit Hülfe derselben, gerade zu der Zeit, als Montgommery und Anglade (dieser hatte in der Lotterie gewonnen und verschwieg's) beyde von einem und demselben Banquier Zahlungen in Gold, besonders in neuen

schön geränderten Louisd'oren und mehrern Pistolen, empfingen, sich falsche Schlüssel machen ließ, und nur jene fünf Goldsäckchen sammt den neuen Louisd'oren verwendete, um den Verdacht auf Anglade zu wälzen. Er beschwur eidlich, um die Zeit des über Anglade ausgesprochenen Strafurtheils in einer Kammer, die an ein Zimmerchen stieß, wo Gagnard und Belestre zechten, Details von dem Diebstahle, den sie in der Wohnung des Grafen verübt hätten, gehört zu haben. Gagnard äußerte doch einiges Mitleiden über Anglade's Schicksal, aber Belestre scherzte nur darüber.

Frau de la Comble, die im anonymen Briefe als ein Zeuge von Wichtigkeit aufgeführt wurde, gab sogleich an, daß Belestre ihr ein prächtiges Halsband von Perlen, und eine starke Summe Gold gezeigt, und auf ihre Frage, wie er zu dergleichen Kostbarkeiten gekommen sey, geantwortet hätte: „Durch glückliches Spiel."

Man fand in Belestres Tasche den in die Holländische Zeitung eingerückten Artikel im Concepte (er hatte durch jene schlaue Lüge alle weitere Untersuchungen niederschlagen wollen), und einen Brief von Gagnard, in welchem dieser ihn von der Wirkung der anonymen Briefe in Paris in Kenntniß setzt, und warnend aufruft, ein Mittel zu erfinden, um sich den Abbé Font-Pierre vom Halse zu schaffen.

(Der Beschluß folgt.)

Die Betelblätter und ihr Gebrauch bey den Indianern.

Die Betelpflanze (Piper Betel) ist ein rebenartiges Gewächs, das in Indien sehr häufig gebaut wird, und für die Indianer ein unentbehrliches Bedürfniß ausmacht. Daher siehet man in Indien, vom Fürsten bis zum Bettler herab, jedermann die Blätter des Betels kauen; und man würde es für eine Unreinlichkeit und Ungezogenheit halten, wenn man, ohne Betel im Munde zu haben, mit jemanden sprechen wollte. Eben so wird kein Geschenk ohne Betelblätter oder Arekanüsse gemacht; ja sogar das Nazare (das Geschenk, welches einem Fürsten bey der ersten Audienz überreicht wird) muß mit Betelblättern bedeckt seyn. Bey Besuchen und Schmausereyen aller Art macht der Betel einen Hauptartikel aus; indem man ihn mit Arekanüssen, mit Kalk ꝛc. auf einem Präsentirteller herum reicht. Jedermann legt sich denn sein Betel zum Kauen selbst zusammen, indem er etwas Kalk und Arekanuß hinein thut. Wenn jemand für einen andern dieses Einwickeln besorgen, und ihn auf diese Art bedienen wollte, so würde man solches für sehr unschicklich halten. Wenn aber ein Frauenzimmer das Einwickeln für einen Mann besorgt, so wird dieses als eine Liebeserklärung angesehen. — So wie man in Europa Tabaksdosen bey sich trägt, so führt man in Indien Betelbüchsen mit sich herum, nur mit dem Unterschiede, daß Reiche und Vornehme, besonders Frauenzimmer, sich die Betelbüchsen von einem Sclaven oder einer Sclavinn nachtragen lassen. Gehet eine Mestizinn (eine Christenfrau) in Indien zur Kirche, so begleitet sie ein Sclave und eine Sclavinn. Ersterer hält im Gehen einen Sonnenschirm über die Dame, die andere trägt in ihrem besten Putze die Betelbüchse unter dem Arme, in der einen Hand ein Spucknäpfchen, und in der andern ein Gesang- oder Gebethbuch nach. Der Sclave muß mit dem Sonnenschirm vor der Kirchthür bis zu Ende des Gottesdienstes stehen bleiben, um seine Gebietherinn zu erwarten; die Sclavinn gehet aber mit in die Kirche, und setzt sich zu den Füßen ihrer Gebietherinn auf die Erde nieder, um ihr von Zeit zu Zeit das Spucknäpfchen oder die Betelbüchse zu reichen. Auf dergleichen Betelbüchsen (die Arkienjos genannt werden) wendet man in Indien sehr viel, und es wird ein großer Luxus damit getrieben, eben so, wie in Europa mit den Tabaksdosen, und noch weit mehr. Die Betelbüchsen bestehen in flachen viereckigen Kästchen von kostbarem Holze oder Elfenbein, oder von Schildkrötenschale, die reich mit massivem Golde oder Silber beschlagen sind. Sie enthalten alles, was zum Betelkauen gehört, nähmlich etwas Kalk und Arekanüsse, welches zusammen in ein Betelblatt gewickelt, in den Mund geschoben wird. Der beygesetzte Kalk wirkt auf den Speichel, der sich während dem Kauen roth färbt; deshalb gehört ein Spucknäpfchen dazu, in welches der zerkauete Betel ausgespuckt wird. — Man schreibt den Betelblättern verschiedene vorzügliche Kräfte zu: sie stärken den Magen und das Zahnfleisch, so wie sie das Ausfallen und Verderben der Zähne verhindern. Ein zu häufiges Kauen der Betelblätter färbt aber mit der Zeit die Zähne schwarz, und zerstört die Glasur derselben. Sie besitzen einen zusammenziehenden aromatischen Geschmack, und sollen die Eigenschaft haben, wenn sie von gesunden Personen gekauet worden sind, auf Wunden gelegt, diese zu reinigen und zu heilen. Die Betelpflanze ist sehr zärtlich; sie kann weder scharfen kalten Wind, noch große Hitze vertragen, und bedarf vieler Pflege, Sorge und Beschirmung. Durch ein tägliches zwey- oder mehrmahliges Begießen mit Salpeterwasser wird ihr Wachsthum sehr befördert. Man findet in Indien selten ein Dorf, das nicht einige Betelgärten besitzt.

Toussaint-Louvertüre und Dessalines.

(Fortsetzung.)

Toussaint hatte die üble Sitte, bisweilen einen Einwohner, unter dem Versprechen eines geneigten Gehörs, sehr weit herkommen zu lassen. War der arme Mann bey ihm vorgestellt worden, so schlüpfte er, ohne ein Wort zu sagen, durch eine verborgene Thür hinaus, setzte sich im Wagen, und kam nicht wieder, indem er den Supplikanten in der tödtlichsten Angst ließ. — Solche Streiche machten ihm immer besonderes Vergnügen.

Er war unversöhnlich. So bald er sie ausgesprochen hatte, waren seine Beschlüsse unwiderruflich. Er besaß ein außerordentliches Lokalgedächtniß, und erkannte selbst nach mehrern Jahren irgend ein Individuum, welches er oft nur im Vorübergehen, und unter mehrern gesehen hatte; hatte er mit dem Fremden irgend in einer Verbindung gestanden, so nannte er ihm sein Geschäft auf das Bestimmteste. Niemahls hat es wohl auch einen glücklichern Physiognomiker gegeben, als er war.

Ein Reiter ohne Grundsätze und ohne Anstand, allein unerschütterlich auf dem wildesten Pferde, bestieg Toussaint gern böse Pferde, und wußte sie gewöhnlich zur Ordnung zu bringen. Da er selbst die schönsten, feurigsten, muthigsten Pferde besaß, so verlangte er, daß auch seine Trabanten ihm auf seinen schnellen, und lang dauernden Ritten folgen sollten, daher kamen denn auch immer mehrere Pferde auf seinen unbesonnenen Zügen um.

Toussaint-Louvertüre äffte bey seinen Gastereyen die Pracht der Französischen Behörden nach, und legte viel Gewicht darauf, durch seine dienstthuenden Generale die Honneurs seiner Regierung machen zu lassen, vorzüglich in Ansehung der Einladung von Fremden, als Schweden, Amerikanern aus Neu-England, Dänen, Engländern und andern Schiffs-Capitänen, welche in Handelsverhältnissen mit der Colonie standen, indeß er in Geheim ihr Schießpulver wegnehmen ließ, womit er seine in unzugänglichen steilen Felsen angebrachten Reserve-Magazine immer bis zum brechen anzufüllen wußte.

Toussaint-Louvertüre verlangte, eben so wie Dessalines, einen täglichen Besuch von allen distinguirten Personen, außerdem fielen sie in Verdacht und Ungnade, und wurden von ihm auf mancherley Art geplagt und gedrückt.

Die Diners beyder Oberhäupter wurden immer durch eine lärmende Musik belebt. Die des Toussaint-Louvertüre bestand aus 40 Individuen, sowohl Weißen als Farbigen, die des Dessalines, von gleicher Anzahl, bestand blos aus Schwarzen. Beyde Generale bezahlten die Directoren dieser Corps um die Wette, oder machten ihnen vielmehr glänzende Versprechungen, um die Fortschritte der Eleven zu begünstigen. Beyde Oberhäupter hatten bisweilen Anfälle von Eifersucht gegen einander, in denen aber Dessalines, der unterwürfige Dessalines, nachgab, um der herrschenden Leidenschaft seines obersten Aufführers desto besser zu schmeicheln. Jede Gesundheit wurde durch einen Tusch von 60 Trommeln und eben so viel gellenden Pfeifen angekündigt, deren lärmendes Getön doch von den immerwährenden Salven von einer wohl bedienten Artillerie übertäubt wurde.

Alle Abende war bey beyden Gouverneurs Musik. Wehe denjenigen, welchen Dessalines auf der Straße begegneten, wenn er übler Laune war. Denn die Harmonie milderte nicht etwa seine Rauhheit, sondern war seinem schlecht organisirten Ohre beschwerlich. Wüthend kam er an, und zerstreute durch Stockschläge den erschrockenen Haufen. (Der Beschluß folgt.)

Notitzen.

Im Journal de Paris wird über die Musik von Mozart Folgendes gesagt: „Die Musik von Mozart hat nur einen Fehler, nähmlich den, so melodisch und zu gleicher Zeit so reichhaltig zu seyn, daß die, welche sie gewöhnlich hören, Gefahr laufen, nur diese, und keine andere mehr hören zu wollen."

—⁂—

Rom. — Wer in diesem Augenblick in das Detail der Dinge, die Rom verwandelten, sehen könnte, würde viel erblicken, das sein Gefühl seltsam anspräche. Auf der einen Seite wird die menschliche Theilnahme ergriffen, wenn man die Vielen aus ihren, für die Lebensbahn erwählten, Geleisen verdrängt sieht, und in dieser Hinsicht schmerzt das Veränderung Gebietende. Auf der andern Seite ist aber auch nicht zu läugnen, daß die Zeit selbst endlich die todten Körper ausstößt. Sie scheint sich Luft zu schaffen, um, wenn nicht gleich, doch mit Gelegenheit und Weile, immer wieder — das Alte unter neuen Nahmen und Formen zurückzuführen. Immer kehrt die Achse der Dinge. Zu Constantins des Großen Zeiten verwandelte man die Tempel der olympischen Götter in christliche Kirchen; jetzt zieht man aus vielen zu Ruinen gewordenen christlichen Tempelmauern die Überreste des heidnischen Alterthums.

Man sagt, daß die Zahl der Canonici, die im Römischen den verlangten Eid geschworen, sich auf fünfhundert neun und achtzig belaufe; folglich überwiegende Mehrzahl.

—⁂—

Am 13. Juny Nachmittags hatte zu Triest ein noch nie gesehenes, und in seiner Art einziges Schauspiel Statt, das zum Beyspiel dienen, und der so sehr überhand nehmenden Liederlichkeit Einhalt thun wird. Zwey Freudenmädchen von der niedrigsten Classe wurden, nach Inhalt einer bestehenden militärischen Verordnung, rücklings auf zwey kleinen Eseln sitzend, der obere Leib ganz entblößt, mit à la Titus geschornen Köpfen, und mit einer Schwärze überworfen, durch die ganze Stadt herum geführt, und, nachdem sie vom Pöbel nach Verdienst ausgezischt worden, aus der Stadt verwiesen, und nach ihrem Vaterlande geschickt.



Der Sammler

Samstag, den —— 90. —— 28. July 1810.

Liebe und Pflicht.

(Beschluß.)

Durch zwey oder drey andere Zeugen gewannen die angegebenen gravirenden Anzeigen die volle Beweiskraft. Die beyden Bösewichte wurden zum Tode verurtheilt, und zuvor noch auf die Tortur gebracht, um die Mitschuldigen anzugeben. Gagnard bekannte alles, bis auf die kleinsten Umstände.

Die Unschuld des unglücklichen Anglade war also rechtlich erwiesen. Die Frevler wurden hingerichtet, und Constanzen von den Richtern die Revision des Urtheilspruches gegen ihre schuldlosen Ältern gestattet.

Sie hatte sich zu wenig Kraft zugetraut, der Sitzung und Entscheidung beywohnen zu können, und harrte im anstoßenden Gerichtszimmer auf den Ausgang. Eugen hatte das Glück, ihr den günstigen Erfolg anzukündigen, aber er gab es ihr bloß durch seine Verwirrung und Freude zu erkennen. Die Sprache versagte dem Seligen. Der Präsident erzählte ihr den ganzen Verlauf, und wünschte ihr mit wahrer Rührung Glück. Constanze warf sich auf die Knie, hob Augen und Hände gen Himmel, und rief: Gott sey gelobt! Gott sey gelobt! Sie stand tief erschüttert auf, und wankte matt in ein Nebenzimmer, um ihrem Schmerzen, der sie mitten in ihrer Freude überfiel, freyen Lauf zu lassen; denn ach! ihre gemißhandelten Ältern konnten nicht mehr Zeugen dieser späten Rechtfertigung seyn.

Gefaßter kam sie in den Gerichtssaal zurück, wo ihre Rathgeber sie erwarteten. Der Baron de Coulanges, Vater ihres Vertheidigers, hatte dem Präsidenten inzwischen kund gethan, daß die Prozeßkosten die Mlle. Anglade wieder in den Zustand von Mittellosigkeit gestürzt hätten, welchem sie durch eine Erbschaft entrissen worden sey. Beym Hereintreten dankte sie dem Präsidenten und Herrn de Coulanges mit einer beyde entzückenden Grazie und Würde. Dann begann sie, nach Eugen freundlich hingewendet: Und was soll ich Ihnen sagen, mein Herr! aber ihr Ton bebte, ihre Thränen floßen, und sie mußte verstummen.

Nach einer Pause fragte sie Herr de Coulanges, ob sie wirklich dieser Prozeß um das jüngst Ererbte gebracht habe?

„Ja," erwiederte sie, „doch ich segne meinen Zustand, und nehme voll Muth und Freude wieder die alten Geschäfte zu meinem Unterhalte vor. Ich gefiel mir in diesem thätigen und unabhängigen Leben, als ich einen gebrandmarkten Nahmen trug. Jetzt sind mir, der durch allgemeine Achtung Neubeseelten, Reichthum und Armuth gleichgültig."

Mademoiselle, sagte der Präsident, hüthen Sie sich vor Täuschungen, zu welchen der Adel Ihrer Gesinnungen Sie verleitet! Es ist unsere Pflicht, Sie vor dieser Überspanntheit, die nur vom Großen des Augenblicks herrührt, zu warnen, und von Ihnen zu fordern, daß Sie auf Entschädigung, Kostenersatz und Bezahlung

der aufgelaufenen Zinsen gegen den Grafen von Montgommery klagen.

„Der Graf soll aber in seinen Glücksumständen sehr zurück gekommen seyn."

So geht die allgemeine Sage.

„Wohlan! Ich will seine Verlegenheiten nicht mehren. Meine Ältern, die er verfolgte, lehrten mich, Böses mit Gutem zu vergelten."

Vortreffliches Geschöpf! rief der Baron, von ihrer Großmuth entzückt, faßte traulich ihre Hand, und fuhr im weichsten Tone der Rührung fort: Constanze! Mein Sohn entfernte sich, und bath mich, Ihnen den sehnlichsten Wunsch seines Herzens vorzutragen. In ganz Frankreich müßte jeder verständige Vater stolz darauf seyn, und sich glücklich schätzen, wenn er Sie Tochter nennen dürfte. Mein Sohn gestand mir, daß Sie ihm die zärtlichste Liebe eingeflößt haben. O schenken Sie dem Hoffenden Ihr Herz und Ihre Hand! Sie werden die Ehre und Wonne unserer Familie seyn.

Während dieser Anrede stand Eugen mit verhülltem Gesichte da. Constanze zitterte, und der Präsident schien verlegen. Constanze fühlte sich durch das Anerbiethen einer solchen Verbindung geschmeichelt, aber ihr Herz schlug es ohne Zögern aus. Ein schüchterner Blick auf Eugen verrieth ihr seinen bangen Zustand. Er harrte mit wahrer Angst auf ihren Entschluß. Sie antwortete mit aller Schonung, mit aller Ehrfurcht, die sie einem Manne von Baron de Coulanges Rang und Charakter schuldig war, lehnte aber die zugedachte Ehre mit dem letzten Ausspruch ab, daß sie niemahls heirathen würde.

Sollte Ihr Herz schon anderswo gefesselt seyn? fragte Baron de Coulanges. Constanze erbleichte, mühte sich vergebens zu antworten, schien einer Ohnmacht nahe. „Verzeihung," sprach der Baron, „ich habe das Recht nicht, so zu fragen. Welches auch Ihr künftiges Loos seyn möge, meine Bewunderung, meine Segenswünsche folgen Ihnen nach." — Mit diesen Worten verließ er Constanzen, die, sich ungeduldig nach Einsamkeit sehnend, das Heimfahren im Wagen des Präsidenten nicht annahm, und allein, langsam, sinnend nach Hause ging.

Nachdem sie Gott noch ein Mahl für den glücklichen Ausgang ihrer unablässigen Bemühungen auf den Knien gedankt hatte, prüfte sie ihr eigenes Herz, und war erstaunt, sich unglücklich zu fühlen, da sie doch alles errungen hatte, was die treue Tochter so warm und sehnsüchtig verlangte. „Ach!" sagte sie zu sich, „nun ist die Geschichte beendigt, und jede Gelegenheit vorbey, jemahls ihn wieder zu sehen!"

Constanzens kleine Wohnung wurde bald von glückwünschenden Besuchen aller Art bestürmt. Der Spruch, welcher ihren Ältern im Grabe den entrissenen ehrlichen Nahmen feyerlich zurück gab, hatte überall gleiches Interesse und Neugier, die gute Tochter der Edeln zu sehen, erregt. Selbst die vormahls im Verhältniß mit ihren Ältern standen, und zuerst bey ihrem Unglücke sich zurück gezogen hatten, flogen nun heran, als wollten sie ihr Mißtrauen, ihren Wankelmuth, ihre Undankbarkeit vergüten.

Als Constanze auf der Besuchliste Nahmen von alten Freunden ihres Vaters sah, rief sie voll gerechten Unwillens: Nein! den trügenden Freundschaftszusicherungen von Gönnern, die in der so genannten großen Welt glänzen, messe ich nie wieder Glauben bey. Meine unglücklichen Ältern hinterließen mir ein Beyspiel, das mich auf immer vor diesen Fallstricken der Schmeicheley bewahrt. Nie werde ich mir diejenigen zur Gesellschaft wählen, die mir durch ihr Wohlwollen eine Gnade zu erweisen glauben. Niemand will ich mehr sehen, als meine gute, meine vortreffliche Madeleine, sie, die meinen Ältern Gerechtigkeit widerfahren ließ, während Alles sie für strafbar hielt.

Constanze wähnte, nur sich den Empfindungen der Freundschaft und Dankbarkeit zu überlassen; aber die Hoffnung, in jener stillen Wohnung, welche ihr süße Erinnerungen zurück rief, den unvergeßlichen Eugen wieder zu treffen, erwachte im Grunde ihres Herzens. Madeleine erschrak, Constanzen bleicher, unruhiger und niedergeschlagener, als sie vor der Gerichts-Scene war, zu finden, verschwendete anfangs die zärtlichsten Liebkosungen, und machte ihr endlich sanfte Vorwürfe darüber, daß sie des Glücks ihrer neuen Lage sich zu wenig freue. Der Präsident und sein Sohn kamen dazu. Constanze erhob sich, und eine Röthe übergoß die bleichen Wangen. Madeleine küßte ihrem nun doppelt lieben Eugen die Hand, und sagte mit bebender Stimme: Die besten Segnungen des Himmels über dich, mein theures Kind! Du hast deine Beredsamkeit für die edelste aller Rechtssachen angewendet.

Für eine Rechtssache, die meinem Herzen die liebste war! fiel Eugen begeistert ein.

Constanze dankte dem holden Jünglinge mit dem ausdrucksvollsten Blicke. Nun begann eine lange Pause. Keines von allen Vieren wollte reden. Constanze staunte über sich selbst, da Eugens Gegenwart ihr auf einmahl neuen Muth verlieh, aber auch neue Hoffnungen aufregte. Dieser, gleichsam den eingegangenen Verpflich-

tungen zum Trotze, ließ seine Gedanken in Möglichkeiten, die ihn entzückten, umherschwärmen. Madeleinen that es weh, daß nur der Wille eines Vaters zwey für einander geschaffene Wesen trenne. Endlich richtete der Präsident seine Rede an Constanzen, und sagte mit Ernst: „Mademoiselle, ich wünschte zu wissen, ob Sie wohl die abschlägige Antwort, welche Sie meinem Freunde gaben, nach genauerer Beherzigung später nie bereuen werden?"

„Nein, Herr Präsident, nie, gewiß nie!" sagte sie lebhaft. „Herr de Coulanges ist mir ganz gleichgültig. Keine, nicht die lockendste Rücksicht könnte mich je dahin bringen, daß ich meine Hand ohne Herzensneigung hingäbe."

„Ist Ihnen vielleicht der Ehestand überhaupt zuwider? Sie wollen, wenn ich vorhin recht hörte, nie heirathen?"

„Ja, mein Herr, das erklärt' ich, und — ich halte Wort." —

„In diesem Falle wär' ein zweytes Ansinnen also fruchtlos. Ich sollte Ihnen die feurigen Wünsche eines jungen Mannes vortragen, der an Geburt und Reichthum jenem, dessen Hand Sie ausschlugen, keineswegesnachsteht."

Eugen vermochte vor Unwillen sich kaum zu mäßigen. Constanze both ihre letzten Kräfte auf, und sprach zum Präsidenten: „Furwahr, es thut mir leid, einen Mann zurückweisen zu müssen, der Ihre Empfehlung verdiente; aber ich bitte Sie dringend, Ihrem Freunde zu sagen, daß, wenn ich ihn ausschlage, ohne ihn zu kennen, dieß nicht geschieht um ein anderes Band zu knüpfen. Nie werde ich heirathen! Nie, gewiß nie!....

Sie konnte beynahe nicht vollenden. Ein Thränenstrom entstürzte ihren Augen, und sie lehnte sich schluchzend an Madeleinens Bette.

Der Präsident war tief bewegt. Er hatte die Prüfung zu weit getrieben. „Wohlan!" rief er mit freudefunkelnden Augen. „Sey dein eigener Vorsprecher, Eugen! Versuch's, ob du sie überreden kannst. Beschwöre sie, uns ihres Mitleids werth zu halten, und zugleich dein Glück und deines Vaters Glück zu gründen!"

Eugen, außer sich, konnte an diese unverhoffte Sinnesänderung kaum glauben; aber der nasse Blick seines Vaters sprach beredter, als Worte. Er warf sich zu Constanzens Füßen. Diese erlag der überschwänglichen Wonne, und sank in süße Ohnmacht. Madeleine rief um Hülfe, und machte dem Präsidenten in ihrer Angst laute Vorwürfe; doch Übermaß der Freude tödtet nicht. Sie erhohlte sich allgemach. „Und mich? Constanze, und mich? Mich könntest du auch verwerfen?" stammelte Eugen, und bedeckte ihre Hand mit Thränen und Küssen. „Ist es wahr, daß du niemand heirathen willst?"

„Niemand, als dich!" antwortete sie mit zitterndem Laut' und liebevollem Blicke.

Der Präsident drückte sie mit wahr väterlichem Gefühl an sein Herz, wandte sich dann zu seinem Sohne, und sagte: „Wegen deines Verhältnisses mit Julien sey unbesorgt. Sie weiß alles, sie billigt alles."

„O meine Kinder!" rief Madeleine, und umarmte beyde. „Seyd glücklich, und lange, lange genießt eines durch Erfüllung eurer Pflichten so wohl verdienten Glücks!"

Hg.

Das Regentröpfchen.

Apolog von Saadi.

(Aus dem zweyten Hefte der Fundgrube des Morgenlandes.)

Ein helles Tröpfchen sank von Himmels Auen,
Glitt tief hinunter zu des Weltmeers Schooß.
Und da es sah die Fläche hehr und groß,
Erseufzt es bebend im Herniederthauen:
„Welch hohe Pracht, wie herrlich anzuschauen!
„Ist dieß das Daseyn, was ist dann mein Loos?
„Ich bin ein Nichts, ein Wasserstäubchen bloß,
„Muß hier vergeh'n im unermeßnen Blauen!"
Und wie es so versank in stiller Wehmuth,
Fing's eine Muschel auf in ihre Brust,
Da bildet sich's zur Perle, auserkohren.
Am Diademe strahlt es bald mit Lust,
Zum schönsten Seyn gelangt, da es voll Demuth
Geharrt an der Vernichtung dunkeln Thoren.

Helmina Chezy, geb. v. Klenke.

Toussaint - Louvertüre und Dessalines.

(Beschluß.)

Minder verschlagen als Toussaint-Louvertüre, aber offener und entschiedener in seiner Tyranney war Dessalines, grausam, jähzornig und wild; er hörte durchaus keine Vorstellung. Wie oft kostete eine einzige Bemerkung einem Menschen das Leben, der die Kühnheit hatte, ohne seinen Befehl mit ihm zu sprechen. Wehe dem, der ihn nicht in den seltenen Augenblicken seiner Milde fand, oder für den die unglückliche Dose geöffnet wurde. Der Rath der Makendas (Zauberer des Landes) nähmlich, welche er befragte, hatte ihm ein gewisses Zeichen angegeben, die Untreue und den Haß gegen ihn in dem Herzen desjenigen zu erkennen, den er zu sich kommen ließ. Er fand in dem Bernstein oder dem innern Spiegel seiner Dose, daß der feuchte Tabak eine ihm ergebene Gesinnung von Seiten des Denunzirten anzeige, der trockene hingegen Blut fordere. So ent-

schied sein Aberglaube bloß nach Zufall über das Schicksal eines Unglücklichen. So sahe sich der friedliche Einwohner, der ihm einen Besuch machen mußte, oft ohne alles Gehör verurtheilt, bloß auf die Angabe eines Soldaten, dem er vielleicht die Erfüllung eines Wunsches verweigert hatte, die ihm zu drückend gewesen war. Dessalines pflegte dann gewöhnlich zu dem im Zimmer befindlichen Soldaten zu sagen: Grenadier conduis li pisser. Das Wort pisser bedeutete nähmlich das Erstechen mit dem Bayonette.

Diejenige Menschen-Classe, welche von Dessalines Rachsucht am meisten zu leiden hatte, war die der Farbigen, in welcher er einen gewissen Geist der Praponderanz, der Herrschsucht erkannte, der seiner ängstlichen mißtrauischen Gemüthsart nach, seine zerstörende Alleinherrschaft zu beeinträchtigen drohte. Wie oft hat sich nicht seine gute und mitleidige Gattinn den härtesten Behandlungen ausgesetzt, um für einen solchen Menschen Gnade zu erflehen, und wenn es ihr gelang, dann eilte sie freudig nach den Gefängnissen, um die unschuldigen Schlachtopfer mit eigener Hand in Freyheit zu setzen.

Unter der Maske des Edelmuthes wußte er immer seinen Geitz zu befriedigen. Ich sahe ihn oft Gläubiger, welche seit drey und mehrern Jahren Forderungen an ihn hatten, nicht bezahlen, ob er gleich Geld im Überflusse besaß. Seinen Musikmeister ließ er ganz eigentlich Hungers sterben, und war ihm doch fast 6000 Fr. schuldig. Mehrmahls hatte der Unglückliche nur um eine Berechnung gebethen, allein er durfte endlich selbst diese Bitte nicht wiederhohlen, wenn er nicht füsilirt seyn wollte.

Dessalines ging in die weitaussehenden Plane Toussaints ein, den Weißen einige Zeit zu schmeicheln, um sie auf die Unabhängigkeit vorzubereiten, welche er beabsichtete, die jedoch ohne Wirkung blieb, weil seine geheimen Pfiffe entdeckt wurden. Er bedurfte der Thätigkeit Dessalines, um sich die Achtung seiner Tadler zu erwerben; deshalb schlug er auch eine große Veränderung im Lande vor, nähmlich die Wiederherstellung des zu lange vernachlässigten oder vielmehr noch immer schlecht betriebenen Landbaues, wovon jedoch bloß die Neger-Eigenthümer Vortheil zogen. So wollte er auch den Gartenbau in Aufnahme zu bringen suchen, weil mancher seines Eigenthums beraubte Weiße nun kein anderes Erhaltungsmittel mehr vor sich sahe.

Dessalines genoß in Ruhe die Früchte seiner Verbrechen, und freute sich unsers Unglücks. Er ließ zu St. Marc das Haus Lucas verschönern, welches er dem Eigenthümer gegen baare Zahlung abgekauft hatte; allein erst den Tag vor der allgemeinen Ermordung der Weißen zahlte er ihm sein Geld, und nahm es ihm den Tag darauf wieder, nachdem er ihn zuerst hatte umbringen lassen.

In dem Saale, worin Dessalines seine Feste und seine Musik gab, hingen die Bildnisse verschiedener Französischer Generale, welche durch ihre Siege berühmt geworden waren; allein sorgfältig hatte er in der Mitte derselben einen freyen Raum für sich selbst gelassen, welcher größer war, als die andern Bilder. Er ließ sich mitten unter einer Menge Schwarzen in Lebensgröße mahlen, gleich als wollte er seine Nachbarn an Gestalt und Länge übertreffen und verdunkeln.

N o t i t z e n.

Paris. — Der Leichenhof von Montmartre soll in die Ebene von Clichy verlegt werden; so wird der Genuß der Gegend, von der man die schönste Aussicht von Paris und die reinste Luft genießt, nicht mehr durch ungesunde Ausdünstungen und traurige Erinnerungen verbittert werden.

Man hat vom Pantheon, oder wie es jetzt wieder heißen soll, der Kirche der Genovefa (Patroninn von Paris), die beyden colossalen Statuen der Freyheit und Gleichheit weggenommen. — Auch von den übrigen öffentlichen Gebäuden sollen alle revolutionäre Sinnbilder verschwinden.

Im Palais Royal zeigt sich ein Mädchen von 5 bis 6 Jahren, die schon in diesem Alter so fett als das fetteste Weib ist. Sie spielt übrigens, wie Kinder ihres Alters, und spricht ein schlechtes Deutsch. Eine andere Ausartung der Natur biethet sich auf den Boulevards den Neugierigen an: ein Mann, der ein Weidenstäbchen von zwey und einen halben Schuh Länge in seinen Schlund hinein steckt. Er hatte einst ein Geschwür im Halse, das er sich auf diese Art vom Halse schaffte, und seit dieser Zeit findet das Stäbchen den gewohnten Weg.

Die Arbeiten an der Brücke von Jena gehen rasch vorwärts. Diesseits der Seine wird der Brücke gerade gegenüber ein Platz, und von dem aus eine Straße bis nach Chaillot zum Hospice des vieillards (ehemahliger Adeliger, die durch die Revolution Alles verloren, und in diesem Hospiz auf Kosten der Regierung, jeder mit 600 Franken, ernährt werden), eröffnet. — Die Straße längs der Seine wird durch einen neu anzulegenden Kay breiter, und gegen die Verwüstungen des Flusses gesichert. Auf der andern Seite des Flusses wird ebenfalls ein Platz angelegt werden; eine Straße wird von der Brücke aus nach Groß-Caillou (Vorstadt nächst den Invaliden), die andere nach dem Marsfelde und der ehemahligen Ecole militaire, (dem jetzigen Garden-Gebäude, nicht Garten-Gebäude) gerichtet; die Hauptstraße führt längs der Seine vorbey.

In der Kirche St. Nicolas du Chardonnet wurde jüngst ein Mädchen von zwölf Jahren, Enkelinn des Divisions-Generals Dubois, öffentlich getauft. Schon in einem Alter von vier Jahren hat sie einen großen Theil von America und Europa mit ihren Ältern (ihr Vater ist ein geschätzter Gelehrter) als Flüchtling durchzogen, ein Schicksal, wie es die Maintenon in ihrer Kindheit hatte. —



Der Sammler

Dinstag, den — 91. — 31. July 1810.

Mode und Kunst.

Von einer Dame.

Die Mode ist der Welt Herrinn geworden; sie tyrannisirt den Reichen, verrückt den Weibern das Köpfchen, ruinirt Familien. Man muß ihr gehorchen, und sollte es Ruhe, Vermögen und Leben kosten. Ich möchte mich nicht wider die Allgewaltige empören. Alles, was gefallen will, oder die Stunden nicht besser als an ihrem Altar zu opfern weiß, steht für sie in Waffen. Auch spendet sie ihren Segen, und verdient Ehrfurcht. Sie ist die Seele großer Städte; sie belebt den Handel, beschäftigt Flotten.

Nur jene unbeschreibliche Flüchtigkeit, mit der man immer das Neueste vergöttert, und das Gestrige ohne Grund, ohne Noth verächtlich auf die Seite wirft; nur jene Unterthänigkeit, mit der eine artige Frau sich den Gesetzen und neuesten Schöpfungen, oft den lächerlichsten, einer Putzmacherinn unterwerfen muß, ohne ein Wort dagegen sagen zu dürfen; nur jene Revolutionen der Toiletten, die eben so oft Todsünden gegen den guten Geschmack sind, und doch ihr ganzes Daseyn nur dem albernen Einfall einer Schneiderinn zu danken haben — nur diese sollten laut gerügt werden.

Die Griechen gaben einst die Vorschriften des Schönen, dessen die Natur fähig ist. Niemand wagte die herrlichen Drappirungen zu tadeln, welche wir noch heute in den Schöpfungen großer Bildhauer des Alterthums schön nennen. Auch damahls, wie heute, wechselten die Formen der Bekleidung, des Haupt- und Fußschmuckes; aber alles war im besten Geschmack. Die Griechischen Frauenzimmer schöpften weder aus der Weisheit eines Haarkräuslers, noch Schneiders, sondern aus edlern Quellen. Vielleicht waren die vornehmsten Künstler ihre Rathgeber an der Toilette, und diese gaben gewiß keine üblen Ideen an, weil sie nicht auf's Gerathewohl Erfindungen machten; weil Natur ihnen untersagte, das Verhältniß der Taille zu ändern, und die Physiognomie zu verunstalten. Damahls folgte die Mode den Eingebungen begeisterter Künstler; in neuern Zeiten folgten die feilen Künstler den Launen abgeschmackter Schneider und Perückenmacher.

Seht doch nur die Porträts an, die etwa vor 40 Jahren gemahlt wurden. Gütiger Himmel, welche Ungeheuer! Wie konnte sich auch ein geschickter Künstler so tief erniedrigen, gepuderte Haare zu mahlen, oder einer Statue und Büste Toupet und pomadirte gewichste Locken zu geben, wie es unter Ludwig XV. und Ludwig XVI. der Fall war.

Seit ungefähr 19 Jahren schlugen die Modeschöpferinnen einen vernünftigern Weg ein; sie schafften Fischbeinleiber, Toupets und Locken ab. Aber in dieser Veränderung waltete wieder mehr Mode- als Schönheitssinn. Während der Revolution sah man in Paris überall nackte Arme, Tuniken und Coeffüren à la Grecque, ohne im mindesten an den kleinen Übelstand zu denken,

ob in Frankreich, Deutschland und Italien auch der warme Griechische Himmel mit der Griechischen Mode einkehren wolle. Hätten nicht Kälte und Feuchtigkeit einen ganzen Haufen junger Griechischer Schönheiten in's Grab gestürzt, man hätte die ästhetischen Nymphen noch lange halb nackt umher schwebend gesehen, trotz Wind und Schnee. Die Herrn Ärzte freylich protestirten gewaltig gegen das Griechische Wesen im nordischen Klima — aber wer wird auch in Sachen der Mode auf das Latein dieser Herrn hören? — Schnupfen, Schwindsucht und Tod! nun ja, denen geht man zuletzt wohl aus dem Wege.

Die Künstler sind dabey am meisten zu bedauern. Sie können von uns keinen einzigen guten Gedanken entlehnen. Sie müssen unter den Statuen des Alterthums leben; das Ideal eines schönen Costümes den Weibern der Vorwelt entlehnen; die schönen Zeitgenossinnen sind für sie so gut wie todt.

Welch eine Gestalt auch, ein kahl geschorner Weiberkopf, seines reitzendsten Naturschmuckes beraubt, Füße mit Brodequins! Man möchte schwören, ein Mann stecke in Weiberröcken. Oder wie steht der schönste Wuchs da, eingespannt in ein Gewand ohne Falten, wo mit der Würde und Majestät des Äußern alle Grazien des Weibes entfliehn? — Ey nun, die Haare wachsen wieder. O ja, aber die wieder wachsenden Haare sind immer weniger schön, viel dunkler und oft spröder, rauher. Das ist der Vortheil vom Tituswesen.

Die Damen des alten Athens und Roms waren gewiß nicht schöner, als in unsern Tagen. Sie hatten wohl eine Cleopatra, eine Aspasia; aber Frau von Maintenon und Ninon de l'Enclos, noch im 80. Jahre eine Schönheit, konnten doch wohl mit ihnen in den Rang treten. Allein welche Karrikaturen diese Köpfe, meistens noch im Geschmack der Zeiten von Maria von Medicis geputzt, gegen die Griechinn und gegen die kokette Ägypterinn!

Noch jetzt sieht man mit Vergnügen zu Rom jene schönen Coeffures bey den Weibern von Transtevere *), die an die Antiken mahnen; Raphael bediente sich ihrer bey seinen Madonnen und Fresco-Gemählden. Ich habe unter den Bäuerinnen zu Itri und Fondi (Städtchen des ehemahligen Kirchenstaates an der Neapolitanischen Gränze) den gleichen Kopfschmuck wieder gefunden, den Raphael der Farnesischen Venus gegeben. Dieser große Mann, um Ideen für seine Meisterwerke zu sammeln, hatte also nur die Natur zu studieren; um eine Coeffure von gutem Styl zu finden, mußte er nicht in's Museum gehen; so was begegnete ihm auf den Straßen. Welch einen angenehmen Eindruck macht es nicht auf den Künstler, wenn er ein transteverinisches Mädchen erblickt, das noch jenes schöne Haargeflecht, jenes rothe Corsett trägt, alle Majestät, allen Reitz, wie in Raphaels Tagen, während die übrigen Römischen Damen sich alle Mühe geben, diese angeborne Würde zu verläugnen, um — Französischer Leichtigkeit nachzuäffen. Werden sich denn unsere Schönen nie überzeugen, daß sie sich nicht eine wie die andere costümiren können, weil sie sich einander nie gleichen? Der Hauptschmuck einer Venus ist doch wohl immer ein anderer, als der Juno; darin haben die Künstler nie geändert, nicht aus Mangel von Erfindungskraft, sondern aus Reinheit des Geschmacks. Das Gewand, der Schmuck, muß in Form und Farbe durchaus mit der Individualität der zu schmückenden Gestalt harmonisch seyn, und individuell, wie der Charakter der Geschmückten. Sonst ist alle Mode bloß Uniform, Livree, Montur.

Die Römerinnen verloren ihren edeln Geschmack genau in der Epoche, da die Künste in Verfall kamen. So lange Griechische Künstler zu Rom waren, entheiligte keiner seinen Grabstichel und Meissel. Die Römischen Künstler, nachgiebiger, vermuthlich weil sie minder geschickt waren, fingen an, die Porträts der Römischen Kaiserinnen mit jenen großen Coeffuren zu machen, die bloße Perücken waren, und mit dem Jahrhundert Augusts nichts mehr gemein hatten.

Die Französinnen, und ihre treuen Nachäfferinnen in Italien und Deutschland, haben endlich die Moden aller Zeitalter und Nationen durchgemacht. Der Himmel weiß, bey welcher sie stehen bleiben werden. Es kommt mir aber vor, als kehren sie wirklich wieder im kleinen Trab zu den Tagen der Chignons zurück. Es wird mir bange und weh, wenn ich daran denke, daß es irgend einem hübschen Weibe einmahl einfallen könnte, wieder ein Toupet zu tragen! Dann gute Nacht, guter Geschmack. Die Künstler sinken wieder zur verdienten Erniedrigung, wenn sie es nicht seyn wollen, die sich den Albernheiten und Verirrungen der Mode entgegen stemmen, und durch Pinsel und Meissel nicht verewigen wollen, was abgeschmackt ist.

N. g. B.

*) Die Weiber von Transtevere, das ist, die in Rom jenseits der Tiber wohnen, sind sehr schöne Gestalten, und haben das Majestätische der alten Römerinnen beybehalten. Auch sind ihre Männer sehr eifersüchtig, und machen sich oft eine Ehre daraus, Fremde mit dem Stilet abzuhalten, die verwegen genug sind, sie allzu nah zu bewundern.

Der Kürbis und der Platan.

Apolog von Saadi.

(Aus dem zweyten Hefte der Fundgrube des Morgenlandes.)

An des Platanen Fuß emporgesprossen,
Schwang wankend sich ein Kürbis bald zur Höhe;
„Wie," sprach er droben, „Bruder, wie ich sehe,
„So wurden wir in kurzer Zeit Genossen!
„Wie viele Zeit bedarfest du zum Sprossen?
„Seit ich dich sah, warst du wo jetzt ich stehe?
„Zweyhundert Jahre?" — „Wie? in deiner Nähe,
„Erst zwanzig Tage klimm' ich unverdrossen!
„Ich staune ganz, so träge dich zu sehen!"
„Getäuschte Pflanze," sagt der ernste Baum,
„Noch ist die Zeit nicht zwischen uns zu richten!
„Noch nährt das Schicksal deinen stolzen Traum
„Doch wird der Sturm ob unsern Häuptern gehen
„Denn wirds entschieden, wen er darf vernichten!"

Helmina Chezy, geb. v. Klenke.

Der ungestümme Gläubiger.

Der Gläubiger.
Ich muß bezahlt seyn!

Der Schuldner.
Wartet doch
Mein Freund, nur ein'ge Wochen noch.

Der Gläubiger.
Das möchte wohl noch Jahre währen.
Ich thu' es nicht.

Der Schuldner.
Wo nehm' ich Geld?

Der Gläubiger.
Ich will es Euch schon finden lehren.

Der Schuldner.
O thut das Freund! es soll mich freu'n
Ihr werdet dann der erste seyn
Der seine Forderung erhält.

J. F. Castelli.

Am Grabe der Fürstinn Pauline Schwarzenberg.

Für Sünder gab der Mittler sich dem Tode hin,
Der Unschuld opfert sich der frömmste Muttersinn.

Plener.

Anecdote von Kaiser Paul I.

Wie in allen großen Städten, so gilt auch in St. Petersburg das Polizey-Gesetz, daß man auf den Straßen nicht zu rasch fahren soll. Kaiser Paul hatte es von neuem einschärfen lassen, weil kurz zuvor einige Personen übergefahren worden waren.

Zufällig fuhr der Monarch eines Nachmittags in einer leichten Droschke über den Isaaks-Platz. In der Ferne sah er einen Officier, der sich auf einer einspännigen Droschke selbst fuhr, in gestrecktem Trabe über den Platz jagen. Der Unmuth überwallte den Kaiser: er befahl dem Kutscher, den Officier einzuhohlen.

Als der Officier den Kaiser hinter sich herkommen sah, wollte er ihm ausbiegen, und fuhr nach der blauen Brücke. Der Monarch folgte ihm. Er lenkte rechts in die Maski-Perspektive. Der Kaiser hinter ihm drein. Jetzt erst merkte der Officier, daß es auf ihn gemünzt sey. Er ahndete nichts Gutes, und ohne eigentlich zu wissen, wodurch er die Aufmerksamkeit des Kaisers auf sich gezogen hatte, suchte er derselben möglichst zu entgehen, und ließ nun seinen Kosacken wacker auftreten. Je schärfer er zufuhr, desto schneller folgte ihm der Kaiser. Er war nur noch dreyßig Schritt hinter ihm. Eine panische Furcht überfiel den Officier. Erreichte ihn der Kaiser, so glaubte er sich verloren. Jetzt galt es sein Glück, sein Leben. Auf seinen Kosacken konnte er sich verlassen. Er ließ dem Renner den Zügel. Er jagte die meilenlange Straße wie ein Rasender hinab. Alles, Menschen und Wagen wichen auf die Seite. Die leichten Räder flogen wie Windeswirbel über das Feuer sprühende Pflaster; des Kaisers Droschke war dicht hinter ihm. Er schrie auf das Pferd, er gab ihm jetzt erst den ersten Hieb, und nun flog das Thier durch die Luft mit ihm. In wenig Minuten war er dem Kaiser aus dem Gesichte. Er fuhr langsam durch das Thor, und eilte nun noch eine große Strecke auf dem Wege nach Strelna weiter.

Der Kaiser, als er den Flüchtling nicht erreichen konnte, wendete äußerst übelgelaunt um, ließ augenblicklich Generalmarsch schlagen, und gab den Befehl, daß der Officier, der auf dem Sammelplatz seines Regiments fehlen würde, arretirt, und morgen früh zehn Uhr ihm vorgeführt werden sollte.

Bey sämmtlichen Regimentern der Residenz fehlten 27 Officiere. Sie waren im Augenblicke des Lärmenschlagens außerhalb der Stadt gewesen, und wurden, so wie sie in das Thor kamen, arretirt, und dem Monarchen den folgenden Morgen im Winterpallast vorgestellt. Unser Flüchtling stand mitten unter ihnen.

Der Kaiser trat in den Parole-Saal. Sein Blick war dunkel. Selbst der Unerschrockenste mußte zittern, wenn er diesem unumschränkten Herrn von 40 Millionen Menschen im Augenblick der Verstimmung in das Auge sah.

Der Kaiser ging die ganze Reihe der Officiere langsam durch. Er musterte, ohne ein Wort zu sprechen, jeden genau. Er erkannte den Gesuchten nicht wieder.

Noch verstimmter durch das Fehlschlagen dieses Versuchs, stellte er sich vor die Fronte der Vorgeforderten, und hob im strengen Tone an:

„Es ist einer unter Euch, der gestern meinen gerechten Unwillen gereizt hat. Ich habe verbothen, auf den Straßen zu rasch zu fahren. Dieser Eine jagt, meinem Kaiserl. Befehle zum Trotz, wie ein Besessener durch die Stadt zum Thore hinaus. Ich lasse die Regimenter sich versammeln, um zu sehen, wer der Fehlende ist, und es fehlen 27. — Sieben und zwanzig Officiere einer Garnison sind nicht auf ihrem Platze! Ich will ein Exempel statuiren, daß den Officieren meiner Petersburger Regimenter gewiß im Andenken bleiben soll. Ihr alle sollt bis auf Weiteres nach Sibirien. Die Kibitken stehen schon zu Eurem Transport bereit. Marsch!"

Die ganze Fronte stand vor Schreck wie eingewurzelt. Da trat ein junger, schlanker Mann aus der Reihe, legte die Hand auf die klopfende Brust, und beugte sich vor dem Monarchen. „Ew. Majestät Ungnade," sagte er mit bebender Stimme, „falle auf mich, auf mich allein! Meine Cameraden sind schuldlos. Bis jetzt war es noch keinem Officier untersagt, in dienstfreyen Stunden außerhalb den Linien der Stadt zu seyn. Ich, ich allein bin der schuldige Theil."

Mehr konnte der junge Mann nicht sprechen. Er hatte keinen Athem, keine Luft mehr in der gepreßten Lunge. Durch seinen ganzen Körper flog ein leises Zittern, das Blut wich ihm aus dem Gesichte.

Der Kaiser maß ihn von oben bis unten. Im weiten Saale herrschte eine schöne, große Stille.

Nach einer langen Pause frug der Kaiser: „Wer bist Du?"

Ich heiße Iwan ******

Der Kaiser schwieg wieder eine Weile. Sein Blick ruhte auf dem hübschen jungen Menschen.

„Wo hast Du den Kosacken her?"

Von meinem Vater; er hat ihn selbst groß gezogen, und ihn mir geschenkt. „Dein Vater," hob der Monarch lächelnd an, und legte die Hand auf die Schulter des Lieutenants, „Dein Vater hat einen sehr braven Kosacken gezogen, aber einen noch bravern Sohn. Du scheuest meinen Zorn nicht, Du vertheidigst Deine Cameraden, das ist brav, sehr brav. Um Deinetwillen erlasse ich Deinen Cameraden die Strafe. Iwan — was willst Du für Deinen Kosacken?"

„Mein Kaiser," rief der junge Mensch, von der milden Güte des Monarchen tief gerührt, aus, und sank zu seinen Füßen nieder: „das Pferd hat mir das Theuerste meines Lebens, Ew. Majestät Gnade gerettet. Für diesen hohen Preis gehört es Ew. Majestät."

Steh auf, Major! von einem Lieutenant nimmt ein Czaar kein Geschenk an. Ich danke Dir für das Pferd.

Wenn der Kaiser gab, gab er kaiserlich. Nach diesem Maaßstabe war die Equipage des neuen Majors eingerichtet, die ihm der Monarch den folgenden Tag schenkte.

E. U.

Notizen.

Wien. — Madame Milder hat ihre erste Künstlerreise, und zwar nach Frankfurt am Mayn, angetreten, wo sie in 7 Opern singen wird. Wie schwer auch das hiesige Gesangliebende Publicum diese talentvolle Künstlerinn zwey Monathe lang entbehrt, so gönnt es doch auch dem Auslande diesen hohen Genuß, überzeugt, daß sie auch an den Ufern des Mayn's zahlreiche Bewunderer ihres fast einzigen Gesanges finden wird.

Wie hoch auch die Franzosen ihr Talent schätzen, und welch einen ungetheilten Beyfall Mad. Milder, besonders durch die Darstellung von Gluck's Opern, erntete, ist bekannt, und noch neuerlich erst kommt im Moniteur vom 18. July aus Wien Folgendes vor:

On à donne … avec un succés encore plus brillant, que dans la nouveauté plusieurs representations de l'Alceste. Mlle. Milder à deploye dans ce role le talent le plus admirable. Gluck n'a jamais vu son chef d'oeuvre mieux executé et sur-tout plus dignement appressé.

Des bekannten Kapellmeisters Reichardt sehr schmeichelhaftes Urtheil über diese Künstlerinn haben wir in seinen Briefen über Wien gelesen. Iffland hat sie vor kurzem eingeladen, nach Berlin zu kommen, um dort in 12 Opern zu singen. Am Schlusse seines Einladungsbriefes sagt er:

„Ich setze meinen Stolz darein, Berlin die Gelegenheit zu geben, Sie zu bewundern, und meiner Empfindung wird es Freude geben, die liebenswürdige Künstlerinn zufrieden von uns reisen, und gerne und bald und oft wieder kommen zu sehen."

Vermuthlich wird sie künftiges Jahr dieser Einladung folgen, wir andere freylich wünschen lieber, sie nie wieder, oder doch nur höchst selten von uns entfernt zu sehen.

—◆—

England. — Zu Bury St. Edmunds wurden John Gelsack und Mrs. Lofts vor kurzem verheirathet. Die liebende Braut, um ihren Schäfer der Verpflichtung zu überheben, ihre vorher gemachten Schulden bezahlen zu müssen, und ihn so vor den Händen unbarmherziger Gläubiger zu bewahren, ging in einem Zustande der vollkommenen Nacktheit über die Heerstraße, ehe sie sich zur Trauung in die Kirche verfügte. — Wahrscheinlich auch einer von den uralten Gebräuchen, welche, wie das bekannte Verkaufen der Weiber auf öffentlichem Markt, mit einem Stricke um den Hals, nicht auf Autoritäten des geschriebenen Gesetzes beruhen, sondern lediglich auf alter Gewohnheit.

Gedruckt bey Anton Strauß in Wien.

Der
Sammler.
Ein
Unterhaltungsblatt.

Zweyter Jahrgang.

1810.

August.

Wien, gedruckt und im Verlage bey Anton Strauß.

In Commission bey Anton Doll.

Inhalt.



Der Sammler.

Donnerstag, den — 92. — 2. August 1810.

Die Tavernen der Engländer und die Restaurateurs der Franzosen.

Die gewöhnlichen Örter, wo man in London speist, sind die Tavernen, welche selbst von den angesehensten Männern besucht werden. In England ist der Staatsmann nicht verbunden, Tafel zu halten. Man sieht daher nicht selten die Minister in einer Taverne essen und auch Fremde mitbringen, denen sie eine Höflichkeit erweisen wollen. Auch werden in den Tavernen meistentheils die Clubbs gehalten.

In London ist die Anzahl der Tavernen sehr groß. Oft ist der Weg für einen Geschäftsmann zu weit, um nach geendigtem Geschäfte nach Hause zu gehen und zu Mittage da zu essen; er verfügt sich daher lieber in die erste beste Taverne. Eine Menge unverheirathete Personen speist in den Tavernen, weil sie keine eigene Haushaltung halten. Da sich überdieß die Engländer in nichts gern Zwang auflegen und auch bey ihren Mahlzeiten nicht gebunden seyn wollen, so besuchen sie lieber die Taverne als ein anderes Haus.

In den Tavernen findet man eben keine köstliche Bewirthung, sondern alles ist bloß auf Befriedigung der eigentlichen Bedürfnisse eingerichtet. Die gewöhnlichen Speisen sind Braten oder gekochtes Fleisch, Fische in Wasser gesotten oder gebacken und Gemüße in Butter gemacht. Abends erhält man Wildpret, Geflügel und Pastete: dieß ist alles, was die englische Küche enthält. In einigen Tavernen wird höchstens noch eine Schildkrötensuppe gekocht. Pasteten sind bey den Engländern sehr beliebt, und man geht in keiner Straße hundert Schritte weit, ohne einen Pastetenbäcker anzutreffen, dessen Laden auf das Schönste aufgeputzt ist.

Ganz anders sieht es in Paris bey den Restaurateurs aus. Sobald man sich niedergesetzt hat, erhält man einen Küchenzettel, von einem gedruckten doppelten Foliobogen, so groß, wie eine englische Zeitung, wozu man wenigstens eine halbe Stunde braucht, um ihn durchzulesen. Da findet man dreyzehn Arten von Suppen, Hors-d'oeuvres zwey und zwanzig Arten; Rindfleisch auf eilf verschiedene Arten zugerichtet; Pasteten von Fleisch, Fisch und Geflügel, eilf Arten; Geflügel und Wild in zwey und dreyßig verschiedenen Gestalten; Kalbfleisch in zwey und zwanzig besondern Schüsseln; Schöpsenfleisch auf siebenzehn verschiedene Arten zubereitet; Fische, drey und zwanzigerley; gebratenes Fleisch, Wildpret und Geflügel, fünfzehn Arten; ein und vierzig Zwischenspeisen; neun und dreyßig Sorten Dessert u. s. w.

Die Franzosen, die viel Brod, aber wenig Fleisch essen, haben ein große Menge Gerichte, und die Engländer, die starke Esser sind, begnügen sich mit Wenigen. Die französischen Restaurateurs werden ebenfalls von den angesehensten Männern besucht, allein bloß von solchen, die entweder keine Frauen oder ihre Familie nicht bey sich haben.

Simonides. *)

Ballade.

Im Kampf mit Wagenlauf und Ringen
Ward Skopa's tapferm Arm der Preis,
Und würdig seinen Ruhm zu singen,
Lud er den weitberühmten Greis,
Der mit der nie verstimmten Leyer
Den hohen Göttern Hymnen singt,
Und bey der Spiele heil'ger Feyer
Des Siegers Ruhm den Enkeln bringt.

Und froh begrüßen alle Gäste
Den grauen Sänger bey dem Mahl.
Er ist die erste Zier der Feste
In Skopas' prachterfülltem Saal.
Sein Sitz erhebt sich gleich dem Throne,
Erwartend lauschet jedes Ohr,
Geschenke thürmen sich zum Lohne
In goldnen Haufen hoch empor.

Da faßt Simonides die Leyer,
Und festlich tönt der Saiten Klang;
Der Dioskuren hohe Feyer
Erhebt begeistert sein Gesang,
Wie Kastor kühn die Rosse zügelt
Und ihre muth'gen Schritte zwingt,
Und Polydeukes' Hand geflügelt
Den Cästus auf den Gegner schwingt.

Und wie der Preis der Göttersöhne
Vom Mund des grauen Sängers schallt,
Begeistern ihn die eignen Töne,
Des eignen Saitenspiels Gewalt.
Und zu der Zwillingsbrüder Sitzen
Schaun leuchtend seine Blicke auf,
Er singt, wie sie die Völker schützen
Und leiten schneller Schiffe Lauf.

Wie seiner Gottheit ew'ges Leben
Mit Kastor Polydeukes theilt,
Und willig, jenen zu erheben,
Bey Hades finstern Schatten weilt;
Wie sie, von Menschen nicht gesehen,
Dem Liebling in der Rennbahn Kreis
Mit Göttermacht zur Seite stehen,
Und sichern ihm des Sieges Preis.

Doch zürnend hört er Jenen schelten:
„Du sangst der Götter Lob, laß dir
Die Dioskuren es vergelten,
Belohnung fordre nicht von mir!"
Da spricht der Sänger, — ihn begeistern
Die hohen Götterhymnen noch —
„Wer darf des Dichters Werke meistern,
Wer zwingt die Kunst in niedres Joch?"

„Die Götter hauchen die Gesänge
In ihrer Dichter fromme Brust,
Und wecken selbst die Macht der Klänge
Dem Kitharöden unbewußt.
Was sie gebiethen, muß er singen,
Sie öffnen ihm zum Lied den Mund,
Und wie sie mächtig ihn durchdringen,
Thut er ihr Wort den Menschen kund." —

„Wohl! haben Götter dich durchdrungen,
So ehrt dich gern der Erde Sohn," —
Spricht jener, — „doch die du besungen,
Von ihnen fordr' auch deinen Lohn!
Die Thaten meines Arms zu preisen,
Lud ich den Sänger freundlich ein;
Ich ehre nun den frommen Weisen,
Doch kann ich nicht Vergelter seyn."

Da röthet edle Gluth die Wangen
Dem grauen Sänger, und er spricht:
„Nicht eitles Gold ist mein Verlangen,
Der Sänger braucht des Lohnes nicht.
Die Götter banden durch das Leben
Dir Himmelstochter an den Staub,
Durch sie zum Himmel Euch zu heben,
Begünstigte von Plutus Raub!"

„Mit eurem Golde sollt ihr wehren,
Daß nicht der Sorgen trübe Nacht
Des Sängers heitern Sinn verkehren
Und stören kann der Götter Macht.
Ihm konnten sie die Schätze schenken,
Doch wollten sie den Sonnenflug
Nicht zu dem finstern Schooße lenken,
Der eure todten Götter trug."

„Sie fesselten des Frühlings Blüthe
Mit Wurzeln an der Erde Schooß,
Und liebend zieht der Mutter Güte
Die holden Kinder sorgsam groß,
Sieht freudig jeden Keim entfalten,
Den mütterlich ihr Schooß genährt,
Und sich in blühenden Gestalten
Zu Farb' und Leben schön verklärt."

„So solltet ihr der Sänger Leben
Mit eures Goldes Glanz erfreun,
Und, was die Götter euch gegeben,
Der Götter liebsten Söhnen weihn.
Wohnt nicht des Sängers Lied zu lohnen, —
Belohnung ist ihm sein Gesang!
Die Brust, die Himmlische bewohnen,
Verachtet eures Goldes Klang."

„Ihr höret mich, Zeus hohe Söhne!
Zu euch drang mein Gesang empor,
Und meiner Saiten laute Töne
Berührten euer göttlich Ohr.
Ihr lohnt den Greis mit Götterfeuer,
Das neu belebend ihn durchdringt,
Und schützt die euch geweihte Leyre,
Die eurer Gottheit Hymnen singt." —

Und kaum hat er das Wort geendet,
Da tritt ein Sclave schnell herein.

*) Einer der berühmtesten und ältesten Griechischen Dichter. Er war zu Julis, einer Stadt auf der Cycladischen Insel Ceos, 557 Jahr vor Christi Geburt geboren; ging nach Athen, wo er mit Hipparchus, dem Sohn des Pisistratus, und den gleichzeitigen Dichtern Anacreon und Theogenis in vertrauter Freundschaft lebte. Auch in Thessalien war er ein Freund der angesehenen Familie Skopas, deren Siege in dem Spiele er besang. Er starb 467 vor Ch. G. Die Anecdote, welche Stoff zu dieser Ballade gegeben, erzählt Cicero de Orat. II. 2. Seine Schriften sind alle bis auf einige Fragmente verloren gegangen. D. S.

„Zwey Männer, ferne her gesendet," —
Spricht er zum Sänger, — „warten dein.
Sie wollen nicht im Hauſ' verweilen,
Und weigern sich dem Fest zu nahn,
Doch bitten sie, du wollest eilen,
Und deiner Lieder Lohn empfahn."

Der Sänger staunt bey diesen Worten,
Doch folgt er schnell dem Sclaven nach.
Schon ist er durch die hohen Pforten
Und forschet in dem Vorgemach.
Doch werden sie nicht mehr gefunden,
Von keinem Menschen mehr gesehn;
Sie scheinen Göttern gleich verschwunden,
Die warnend schnell vorübergehn.

Denn wie der Sänger es verlassen,
Erbebt das festliche Gemach;
Es stürzt in ungeheuren Massen
Herein das hochgewölbte Dach.
Die mächtigen Ruinen bauen
Den Todten, tödtend selbst, das Grab,
Und Zeus gefey'rte Söhne schauen
Auf ihren Sänger mild herab.

August Appel.

Die Neger auf St. Domingo.

5.

Die Neger von Bodé, die Congos und die Vaudoux.

Die Priester der Neger von Bodé sind die nichtswürdigsten Bösewichter, die es geben kann. Wollen sie sich an einem Feinde rächen, wollen sie eine Menge Waaren an sich bringen, so verkündigen sie, daß der Gott Blut verlangt. Jetzt wählen sie das Schlachtopfer (einen Neger) nach Belieben aus, zerstückeln es, gehen auf dem Markte herum, und berühren von Waaren, was ihnen gefällig ist. Diese müssen ihnen dann abgeliefert werden, ohne daß der Eigenthümer das Mindeste dafür verlangen kann. Wehe dem unbekannten Fremdling, der sich nach Bodé verirrt, er wird sogleich dem Gotte geopfert, damit der obige Handel beginnen kann. Gibt sich indessen der Fremde als Mörder an, und wird dieß bestätigt gefunden, so findet er vollkommenen Schutz, ja sogar wirkliche Auszeichnung. Alle Mädchen zum Beyspiele bewerben sich um die Wette um seine Hand.

Die Congos putzen ihr wolliges Haar mit Federn auf, lassen sich die Zähne festonartig feilen, und sorgen für die Reinlichkeit ihres Mundes mit großer Aufmerksamkeit. In moralischer Hinsicht sind die Congos sehr verderbt. Sie haben keine Achtung vor ihren alten und schwachen Ältern, sie sind Lügner und Diebe von der äußersten Unverschämtheit. Ich entsinne mich, daß einer einmahl ein Huhn gestohlen hatte, und mir gerade in die Hände lief — „Aha!" — sagte ich — „Ertappe ich dich? Wo willst du mit dem Huhn hin? Hast es gewiß gestohlen?" — „Moi pas connoi, maître" — war die Antwort — „Mais maman poule ci lálà drôle oui! Li vini astor jetté en haut mains moi!" (Ich das nicht weiß, Herr! Aber die Frau Henne da ist so närrisch! Ist sie mir eben auf die Hände geflogen!) — „Geh! Geh!" fuhr ich fort — „du hast sie in deinen Topf stecken wollen!" — „Ai maître à moi!" — erwiederte der Spitzbube ganz kläglich — „Bon Dieu puni moi, si moi capab' faire bagage ci lálà! Moi vlé seulement chauffé li en haut case à moi! Guette comme plumes à li mouillé! Pauvr' bête!" — (Ach, Herr, ich! der liebe Gott soll mich strafen, wenn ich dergleichen Streiche fähig bin. Ich wollte sie nur bey mir trocknen! Sehn Sie doch, wie ihr die Federn naß sind! Das arme Thier!) Und bey diesen Worten streichelte und küßte er sie. Naß war das Huhn nun freylich, denn er hatte es beym Ergreifen in eine Lache gejagt, aber man denke sich, welche Verschmitztheit! Indessen mußte er es augenblicklich zurück geben, was er denn auch mit anscheinender Unterwürfigkeit that.

Die Congos lieben den Tafia, und das Fleisch des Caymans, trotz seines moschusartigen Geschmackes, außerordentlich. Ich hatte einen Congo, der ein sehr geschickter Harpunirer war, und also regelmäßig mit mir auf die Caymans-Jagd ging. Eines Tages vergaß ich, ihm seine Portion Tafia zu geben. — „Ach, Herr!" sagte er mit eben so naivem als betrübtem Ausdrucke: „Congo par encore gagné dent, et vous sevrez li." — (Der arme Congo hat noch keine Zähne, und ihr entwöhnt ihn.) Eben so, wenn ich einen Cayman anatomirte, so schleppte er immer ein Paar Stücke davon weg. Eines Tages hatte ich an einem Hinterschenkel Beobachtungen über den Umlauf des Blutes gemacht. Mein Congo sah dieß äußerst ungern, wahrscheinlich weil das Fleisch dadurch an Geschmack verlor. — „Maître," sagte er — „Na pas faire li souffrir comme ça donc! Caiman li y'oun bonn bagage, et pu vous va malheureux, quand vous va mouri!" — (Herr! laßt ihn doch nicht so leiden! Der Caiman ist ein guter Bissen! Und dann wird's Ihnen übel gehen, wenn Sie todt sind!) Hiermit deutete er auf die Seelenwanderung, wiewohl ihm freylich mehr an dem Cayman, als an meinem künftigen Glücke lag.

Während der ersten Unruhen zu St. Domingo hatte sich aus den Congos eine Empörerhorde gebildet, die

man füglich den Jacobinern gleichstellen kann. Sie gingen völlig nackend, trugen Caskets von Menschenschädeln mit den daran befindlichen Haaren, und hatten sich Backen, Brust und Arme mit einem dem Blute ähnlichen Ocker gefärbt. Sie tödteten alles, was ihnen vorkam, und konnten nichts Lebendiges um sich sehen. Wenn sie nur einige Wochen an einem Orte gewesen waren, fand man gewiß kein einziges Hausthier mehr daselbst. So weiß ich, daß nach ihrem Abzuge von einer gewissen Plantage alles in Blut schwamm. Ihr Anführer war ein Mulatte, und zugleich ein Makendal (Wahrsager). Er sah schon von Natur sehr scheußlich aus, und ward es noch mehr durch eine Menge Amulete von Kröten- und Schlangenköpfen u. dgl., die er am Halse und an allen Gelenken trug. Er durfte nur auf den Finger pfeifen, und augenblicklich kam die ganze Horde herbey. Dann kauerte er nieder, steckte den Finger in den H— und ließ die Neger um sich herumtanzen, so lange es ihm gefällig war. Der ganze Act war immer mit einem fürchterlichen Mordgebrülle begleitet, das man in sehr großen Entfernungen vernahm.

Die Vaudoux sind eine Art schwärmerischer Methodisten, wenn ich diesen Ausdruck brauchen darf, die keinen besondern Stamm ausmachen, sondern aus Negern von fast allen Stämmen bestehen. Sie gebärden sich wie Epileptische, und stoßen dabey ein schreckliches Gebrüll aus. Man schreibt ihnen allerhand geheime Künste, Schatzgräbereyen, Liebestränke, Behexungen und dergleichen zu; indessen kommt das Meiste auf Taschenspielereyen, oder natürliche Mittel hinaus. So pflegen sie z. B. den Negern häufig ihre Calendas zu verleiden, indem sie auf den Boden eine Menge gestoßenen Zuckers streuen, der mit altem Pferdeschweiße imbibirt worden ist. Kaum haben die Neger diesen Zuckerstaub eingeathmet, so bekommen sie Knurren im Leibe, und die heftigsten Blähungen.

Anecdote.

Der König Ludwig XIV. von Frankreich fragte einst den Marschall, Herzog von Vivonne, der eine große Liebe zum Lesen besaß, wozu das Lesen diene? Der Herzog, der sehr gesund aussah, erwiederte: „Das Lesen, Sire, ist für meinen Geist das, was Ihre Rebhühner für meine Wangen sind."

Notitzen.

Paris. (Aus einem Briefe.) Der heutige Tag brach bey unumwölktem Himmel an, und ich beschloß, irgend eine Anhöhe zu suchen, um von dort Paris mit seinen Umgebungen zu übersehen. — Die Kirche Notre-Dame, das älteste Gebäude für den Cultus in Paris, schien mir dazu, — wegen der Plats formes, die auf der höchsten Spitze der beyden Thürme von Ballustraden umgeben sind, am schicklichsten zu seyn. Sonst waren hier sieben Glocken, die die revolutionären Glockenstürmer bis auf den großen Emmanuel, welcher 320 Centner wiegt, in Stucken schlugen. Dieser hat nur seine Lilien verloren, ein Andenken an Ludwig XIV. und seine Gemahlinn, die bey seiner Einweihung die Pathenstelle übernahmen. Im Jahre 1802 hörte man am Ostersonntage vom ehrwürdigen Emmanuel den ersten Glockenschall nach der Revolution in Paris wieder hallen, nachdem er zwölf Jahre geschwiegen hatte.

Mich interessirte die gothische Kirche nicht so sehr als die Aussicht, zu der ich mit Döppelsätzen die Treppe hinaufeilte. Eine verschlossene Thüre machte meinem Springen ein Ende, aber ein ecriteau dicht dabey sagte mir: sonnez! das that ich denn so tapfer, daß der Thurmwärter auf der Stelle herauskam.

Ouvrez, mon ami — s'il Vous plait, je veux monter! sagte ich, mußte aber zu meiner Verwunderung hören — Pour y monter, monsieur, il Vous a fallu venir en deux.

Das kam mir sehr sonderbar vor; eh bien! fuhr ich fort — montez avec moi et nous serons en deux.

Non Monsieur! war die Antwort, il m'est defendu rigoureusement

N'y a-t-il aucun moyen? wiederhohlte ich, indem ich mit der Hand in die Tasche fuhr. Aucun autre, que de venir en deux, erwiderte er, und schien von dem Taschenmanöuvre gar keine Notitz zu nehmen.

Ich glaubte vor dem Schlosse des liberalen Cutendre zu seyn, dessen Zugbrücke sich nicht eher niederließ, bis sich ein glückliches nombre pair sehen ließ.

Ich sann über den Grund des Verboths vergeblich nach, und erfuhr erst hinterher die wahre Veranlassung.

Das menschliche Elend in Paris bewirkte dieß Gesetz; viele unglückliche Geschöpfe, denen kein Mittel mehr übrig blieb, das überdrüßige Leben zu fristen, wanderten zu dem Thurm der Notre Dame, wie zum kummerstillenden Felsen von Leucade, und nur neuerlich stürzte sich ein hoffnungsvoller Lehrling Davids von seiner hohen Zinne aufs harte Steinpflaster herab; um in einem Moment seinem freudenlosen Erdenleben ein Ende zu machen.

Was war zu thun! — ich mußte unbefriedigt meinen Rückweg antreten; denn es fand sich gerade kein Neugieriger, der auf Kosten seiner Beine ein nombre paire mit mir hätte machen wollen.

F. — s.

Gedruckt bey Anton Strauß in Wien.





Samstag, den — 93. — 4. August 1810.

Briefe aus Töplitz im July 1810.

Erster Brief.

Töplitz, den 15. July.

Das erste, was ich Ihnen melden kann, ist, daß ich hier bleibe. To stay or not to stay, that is the question. Denn der kleine Badeort mit seinen nächsten Umgebungen und der ländlichen Vorstadt Schenau, ist dießmal wirklich mit Gästen so überfüllt, daß es kein kleiner Gewinn im Glückstopf ist, wenn man, ohne lange Bestellung im voraus gemacht zu haben, hier noch ein Plätzchen findet, wo man sein Haupt hinlegen und auf einige Tage oder Wochen schwitzen kann. Es ist fürchterlich heiß hier, die Frage, die vordem jeder Ägypter dem andern gemacht haben soll, wenn er ihm begegnete: wie schwitzest du? vollkommen an der Tagesordnung. Ich war durch die Vermittelung des hiesigen Polizeydirectors und Aufsehers, eines ungemein verständigen und um Töplitz vielfach verdienten Mannes, des Hofraths von Eichler, an den ich von Dresden aus empfohlen war, so glücklich, ein paar Zimmerchen in der Vorstadt zu finden, die nach Schenau führt. Der Preis ist im Verhältniß noch immer sehr billig. Die Aussicht ist höchst erfrischend und ländlich von meinen Fenstern. Nur eine Sache ist unbequem. Wenig Schritte von meiner Wohnung sammelt sich alle aus der Stadt ablaufende Unreinigkeit, mit allen Miasmen der Stadtbäder geschwängert, in eine Art von Badeschwemme. Die mannigfaltige, durch die darauf anprallende Sonnenhitze entwickelte Ausdünstung wird zur wahren Folterbank für die arme Nase, die überhaupt in diesen Climaten und Ländern uns mehr zum Verdruß, als zum Genuß gegeben zu seyn scheint, und höchstens für die Rappeefabrikanten einträglich wird. Da wirklich ein allesbelebender Geist der Verbesserung und Verschönerung, an mehrern Orten hier sichtbar ist, so steht zu erwarten, daß auch diesem Übelstande, eine solche Pandorabüchse in der Nachbarschaft der angenehmsten Wohnungen unverschlossen zu lassen, abgeholfen werde.

Die Badeliste zählt, indem ich dieß schreibe, also in der Mitte July schon ins 16te Hundert, ein fast unerhörtes Ergebniß in den Annalen der Töplitzer. Man hofft es auf 3000 zu bringen. Natürlich wird in diesem Jahr das Versäumte vom vorigen nachgeholt. Der Umstand, daß die benachbarten Sachsen mit ihren baaren Zwanzigkreuzern, gegen die allein hier coursirenden Bancozettel in größtem Vortheil stehen, trägt allerdings das Seinige auch dazu bey, um den Sachsen den Aufenthalt hier angenehmer und einladender zu machen. Dafür fürchten aber viele Böhmen und erbländische Badebesucher die hiesige Theurung um so mehr, und finden sich verhältnißmäßig weit sparsamer ein. Ob die Gegenwart der allverehrten, durch Huld und Milde jedermann bezaubernden Kaiserinn Maria Ludovica, die Frequenz wirklich vermehre, ist mir in den wenigen Tagen, da ich hier bin, zweifelhaft geblieben. Sie wird

erst heute von Pilnitz, wo sie der königl. Sächsischen Familie ihren Besuch abstattete, zurück erwartet. Aber allgemein ist die Behauptung unter Kranken und Nichtkranken, daß dießmahl die hiesigen Bäder wirksamer als je ihre Heilkraft beweisen. Natürlich, die Sonne und die unterirdische Gluth heitzen gemeinschaftlich diese Thermen, die einzigen in ihrer Art in dieser nördlichen Breite!

Auch wird dieß Mahl der Gartenbrunnen hier in meiner Nachbarschaft viel fleißiger gebraucht, und von einigen auswärtigen Ärzten, die zufällig hier sind, mit Nachdruck und nach Verdienst empfohlen. In der That bleibt es bey der anerkannten Kraft desselben fast unbegreiflich, wie er seit einiger Zeit so vernachlässigt werden konnte. Er ist ungemein schwefelhaltig und doch nicht widrig im Geschmack. Eine Flasche davon, die ich gestern Abends ungestöpselt stehen ließ, fand ich diesen Morgen ganz in Molken verwandelt. Wer badet, hat sehr unrecht, diesen Becher Hygieens zu verschmähen. Der Fürst Clary, der der Kaiserinn sein schönes Schloß eingeräumt hat, wohnt jetzt selbst in dem Hause, das zu diesem Brunnen führt, und so hat auch der Garten, worin ein sehr anständiger Pavillon den Brunnen umschließt, den abstoßenden Nahmen Spitalgarten in den von Fürstengarten umgetauscht. Jetzt ist außer einer alten Lindenallee, die aber durch ihre kühlen Schatten höchst willkommen ist, noch wenig zur Aufnahme der Trinker hier gethan. Doch leidet es keinen Zweifel, daß einige Partheien sogleich sehr angenehm eingerichtet, einige Restaurateurzelte aufgeschlagen, und so für Töplitz das gewonnen werden könnte, was ihm allein noch abgeht, ein Mittelpunct für die schöne Welt, die unter dem Vorwand des Brunnentrinkens kommt, um zu sehen und um gesehen zu werden. Denn ohne einen solchen Vorwand ist nun einmahl keine Vereinigung möglich. Die Bäder selbst sind ihrer Natur und hiesigen Einrichtung nach lauter Vereinzelungs- und Trennungsplätze. Wie würde Töplitz an wahrer Geselligkeit gewinnen, wenn es auch die Annehmlichkeiten des Brunnentrinkens, wie Franzesbrunnen bey Eger, in sich vereinigte! Der Garten, worinn der Brunnen liegt, hat, wie gesagt, Raum zu mancherley Anlagen, und überhaupt, was die englische Naturgärtnerey capability nennt, und der edle Fürst Clary beweist ja in allem, was er thut und anlegt, wahren Geschmack und vielseitige Kenntniß zur Verannehmlichung dieser schon von der Natur so reichlich ausgestatteten Gegend. Ich begegnete ihm diesen Morgen Hand in Hand mit dem ehrwürdigen Nestor unter den Fürsten Deutschlands, dem Herzog von Dessau, dem unser Vaterland die ersten Muster zur wahren Landscape-gardening verdankt. Sie durchwandelten in der Morgenkühle die schönen Schattengänge des fürstlichen Parks. Vielleicht ist selbst bey diesem Spaziergang zur Verwirklichung des Wunsches, dem ich im Nahmen vieler Badegäste hier eine Zunge gebe, ein weiser Rath gepflogen worden!

Genug für heute, mein Freund! Ich setze in Augenblicken der Ruhe meine rhapsodischen Bemerkungen über Töplitz und seine jetzigen Bewohner fort. Jetzt hält meine Troschke vor dem Hause, die mich in das Jagdschloß Doppelburg, eine kleine Meile von hier am Fuß des großen Gränzgebirges, wo die Natur eine Mauer zwischen Böhmen und Sachsen erbauet hat, sehr angenehm liegen soll. Es ist heute Freytag, und da gebiethet die hiesige Sitte, sich dort einzufinden. Es soll ausser den zahmen Hirschen, die im fürstlichen Park gehegt und gefüttert werden, auch noch andere Geweihe dort geben, und die actäonische Gesellschaft zuweilen sehr zahlreich seyn. Das ist Verläumdung! Und ich fahre mit dem festen Entschluß hin,

— to break the sting
Of that envenom'd worm, call'd Calumny.

Nicht wahr, meine schöne, liebenswürdige Nachbarinn! schon Hamlet sagte seiner Ophelia: Sey keusch wie Eis und rein wie Schnee! doch der Verläumdung wirst du nicht entgehen! Wohlan, wir setzen uns zusammen auf dieß leichte Fuhrwerk und fliegen nach Doppelburg. Die Devise des großen englischen Ordensbandes sey heute die unsrige! —

Morgen früh erzähle ich Ihnen theuerster Freund, die kleinen Abenteuer von Doppelburg! Leben Sie wohl!

Ihr K.

Nachschrift. Es ist gewiß, daß der König von Holland nach Hufelands Vorschrift, unter dem Nahmen eines Herrn von St. Leu, gestern hier angekommen ist. Es scheint, daß er das strengste Incognito beobachten will. Er wohnt bey dem ersten und berühmtesten Badearzt, dem Dr. Ambrozi, in einem äußerst beschränkten Local.

Todtenopfer der edlen Fürstinn Pauline von Schwarzenberg geweiht.

Ihr weint? Warum o sanfte Charitinnen
Ist euer schönes Aug' von Thränen roth?
Starb euch ein Liebling, schied ein Freund von hinnen,
Beweint ihr einer Schwester frühen Tod?
Ach! Eine starb mit großem schönen Herzen
Der ird'schen Schwester gelten eure Schmerzen.

Horch auf o Welt! und rette deinen Glauben,
  Und spiegle dich an hohem Menschenwerth;
Daß ihn kein Zeitgeist, keine Lästrer rauben,
  Hat dich ein edelherzig Weib gelehrt!
Ein Weib, betrauert von zwey großen Thronen,
Errang die schönste aller Mutterkronen.

Da rings die Flammengötter sich verschworen
  Und wüthend rast der unglücksel'ge Brand,
Sucht angstvoll sie ihr liebes Kind, verloren,
  Verloren ach! der treuen Mutterhand!
Und in des Jammers fluthendem Gedränge
Verhallt ihr Ruf, ihr Kind verbirgt die Menge.

Da stürzt die Mutter durch das Angstgetümmel
  Zurück zur Flamme, in Verzweiflungsnoth!
Ihr Kind zu retten, greift sie in den Himmel,
  Und ach umarmt den qualenvollen Tod!
Die Erde siegt, es sinkt das schöne Leben
Und Psyche muß den freyen Fittig heben.

O! nimmer ging, seit Mutterherzen schlagen
  Ein Weib so kühnen Heldentodesgang
Sie starb der Menschheit! Lieber Kinder Klagen,
  Des Gatten Schmerz verwehn im Zeitendrang;
Doch aus der Mitwelt reicher Saat von Thränen
Erblüht ein Kranz, Paulinen zu verschönen.

Helenensinn und stolze Römerthaten
  Sucht ihr im dunklen Schachte vergangner Zeit?
Auch uns umwehn der Edlen goldne Saaten
  Es fehlt dein Herold nur, Unsterblichkeit!
Auch unsre Sonne leuchtet schönen Seelen,
Die Künstler nur, die großen Sänger fehlen.

Du Herrliche wirst deinen Sänger finden;
  Der würd'ger als mein schwaches Lied dich preist,
An deinem Tod wird sich sein Lied entzünden,
  Und zur Unsterblichkeit trägt dich sein Geist.
Dann wird dein Nahme hoch zum Sternen schweben.
Ein Phönix aus der Asche sich erheben.

v. S.

Anecdoten.

Garrik und der Schornsteinfeger.

Der berühmte Schauspieler Garrik stand einst mit dem Rücken an das Camin gelehnt in seinem Zimmer, als an die Stubenthüre geklopft wurde. Es trat ein Schornsteinfeger herein. „Herr! seyd Ihr der berühmte Garrik! Ich möchte gern bey Eurem Theater Dienste nehmen und spielen."

Garrik. Was kannst du?

Schornsteinfeger. Ich kann den Lear, Hamlet, Othello.

Garrik. Du! Laß hören. Declamire mir den Monolog: „seyn oder nicht seyn."

Der Schornsteinfeger fing an zu declamiren, Garrik war entzückt über sein Talent, bewegte sich am Camine hin und her, die Flamme ergriff seinen Rock und Garrik brannte. Der Schornsteinfeger stürzte sich auf ihn und rettete ihn vom Tode des Verbrennens.

Garrik fiel dem Schornsteinfeger in die Arme und rief: „mein Retter, mein Freund, mein Hausgenosse! Sey, was du willst, nur betritt die Bühne." Der Schornsteinfeger betrat sie und erhielt großen Beyfall. Nach einiger Zeit aber wurde derselbe vermißt; er war verschwunden, und hatte von Niemand Abschied genommen. Beynahe ein halbes Jahr darauf begegnete Garrik auf der Straße einem Schornsteinfeger, dessen Gesicht er zu kennen schien.

Garrik. He da, Freund! Seyd ihr nicht unser College? Warum verließet ihr mich und die Bühne?

Schornsteinfeger. Ach Herr! meine ehemahligen Collegen haben mich so viel ausgelacht, daß ich unter die Comödianten gegangen war, daß ich die Narrenkappe ablegen, mich abstrafen und die Schornsteinfegerkappe wieder aufsetzen mußte.

Ein Einfall.

Vor mehrern Jahren erhob man eine Klage gegen die Nachtwächter von London und Westmünster, daß sie ihre Pflicht im höchsten Grade vernachläßigten. Ein Mitglied des Parlaments machte nun im Unterhause den Antrag, daß man erlauben möchte, einen Gesetzesvorschlag einzubringen, wodurch die Nachtwächter gezwungen würden, bey Tage zu schlafen, damit sie ihre Pflicht des Nachts desto besser thun könnten. Sir James Creed bath das ehrenwerthe Mitglied, das diesen Vorschlag that, ihn in denselben mit einzuschließen; denn er würde so entsetzlich vom Podagra geplagt, daß er weder bey Tage noch bey Nacht schlafen könnte.

Der erste Almanach.

Der erste Almanach kam in den letzten Jahren der Regierung Ludwigs XIV. heraus und führte den Titel: Almanach des Teufels. Kaum war er erschienen, so wurde er auch schon verbothen. Ein Schlaukopf von Betrüger benutzte diesen Umstand, ging mit vielen Exemplaren ins Schauspiel und fragte ganz leise: ob man den Almanach des Teufels kaufen wolle. Die Meisten kauften das Buch und steckten es wegen des Verbothes geheimnißvoll in die Tasche. Als sie nach Hause kamen und begierig waren zu lesen, war das

Buch nicht der Almanach des Teufels, sondern der Hof- und Staatskalender.

Miscellen.

Johannes Müller, der Friedrich II. und Napoleon sprach, nannte nach diesen Unterredungen jenen, die sich ausbreitende Poesie, diesen den zusammendrängenden kalten Verstand; daher ist des Letztern Gespräch kurz, er ergreift von Allem, was da ist, nur die Enden, und verlangt überall Resultate. Nicht Vorbereiten, Entwickeln, Untersuchen liebt er; er ist daher mit unserm Zeitalter und den Wissenschaften unzufrieden, findet da meist nur leere Speculation und hält dagegen einzig die Entdeckung der Kuhpockenimpfung als ein klar da stehendes Resultat, für eine merkwürdige und befriedigende Erscheinung in der Wissenschaft unserer Tage.

Aphorismen.

Alle Welt glaubt die Liebe zu kennen, weil alle Welt sich erinnern mag, mehr oder weniger verliebt gewesen zu seyn, aber zum Verliebtseyn gehört nur ein reitzbarer Instinct, zum Lieben hingegen noch eine Sache, die nicht so Jedermanns Sache ist, ein gefühlvolles Herz.

....

Mannspersonen hat unser Zeitalter, wie es scheint, ziemlich so gut gehabt, als irgend eins, aber an Männern, wo wir nicht irren, hat es hier und da stark gefehlt.

....

Man sey klug, und lasse es fernerhin ja ungerügt, daß Niemand die ältern Bücher mehr liest, denn wer sollte sonst die Neuern lesen, die größtentheils, mutatis mutandis, aus den ältern gemacht sind!

Joh. Eremita.

Notitzen.

Frankreich. In den Bädern von Balaruc (District Montpellier, Departement von Herault) starb am 26. Juny 1810 Herr Joseph de Montgolfier, in einem Alter von ungefähr siebenzig Jahren. Er war einer der vorzüglichsten Mechaniker Frankreichs, und Miterfinder der Aerostaten, denen man dankbar, auch wenn die Kunst einst erfunden seyn sollte, sie willkürlich in den Strömen der Atmosphäre zu leiten, den Nahmen der Montgolfieren lassen sollte. Sein Bruder J. E. Montgolfier, der im Sept. 1799 starb, und mit dem er in der Manufactur zu Vidalon die Papiermacherkunst gemeinschaftlich veredelte, daß sie in Frankreich zuerst, was vorher nur durch holländische Arbeiter geschah, Velinpapier fabricirten, — kam freylich auch der Erste auf den Gedanken der Luftschifferey durch Einschließung verdünnter Luft in leichte, hohle Bälle. Als er nähmlich einmahl in seiner Casserole Wasser kochen ließ, daß er mit einem sphärisch zusammen gefalteten Papier bedeckt hatte, schwellte dieß auf und stieg empor. Der Wink war gegeben; die Gebrüder Montgolfier verfolgten ihn gemeinsam. Ein Patent von der Akademie der Wissenschaften, zweytausend Livres Pension und der St. Michelsorden lohnten oder beehrten den Erfinder.

Der jüngst verstorbene Montgolfier war, wie sein Bruder, zu Annonay geboren. Sein erfinderischer Geist ward vielen Künsten nützlich. Wer denkt hier nicht an Montgolfiers belier hydraulique, der das Wasser zu einer Höhe von sechzig Fuß emportrieb? Er ward Mitglied des Instituts von Frankreich, Administrator beym Conservatoire der Künste und Gewerbe, und empfing von seinem Kaiser den Rang eines Reichsritters.

Die Entdeckung eines Zinnbergwerks ist für Frankreich eine der nützlichsten und wichtigsten, die seit geraumer Zeit gemacht worden sind. Bekanntlich ward dieß vortreffliche Metall bisher in sehr wenigen Ländern gefunden. In Europa kannte man nur drey Fundorte: in Deutschland auf der sächsisch-böhmischen Gränze, in Spanien in einer an Portugall stoßenden Provinz Galliziens, und in England, wo die Grafschaft Cornwallis die reichsten und berühmtesten Zinnbergwerke hat. Jetzt, da die Sperre des englischen Handels auch das Zinn seltener macht, besonders da ganz neulich erst seine Ausfuhr nach dem festen Lande ganz verbothen worden seyn soll, wird die Entdeckung eines Zinnbergwerks in Frankreich um so wichtiger.

Die Geschichte dieses Fundes ist folgende. Man hatte im Jahr 1795 auf dem Berge Puy des Vignes, beym Städtchen St. Leonhard im Departement Haute Vienne, Wolfram-Metall gefunden, welches der gewöhnliche Begleiter des Zinns zu seyn pflegt. Inzwischen ward doch wenig Aufmerksamkeit auf diese erste Spur verwandt.

Ein junger Bergwerks-Ingenieur, Nahmens de Cressac, der im J. 1802 in diesen Gegenden beschäftigt war, empfing vom General-Conseil der Bergwerke Erlaubniß, die Spuren neuerdings zu verfolgen. Er empfing dazu vom Minister des Innern die nöthigen Geldunterstützungen, und setzte nun seine Arbeiten mit vieler Klugheit und Einsicht fort. Er entdeckte nach und nach verschiedene andere mineralische Substanzen, welche in Frankreich sonst nicht gefunden werden, und die alle mit dem Zinnkies in Whealrock in St. Agnes in Cornwallis beysammen getroffen werden. Alles dieß erhob seinen Muth; er ward der Nähe des Zinns immer sicherer, und fand es endlich wirklich in einem Zustande der Oxidation, wie es in den Bergwerken gemeiniglich wahrgenommen wird. Sowohl die Kristallformen, als die chemischen Untersuchungen, bestätigten das Glück, und daß hier keine Täuschung obwalte. Man erhält das schönste, reinste Zinn.

Der Gang, auf welchem es vorkommt, ist sehr mächtig, und ward immer edler, je weiter man abteufte. Gegenwärtig werden mehrere Schachte darauf abgesenkt. Man weiß, in welcher großen Tiefe das Zinn der Cornwallischen Bergwerke gebrochen wird, in welchen mehrere Schachte beträchtlich tiefer als das Meer liegen.

Gedruckt bey Anton Strauß in Wien.



Der Sammler

Dinstag, den — 94. — 7. August 1810.

Altdeutsche Epopeen.

Noch ist uns der größere Theil der epischen Schätze unserer Vorfahren in Dunkelheit vergraben. Ihnen fehlte bisher noch ein Mathisson, um sie, gleich den Lirischen Gedichten, ans Tageslicht zu fördern. Wir müssen daher jedem Manne herzlichen Dank wissen, welcher diese Reichthümer aus dem Schutte von der Zeit bedeckter Goldminen hervorzieht, die zum Ruhm unserer Nation gereichen.

Der rühmlich bekannte Probst Hofstätter, welcher sich durch eine Reihe von Jahren um den Staat eben so verdient machte, als um Kunst und Litteratur, hat nun ein solches Werk vollendet, welches sich als Manuscript in meinen Händen befindet, und gewiß den Beyfall jedes Kenners und Patrioten erhalten wird.

Es besteht in zwey Bänden, und führt den Titel: „Philologische Handschriften der k. k. Hofbibliothek, oder: Altdeutsche Dichter, in die heutige Sprache übertragen."

Der würdige Verfasser durchgeht in diesem Werke die vorzüglichsten deutschen Rittergedichte vom 13ten Jahrhunderte aufwärts, setzt die Plane auseinander, und gibt die schönsten Stellen theils ganz, theils auszugsweise. In den beygefügten Anmerkungen muß man eben sowohl den Fleiß, als den Scharfsinn des Herausgebers bewundern.

Da dieses Werk seinem Verfasser eben so viele Ehre macht, als es zur Verbreitung des deutschen Ruhmes gereicht, so glaube ich, der Lesewelt einen sehr angenehmen Vorschmack zu geben, wenn ich aus dem Manuscript eine Probe mittheile. Die gewählte Stelle ist aus dem Lanzelot de Lac, einem Rittergedichte von Ulrich von Zazichhofen aus dem 13ten Jahrhundert. Ich wählte sie nicht als die schönste, sondern weil sie mannigfaltig und zur isolirten Aushebung am geeignetsten ist.

Kuffner.

Die schöne Yblis.

Die holde Tochter Ywarets
War, was man je von Mädchen las,
Und ferner lesen mag.
Der Schönheit Zauber war ihr Eigenthum,
Reitz, Unschuld, Zartgefühl ihr Schmuck;
Und wie die Brust von Güte schwoll,
So färbte Züchtigkeit die Wangen ihr,
An ihren Busen drangen Neid
Und Haß, der Menschheit Geißeln, nie.

Vom Rosenmunde floß kein Wort,
Denn nur, was edel war und zaubervoll.
Im Auge glänzte Heiterkeit
Und Frohsinn, den sie fühlt' und gab.
Zur Huld geschaffen, freute sich
Ihr holdes Herz des Wohlthuns edler Macht,
Versüßte sie durch sanfte Munterkeit,
Verscheuchte nicht, belebte Menschenlust.
Sie achtete, vom Schimmer nie getäuscht,
An Menschen nicht Geburt, nur Geist,

Und wer der Holden Gunst genoß, stand fest
Wie sie, verlor sie nimmer ohne Schuld;
Denn kluger Scharfsinn war ihr Helm,
Bescheidenheit ihr Schild;
Und jede Tugend, die ein Mädchen schmückt,
Erkor zum Sitze sich ihr holdes Herz.

Von königlichem Stamm erzeugt,
War sie erhabnes, festes Sinns:
Geschworen war's, was sie versprach,
Und Herz und Mund unwandelbar.
Nur brachte sie die Minne jetzt
In enge Lagen bitterer Art,
Die klug man von sich ferne hält.
Allein da half nicht Weisheit, half nicht List;
Denn niemand ist sich selbst so klug,
Daß er der Minne sich erwehrt.

Wenn ihr des Fräuleins Nahmen wollt,
Ich berg' ihn länger nicht;
Die schöne Yblis hieß sie ie,
Ein Inbegriff von Seligkeit.
Auf sie ergoß sich Gottes Huld
In Segensfülle jeder Art.

Yblis und Lanzelots Liebe.

Die stille Nacht vorher,
Als an dem Morgen Ywaret
Mit unserm iungen Helden focht,
Da senkte sich ein holder Traum
Ins Herz der königlichen Maid.
Ihr wars, ob durch den muntern Klee
Sie an die hohe Linde schritt.
Hier sah sie einen Ritter, kühn und schon;
Die Wangen Rosen gleich und Lilien,
Die Locken kraus und schwarz;
Und zarte Zweige fesselten
Sein rollend Haar, indeß
An rundem Mund und hoher Stirn
Der Schönheit Blume siegend prangt.
Ihr Auge schmilzt in sanften Blick;
Sie fühlt, was sie noch nie gefühlt.
Der Liebe Allgewalt durchgreift
Die sanfte Brust, und dringt ihr Seufzer ab.

Erstaunt, daß noch ihr Auge nie
So holden Reitz und Zauber sah,
Fand, was er that und was er sprach,
Sie alles artig, sanft und mild,
Den Blick, den Ton, der Worte Sinn.
Sie sogs zwar leicht, wie Balsam, ein,
Doch grub sichs tief ins wonnetrunkne Herz.

Von unwiderstehlicher Regung getrieben, ging die schöne Yblis früh am nächsten Morgen zur Linde.

Am Lindenborne stand der Held.
Sie both ihm guten Tag,
Und blickt' erstaunt ihn an;
Denn Herz und Auge sagten ihr,
Es sey der hehre Ritter selbst,
Den sie im schönsten Traume sah.
Sie schwang vom Rosse sich ins Gras.
Der Wange Gluth verräth
Das Wallen ihrer Brust.
Sie athmet nahmenlosen Reitz,
Und schwebt, wie Lüftchen, über Blumen weg.
Die seidne Locke floß
Von silberweißem Nacken ab,
Und wie der Mandelblüthe Glanz,
So hellt die Wange Roth und Weiß.
Ihr flatterndes Gewand
Wallt um sie her, und zaubervoll
Eröffnet sich ihr Purpurmund.
So wandelt sie am Lindenborn,
Erglänzend wie am Wogenmeer der Mond;
So both sie ihm den holden Gruß.

Er neigte dankend sich,
Und sprachlos blieb er stehn.
Ihm sagt sein Herz in Wonnetrunkenheit,
Es sey die holde Königinn
Die hier unwiderstehlich schön
Im Thau der Schatten stand.
Doch riß sein Geist sich bald empor:
Seyd gnädig, rief er, holde Frau!
Und nehmet ihr es gütig an,
Ich deckte gern mein Herz euch auf.
Ihr seyd so schön und seyd so hold,
Wie euch der Ruf verkündigte,
Und wie mir jetzt mein Auge sagt,
Daß ich durch keines Menschen Schuld,
Als nur durch euern süßen Gruß,
Als nur durch eure Huld
Gewinnen und verlieren muß.
Ists wahr, was man mir sagt,
So ist der Tod mein Loos.
Doch segnet mich des Himmels Huld,
Und euer Herz, das hoch im Busen schlägt,
Wo wär' ein Mann je sicherer?
Selbst Gott dann schirmet mich.
Ich rechne drauf, so sprach die Maid,
Ists anders so, wie euer Mund
Und euer ganzes Wesen spricht.
Denn eine Frau, die deß sich rühmt,
Wo sie nur kann, mit Wonne wohlzuthun,
Die ehret jeden edlen Mann;
Und deren mögt ihr einer seyn:
Doch zürn' ich selber auf mein Herz,
Daß ich zum ersten Mahl euch sah,
Und schon gestehen muß,
Ich sah nie einen edlern Mann.

Vier tausend Thaler Lotteriegewinn.

Nur bey unerwarteterem Glück oder Unglück zeigt sich der Mensch in seiner wahren Gestalt; dieß sind die Probiersteine seines Charakters. Wenigstens behaupten dieß die Philosophen; aber oft vertritt auch eine lange Gewohnheit die Stelle der sublimsten Weisheit.

Heinrich Groll war über zwanzig Jahr in einer kleinen Provinzialstadt der Bediente des Barons von F..., und sein Herr hatte nie Ursache gehabt, ausei-

nem erheblichen Grunde auf ihn zu zürnen. Zufällig gewann er vier tausend Thaler auf ein Viertelloos in der Classen-Lotterie.

Kaum hatte er dieß Geld ausgezahlt erhalten, so ließ er sich auch in der Post zu einer Reise nach W... der Residenz des Fürsten von ... einschreiben.

Den Tag darauf ging er zu seinem Herrn: „Gnädiger Herr, wir müssen uns trennen."

Wie so, Heinrich, und warum?

„Gnädiger Herr, ich will nach W..."

Und was willst Du dort machen?

„Ich muß Ihnen nur sagen, ich habe vier tausend Thaler in der Lotterie gewonnen, und Sie werden es mir nun wohl nicht übel nehmen, daß ich nicht weiter diene."

Viel Glück zu Deinem Gewinn; aber was willst Du mit Deinem Reichthume anfangen?

„Das wird sich schon finden, wenn ich in W... bin."

Vor allen Dingen sey mit deinem Gelde vorsichtig. Reis' in Gottes Nahmen, ich wünsche Dir viel Glück. Du bist nun ein gemachter Mensch, aber führ Dich auch vernünftig auf.

Heinrich reiste ab, und kam glücklich an den Ort seiner Bestimmung an. Er miethete einige elegant meublirte Zimmer in einem Wirthshause, ließ sich von einem Schneider nach dem neuesten Geschmacke kleiden, schaffte sich Equipage, einen Kutscher, einen Kammerdiener, zwey Bedienten und einen Jokey an, kaufte kostbare Ringe, goldene Uhren, Tabatieren und eine Menge eleganter Nippes, besuchte die Theater, Concerte und andere öffentliche Lustbarkeiten, und war bey allen kostspieligen Dinés der berühmtesten Restaurateurs. Er machte Bekanntschaft mit einigen artigen Schauspielerinnen und Tänzerinnen, gab kleine aber theure Soupés und wurde bald ein erklärter Busenfreund aller jungen Herrn von gutem Ton, die sich gern auf fremde Kosten amüsiren.

Es währte nicht lange, so zog er die Aufmerksamkeit der eleganten Welt auf sich; überall fragte man: wer mag wohl der reiche Fremde seyn? — und in der That war er auch allen, im strengsten Sinne des Worts, ganz fremd, denn niemand hatte ihn vorher gesehen, noch etwas von ihm gehört.

Heinrich Groll bezahlte sehr regelmäßig, denn er zehrte von seinem Capital; er verlor viel und mit ziemlicher Gelassenheit im Spiele, und war zu jeder theuren Lustparthie bereit, so bald sie nur in Vorschlag kam. Kein Wunder, daß man ihn überall gern sah.

So verstrich beynah ein volles Jahr. Heinrich rechnete dann doch zuweilen im Stillen, und machte zuletzt die eben nicht tröstliche Bemerkung, daß sein Reichthum auf die Neige gehe. Er faßte aber einen wahrhaft heldenmüthigen Entschluß; er ging wieder auf die Post und ließ sich zur Rückreise nach seiner Heimath einschreiben, und als er in sein Quartier zurück kam, bestellte er bey seinem Wirth auf den folgenden Tag ein Diné auf sechs Personen, weil einige gute Freunde bey ihm zu Tische kommen würden. Nun legte er sich zu Bette und schlief sehr ruhig.

Den folgenden Morgen trat sein Kammerdiener zu ihm in's Zimmer.

„Werden Sie heute zu Hause speisen?"

Ja!

„Wie viel Couverts befehlen Sie?"

Sechs.

„Wenn soll angerichtet werden?"

Punct zwey Uhr.

Eine Ausnahme von der Regel, da sonst gewöhnlich weit später zu Tische gegangen wurde.

Heinrich beschäftigte sich den Vormittag über, seine Rechnungen zu bezahlen, und sich mit seinem Wirth und seinen sämmtlichen Dienstbothen abzufinden. Als er damit fertig war, packte er seinen Mantelsack selbst ein, und legte seine Reisekleider in Ordnung.

Es ist beynahe zwey Uhr; der Kammerdiener erscheint auf's neue und fragt, ob sich die Gäste nun wohl bald einfinden werden, weil der Koch sich darnach richten müsse.

„Laß immer anrichten," sagt Heinrich „alle meine Gäste sind schon hier."

Es geschieht.

Heinrich tritt in den Eßsaal, setzt sich an den Tisch, nimmt seine Serviette und sagt zu dem Kammerdiener und den beyden Lakeyen: „Setzt euch, und laßt auch den Kutscher und Jokey herauf kommen."

Die Bedienten sehen einander erstaunt an, und können sich dieß sonderbare Benehmen nicht erklären.

„Nehmt Platz, Ihr Herren, wenn's gefällig ist," fährt Heinrich fort: „ich scherze nicht. Wir wollen „zusammen essen. Macht keine Umstände."

Sie gehorchen endlich, aber nicht ohne große Verlegenheit. Sie wagen es kaum, dicht an den Tisch zu rücken und berühren die Speisen mit einer Ängstlichkeit, als ob sie vergiftet wären.

Während des Essens herrscht ein tiefes Schweigen. Keiner von allen fünf Tischgästen kann sich von seinem

Erstaunen erhohlen, bis endlich der Nachtisch aufgetragen wird. Der Champagner bringt Leben in die Gesellschaft und an die Stelle der Verlegenheit tritt fröhliche Selbstvergessenheit.

Nun nimmt Heinrich Groll das Wort. „Lieben „Freunde und Cameraden, ich bin nichts mehr und „nichts weniger, als ihr, ich bin auch nur ein Bedien„ter. Im vorigen Jahre gewann ich vier tausend Tha„ler in der Lotterie. Ich wollte auch ein Mahl leben, „wie ein vornehmer Herr, und die Vergnügungen ei„ner großen Stadt kennen lernen. Mein Geld ist ver„zehrt; morgen früh reis' ich wieder in meine Heimath „zurück, und wenn es möglich ist, so nehm' ich wieder „bey meinem alten braven Herrn Dienste. Stoßt an, „wir wollen leben. Ich denke, wir scheiden als gute „Freunde von einander."

Als Heinrich wieder an Ort und Stelle war, ging er gleich zu dem alten Baron von F... und both sich ihm wieder an.

Wo kommst Du her, und was ist aus Deinen vier tausend Thalern geworden? — Ich rieth Dir, sie gut anzulegen; sind sie zum Henker?

„Nein, gnädiger Herr, ich habe sie sehr gut ange„legt und nicht einen Birminghamer Groschen mehr „davon."

Wie, Du hast sie aufgezehrt?

„Richtig. Ich war schon längst neugierig, recht zu „erfahren, wie einem Menschen zu Muthe ist, der „viel Geld zu verthun hat. Ich habe meine Neugier „gestillt."

Ganz wohl; aber wie hat Dir dieß Leben gefallen?

„Hohl's der Henker, gnädiger Herr! es ist bey Gott „nichts besonderes. Ich hab' es mir weit besser gedacht. „Ich kehre gern in meine alte Lage zurück."

Schlag ein, ehrlicher Heinrich. Ich hoffe, Du sollst nun noch zufriedner leben, als zuvor. Die Erfahrung, die Du eben gemacht hast, hat Dich von einem großen Übel geheilt, von der Qual des Neides.

Der erste Übersetzer des Homer.

Ein gewisser Leontius Pilatus war im vierzehnten Jahrhundert der erste Übersetzer des Homer. Boccacio ging ihm dabey treulich zur Hand, und auch nur er hat seinen Nahmen vor der Vergessenheit geschützt. Jener war ein geborner Grieche aus Tessalonich, der sich davon ernährte, daß er zu Florenz Unterricht in der griechischen Sprache gab.

Boccacio macht von ihm folgende Schilderung:

„Sein Äußeres war im höchsten Grade zurücksto„ßend, sein Gesicht scheußlich: er trug einen sehr langen „Bart, und sein rabenschwarzes Haupthaar hing unge„kämmt über seine Schläfe. Er war stets in Gedanken, „und machte daher die gröbsten Verstöße gegen alles, „was man gute Lebensart nennt. Er war grob, roh, ohne „Anstand und Sitten, aber dabey ein gründlicher Ken„ner der griechischen Sprache und Litteratur. Er hatte „ein wunderbares Gedächtniß, und war in der griechi„schen Mythologie und Geschichte bis in das kleinste De„tail bewandert. Lateinisch verstand er nur oberflächlich, „und da er in dem Glauben stand, daß ein Ausländer „immer mehr geachtet würde, als ein Eingeborner, so „gab er sich in Griechenland für einen Italiener aus. „Er hatte viele Jahre in den Ruinen von Creta gelebt."

Boccacio und Petrarca gaben sich alle Mühe, ihn zu überreden, daß er in Italien bleiben möchte; aber er war viel zu unstät und unruhig; er bestand darauf, nach Griechenland zurückzukehren. Doch kaum war er dort angekommen, so schrieb er einen langen Brief an Petrarca, in welchem er Italien bis zum Himmel erhob, und auf Constantinopel lästerte. Man antwortete ihm nicht; er entschloß sich also kurz, und schiffte sich auf einem Schiffe ein, das nach Venedig absegeln wollte. Glücklich kam er durch das adriatische Meer, da erhob sich plötzlich ein heftiger Sturm. Während die ganze Schiffsmannschaft und alle darauf sonst Eingeschiffte damit beschäftigt waren, aus allen Kräften zu arbeiten, ließ er sich an einen Mastbaum binden, um das fürchterliche Schauspiel recht übersehen zu können. Ein Blitzstrahl traf den Mastbaum, und er wurde mit ihm in einen Augenblick zerschmettert. Alles war bis in's Innerste erschüttert, aber der Schlag that weiter keinen Schaden. Der zerstümmelte und halbverbrannte Leichnam wurde über Bord geworfen, und Petrarca, der seinen Freund Boccacio davon Nachricht gibt, schließt seinen Brief mit den Worten:

„Dieser Unglückliche ist fast noch elender aus der „Welt gegangen, als er sie betreten hat. Ich glaube „kaum, daß er je einen heitern Tag erlebt hat. Sein „abschreckendes Gesicht verkündete schon sein schauervol„les Ende, und ich begreife es nicht, wie nur ein Funke „Dichtergeist in eine so finstere Seele hat dringen „können."

Gedruckt bey Anton Strauß in Wien.



Der Sammler

Donnerstag, den — 95. — 9. August 1810.

Die Kunst zu sehen.

Einige Herren und Damen aus der Residenz hatten an einem schönen Sonntage beym Anbruch des Morgens eine kleine Reise aufs Land zu einem Bekannten gemacht; es war Abend geworden.

Ein junger langer Mensch von der Gesellschaft, dessen Äußeres eben nicht viel Geist versprach, kam von einem Spaziergange zurück, und warf sich gähnend in ein Sopha. Schon am Morgen hatte er Langeweile gehabt, bey der Mittagstafel ging es ihm nicht besser, immer schien es, als wollte er einnicken, aber doch kam es nie so weit. „Machen Sie sich noch eine Bewegung, junger Herr:" rief man ihm zu: „gehn Sie noch ein „Stündchen spazieren."

Er stand auf, und nachdem er sich ein paar Mahl mit den Armen gespreitzt hatte, entschloß er sich endlich, einen Spaziergang zu machen.

Nach geraumer Zeit kam er wieder, aber um nichts munterer. Er setzte sich an ein Clavier und spielte einige rasche Walzer, aber immer langsamer und langsamer, bis er endlich dabey einschlief.

Während er schlummerte, trat ein anderer junger Mann von der Landparthie in's Zimmer. Er trocknete sich die Stirne und wehte sich mit dem Hute Kühlung zu. Endlich setzte er sich zwischen zwey Damen.

„Das nenn' ich spazieren gehen!" sagte er mit heiterer Miene: „aber ich bin herzlich müde."

Wie haben Sie sich draußen amüsirt? fragte ihn eine seiner schönen Nachbarinnen.

„Köstlich!"

Es gibt hier aber nicht viel Stoff dazu.

„Ich habe nie Langeweile."

Was haben sie denn Schönes gesehen? — fragte man spöttisch.

„Mancherley."

So erzählen Sie doch.

„Was ich gesehen habe?"

Ja, wir sind neugierig.

„Sie scherzen, Sie würden mich nur auslachen."

Warum das?

„Aufrichtig gesagt, ich habe nichts gesehen, was „des Wiedererzählens verlohnte. — Dergleichen kann „jeder alle Tage zu sehen bekommen, wenn er meine „Promenade macht."

Wenn man aber nur sieht, doch nichts wahrnimmt, wie dann? fragte ein ältlicher Mann, der bisher kein Wort gesprochen hatte.

„Sie haben recht!" riefen mehrere Damen: es hilft „kein Sträuben, Herr Dunker, Sie müssen uns erzäh„len, was Ihnen alles aufgestoßen ist."

Ja, ja, Sie müssen! tönten alle Stimmen lustig nach.

„Sie befehlen, ich gehorche, aber es ist sicher das „Unbedeutendste, was je erzählt worden ist."

Fangen Sie nur an.

„Meine Erzählung beginnt, wie die Abenteuer des „weltberühmten fahrenden Ritters Don Quixotte von „La Mancha: nähmlich mit einer Wirthshausscene. Dieß „Wirthshaus ist kein anderes, als daß dort im nahen „Walde belegene, zur goldenen Sonne."

„Kaum war ich auf meiner Wallfahrt bis vor seine „Thüre gekommen, als ich über seine Erscheinung mit„ten im Gebüsch, erstaunt, mich auf den kurzen dicken „Stock stützte, den ich hier in der Hand habe, und der „mein treuer Begleiter auf allen meinen Spaziergän„gen ist. Was mir zuerst in die Augen fiel, war eine „Inschrift. —

Eine Inschrift? — War sie griechisch, lateinisch, aus älterer oder neuer Zeit?

„Ja, ihr Alter wag' ich nicht zu bestimmen, soviel „scheint mir aber gewiß, daß sie eben nicht aus einem „Zeitalter der höchsten Bildung ist. Sie bestand in ei„ner einzigen Reihe, von dem einen Ende des Hauses „bis zum andern. Die Buchstaben waren ein schmutziges „Weiß auf ziegelrothem Grunde. Sie lauteten wörtlich „also: Brüsemeyer, Gastwirth zur goldenen „Sonne schenkt braun und weiß Bier, speis't „nach Belieben, und hat auch Zimmer für—"

Bey diesen Worten hielt der Erzähler plötzlich inne.

Was, und hat auch Zimmer für? fragte fast die ganze Gesellschaft einstimmig.

„So stand es mit deutlichen Worten da. Sie kön„nen leicht denken, meine Herren und Damen, daß mir „die Sache nicht wenig auffiel. Ich dachte darüber hin „und her, endlich entdeckte ich die beyden fehlenden Wor„te. Die Buchstaben der Inschrift waren von ansehnli„cher Größe; sie nahmen die ganze Fronte des Hauses „ein, und da der Mahler sie zu dick und weit aus ein„ander stehend gemacht hatte, so hat ihm der Platz ge„fehlt, sie alle hinzusetzen. Ein kluger Kopf weiß sich „indeß zu helfen, wenn man um die Ecke sah, so fand „man dort noch die Worte: geschlossene Gesell„schaften."

Alles lachte laut auf.

„Das wäre nun zwar recht gut;" fuhr Dunker fort, ohne aus seinem ernsthaften Ton zu fallen: „aber „da es eine evidente Wahrheit ist, daß alles, was erst „kommt, für den großen Haufen eben keinen großen „Werth hat, so kann ich diese Manier, um die Ecke zu „schreiben, mit gutem Gewissen nicht loben. Der gute „Mann hatte vermuthlich seine Arbeit angefangen, ohne „zuvor reiflich zu überlegen, wie er sie zu Ende bringen „wolle. Bey einer solchen Wirthshausinschrift, ver„schlägt's, Gottlob! nicht viel, dachte ich bey mir selbst. „Es ist auch gerade nicht allemahl ein großes Unglück, „wenn man den Bau eines Pallastes, oder gar eines „Canals anfängt, ohne an's Ende zu denken, aber; „beym Himmel, es hat doch wahrlich gar viel auf sich, „wenn die Rede von einem Kriege ist."

„In solchen Betrachtungen verloren, hatte ich es „nicht bemerkt, daß der Herr Gastwirth Brüsemeyer „in eigener hoher Person vor die Thüre getreten war. „Er prangte mit einer hoch und steif stehenden weißen „baumwollenen Mütze, mit rothgewirktem Rande, mit „einer langen weißen Schürze und einem blanken Vor„legemesser an der Seite. Er starrte mich mit großen „feurigen Augen an. Endlich wurde auch ich ihn ansich„tig. Was fiel mir aber am meisten an ihm auf? Nicht „sein feister Bauch, sein glühendrothes Gesicht und sein „pechschwarzer Bart, — nein! gerade seine weiße spitze „baumwollene Nachtmütze, die steif, wie eine Krone, „auf seiner wohlgepuderten und wohl einpomadirten „Frisur strotzte, an deren beyden Seiten ein Paar nicht „minder weiß gepuderte Ohren in ihrer ganzen Größe „hervorragten. Er schien auf diesen Schmuck nicht we„nig stolz zu seyn. Dazu haben sie nun eben nicht große „Ursache, mein lieber Herr Brüsemeyer, sagte ich zu „mir selbst: (denn es ist zuweilen eben so wenig rath„sam, seine Gedanken über einen Gastwirth, als über „einen großen Herrn laut werden zu lassen) Welche Lä„cherlichkeit! guter Mann, Sie opfern alle Morgen we„nigstens drey Stunden auf, um sich von einem Friseur „die Haare aufstutzen zu lassen; das kostet ihnen schwe„res Geld, und Puder und Pomade in Menge, die „man auch nicht umsonst hat, und dann pflanzen Sie „eine dicke Mütze darauf, und noch dazu in der schön„sten Jahreszeit, und was das Schlimmste von der gan„zen Sache ist, um sich in eine abgeschmackte Caricatur „zu verunstalten."

„Während ich auf meinen Stock gestützt, vor Herrn „Brüsemeyers Wirthshause nach dem Schilde blickte, „mußte wohl ein Theil meiner Betrachtungen auf mei„nem Gesichte zu lesen gewesen seyn, so viel ist gewiß, „daß — Herr Brüsemeyer mir, ohne sich im Geringsten „Zwang anzuthun, ein sehr flämisches Gesicht machte."

„Ich hielt es also für's Beste, meinen Stab weiter „zu setzen."

„Einige fünfzig Schritte davon kam ich vor einem „gut unterhaltenen Garten vorbey, wo eben ein Gärt„ner Erdbeeren begoß."

„Ey, dachte ich, daß ist ja ein recht fleißiger Mann, „nur Schade, daß er sich so viele Mühe umsonst gibt, „sicher wird es diese Nacht noch genug regnen."

„Als seine Gießkanne ausgeleert war, redete ich ihn „an, lobte die Ordnung in seinem Garten, aber, es wun„dert mich nur, setzte ich bedenklich fragend hinzu, daß „Sie so fleißig begießen, der Himmel ist ja schon mit „Wolken überzogen, es gibt gewiß Regen."

„Regen! rief er aus: damit hat's noch Zeit. Ich „habe meine Katze gestreichelt, und sie will nichts von „Regen wissen."

„Ich verließ den Gärtner auf diese alberne Äuße„rung, doch unterwegs fiel es mir ein, daß wohl darin „ein verständiger Sinn liegen könnte. Ich überwand „meine Eigenliebe, kehrte zu ihm zurück und ließ mich „mit ihm darüber nochmahls in ein Gespräch ein."

„Sehen Sie! mein Herr, sagte er: wenn ich meine „Katze streichle, und es geben die Haare Funken von „sich, so sag ich immer, es wird noch nicht regnen, und „das trifft auch richtig jedes Mahl ein. Das ist alles."

„Ich konnte nichts weiter von ihm heraus bringen, „und verließ ihn um nichts klüger als vorher."

(Der Beschluß folgt.)

Skolien.

Laß trübsinnigen Gram, sieh wie der Wald grünende Wipfel hebt,
Schon aus südlichem Land nahet die Schaar singender Vogel sich;
Selbst nun kränze das Haar, hebe das Aug' froh zum Olymp empor,
Nur bey fröhlichem Sinn wohnet die Schaar blühender Mädchen gern.

············

Es blüht die hohe Linde
Vom Urvater gepflanzet;
Es blüht die dunkle Laube,
Im Lenz fröhlicher Jugend
Verborgnem Kuß geflochten;
Es breitet weit der Obstbaum
Die vieljährigen Äste,
Und mehrt mit jedem Frühling
Die reiche Pracht der Blüthen,
Und jede Blüth' ist Liebe.
Warum willst du die Liebe,
Die süße Liebe meiden,
So lang' in Todesfesseln
Dir nicht die Glieder starren?

············

Einst glüht' ich von Liebe zum Mädchen,
Doch ich fand sie treulos;
Sie buhlte mit feurigen Knaben,
Mich beschlich das Alter.
Da gab ich der Liebe den Abschied,
Doch es schelt das Mädchen,
Denn ich buhle mit feurigen Weinen,
Gleich mit gleich vergeltend.

············

Klaget dem Jüngling,
Welchen die schwarzen
Wilden Harpyien
Blühendes Lebens
Freuden entrissen.
Nimmer begegnen
Nun in der Waldung
Heimlichem Dunkel
Mädchen der lieblichen
Göttergestalt.

August Appel.

Ehestandsregeln.

An Kone.

Dulden Sie kein: Du und Du, zwischen sich und Ihrem Geliebten, wenn Sie nicht ganz sicher sind, daß er sich immer in den Gränzen des Wohlstands bewegen werde. Es führt zu leicht Vertraulichkeiten herbey, die in dem Brautstand viel verderben, und für die Ehe aufgehoben werden müssen. Man glaubt nicht, wie stark so etwas Äußeres auf das Innere wirkt. Der Bräutigam glaubt mehr fordern zu können, die Braut weniger versagen zu dürfen, wenn so ein vertraulicher Nahme die Ehe gleichsam anticipirt, wenigstens symbolisirt.

············

Respectiren Sie Ihren Geliebten; aber respectiren Sie sich auch selbst. Benutzen Sie nicht die Schwäche dessen, von dem einst Ihr Schicksal abhängen wird. Es ist unmännlich oder unwahr, wenn er sich in alle Ihre Launen fügt; und Eins ist so schlimm wie das Andere. Entweder wird er Sie einst despotisiren, wenn Sie ihn jetzt despotisiren; oder Sie werden nie an ihm einen Mann haben. Aber dulden Sie auch keinen Bräutigamsdespotismus. Schon der Geliebte muß wissen, daß das Nachgeben in der Ehe, gegen eigene Überzeugung, Folge von Pflichtgefühl, und nicht Schwäche ist. Sie mögen sich nach seinem Geschmack richten, nach seinem Geschmack kleiden, an Vergnügungen und Beschäftigungen nach seinem Geschmack Theil nehmen: aber wenn Sie etwas häßlich, unanständig oder gar unrecht fänden; so folgen Sie Ihrem Sinn. Sie wollen die Achtung Ihres Bräutigams; und nur ein selbstständiges Wesen kann man achten.

············

Wollte sich Ihr Bräutigam zu viel Freyheiten nehmen, so dulden Sie es nicht. Sie würden dadurch in seiner eigenen Achtung verlieren. Weisen Sie ihn zurück, mit sanftem Ernst, aber ohne Ziererey und ohne prüdes Wesen. Das ist Unwahrheit; und jede Unwahrheit macht zudringlicher, weil sie die Achtung vermin-

dert. Fragen Sie ihn im Nothfall, ob er Sie denn so wenig achte? Sollt auch dieß nicht wirken; so müssen Sie die Gelegenheiten meiden, mit ihm allein zu seyn. Wär' er aber nie von dieser Seite zudringlich gewesen; so zeigen Sie ihm volles Vertrauen. Dadurch ehren Sie ihn und sich.

Lassen Sie sich in keinen ernsten Wortstreit mit Ihrem Bräutigam ein. Alle Männer machen Anspruch auf höhere und tiefere Einsicht. Sie werden beleidigt, wenn man sie ihnen streitig macht; und am Meisten, wenn es die thun, deren Urtheil ihnen am Meisten gilt. Hören Sie seine Meinung mit seinen Gründen; sagen Sie die Ihrige, mit den Ihrigen, und dann schweigen Sie. Hat der Mann Unrecht, so wird er es eher erkennen, als wenn Sie das letzte Wort behalten hätten. Sich selbst will er allenfalls unrecht geben aus eigenem Entschluß; nur Andere sollen ihn nicht zwingen. Auch nicht durch Gründe.

Ein gewisses, natürliches Gefühl der Jungfräulichkeit wird Ihnen eingeben, nur stufenweise überzugehen in der Vertraulichkeit. Widerstehen Sie ihm nicht. Es vermehrt die Achtung des Gatten und würzt den Genuß.

Mit geistiger Liebe sey immer die sinnliche gewürzt. Lieber ein Abendmahlskelch als ein Taumelkelch, sey der Becher der Freude.

Es liegt in der Natur des männlichen Liebesfeuers, manchmahl hell aufzulodern, und dann wieder wie erloschen zu scheinen. Lassen Sie die letzte Periode ruhig vorbeygehen und fürchten Sie nichts. In der Ebbe männlicher Liebe sieht man, was auf dem Grunde liegt, wie in der Ebbezeit des Meers. Seyen Sie jetzt die ruhige Freundinn des Gatten; desto eher wird er wieder Ihr warmer Geliebter werden. Überhaupt gebe Ihre Liebe und fordere nicht. Je mehr Sie geben, je weniger Sie fordern, je mehr wird Ihnen gegeben werden. Vergessen Sie nie, daß Liebe nur durch Liebe geweckt, nur durch Liebe erhalten werden kann.

Man spricht von Flitterwochen im Anfang der Ehe, und man sollte sie mit einem edleren Nahmen Frühlingswochen nennen. Wirklich sind sie der Frühling in der Ehe, mögen und sollen genossen werden, wie der Frühling in der Natur. Ein poetisches Leben, das für's künftige prosaische stählt und stärkt. Das Weib erträgt in der Folge, leichter und lieber, mit dem Manne, die Leiden des Lebens, wenn sie des Lebens Freuden mit ihm genossen hat. In dem sanften Echo der Erinnerung klingt der liebliche Ton des ersten Liebesgenusses manchmahl noch hinüber in das spätere Leben, wo man im Schweiß des Angesichts sein Brod isset, wo das Weib mit Schmerzen Kinder gebärt und mit Sorgen sie erzieht. Aber das Echo erregt kein Heimweh nach dem verlassenen Lande; es versetzt hinein. Man beklagt nicht diese Jugendzeit; man wird jung. Es ist darum eine schöne Sitte in der Schweitz und an mehreren Orten, gleich nach der Verbindung eine Reise mit einander zu machen, in angenehme Gegenden des Vaterlandes. Die Reise ist der Mittelzustand zwischen dem Schmetterlingsleben der Jungfrau und dem Raupenzustand der Hausfrau. Nie genießt man sich ungestörter und sorgenloser, als in einem Wagen, der uns in eine kleine Welt beschränkt und die größere vor uns vorüberführt.

(Der Beschluß folgt.)

Notitzen.

Wien. — Herr von Ehrenfels, Eigenthümer des Badehauses in Meidling, hat sich um das Vergnügen der dortigen Einwohner, so wie jener in Hietzing und Penzing, ein wesentliches Verdienst erworben, indem er einer Gesellschaft von Theater-Liebhabern das, in erwähntem Badehause vor drey Jahren neu erbaute, sehr artige Theater unentgeldlich einraumte, wo bereits zwey Vorstellungen mit eben so allgemeinem als gerechtem Beyfall gegeben wurden. Die Unternehmer dieser Gesellschaft sind die, um die dramatischen Musen als sehr verdienstlich bekannten Herren Castelli und Hassaurek, wovon ersterer mehrere einander ganz entgegengesetzte Rollen, letzterer im häuslichen Zwist den Ehemann mit trefflichem Erfolge ausführte. Wir sahen in diesem Theater: Die Abendstunde, und die Zerstreuten gut, dann den häuslichen Zwist sehr gut aufführen. Auch kleine Opern werden auf diesem Theater gegeben, wovon Herr Großhändler Peter v. Decret gefälligst die Leitung übernommen hat. Diese angenehme Unterhaltung gewinnt noch durch das Zusammentreffen eines sehr gewählten Auditoriums; da man den Eintritt nicht gegen Bezahlung, sondern nur mittelst Einladungskarten, welche mit dem Nahmen des Geladenen bezeichnet sind, erhalten kann. Costüm und Decorationen verdienen alles Lob, und es bleibt in der That nichts zu wünschen übrig, als daß die selbstbestimmte Anfangsstunde pünctlicher eingehalten, die langen Entre-Acts verkürzt, und so das Ende des Schauspiels früher herbeygeführt werden möchte, indem besonders für die entfernter Bewohnten um halb eilf Uhr eine etwas späte Stunde zur Rückkehr ist.

M.

Gedruckt bey Anton Strauß in Wien.



Der Sammler

Samstag, den — 96. — 11. August 1810.

Die Kunst zu sehen.
(Beschluß.)

„Dieser Umstand veranlaßte mich jedoch, nach dem „Himmel zu sehen. Hier erblickte ich nun eine Menge „sich thürmender Wolken, die jeden Augenblick ihre „wunderbare Gestalt und Farbe wechselten, und ich fand „in ihnen ein sprechendes Bild unserer engen und unstä- „ten Phantasie. Hier wie dort erschienen bald furchtbare „bald liebliche Bilder, bald Finsterniß, bald Sonnenschein, „und hier, wie dort, ist alles nur Dunst und Nebel."

„Des Gärtners Katze fiel mir indeß immer wieder „ein, und ich kam von den Wolken auf sie zurück. Wenn „die Bemerkung des Gärtners ihren Grund in einer „vielfachen Beobachtung hat, so ist es nicht unwahr- „scheinlich, daß doch ein gewisser Zusammenhang dabey „Statt finden muß, sagte ich zu mir selbst, und endlich „brachte ich mit Hülfe meiner wenigen physikalischen „Kenntnisse Folgendes heraus."

„Die Funken, die des Gärtners Hand aus der Katze „herauslockt, sind wohl nichts anders, als electrische; „denn durch sein Streicheln electrisirt er das Fell des „Thieres, aber dieß findet nur Statt, wenn die Luft „trocken ist, bey feuchter Witterung ist solches nicht der „Fall."

„Warum sollte es aber nicht bey trockner Atmosphäre „regnen können? Können sich die Wolken, die doch nur „aus feuchten Dünsten bestehen, nicht so gut bey trock- „ner, als bey feuchter Luft ergießen? — Nein, denk' „ich; eine sehr trockne Luft ist wie ein trockner Schwamm, „beyde können viele Feuchtigkeiten aufnehmen, und in „trockner Luft lösen sich viele Wolken früher auf, ehe sie „als Regen zur Erde fallen. In dem nähmlichen Au- „genblick, da ich diese Bemerkung machte, sah ich eine „kleine weiße Wolke, die ich aufmerksam mit den Au- „gen verfolgte, vor meinen Blicken gänzlich verschwin- „den, ohne daß sie in eine andere zerfloß. Sie hatte sich „in der Luft aufgelöst, wäre die Atmosphäre schon mit „Feuchtigkeiten angefüllt gewesen, so würde sie zu Re- „gen geworden seyn."

„Unter diesen Gedanken kam ich nach dem Vorwerke „Heyenhausen."

„O es war ein herrliches Gemählde, das ich dort er- „blickte!"

Ein historisches? fragte man mit Ironie.

„Nein, ein ländliches; meine schönen Damen, und „zwar mit der Unterschrift: die Kirschenverkäuferinn."

„Die kleine Bäuerinn hatte einen Esel bey sich, mit „einem Korbe beladen, der ganz voll von den schönsten „Kirschen war. Sie schien am Wege auf jemand zu „warten. Sie werden es alle gewiß aus Erfahrung wis- „sen, daß es nichts Langweiligeres gibt, als wenn man „worauf warten muß. Dann ist es ein wahres Glück, „wenn man lesen kann, und etwas zu lesen hat. Die „kleine Bäuerinn befand sich in dieser glücklichen Lage. „Sie saß auf einem Feldsteine unter einem großen

„schattenreichen Baume, und las in einem Volksbuche, „das schon sehr gebraucht zu seyn schien. Es war die Ge„schichte der schönen Magalone, und sie verwandte kein „Auge von dem Buche."

„Der Esel seiner Seits, suchte sich auch auf seine „Weise einen Zeitvertreib zu machen. Er lag auf allen „Vieren vor seiner Gebietherinn, und fraß den Hafer, „den sie ihm in ihre Schürze geschüttet, und diese an „den Kopf fest gebunden hatte, mit großem Appetit."

„Als ich mich dieser Gruppe näherte, sah ich sie in „Profil; der Kopf des gutmüthigen Thiers war tief in „der Schürze versteckt, um die letzten Körner seines „Abendfutters herauszusuchen, und nur seine Ohren, „lang und spitz, ragten aus der Schürze keck zum Him„mel empor."

„Ein Weitsch hätte daraus ein treffliches Bild ma„chen können."

„Ich ging von hier bey dem Vorwerke vorbey, den „kleinen Fluß entlang. Wie lachend waren die Wiesen „in ihrem üppigen Grün! — Ich sah keine finstre Stein„mauer, keine verfallene Zäune; nichts als lebendige „Hecken. Diese Art der Umzäunung ist offenbar die „sicherste und wohlfeilste, wenn sie erst angelegt ist. Dor„nen sind dazu am besten, denn der vermessenste Dieb „fürchtet sich vor ihren Stacheln."

„Nicht weit davon fand ich einen Fischer am Ufer „des in leichten Wellen dahin rauschenden Flusses; er „warf eben sein Netz aus: ich wünschte ihm einen guten „Fang und ging vorüber."

„Sie kennen ja alle die Trümmer der alten Burg, „die oben, einen Büchsenschuß entfernt von dem Vor„werk, auf dem Berge bey der großen Landstraße liegt. „Ich schlenderte auch noch dahin, und ruhte ein Weil„chen auf den Ruinen eines verfallenen Thurmes aus."

„Rund umher war eine feyerliche Stille; meine „Phantasie versetzte mich in die längst verklungenen „Zeiten unserer kräftigen Vorfahren, wo noch deutsche „Männer, beseelt von heroischen Rittergeist, für Re„ligion, Freyheit, Vaterland und Minne kämpften. „Es kam mir vor, als hörte ich das Geschmettere der „Kampftrompeten, das Stampfen der Streitrosse und „das Klirren der Lanzen und Schwerter; aber plötzlich „erwachte ich aus meinem schönen Traum, und wurde „am Fuße des Berges ein Commando Chasseur gewahr, „die einen Trupp Gefangener vorbey führten."

„Ich wandte mich um, nach der andern Seite des „Berges, und fand hier an dem Gesimse eines verwit„terten Gemäuers eine Menge Schwalbennester. Die „Alten flatterten zwitschernd ab und zu, und brachten „den Jungen Nahrung, die mit hervorgestreckten gel„ben Schnäbeln nach Futter schrien. Einige Bauernkna„ben waren emsig damit beschäftigt, mit langen Stan„gen die friedlichen Wohnungen dieser geselligen Vögel „zu zerstören, und tödteten manche arme Schwalbe."

„Ich suchte dem Unfuge zu steuern, erwischte end„lich einen Knaben beym Arm, und zeigte mit dem Stocke „nach den Trümmern."

„Was ist da oben? fragte ich."

„Was soll es seyn? Nester sind's."

„Und was ist darin?"

„Kleine Schwalben."

„Gut; wenn du nun die Nester zerstörst, was wird „aus den armen Schwalben?"

„Der Knabe wollte sich wieder losreißen, aber ich „hielt ihn noch fester, und wiederhohlte meine Frage „mit ernstem Tone."

„Nun, wenn du's nicht weißt, so muß ich dir's wohl „sagen: sie verhungern. Wie wirds dir gefallen, wenn „man deinen Ältern ihre Hütten zerstörte, und du dann „Hunger sterben solltest? — Pfuy, schäme dich!"

„Ich will es nicht wieder thun, sagte der Knabe „halb beschämt, halb gerührt; ich will es gewiß nicht „wieder thun."

„Wenn das ist, mein liebes Söhnchen, so sind wir „wieder gute Freunde. Gib mir die Hand darauf. Ich „reichte sie ihm dar, und er schlug treuherzig ein."

„Er wurde nun ganz zutraulich und dreist, und ich „empfahl ihm noch, seine Spielgefährten zu ermahnen, „die unschuldigen Schwalben künftig nicht mehr so grau„sam zu verfolgen. Er versprach es mir, und ich glau„be, daß er Wort halten wird; denn als er von mir „lief, setzte er noch eine Schwalbe in Freyheit, die er „in seinem Brustlatz versteckt gehabt hatte."

So weit war Dunker mit seiner Erzählung gekommen, als der eingeschlafene junge Mann seine Augen wieder aufschlug, und sich dehnte, indem er die Frage that: „geht es nun bald zu Tische?"

„Ich will Ihnen die Fortsetzung meiner Reise ein „ander Mahl erzählen," sagte Dunker, dem diese Unterbrechung eben nicht zu gefallen schien; „es ist schon „ziemlich spät."

„Es ist Schade" nahm eine von den Damen das Wort, und wandte sich zu dem Erwachten: „daß sie „nicht Herrn Dunkers Spaziergang gemacht, Sie wür„den sich besser amüsirt haben. — Wo sind Sie denn ei„gentlich gewesen?"

Ich? — Ey nun, ich ging vor dem Wirthshause vorbey, nach dem schönen großen Garten, von da nach dem Vorwerk von Heyenhausen, den Fluß entlang, nach den Ruinen des alten Bergschlosses und über die Wiesen wieder zurück.

„Wie, Sie sind vor der goldnen Sonne vorbey gekommen, und haben nichts bemerkt?"

Das ist ja nur ein schlechter Krug.

„Haben Sie denn nicht die hübsche Kirschenverkäuferinn mit ihrem Esel gesehen?"

Was sieht man daran?

„Auch wohl nicht ein Mahl die Schwalbennester in der alten Burg?"

Was kümmern mich die Schwalben und ihre Nester?

„Ja freylich," rief nun fast die ganze Gesellschaft einstimmig aus: „jetzt wird es uns klar, warum Sie so viele Langeweile gehabt haben."

Karl Müchler.

Gefühle der Böhmen als Ihre Majestät Maria Louise, Kaiserinn von Österreich Böhmen verließen.

Überreicht zu Stecken den 1. August 1810.

Wir harrten Dein! Ein sehnliches Verlangen,
Das zart und innig unsre Brust befangen,
Hieß jedes Herz sich Dir entgegen freun.
„O!" riefen wir, in Hoffnungen verloren,
„Sie, die zur Gattinn Vater Franz erkoren,
Muß groß und edel, muß uns Mutter seyn!"

Wir sahen Dich in Deiner Engelmilde,
Sah'n durch des Reiches wartende Gefilde,
Gleich einem Genius Dich segnend ziehn;
Wir staunten ob dem Zauber Deiner Jugend,
Und jubelten: „Wohl ist durch Reitz und Tugend
Schon die Erhabne unsre Königinn!"

Da fühlten wir vom Schicksal uns gesegnet,
Daß Mutterhold dem Kindeswunsch begegnet,
Erlabend uns mit Deiner Ankunft Glück;
Electrisch wirkte rings der Freude Funken,
Zur Flamme ward er; und der Wonne trunken,
Sprach unser Herz aus Miene, Ton und Blick.

Doch kaum, daß Deine Milde wir erfuhren,
Dir tief im Herzen Treu' und Liebe schwuren,
Entschwebst Du wieder Deiner Kinder Schoos;
Und lehren muß uns leider! auch Dein Scheiden,
Daß nie auf ewig einen Bund der Freuden,
Das Schicksal mit den Erdbewohnern schloß.

Deß trauern nun die Laren unsrer Häuser,
Es neigen welkend sich die Blüthenreiser,
Womit wir festlich uns das Haupt geschmückt;
Es klaget mehr, denn Eine Miriade;
Der Böhmen Zähre quillt auf jedem Pfade,
Der weiter Dich aus ihrer Mitt' entrückt.

Allein, so bang, der Schwermuth hingegeben,
Auch der Empfindung zarte Saiten beben,
Verstimme ganz sie doch der Kummer nicht:
Ein Genius, des Lebens Huldgefährte,
Der tröstend manche Nacht zum Tag verklärte,
Der Genius der Hoffnung winkt und spricht:

„Getrost! Sie, Der nun eure Zähren thauen,
Die Hocherhabne, edelste der Frauen,
Sie liebet Euch, die ihr Sie feurig liebt;
Getrost! die Theure scheidet nicht auf immer;
Ein Tag erglänzt mit frühlingsheitrem Schimmer,
Der Sie mit Vater Franz euch wieder gibt.

So zieh in Frieden, unter Feyertönen,
Zieh unter treuer Liebe Wehmuthsthränen,
Erhabne Mutter! edle Königinn!
Und was der Vorsicht Hände je an Segen
Den Biedern auf des Lohnes Wage wagen,
Das werde reiches Maßes Dir verliehn!

Gedenk' an uns, und unsre Blüthenauen!
Groß ist die Zahl der Kinder, die Vertrauen
Und Lied' an Deine schöne Seele flehe;
Doch Kinder, die mit sehnlicherm Verlang'n,
Mit heiß'rer Liebe Dich, denn wir, umfangen,
Triffst Du in Deinen weiten Reichen nicht.

Ehestandsregeln.

(Beschluß.)

Hüthen Sie sich vor dem Ersten Streit, sogar vor Allem, was einem Streit nur ähnlich sieht. Die Ehe ist kein südliches Clima, in dem ein solches Gewitter heran zieht, ausbricht, und nach einer Stunde den Himmel wieder heiter läßt. Sie ist ein nördliches, wo Ein Gewitter auf mehrere Tage das Wetter verdirbt und den July in einen November verwandeln kann. Je länger Sie ohne Streit in der Ehe gelebt haben, je leichter werden Sie ohne so etwas leben können. Es wird schwer und am Ende unmöglich, sich ein hartes Wort zu sagen, wenn man sich in Jahren keins gesagt hat. Am wenigsten erlauben Sie sich Eins. Der Mann fühlt diese Unweiblichkeit tief; sie bleibt ihm unvergeßlich. Und Ihre eigene Weiblichkeit leidet dabey an ihrer zartesten Seite. Der feine Schmetterling muß nicht dahin flattern, wohin der harte Käfer ohne Schaden fliegt. Der bunte Blumenstaub von seinen Flügeln geht ab, und er wird zur häßlichsten aller Fliegen.

Gewöhnen Sie sich nicht an's Reiten, wenn es nicht nach dem ausdrücklichen Willen Ihres Gatten geschieht. Ein Pferd zu regieren, ist männliches und nicht weibliches Geschäft. Entweder wird also die Reiterinn von dem Pferde regiert, oder sie wird ein Reiter, also

ein Mann, und hört auf, Weib zu seyn. In dem Ersten Fall ist die Sache nicht ohne Gefahr für den Leib. Eins der edelsten, liebenswürdigsten Weiber verlor kürzlich ihr Leben durch einen unglücklichen Fall von einem Pferde, das ihre Freundinn gewöhnlich ritt. In dem andern Fall ist das Reiten nicht ohne Gefahr für den Charakter. Eine sehr sanfte Dame wollte Männerbändigerinn werden, weil sie Pferdebändiger geworden war. Sie prügelte ihre Mägde, wenn sie nicht gleich ihren Willen befolgten, weil sie ihr Pferd peitschte, wenn es ungehorsam war. Ausnahmen gibts, und ich kenne selbst solche: aber sie haben keine Leidenschaft für das Reiten; es sind sehr reine Seelen, und „den Reinen ist Alles rein."

Vittoria Colonna war das Einzige bekannte Genie, das zugleich eine gute Gattinn war. Und doch war sie eigentlich nur schwärmerische Liebhaberinn; wenigstens konnte sie sich nicht als gute Gattinn zeigen, weil sie nur wenige Zeit mit ihrem Gatten lebte.

Man spricht so viel von weiblicher Unbesonnenheit und gegen sie. Ich möchte sagen: die weibliche Besonnenheit wird erst Unbesonnenheit. Wenn das Weib seinem Ersten Tact, der Ersten Eingebung ihres weiblichen Sinns folgt, — in so fern sie nähmlich nicht in Leidenschaft ist: so wählt und findet sie sicher das Beste. Sobald sie sich aber recht besinnen will; sobald sie scharf nachdenkt und überlegt, ist sie in Gefahr, gerade das Schlechteste, Unpassendste zu wählen. Sobald sie durch scharfes Nachdenken etwas finden will, verläßt sie die weibliche Sphäre, und begibt sich in die männliche, beydes zu ihrem Nachtheil.

Bey häuslichen Einrichtungen merken Sie Ihrem Gatten seinen Geschmack mehr ab, als daß Sie ihn darum fragen. Mädchen und Weiber haben darin einen ganz eigenen Scharfsinn; und den Männern gefällt dieser Scharfsinn. Ich glaube, es schmeichelt Ihnen, daß es scheint, als könne man nicht wohl einen andern Geschmack haben; oder es ist ihnen ein Beweis von der liebevollen Achtsamkeit ihrer Gattinn, der ihnen wohlthut. Gefällt es ja einem Manne sogar, wenn ihm, ohne ihn gefragt zu haben, etwas zubereitet wird, was er gerne isset, — nicht um der leckeren Schüssel, sondern um der noch leckeren weiblichen Attention willen.

Klagen Sie nicht ohne die äußerste Noth über die Dienstbothen, weder bey Ihrem Gatten, noch bey Anderen. Das Erstere ist dem Manne widrig, der ohnehin in seinem Beruf manche Unannehmlichkeiten still tragen, und manchen Unarten kräftig entgegen wirken muß. Das Andere ist gemein und oft inhuman, weil man die Dienstbothen, durch Verbreitung ihrer Fehler, in einen üblen Ruf bringt, wenn man uns glaubt, oder sich selbst, wenn man uns nicht glaubt.

Ewald.

Notizen.

Wien. — Dinstag den 8. Juny gab Herr Hoftraiteur Jan sein zweytes Fest im Augarten, von dessen Einnahme er, wie zum ersten Mahle, ein Drittheil dem Invalidenfonde widmete. Der zur Unterhaltung bestimmte Raum des Gartens war dießmahl beträchtlich vergrößert, eine große Menge Bänke zum Ausruhen angebracht, und überhaupt nichts vergessen, um dem Publicum einen angenehmen Abend zu verschaffen. Einen schönen Anblick gaben vier Feuerfontaine, die nach geendetem Feuerwerk, welches dießmahl auf dem Damme gegen die Brigittenau angebracht war, in der Mitte der vier Rasen Quarres des großen Platzes zu springen anfingen. Überraschend war die von Herrn Gail erfundene Vorstellung des Vesuvs, in allen Momenten der Eruption. Wenn Herr Jan auf diese Weise fortfährt, und die Theilnahme des Publicums durch Abwechslung und Neuheit zu erhalten sucht, so werden diese Feste bald unter die berühmtesten Unterhaltungen der Hauptstädte Europens gezählt werden.

Paris. — In dem Cirque olympique ziehen die gelehrten Hirsche des Herren Franconi das schaulustige Publicum haufenweise an sich. Unter andern ist der interessante und bescheidene Coco, der erste unter diesen Hirschen, der Liebling der Zuschauer geworden, und man spricht von ihm mit so warmer Theilnahme, wie von dem ersten Schauspieler oder dem ersten Sänger des ersten Theaters der Stadt. Man hatte ihn bisher mit dem größten Vergnügen galoppiren, auf das Wort seines Meisters und Herrn im schnellsten Laufe Halt machen, und über die Hand changiren, ferner über Seile und Stangen, durch ein Faß, so wie durch Feuer springen sehen, lauter Dinge, wovon noch nie ein Individuum seines Geschlechts ein Beyspiel gegeben hatte. Allein vor Kurzem hat er ein weit merkwürdigeres Stück gemacht. Vergebens hatten vor Franconi andere Kunstreiter versucht, Hirsche zu besteigen; kaum hatte man es dahin bringen können sie anzuschirren und zum Ziehen eines Fuhrwerks zu gewöhnen. Diesem geschickten Meister seiner Kunst aber ist es gelungen, seinem Zöglinge die Last eines jungen Reiters aufzuladen, und ihn mit derselben mehrere kunstreiche Übungen machen zu lassen. Dieses ganz neue Schauspiel hatte denn, wie leicht zu erwarten war, einen ausserordentlichen Zufluß von Menschen im Cirque olympique bewirkt. Der Reiter, der Hirsch und sein Herr und Lehrer wurden mit Beyfallsbezeugungen überhäuft. Man hatte dergleichen bisher nur in Feenmährchen gesehen. Man bedauert nichts mehr, als daß Herr Franconi den Parisern eine so interessante Unterhaltung auf einige Zeit entziehen wird, indem er eine Reise durch die Provinzen zu machen Willens seyn soll.



Der Sammler

Dinstag, den —— 97. —— 14. August 1810.

Briefe aus Töplitz.

Zweyter Brief.

den 14. July.

Ich fange mein Tagewerk heute sogleich mit Briefschreiben an. Wenn der spanische Humorist Santos Casos Recht hat, daß über jedem Dintenfaß zu jeder Stunde ein Diablillo hucke, nach dessen Farbe, Laune und Eingebung der Schreiber schreibe, so ist mein Dintenfaßteufelchen heute so schwarz, wie das gebrannte Elfenbein, womit meine Nachbarinn sich alle Morgen ihre Augenbraunen mahlt. Ich bin gewaltig verdrießlich. Nach einer viertägigen Unterhandlung kann ich doch nicht eine nur erträgliche Badestunde im Steinbade bekommen. Ich werde mir also noch eine Woche, das Sprichwort des zur Geduld verwiesenen mitternächtlichen Liebhabers vorbethen müssen: Con paciencia se gana el cielo, und indeß mit einer sehr kärglich zugemessenen halben Stunde — denn man theilt jetzt die Badestunden wegen des Andrangs — im Stadtbade vorlieb nehmen. In der That, das allerdringendste Bedürfniß hier wäre die Anlegung mehrerer Bäder. Man predigt aber diese Lehre hier tauben Ohren. Noch gestern sagte mir der Fürst L..., als ich mein Klagelied ihm vorsang: warum will auch jedes hier abgesondert baden? Warum will man nicht auch hier gemeinschaftlich, wie in Warmbrun, Baden und in so vielen andern Bädern, die liebe Gottesgabe genießen? „Männer und Frauen, fragte ich etwas betroffen; alles zusammen? — Ein Badehemd schützt ja gegen jede Anfechtung! war die Antwort." Der Hochbetagte, aber noch jugendlich-kräftige Prinz de Ligne, der auch dieß Mahl das Salz und die Würze des ganzen höhern Badezirkels ist, soll versprochen haben, dieß in einem eigenen Gedicht: la baigueuse betitelt, darzuthun.

Doch wohin hat mich mein Unmuth geführt? Ich wollte Ihnen etwas von unserer gestrigen Lustfahrt nach Doppelburg erzählen. Es war ein herrlicher, genußreicher Abend. Der Park, welcher von allen Seiten theils eingehegt, theils ummauert ist, mag wohl eine gute Stunde im Umfang haben. In der Mitte ist ein kleiner Pavillon in Form eines Sechsecks, oder ein Hexagon, errichtet, um welchen oben eine Gallerie läuft, die sechs Austritte hat. Von jedem dieser Austritte blickt man durch einen in der Waldung gemachten Ausschnitt in die Weite, zum Theil in bedeutende Fernungen, z. B. auf den so sonderbar gestalteten Felsencolaß bey Billin. Brücken führen über einen Graben voll Wasser, der dieß Jagdhaus umschlängelt, und durch die Gewässer eines weiten oben ausgegrabenen Teiches, die beym Herabstürzen einen kleinen Wasserfall bilden, immer frisch erhalten wird. Ein Rudel sehr zutraulicher und zahmer Hirsche, vollkommen würdig an Dianens Wagen als Sechsgespann zu glänzen, spazierten furchtlos auf den hier ausgebreiteten Wiesenmatten herum, und wurden auch heute, wie immer, mit wilden Kastanien, die uns

Wasser geworfen die Hirsche zu Schwimmern machten, abgefüttert. In der Nähe dieses nur dem Besitzer sich öffnenden Pavillons ist die Försterwohnung, und um diese herum sind unter dem frischen Schattengewölbe hoher Buchen und Eichen, Reihenweise hölzerne Tische und Bänke eingepfählt. Der Jäger verkauft frische Butter und gutes Brot, auch wohl noch einige andere Zukost. Auch für Getränke ist gesorgt. Denn außer der Milch, die freylich im Nothfall auch wohl einige Verdünnung erleidet, ist auch schäumendes Bouteillenbier und selbst Wein zu haben. Fast schon zu viel für ein ganz reines, ganz unbescholtenes Idyllenleben. Auch mag wohl manchmahl die ländliche Unschuldsscene am späten Abend in ein ziemlich städtisches Bacchanal übergehen.

Sey dem, wie ihm wolle! Alle Dinstage und Freytage Nachmittags versammelt sich während der Badezeit hier die ganze schöne und bewegliche Welt aus Töplitz. Dabey lassen die Badegäste, welche ihren eigenen kleinen Marstall mitgebracht haben, ihr Licht vor den Leuten leuchten, und ihre Pferde und Equipagen zu ihrem Vortheil fröhlich einhertraben. Gestern fanden sich nach und nach gewiß über 80 Wagen, die Reiter ungerechnet, hier ein. Es war ein erquickender Anblick, so viel anmuthige Gestalten, so viel zierliche Frauen und stolze, feurige Wettrenner auf einem kleinen Raum beysammen zu sehen. Ganz spät kam auch der Herzog von Weimar und der Fürst Clary, der Besitzer dieses lieblichen Waldreviers, selbst noch herbey. Man sprach von einer Parthie, die der Kaiserinn, die heute von Pilnitz zurückkommt, in der nächsten Woche dort zubereitet werden soll. Das bunte Gewimmel der in den verschiedenen Lustwegen sich vertheilenden Anwesenden, das neugierige Beschauen und Beschautwerden, das Gemisch der verschiedensten Volks-Classen, die zwanglose Freyheit, mit welcher jeder hier ab- und zugeht, dieß alles macht diesen Platz zu einem der angenehmsten Sammelpuncte des so sehr zerspaltenen und in kleine Sippschaften vereinzelten Badeorts. Es würde ein leichtes seyn, durch Errichtung von einigen Schaukeln, durch ein kleines Ringelspiel u. s. w. dem Platz mehr Leben zu geben, durch einige Chöre Musik die fête champêtre auch wohl zu einem Tanzfest zu erheben. Allein fürs erste muß wohl erwogen werden, daß es seiner Bestimmung nach gar kein öffentlicher Ort, und es bloß ein neuer Beweis von der Artigkeit des um die Verannehmlichung aller hiesigen Anstalten so vielfach verdienten Fürsten Clary ist, wenn er zwey Mahl während der Badezeit diesen sonst ganz verschlossenen Park und alle Zugänge dazu öffnen läßt. Dann wage ich aber auch zu behaupten, daß jede festliche Zurüstung und Ausschmückung durch Trennung der Stände in Classen schon mehr Abgemessenes und Steifes in diese Landparthie bringen, und daß auch hier das Bessere der Feind des Guten seyn würde. Die städtisch geputzte Landdirne ist und bleibt ein widriges Zwitterding!

Ich werde abgerufen. Als wenn es nicht schon heiß genug in diesem Augenblicke wäre, wo die Sonne ihre sengenden Strahlen auf unsere Schädel herabschießt, und die Erde heiße Quellen aus ihren entzündeten Eingeweiden hervorsprudelt, hat auch noch ein Dresdner Mahler, Oldendorp, hier in einem Nebengebäude des fürstlichen Gartens eine Ausstellung von einem Dutzend Feuersbrünsten und Vesuv-Eruptionen gemacht, um, was warme Spanier sagen, das añadin leña al fuego, recht vollkommen auszuführen. Diese neue Brand- und Höllen-Breughel soll sein Sohn recht wacker machen, und noch bey der letzten großen Ausstellung in Dresden, durch ein einziges solches Brandbild, welches den furchtbaren 23ten Aprill 1809 in Regensburg und Stadt am Hof vorstellte, eine ganze Wand von Gemählden, die darneben aufgehangen waren, rein weggebrannt haben, so daß die armen Künstler, die dieß Unheil betraf, feyerlich bey der Behörde dagegen protestirten. Allein hier in Töplitz finden alle dergleichen Schaustellungen und Virtuositäten einen höchst undankbaren Boden. Der königl. Sächsische Kammersänger Buccolini, hatte ein Concert angekündigt, und er hätte gewiß anderswo eine gute Aufnahme gefunden. Selbst die Varietés physiques und Bauchrednerkünste des Herrn Charles, und die dramatischen Kunstanstrengungen der Liebichschen Gesellschaft aus Prag, finden nur sehr mittelmäßige Unterstützung. Der arme Oldendorp mag also wohl auch müßig am Markte stehen. Indeß ein österreichischer Officier, der selbst die furchtbaren Mordbrandscenen in Regensburg mit ansah, und eine Wunde dabey erhielt, die ihn jetzt nach Töplitz brachte, forderte mich auf, ihn zu diesem Flammengenuß zu begleiten. Im Bild mag ja wohl die Sache noch am erträglichsten seyn. Suave mari magno! Auf Wiedersehen also.

Ganz der Ihrige, oder wie der Castilianer sagt, hasta al muerte. — Ihr

K.

Altdeutsche Epopeen.

Lanzelots und Ywarets Kampf.

Hoch schwoll der Lanzen Drohung auf,
Bald riß sich Ywaret hervor,
Und stürzte mit dem Eschenspeer,
Gewiß des Sieges, vor.
Allein er traf auf einen Fels,
Der junge Held stand ohne Wank;
Zertrümmert prallen hoch und tief
Des Kampfes Wogen von ihm ab:
Und jeder schlug an seinen Schild,
Und jedes Hand bebt an dem Schwert;
Sie klirren in den Riesenkampf.

Ach! Yblis sah's, noch war ihr Auge nicht
Verglommen, sah's, wie schneller Flammenblick
Aus hochgebüschten Helmen sprüht;
Sah's, obgleich bitterer Schweiß,
Ob Schlag auf Schlag empört,
Zu herbern Streichen doch
Gehoben jeden Heldenarm:
Da sank sie hin, und Nacht umfloß ihr Aug.

Schon fleckte Schaum das wilde Roß,
Schon trübte Blut des Panzers Glanz,
Schon trennte sich der Klammern Haft,
Schon kloben Ringe sich entzwey,
Und selbst die Waffenröcke weit umher
Zerstoben in die Luft.

Und drang jetzt Schild an Schild,
Und dröhnten Stoß und Widerstoß,
Dem Knall des Donners gleich:
So hieben sie so gräßlich kühn,
Daß Rosse selbst, der Arbeit müd,
Den Streit verweigerten,
Und nun begann ein neuer Kampf,
Denn beyde schwangen sich ins Gras.

Ich stritt, so rief jetzt Ywaret,
Bisher mit Knaben nur;
Dieß ist ein Mann: doch soll
Er theure kaufen Braut und Land,
Soll nie nach Wucher lüstern seyn,
Kein Harm ihm je mehr nahe gehn.

Er sprach, und schlug mit Allgewalt
Dem Jüngling, eh' er sich's versah,
Schnell durch den andern Rand,
Der unterhalb der Hand sich wölbt,
Den dritten Theil des Schildes ab.

Nun rollte brausender ihr Blut,
Und ihre Galle gar so heiß,
Daß selbst des Schwertes Drang
Den grimmerfüllten wehe that.
Da war's, als Ywaret, der kühne Fürst,
Tief durch's Visier geschlagen ward,
Daß strömend aus der Nase Blut,
Und aus des Helden Munde sich
Durch lustige Vietallen goß.

Doch schlug der wunde Held
Den Jüngling in den Staub.
Umsonst; er säumte nicht,
Sprang auf, ein Flammenbild,
Und schlug den Blutenden
Den Helmbusch durch, und durch das Erz
So eine Wunde rasch und tief,
Daß er den schwergesunknen Stahl
Mit angestrengter Kraft nur wieder zog.

Und Ywaret, der wunde Held,
Er lechzte nun nach Söhnung auf.
Allein dem Unbezwungenen
Behagte schwache Söhne nicht;
Er gab und fing noch manchen Schlag
Mit Brust und Harnisch auf.

Jetzt ward des Sieges Fülle leicht:
Entkräftet taumelt Ywaret,
Der Helden Schrecken einst; er sinkt,
Sinkt lebenssatt und ohne Rettung hin.
Vergebens ringt er sterbend noch
Im Gras; ihn läßt der Sieger nicht empor:
Er reißt den Panzer von der Brust,
Reißt aus der Faust das Schwert,
Und schlägt das Haupt dem Trotzer ab.

Nun wallt von Freude heiß sein Blut
Ein neues Leben glüht in ihm:
Er eilt auf Liebesschwingen hin,
Wo Yblis ohne Lebensregung lag.

Methode Peters des Großen, Moden einzuführen.

Die Russen hielten ehemahls so viel auf ihre Bärte, als noch heut zu Tage die meisten Morgenländer. Sie ließen den Bart so lang wachsen, als er wollte, kämmten ihn fleißig aus, so daß kein Härchen darin falsch liegen durfte. Die Haare von der Oberlippe mußten tief herabhängen, daher wurden sie jedes Mahl beym Trinken mit eingetaucht, die sie hernach aber mit der größten Gravität abtrockneten. Sie suchten sich durch diese langen Bärte von den glatten Ausländern zu unterscheiden; hierzu kam noch, daß die Priester sie vorzüglich in ihrer Ehrfurcht gegen den Bart bestärkten, indem sie dieselben auf die berühmtesten Heiligen des Alterthums verwiesen, die eben so lange Bärte getragen hätten.

Der Czaar Peter aber, der seine Russen so gern, auch in Kleinigkeiten, andern Europäern gleich machen wollte, ließ eine Verordnung ergehen, daß jeder Edelmann, Kaufmann und begüterte Unterthan, (Priester, gemeine Bauern und Sclaven ausgenommen) jährlich für die Erlaubniß einen langen Bart tragen zu dürfen, 100 Rubel bezahlen müsse; ja, je-

der Begüterte sollte, wenn er mit einem langen Barte in eine russische Stadt gehen wollte, unterm Thor an gewisse dazu bestellte Leute einen Kopek erlegen.

Anfänglich waren die Russen mit diesem seltsamen Befehl des Czaar sehr unzufrieden, allein da sich ihre Damen zu Vertheidigung des czaarischen Geschmacks aufwarfen, so gehorchten die empfindsamern Bartträger um so lieber. Der englische Capitän Perry begegnete Einem seiner Zimmerleute zu Veronize, dem der lange Bart fehlte. „Wo hast du deinen Bart gelassen?" fragte ihn der Capitän lächelnd. Der gute Russe zog ihn traurig aus der Tasche, und rief: „Ich heb' ihn zu Hause sorgfältig auf, und sterbe ich, so soll man ihn zu mir in den Sarg legen und ihn mit mir begraben, damit ich dem heiligen Niklas in der andern Welt darüber Red' und Antwort geben kann. Meine Cameraden habens auch so gemacht."

Die Russen trugen sonst auch durchgehends ein langes, bis auf die Knöchel der Füße herabhängendes Gewand, welches über der Hüfte in Falten zusammen gefaßt, und nicht sehr von einem Weiberrock verschieden war. Diese Tracht schaffte Peter der Große ebenfalls ab. Er befahl, daß alle seine Bojaren, oder wer sonst am Hofe erschiene oder in seinem Sold stände, sich nach englischer Sitte kleiden sollte. Zugleich ließ er das Modell von einer englischen Kleidung über alle Thore von Moskwa aufhängen, und dabey öffentlich anschlagen, daß ein jeder, der durch ein Stadtthor passiren würde, (ausgenommen die Bauern, welche Waaren zur Stadt brächten) entweder zwey Grevens (ohngefähr zehn Groschen) bezahlen, oder unter dem Thore niederknieen und zugeben müßte, daß ihm der Rock eben so weit abgeschnitten würde, als er im Niederknieen die Erde berührte.

Viele hundert Röcke wurden auf diese Art abgestutzt, und um den Schaden und das Gespötte zu vermeiden, bequemte man sich allmählig nach der Laune des Czaars.

Ährenlese.

Herr von Argenson, Polizey-Lieutenant von Paris, sagte zu dem Grafen von Sebourg, der der Liebhaber seiner Frau war: „ich kenne zwey Stellen, die sich für Sie vortrefflich schicken; das Gouvernement der Bastille und das der Invaliden. Allein wenn ich Ihnen die Bastille gebe, so würde jedermann sagen, ich hätte Sie dahin geschickt, und gäbe ich Ihnen die Invaliden, so würde man glauben, mein Frau hätte dieß gethan."

Der Herr von Brissac, der gewaltig stolz auf seinen Adel war, nannte Gott oft „den Edelmann dort oben."

Der Lord Hervey reisete in Italien in der Nähe des Meers durch eine Lagune; als er über dieselbe fuhr, taugte er seinen Finger hinein. „Ah! rief er aus, das ist ein salziges Wasser; das gehört uns."

Vater unser

aus Dante's Fegfeuer, Gesang XI.

O Vater unser, in dem Himmel droben, —
Weil deiner Lieb' unendliche Beweise
Die Himmel in noch reicherm Maß erproben, —
Geheiligt sey dein Nahm' in ew'gem Preise,
Daß alle Kreatur dort und hienieden
So süßem Hauche würd'gen Dank erweise.
Laß zu uns kommen deines Reiches Frieden,
Den wir mit unsrer Klugheit zu erringen
Unfähig sind, wenn du ihn nicht beschieden,
Wie deine Engel mit Hosannasingen
Die als ein Opfer ihren Willen weihen,
So laß auch uns ein gleiches Opfer bringen.
Woll' unser täglich Brot uns heut verleihen,
Denn wer mag ohne das mit allen Streben
Durchwandern diese rauhen Wüsteneyen.
Und gleich wie unsern Schuldnern wir vergeben,
Vergib auch uns die Schuld, allgütig Wesen,
Und sieh auf unsern Unwerth nicht darneben.
Von allem Übel woll' uns, Herr, erlösen,
Und uns vor jeder Anfechtung bewahren,
Die unsre schwache Tugend lockt zum Bösen.

Notizen.

Die Einführung des Mahagonyholzes in Europa.

Der englische Capitän Gibbons, der auf einem westindischen Schiffe befehligte, war der Erste, der einige Bohlen Mahagonyholzes zu Ende des 17ten, oder zu Anfange des 18ten Jahrhunderts als Ballast mit nach Europa brachte. Er gab sie seinem Bruder, einem berühmten Arzte in London, der sich eben ein Haus bauen ließ. Die Zimmerleute aber fanden das Holz zu hart zum Bearbeiten, und so warf man es als unnütz auf die Seite. Bald hernach brauchte die Frau Gibbons einen Lichtkasten, und der Doctor Gibbons ließ seinen Tischler, Wollaston, rufen, ihm einen solchen Kasten aus dem Holze zu machen, das im Garten liege. Wollaston beklagte sich ebenfalls, daß das Holz zu hart sey. Indessen kam doch der Kasten zu Stande und gefiel so sehr, daß sich der Dr. Gibbons einen Schreibetisch aus eben dem Holze machen ließ, dessen schöne Politur, Farbe u. s. w. ihm so gefielen, daß er alle seine Freunde zum Besehen dieses Tisches einlud. Unter diesen Beschauern befand sich auch die Herzoginn von Buckingham, die sich etwas von dem Holze ausbath, und sich durch Wollaston ebenfalls ein Büreau daraus verfertigen ließ. Hierdurch wurde das Holz immer bekannter, und kam nach und nach zu der Aufnahme, welche es jetzt genießt.



Der Sammler

Donnerstag, den — 98. — 16. August 1810.

J. J. Rousseau, als Anwald der italiänischen Musik.

Jetzt, wo die Moralität den höchsten Grad der Vollkommenheit erreicht hat; wo Egoismus, Neid, Mißgunst, unter die verba obsoleta gehören, und die Kabale sogar in den Tempeln Thaliens nur mehr aus alten Sagen gekannt ist, können wir mit stolzer Ruhe einen Blick auf jene vergangenen finsteren Zeiten werfen, wo Künste von Künsten, und Künstler von Künstlern verfolgt wurden, entweder aus kleinlicher Selbstsucht, oder aus einem übelverstandenen Nationalism, hinter welchem sich jene nicht selten zu verbergen suchte. J. J. Rousseau gibt uns einen Begriff dieses Unwesens in seinem witzigen

Briefe

eines Violinspielers der königl. Akademie der Tonkunst (so hieß das große französische Opern-Theater) an seine Cameraden im Orchester.*)

Endlich triumphiren wir, theure Cameraden; die italiän. Sänger werden fortgeschickt; und wir werden in den Werken des Herrn Lulli von Neuem glänzen, nicht mehr so heiß in der Oper haben, noch uns im Orchester so sehr plagen dürfen. Gesteht nur, meine Herren, daß es ein mühsames Handwerk war, diese Hundemusik zu spielen, wo der Tact ohne Barmherzigkeit fortlief, und nicht wartete, bis wir ihm folgen konnten. Was mich betrifft; wenn ich mich beobachtet fühlte, und ein Rest von falscher Scham mich zwang, ungefähr das zu spielen, was auf meinem Part geschrieben stand; befand ich mich in der größten Verlegenheit von der Welt, und wenn ich da nach einer oder zwey Zeilen nicht mehr wußte, wo ich war, stellte ich mich, als ob ich Pausen zählte, oder zog mich damit aus dem Handel, daß ich hinaus ging, um zu p—ss—n.

Ihr könnt nicht glauben, welchen Eintrag uns diese Musik gethan hat, die so geschwinde fortläuft, und wie weithin sich schon der Ruf der Unwissenheit verbreitete, deren uns einige seyn wollende Kenner zu beschuldigen wagten. Der geringste Schlingel glaubte sich für seine 40 Sous berechtigt, zu murren, wenn wir falsch spielten; wodurch die Aufmerksamkeit der Zuseher sehr oft gestört ward. Ja es ging so weit, daß sogar gewisse Leute, die man, glaube ich, Philosophen nennt, ohne mindesten Respect für eine königl. Akademie, die Unverschämtheit hatten, Personen unsers gleichen frevent-

*) Diese treffende Satyre schildert uns den ganzen Haß und alle Kunstgriffe, mit welchen die Pariser Tonkünstler die italiänische Opern-Musik zu unterdrücken suchten, welche in den Tagen Rousseau's anfing, die damahls elende französische Musik aus allen vorurtheilsfreyen, gebildeten Ohren und Herzen zu verdrängen.

Wir hoffen unsern Lesern eine angenehme Viertelstunde zu verschaffen, indem wir Ihnen erwähnten Brief mittheilen, und wollen übrigens es Ihnen selbst überlassen, Vergleichungen anzustellen, zwischen dem, was geschah, und dem, was geschieht. — —

lich zu bekritteln. Kurz, ich sah die Zeit, wo man ohne Scheu unsere alten, ehrwürdigen Privilegien beeinträchtigen, und uns, Dienern des Königs zumuthen wollte, Musik zu verstehen, und im ganzen Ernste das Instrument zu spielen, für welches wir bezahlt sind.

Ach! was ist aus den glücklichen Zeiten unsers Ruhms geworden? Wo sind sie hin, jene seligen Tage, in denen wir von den angesehensten Bürgern der Strasse St. Denis einstimmig für das erste Orchester in Europa gehalten wurden? wo man bey jener berühmten Ouvertüre der Isis, bey jenem schönen Ungewitter der Alcyone, bey jenem brillanten Monolog des Roland, in Ohnmacht fiel, und wo unser erster Bogenstrich, von dem Zuruf des Parterrs begleitet, bis in den Himmel sich aufschwang? Nun nimmt es unverschämter Weise Jeder auf sich, unsere Ausführung kritisch zu beobachten, und weil wir nicht sehr richtig spielen, und nicht immer ganz genau zusammen treffen, behandelt man uns ohne Umstände als Darmkratzer, und würde uns gern aus dem Opernhause jagen, wenn nicht die Schildwachen, die, so wie wir, im Dienste des Königs stehen, folglich ehrliche Leute, und von der guten Partey sind, die Subordination ein wenig erhielten. Doch, liebe Cameraden, brauche ich wohl, um euren gerechten Zorn zu entflammen, euch unsern alten Glanz, und all die Beleidigungen ins Gedächtniß zu rufen, die uns denselben geraubt haben? Sie sind eurem Gedächtnisse noch alle gegenwärtig, jene grausamen Beleidigungen, und durch euren Eifer, die verhaßte Quelle derselben zu verschließen, habt ihr genug bewiesen, daß ihr nicht gesinnt seyd, dergleichen noch ferners zu dulden. Ja, meine Herrn, jene fremde, gefährliche Musik ist es, die, ohne andere Hülfe, als die ihm eigenen Reitze, in einem Lande, wo alles gegen sie war, unsere Musik zu stürzen suchte, die sich so bequem spielen läßt! Sie ist es, die uns um unsere Ehre bringen will, und gegen die wir alle bis an unsern letzten Athemzug vereint bleiben müssen.

Als wir, durch den ersten Erfolg der Serva Padrona vor der Gefahr gewarnt, uns insgeheim versammelten, um über die Mittel uns zu berathen, wie wir diese bezaubernde Musik so sehr als möglich verkrüppeln wollten, ließ einer der Unsrigen, den ich nachher für einen falschen Bruder erkannte, *) sich beygehen, in einem halb scherzenden Ton zu sagen, wir sollten uns gar nicht so sehr die Köpfe brechen, sondern die Oper keckhin nach unserm besten Vermögen spielen: urtheilt nur, was geschehen wäre, wenn wir aus alberner Bescheidenheit diesem Rathe gefolgt wären, da all unser Bemühen (verbunden mit dem Talente, bey den Werken, die wir ausführen, alles Verdienst des Gefallens der Composition zu überlassen) das Publicum kaum verhindern konnte, die Schönheiten der italiänischen Musik zu fühlen, obschon wir sowohl die Musik, als die Ohren der Zuhörer mit einer beyspiellosen Unerschütterlichkeit geschunden haben, die fähig war, selbst die bestimmtesten Anhänger der italiänischen Oper abzuschrecken. Es ist wahr, daß das Unternehmen gewagt war, und daß man anderswo die Hälfte unserer Gesellschaft in's Loch gesperrt hätte; allein wir kennen unsere Rechte, und wir gebrauchen sie. In's Loch gesperrt zu werden, steht dem Publicum bevor, im Fall es sich über uns beklagte.

Nicht damit zufrieden, haben wir Unwissenheit und bösen Willen auch noch mit der Intrigue unterstützt; wir haben nicht vergessen, von den italiänischen Sängern eben so viel Übles zu reden, als wir ihrer Musik zufügten, und das Gerücht von unserm Betragen gegen sie hat die vortreffliche Wirkung gethan, alle jene guten Subjecte abzuschrecken, die Bambini noch nach Paris ziehen wollte. Verbunden durch das mächtige, allgemeine Interesse, und durch den Wunsch, die Ehre unsers Bogens zu rächen, war es uns nicht schwer, arme Fremde zu vernichten, welche, unbekannt mit den Geheimnissen unserer Zunft, keinen andern Schutz hatten, als ihre Talente, keine andern Anhänger als gebildete und billige Ohren, und keine andere Kabale als das Vergnügen, das sie den Zuhörern zu verschaffen trachteten. Die guten Leute wußten nicht, daß eben dieses Vergnügen ihr Verbrechen erschwerte, und ihre Strafe beschleunigte. Sie sollen sie nun empfangen, und zwar ohne sie nur zu ahnden; denn, damit sie dieselbe desto tiefer empfinden, werden wir die Genugthuung haben, sie plötzlich verabschiedet zu sehen, ohne vorher benachrichtiget, ohne bezahlt zu seyn, und ohne ihnen Zeit

*) Vor einigen Tagen, als ich, nach unserer Gewohnheit, im Orchester mit ihm schackerte, erwischte ich in seiner Tasche ein Papier, worauf folgendes ärgerliche Epigram sich befand:

O Pergolese inimitable
Quand notre Orchestre impitoyable
Te fait crier sous son lourd Violon;
Je crois qu'au rebours de la fable,
Marsyas écorche Apollon.

So sind zwey oder drey im Orchester, die es wagen, eure Kabalen zu tadeln, die italiänische Musik öffentlich zu loben, und, ohne Rücksicht auf das Corps, ihre Schuldigkeit zu thun, und ehrliche Kerls seyn zu wollen. Aber wir wollen sie bald durch Neckereyen zwingen, sich zu packen, und keine andern Cameraden dulden, als solche, die mit uns gemeinsame Sache machen.

zu lassen, sich eine Zuflucht zu suchen, wo sie ungestraft dem Publicum gefallen können.

Wir hoffen auch, zum Troste aller gutdenkenden Bürger, und vorzüglich jener Leute von Geschmack, die unser Theater besuchen, daß die französis. Schauspieler, von aller Welt verlassen, und mit Unbilden überhäuft, das ihrige bald werden schließen müssen. Dann werden die Fremden, welche alle so ungeschliffen sind, am französis. Schauspiel und an der italiänischen Oper Geschmack zu finden, nicht mehr so sehr nach Paris strömen, wenn sie da nur mehr die italiänische Komödie und die französis. Oper, diese köstlichen Denkmahle unsers Nationalgeschmacks finden; wodurch das Königreich den Vortheil gewinnen wird, daß man besser leben, und wohlfeiler wird wohnen können.

Was wir hierin gethan haben, ist etwas, aber bey weitem noch nicht genug. Ich habe eine Entdeckung gemacht, von der ich Euch vorläufige Nachricht geben muß, damit wir das Benehmen verabreden können, welches wir bey dieser Gelegenheit zu beobachten haben. Herr Bambini, angeeifert durch den Beyfall, den die Zigeunerinn erhielt, bereitet sich auf ein neues Intermezzo, das wohl noch vor seiner Abreise gegeben werden könnte. Ich kann nicht begreifen, wo Teufel er so viele hernimmt, da wir doch alle Welt versicherten, daß in ganz Italien kaum drey, oder vier aufzubringen seyen. Ich glaube wahrhaftig, daß diese verfluchten Dinger vom Himmel fallen, ganz frisch von Engeln ausdrücklich zu unserer Verderbniß verfertigt.

Es handelt sich also darum, meine Herrn, uns in diesem Augenblicke wohl zu vereinigen, um entweder zu verhindern, daß dieses Intermezzo auf die Bühne gebracht werde, oder wenigstens, um es dort mit Geräusch fallen zu machen, damit die Italiäner, mit dem öffentlichen Tadel beladen, abziehen müssen, und ganz Paris aus diesem Beyspiele unser Ansehen, und unsere Aussprüche verehren lerne. In dieser Absicht habe ich mich bey Herrn Bambini, unter dem Vorwande der Freundschaft, eingeschlichen; und, wie der gute Mann nichts Arges vermuthet, und nicht ein Mahl Verstand genug hat, die Streiche zu ahnden, die wir ihm spielen; hat er mir ohne Geheimniß sein Intermezzo gezeigt. Es heißt: die englische Vogelstellerinn. Die Musik ist von einem gewissen Jomelli, einem jener unwissenden Italiäner, die nichts verstehen, und, der Himmel weiß wie, hinreissende Musik schreiben, die zu entstellen, wir dann die größte Mühe haben. Um die Mittel dazu mit desto größerer Sicherheit wählen zu können, habe ich die Partition so sorgfältig durchsucht, als mir möglich war; unglücklicher Weise bin ich in Partition-Lesen nicht geschickter, als Ihr andern, doch habe ich genug gesehen, um zu erkennen, daß dieses Werk eigends dazu gemacht scheint, unsere Plane zu begünstigen: die Musik ist lebhaft, abwechselnd, die Instrumente sind geschmackvoll angebracht, und müssen genau einfallen; mit einem Worte, sie fordert die strengste Präcision in der Ausführung. Urtheilt nun, wie leicht es uns werden wird, alles das unmerklich, und mit dem natürlichsten Anscheine, zu verwirren. Wenn wir uns nur einigermassen verstehen, soll das eine Kesselmusik für den Teufel werden; es wird köstlich seyn! Vernehmt daher die Vorschläge, die wir mit unsern erlauchten Chefs, unter andern mit Herrn Abbé und Herrn Caraffe, ersonnen haben, die sich bey jeder Gelegenheit um die gute Sache so sehr verdient gemacht, und der guten Musik so vielen Schaden zugefügt haben.

(Der Beschluß folgt.)

Charade.

Nichts ist die Erste, Nichts die Zweyte,
Und dennoch sind sie überall;
Nichts kann geschehen ohne Beyde
Und doch sind sie selbst nur ein Schall.

Nichts kann sie von einander scheiden
Denn unauflösbar ist ihr Band;
Es gibt kein Mittel sie zu meiden,
Nicht Luft, nicht Wasser und nicht Land.

Selbst ohne Form und ohne Leben
Sind sie doch Beyde es allein,
Die allem Form und Daseyn geben,
Was war, was ist, und noch wird seyn.

Es kann kein Sterblicher sie denken
Und doch denkt keiner ohne sie,
Du kannst die Welt um sie verschenken
Doch Niemand weiß ihr Wo? und Wie?

Das Ganze ist ein Theil der Einen
Bald kurz, bald lang, bald groß, bald klein
Man brauchts zum Lachen wie zum Weinen,
Doch ewig pflegt es nicht zu seyn.

C — s.

Klopstocks Grab.

Klopstock ruht auf dem Kirchhofe zu Ottensen, bey Altona, neben dem Eingange der Dorfkirche, an der Seite seiner Meta, die seine Vorgängerinn in's beßre Leben war. Seine Ruhestätte bezeichnet ein einfacher Denkstein von weißem, etwas schwarzgesprengten Marmor, zu dem zwey Stufen von Basalt führen; neben an steht der noch einfachere und kunstlose jener ersten Gattinn, die seine Gesänge verewigten. Eine Linde,

von dem Sänger der Messiade und unsers Arminius, am Tage ihrer Bestattung hier gepflanzt, wo auch er einst des Posaunenrufs harren wollte, streut nun ihren dichten Schatten auf die vereinte Hülle des treuen Paars.

Oben auf Meta's Grabstein erblickt man zwey zusammen gebundene Garben mit der Umschrift:

Saat, Von Gott Gesaet, Dem Tag Der Garben Zu Reifen.

Die Inschrift ist von Klopstock selbst:

Margaretha Klopstock
Erwartet Da, Wo Der Tod Nicht Ist,
Ihren Freund, Ihren Geliebten, Ihren Mann
Den Sie Sehr Liebt,
Und Von Dem Sie So Sehr Geliebt Wird:
Aber Hier Aus Diesem Grabe
Wollen Wir Miteinander Auferstehn
Du, Mein Klopstock, Und Ich, Und Unser Sohn
Denn Ich Dir Nicht Gebaehren Konnte.
Betet Den An,
Der Auch Gestorben, Begraben Und Auferstanden Ist.

Eine ganz unten etwas vorstehende Friese enthält die Worte:

Sie Ward Geboren Den 18ten Merz 1728, Verheirathet Den 10. Junius 1754 Und Starb Den 28. November 1758.
Ihr Sohn Schlummert In Ihrem Arm.

Wie einfach und edel spricht sich der Schmerz des Verlassenen um Kind und Gattinn und die Hoffnung des Wiedersehens in jener Welt mit tiefer Rührung aus — wie sinnig ist nicht die Abweichung vom Gemeinen und Gewöhnlichen in den Stellen, „den sie so sehr liebt", und „von dem sie so sehr geliebt wird." — Sie bezeichnet kurz und kräftig die Fortdauer der Sympathie und Gattenliebe auch im Tode, der nur den Staub dem Staube zugesellt, während sich das Band verwandter Seelen, welche irdische Fesseln nicht mehr drücken, noch enger schlingt.

Der Stein ist ebenfalls von weißem Marmor mit dunkler Einfassung und etwas niedriger, als jener Klopstocks — eine sinnige Anspielung auf das zarte schwächere Geschlecht!

Klopstocks Grabstein zieren oben zwey Garben, mit derselben Unterschrift, wie jene des eben beschriebenen Denkmahls. In einer Vertiefung, oder in einem Compartiment lehnt, halb erhoben, die Religion an einer, einem Piedestal ruhenden, mit Lorbeern und Palmen umwundenen Urne, in ihrem rechten Arme das Zeichen der Erlösung: die Linke deutet gen Himmel. Die Figur ist edel, gut gedacht, und im Charakter, Haltung und Drapperie gut ausgeführt. Dieses Basrelief ist von der Hand des zu früh verstorbenen Bildhauers Scheffenauer in Stuttgart, und von Mad. Klopstock selbst angegeben.

Folgende, mit schwarzen lateinischen Buchstaben eingeätzte Inschrift, hat den Grafen von Stollberg zum Verfasser, und ist größtentheils aus Odenstellen Klopstocks zusammen gesetzt.

Bey Seiner Meta Und Seinem Kinde Ruhet
Friedrich Gottlieb Klopstock.
Er Ward Geboren d. 2. Juli 1724.
Er Starb d. 14. Merz 1803.
Deutsche, Nahet Mit Ehrfurcht Und Mit Liebe
Der Hülle Eures Groesten Dichters.
Nahet, Ihr Christen, Mit Wehmuth und Wonne
Der Ruhestaete Des Heiligen Saengers,
Dessen Gesang, Leben Und Tod Jesum Christum Pries.
Er Sang Den Menschen Menschlich, Den Ewigen,
Den Mittler Gottes. Unten Am Throne Liegt
Sein Grosser Lohn Ihm, Eine Goldne
Heilige Schaale Voll Christenthraenen.
Seine Zweite, Liebende, Geliebte Gattinn, Johanna Elisabetha,
Setzte Diesen Stein
Dem Leiter Ihrer Jugend, Ihrem Freunde, Ihrem Mann.
Sie Harret In Thraenen Der Stunde,
Welche Sie Dort, Wo Der Tod Nicht Ist,
Wo Der Herr Die Thraenen Der Seinen Trocknet,
Mit Ihm Und Mit Allen, Die Sie Liebte Vereinigen Wird.
Bethet Den An, Der Für Uns Lebte, Starb,
Begraben Ward Und Auferstand.

Notizen.

Wien, am 14. August. — Gestern machten die Physiker Kraskowitz und Manner ihre ersten ärostatischen Versuche im Prater, in Gegenwart eines Theils des höchsten Hofes und eines zahlreich versammelten Publicums; allein sey es die Schuld des zur Lufterzeugung angewandten Materiales oder der wenigen practischen Übung der Unternehmer, sie gelangen nicht nach Wunsche, besonders war es nicht möglich den großen Ballon, troz aller durch viele Stunden angewandten Mühe zu füllen; er wurde zuletzt kaum ein Drittheil gefüllt seinem Schicksale überlassen.

Herr Schuppanzig hat das zweyte Abonnement seiner Morgen-Concerte, welche jeden Donnerstag um halb 8 Uhr im Augarten gegeben werden, angekündigt. Bey dem am 2. August gegebenen Concerte zeichnete sich vorzüglich Herr Linke, in Diensten des Grafen Rasumovsky, durch sein herrliches dem Rombergischen sich naherndes Spiel auf den Violongello aus. Er ließ sich hier zum ersten Mahle öffentlich hören, und wählte hiezu das von Bernard Romberg componirte Concert aus e mol. Den Freunden der Musik bisher ganz unbekannt, überraschte er die versammelten Zuhörer durch sein sicheres, reines und deutliches Spiel, und rührte ihre Herzen durch die Annehmlichkeit des Gesanges, den er auf diesem einer zarten Behandlung so fähigen Instrumente hervor zu zaubern wußte. Allgemeiner Beyfall, und der lebhafte Wunsch, den seltenen, bescheidenen Künstler recht bald wieder zu hören, war sein verdienter Lohn.

Auflösung des Räthsels in Neo. 87.
Goldgrube.





Samstag, den —— 99. —— 18. August 1810.

J. J. Rousseau, als Anwald der italiänischen Musik.

(Beschluß.)

1.

Man wird in diesem Falle nicht der sonst gewöhnlichen Methode folgen, die wir bey den andern Intermezzo's mit so vielem Erfolg angewandt haben; sondern, bevor wir über dieses schimpfen, wollen wir erst die Musik bey der Probe kennen lernen. Ist sie mittelmäßig, so wollen wir mit Bewunderung davon sprechen, und sie bis in die Wolken erheben, damit man dann bey der ersten Vorstellung seine Erwartung getäuscht finde. Sollte die Musik unglücklicher Weise gut seyn, wie ich nur zu sehr fürchte, so wollen wir mit übertriebener Verachtung davon reden, wie von dem elendesten Zeuge, das je gemacht worden ist; unser Urtheil wird die Dummköpfe verführen, die das ihrige nie zurücknehmen, als wenn es richtig wäre; und so wird vors Erste die Mehrzahl auf unserer Seite seyn.

2.

Bey den Proben wollen wir so gut spielen, als wir nur immer können, um unsere Directoren vor dem Vorwurfe zu sichern, daß sie die Proben nicht oft genug wiederhohlt hätten. Diese werden übrigens nicht ganz verloren seyn; sondern uns Gelegenheit geben, die Weise zu verabreden, nach der wir bey der Vorstellung verfahren wollen.

3.

Die Instrumente werden, vermöge der Regel, nach dem Urtheile des ersten Violinspielers gestimmt; vorausgesetzt, daß er taub sey.

4.

Die Violinisten theilen sich in drey Classen, wovon die erste um einen Viertelton zu hoch, die andere um einen Viertelton zu tief, und die dritte so rein spielt, als möglich. Dieser Mißklang wird sich leicht erreichen lassen, wenn die Schrauben während des ersten Tonstücks ein wenig nachgelassen oder angezogen werden. Die Blase-Instrumente braucht man nicht zu belehren, die werden ohnehin nach Wunsch gehen.

5.

Mit dem Tacte wird es beyläufig gehalten, wie mit der Stimmung: Ein Drittheil hält ihn ein, ein Drittheil spielt geschwinder, und das letzte Drittheil etwas langsamer. Bey jedem Anfange werden die Violinisten sich hüthen, zusammen zu treffen, sondern nach und nach anstimmen, wodurch eine Art von Imitation entstehen wird, die vortreffliche Wirkung machen muß. Die Violonzellos werden ermahnt, sich nach dem erbaulichen Beyspiele Eines unter ihnen zu richten, welcher sich mit gerechtem Stolze rühmen kann, noch kein Intermezzo im rechten Tone accompagnirt zu haben, der immer major spielt, wenn die Tonart minor, und minor, wenn sie major ist.

6.

Man wird Sorge tragen, die Forte zu mäßigen, und die dolce stark zu spielen; Letzteres vorzüglich bey Begleitung des Gesanges, besonders muß aus ganzer Macht gekreischt werden, wenn die Tonelli singt; denn es ist von großer Wichtigkeit, zu verhindern, daß sie gehört werde.

7.

Eine andere Vorsicht, die man nicht vergessen darf, ist, die Seconds so stark spielen zu lassen, als möglich, die Prims hingegen zu mässigen, damit man überall nur die Melodie der zweyten Stimmen höre; auch wird man dem Durand auftragen müssen, daß er sich nicht die Mühe gebe, jene Stellen der Viola zu kopiren, wo diese mit dem Baß in der Octave geht, damit dadurch die Harmonie trockner werde.

8.

Den jungen Violinisten wird empfohlen, öfters die Octave zu spielen, auf dem Sattel zu miauen, und ihre Stimme durch Doppelgriffe zu verderben, besonders dort, wo sie schon die einfachen nicht zu spielen wissen. Damit maskiren sie ihre Ungeschicklichkeit, versudeln die ganze Musik, und zeigen, daß sie über die Gesetze aller Orchester in der Welt erhaben sind.

9.

Wenn aber das Publicum über dieses Geheul ungeduldig werden, und uns zu nahe beobachten sollte; müssen wir die Methode ändern, und, während drey oder vier Violinen nach obiger Instruction verfahren, alle andern während den Arien zwar nach ihrer Stimme spielen, aber aus allen Kräften kratzen, und, vorzüglich in den angenehmen Stellen, lauter leere Saiten nehmen. So werden wir die schönste Musik zu Grunde richten, ohne das Jemand etwas darüber wird sagen können.

10.

Wir werden nicht aufhören, über Scandal und Entheiligung zu schreyen; wir werden uns laut beklagen, daß man den Sitz der Götter durch Gaukler entehre; wir werden zu beweisen suchen, daß unsere Sänger keine Gaukler sind, wie die andern, da sie höchstens singen und gestikuliren, aber nie spielen; daß die kleine Tonelli sich ihrer Arme bediene, um ihre Rolle mit einer schimpflichen Einsicht und Artigkeit vorzustellen, während die berühmte Mlle. Chevalier die ihrigen nur braucht, um ihrer Lunge nachzuhelfen, welches weit anständiger ist. Auch wollen wir zeigen, daß unser Theater durch die italiänische Musik herabgesetzt werde, weil eine königl. Akademie der Tonkunst sich mit dem blossen Pompe ihres Titels und ihrer Privilegien aufrecht erhalten muß, und es unter ihrer Würde ist, zu diesem Ende einer guten Musik zu bedürfen.

11.

Die wesentlichste Vorsicht, die wir bey dieser Gelegenheit anzuwenden haben, ist die unsere Berathschlagungen geheim zu halten. Ein so großes Interesse muß nicht den Augen eines dummen Pöbels ausgesetzt seyn, der sich einbildet, wir seyen bezahlt, um ihm zu dienen. Die Zuseher sind von solcher Anmaßlichkeit, daß, wenn ihnen dieser Brief durch die Indiscretion Eines aus den Ihrigen bekannt würde, sie sich berechtigt glauben würden, unser Benehmen näher zu beobachten, was doch immer seine Unbequemlichkeit hätte; denn, so sehr wir auch über das Publicum erhaben sind, ist es doch nicht angenehm, seine Klätschereyen zu ertragen.

Dieß, meine Herrn! wären nun einige Präliminar-Artikel, über welche wir uns vorläufig einverstehen müssen. In Rücksicht dessen, was wir insbesondere von diesem Werke reden wollen, wenn es ein Mahl im Gange seyn wird, wollen wir uns erst später ins Einvernehmen setzen, da wir uns hierin nach der Art richten müssen, wie das Stück aufgenommen wird. Jeder von uns, einige wenige ausgenommen, hat sich bisher dem allgemeinen Interesse so gemäß benommen, daß es keinen Anschein hat, als wollte Einer von seinen Grundsätzen in dem Augenblicke weichen, wo es darauf ankömmt, das Werk zu krönen; und wir hoffen, daß, wenn man uns auch alle Talente abspricht, man uns wenigstens das einer guten Kabale nicht streitig machen werde.

Auf diese Weise werden wir uns ein fürchterliches Tribunal errichten, nachdem wir diese italiänische Brut mit Schimpf und Schande ausgetrieben haben; bald wird der Erfolg, oder doch wenigstens der Fall der Opern von uns allein abhangen; die Autoren, von einer gerechten Furcht ergriffen, werden zitternd unserem Bogen huldigen, der sie zu Grunde richten kann, und aus einer Bande elender Darmkratzer, für die man uns jetzt hält, werden wir dereinst die obersten Richter der französischen Oper werden.

— — l.

Anakreontisches Lied.

Die Lehrstunde beym Amor.

Wer klimpert mir in meinen Saiten?
Mit Kunst hab' ich sie aufgespannt,
Und jedem werd' ich's übel deuten,
Der sich zu lenern unterstand.

„Was tadelst Du die kleinen Lieder,
Die vor der Thür ein Knabe spielt?
Bald bring' ich Dir die Laute wieder,
Hab' ich mein Lüstchen mir gekühlt."

Gleich werd' ich vor die Schwelle kommen,
Verwegner! Schalk! besinne Dich,
Das Spielwerk soll nicht lang' dir frommen,
Fort sag' ich! oder fürchte mich.

„Mein liebstes Liedchen lernst du singen,
Die Schönsten sind dem Liede hold;
Du darfst mir auch kein Lehrgeld bringen,
Ich lohne Dir's mit süßem Sold."

Jetzt, kleiner Frevler, werd' ich kommen!
„Das schönste Liedchen zeig' ich Dir!"
Das Spielwerk soll nicht lang' Dir frommen!
„Setz' auf die Schwelle Dich zu mir."

Du willst mir gar die Finger leiten?
„Gehorche! sieh', sonst schlag' ich Dich."
Die Hände weg von meinen Saiten!
„Du bringst mich auf! jetzt fürchte mich."

Er ruft — wie Nebel sich entfalten,
Entspinnen sich aus nächt'ger Luft
Viel wunderbare Dunstgestalten,
Und regen sich im Mondenduft.

Sie schienen Geister, doch mit Flügeln
War ihre Schulter leicht umwebt,
Und lust'ge Pfauenfedern spiegeln
Im Goldgelock, das mich umschwebt.

Und wie ich rang, mich drängt' und sträubte,
Da schlossen sie sich wild um mich;
Als nun die Schaar mich schlug und stäupte,
Fühlt' ich die Zaubermacht, und wich.

Und setzte still und sanft mich nieder,
Dem Meister horcht' ich zu, und saß,
Und lernt' und übte seine Lieder,
Bis ich die meinigen vergaß.

O. H. Graf von Loeben.

Glosse.

Ein Reisender besuchte den berühmten Bonnet, und sprach von Bonnets großen Verdiensten um die mikroskopische Naturforschung mit dem größten Enthusiasmus. „O, mein Herr," unterbrach ihn der ehrwürdige bescheidene Greis, „nicht gelesen, nur buchstabirt habe ich in den heiligen Schriften der Natur."

Nun sage noch ein Mensch, wie ganz neuerdings Jemand: Nur Lumpe sind bescheiden!! —

Joh. Eremita.

James Bruce.

Im November 1766 ging James Bruce auf seiner Rückreise von Abissinien aus Gooz ab. Es wurden die Wasserschläuche aus dem Nil gefüllt, und es enthielten dieselben etwa anderthalb Oxhoft (oder etwa 250 Kannen.) Sie hatten sich zu Gooz mit Brotpulver versehen, welches hier, zum Behuf der Karavanen, in eigenen Anstalten verfertigt wird. Das Brot besteht aus Durra (einem hirseähnlichen Gewächse) und ist etwa von der Größe eines Pfannkuchens, aber dünner, und wird zu Pulver gerieben, nachdem es am Feuer bloß getrocknet (nicht eigentlich gebacken) ist. Dieses Brot schmeckt säuerlich, und quillt so sehr im Wasser auf, daß es fast sechs Mahl mehr Raum einnimmt als vorher. Von diesem Pulver bekam jede Person eine gute Hand voll für den Tag, eine halbe Kürbisschale Wasser dazu, und überdieß noch eine ganze Kürbisschale voll Wasser bloß zum Trinken.

Die Schläuche, in welchen das Wasser aufbehalten wurde, waren vorher in Wasser wohl eingeweicht, und dann auswendig mit Fett und Theer beschmiert worden, um die Ausdünstung zu verhüthen. Es ist in diesen heißen Gegenden nicht selten, daß ohne diese Vorsicht das Wasser ganz durch das Leder der Schläuche verdünstet.

Nachdem sie noch bey einigen bewohnten Orten vorbey gekommen waren, langten sie den 11. November in der Wüste an, deren Boden aus hartem Kiese bestand, mit Marmorstücken untermischt, und mit kleinen Kieseln von der Weiße des Alabasters. — Die Reise ging nun gerade durch die Wüste nordwestlich, nach dem nächsten Orte in Ägypten (Syene) zu.

Die Hauptsorge war, der wenigen einzelnen Brunnen, die in der Wüste waren, nicht zu verfehlen, und von den herumziehenden Bischareen (einem Stamme Araber) nicht angefallen zu werden.

Im Anfange fanden sich noch einige Bäume und Grasarten an einzelnen Plätzen, aber in der Folge nicht mehr. Der Boden war fast überall kiesig und steinig, mit Stücken von Jaspis, Agat und Marmor untermischt. Die wenigen Bäume und Gesträuche, die sie trafen, gaben den Wanderern Schatten, und den Kamehlen ein nothdürftiges Futter.

Tiefer in die Wüste hinein fing ihr Elend an, vorzüglich durch einen Umstand, auf welchen sie gar nicht gerechnet hatten; — ihre Schuhe nähmlich nutzten sich so sehr ab, daß sie untauglich wurden, und die Füße gingen sich bald auf dem dürren, heißen Sande wund.

Doch hatten sie noch den rechten Weg, wie sie aus einigen Hügeln und Felsen sahen, die als Wegweiser dienen, indem sie zu hoch sind, als daß sie von dem Flugsande der Wüste sollten überdeckt werden können. (In einigen Wüsten Afrika's hat man eigends Haufen von Steinen aufgethürmt, die den Reisenden als Wegweiser dienen.)

Den 14. November hielten sie unter Acazienbäumen an, nachdem sie schon eine ziemliche Strecke Weges zurückgelegt hatten. Hier erblickten sie auf ein Mahl nach Westen und Nordwesten zu, mehrere furchtbar große Säulen von Sand — eine sehr gewöhnliche Erscheinung in diesen Gegenden — die Säulen waren in verschiedenen Entfernungen von einander, und bewegten sich, bald sehr langsam und majestätisch, bald sehr schnell. Zuweilen drohten sie, auf die Karavane los zu kommen, und dieselbe mit Sand zu überdecken, — ein Zufall, wodurch ganze Karavanen ihren Untergang finden. — Zum Glück blieb es beym Schrecken, nur daß einige kleinere Sandwolken sie erreichten.

Manche von diesen Säulen reichten mit ihren Gipfeln bis an die Wolken, — andere trennten sich an der Spitze, oder in der Mitte, und die abgerissenen Theile zerstäubten in der Luft.

Gegen Mittag wurde die Gefahr größer. Die Säulen kamen, mit einem Nordwinde, mit großer Schnelligkeit immer näher, und eilf davon waren kaum über eine halbe Meile von ihnen entfernt. — Zu fliehen wäre vergebens gewesen; der schnellste Renner würde ihnen nicht entkommen seyn. Zum Glück zogen sie sich mit einem Südostwind zurück, und kamen ihnen aus dem Gesicht. *)

Am nächsten Morgen waren sie an der einen Seite ganz von dem Sande bedeckt, welchen der Wind über sie her geweht hatte. Aber viel schlimmer war es, daß der, welcher bey den Wasserschläuchen Wache halten sollte, eingeschlafen war. Ein anderer hatte indessen einen Schlauch geöffnet, und aus Furcht, entdeckt zu werden, sich nicht Zeit genommen, ihn wieder zuzubinden. Jetzt also hatten sie die traurige Aussicht zu verdursten.

(Der Beschluß folgt.)

*) Diese in den Wüsten Afrika's so häufigen Sandsäulen entstehen durch Wirbelwinde, die in diesen Gegenden sehr gewöhnlich, und im Grunde wohl nichts anders sind, als was wir Trompen zu nennen pflegen.

Notitzen.

Paris. — Das von der kaiserl. Garde kürzlich gegebene Fest hatte auf dem 67.500 Quadratklaftern großen Marsfelde Statt, das 300.000 Menschen faßte. Nach geendigtem Feuerwerke begaben sich JJ. MM. in den Ballsaal, der im Hofe des Gardegebäudes unter einem ungeheuern, von 36 Masten getragenen Zelte errichtet war. Ungeheure Draperien von Musselin, mit goldenen Bienen besäet, und von Lorbeer- und Myrthenzweigen gehalten, bildeten die Wände. Sieben Reihen Bänke trugen 3000 Damen, hinter diesen standen die Männer. Der Ball begann mit von den kaiserl. Tänzern aufgeführten Quadrillen und Ballets. Hierauf eröffnete sich der Ball. Die Größe des Saales kann man sich vorstellen, wenn man weiß, daß 30 Quadrillen, jede zu acht Personen, zu gleicher Zeit tanzten. Nach Versicherung aller Augenzeugen war das Fest das prächtigste, das man je sah. Man versichert, die Kosten beliefen sich auf anderthalb Millionen Franken. Außer den Subscriptionen der Stabsofficiere steuerte jeder Capitain 1500 Franken, jeder Lieutenant 600 Franken, jeder Corporal 60 Franken, und jeder Gemeine 6 Franken.

Herr Cadet de Vaux erneuert jetzt sehr dringend seinen frühern Vorschlag, alle leicht feuerfangende Decorationen auf Theatern, bey Beleuchtungen und in Prachtsälen, vor dem Gebrauch durch Eintauchung in Auflösungen von Kalk, Alkalien oder Soda, unverbrennlich zu machen. Schon vor 30 Jahren hatte er, bald nach dem Brande des Opernhauses zu Paris, die Nützlichkeit dieses Rathes durch Versuche im Großen dargethan, die in Gegenwart des damahligen Ministers Amelot und vieler Mitglieder der Akademie der Wissenschaften angestellt wurden. Die Leinwand, die Stricke und das Holz, die er auf diese Weise zubereitet hatte, verkohlten sich selbst im stärksten Feuer nur, brannten aber nicht hell.

Die berühmte Madame Recamier, über welche die Verläumdung Anfangs so viel Nachtheiliges zu verbreiten suchte, welche dieses aber durch ihr Leben vor den Augen der Welt zur Beschämung ihrer Neider und Neiderinnen widerlegt hat, ist hier, wie man sagt, ebenfalls an den Folgen der Beschädigungen, welche sie auf dem Ball des österreichischen Bothschafters erhielt, verstorben.

—◆—

Berlin. — Ein sogenannter Wasserkünstler, der hier vor einiger Zeit seine Geschicklichkeit im Schwimmen, Tauchen u. dgl. bewundern ließ, beging den schlechten Streich, einen Knaben, der in seiner Nähe badete, und in eine jähe Tiefe gerieth, hülflos ertrinken zu lassen, obgleich er von allen Umstehenden zur Rettung des Unglücklichen dringend aufgefordert ward. Der Hartherzige weigerte sich, seine Kleider naß zu machen, und so prahlend er angekündigt hatte, er wolle Tabak unter der Wasserfläche rauchen, so blieb er doch zagend zurück, als es etwas Edleres als Tabak zu rauchen in der Tiefe zu thun gab. Er ist durch monatlangen Arrest, Verlust seiner Concession und einer Geldbuße bestraft worden; indessen scheint diese Ahndung doch immer noch zu milde.

Gedruckt bey Anton Strauß in Wien.



Der Sammler.

Dinstag, den —— 100. —— 21. August 1810.

James Bruce.

(Beschluß.)

Die Sandsäulen sahen sie auch heute wieder, kleiner zwar als die gestrigen, aber in größerer Menge. Sie standen dicht, wie Bäume in einem Walde beysammen, und verdunkelten fast die aufgehende Sonne. Da die Strahlen derselben zwischen den Säulen durchfielen, so erschienen diese wie Feuersäulen, und setzten die meisten von der Karavane in Schrecken. Die Säulen verschwanden, und alle waren zufrieden, nur der Hybäer (Wegweiser und Führer der Karavane) fürchtete, der Samum möchte bald kommen. Er kam wirklich am andern Tage, gerade da sie nicht weit von einem Orte entfernt waren, wo sie frisches Wasser zu finden hofften. In Südosten stieg ein Nebel auf, fast purpurfarben, 20 Klafter breit und etwa 12 Fuß hoch über der Erde; es war ein bloßer Hauch eines Windes, der sich aber sehr schnell fort bewegte. Alle fielen nieder, mit dem Gesichte nach Norden gelehnt, alle lagen wie todt auf dem sandigen Boden, und erhoben sich erst wieder, als der Führer sagte, der Samum sey vorüber. Jetzt wehete nur noch ein leichtes Lüftchen, das aber doch glühend heiß war. Bruce, der die Luft des Samums eingesogen hatte, bekam davon eine Brustbeschwerde, die er erst zwey Jahre nachher in den Bädern Italiens los wurde. Alle waren kleinmüthig und niedergeschlagen, und fürchteten vor Durst umzukommen, und Bruce mußte alles thun, sie zu ermuntern. Er zeigte ihnen sein geschwollenes Gesicht, seinen mit Schwären bedeckten Nacken; seine wunden und blutenden Füße — alles Folgen der Reise — und redete ihnen zu, ihre Kräfte anzustrengen, bis sie zur Quelle kämen. Er ließ jedem eine Kirbisschale voll Wasser geben, und sie setzten, wiewohl die Luft noch brennend heiß war, ihre Reise fort — immer zu Fuß; denn die höchst erschöpften Kamehle, die mehrere Tage nichts gefressen hatten, mußten geschont werden, zumahl da ihre Füße, von den spitzen Steinen der Ebene, lahm und verwundet waren.

Gegen 8 Uhr Abends kamen sie, nach einem Marsch von dreyzehn starken Stunden, in das kleine Thal Chiggre, wo sich zehn Brunnen befanden, welche Wasser genug enthielten — aber alles Wasser war so voll kleiner Thiere und Unreinigkeiten, daß sie baumwollene Tücher vor den Mund halten mußten, um nur den gröbsten Unrath abzuhalten. — Die Kamehle mußten hier mit Dora gefüttert werden, damit sie trinken möchten.

Am andern Tage sahen sie wieder Sandsäulen — aber sie waren mit dieser Erscheinung nun schon bekannt, und fürchteten sich wenig mehr. Auch fanden sich auf einer Ebene eine Menge von Sandhügeln, von 7 bis 13 Fuß Höhe — eine Wirkung des gestrigen Samums. Der Sand, mit welchem seit so vielen Jahrhunderten der Wind sein Spiel getrieben hatte, war äußerst fein.

Einige Tage fanden sie nun einige Sträucher und Gehölze, welche zum Futter für die Kamehle, und zur

Erquickung der Reisenden sehr wohlthätig war, da sie nun nicht so unaufhörlich dem Brande der Sonnenstrahlen ausgesetzt seyn durften.

An einem dieser Orte, in dessen Nähe sich auch ein Brunnen fand, übernachteten sie. Des Nachts kam ein Kerl, und suchte die Kette loszumachen, mit welcher die Kamehle an den Vorderfüßen zusammengekuppelt waren, damit sie sich nicht verirren konnten. Man rief: Wer da? — und der Kerl schlich sich davon. Durch die Fußstapfen im Sande überzeugten sie sich bald, daß wirklich jemand da gewesen sey. — Alle waren in Furcht. Matt, entkräftet durch Hunger, Durst und Hitze, verwundet am Körper, wie sollten sie sich vertheidigen, wenn sie von einer herumstreifenden Horde räuberischer Araber angegriffen wurden, welche diese Gegenden mehrere tausend Mann stark durchziehen?

Unter bangem Erwarten ging die Nacht vorüber, und kein Araber kam. Am Morgen ging man den Fußstapfen nach, und fand hinter einem Felsen zwey elende schmutzige Zelte — in dem einen ein nacktes Weib — in dem andern einen Mann mit einer Frau und einem Kinde, beyde erstern gleichfalls nackt, und das letztere in schmutzige Lumpen gehüllt — alle sehr abgehungert.

Um gewiß zu erfahren, ob keine große Horde in der Nähe wäre, stellte er sich gegen den Mann, von dem es sich bald ergab, daß er der Kamehldieb der vorigen Nacht war, sehr rauh. Er legte ihm Fragen vor, und verglich seine Antworten mit den Aussagen der Weiber in den Zelten. Die eine derselben fürchtete vorzüglich für ihr Kind; sie bath um Erbarmen, sie zerraufte ihr Haar, drückte ihr Kind an ihre Brust, legte es vor Brucen hin, und flehete, es lieber zum Sclaven zu machen, als sein Leben zu nehmen.

Bruce und seine Leute waren menschlich genug, nicht nur des Kindes, sondern auch der Weiber und des Mannes zu schonen, wiewohl der letztere sich nur erst vor einigen Tagen eines Mordes schuldig gemacht hatte. Man nahm den Mann als Gefangenen mit, um durch ihn, der mit der Wüste bekannt war, den Weg zu den Brunnen zu finden, und, im Fall der bisherige Führer stürbe, noch einen zu haben.

Am nächsten Tage kam der Samum wieder — er zog leicht über die Reisenden hin; aber der darauf folgende Wind machte sie so krank und matt, daß sie kaum die Kamehle beladen konnten. Eins ihrer Kamehle starb aus Hunger und Entkräftung. Sie schnitten dünne Striemen aus dem Fleisch desselben, und hingen sie aufs Gepäcke, wo sie bald genug so sehr austrockneten, daß keine Fäulniß zu befürchten war. Sie fanden auch unterwegs ein umgefallnes Kamehl, welches so ausgetrocknet war, daß es nur wenige Pfunde wiegen konnte, und kein Wurm, keine Fliege war an demselben — denn in diesen öden Wüsten ist nirgends Leben.

Von nun an nahm ihr Elend sehr zu. Die Sandsäulen zeigten sich wieder, der Samum wehte noch ein Mahl, und wiewohl sie von nun an öfters Brunnen fanden, so waren sie doch so ermattet, daß ihnen alles gleichgültig schien. Die Kamehle konnten ebenfalls nicht mehr fort, und sie hatten deren nur noch fünfe. Welche traurige Aussicht, wenn auch diese fielen. Die Reisenden waren kaum im Stande, sich selbst zu tragen, wie hätten sie noch Wasser und Lebensmittel fortbringen sollen. Die Kälte der Nächte vermehrte noch ihr Elend und den Schmerz ihrer Wunden. Niemand behielt in dieser Noth seinen Muth, als der Gefangene. Aus den wenigen Lumpen, die er an sich trug, machte er sogar noch Umschläge um Bruce's Füße. Man wollte ihn jetzt ohne Ketten gehen lassen, allein er schlug diese Freyheit aus, damit er sich nicht schlecht aufführen möchte — Er traute sich selbst nicht.

Sie fanden auf ihrem Wege jetzt auch große Salzlager, und Menschen und Thiere, die vor Durst schienen gestorben zu seyn. Die Muthlosigkeit nahm zu, und einige wollten schon zurück bleiben und sterben. — Doch näherten sie sich auch nun dem Ziel ihrer Reise, und in 14 Tagen, welche dieselbe bisher gedauert hatte, sahen sie zum ersten Mahle wieder einen bewölkten Himmel, — ein Zeichen des herannahenden bessern Landes. Aber die Noth nahm auch sehr zu. Das Brot war fast ganz aufgezehrt, und vor dem Kamehlfleische hatten alle einen unüberwindlichen Ekel; — die Kamehle konnten nicht mehr fort, die Menschen eben so wenig. Bruce hatte schon vor einigen Tagen mehrere von seinen mitgebrachten Sachen wegwerfen müssen; jetzt mußten noch mehrere und viel wichtigere weggeworfen werden, damit es desto eher möglich war, wechselsweise auf den Kamehlen zu reiten; aber schon des nächsten Tages war kein Kamehl mehr aus der Stelle zu bringen, und alle Versuche deswegen waren vergebens. Man mußte einige Kamehle schlachten, um das Fleisch von ihnen mitzunehmen, und das Wasser aus ihren Magen in kleine Schläuche zu füllen. *) Bruce mußte alle seine Sachen, seine Sammlungen, Tagebücher, Zeichnungen und

*) Die letzte Zuflucht derer, welche in Afrika's Wüsten reisen, und keine Quelle für ihren Durst finden.

seine Creditbriefe auf dieser Stelle lassen, und dieser einzige unglückliche Augenblick schien alle Frucht einer so langen und gefahrvollen Reise vereiteln zu wollen. Den Kummer über diesen Verlust empfanden seine Gefährden nicht. Doch vermehrten sich nun die Vorbothen ihres Glücks. Sie sahen einige Raubvögel in den beyden letzten Tagen; Bruce hörte das Rauschen des Nilfalls; — eine Art Reiher, die sich nie weit von ihrer Heimath entfernen, wurden häufiger sichtbar, und in der That, am nächsten Morgen kamen sie in dem ersten ägyptischen Orte — Syene — an. Bruce war so ermattet, daß er unter dem Palmwäldchen vor Syene einschlief, und fast sinnlos war, als er wieder aufwachte. Er erhohlte sich einige Tage, und ritt dann auf Kamehlen nach der Stelle zurück, wo er seine Zeichnungen, Tagebücher und andere Sachen hatte lassen müssen. Glücklicher Weise hatte der Wind die Fußstapfen nicht verweht, und er erhielt alles wieder.

Die ganze Reise von Gooz aus dauerte zwanzig Tage, und vom eigentlichen Anfange der Wüste an gerechnet, achtzehn Tage.

Troubadours Lied an die Sicilianer.

(Aus dem dreyzehnten Jahrhunderte.)

Harfe, mußt du's ewig klagen,
Daß die Blume ist gesunken
In der Blüthe schönsten Tagen!
Land, von ihrem Blute trunken,
Muß ich ewig dich verklagen!

Blume schöner Rittertugend,
Sproß von tapferm Heldenstamme,
Letzter Sprößling, letzte Flamme!
Preis der Mannheit, Preis der Jugend!
Unsers Glückes letzter Same!

Togliacozzo's Felder zeugen
Konradino's Heldenwaffen,
Und ihr dumpfes starres Schweigen
Zürnt der Heimtück' noch des Feigen;
Mußt ihm sie den Sieg' entraffen!

Grausam hingemordet fiel er! —
Den er sterbend noch warf nieder,
Hebt den Handschuh auf, Siciler!
Wie er kam ein Rächer Vieler,
Rächen ihn die Vielen wieder!

Daß der Wüthrich fahr' zur Höllen,
Seines Bluts und Thrones Räuber!
Alle seine Wuthgesellen,
Schänder eurer Recht' und Weiber,
Stürzet sie hinab zur Höllen!

Daß der Fluch sich von uns wende,
Der den Gottesgarten schändet,
Daß gefüllt mit Heil die Hände
Ehre prangend wieder kehre
Und das Drangsal hab' ein Ende.

Grausam hingemordet fiel er! —
Den er sterbend noch warf nieder,
Hebt den Handschuh auf, Siciler;
Wie er kam ein Rächer Vieler,
Rächen ihn die Vielen wieder.

Conz.

Die Arzneywissenschaft der Malabaren.

Die Arzneywissenschaft wird bey den Malabaren, wie bey uns, am meisten ausgeübt, und es ist bey ihnen ein gemeines Sprichwort, der müsse ein guter Arzt seyn, der nur erst wenigstens zehn Kranke hat begraben lassen. Indeß schreckt dieß die Menschen dort eben so wenig ab, als bey uns, einen Arzt rufen zu lassen. Die Malabaren lassen sich's eben so wenig nachsagen, als wir, daß sie sich bey theoretischen Kleinigkeiten aufhalten sollten. Sie verabscheuen vielmehr die Zergliederungskunst, und niemand kümmert sich im geringsten um die Ursachen der Krankheiten. Hingegen legen sie sich auf die wesentlicheren Theile der Arzneykunst mit desto größerem Fleiße. Sie wissen die Nahmen von allen Krankheiten, und ihre Sprache ist kauderwelsch genug, fürchterliche Wörter hervorzubringen, so daß sie hierin nicht nöthig gefunden haben, wie wir, die griechische Sprache zu Hülfe zu nehmen. Den menschlichen Körper nennen sie Udelkuru. Die Arzneywissenschaft heißt bey ihnen Waidia Sastiram, und obgleich in unserer Sprache das Wort Epilepsie viel schöner klingt, als das Wort Sani, so ist doch hingegen das hitzige Fieber nur Kinderspiel gegen das majestätische Wort Nawotti-Katschel. Der Keuchhusten heißt Kakuwan, und die Blattern Ammeiwattudu.

Die Theorie von den Krankheiten der Malabaren besteht in einer Art Algebra. Sie berechnen darin, wie viel Winde ein Mensch in seinem Leibe und Rückgrade enthalte, und wie oft er des Tages Athem hohle. Auf dieser einzigen Sache beruhen die 4448 Arten Krankheiten, denen ein Mensch unterworfen ist, und alle Ursachen seiner Lebensverkürzung.

Damit man sich aber nicht einbilde, die Malabaren wären in der Philosophie ganz unwissend, so will ich einige ihrer vornehmsten Lehrsätze anführen. Sie behaupten, es gebe am menschlichen Körper 96 Tattu-

wangbl oder philosophische Wesen, ungefähr solche Geschöpfe, als Doläus kleine Geister waren, womit er alle Glieder des Leibes anfüllte. Mikrokosmetor war der oberste Befehlshaber unter ihnen, und hatte den Oberaufseher des Herzens, Kardimelech, Kosmetorges, Gastaranax und Bitnimilka, die im Magen die Aufsicht hatten, Rachamalka, der die Erzeugung der Menschen besorgte, und eine ganze Menge anderer Geister unter seiner Bothmäßigkeit.

Ein anderer Lehrsatz der Malabaren besteht darin, daß sie den Menschen fünf verschiedene Arten Leben zuschreiben.

Von den fünf Leben des menschlichen Körpers sind die fünf Stockwerke im Haupte und Oberleibe wohl zu unterscheiden. Wir sagen von einem Schwärmer, seine Seele versteige sich öfter zu hoch, und von Betrunkenen, wenn sie anfangen, recht verklärt zu denken, es sey ihnen in das Oberstübchen gekommen. Die erste dieser Redensarten zielt in der That auf eben den Gebrauch, welchen die Malabaren von ihren fünf Stockwerken machen; denn sie behaupten, die Seele liege im tiefsten Schlafe, wenn sie in das tiefste Stockwerk herabsteigt, und man sieht also leicht ein, sie müsse aufs feinste denken, wenn sie sich im obersten Stockwerk befindet.

Zum Ruhme der Malabaren ist auch noch zu erwähnen, daß es unter ihnen Augenärzte gibt, und daß es dieselben in der Heilung der Augenkrankheiten, welche in ihrem Lande sehr gewöhnlich sind, ungemein weit gebracht haben.

K. F. W. Fleischer.

Randglossen.

Winkelmann, dieser treffliche Kenner der Schönheit und Kunst, behauptet: Es gebe in jeder Stadt mehr schöne Männer als Weiber, und nie habe er so vorzügliche Schönheiten unter dem weiblichen, als unter dem männlichen Geschlechte angetroffen. Ist diese Bemerkung gegründet, woran wohl nicht zu zweifeln ist, so sollte man das männliche Geschlecht das schöne nennen, und den Damen eine Benennung entreißen, die sie sich (???) widerrechtlich angemaßt haben.

A. K—e.

Notitzen.

England. — Die brittische Staatsschuld; deren Zinsen voriges Jahr 21 Millionen Pf. Sterling betrugen, die auf ein Capital von mehr denn 500 bis 600 Mill. Pf. Sterling zurück deuten, verursachte den Politikern schon manches Kopfbrechen. Um das Ungeheure dieser Summe recht frappant zu machen, gerieth man auf mancherley gelehrte Spielereyen, von denen die des Herrn Fischer, bayrischen Polizey-Directors, vielleicht die anziehendste ist.

Die von der englischen Nationalschuld zu bezahlenden jährlichen Zinsen, sagt er in einer deutschen Zeitschrift, betragen allein schon zwey Mahl so viel, als das Haus Österreich in der besten Blüthe jährliche Revenüen hatte; zwey Mahl so viel, als Rußland gegenwärtig von allen seinen europäischen Besitzungen beziehet; und vier Mahl so viel, als Preußen vor dem Jahr 1806 zu erwarten hatte.

Der Umkreis des Erdballs soll, nach der gemeinen Angabe, 5400 geographische Meilen, zu 2400 Ruthen, betragen. Auf eine dergleichen Meile gehen 28,800 Anspacher Fuß, deren 12 eine Ruthe füllen, und einen solchen Fuß messen der Länge nach 12 Karoline, oder 14 Dukaten, oder auch 8 Laubthaler. Denkt man sich nun die englische Nationalschuld von 525 Mill. Pf. Sterl., oder 2200 Mill. Laubthalern, als vor sich baar liegend, in Karolinen, und legt eine derselben gedrängt an die andere, so durchlauft diese Linie eine Länge von 1520 geographischen Meilen. Es könnte also der Weg von Paris nach London, 70 Meilen, wenn er zu Lande möglich wäre, 1 3/4 Fuß breit, mit lauter Karolinen, eine an die andere gereihet, belegt werden. Mit Dukaten belegt, würde diese Linie 2004 Meilen lang werden; mit Laubthalern hingegen, von welchen 230,400 Stück die Länge einer geographischen Meile oder 2400 Ruthen bedecken, würde diese Linie 9547 Meilen betragen, und also beynahe zwey Mahl vollständig den ganzen Erdball umgürten.

Jede Quadratmeile aller englischen Besitzungen in Europa ist mit einer Schuldenlast von 967,175 Gulden, und jeder Quadratmorgen Landes der ganzen Fläche in den drey brittischen Königreichen ist mit 80 Gulden beschwert. Vertheilte man die englische Nationalschuld auf ganz Europa, das 2,320,052 Quadratmeilen in sich begreifen soll; so würden sich die Einwohner belieben lassen, von jeder Quadratmeile 2489 Gulden beyzutragen; was auch wohl der Fall seyn möchte, wenn das brittische Seemonopol nicht gestürzt werden sollte.

Die englische Nationalschuld in französische Sous oder deutsche Kreuzerstücke verwandelt, könnte die Oberfläche der ganzen Erde, so weit diese Land ist, damit ziemlich besäet werden. Die gedachte Schuld betrüge in dieser Gestalt 346,500 Millionen Sous oder Kreuzerstücke. Die Oberfläche der gesammten Erde wird bekanntlich auf 9 Mill. Quadratmeilen angenommen, wovon zwey Drittheile mit Wasser und ein Drittheil oder 3 Mill. Quadratmeilen mit Land bedeckt sind. Auf jede Quadratmeile dieser Landoberfläche der ganzen Erde träfen also 115,500 Sous oder Kreuzerstücke, oder 1925 Gulden, und da die Quadratmeile 12,000 Quadratmorgen in sich faßt, so kämen auch auf jeden dergleichen Morgen der ganzen Oberfläche des Erdballs 10 Kreuzer oder Sous.

Ein Anderer hatte berechnet, wenn ein Mensch die ganze Summe in Gold abzählen wollte, alle Tage 13 Stunden, und in jeder Minute 100 Guineen zählen könnte, würde er 11 Jahre und 160 Tage hintereinander zu zählen haben.

Verbesserungen. Im zweyten Briefe aus Töplitz, Seite 396 zweyte Spalte erste Zeile, zwey Mahl jede Woche während der Badezeit. Auf derselben Spalte Zeile 20: seine Sache recht gut machen, statt, wie es heißt: seinen Sohn.



Der Sammler

Donnerstag, den — 101. — 23. August 1810.

Briefe aus Töplitz.

Dritter Brief.

Den 15. July.

Die Kaiserinn von Österreich ist gestern Mittags von Sachsen zurückgekommen. Die wegen ihrer Huld und Herablassung überall angebethete Monarchinn, hat auch dort, so oft sie von Pilnitz in die benachbarte Residenz kam, alle Herzen erobert und an sich gefesselt.

Es ist heute Abends Ball im Gartensaale, und die Kaiserinn wird die Anwesenden, wie ich höre, auf kurze Zeit mit ihrer Gegenwart erfreuen. Ein kostbares Fest, wozu der Baron von Grothus schon die Subscription veranstaltet und manches vorbereitet hatte, findet, wie man sagt, darum nicht Statt, weil die Monarchinn die schreckliche Katastrophe, die beym Prachtfest in Paris am 1. July, den höchsten Glanz dieser Erde, mit der unaussprechlichsten, verderbenvollsten Jammerklage vermählte, in zu frischem Andenken hat, um an Zubereitungen, die an jene Scenen lebhafter erinnern könnten, einigen Geschmack zu finden. Das tragische Ende der regierenden Fürstinn von Schwarzenberg, von welchem man hier in Privatbriefen Details erzählt, die in der That schauderhaft sind, wird den köstlichsten Drapirungen und Gazebehängen auf lange Zeit einen zurückschreckenden Trauerflor anheften!

Ich selbst fand mich durchaus nicht gestimmt, an diesem Abend mich an buntem Getümmel und rauschender Tanzmusik zu ergötzen. Urtheilen sie selbst, mein theurer Freund, ob ein Gang an den Ort, wo man mit dem ehrwürdigen Klopstock ausruft:

> Ihr Edleren, ach es bewächst
> Eure Mahle schon ernstes Mos!
> O wie war glücklich ich, als ich noch mit euch
> Sahe sich röthen den Tag, schimmern die Nacht!

ob ein Verweilen zwischen den Schlafstätten der vor uns Vollendeten, sich mit dem lustigen Umtrieb und Gewühl im Freuden- und Tanzsaal verträgt?

Ich hatte mir schon seit einigen Tagen vorgenommen, dem hiesigen Todtenacker, den ich von der Abend- und Morgensonne beleuchtet, auf einer kleinen Anhöhe vor meinen Fenstern oft erblicke, einen stillen Besuch abzustatten. Ich führte, da der Abend so mild und schön wurde, ihn gestern aus. Ich stand an unsers unvergeßlichen Seume Grabe!

Auch Sie, mein edler Freund, wurden durch seinen so schnell wenigstens nicht gefürchteten Tod gewiß sehr ergriffen und mit tiefer Trauer erfüllt. Denn auch Sie kannten und liebten den herrlichen Kernmenschen unter harter, rauher Schale, von früher Jugend an, waren selbst auch ein Zögling des Rectors Korbinsky, der durch seine Schüler so rühmlich fortlebt, und schrieben mir einst über unsern gemeinschaftlichen Freund das wahre Wort: „Seumes Stoicismus ist oft nur Maske, hinter welcher das lenkbarste Herz versteckt ist, und seine Rauhheit ist immer nur das Echo des Tons, mit dem

man ihn in der Jugend angesprochen hatte. Als er später sie nicht ablegte, so war es theils Gewohnheit, theils Überzeugung, daß ihn dieß am besten kleide. Was an ihm hoch zu schätzen, ist seine gediegene Redlichkeit." O hätten Sie doch mit mir in dieser Stunde heiliger Todtenweihe an seinem frischbeblümten Grabhügel stehen können!

Mehrere gerade hier anwesende Freunde haben sich zur Errichtung eines einfachen kubischen Grabsteins, mit dem bloßen, aber hier alles sagenden Nahmen, aus sächsischem Marmor, vereinigt, der noch in diesem Sommer dort hingelegt werden soll, ein Denkstein, den kein Sachse und überhaupt kein gefühlvoller Deutscher, auch in späterer Zukunft unbesucht lassen wird.

Seumes Grab hat eine würdige Nachbarschaft erhalten. Eine gleichfalls hier verstorbene, lange Leiden durch einen schönen Tod endende Landsmänninn, eine Fräulein Moritz aus Dresden erhielt gleich neben ihm ihre Ruhestätte, die ich durch ein bescheidenes Kreuz bezeichnet fand. Eine edle, geprüfte Dulderinn, um die heiße Thränen flossen und von welcher ich sehr schöne Züge erzählen hörte. Sie hat einen Theil ihres Vermögens der katholischen Schule in Dresden durch ein wahrhaft ehrwürdiges Vermächtniß zugetheilt.

Ich stand lange, ganz allein und in Betrachtungen versunken, die keine geschwätzige Feder entheiligen soll. Hat er doch selbst, der wackere Dichter, der durch ungeschminkte Wahrheit und Gediegenheit ersetzt, was er seinen Dichtungen durch höhere Musengunst und glättende Feile zu geben nicht vermochte, oder auch nicht von sich erhalten konnte, in seinem schönen Lied auf den Leipziger Kirchhof und in seiner gelungenen Verdeutschung der berühmten Elegie von Gray ungefähr alles erschöpft, was sich, ohne Young und Seneca de brevitate vitae zu plündern, aus eigenem lebendigen Empfindungsquell darüber sagen läßt. Als ich eben fortgehen wollte, trat der Mahler Oldendorp aus Dresden ein, von dessen Ausstellung ich in meinem letzten Briefe einige Erwähnung that. Er hatte mir gestern schon erzählt, daß er eine Skizze von diesem durch seine schöne, freye Lage und Aussicht ausgezeichneten, und uns nun so merkwürdig gewordenen Gottesacker voll schöner Aussaat für den Tag der Garben entworfen habe. Da er wußte, daß ich um diese Zeit heute mich hier einfinden wollte, war er von einem Spaziergang von Graupen, unstreitig dem mahlerischesten Punct in dieser reitzenden Gegend, zurück geeilt, um mich hier noch anzutreffen.

Der Platz mit seiner Umgebung eignet sich in der That vollkommen zu einer mahlerischen Darstellung, und Oldendorp hat nichts versäumt, um den interessantesten Gesichtspunct aufzufassen. Den Vorgrund macht auf der einen Seite eine Linde an der Kirchhof-Mauer, der einzige Baum, der auf diesem Todtenacker zu finden ist, den übrigens die Industrie des Todtengräbers zu einem Kraut- und Gemüsegarten umzuwandeln versucht hat. Auf der andern Seite schließt diesen Vorgrund eine kleine Kapelle, worin der Todtendienst für die Verstorbenen gehalten wird. Eingefaßt von diesen beyden bedeutenden Massen liegen die frischen Grabhügel. Blickt man weiter hinaus, so stellt sich dem Auge zunächst der kleine reitzende Christinentempel auf dem Hügel dar, um welchen sich das Dorf Schönau herumzieht. Den Hintergrund bildet die sehenswürdigste Ruine in der ganzen Umgegend, die Trümmer der zerstörten Burgfeste auf dem sogenannten Schloßberge, von wo man nach allen Seiten hin eine der entzückendsten Aussichten genießt, ein Panorama, wie es kein Barker je durch seine Kunst zusammen stellen konnte. Dieser reiche Hintergrund wird den Mahler einen willkommenen Stoff zur Verzierung dieser Kirchhof-Scene darbiethen. Ich habe ihn aufgemuntert, die Skizze sorgfältig auszuarbeiten, das Blatt radiren oder in Aquatinta verfertigen zu lassen, und es den Manen unsers Freundes zu weihen. Es wird in der Folge auch hier bey den Badegästen Abnahme finden. Der gemeine Mann hier in Töplitz macht sich eine eigene Vorstellung von dem Verstorbenen. Sie haben etwas von den weiten Reisen gehört, die er gemacht habe. Da fragt denn vor einigen Tagen ein alter, frommer Vater mit schneeweißem Haupte: Ob er denn auch beym heiligen Grabe in Jerusalem gewesen wäre? Denn reisen und wallfahrten ist dem frommen Katholiken noch immer gleichbedeutend.

K.

Nachschrift, den 16ten. Der König von Holland behauptet fortdauernd das strengste Incognito und hat durchaus keine Äußerung angenommen, die in ihm den König anerkannte. Als Herr von St. Leu hat er nun ein sehr geräumiges Quartier im Schiff, dem ersten Gasthof der Stadt, bezogen, was der Herzog von Dessau ihm abtrat. Er hat 3 Stunden im Fürstenbade täglich für sich in Beschlag genommen, und geht früh im Fürstengarten spazieren. Man sieht aber, daß er sehr krank ist.

Ballade.

Es zog ein Mahler wohl über Feld,
Er sang in frohem Muth:
„Hab ich im Beutel auch leichtes Geld,
„Bleibt mir nur leichtes Blut!
„Bey frohem Sinn, bey leichtem Muth
„Wird, was wir erschaffen, auch hell und gut."

Er blickte froh in die schöne Welt,
Zog munter seine Straß,
Da sah' er unter dem Laubgezelt
Drey Mägdelein im Gras:
Die Jüngste war so wunderschön,
Der Mahler, er konnte nicht fürder gehn.

O Mahler, wo ist dein froher Muth?
Wo ist drin leichter Sinn?
Was blickst du, im Herz und Auge Gluth,
Stets nach dem Mädchen hin?
O weh' er folgt ihr hin zur Stadt,
Und pflückt die Blumlein, die sie betrat.

Und an der Linde bey ihrem Haus
Da blieb er sehnend stehn:
„Ach säh' sie nur Ein Mahl noch hinaus,
„Dann wollt' ich weiter gehn
„Und suchte mir ein Nachtquartier
„Und sprach und dächte und träumte von ihr!"

Der Mond stand hoch an dem Himmelsplan
Im schönen Sternrevier:
Da nahte ein junger Harfnersmann
Und saß vor ihrer Thür.
Der Stimme Ton, der Saiten Klang
Dem Mahler bis tief in die Seele drang.

„O daß ich, daß ich ein Harfner wär!
„Ich säng' ihr süße Wort'
„Und drückte ihr Herz ein Kummer schwer,
„Den Kummer spielt' ich fort;
„Ich säng' ihr früh, ich säng' ihr spät
„Bis freundlich die Holde mir danken thät."

Und als er morgens zur Linde kam,
Da tummelte sein Pferd
Ein junger Ritter aus edelm Stamm
Mit goldnem Sporn und Schwert
Vor ihrem Hause wohl auf und ab
Bis sittiglich sie einen Gruß ihm gab.

„O daß ich, daß ich ein Ritter wär,
„Auf stolzgebautem Pferd!
„Wer wagte um sie zu buhlen? Wer?
„Ich zög mein blankes Schwert!
„Bey Gott! auch gegen das ganze Land
„Erkämpfte ich muthig des Mägdeleins Hand!"

Und als er wieder zur Linde trat,
Da ging ein Handelsmann
Ins Haus; den glänzenden Königsstaat
Gafft alles staunend an;
An seiner Hand blitzt Stein an Stein
So hell wie am Himmel die Sternelein.

„O daß ich, daß ich ein Kaufmann wär,
„Dem Glück vertraut und hold,
„Und hätte Schiffe auf weitem Meer;
„Und Kisten mit rothem Gold;
„Mein alles gäb ich für sie hin
„Und dankte laut jubelnd für den Gewinn!

„Wer ist das Mägdlein so wunderschön?
„Wer gibt mir des Bericht?
„Schon zwanzig Freyer hieß sie gehn.
„Warum? das weiß man nicht.
„Noch blieben drey und diesen dreyn
„Ertheilt sie heute ihr Ja oder Nein."

Es drängt den Mahler der Liebe Qual,
Er wagt's ins Haus zu gehn
Da sah er im reich geschmückten Saal
Die Freyer vor ihr stehn:
Ihr Auge stillen Schmerz verrieth;
Er wäre so gerne vor ihr gekniet.

Der Edelmann sprach: gib mir die Hand
„Und schwing dich auf mein Roß!
„Ich bringe dich in mein schönes Land
„Auf meiner Ahnen Schloß.
„Bey Tanz und Schmaus, Turnier und Jagd
„Wird lustig das Leben dann zugebracht!"

Der Handelsmann sprach: gib mir die Hand,
„Dann reizt dein goldnes Kleid,
„Die Ketten, Ringe, das Perlenband
„Der größten Fürstinn Neid;
„Was leckres alle Welt bescheert,
„Das hast du sobald es dein Mund begehrt!

Der Harfner sagte: Gib mir die Hand,
„Und willst du mit mir ziehn,
„So bring' ich dich in mein Vaterland,
„Wo die Orangen blühn;
„Bey Harfenspiel und Saitenklang
„Da tanzen wir froh das Leben entlang!"

„„Wirbt wohl noch einer um meine Hand?""
Sie sah zum Mahler hin.
„Wohl würb ich, hätt' ich des Kaisers Land.
„Ich fleht': sey Kaiserinn!
„Doch Armuth ruft mir: bleibe fern!
„Und nur eine Bitte, die wagt' ich gern!

„Laß mich es mahlen dein schönes Bild —
„Und sey's auch noch so schwer —
„So kindlich fromm, so sanft und mild,
„Und doch so groß und hehr;
„Als Mutter Gottes rein und klar
„Stell' ich es im Dom auf den Hochaltar."

„Wenn einer vor dieser Königinn
„Dann bebend niederfällt,
„Ich fühl' es — es durchzittert ihn
„Ein Ahnen besserer Welt,
„Und tief im Herz ein Bild ihm bleibt,
„Das ihn zum Guten und Schönen treibt!"

Sie sprach: Ich suche nicht eitelen Glanz,
Nicht Gold und nicht Gewand,
Gar bald ermüdet der frohe Tanz —
Nimm Mahler meine Hand!
Wem Schönheit so tief die Seele rührt,
Dem billig vor allen der Kranz gebührt!

Martin Usteri.

Die gedrechselten Advocaten.

Der König von Preußen, Friedrich Wilhelm I., war ein großer Feind der Advocaten, denen er manche Unbill anthat. Alle Advocaten, die in seinem Lande practiciren wollten, mußten sich mit ihrem Ansuchen bey der Recrutencasse melden und eine bestimmte Summe für das Patent erlegen, das sie erhielten. Auch mußten sie auf Befehl des Königs in schwarzer Kleidung mit schmalen Mäntelchen gehen, welches zu vielen Beschwerden, aber auch zu lächerlichen Auftritten Veranlassung gab. Sobald die Kleiderordnung für die Advocaten erschienen war, machten die Berliner Drechsler solche Advocaten in ihrer neuen Amtstracht und stellten sie zum Verkaufe aus. Die Advocaten beschwerten sich sogleich beym Könige darüber. Als diesem die Klage vorgetragen wurde, fiel es ihm ein, daß er vor Kurzem sich selbst von den Drechslern abgebildet und zum Verkaufe ausgestellt gesehen hätte. Er schickte daher sogleich hin und ließ sich erkundigen, ob sein Bild noch zu kaufen wäre. Verschiedene Drechsler hatten dasselbe noch; Eines wurde dem Könige vorgezeigt und seine Resolution in Ansehung der Klage der Advocaten war folgende: „gibt es gedrechselte Könige, warum sollte es denn nicht auch gedrechselte Advocaten geben? Die Drechsler können daher so viel Advocaten machen, als sie wollen."

Reminiscenzen.

Die Kleidung der Deutschen ist so veränderlich, schreibt Willebrandt in der Mitte des vorigen Jahrhunderts, daß man in eines Deutschen Kleiderbehältnisse die Kleidungsarten aller übrigen Völker antrifft. Man findet darin zur Pracht die Kleidung der Spanier und Franzosen; zur Jagd den Rock eines Engländers oder eines Schweden; zur Reise die Kleidung der Russen und Pohlen; zum Winter den Pelz eines Ungarn oder eines Lappländers, und zur Bequemlichkeit die langen Kleider eines Türken, ja sogar den Anzug eines Persers und eines Einwohners von China und Japan.

So verschieden auch die Gemüthsart der Deutschen ist, so leiden sie doch beynahe sämmtlich an der Krankheit der Nachahmungssucht. Der Deutsche sucht immer anderer Völker Sprachen, Sitten und Gebräuche nachzuahmen.

Ein Engländer, der ein großes Vermögen besaß, verließ des Morgens sein Bett und befahl seinen Leuten, sich bereit zu halten, um in zwey Stunden mit ihm abreisen zu können. Man fragte ihn, wohin? „Nach Ägypten," erwiederte er ganz kalt, und dahin ging auch wirklich ohne Verzug seine Reise.

Man warf Moliere einst vor, daß er in seinem Tartüffe predige. „Ey! rief er aus, spielt doch der Pater Maimburg auf der Kanzel Komödie, warum sollte ich nicht ein Mahl auf dem Theater predigen?"

Notizen.

Wien. — Der geschickte Bildhauer, Herr Kißling, von hier gebürtig, welcher als kaiserl. österr. Pensionair durch sechs Jahre, und dann auf seine eigenen Unkosten noch durch drey Jahre in Rom die Kunst in den Werken der Alten studirte, ist vor ungefähr zwey Monathen von da zurück gekehrt, und hat in einem Pavillone des Belvederes die Beweise seines Talentes und Fleißes aufgestellt. An der Spitze derselben steht eine ihm von dem Monarchen aufgetragene Gruppe: Venus, die Mars den Öhlzweig reicht, von weißem cararischen Marmor in natürlicher Größe. Sowohl die Idee als die Ausführung geben diesem Kunstwerke einen Rang unter den bedeutendsten der neuern Zeit. Die schönsten männlichen und weiblichen Formen, hohe Mannskraft, und die zarteste Weiblichkeit sind hier in einem lieblichen Gegensatze vereinigt. Der Fleiß der Ausführung läßt nichts zu wünschen übrig. Dem Vernehmen nach ist diese Gruppe, die auch in Rom allgemeinen Beyfall erhielt, und ihren Verfertiger manche ehrenvolle Anträge verschaffte, die er aber aus Liebe und Dankbarkeit gegen seinen Monarchen und sein Vaterland ausschlug, für das k. k. Lustschloß Laxenburg bestimmt, wo selbe in einem eigends zu erbauenden Tempel aufgestellt werden soll. Es wäre zu wünschen, daß zwey andere kleinere Statuen Hymen, der an einem Altare die Hochzeitsfackel anzündet, und der Genius der Kunst, der den Schleyer der Natur aufhebt, nicht davon getrennt würden, da sie zufällig mit der großen Gruppe in so schöner Beziehung stehen. Die übrigen sämmtlich mit dem größten Fleiße ebenfalls aus cararischem Marmor verfertigten Kunstwerke sind: die colossale Büste des Erzherzog Karl, die Büsten Achill's, Amor und Merkurs als Hirt, letztere drey nach Antiken. Möge es diesem Künstler in seinem Vaterlande nie an Maecenen fehlen, die ihn durch aufgetragene Arbeit unterstützen! Mögen sich junge Künstler, die vom Staate unterstützt werden, ihn zum Vorbilde nehmen, und so sehr wie er der genossenen Unterstützung entsprechen!

Gedruckt bey Anton Strauß in Wien.



Der Sammler.

Samstag, den — 102. — 25. August 1810.

Der Kaiserinn Becher.

Karlsbad, den 10. Juny.

Dich, kleingeblumt Gefäß! mit Schmuck und Leben
Des Blumenflores mahlerisch zu umwinden
Ist zwar zu spät; doch unser Glück zu künden
Soll nur von Worten dich ein Kranz umgeben.
Und möcht' er auch so zierlich dich umschweben,
Wie ihn die Grazien, die Musen binden;
Rein auszusprechen, was wir rein empfinden,
Ist für den Dichter selbst vergeblich Streben.
Den Lippen, denen Huld und Gunst entquellen,
Von denen Freundlichkeit und Frohsinn wirken,
Hast du, beglückt Gefäß! dich nähern dürfen.
Gekostet haben Sie die heißen Wellen —
O möchten sie aus unsern Luftbezirken
Des Lebens-Balsam frisch erquicklich schlürfen.

Goethe.

Briefe aus Töplitz.

Vierter Brief.

Den 18. July.

Die huldreiche Monarchinn, die, wo sie erscheint, Liebe mit Ehrerbiethung einflößt und überall angebethet wird, ist von einem Berliner Miniaturmahler Nathan, sehr gut gemahlt worden. Er konnte sie nur in der Ferne stehend, wie sie im Gartensaale sitzend sich mit ihrer Umgebung unterhielt, beobachten. Und doch gelang ihm das Bild außerordentlich. Die Kaiserinn erfuhr es, sah es und gab dem Künstler selbst noch eine kurze Sitzung. Sie liebt den fröhlichen Andrang der mit Huldigung ihr nahenden Menge. Man erzählt sich darüber manche Anecdote, die ihrem Herzen und Geist gleich viel Ehre macht. Man hatte ihr und ihren nächsten Umgebungen auf dem Jagdhause in Doppelburg ein reitzendes kleines Fest zubereitet. Sie empfing es mit der ihr eigenen Freundlichkeit, vermißte aber sehr ungern das fröhliche Gewimmel der Menschen, welches an diesem Tage natürlich nicht Statt fand, da es weder ein Montag, noch ein Freytag war. Wie viel wird uns in Töplitz fehlen, wenn diese Sonne untergegangen ist!

Ich habe den gestrigen Nachmittag damit zugebracht, mit einigen Freunden das Schloß des Grafen v. Waldstein in Duchs, und die Cisterzienser Abtey Osseg zu besehen. Ersteres besitzt bekanntlich der Graf Waldstein, ein Nachkomme des bekannten Friedländers, den Schillers tragische Muse, durch jene berühmte Trilogie verherrlichte, die wir aber, weil wir meist an Herzen und Ohren unbeschnittene Gaffer sind, nur höchst verstümmelt und verschnitten auf unsern Bühnen sahen. Der Weg dahin von Töplitz aus senkt sich immer tiefer ins Thal herab, und war, da es den Tag vorher stark geregnet hatte, eben nicht der bequemste. Das Städtchen hat jetzt Garnison, ist aber übrigens sehr öde. Ein erfrischender Trank war nirgends zu haben. Zum Glück hatten böhmische Mädchen ihre gefüllten Körbe mit frisch gepflückten Kirschen ausgestellt. Lucull war in diesem

Augenblick mein liebster Kalender-Heiliger. Er führte ja die ersten Kirschbäume aus Cerasus im Triumphe nach Rom ein. Der Himmel behüthe mich davor, die Rasereyen und Tollheiten der Jakobiner zu Anfang der Revolution in Schutz nehmen zu wollen. Aber der Einfall, in den damahligen republikanischen Kalender, statt der Kalender-Heiligen, Früchte und Gartenerzeugnisse nebst ihren Erfindern und Verpflanzern zu setzen, war doch so gar schlimm nicht, als er aussieht. Heute wenigstens war der Kirschenvater Lucullus mein Mann. Wir wären ohne eine gute Provision seiner Setzlinge, bey unsern Garten- und Cabinetsbeschauungen hier gewiß verschmachtet.

Im Garten, der noch in altfranzösischem Geschmack angelegt ist, wurde von Taglöhnern fleißig geputzt und gefegt. Denn man erwartete morgen die Kaiserinn zum Besuch hier. Wir flüchteten uns vor der sengenden Hitze in die schattigen Alleen, und ließen uns von einem Bedienten, der hier die Aufsicht zu haben schien, an einen dicht umlaubten, ziemlich düstern Platz führen, wo der Besitzer so eben, laut der französischen (!!!) Inschrift, seinen Freunden und Waffenbrüdern, die bey Aspern und Wagram fielen, ein prunkloses, aber zweckmäßiges kleines Denkmahl in Form eines Sarkophags hatte errichten lassen. Trümmern alter Carniesen und Säulenverkröpfungen, die einst bessere Zeiten gesehen haben mochten, lagen darüber aufgeschichtet. Einer aus der Gesellschaft, der aus Wien zurück kam, bemerkte, daß sich fast kein alter Ritter- und Fürstensitz in der Monarchie befinde, wo nicht schon jetzt dergleichen Kenotaphien auf die Helden, die fürs Vaterland starben, errichtet wären. Gewiß, war irgend ein Krieg unmittelbare Angelegenheit der ganzen Nation, so war es der letzte!

Die Merkwürdigkeiten des Schlosses selbst, die zu besehen, wir unabsehbare lange Därme, Gänge wollte ich sagen, mit verschlossener Luft durchwandeln mußten, haben schon zu viel Federn in Bewegung gesetzt, als daß ich das alte Lied wieder aborgeln sollte. In der Gewehrkammer zeigt man bekanntlich den Speer, womit Leslin den Wallenstein in Eger durchstochen haben soll. In Eger ist bekanntlich eine ähnliche Hellebarde zu schauen. An beyden zeigt man sogar noch Blutstropfen. Eine kann nur echt seyn. Die höhere Kritik mag entscheiden und die Ahnentafeln von beyden prüfen. Unter den übrigen Armaturen zeigte man uns auch einige erst im vorjährigen Sommer aus dem Dresdner Zeughause entführte alte Gewehre. Der Apparat zu einem Nachtscheibenschießen beschäftigte uns einige Augenblicke. Mir war ein wohlerhalter Doppelhaken das interessanteste. Die sogenannte Naturalien- und Kunstkammer scheint sehr verstäubt und vernachläßigt. Einige niedliche Sculpturen in Holz und Elfenbein verdienen vielleicht genauere Betrachtungen. Auch fehlt es nicht an so genannter Majolika, die Rafael der schönen Töpferstochter zu Liebe gemahlt haben soll. Alle innere Fensterbekleidungen sind damit ausstaffirt. Es ließe sich doch wohl, wenn alles alte zerbrochene Gerümpel weggeworfen würde, ein kleines artiges Cabinet von den wirklichen Curiosis, die hier niemand sucht, zusammen setzen. Welch einen geheimen Zauber hat doch die Art von Eleganz, welche die alten Römer so bedeutsam mit mundities bezeichneten!

Unter den Gemählden im Speisesaal und einigen daran stoßenden Cabinets, zogen einige Familienbilder die Aufmerksamkeit am meisten auf sich. Auch hier ist ein Urältervater abgebildet, der seine 24 Söhne dem Kaiser vorstellt. Das Portrait vom Friedländer, was man uns hier zeigte, hatte doch einige ähnliche Züge von dem echten, was der wackere Prager Künstler Berger vor zwey Jahren, nach einem bey der Familie befindlichen Original, radirt herausgegeben hat. Man führte uns nun, durch eine lange Reihe altmeublirter Zimmer von verbleichter Herrlichkeit, in die Bibliothek. Der gutmüthige Thürsteher, der den Führer machte, konnte uns freylich auf die Frage: ob sich nicht etwa hier ein Buch mit Wallensteins Handschrift befände — was irgendwo wirklich versichert wird — nicht die geringste Auskunft geben. Von den Erzeugnissen, die in den letzten 80 Meßkatalogen protocollirt stehen, war hier gewiß nichts anzutreffen. Das sahe man auf den ersten Blick. Was ist in diesen Kisten? Es standen einige in der Ecke des Zimmers. Wir erfuhren auf diese Frage, daß dieß der literarische Nachlaß, des weiland wohlbekannten Bibliothekar Casanova, wäre, der seit dem Tode desselben hier in ungestörter Ruhe raste? Wer hat nicht die scherzhaften Confessionen dieses Sonderlings, aus der Feder des geistreichen Prinzen von Ligne, in seinen Oeuvres mêlées gelesen? Wenn auch nur der Canvaß von jener Stickerey etwas wirkliches wäre: so verlohnte sich's doch der Mühe, die Eingeweide dieser Reliquienkästchen zu untersuchen. Oder wären diese vielleicht, wie bey andern Mumien, schon ausgenommen?

Es war nicht der glücklichste Einfall, von hier aus ins Kloster Osseg zu fahren. Wir hätten der Einladung Gehör geben, und der Komödie beywohnen sollen, die der Graf Waldstein zwey Mahl in der Woche, von seinem Hofgesinde und einigen Dilettanten aus dem Städtchen, hier im Schlosse aufführen läßt. Es wird keinem

Fremden, der darum bittet, der Eintritt verweigert, da überhaupt kein Legegeld Statt findet. Die Gastfreundschaft ist eine angestammte Tugend aller böhmischen und österreichischen Familienhäupter. Allein das Wetter hatte sich durch einen schnell vorüber gegangenen Gewitterregen abgekühlt. Wir durften einen heitern Abend erwarten. Man fuhr also den gewöhnlichen Feldweg. Das setzte aber entsetzliche Rippenstöße. Denn man hat auch hier die verdrießliche Unsitte, von beyden Seiten alle ausgeackerten Steine gerade in den Weg zu werfen. Wehe dem, der mit einem Ansatz zur Migräne diese Kieselparthie macht. Da ist der alte Steindamm hinter Schlackenwerthe, auf welchem man sonst von Annaberg nach Carlsbad fuhr, eine Lustparthie dagegen!

Doch wir wurden durch einen herrlichen Abend im Kloster Osseg belohnt! In der freundlich beleuchteten netten Kirche, die wir uns zuerst aufschließen ließen, knieeten so eben noch ein halbes Dutzend Novizen in stiller Andacht auf ihren Bethschemeln. Die Glocke fürs Refectorium schlug an. Auf ein Mahl waren die jungen Bethbrüder in den Kreuzgang hinaus. Die schönen silbernen Candelaber und Monstranzen, die ich vor mehrern Jahren, als ich auch hier war, auf dem Hochaltar erblickte, waren verschwunden, und an ihre Stelle zinnerne getreten. Man sagte uns, daß auch aus dieser Abtey alles Kirchensilber, Haus- und Tischgeräthe von diesem Metall nach Prag habe abgeliefert werden müssen. Rechts und links vom Hochaltar stehen in Marmor die Sarkophage und Denkmähler der Stifter und Hauptwohlthäter der Abtey. Die Statuen sind mit Kenntniß gearbeitet. Aber die Wage an der einen hat sich böslich verschoben. Sie wiegt einen Kelch und eine Fürstenkrone. Die Schale mit der Krone ist gesunken und hat den Kelch empor geschnellt. Es ist unbegreiflich, daß man diesen Solöcismus entweder nicht bemerkt, oder ihm, wenn man es gewahrte, nicht abhilft! Doch die guten Klostergeistlichen sehen dieß schon vielleicht seit langen Jahren. Es geht ihnen, wie uns allen in unsern Wohnungen, wo wir Jahre lang einen zerbrochenen alten Hausrath, ein verschobenes Bild, einen zudringlichen Widerhaken dulden können, und nur der Fremde, der zuerst eintritt, sogleich diesen Übelstand bemerkt.

> Denn aus Gemeinem ist der Mensch gemacht
> Und die Gewohnheit nennt er seine Amme!

Welch eine köstliche Aussicht aus der Prälatur, besonders aus dem Tafelzimmer. Es war gerade die ganze reiche, üppig fruchtbare, mit Dörfern und Meyerhöfen übersäete Gegend in das grüne Gold der Abendsonne getaucht. Hier im Vorgrunde, vom Augenpuncte des Zuschauers an genommen, dunkle Schattenmassen, da das Kloster, an das hohe Gränzgebirge angelehnt, auf einer mäßigen Anhöhe gleichsam das ganze übrige Land beherrscht. Im Strahlen-vergoldeten Hintergrunde das majestätische Mittelgebirge, der Milchschauer nebst seinem bewaldeten Nachbar und die Poschkopole. Rechts der steile überhangende Felsenkegel, an dessen Fuß der erquickende Billiner Brunnen entspringt, den ich alle Abende jetzt im sogenannten Rastzimmer (dem Kaffehhause), in labender Frischheit trinke, und ein Glas Eyerpunsch, den man da trefflich zubereitet, zum Schlaftrunk zu mir nehme. Denn Abends muß man im Bade sich nicht mit Speisen überladen.

Wunderbar! daß ich, vom Speisesaal des Prälaten aus, sogleich ins Trinken und Essen gerathe. Glauben Sie aber nicht, mein theurer Freund, daß ich damit den gastfreundschaftlichen Genius, der hier waltet, anklagen wollte. Der jetzige Herr Prälat ist ein ungemein gebildeter, toleranter und mit den Erscheinungen der Litteratur vertrauter Mann, und kann wahrlich etwas mehr, als dem Bauche dienen. Er war heute gerade abwesend, um der Heuernte auf einem der Meyerhöfe des Klosters beyzuwohnen. Denn er ist auch ein treuer Verwalter und Schatzmeister seiner Abtey, die, da auch Kaiser Joseph ihrer schonte, gewiß auch jetzt allen Stürmen der Zeit und allen Einflüsterungen der Plusmacherey glücklich entrinnen wird. Es freuet mich, unter den Wohlthätern und Evergeten dieser Stiftung auch die gepriesenen Häupter, Maria Theresia und Joseph II. hier im Speisesaale in Lebensgröße abgebildet zu finden. Möge der segensvolle Einfluß ihrer Regierungsmaximen und Gesinnungen noch lange in der Monarchie walten! Maria Theresia war es ja, die so lange und hartnäckig die Unterschrift zur ersten Theilung Pohlens verweigerte!

Einer aus unsrer Gesellschaft, ein Sachse, hatte seine frohesten Jugendtage auch in einer vormahligen Cisterzienser-Abtey zugebracht, die aber zum Heil der Wissenschaften und des Lichtes in Sachsen zu einer der segen- und folgereichsten Lehranstalten Deutschlands, durch den unsterblichen Churfürsten Moritz verwandelt worden war. Er war in Schul-Pforte gewesen. Wir konnten uns des frommen Wunsches nicht enthalten, daß, wenn einst alles zu seiner Reife gekommen seyn würde, für Böhmen diese wohlausgestattete, köstlich gelegene

gesunde Abtey in eine ähnliche Landes- und Provinzial-schule, wohin jede Kreisstadt und Herrschaft einen Zögling zu schicken, das Recht erhalten müßte, umgeschaffen werden möchte. Wir beschäftigten uns auf dem Heimwege mit Ausbildung dieser Idee. Ein Kameralist machte tüchtige Opposition. Er wollte eine Fabrik darin errichtet haben. Allein man schlug ihn mit siegreichen Waffen. Zellen müssen Zellen bleiben! Die ein Mahl zu einem Cönobium bestimmten Gebäude sind zu anderer Einrichtung durchaus nicht brauchbar. Es wird also Osseg als eine fromme Stiftung gottseliger Vorfahren bis zu dem Zeitpunct erhalten, wo man sich in Böhmen zu der Idee erheben kann, die der tapfere und kluge Moritz schon in der Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts so kräftig faßte und ausführte, und die Würtembergs Regenten und wackere Landesstände gleichfalls zum Heile jenes Landes so wohlthätig ausführten. Mit tiefem Schmerz erfüllte uns der Gedanke, daß in Alt- und Neu-Bayern, wo doch seit 12 Jahren so manche einst blühende Benedictiner- und Cisterzienser-Abtey säcularisirt wurde, auch nicht Eine davon zu einer Säug-Amme und Pflegerinn der gründlichen Schulwissenschaften bestimmt werden konnte. Und noch wehmüthiger stimmte sich unser Gefühl, als wir bedachten, daß selbst solche Anstalten, die aus Klöstern zu Schulen übergingen und mehr als ein Jahrhundert fruchtbare Pflanzengärten im Reiche des Lichts und der Wissenschaften gewesen sind, dem eisernen, alles malmenden Hammer der Nothwendigkeit unterlagen, daß Klosterbergen, daß Ilefeld nicht mehr sey!

Doch wohin gerathe ich mit diesen Abschweifungen? Non haec jocosae conveniunt lyrae! Ich sollte Ihnen nun billig auch noch etwas von der Klosterbibliothek, von dem damit vereinigten Naturalien-Cabinet und dem physikalischen Apparat, von dem Garten und andern Anlagen um die Abtey herum erzählen. Der Pater Bibliothekar schloß uns mit Freundlichkeit, ungeachtet wir ihn genöthigt hatten, das Refectorium schneller zu verlassen, die dazu bestimmten Zimmer auf, wo ungestörte Ordnung und Ruhe herrschte. Nachgekauft wird hier freylich nichts. Auch schien der liebe Mann, der uns herum führte, davon keinen Begriff zu haben. Wir hörten aber, daß der Prälat selbst eine ausgesuchte Bibliothek besitze, die auch das Neueste nicht entbehre, und besonders auch die deutschen Classiker, enthalte. Ich labte mich, statt der Einsicht in diese todten Schätze, mit der Aussicht durch die Fenster in die lebendige Natur und die schattigen Laubgänge zur Seite des Convents.

Noch ein Mahl! Möge Kloster Osseg jetzt unangetastet erhalten und günstigern Zeiten zum Besten der Wissenschaften, die hier einen Tempel fordern, aufgespart bleiben. Eine Falte auf der Stirn einiger Insassen des Klosters schien ein nahes Ungewitter zu ahnen! Absit!

Genug für heute! Mit den Ihnen bekannten Gesinnungen Ihr K.

Nachschrift. Der König von Holland soll schon sehr erfreuliche Spuren von der Wohlthätigkeit der hiesigen Bäder bemerken. Wirklich sieht man ihn schon weit munterer herumgehen. Er kommt auch in den Gartensaal. Auch in deutscher Sprache kann er sich deutlich ausdrücken. Die Kaiserinn geht den 29ten unfehlbar von hier nach Prag. Künftige Woche soll noch ein Wettrennen in Duchs, vom Graf Waldstein veranstaltet, auch eine französische Komödie vor der Kaiserinn aufgeführt werden. Davon künftig!

Notizen.

Wien. — Die Gesellschaft von Theaterfreunden, welche im Theater zu Meidling unentgeldliche Vorstellungen gibt, hat mit dem Vergnügen, das sie gewährte, auch einen höhern Zweck auf eine rühmliche Weise verbunden. Am 12ten d. M. nähmlich, an welchem Tage das Singspiel: Zwey Worte, und das Lustspiel: Das abgebrannte Haus, trefflich dargestellt wurden, lud Herr Castelli, der in letzterm Stücke die Rolle des Schusters mit unübertrefflicher Wahrheit und Laune gespielt hatte, nach geendigtem Schauspiele die Zuseher ein, sich am nächstfolgenden Sonntag, den 19ten wieder, jedoch gegen Erlag eines beliebigen Eintrittsgeldes, einzufinden, dessen Betrag zur Unterstützung der verarmten Einwohner von Aspern bestimmt sey. Der Epilog, der diese Einladung enthielt, von Hrn. Castelli in komischen Reimen verfaßt, und von ihm in dem Charakter des trinklustigen Schusters vorgetragen, machte eine überaus gute Wirkung, nicht nur für jenen Augenblick, sondern auch für die Sache selbst; denn die Einnahme am 19ten, wo Haß allen Weibern, dann die Operette: Zum goldenen Löwen, und zwar Ersteres mit seltner Vollendung gegeben wurde, betrug 2100 Gulden. Dieser neue Beweis von der Wohlthätigkeit der Bewohner Wiens, welche selbst die ungünstigsten Zeitumstände nicht zu begränzen vermögen, kann erst dann gehörig gewürdiget werden, wenn man den beschränkten Raum dieses kleinen Theaters mit jener beträchtlichen Summe zusammenstellt, woraus sich ergibt, wie ansehnlich die Beträge im Einzelnen waren; wie denn auch wirklich Billets zu 25 — 50 — ja 100 Gulden gelöst wurden.

Die Eintritts-Billets waren nicht an der Casse, sondern einige Tage vorher zu Penzing im Schreyschen Hause zu haben, wo man seinen Nahmen und den willkürlichen Beytrag abgab, welch beydes in Gegenwart des Gebers in eine eigene Liste aufgezeichnet wurde. Ein zweyter Epilog, am Schlusse der wohlthätigen Vorstellung von Hrn. Castelli, abermahl in der Maske und im Charakter des lustigen Schusters gesprochen, drückte den Dank der liebenswürdigen Schauspielergesellschaft, und die Freude der Armen aus, deren trauriges Schicksal durch den Ertrag dieses angenehmen Abends erleichtert werden wird.

M.



Der Sammler.

Dinstag, den —— 103. —— 28. August 1810.

Briefe aus Töplitz.

Fünfter Brief.

Den 25. July.

Dießmahl machen Sie sich, mein verehrter Freund, auf nichts geringeres als auf ein feyerliches Pferderennen gefaßt, freylich nicht von Newmarket oder Ascotheath, aber doch zu Duchs bey dem Grafen Waldstein. Da ist gestern viel gewettrennt und gewettet worden. Es war lange die Rede davon gewesen, auch schon auf einen frühern Termin, ich glaube auf den 18ten, bestimmt worden. Viele machten sich ganz wunderliche Vorstellungen davon, und man hörte einige Tage vorher die seltsamsten Ankündigungen dessen, was da zu schauen seyn würde, auch von ganz hübschen und sonst verständigen Leuten. Das Wahre von der Sache ist: Graf Waldstein war in frühern Jahren selbst lange in England, sah dort, was jeder — in unserm Küttner so lebendig als möglich beschrieben lesen kann, die races and sports of the turf der wett- und spiellustigen Insulaner mit reger Theilnahme, verkleidete sich mitunter wohl selbst ein Mahl als ein Obstweib, um die Tugenden der Wettrenner auszukundschaften, und hat noch jetzt sehr lebhafte Erinnerungen davon. Einer seiner Brüder war noch vor Kurzem in englischen Diensten, die er natürlich nun auch verlassen hat.

Nun wollte der Graf der allverehrten Kaiserinn eine Silhouette von der Unterhaltung geben, die den Briten noch jetzt über alles geht, und ließ also auf der einen Seite seines Parks einen großen Platz, so gut sich das in der Geschwindigkeit und mit den ihm zu Gebothe stehenden Mitteln thun ließ, zu diesem Rennspiel einrichten. Es war im Vorplatz ein Gerüst erbauet und mit Tuch behangen, von welchem die Kaiserinn nebst ihren nächsten Umgebungen das Schauspiel übersehen konnte. In der Eile hatte man schwarzes, statt rothes Tuch zum Behange genommen, diesem aber doch eine bunte Einfassung gegeben. Darüber wurden allerley Glossen gemacht, allein sehr mit Unrecht. Schwarz ist ja die echte Steinkohlenfarbe von old England! Der ganze elliptische runde Platz, also der wahre race-ground, um in der Kunstsprache zu reden, war freylich nicht mit doppelten Stangengeländern (rails), wie in England, eingehegt, aber doch mit bunten wehenden Fähnlein auf Stangen bezeichnet, und wurde durch gehörige Vorkehrung frey erhalten. Die Schaulust der zahlreich versammelten Zuschauer machte das Ganze erst zu einem Schauspiel. Alles was auf Menschen- und Thierfüßen sich aus Töplitz selbst fortbringen konnte, war Nachmittags gegen 4 Uhr hier versammelt. Aber auch aus Brixen, Bellin und vielen benachbarten Orten waren Zuschauer zu Fuß und zu Pferde herbey geströmt. Man zählte weit über 100 Wagen, und es konnten im Ganzen wohl über 3 bis 4000 Zuschauer sich auf der Ebene vertheilt haben.

Die Hauptaction selbst war denn nun freylich nicht

von großer Bedeutung. Aber es war sichtbar der guten Kaiserinn, der man so gern eine recht fröhliche Empfindung gönnen möchte, ein erfreuliches, unterhaltendes Schauspiel. Sie liebt das fröhliche Gewimmel und Gedränge der wogenden Menge, und wer ihr ein geschlossenes, nur wenigen Auserwählten zugängliches Fest gibt, kennt ihre Freuden nicht. Machte es also nur der huldvollen Monarchinn Vergnügen, was hier vorging, so war ja der Hauptzweck vollkommen erreicht. Sechs Pferde aus den Ställen des Grafen machten das Spiel. Man begreift, daß hier weder die Stammbäume, noch das Gewicht so genau genommen wurden. Neben dem Gerüste, also in der englischen Terminologie the Ladies stand, war wirklich so etwas von einer Wage zu sehen, worin bekanntlich bey den englischen Wettrennen die Reitbuben, Jockeis, unter der strengsten Aufsicht von Stewards mit ihrem ätherischen Sattel und Zeug vorher gewogen werden. Die Jockeis des Grafen waren ehrliche Stallknechte, denen man es wohl ansah, daß sie sich in voraus weder durch Hunger aufs Normalmaß von hundert und zwanzig Pfund reducirt, noch unter zwey Betttüchern sich mager geschwitzt hatten. Es war also die Wage hier auch nur zur Form ausgehangen. Gewiß, es wäre Caricatur geworden und in einen mock-horserace, wie schon einige munkelten, ausgeartet, wenn die Sache weiter getrieben worden wäre. Wie das Rennen fast schon angegangen war, circulirten auch oben auf der Estrade bey den hohen Herrschaften einige Papiere oder Billets, worauf nach englischer Sitte die Pferde u. s. w. angegeben waren. Unglücklicher Weise stand darauf noch der 18te, als der erste Termin. Dieß hätte wohl leicht abgeändert werden können, zeigte aber offenbar, daß hier alles nur symbolisch angedeutet werde. Anfangs ritten nur zwey zusammen. Zuletzt ritten drey. Voran gingen die gewöhnlichen Umritte in Trab oder kurzem Galop bis zu dem Punct, von wo sie ausliefen. Die Laufbahn selbst konnte wohl 10 bis 1200 Schritte lang seyn. Ich selbst habe sie nicht genau übersehen können. Die Renner sprengten dem Gerüste, worauf die Kaiserinn saß, entgegen, und die Ziele waren ganz nahe dabey. Lassen Sie mich schweigen von der Blitzesschnelle dieser Zephyrs und Boreasse. Man konnte, ohne ungerecht zu seyn, nicht mehr verlangen. Das Wetten wollte denn auch nicht recht vorwärts gehen. Es hat sich gewiß niemand dabey um Hab und Gut gebracht. Indeß wurde doch zum Schein auch dieß mitgemacht. Aber was am wenigsten gefiel, war, daß die mit Sieg gekrönten Centauren gar keinen Preis erhielten. Was in England nur figürlich zu verstehen ist, the plate, die Summe des Preises, hätte hier ja buchstäblich genommen und dem keuchenden Krauskopf, der wirklich zuerst ankam, ein Becher oder eine Schüssel unter Trompetenschall gereicht werden können.

Was sonst der Kaiserinn und ihrem Gefolge im Schlosse selbst und im Garten des Schlosses gebothen und vorgezeigt worden seyn mag, kann ich als Augenzeuge nicht berichten. Ich gehörte zu den gentlemen of the turf, die so schnell als möglich sich zurückzogen, weil sie — Durst fühlten. Im Park hat es vielerley wohlerfundene Unterhaltungen und Ergötzlichkeiten gegeben. Die Kaiserinn ist auf ihrem kleinen Wagen zum Monument auf die Kämpfer fürs Vaterland, die bey Aspern und Wagram fielen, gefahren; hat in der Nachbarschaft desselben neben einer Art von ausgespanntem Transparent eine Arie von Nymphen und Satyresken absingen hören; hat die arkadischen Scenen vorüber getriebener Schaf- und Rinderheerden, mit der ihr eigenen Huld und Freundlichkeit aufgenommen, und alles ist sehr zufrieden und vergnügt nach Hause gekommen.

Jetzt erlauben Sie mir, daß ich davon abbreche. Die ganze Geschichte mit dem Wettrennen kann, wie alles, travestirt werden, und daran haben es denn auch hier einige fade Spottvögel nicht fehlen lassen. Aber das wird sich der wackere Graf Waldstein gewiß nicht irren und anfechten lassen. Wenn auch in der politischen und moralischen Welt viel Erhebliches gegen das Alte: der Zweck heiligt die Mittel, einzuwenden seyn dürfte: so läßt sich dieß doch bey Vergnügungen, besonders bey so harmlosen und extemporirten, vollkommen anwenden.

Ein Sächsischer Badegast, der gestern Abend noch in einer sehr gemischten Gesellschaft sich einige spöttelnde Bemerkungen erlaubte, wurde von einem österreichischen Schnurrbart, der darüber nicht viel Spaß verstand, an eine berühmte Parforcejagd, die vor ungefähr 10 oder 12 Jahren von dem anwesenden Adel cum annexis, in dem Lauchstädter Bade auf der benachbarten Ebene, repräsentirt wurde, wobey Menschen die Hunde und das Wild vorstellten, ganz passend erinnert, und der liebe Mann schien auf ein Mahl ganz verstummt zu seyn. —

Die Nachricht von dem Tode, der von allen Deutschen unaussprechlich betrauerten Königinn Luise von Preußen, hat auch hier wie ein Blitz aus heiterem Himmel eingeschlagen. Daß die hier zahlreich anwesenden Preußen fast untröstlich darüber sind — ich sah ei-

nige Damen aus dieser Landsmannschaft im buchstäblichen Sinn sich in Thränen baden — das versteht sich von selbst. Wegen dieser Königinn ist wohl im ganzen Umfange des preußischen Staates kein Auge trocken geblieben. Aber auch, was nicht durch unmittelbares vaterländisches Interesse an sie gebunden war, weihte dieser Todten eine fromme Thräne, rufte sich die Sterbestunde der vielgeprüften und auch im Feuer der Trübsal echt erfundenen Fürstinn ins Gedächtniß, und erinnerte sich an Schillers Worte, die so treffend das Verhältniß dieser Königinn, die in der schönsten Blüthe ihres Lebens abtrat, schildern:

> Da steht der holde Lebensengel mächtig
> Vor ihr, und tausend Blumen schüttet er
> Und tausend Früchte lebenduftend
> Aus reichem Füllhorn strömend vor sie aus! —

Man erzählt einige rührende Äußerungen aus dem Munde der Kaiserinn, als ihr die Todesnachricht zukam. Alles was Preuße ist oder sich dazu rechnet, trägt sich schwarz. Damen und Herren, die nicht gerade auf volle Trauer eingerichtet sind, tragen ihre farbigen Kleider schwarz eingefaßt. Schwarz seidenes Band war einige Tage der gesuchteste und bezahlteste Artikel. Man erzählt, daß einige Juden sogleich auf ihre eigene Faust eine Bandfärberey in ihren Kojen angelegt hätten. Sey dem, wie ihm wolle, der Schmerz über einen solchen Verlust bedarf weder Abzeichen noch Trauerreglement. — Mit den Ihnen bekannten Gesinnungen Ihr

K.

An den Irrthum.

Du! der wie ein dichter Nebelschleyer
  Vor der Wahrheit Sonnentempel liegt,
Daß nicht ihres Flammenblickes Feuer
  Froher Hoffnung zarte Blüthen knickt,
Möchtest du mich stets im Schlummer wiegen,
  Möchte nimmer schwinden diese Nacht! —
Ach! wer läßt sich wohl nicht gern betrügen,
  Wenn der Trug allein ihn glücklich macht?

Du bist unser treuester Gefährte,
  Von der Wiege bis zum Grabesrand,
Schöner scheinet uns die ganze Erde,
  Wandeln wir auf ihr an deiner Hand;
Immer zeigst du nach den Rosenhecken,
  Die am Wege stehn, dem Waller hin,
Doch die Dornen, die darunter stecken,
  Weißt du seinen Blicken zu entziehn.

Schon das Kind verblendest du durch Schimmer,
  Seht, kaum tritt es in die Welt hinaus,
Streck es schon die kleinen Händchen immer
  Nur nach dem, was glänzt, und strahlet, aus;
Lächelt freundlich in der Mutter Schooße,
  Während diese bange Thränen weint,
Ob des kleinen Säuglings künft'gem Loose,
  Den schon früh ein Unglücksstern bescheint.

Auch den Jüngling hast du mild beschenket,
  Mit der immer regen Fantasie,
(Wie er träumend sich die Dinge denket,
  Biethet sie die Wirklichkeit ihm nie.)
Mit der Liebe, die, — ein himmlisch Feuer! —
  Leuchtet in des Lebens dunkler Nacht,
Um das Aug ihm bindet einen Schleyer,
  Und dieß Jammerthal zum Eden macht.

Und dem Manne gabst du Steckenpferde,
  Diesem Geldsucht, jenem Gier nach Ruhm,
Jeder tummelt sich auf dieser Erde
  Auf dergleichen Pferden frisch herum,
Jagt, und jagt darauf nach einem Glücke,
  Das geträumt ihm schon das Leben würzt,
Achtet's nicht, wenn gleich vor seinem Blicke
  Auch sein Nebenmann vom Gaule stürzt.

Seht den Greis! — Es strahlt mit Lilienschimmer
  Die Erfahrung um sein weißes Haupt; —
Und gerade darum irrt er immer,
  Weil er nun nicht mehr zu irren glaubt, —
Fragt ihn, — wenn er forschend rückwärts blicket,
  Auf die durchgewallte Lebensbahn,
Was ihn wohl auf selber mehr beglücket,
  Ob die Wahrheit, ob ein leerer Wahn?

Hell umglänzt von einer ew'gen Klarheit,
  Mit unwandelbarem Angesicht,
Einfach, — stets dieselbe, — thront die Wahrheit
  Darum locket sie die Menschen nicht; —
Doch um unsre Gunst sich zu erhalten,
  Schmeichelt unsern Neigungen der Wahn,
Er nimmt alle möglichen Gestalten,
  Um sich uns zu nähern, willig an.

Er erquickt den Reichen, wie den Armen,
  Jeden stets mit gleicher Freundlichkeit,
Über alle Menschen voll Erbarmen,
  Breitet er sein mildes Flügelkleid,
Selbst noch an des Lebens düstern Schranken,
  Weicht er nicht von uns; — das Auge bricht,
Und noch gibt er uns durch den Gedanken
  Muth im Tode: — Nein, noch sterb ich nicht! —

J. F. Castelli.

Holländische Originalidylle.

Jan. „Die Sonne hat sich hinter die Düne verkrochen; der Frosch im Sloot singt sein Abendliedchen. Schon fahren weniger Schiffe durch den Canal; die letzte Treckschüit ist vorbey, und Kaatje kömmt nicht. O Kaatje, die ich mehr liebe, als ein Stück alten Edammerkäs, mehr als den blanken, geränderten seevischen Thaler, o mein Kaatje, säume nicht länger! Der weiße Nebel steigt nun aus der [illegible] Erde empor, und wird

uns umhüllen, wie ein dicker Mantel, wenn wir längs der schnurgeraden Wiese, unter den schöngestutzten Bäumen einherwandeln, und von unsern Herzensangelegenheiten sprechen."

„Wo mag das Liebchen weilen? Vielleicht wischt sie sorgfältig den Staub von den Tassen auf dem Camine; oder sie scheuert ihre Milchwannen blank und singt ein Prinzenliedchen dazu; oder sie pumpt Wasser, um den Fußboden zu waschen; oder sie macht sich mit dem Besen zu schaffen. O du liebliches Kaatje, warum säumst du, mein Herzblatt! Du versprachest mir doch hier zu seyn, noch ehe der singende Klappermann neun ist die Glocke ruft: versprachst mir eine Butterrahme mitzubringen von deinen eigenen rothen Fingern gestrichen, mit Kümmelkäs und geräuchertem Fleisch. Aber Kaatje läßt ihren armen Jan allein!"

„Klaget mit mir, ihr weidenden Kühe und Hämmel! Klaget mit mir, ihr ebne Wiesen! Kaatje hat mich vergessen!"

„Hier steh' ich am dünstenden Sloot, indeß es ringsumher dunkel wird! Der Nebel fällt dick herab auf mich, schon ist mein Schanzlooper durch und durch naß, und meine Klumpen sind voll Wasser! Aber ich will die Ungetreue belauschen, will selbst nachsehn, wo sie bleibt!"—

Und Jan ging nach Kaatjes Wohnung. Alles war mäuschenstille, und er kam ungehindert bis in die Küche. Da saß die Geliebte schlafend im Rauch vor dem Camin; eine voll eingeschenkte Tasse schlappen Kaffehs stand vor ihr, und eine Butterrahm, auf welcher ihre rothe Hand nachläßig ruhte.

Jan betrachtete lange die schöne, schnarchende Schläferinn! aber nun konnt' er sich nicht mehr halten, gab ihr einen sanften Tritt in die Seite und rief: „Blitzmädel! wie bist du so süß, wenn du schläfst!"—

Kaatja erwachte, streckte sich, und fragte gähnend: „Hoe vaart-gy?" — Und der entzückte Jan gab ihr einen derben Schmatz, und dachte bald nicht mehr daran, daß sie über ihrem Kaffeh und der fetten Butterrahm ihn und die Stunde der Zusammenkunft vergessen hatte.

Duine, Sandhügel. Sloot, Graben. Treckschuit, Zieh-Schiff; diese Wasserpost geht zu bestimmten Stunden von einem Ort zum andern. Zeeusche Daaler, seeländischer Thaler. Klappermann, Nachtwächter. Schanzlooper, Überrock. Klumpen, Holzschuhe. Hoe vaart gy? Wie befinden Sie sich? die gewöhnlichste Bewillkommungsphrase.

Miscellen.

Zu den Sachen, welche das Gesicht stärken, werden in dem Werke: der barmherzige Samariter, oder freundbrüderlicher Rath, allerhand Krankheiten und Gebrechen des menschlichen Leibes, innerlich und äußerlich, zu heilen rc. an das Tageslicht gegeben durch Eliam Baynon den jüngern, auch Frauenzimmer gerechnet, denn es heißt daselbst: lieblich Frauenzimmer weidet die Augen und stärket sie.

In der Gazette literaire de l'Europe. Nov. 1780. T. 6. Nro. 11. p. 12 entdecket ein Franzose, daß Hirzel, wohnhaft am Flusse Gleim, über Sulzer den Weltweisen geschrieben hätte. Bekanntlich heißt das deutsche Werk: Hirzel an Gleim über Sulzer den Weltweisen.

Eins der weisesten und tiefsten Worte des berühmten Kanzlers Baco ist das: „Ein wenig Philosophie entbindet von Vorurtheilen und viel führt zu ihnen zurück."

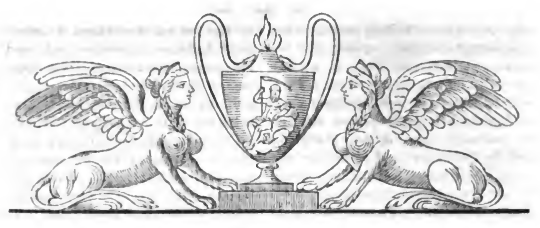
A. K—e.

Notitzen.

Wien. — Das Glück scheint dieses Jahr den Aëronauten sehr ungünstig zu seyn, auch Dädalus Degen, den der Himmel vor dem Schicksal des Ikarus bewahren wolle, brach Donnerstag den 23. August beym ersten Aufschwung die hölzernen Beine seiner Flügel, und das äußerst zahlreich versammelte Publicum mußte sich mit dem Ballone allein, der ohne seinen Lenker aufstieg, begnügen.

Frankreich. In einem Städtchen bey Commercy ereignete sich folgender lustige Vorfall. Eine junge Frau starb an einer hitzigen Krankheit. Die Ärzte sprachen vom Seciren des Leichnams, um mit mehrerer Gemächlichkeit untersuchen zu können, was sie hätten thun sollen, um die Frau zu heilen. Die Familie der Verstorbenen widersetzte sich der Secirung, und — die Aerzte bestanden nicht darauf. Indeß machte man den Verwandten weiß, die Ärzte würden Nachts den Leichnam wieder ausgraben, um ihn nach den Regeln zu seciren. Die Verwandten entschlossen sich, Wache zu halten und sich zu widersetzen. Eine Gruppe von Wachhaltern lagerte sich mit sinkender Nacht schweigend um das Grab, bloß mit einer Blendlaterne versehen, die dann und wann einen Dämmerschein von sich warf. Zufällig gingen unfern des Kirchhofs gegen 11 Uhr Nachts zwey Bürger unter der Allee spazieren. Der flüchtige Schimmer fällt ihnen auf, und sie nahern sich aus Neugierde. Plötzlich fällt der lauernde Hinterhalt, der diese Unschuldigen für die unerbittlichen Ärzte hält, über sie her, schlagt auf sie los, und nur die durch das Geschrey herbey gezogene Wache rettet diese beyden friedlichen Bürger.

Gedruckt bey Anton Strauß in Wien.



Der Sammler

Donnerstag, den — 104. — 30. August 1810.

Briefe aus Töplitz.

Sechster Brief.

Den 28. July.

Diesen Morgen ist die allverehrte Kaiserinn von Österreich über Eisenberg nach Prag und Wien abgereiset. Die frömmsten, eifrigsten Wünsche begleiten die uns allen unvergeßliche, hochherzige, große Frau! Ihre Gesundheit schien sich im Ganzen hier sehr gebessert zu haben. Man erzählt, daß sie mit dem Kaiser eine Reise nach Ungarn zu machen im Begriff stehe. Möge Hygieens Huld sie auch dahin begleiten, wo der nicht Eingeborne oft schon den Keim verderblicher Krankheiten in sich sog!

Die Kaiserinn, eine warme Freundinn theatralischer Belustigungen, hatte mit Vergnügen einigen Vorstellungen in einem kleinen dazu eingerichteten Local im Schlosse des Fürsten von Clary beygewohnt, die blos en famille dort gegeben wurden. Man beschloß zuletzt noch eine vollständigere Vorstellung auf dem eigentlichen Theater, auf welchem die Liebichsche Gesellschaft aus Prag mehr noch durch Ballets als durch Schauspiele unterhält, zwar auch im geschlossenen Kreise, doch mit der Begünstigung, daß auch an nicht hoffähige Badegäste Billets ausgetheilt wurden, zu veranstalten. Der Abend vor ihrer Abreise war dazu bestimmt. Man hatte dazu die allerliebste kleine französische Oper: les deux prisonniers, oder Adolph und Clara, wie sie auf den deutschen Bühnen heißt, gewählt. Sie wurde vor einem zahlreichen Publicum, das die Erlaubniß des Eintritts durch Billets erhalten hatte, französisch mit einer Vollkommenheit des Spiels und Gesangs aufgeführt, die den Tadelsüchtigsten beschwichtigt und dem Grisgram Momus selbst ein Lächeln des Beyfalls abgenöthigt haben würde. Der alte Fürst Clary hatte selbst dabey eine Rolle übernommen, und spielte sie mit der ihm eigenen Virtuosität im Komischen. Herr von Dalwig machte den Adolph, Mademoiselle de Ligne, eine Enkeltochter des Prinzen, die im Hause des Fürsten lebt, spielte und sang ihre Rolle als Clara mit so viel Geiste, Wahrheit und Präcision, daß man ihren Talenten allgemein die gerechteste Bewunderung zollte. Gewiß es war ein seltener Kunstgenuß, der nur durch ein solches Ineinandergreifen und Zusammenwirken für ein vollendetes Ganze hervorgebracht werden konnte. Auch schien die Kaiserinn, die auf dem vordersten Platze im Parterre ihren Stuhl hatte, ungemein befriedigt und erheitert.

Die Menge der herbeyströmenden Badegäste nimmt eher zu als ab, und steht jetzt wirklich, selbst nach der Badeliste, im 20sten Hunderte. Die Beengung in Wohnungen und Badestunden geht über alle Vorstellung. Denn nun kommen erst die Badelustigen aus Liefland und Rußland an, die aber zum Theil weniger Unterkommen finden können, weil der Böhmische und Erbländische hohe Adel, die besten Quartiere natür-

lich schon lange im voraus in Beschlag genommen hat. Wahrscheinlich werden da auch noch mancherley Feste veranstaltet werden, von welchen ich Ihnen, in wie fern sie noch in die Zeit meines hiesigen Aufenthalts fallen, geziemenden Bericht abzustatten nicht ermangeln werde. Vor einigen Tagen wurde zum Besten des von Dr. John sehr zweckmäßig eingerichteten Badehauses oder Hospizes für Arme, bey welchem man auf dem Fußsteig zum Steinbad vorbeykommt, ein Maskenball angesagt, bey welchem jedoch die Mummerey selbst nur wenigen behagte. Es sind dem Vernehmen nach gegen 1100 fl. dabey eingekommen.

Ehe ich diesen Brief schließe, muß ich Ihnen noch von etwas sprechen, das mich durch geschmackvolle Einfachheit aufs angenehmste überrascht und höchlich befriedigt hat. Es ist die Schloßkapelle des Fürsten. Ich versäume selten in der Mittagsstunde, wo gewöhnlich eine stille Messe darin gehalten und sie für alle geöffnet wird, auch hinzugehen, und immer empfinde ich beym Anblick dieser edeln, dem Zweck so entsprechenden Verzierung ein neues Wohlgefallen. Der Altartisch, der den Gebräuchen der Kirche gemäß, als Tomba eines Heiligen oder seiner Reliquie, die Gestalt eines Sarkophags hat, ist neben dem Tabernakel für die Monstranz mit schlanken, der Antike nachgebildeten Candalabern, und zwey rechts und links anbethenden knieenden Engelfiguren geziert, hinter welchen empor das im schönsten Ebenmaß und Verhältniß zum Ganzen berechnete Crucifix sich hebt. Dieses alles ist in bedeutend großen Dimensionen so zusammen gestellt, daß die Figuren beynahe Menschengröße haben, und so in Proportion das Übrige. Alles ist zwar nur in Holz geschnitzt, aber ganz und aufs beste und dauerhafteste vergoldet. Das Schnitzwerk selbst ist meisterhaft ausgeführt, und zeigt von der ungemeinen Fertigkeit des Tyroler Bildschnitzers. Um das Ganze noch mehr zu heben, ist der Hintergrund oder der Theil der Mauer, an welcher die ganze Gruppe zu lehnen scheint, als lichgrauer Marmor angeworfen, während alle übrigen Theile und Wände der Kapelle ohne alle Verschnörkelung oder Ausputzung blos im reinsten Weiß dastehen. Ich kann Ihnen nicht beschreiben, wie gefällig und edel der Totaleindruck ist. Und diese ganze so rein und scharf vergoldete Sculpturarbeit kostete dem Fürsten in Wien nicht mehr als 1300 fl. Hier ist der Tausch statt der massiven, aber altväterischen Kirchengeräthe, die natürlich auch hier abgeliefert wurden und nirgends mehr Statt finden, wenigstens fürs Auge wohlthätig. Der Geschmack hat offenbar dabey gewonnen. Schade, daß die eine von den zwey längern Seitenwänden durch einen Schwibbogen unterbrochen wird, der für einen kleinen Nebenaltar bestimmt ist. Mein Begleiter, als ich mich ein Mahl allein herum führen ließ, machte mich auf einen buntbemahlten Reliquienkasten aufmerksam, in welchem, laut der Aufschrift, die Gebeine des heiligen Klarus, des Familien-Heiligen des Fürsten Clary, seit Jahrhunderten aufbewahrt werden. Für diese ist nun der kleine Seitenaltar bestimmt. Man bemerkt indeß, wenn man hereintritt, und dem eigentlichen Altar gegenüber steht, diese durchbrochene Seitenwand fast gar nicht, die dann weniger Übelstand haben würde, wenn ihr gegenüber ein ähnlicher Schwibbogen zu ähnlichen Zwecken angebracht werden könnte.

Auch dafür wird der Fürst, der in allem, was er bauet und anlegt, einen wahrhaft geläuterten und verfeinerten Geschmack zeigt, zu seiner Zeit Rath zu finden wissen! Die verschiedenen Parthieen des Parks, die einzige, aber auch vollkommen zureichende Erhohlung für die Lustwandler, sind mit Verstand und richtiger Benutzung des Terrains vertheilt und angelegt. Die Blumenterrasse am Schlosse ist mit exotischen Gewächsen und seltenen Blumen reichlich ausgestattet, und steht unter der Pflege eines verständigen und thätigen jungen Gärtners. Nur das hat mir bis jetzt niemand recht erklären wollen, was das alte Gemäuer und die aufgeschürften Kellerlöcher und Gruben an der hintern Seite des Parks zu bedeuten haben. Sie sollen schon mehrere Jahre so da liegen. Gewiß soll sich auch aus dieser chaotischen Unform ein Mahl Ordnung und Schönheit entwickeln! Aber wenn? Gruß und Hochachtung von

Ihrem

K.

Nachschrift. Schadow, ein wackerer Sohn des verdienstvollen Bildhauers und Prof. Schadow in Berlin, hat durch Vermittelung des Prinzen Lichnowsky, einige Sitzungen von der allverehrten Kaiserinn zu einem Portrait erhalten. Der Künstler hat hier nur die Studien darnach gemacht, und wird das Bild erst mit allem Fleiß in Berlin ausführen. Es erblüht uns in ihm ein geistreicher Portraitmahler. Ich habe bey ihm selbst das Portrait einer preußischen Prinzessinn gesehen, welches jedermann gelungen nennen wird. — Auch ist der Hofmahler Schmidt aus Dresden hier gewesen, um nach dem Auftrag des Prinzen Anton, Bruders des Königs, das Portrait der Kaiserinn aufzunehmen. Der König von Holland, der durch seine freundli-

che Offenheit aller Herzen gewinnt, soll unter gewissen Voraussetzungen gesonnen seyn, den nächsten Winter in Dresden zuzubringen.

Klein Roland.

Frau Berta saß in der Felsenkluft,
Sie klagt' ihr bittres Loos.
Klein Roland spielt' in freyer Luft,
Deß Klage war nicht groß.

„O König Karl, mein Bruder hehr!
O daß ich floh von dir!
Um Liebe ließ ich Pracht und Ehr';
Nun zürnst du schrecklich mir.

O Milon, mein Gemahl so süß!
Die Fluth verschlang mir dich.
Die ich um Liebe Alles ließ,
Nun läßt die Liebe mich.

Klein Roland, du mein theures Kind!
Nun Ehr' und Liebe mir!
Klein Roland, komm herein geschwind
Mein Trost kommt all von dir.

Klein Roland, geh zur Stadt hinab,
Zu bitten um Speis' und Trank,
Und wer dir gibt eine kleine Gab',
Dem wünsche Gottes Dank!"

Der König Karl zur Tafel saß
Im goldnen Rittersaal.
Die Diener liefen ohn' Unterlaß
Mit Schüssel und Pokal.

Von Flöten, Saitenspiel, Gesang
Ward jedes Herz erfreut,
Doch reichte nicht der helle Klang
In Bertas Einsamkeit.

Und draussen in des Hofes Kreis,
Da saßen der Bettler viel,
Die labten sich an Trank und Speis'
Mehr, als am Saitenspiel.

Der König schaut in ihr Gedräng'
Wohl auf die offne Thür,
Da druckt sich durch die dichte Meng'
Ein feiner Knab' herfür.

Des Knaben Kleid ist wunderbar,
Vierfach zusammen gestuckt;
Doch weilt er nicht bey der Bettler Schaar,
Herauf zum Saal er blickt.

Herein zum Saal klein Roland tritt,
Als wär's sein eigen Haus.
Er hebt eine Schüssel von Tisches Mitt',
Und trägt sie still hinaus.

Der König denkt: was muß ich sehn?
Das ist ein sondrer Brauch.
Doch weil er's ruhig läßt geschehn,
So lassen's die Andern auch.

Es stund nur an eine kleine Weil',
Klein Roland kehrt in den Saal.
Er tritt zum König hin mit Eil'
Und faßt seinen Goldpokal.

„Heida! halt an! du kecker Wicht!"
Der König ruft es laut.
Klein Roland läßt den Becher nicht,
Zum König auf er schaut.

Der König erst gar finster sah,
Doch lachen mußt' er bald.
„Du trittst in die goldne Halle da
Wie in den grünen Wald.

Du nimmst die Schüssel vom Königs Tisch,
Wie man Äpfel bricht vom Baum;
Du holst, wie aus dem Bronnen frisch,
Meines rothen Weines Schaum."

„Die Bäurinn schöpft aus dem Bronnen frisch,
Die bricht die Äpfel vom Baum.
Meiner Mutter ziemet Wildpret und Fisch,
Ihr rothes Weines Schaum." —

„Ist deine Mutter so edle Dam',
Wie du berühmst, mein Kind!
So hat sie wohl ein Schloß lustsam
Und stattlich Hofgesind'?

Sag' an! wer ist denn ihr Truchseß?
Sag' an' wer ist ihr Schenk." —
„Meine rechte Hand ist ihr Truchseß,
Meine linke, die ist ihr Schenk." —

„Sag' an! wer sind ihre Wächter treu?" —
„Meine Augen blau allstund." —
„Sag' an! wer ist ihr Sänger frey?" —
„Der ist mein rother Mund." —

„Die Dam hat wackre Diener, traun!
Doch liebt sie sondre Livrey,
Wie Regenbogen anzuschaun,
Mit Farben mancherley." —

„Ich hab' bezwungen der Knaben acht
Von jedem Viertel der Stadt,
Die haben mir als Zins gebracht
Vierfaltig Tuch zur Wat." —

„Die Dame hat, nach meinem Sinn,
Den besten Diener der Welt.
Sie ist wohl Bettlerköniginn,
Die offne Tafel hält.

So edle Dame darf nicht fern
Von meinem Hofe seyn.
Wohl auf, drey Damen! auf, drey Herrn!
Führt sie zu mir herein!"

Klein Roland trägt den Becher flink
Hinaus zum Prunkgemach;
Drey Damen auf des Königs Wink,
Drey Ritter folgen nach.

Es stund nur an eine kleine Weil',
Der König schaut in die Fern',
Da kehren schon zurück mit Eil'
Die Damen und die Herrn.

Der König ruft mit einem Mahl:
„Hilf Himmel! seh' ich recht?
Ich hab' verspottet im offnen Saal
Mein eigenes Geschlecht.

Hilf Himmel! Schwester Berta bleich,
Im grauen Pilgergewand;
Hilf Himmel! in meinem Prunksaal reich
Den Bettelstab in der Hand."

Frau Berta fällt zu Füßen ihm,
Das bleiche Frauenbild.
Da regt sich plötzlich der alte Grimm,
Er blickt sie an so wild.

Frau Berta senkt die Augen schnell,
Kein Wort zu reden sich traut.
Klein Roland hebt die Augen hell,
Den Öhm begrüßt er laut.

Da spricht der König in mildem Ton:
„Steh' auf, du Schwester mein!
Um diesen deinen lieben Sohn
Soll dir verziehen seyn."

Frau Berta hebt sich freudenvoll:
„Lieb Bruder mein! wohlan!
Klein Roland dir vergelten soll,
Was du mir Guts gethan.

Soll werden, seinem König gleich,
Ein hohes Heldenbild.
Soll führen die Farb' von manchem Reich
In seinem Panner und Schild.

Soll greifen in manches Königs Tisch
Mit seiner freyen Hand.
Soll bringen zu Heil und Ehre frisch
Sein seufzend Mutterland."

Ludwig Uhland.

Miscellen.

„Die Tugend, sagt Horaz, ist die Mitte zwischen zwey Extremen, und sie ist gleich entfernt von dem einen und dem andern." Virtus est medium vitiorum et utrinque reductum. Lib. I. Ep. 18.

Voltaire war es, welcher zuerst die paradoxe Behauptung aufstellte; „es ist das Privilegium des wahren Genie's und hauptsächlich des Genie's, welches sich eine Laufbahn eröffnet, große Fehler ungestraft machen zu dürfen." Wenn sich Voltaire hierin nicht irrte: so ist jenes Vorrecht wenigstens nicht geeignet, das Genie zu ehren; und große Fehler stämpelten wohl noch nie zum wahren Genie. —

Ein Lieblingsproject Heinrichs IV. war, die Längen und Chikanen der Processe abzukürzen. Fast so oft als sein Kanzler und Achille de Harlay, sein erster Präsident, ihn besuchten, beschwur er sie, Mittel dagegen ausfindig zu machen, damit sein Volk, wie er sagte, nicht von diesem Federkriege länger gequält werde, der oft verderblicher sey, als Waffenkrieg.

„Ich bin überzeugt, sagt der Staatsrath und Minister Dohm, daß die meisten politischen Anstalten unserer Vorfahren weise waren für ihre Zeit, und nur wir sind unweise, sie auch in unserer Zeit beyzubehalten."

Ist es wahr, was Segür in seinem Werke: „Les femmes, etc. Paris 1803. Tom. I. pag. 255 behauptet, daß „Robespierre nie eine Maitresse noch Freundinn fand!" und wenn dieß wahr seyn sollte, läßt sich aus diesem Umstande nicht ein neuer, wenigstens noch nicht genug beachteter Charakterzug des andern Geschlechts ableiten, der diesem zur größten Ehre gereichen müßte, wenn man ihn ziemlich allgemein bestätigt fände? —

In Jakobs Annalen der Philosophie, Jahrg. 2. 1796. S. 579 wird Klopstock ein Mann genannt, der nicht ein Raisonnement von 2 Zeilen führen kann, ohne gegen die ersten Regeln des Denkens vier Mahl anzustoßen, und die lächerlichsten Blößen zu geben.

Notitzen.

Wien. — Das Nahmensfest Ihro Majestät der Kaiserinn wurde Samstag den 25. August zu Laxenburg mit der größten Feyerlichkeit begangen. Nach einem grossen Familien-Mahle begann das Fest mit einem Carrousselle, welches Se. Majestät der Kaiser, Se. kaiserl. Hoh. der Kronprinz, der zum ersten Mahle an dieser ritterlichen Unterhaltung Theil nahm, die hier anwesenden Erzherzoge, der Oberstkammerer Graf von Wrbna, der Oberststallmeister Fürst Kaunitz, und mehrere andere Cavaliere, in allen 16 Ritter, in zwey Quadrillen auf dem schönen Carroussellplatze vor dem Ritterschloße ausführten. Sämmtliche Ritter waren mit ihrem Gefolge in den Farben Österreichs weiß und roth in altdeutschem Costum reich gekleidet. Ihro Majestät die Kaiserinn, umgeben von der kaiserlichen jüngeren Familie, die Damen und der Hofstaat sahen diesem schönen Schauspiele aus den Logen zu, und eine ungeheure Menge Zuschauer, denn jedem anständig gekleideten Menschen war der Eintritt in den Garten gestattet, umgaben den Platz. Eine Oper in dem Theatersaale und eine für dieses Fest gedichtete Cantate folgte dem Carrousselle. Ein von den Tänzern des Hoftheaters ausgeführter Fackeltanz und ein Feuerwerk, den Vesuv vorstellend, aus welchem sich in einen glänzenden Stern Vivat Louise entwickelte, welches von den Anwesenden mit innigstem Gefühle wiederhohlt wurde, beschlossen dieses schöne Fest.

Gedruckt bey Anton Strauß in Wien.

Der Sammler.

Ein Unterhaltungsblatt.

Zweyter Jahrgang.

1810.

September.

Wien, gedruckt und im Verlage bey Anton Strauß.

In Commission bey Anton Doll.

Inhalt.



Der Sammler.

Samstag, den — 105. — 1. September 1810.

Die rechte Kur.

„Und Pinchen wird Baroninn Wildeck, und wenn Du dich auf den Kopf stellst!" rief Frau Hofräthinn Horn ihrem Gatten zu, und war kirschbraun im Gesichte, und das mit allem Rechte, denn seit ihrer siebenundzwanzigjährigen musterhaften Ehe war dieß das zweyte Mahl, daß Herr Horn sich einfallen ließ, auch einen Willen für sich zu zeigen. — Das erste Mahl hatte Eris in Gestalt eines Pudels Hader zwischen sie geworfen. Der Pudel war Horns treuer Gefährte gewesen, als er noch im ehrsamen Junggesellen-Stande lebte, er ging auf zwey Beinen gerader als mancher Junker, apportirte wie der flinkeste Hofmann, sprang über den Stock hoch hinweg, damit der Stock nicht über ihn springen möchte, hohlte ein Geldstück aus der Hosentasche trotz dem gelahrtesten Professeur de la Physique amusante (zu Deutsch Taschenspieler,) setzte seinem Herrn die Pantoffel zurecht, welches die junge Frau nicht nur nicht that, sondern im Gegentheil bald genug ihren Herrn abrichtete, sie ihr zurecht zu setzen — kurz, er war allerdings im Stande, der neuen Gebietherinn im Herzen des jungen Eheherrn Eintrag zu thun. Dieß reitzte die Eifersucht der zärtlichen Gattinn, welche dieß Herz mit Niemanden theilen wollte, und wenn's auch ein Pudel wäre. — Erst wurde ihr der Geruch des garstigen Köters zuwider, daß sie immer Kopfschmerzen bekam, so oft er sich ihr nahte. — Herr Horn verbannte ihn aus der Nähe seiner Gattinn in sein Zimmer, und der Pudel war zu gelehrig, als daß er noch ferner zu Mad. Horn gekommen wäre, besonders da sie ihm zuweilen nicht unzweydeutige Beweise ihrer Abneigung mit den Hacken gegeben hatte.

„Du hast also den Pudel lieber um Dich als Deine Frau," sagte sie, „denn ich werde Dein Zimmer nicht wieder betreten."

„Ich komme zu Dir, lieber Schatz," erwiederte Hr. Horn und streichelte ihr die Wangen.

Jetzt lag das Vorhaus immer voll Knochen, das Fett wurde ins Zimmer getragen, die Mägde beschwerten sich über die Unreinlichkeit des garstigen Pudels. — Pollux, so hatte ihn sein Herr genannt, weil er selbst Castor hieß, (ob er sich dadurch nicht eine falsche Ableitung seines Nahmens von dem griechischen Heiligen anmaßte, da er wahrscheinlicher von dem bekannten langhaarigen Thiere hergenommen war, bleibe dahingestellt) Pollux wurde von seinem Herrn angewiesen, die Knochen auf dem Hofe zu verzehren, und er that's.

Nun zog der Pudelgeruch gar in Hrn. Horn ganz hinein, und da Madame gerade guter Hoffnung war, so griff dieß ihre zarten Nerven so stark an, daß Hr. Horn, wollte er nicht über den Pudel Frau und Kind einbüßen, sich endlich, besonders da einige Worte von Krähenaugen und andern Leckerbissen für garstige stinkende Köter fielen, entschloß, ihn von sich zu entfernen. Wäre

bloß von der Frau die Rede gewesen, wer weiß, ob der Pudel nicht da geblieben wäre; aber die Hoffnung Vater zu werden überwog. Er schenkte ihn einem seiner Freunde, mehrere Meilen von seinem Wohnorte, nachdem er ihn noch ein Mahl zärtlicher an seine Brust drückte, als seine Frau am zweyten oder dritten Ehemorgen sich rühmen konnte. — Den Verlust ersetzte ihm bald darauf Philippinchen, der erste und einzige Ehesegen, dessen er sich zu erfreuen hatte.

Von dieser Zeit an war Mad. Horn unumschränkte Gebietherinn über Mann, Kind und Haus, wie sich's gebührt, und je mehr das Vaterherz mit dem Pinchen verwuchs, um so fester gründete sich ihre Herrschaft. Dabey mußte sich nun Alles recht wohl befinden, denn wo erklärte Autorität herrscht, sagt ein neuerer Reisebeschreiber, um uns mit dem Zustande der Leibeigenschaft auszusöhnen, da herrscht Ruhe und Friede... und jetzt sollte diese glückliche Eintracht dadurch gestört werden, daß Hr. Horn sich einfallen ließ, gegen Pinchens Glück mit Baron Wildeck Einwendungen zu machen? Das mußte die zärtliche Frau ja wohl außer sich bringen. Sollte sie zum ersten Mahle dem Eigensinne ihres Mannes nachgeben, und dadurch das Grundgebäude ihrer häuslichen Glückseligkeit, die sie seit so vielen Jahren mit manchem Strebepfeiler sorgsam unterbaut hatte, erschüttern lassen? — Dazu war sie zu vernünftig, und genug, sie war fest entschlossen, Pinchen sollte Baroninn Wildeck werden, und wenn sich der Eheherr auch auf den Kopf stellte, daß sie ihm übrigens nicht zutraute, weil das Kopfstellen doch immer etwas beschwerliches haben mag. Darin hatte sie denn auch vollkommen recht, denn sobald sie die Thüre hinter sich zugeschlagen hatte, daß die Wände erzitterten, sagte Hr. Horn:

„Auf den Kopf stellen? Das laß ich bleiben! Aber meinen Kopf aufsetzen will ich, dafür stehe ich Dir, und wenn ich ihn auch sieben und zwanzig Jahre in Deiner Schlafkammer hätte stehen lassen, daß Du Deine Hauben darauf setzen konntest. Wie mit dem Pudel geht's nicht." —

Man sieht, daß Hr. Horn ein wahrer Castor war, allein die Sache war nicht ein Mahl so einfach als mit dem Pudel. Dieser stand wenigstens erklärt auf Hrn. Horns Seite, dahingegen Pinchen sich ziemlich auf die Seite der Mutter zu neigen schien, und wer weiß, ob Hr. Horn nicht zuletzt das immer nicht bequeme Kopfaufsetzen auch hätte bleiben und Pinchen in Gottes Nahmen Baroninn Wildeck werden lassen, wäre nicht denselben Abend, als er den eines Herkules würdigen Entschluß gefaßt hatte, ein Umstand dazu getreten, der ihn ans Herz griff und in seinem Vorsatze bestärkte.

Noch ganz erhitzt von dem ehelichen Gespräche kam die Frau Hofräthinn zur Tochter.

„Dein Vater widersetzt sich Deinem Glücke, Pinchen," sagte sie, „er hat keinen Sinn für Größe; aber verzage nicht, Du weißt, zuletzt sind er und ich immer gleicher Meinung. — Du wirst Frau Baroninn, Du sollst es werden, oder die Welt müßte sich ganz umgekehrt haben. Zieh Dich nur an, wir fahren ins Cassino; ich habe Wildecks versprochen, daß wir hinkommen würden. Du wirst Frau Baroninn und trittst glänzend in die große Welt, dafür laß mich sorgen."

Pinchen sah sich schon in einem herrlichen Pallaste, umringt von Herren und Grafen mit Bändern und Sternen, als Baroninn Wildeck in jeden glänzenden Zirkel eingeführt, alles in Putz und Schmuck überstrahlen, und das arme Kind bedurfte auch aller dieser Herrlichkeiten, um ihr Herz zu beschwichtigen, das von Zeit zu Zeit aufrührisch wurde, wenn ihr einfiel, wie sie an Lindheims Hand ehemahls die schönen Fluren von Weißenfels, dem väterlichen Landsitze durchwallt war, und sich oft so glücklich gefühlt hatte, in dem Gedanken auf dem nahen Seebach zu wohnen, das er als Pächter einer beträchtlichen königlichen Domäne mit dem Titel Amtmann inne hatte. — Das Bild jener Zeit und des Mannes, der zuerst ihrem Herzen das Gefühl der Liebe eingeflößt hatte, war zwar durch den Glanz der Gegenwart, der sie umgab, verdunkelt, aber nicht ausgelöscht. Der Mutter hochstrebende Fantasie hatte sie nur ergriffen. Des Vaters Reichthümer eröffneten ihnen in der Residenz, die sie nun seit einem Jahre bewohnten, die glänzendsten Zirkel und erwarben der Tochter, die wo nicht schön, so doch in der vollen Jugendblüthe (welcher der väterlichen Silberthau gar keinen Schaden that) recht reitzend war, viele Anbether, unter denen sich der junge Baron Wildeck bald als den zudringlichsten auszeichnete.

Dieser junge Herr, der Sprößling eines altadelichen Hauses und mit den ersten Familien der Residenz verzweigt, hatte die Bedenklichkeiten einer Mesalliance mit echtem Cosmopolitismus überwunden; er schätzte das Reale höher in einer Zeit, in welcher nur das allenfalls noch gilt, was man hat, als das Ideale, mit dem man selten etwas anzufangen weiß, als etwa zu fangen, wozu er's denn auch benutzte. Er hatte sich ein eigenes System gebildet, daß sich für einen jungen Freyherrn

wohl hören ließ. Nach diesem dünkte es ihm weit bequemer und anständiger, in einem schönen modernen Pallaste, wäre es auch für Bürgergeld und mit einiger Aufopferung an adelicher Ehre, auf seidenen Polstern der göttlichen Faulheit standesmäßig zu pflegen, als unter den zerrissenen Fahnen in der altväterischen gothischen Burg seiner Ahnherrn mit unverletztem Wappen auf verblichenem Damaste selbstgebauten Kohl zu essen, oder gar der Erlauchten so zu vergessen, daß er zu einem Gewerbe im Staate griffe, zu dem sich in der hochfreyherrlichen Familie seit vielen Generationen kein Wildeck herabgelassen hatte, als allenfalls zu den hohen Hofämtern eines Oberjägermeisters oder Oberkammerherrn, in welchem wichtigen Posten sein Herr Vater bald sein fünfundzwanzigjähriges Jubiläum zu feyern hoffte. Der Zeiten Unbild und das Übermaß des Glanzes, den seine Ahnherren und noch zuletzt der gegenwärtige Stammherr um sich verbreiteten, hatte die zahlreichen Familiengüter ziemlich verringert, und an den wenigen, welche noch auf den hochfreyherrlichen Nahmen lauteten, war der Nahme auch fast das einzige, was dem Oberkammerherrn gehörte. — Schon glaubte die Familie zu andern Mitteln schreiten zu müssen, um ihrem Hause die Existenz zu sichern, allein zum Helden fühlte der einzige Stammhalter eines so erlauchten Geschlechts gerade keinen sonderlichen Beruf und jedem andern Mittel zu einer glänzenden Versorgung legte die brillante Erziehung, welche der junge Freyherr erhalten, manche Schwierigkeiten in den Weg. Außer den ritterlichen Künsten des Tanzens, Reitens, Fechtens und etwas Musik sprach er allerdings Französisch, und weit besser als seine Muttersprache, wie sich das gebührt; aber schreiben konnte er jene eigentlich so wenig als diese, wenn es über die Sphäre eines Billetdoux hinaus ging, in welcher Gattung stylistischer Aufsätze er frühe Übung gehabt hatte. Racine, Voltaire, Marmontel, Rousseau, Grecour hatte er gelesen, auch mitunter etwas von Göthe, Schiller, Jean Paul, Werner, vorzüglich in den Taschenbüchern — von Wieland weniger; allein man fragte, ob er die Pandekten kenne, oder die Finanzwissenschaft, oder die Politik, und er hatte mit seinen eigenen Finanzen und der Politik der Liebe genug zu schaffen, als daß er sich noch um fremde hätte bekümmern sollen. Er sprach sehr geläufig nach der neuesten ästhetischen Schule über Schauspiel und Schauspieler (den Schauspielerinnen hatte er als Repräsentanten der weiblichen Natur ein eigenes Studium gewidmet), über Kunst und Künstler; er wußte, daß die Baukunst nichts anders sey, als eine versteinerte Musik, die Tonkunst nichts anders als parfümirte Luft und was der erhabenen Offenbarungen der neuesten Schule mehr sind; auch hatte er das Schema zu Sonetten, in welchen seine zartern Gefühle erklingen konnten, noch ehe der profane Klingklingelalmanach es jedem Ungeweihten verrathen hatte: allein mit dem Bewußtseyn des Genies hatte er sich auch begnügt. —

In dieser verzweifelten Lage, welche durch den Drang der Zeiten immer bedenklicher wurde, führte ihn sein Glücksstern auf einer Maskerade in die Bekanntschaft der Frau Hofräthinn Horn und ihrer Tochter, deren Anzüge durch ihren Reichthum aller Blicke auf sich zogen. Er kannte zufällig die Familie, unter deren Schutze jene auf der Maskerade erschienen. Er hatte es sich sogar bisher zum angenehmen Zeitvertreibe gemacht, der einen Tochter derselben einige Schmeicheleyen zu sagen, welche das arme Bürgermädchen für Ernst nahm: hatte davon gesprochen, wie glücklich man sich fühlen müsse, an so lieben schönen Händen durchs Leben zu gehen, womit er eigentlich nichts meinte, als auf Bälle, Maskeraden, ins Schauspiel u. s. w., das aber von dem guten Kinde in einem ganz andern, wenigstens umfassendern Sinne genommen wurde; er hatte geschworen, daß die reinste Sympathie, jene Seelenverwandtschaft, der unmittelbare Ausfluß des Urwesens, ihn zu Emilien hinzöge, mit deren innigstem Seyn er so ganz harmonire, worunter er nichts weiter verstand, als daß es ganz angenehm seyn müsse, in ihren Armen einige süße Stunden sich seines Seyns zu freuen, und welches Emilie für den Schwur ewiger Liebe annahm. — Jetzt erblickte er den glänzenden Stern Pinchen, und da er auf nähere Erkundigung vernahm, daß eine Goldmine aus ihm strahle, die als Brautschatz 150,000 Reichsthaler, und nach dem Gott gebe baldigen Ableben der Ältern noch ein Mahl so viel abwerfe, da fühlte er mächtig die Anziehungskraft eines solchen Planeten, und wünschte nichts sehnlicher, als eine gänzliche Vereinigung mit ihm, um ein neues Sonnensystem zu bilden. Er wandte Mutter und Tochter seine ganze Verehrung zu, both alle seine Kunst auf, sich in ihre Gunst einzuschmeicheln, und machte seine Ältern auf die Goldmine aufmerksam. Diese, durch die Aufklärung der Zeit an liberalere Ansichten gewöhnt, fanden es der Mühe nicht unwerth, das Dreygestirn in ihr System zu ziehen. Der weibliche Theil der hochfreyherrlichen Familie suchte Gelegenheit zur Bekanntschaft mit einer so liebenswürdigen Mutter

und einer so reitzenden Tochter, und hofften auf diese Weise auch den Vater zu gewinnen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Anecdote.

Allgemein bekannt ist die Geschichte des Hundes von Macaire, welcher in einem Zweykampfe mit dem Mörder seines Herrn denselben glücklich erlegte, wiewohl er selbst auch das Opfer seiner Treue wurde. Eine ähnliche Geschichte hat sich vor nicht langer Zeit in der Gegend von Toulouse ereignet.

Ein Soldat kehrte mit Beute beladen aus Spanien zurück, er freute sich über seine Schätze dergestalt, daß er selbst in dem Gasthofe, wo er einkehrte, seine Freude Jedermann mittheilte. Die Wirthinn rief ihn bey Seite und stellte ihm seine Unvorsichtigkeit vor. Ich kann nicht für alle Leute stehen, welche bey mir einsprechen, sagte sie, es können ehrliche Leute, aber auch Spitzbuben und Straßenräuber seyn. — Ach! erwiederte der Soldat, mit meinem Hunde fürchte ich mich vor nichts; ich und er, wir werden uns, wenn wir angefallen werden, schon aus dem Handel zu ziehen wissen. Er stand früh auf und zog weiter. Eine Viertelstunde von der Stadt wird er von drey Männern angefallen und erdolcht, ehe er sich zur Wehr setzen kann. Als der Hund seinen Herrn im Blute liegen sah, sprang er sogleich wüthend hinter dem Mörder her, hohlte ihn ein, riß ihn zu Boden und tödtete ihn. Die beyden Andern erstiegen einen Baum und hofften, der Hund würde sie bald verlassen. Allein sie täuschten sich in dieser Hoffnung. Es wurde völlig hell, und Gendarmen gingen des Weges; diese hören um Hülfe rufen, finden einen Hund, welcher unaufhörlich bellt, und zwey Menschen auf einem Baume sitzend, welche sagen, der große Hund unter ihnen sey toll. Allein dieser tolle Hund wollte allein auf sie los. Man befahl ihnen herunter zu steigen, sie thaten es. Die Gendarmen entdeckten Blutflecken. Jene behaupteten, sie kämen von den Wunden, die ihnen der Hund beygebracht habe. Der Hund wollte sie immerfort angreifen. Auf dieses Anzeichen und noch einige andere, hielt man sie fest. Nicht zwanzig Schritte von dem Baume fand man die beyden Leichname, der treue Hund lief zu dem seines Herrn, liebkosete ihn, und fing dann wieder an mit der größten Heftigkeit zu bellen. Die Gendarmen besahen den Leichnam des Soldaten, er hatte im Herzen eine Wunde von einem Dolche, den man noch blutend neben ihm fand. Der andere Leichnam zeigte Spuren, daß der Hund ihn zerrissen hatte. Man brachte die Verhafteten nebst dem Hunde nach Toulouse. Dieser war der einzige Zeuge, allein er war hinreichend. Dieser Hund ist übrigens sehr sanft, er läßt sich von Jedermann liebkosen, und geräth nicht eher in Wuth, als bis er die Mörder seines Herrn erblickt. Nach diesem oft wiederhohlten Beweise und einigen andern sind die beyden Verbrecher zum Tode verurtheilt worden, und haben endlich noch ihr Verbrechen eingestanden.

Notitzen.

München. — Die mathematisch-physikalische Classe der Akademie der Wissenschaften hat ihren zweyten Jahresbericht herausgegeben, in welchem man Nachricht von dem Umfange ihrer Arbeiten, von den Einrichtungen ihrer Sammlungen und Attribute während des vorigen Jahres findet. Interessant ist die Beschreibung eines electrischen Telegraphen, den der Geheimerath Sömmering erfunden hat: die Aufgabe ist keine geringere, als eine Nachricht mit noch größerer Schnelligkeit als ein Schall hat, unter der Erde, über Flüsse und Berge so viele Meilen fortzupflanzen, als nur immer die Vorrichtungen angelegt werden. Es geschieht dieses vermittelst so vieler kupferner Leitungsdrahte, als Buchstaben und einfache Zahlen sind. Sie werden übersponnen, zu einer Schnur verbunden und überfirnißt, um unter der Erde jeder fremden Einwirkung zu widerstehen. — Die Enden dieser nachgemachten Seh- und Hör-Nerven gehen an den beyden Orten der Correspondenz in zwey gläsernen Wasserbehältern in goldene Spitzen aus, von denen jede einen einzelnen Draht des ganzen Stranges beschließt, und die Bedeutung eines Buchstabens oder Zahlzeichens erhält. Bringt man nun eine dieser Spitzen in den Kreis einer wirksamen electrischen Säule, so zeigt sich augenblicklich an ihr im Wasserbehälter Gasentwickelung durch aufsteigende Bläschen, die Affection pflanzt sich in einem einzigen Schwunge durch den ganzen Draht fort, und erscheint an der andern Spitze im entlegenen Correspondenzorte auf gleiche Weise durch aufsteigende Bläschen, so daß der Beobachter daselbst die Ordnung bemerken kann, in welcher die Stäbchen afficirt werden, und demnach die Buchstaben, welche sie bezeichnen, in Worte zusammenreihen kann. — Der Verf. vergleicht diese Schnur, welche in jedem ihrer Fäden (Drähte), ohne Störung durch die übrigen, eine selbstständige Wirkung der Electrizität zeigt, mit einem in seinen einzelnen Fäden die Empfindungseindrücke bis ins Gehirn fortpflanzenden Nervenstrange. — Was die Schnelligkeit anbelangt, so ergab sich bey den Versuchen kein Unterschied, wenn die Fortpflanzung durch 2' und durch 2222' lange Drahte geschah, und zur Bequemlichkeit kann der Apparat so angelegt werden, daß die Spitzen der Drahte von Tasten vermittelst einer Tastatur angeschlagen würden. — Sehr überraschend und ergötzlich bleibt immer die Möglichkeit, seine Gedanken, mit Überspringung von Zeit und Raum, einem Entfernten durch viele Meilen hin in demselben Augenblicke mitzutheilen, wo sie in uns aufsteigen, eben so, als wenn er gegenwärtig wäre.

Gedruckt bey Anton Strauß in Wien.



Der Sammler.

Dinstag, den — 106. — 4. September 1810.

Die rechte Kur.

(Fortsetzung.)

Bey der Frau Hofräthinn gelang es ganz nach Wunsch. Die Bekanntschaft wurde auf dem Cassino gemacht und bald darauf erfolgte eine Einladung, welche die gute Frau in Entzücken setzte, und von ihr kurz nachher erwiedert wurde. Zu kurzsichtig, hinter dem sie blendenden Glanze die ausgebrannte Schlacke zu erkennen, ließ sie willig den Zauber auf sich wirken. — Des jungen Wildeck Bewerbungen um Pinchen eröffneten der mütterlichen Fantasie eine zu glänzende Aussicht, um ihnen nicht allen Vorschub zu thun; die Schwiegermutter eines Barons, mit einem so altadelichen vornehmen Hause verschwägert zu seyn, schien ihr das größte Glück für sie und ihre Tochter, und sie sahe mit eben so viel mütterlicher Freude, daß Pinchen Sinn für Größe, als mit ehelichem Mißvergnügen, daß Herr Horn keinen Sinn dafür hatte. Denn Herr Horn wollte sich gar nicht so drehen, als man wünschte; es war, als habe er gar keinen Pol in sich. Die vornehmen Bekanntschaften seiner weiblichen Familie waren ihm in den Tod zuwider, und so oft sie sein Haus beehrten, machte er sich aus dem Staube. Den Justizrath Ferber und seine Familie (eben die, mit welcher Frau und Tochter auf der Maskerade erschienen, nahe Verwandte des Amtmanns Lindheim) hatte er aber liebgewonnen und sahe sich und die Seinen gern in ihrem Kreise. Seit der Maskerade war eine Spannung eingetreten; die Damen sahen sich seltener, die Männer zwar öfter, aber doch nur am dritten Orte. Einige Einladungen waren vom Justizrathe abgeschlagen und auch nicht erwiedert. Die Frau Hofräthinn rümpfte darüber die Nase und ließ einige Worte von Mißgunst fallen. Horn wußte sich das nicht zu erklären; er hatte es eine ganze Weile mit angesehen: da ihm aber den Abend nach der Unterredung mit seiner Frau der Justizrath in der Ressource, in welcher er gewöhnlich einige Stunden zubrachte, in den Wurf kam, so ergriff er die günstige Gelegenheit, den braven Mann geradezu darum zu fragen und nach einigen Ausweichungen kam es denn heraus.

Der Justizrath war ein äußerst nachsichtsvoller Vater, und war darin vielleicht etwas zu weit gegangen. Nach der freyern Ansicht der jetzigen Welt, die deswegen noch gerade keine richtigere seyn möchte, hatte er den Umgang seiner Kinder mit dem jungen Baron nicht für bedenklich gehalten. Er war ein leidenschaftlicher Liebhaber der Musik, der Baron blies ganz artig die Flöte, und der junge Ferber, sein Universitätsfreund, hatte ihn in die kleinen Concerte eingeführt, welche der Vater oft bey sich veranstaltete. Bald wandte der junge Herr seine Aufmerksamkeit auf die älteste Tochter, ein äußerst reitzendes und liebenswürdiges Mädchen, und diese, ein etwas schwärmerisches Gemüth, faßte in allem Ernste Leidenschaft für ihn. Jetzt sahe sie sich verlassen, der Gram nagte an ihrem Herzen, sie welkte hin,

entdeckte sich endlich dem besorgten Vater, dessen Liebling sie war, und da dieser bald das ganze Verhältniß durchschaute, so zog er sich von der Hornschen Familie zurück, als das sicherste Mittel, auch den Baron los zu werden, dem er aus Gründen, die in seinen Verhältnissen lagen, nicht geradezu das Haus verbiethen konnte. Wildeck bemerkte leicht was vorging, und mit seinen Planen beschäftigt war es ihm gar nicht unangenehm, daß die beyden Familien sich von einander entfernten.

„Hatten Sie wirklich Absichten für Ihre Tochter auf Baron Wildeck?" fragte der alte Horn den Justizrath.

„Nein," antwortete der Redliche, „die hatte ich gewiß nicht, und nachdem meine Tochter den Baron näher hat kennen gelernt, heilten ihre Wunden bald, und ich habe sogar die frohe Aussicht, daß sie nächstens einem würdigen jungen Manne, der ein anständiges Vermögen besitzt, mit mir in einem Collegio arbeitet und die zärtlichste Neigung zu ihr hegt, ihre Hand reichen wird. Aber der Umgang mit der künftigen Baroninn Wildeck und ihrer Familie ist kein Umgang für uns. Ihre Reichthümer, Herr Hofrath, gestatten Ihnen ohne Bedenken in jenen Kreis zu treten, aber uns..."

„Hm! hm!" brummte der alte Horn.

„Und das Herz meiner Tochter bedarf der Schonung."

„Es thut mir wirklich leid," sagte Horn, und drückte dem Justizrath herzlich die Hand, „daß Ihnen jemahls die Entfernung von meiner Familie nothwendig scheinen konnte. Zu der frohen Aussicht für Ihre Tochter wünsche ich Ihnen Glück... Aber auch ich bin Vater; sagen Sie mir als Vater, wie hat Ihre Tochter den Baron näher kennen gelernt?"

Der Justizrath war verlegen, Horn sah ihm aber zu vertrauensvoll ins Gesicht, als daß er hätte ausweichen können.

„Sie fragen mich als Vater," sagte er, „und so will ich Ihnen als Vater antworten. Daß der Baron um meiner Tochter Liebe sich bewarb, da er doch in jeder Hinsicht gewiß war, daß eine Verbindung zwischen ihnen nie Statt finden konnte, denn ich habe meiner Tochter kein Vermögen mitzugeben, dessen der Baron bedarf..."

„Das war schurkisch!" fiel Horn ein.

„Vor der strengen Moral möchte es freylich nicht bestehen," erwiederte der Justizrath, „aber verdammen möchte ich ihn deswegen noch nicht; nur mich muß ich tadeln, daß ich mein Kind dieser Gefahr aussetzte. Das jugendliche Herz fragt bey seinen Gefühlen nicht so genau nach dem Sittengesetze, und das zärtliche Spiel des Herzens im Umgange mit einem schönen, gefühlvollen, weiblichen Wesen hat einen Zauber, dem der Jüngling, und gerade der edlere am wenigsten zu widerstehen vermag. Daß er aber, da meine Tochter schwach genug war, ihn an seine Schwüre zu erinnern, so elend dachte, ihr zu schreiben: Wenn auch Verhältnisse ihn zwängen, seine Hand der Convenienz aufzuopfern, so bliebe ihr doch sein Herz; wahre Liebe klebe an keinen Formen, und als Gatte Ihrer Tochter erlange er die Mittel, der Geliebten seines Herzens das Leben glänzend und angenehm zu machen — das öffnete meiner Tochter die Augen und an die Stelle der Liebe trat die tiefste Verachtung."

„Von Rechtswegen!" rief Horn. — „Der Hayfisch! — Der Vater dankt Ihnen, lieber Justizrath... Sie sollen von mir hören."

Horn war ein sehr rechtlicher Mann von gesundem, obgleich wenig gebildetem Verstande. Sein durch Lieferungen im Kriege und manche verständige und glückliche Unternehmungen erworbenes Vermögen schien ihm Ansprüche zu geben, die er jedoch nach ihrem wahren Werthe recht gut anzuschlagen wußte. Er war von gemeinen, aber redlichen Ältern entsprossen, hatte in seiner Jugend die Kochkunst erlernt, als Koch bey mehrern angesehenen Herrschaften gedient, war dann zum Haushofmeister eines Grafen avancirt, trat aus dessen Diensten als maitre d'hôtel in fürstliche, und fand hier Gelegenheit sein Glück zu machen. Als gräflicher Haushofmeister hatte er die Kammerfrau der Gräfinn geheirathet.

Auf Mad. Horn machte der Besitz so beträchtlicher Glücksgüter allerdings einen tiefen Eindruck; sie sehnte sich darnach, die Stelle in der Welt auch wirklich einzunehmen, welche ihrem Reichthume nach ihrer Meinung gebührte, und wünschte wenigstens, ihrer Tochter die Ansprüche zu sichern, welche sie an das Leben zu machen berechtigt sey. Ihr Mann, der gegen sie viel gutmüthige Schwächen hatte, ließ sich leicht überreden, sich, als er seine Geschäfte abgeschlossen hatte, mit seinem Vermögen in einem andern Staate niederzulassen, wo ihre vormahligen Verhältnisse, wenigstens nicht bis auf die frühern Zeiten und mit allen Umständen bekannt waren. Er kaufte hier die beträchtliche Herrschaft Weißenfels an, und lebte auf derselben einige Jahre mit Frau und Tochter. Pinchen entwickelte sich und es entspann sich zwischen ihr und Lindheim, wie bereits er-

wähnt, ein zärtliches Verständniß, welches dem alten Horn ganz recht war, allein Mad. Horn desto weniger behagte. Lindheim wagte es, um Pinchens Hand zu bitten, er wandte sich noch dazu höchst ungeschickt an den Vater, wie konnte er der Mutter Einwilligung erhalten. Unter dem Vorwande, Pinchen sey noch zu jung, sie müsse wenigstens noch einige Jahre warten, wurde seine Bewerbung höflich zurückgewiesen. — Pinchen war mit diesem Ausspruche in jedem Betrachte höchst unzufrieden, sie liebte Lindheim, den braven und zugleich schönen jungen Mann, recht herzlich, und um ihr die kindische Laune, wie Mad. Horn es nannte, aus dem Kopfe zu bringen, vermochte sie den Alten, auf einige Zeit in die Residenz zu ziehen, um Pinchen hier mehr auszubilden, als dieß auf dem Lande geschehen könnte. Horn kaufte in der Residenz ein schönes Haus, und bemühte sich um den Umgang mit rechtlichen Familien aus den Classen des höhern Bürgerstandes, denn aus diesem strebte er nie hinaus, und alles, wozu seine Frau in diesem Puncte ihn hatte bringen können, war, daß er sich den Hofrathstitel gefallen ließ, welchen der Fürst ihm gern ertheilte, um einen so reichen Privatmann an sein Land zu fesseln. —

Wenn er in der letzten Zeit das Treiben seiner Frau mit ansah, und bemerkte, daß die Zerstreuungen, in denen Pinchen lebte, und die Vorstellungen der Mutter, zu welcher Rolle sie in der großen Welt berechtigt wäre, ihre Fantasie berauschten, und ihren Gefühlen für den wackern Lindheim immer mehr an Lebhaftigkeit entzogen; so hatte er sich mit der Annäherung der Jahrszeit getröstet, die er auf seiner Herrschaft zuzubringen gedachte: er hoffte, dort würde alles wieder ins alte Gleise kommen, und freute sich im Voraus darauf. — Nun sahe er sich durch die Eröffnungen seiner Frau von ihren Aussichten für Pinchen, und wie weit es damit schon gediehen sey, sehr unangenehm in seiner Freude gestört. Er hatte Lindheim halb und halb sein Wort gegeben, seine Bewerbungen, wenn Pinchen einige Jahre älter wäre, kräftig zu unterstützen; der Gedanke war ihm unerträglich, daß seine Tochter aus dem Kreise, in welchem er sich wohl befand, heraus, und in einen andern treten sollte, in dem er sich unmöglich heimisch fühlen konnte: am wenigsten war er geneigt, dem Bettelstolze altadelicher Avantüriers die Folie seiner Reichthümer unterzulegen, denn er hatte in seinen ehemahligen Verhältnissen nur zu sehr die innere Dürftigkeit und Jämmerlichkeit kennen gelernt, die sich so oft hinter Prunk und Hoffart versteckt. — Daher sein Widerwille gegen eine solche Verbindung um ihrer selbst willen, und jetzt eröffnete ihm nun noch die Mittheilung des Justizraths eine so trübe Aussicht für sein geliebtes Kind.

„Ich setze meinen Kopf doch auf," sagte er zu sich selbst, als er sich vom Justizrath getrennt hatte. „An einen Schurken will ich meine Tochter nicht wegwerfen, und noch dazu an einen Baron; lieber allen den Plunder, der sie in die Gefahr bringt, unglücklich zu werden. Eine Tochter ist kein Pudel!"

(Die Fortsetzung folgt.)

Mit einem Rosenstock voll Knospen.

Das schönste Blumenleben
Sey diesen Knospen hier
Durch deine Huld gegeben,
Sie weihen ganz sich dir;
Wirst du sie sorglich warten,
Und sie nicht stolz verschmäh'n;
Dann blüht in Florens Garten
Kein Blumenstrauch so schön.

Wenn nach und nach entfaltet
Sie täglich schöner blühn,
Zu Rosen umgestaltet,
Im höchsten Feuer glühn;
Soll deine Hand sie brechen,
Sie geben gern sich hin,
Und keine Dornen stechen
Die holde Pflegerinn.

Und keine hat vergebens
Am Strauche dich erquickt,
Wenn sie am Ziel des Lebens
Die schön den Busen schmückt.
Dieß Loos sich zu erwerben
Hab ich sie dir geweiht;
An deiner Brust zu sterben
Sey ihre Seligkeit.

K. Schall.

Erinnerungen.

Zu Oxford behorchte man einst einen Gelehrten, da er sich eben mit Gott umständlich unterredete. Unter Andern pries er auch die Güte Gottes deshalb, daß Leute in der Welt wären, die Wörterbücher schrieben.

Dem Dichter Corneille brachte ein junger Mensch das Jawort wieder zurück, das er von ihm wegen der Verheirathung mit seiner Tochter erhalten hatte. „Sie hätten mich nicht zu stören gebraucht, erwiederte Corneille, Sie hätten es nur dürfen meiner Frau sagen: ich verstehe von dem Handel nichts."

Als Fontenelle im hohen Alter Gesicht und Gehör verloren hatte, sagte er: „ich schicke immer meine nöthigste Equipage voraus."

Ludwig XI., König von Frankreich, fragte einen Bratenwenderjungen, wie viel er verdiene? „So viel als der König," erwiederte er. „Und wie viel verdient denn dieser?" „So viel als er braucht."

Als man Jovianus Pontanus fragte, warum er so mäßig und nüchtern lebe? erwiederte er: weil ich den Ärzten nicht gern in die Hände gerathen möchte.

Nach Johann Rufus Bemerkung gibt es zwey Arten von Leuten, welche untröstlich sind. 1) die Reichen, wenn sie sterben sollen, und 2) die Frauenzimmer, wenn sie ihre Schönheit verlieren.

Man hat eine neue Sprache erfunden, predigte ein Mönch im 15. Jahrhunderte, die griechische; die ist aller Trennungen Mutter; es ist in derselben ein Buch heraus gekommen, das neue Testament, in dem sind viele gefährliche Stellen. Jetzt entsteht eine andere Sprache; die ist die hebräische, und wer die lernt, wird ein Jude.

Ein Reisender erzählt, daß wenn er sich in London in einer Gesellschaft von Frauenzimmern befunden, es ihm nicht anders gewesen sey, als wäre er in einer Bildergallerie von lauter schönen Frauenzimmern, denen der Mahler verschiedene Stellungen, nur keine Sprache gegeben hätte.

Vor einigen Jahren reisete ein Mann in Suffolk, der sich einbildete, er befinde sich in gesegneten Leibesumständen, achtzig englische Meilen weit, um sich von einem geschickten Accoucheur untersuchen zu lassen.

Wilhelm Bosman fragte einstmahls einen Whydaer (ein Volk auf der Westküste von Afrika), wie viel er Kinder habe. „Ach, erwiederte er, mit einem Achselzucken und Seufzen über die geringe Anzahl, leider! nur 70; aber 70 sind mir gestorben."

Der berühmte Canonist Andreas, der zu Mugello bey Florenz geboren war, führte ein so strenges Leben, daß er durch Fasten und Bethen ganz abgefallen war; zwanzig Jahre lang lag er auf bloßer Erde, und deckte sich bloß mit einem Bärenfelle zu. Dieser Mann hatte eine sehr schöne Tochter, Novella, die er außerordentlich liebte, und die er in allen Theilen der Gelehrsamkeit so gut unterrichtet hatte, daß, wenn er keine Zeit hatte, seine Vorlesungen zu halten, er seine Tochter an seine Stelle schickte. Damit sich aber die Zuhörer nicht in sie verliebten, da sie sehr schön war, zog der Vater einen kleinen Vorhang vor sie, hinter welchem sie stand, und ihre Lehren vortrug.

Notizen.

Wien. — Allgemein ist der Wunsch ein getroffenes Portrait Ihro Majestät der Kaiserinn von Frankreich, Maria Louise, zu besitzen. Mehrere hiesige Künstler theilten ihre Versuche dem Publicum mit, aber keiner entsprach der Erwartung; und auch jene, die uns aus Frankreich und Deutschland zugeschickt wurden, hatten kein besseres Schicksal. — Nun sind wir endlich so glücklich, durch den Zeichner, Herrn Peter Krafl, und den rühmlich bekannten Kupferstecher, Herrn Carl Rahl, ein Bild erhalten zu haben, welches nicht nur wegen seiner sprechenden Ähnlichkeit, sondern auch wegen der geschmackvollen, äußerst delicaten Behandlung mit dem Grabstichel, ein vorzügliches Kunstwerk genannt zu werden verdient. Se. Majestät unser gnädigster Monarch, allerhöchst welchem der Zeichner dieses Blatt in Unterthänigkeit gewidmet hat, haben diese Zueignung huldvoll aufgenommen, und sogleich mehrere Exemplare zu verlangen geruhet. Ein von dem bekannten Kupferdrucker Herrn Sen verfertigten Abdruck kostet in der Kunsthandlung des Herrn Maisch am Bauernmarkt, welche diese schöne Platte an sich gebracht, vor der Schrift zehn und mit der Schrift fünfzehn Guld.

Samstag den 1. August wurde nach geendigten Ferien der k. k. Hofopernisten das Theater nächst der Burg wieder eröffnet. Im Theater nächst dem Kärnthnerthor traten die Herrn Veluti und Siboni abermahl in der Oper Trajan in Dacia auf. — Madame Hauptmann, geborne Milder, ist an eben demselben Tage von ihrer Kunstreise nach Frankfurt und Stuttgard zurück gekommen, an welchen Orten sie den lautesten, ungetheiltesten Beyfall des Publicums und am letztern königl. Hofe die gnädigste Aufnahme erhielt.

England. — Zu Spofforth bey Knaresborough in Yorkshire starb am Ende des May's John Metcalf, gewöhnlich der blinde Jack genannt, im 94sten Jahre seines Alters: ein in vieler Rücksicht seltenes Phänomen der menschlichen Natur. Er war 1717 zu Knaresborough geboren, und verlor im vierten Jahre seines Alters sein Gesicht. Er lernte die Violine spielen, und fing nun an, die Wagen, die von dieser Stadt nach den benachbarten Lustorten fuhren, vorn aufsitzend, zu begleiten, welches man ihm wegen seines muntern Humors gern gestattete. Im Jahre 1745 nahm er als Musikus bey des Obristen Thornton Volontaire Dienste, und gerieth in der Schlacht bey Falkirk in Gefangenschaft. Allein bald ward er ausgelöst, und kehrte nun nach Knaresborough zurück. Nun ward er Wagenmeister bey der gemeinen Post, die von Knaresborough nach York geht, und leitete die Wagen bey den schwierigsten Wegen durch die dortigen Wälder bey Nacht und durch tiefen Schnee mit der größten Sicherheit. Auch auf der Jagd war er gut zu gebrauchen, und zu Fuß und zu Pferde wußte er mit der größten Schnelligkeit dem Wild zu folgen. Vierzig Jahre lang bediente man sich seiner, wenn man Landstraßen anlegen oder Brücken bauen wollte. Mit einem langen Stock in der Hand bestieg er jeden Felsengipfel, untersuchte die Thäler, und gab ihre Ausdehnung, Gestalt und Lage genau an. Wie er eigentlich zu diesen Kenntnissen gelangte, konnte er andern nicht deutlich machen; aber er ward während seines langen Lebens dadurch sehr nützlich. Er hinterließ 4 Kinder 20 Enkel und 90 Ur- und Ur-Urenkel.

Gedruckt bey Anton Strauß in Wien.



Der Sammler.

Donnerstag, den —— 107. —— 6. September 1810.

Die rechte Kur.

(Fortsetzung.)

Er überlegte, ob er nicht noch ein Mahl mit seiner Frau über die Sache sprechen und ihr mittheilen sollte, was er von dem braven Justizrath vernommen hatte; allein sein guter Verstand sagte ihm, daß es nichts fruchten würde. Mit vernünftigen Gründen war bey der Frau Hofräthinn Horn stets wenig auszurichten gewesen, so hatte sie bis jetzt noch immer Recht behalten. Sie hätte alles für Verläumdung der Mißgunst einer verliebten Närrinn erklärt, und wäre fester als jemahls auf ihrem Kopfe bestanden. Auch wünschte er das Übel mit der Wurzel auszurotten, und den Hochmuth seiner Frau ein für allemahl in die gebührenden Schranken zurückzubringen. Lange sann er hin und her, und konnte nicht mit sich einig werden, als seine Frau ihn selbst auf einen Einfall brachte, von dessen Ausführung er sich wenigstens den Vortheil versprechen konnte, daß von der ihm so verhaßten Verbindung nicht mehr die Rede seyn würde. Er wußte, daß seine Frau alles, was an ihre ehemahligen Verhältnisse erinnern konnte, sorgfältig vermied, so daß man in der Residenz mit ihrem ursprünglichen Stande durchaus unbekannt war und nur wußte, er habe durch Lieferungen im Kriege sein Vermögen erworben. Er selbst hatte es bisher auch nicht für nöthig erachtet, Jedermann seinen ganzen Lebenslauf mitzutheilen, doch keineswegs aus Stolz, sondern aus dem ganz vernünftigen Grunde, daß es der Welt nichts angehe, was man war, sondern nur was man ist, und weil er nicht einsah, warum er, da er die Menschen kannte, gerade Vorurtheile gegen sich erwecken sollte, die darum nicht minder nachtheilig wirken oder wenigstens beschwerlich sind, daß man sie für lächerlich und ungerecht erkennt. — Dieß war der Galgen, an welchen er den Hochmuth seiner Frau aufzuhängen beschloß.

Die Hofräthinn kam vom Cassino heim. Sie war ungewöhnlich freundlich, denn als eine verständige Frau erschöpfte sie, wie sie sagte, erst alle sanfte Mittel, den Mann zur Vernunft zu bringen. Des ehelichen Zwistes von vorhin wurde mit keiner Sylbe erwähnt. Sie erzählte blos, was sie etwa Neues erfahren hatte, wer da gewesen war, wobey Wildecks nur eben berührt wurde, und lenkte bald das Gespräch auf die Reise nach Weißenfels.

„Wann willst Du denn hinaus, Väterchen?" fragte sie; „es muß schon draußen recht schön seyn."

Dahinter steckt etwas! dachte der Alte, dem diese Frage von seiner Frau unerwartet kam. „Hm!" sagte er, gleichgültig, „Du weißt, Lieschen, das hängt ganz von dir ab. Ich dachte, wir wollten Ostern hier feyern."

„Ey nicht doch, liebes Väterchen, was wollen wir denn hier machen? Maskeraden, Bälle, Assembleen sind ja vorbey; draußen ist's doch so hübsch, man sieht die Bäume ausschlagen, das Gras wachsen."

Mich dünkt, dachte der Alte, ich seh's so eben auch hier.

„Geniesst das Erwachen des Frühlings. Ich weiß ja doch, daß Dir das am Herzen liegt. Meine Einrichtungen sind bald getroffen, wir können hinaus, wann Du willst. Je eher, je lieber."

„Nun, so laß uns morgen gleich Anstalten machen."

„Morgen? Wo denkst Du hin? Man kann ja doch nicht aus der Stadt gehen, als wenn man weggelaufen wäre. Wir müssen unsern Freunden und Bekannten doch wenigstens ein Lebewohl sagen, und Sie bitten, uns auf dem Lande nicht zu vergessen."

„Also übermorgen."

„Die künftige Woche, liebes Väterchen, etwa den Dinstag oder Mittewoche. Ich denke, wir wollen einen recht vergnügten Sommer zubringen. An Besuch wird's uns nicht fehlen."

„Hm! hm!" brummte der Alte für sich.

„Du glaubst nicht, wie schön man unser Weißenfels findet."

„Ey; wer kennt's denn?"

„Baron Wildeck war unlängst draußen auf der Jagd."

„Auf meinem Reviere?" fuhr der Alte auf.

„Nicht doch... Wildecks haben ja Verwandte dort herum, bey denen war er und ging mit ihnen auf einige Stunden hinüber. Er lobte besonders Deine schönen Anlagen, Deine Baumschule, Deine Schäferey."

Zieh nur die Pfötchen ein, dachte der Alte, die Krallen kommen schon.

„Er machte Alle so neugierig, daß die Oberkammerherrinn uns versicherte, ehe wir's uns versähen, würden sie uns überraschen."

„Hm! hm!" brummte der Alte und dachte: Will's da hinaus? — und in diesem Augenblicke entwickelte sich der Gedanke, den er schon lange bey sich hin und her geworfen hatte, ohne das Ende finden zu können. „Viel Ehre," sagte er, und da er eben ins Bette stieg, so konnte die Frau Hofräthinn das spöttische Lächeln und die schalkhafte Miene, mit der er das sagte, zum Glück nicht sehen. „Und wann meinst Du denn, daß die Herrschaften kommen könnten? — Man muß doch einige Anstalten treffen."

„Ja," sagte sie doch etwas scheu, „freylich wohl, denn sie kommen auf einige Tage und bringen Gesellschaft mit."

„Immerhin," erwiederte der Alte, „je mehr je besser!"

„Das habe ich auch gesagt," platzte sie freudenvoll heraus, „und ich glaube, in acht Tagen sind sie bey uns. Der Oberkammerher kommt auch mit, er nimmt ausdrücklich auf einige Tage Urlaub dazu. Du kennst ihn noch gar nicht, aber er wird Dir gewiß gefallen und Du auch ihm."

„Seine Excellenz sollen sehen, daß ich die hohe Ehre zu schätzen weiß. — Besser wär's aber doch, wir wüßten den Tag der Ankunft bestimmt, damit's an nichts fehlt."

„Ey, wenn Du willst, liebes Männchen, so will ich fragen..."

„Nicht doch," versetzte der Alte, „dann wäre es ja keine Überraschung. Nun, ich denke, wir wollen sie auch überraschen. Du mußt Dich so von Weitem darnach erkundigen."

„Laß mich nur machen, Väterchen, morgen wollen wir's bestimmt wissen."

Hier endigte sich das Gespräch, und die Hofräthinn wiegte sich in den süßesten Träumen. Sind sie nur draußen, dachte sie bey sich selbst, und Sr. Excellenz bringen bey dem Alten das Gesuch um Pinchens Hand selbst an, so wird sich alles finden. — Der alte Horn aber legte dagegen in Gedanken sich alles zurecht. — Wenn nun aber Pinchen wirklich den jungen Hayfisch liebt, warf ihm sein Herz ein, wie dann? — Das mußt Du erst untersuchen.

Die Hofräthinn ermangelte nicht, Pinchen gleich am folgenden Morgen mit der guten Stimmung des Vaters bekannt zu machen.

„Sagte ich's Dir nicht," sagte sie zur Tochter, „Du solltest mich nur sorgen lassen? Der Alte hat sich's überlegt, und haben wir nur erst Wildecks draußen, so kann er ja gar nicht ausweichen."

Pinchen wollte sich freuen, aber es wollte damit nicht recht von Statten gehen, sie wußte selbst nicht warum.

Am Abende konnte die Hofräthinn ihrem Manne Tag und Stunde bestimmen, wann die Herrschaften in Weißenfels eintreffen würden. Jetzt ging's an die Abschiedsvisiten. Auch bey Justizraths erforderte es die Schicklichkeit, den Besuch abzulegen; allein man begnügte sich gegenseitig, Karten abzugeben. Des alten Herrn Abschiedsbesuche nahmen nicht so viel Zeit weg, und gerade bey Justizraths war's, wo er am längsten verweilte. Er beurlaubte sich besonders bey der ältesten Tochter, die ihm ehrwürdig geworden war, wünschte ihr von ganzem Herzen Glück zu ihrer Verbindung mit einem würdigen Manne, welche die Freude

ihrer Ältern mache und lud die ganze Familie, den Bräutigam nicht zu vergessen, zu sich auf's Land ein. — Als der Justizrath ihn hinaus begleitete, drückt er ihm noch ein Mahl recht herzlich die Hand.

„Nochmahls meinen Dank für die Aufklärung, die sie mir gegeben haben, und besonders für dieß hier (er zeigte auf die linke Westentasche, was darin steckt, werden wir ja wohl erfahren) und stehe für allen Mißbrauch. — Unsere Bekanntschaft, hoffe ich, soll nicht so in der Ferne bleiben."

In der folgenden Woche ging's nach Weißenfels. Die Natur war in ihrem Erwachen. Sie glich einem zarten reitzenden Mädchen, das zum ersten Mahle den Strahl der Liebe empfindet, und in dem sich jetzt, wie durch einen Zauberschlag, alles in voller Blüthe entwickelt. Das Geheimniß seines innersten, eigensten Wesens ist ihm aufgeschlossen; es fühlt seine Bestimmung, Liebe zu geben und zu empfangen, und es drängen sich in ihm tausend liebliche Wünsche, das Paradies, welches in seinem Innern blüht, auch um sich her zu zaubern. Ach! es fühlt sich dann so fromm und so milde, möchte dann jede Thräne trocknen, jede Wolke um die Stirn der Geliebten zertheilen.

Die Hofräthinn war der Natur schon längst entblüht; Pinchen aber fühlte die nähere Verwandtschaft, und der Anblick der wohlbekannten Gefilde erweckten tausend unnennbare Gefühle, tausend süße Erinnerungen in ihrer Brust. Sie fühlte ein inners Sehnen, in Liebe aufzubrechen wie die Natur, ein Sehnen, das der Gedanke an die Stadt und alle ihre Herrlichkeit nicht zu stillen vermochte. Ihr Blick spähte umher. Was er suche, war sie sich selbst nicht deutlich bewußt, und doch war es ihr, als müsse sie es irgendwo erblicken. Sie konnte kaum den Augenblick erwarten, daß der Wagen vor dem Schlosse hielt; sie hätte mögen früher hinausspringen und umherschwärmen, und jedes ihr wohlbekannte Fleckchen aufsuchen. — Der Alte freute sich dieses Eindrucks, er machte sie auf alles aufmerksam, und besonders erregte er ihre Neugier auf das schöne Blumenparterre, das er für sie um eine niedliche Mooshütte her hatte anlegen lassen.

Es war gegen Abend, als sie ankamen. Das Gepäck war voraus gegangen, und sie traten in die bereits völlig eingerichteten Zimmer. Die Hofräthinn nahm alles in Augenschein, und hatte mehrere häusliche Anordnungen, die zum Theil auf den vornehmen Besuch Bezug hatten, zu treffen, Herr Horn ging in die Schäferey und in die neuen Gewächshäuser, die er hatte anlegen lassen, und Pinchen konnte dem Drange des Herzens nicht widerstehen, sie eilte in den Garten hinab, und ihr erster Gang war zur wohlbekannten Mooshütte hin zu dem Blumenparterre, dessen Kinder noch in den zarten Knospen schlummerten. Es wurde bereits dunkel, sie konnte deutlich nichts mehr unterscheiden, einzelne Sterne flimmerten und der jungfräuliche Mond lächelte ihr mild zu. — Da erschreckte sie die hohe Gestalt eines Jünglings, der unerwartete Anblick entriß ihr einen leisen Schrey, als eine wohlbekannte Stimme zärtlich ihr zurief:

„Pinchen, Sie erschrecken vor mir?"

„Lindheim!" rief Pinchen noch erschrockener, „Sie hier?"

„Ich, Pinchen, hier — hier, wo wir so oft, so gern waren."

Pinchen wußte nicht ob sie bleiben, ob sie gehen sollte — aber es war ihr, als habe sie gefunden, was sie suchte. — Dieß war die nähmliche Stelle, wo Lindheim zum ersten Mahl ihr die Gefühle seines Herzens entdeckt hatte, wo sie zum ersten Mahle jungfräulich erröthend in seine Arme sank — um dieselbe Stunde fast war's gewesen... Mächtig klopfte ihr das Herz.

„Haben Sie diese Stelle vergessen, Pinchen?" fragte Lindheim mit bebender Stimme.

„Nein — nein" — zitterte Pinchen, „aber..."

„Sie haben sie nicht vergessen?" rief Lindheim entzückt aus, und ergriff ihre Hand und drückte sie mit Inbrunst an sein Herz — „o dann haben Sie auch den armen Lindheim nicht vergessen!" — Er wollte seinen Arm um sie schlingen, sie entwand sich, aber nicht unwillig.

„Sie haben mich sehr überrascht, Lindheim," sagte sie, „Sie hier zu finden, vermuthete ich nicht."

„Ich wußte, daß Sie heute ankommen sollten. Morgen erst wollte ich Ihre lieben Ältern auf Weißenfels willkommen heißen, aber Sie mir so nahe zu wissen und Ihnen nicht näher zu eilen — zu einer Ewigkeit hätte sich mir diese Nacht ausgedehnt. Wenn ich Sie auch nicht zu sehen hoffen konnte, so wollte ich mich doch überzeugen, daß Sie da wären; mein Herz ließ mir keine Ruhe — es riß mich mit Gewalt hierher. — In Ihr Haus zu treten wagte ich nicht, denn, ach — Pinchen! Ihre Frau Mutter hat mich nur zu deutlich erkennen lassen, wie gern sie meinen Anblick entbehrt. Wäre Ihr trefflicher Vater nicht, ich wäre verzweifelt."

„Wie? rief Pinchen, „mein Vater..."

„Er erhielt meine Hoffnung, den Glauben an Ihr Herz."

Diese Worte durchbebten Pinchen, ihr Gewissen erwachte.

„Sie lieben mich noch, Lindheim, und ich..."

„Und Sie?" unterbrach er sie erschrocken, „Sie?"

„Bin einem andern bestimmt," stammelte sie, „meine Mutter..."

„Und Ihr Herz, Pinchen?"

„Der Wille meiner Mutter..."

„Und Sie? — O Gott, könnten Sie Ihre Hand hingeben ohne Ihr Herz, Pinchen, und mich in Verzweiflung stürzen? —"

„O Lindheim, wenn es nur von meinem Herzen abhinge, aber..."

„So bin ich verloren!" rief Lindheim und sank auf die Moosbank vor der Hütte hin — „so ist mein Herz dennoch verrathen!"

„Nein, nein!" rief Pinchen und lag in seinen Armen, „nein Lindheim, ich verrathe Dich nicht, mein Herz vermag es nicht! — Verzeihung!"

Und ihre Herzen schlugen an einander und feyerten den Triumph der Versöhnung. — Als sie wieder ruhigere Fassung gewannen, sagte Lindheim:

„Nun ich überzeugt bin, daß Du mich noch liebst, nun darf ich Dir wohl entdecken, auf wessen Anstiften Du mich hier siehst, denn ich, ach Pinchen! ich muß es Dir nur gestehen, ich wußte, daß Du durch Wildecks Bewerbungen und die Wünsche Deiner Mutter Dich verblenden ließest. Mein Herz kämpfte in Verzweiflung, aber es fühlte seinen Werth; ich wollte es losreißen und sollte es verbluten. Da schrieb mir Dein gütiger Vater, er habe Hoffnung, und fühltest Du noch Liebe für mich, wovon ich mich selbst überzeugen sollte, so wärest Du mein. Er bestimmte mir diesen Platz und diese Stunde, geboth mir aber Verschwiegenheit."

„Ach, lieber Lindheim, aber die Mutter..."

„Laß den Vater nur machen, Pinchen," versetzte Lindheim, und schloß sie von Neuem in seine Arme, „Du liebst mich, und Du wirst die Meine, das sagt mir mein Herz. — Aber jetzt kehre zurück, liebes Herzens-Pinchen, die Mutter könnte Dich vermissen. Morgen statte ich ihr den Besuch ab, dann laß Dein liebes Auge mir sagen, daß Du wieder ganz, ganz mein bist, wenn Dein Mund es mir nicht sagen darf."

Ihr pochendes Herz sagte es ihm jetzt, als er sie an seine treue Brust drückte, und die Liebenden trennten sich.

(Die Fortsetzung folgt.)

Anecdote.

In einem Posthause im Meklenburgischen trug sich nach der Erzählung eines berühmten Reisenden folgender merkwürdiger Umstand zu. Nach dem Mittagessen setzte der Wirth eine große Schüssel mit Suppe auf den Boden, und gab durch lautes Pfeifen ein Zeichen. Sogleich kamen ins Zimmer herein: 1) ein Bullenbeißer, 2) eine schöne Angorakatze, 3) ein alter Rabe und 4) eine ungewöhnlich große Ratze mit einer Schelle um den Hals. Diese vier Thiere machten sich hinter die Schüssel, und fraßen sie ab, ohne einander zu stören; dann legten sich Hund, Katze und Ratze zum Ofen hin, und der Rabe hüpfte im Zimmer herum. Der Wirth erzählte, auf welche Art die Vertraulichkeit zwischen ihnen entstanden sey, und versicherte, unter allen vieren sey die Ratze das nützlichste, denn durch das Geklingel, das sie mache, habe sie das ehemahls von andern Ratzen und Mäusen sehr belästigte Haus ganz befreyt.

Notizen.

Berlin. — Am 4. August wurde auf dem Nationaltheater eine Trauermusik mit untermischter Declamation einer Klopstockschen Ode aufgeführt. Die ansehnliche Einnahme erhielt das Louisenstift, welches seine Entstehung der verewigten Königinn verdankt. Am 6ten wurde in der hiesigen in einem sehr edlen Styl gebauten katholischen Kirche das Andenken an unsere verstorbene Monarchinn durch eine allgemeine Seelenmesse gefeyert. Die Decoration der Kirche, das Arrangement der Musik u. s. w. verdankt man der Bemühung des Prinzen Anton Radzivil, Gemahl der Tochter des Prinzen Ferdinand von Preußen. Die Mahlerey hatte der königliche Decorationsmahler Verona geliefert. Das Ganze machte einen imponirenden Eindruck.

Einen nicht angenehmen und sehr auffallenden Eindruck machte am Schlusse das „Domine salvum fac regem", indem sich jeder Zuhörer erinnerte, diese nähmliche Musik von der Composition des Kapellmeisters Weber bereits zum öftern in der Jungfrau von Orleans gehört zu haben. Gewiß ist diese Idee nicht von dem verehrten Prinzen, sondern von dem Kapellmeister Weber angegeben.

Auf Befehl des Königs wird jetzt im Charlottenburger Schloßgarten ein Mausoleum nach dem vom Professor Genz entworfenen Plan eiligst erbaut. Es soll den Leichnam der Gemahlinn aufnehmen; einen zweyten Platz hat der König für seine eigene Kerperhülle bestimmt. — Bey dem Schlosse Hohenzieritz, wo unsere allbetrauerte Monarchinn das erste und letzte Mahl in ihrem schönen Leben lächelte und weinte, wo ihre Wiege und ihr Sarg in demselben Zimmer stand, soll ein kleiner Tempel von Marmor errichtet werden, in dessen Mitte die Statue der Verewigten in Lebensgröße stehen soll.

H—.



Der Sammler.

Samstag, den — 108. — 8. September 1810.

Die rechte Kur.

(Fortsetzung.)

Als Pinchen vor die Thüre kam, setzte sie sich auf die steinerne Bank, um sich zu fassen, ehe sie vor die Mutter träte. Lindheim füllte ihr ganzes Herz aus, das fühlte sie, und alle die Herrlichkeit der großen Welt, deren sie in seinen Armen zum Theil wenigstens entsagen sollte, hatte allen ihren Zauber von diesem Gefühle verloren. Warum der Vater ihr so viel vom Blumenparterre vorgeredet hatte, wußte sie nun auch. — Um ein Weilchen hörte sie ihn nach ihr fragen. Sie trat ins Haus und fiel ihm um den Hals, und er fühlte, daß eine Thräne seine Wange benetzte. Innig bewegt drückte er die geliebte Tochter an seine Brust.

„Sey ruhig, Pinchen," sagte er leise, „laß den Vater nur machen, und alles wird gut gehen."

Daß sie ihn fester umschlang sagte ihm mehr als Worte.

Die Hofräthinn war zu beschäftigt in ihren Anordnungen, als daß sie sonderlich auf Vater und Tochter geachtet hätte, um so mehr, da sie beyde, wenigstens die Letztere gewiß, mit ihr selbst einverstanden glaubte.

Am folgenden Tage legte Lindheim seinen Besuch ab. Er wurde von der Hofräthinn mit vornehmer Höflichkeit aufgenommen, und als er sich nach Mamsell Pinchen erkundigte, erhielt er zur Antwort, sie sey auf ihrem Zimmer beschäftigt. Er suchte nun den alten Herrn im Garten auf, und dieser empfing ihn mit väterlicher Herzlichkeit und dankte ihm für die Sorgfalt, die er auf seine neuen Anlagen verwendet hatte, denn unter Lindheims Aufsicht war alles entstanden, und daß er das Blumenparterre um die Mooshütte nicht versäumt hatte, läßt sich leicht denken. — Gegen den Alten schüttete er nun sein volles Herz aus, und dieser sprach ihm Muth ein, ohne jedoch seinen Anschlag zu verrathen.

„Bleiben Sie jetzt einige Tage weg, lieber Lindheim," sagte er zu ihm, „damit Sie mir nicht das Spiel verderben."

„Wie? ich sollte Pinchen nicht sehen, nicht sprechen?"

„Ihr werdet nachher Zeit genug dazu finden."

„Aber was wird Pinchen glauben?"

„Erleichtern Sie Ihr Herz in einem Briefchen, und schreiben Sie ihr, daß es mein Wille sey."

„Wie werde ich's ertragen!"

„Nun, so thut was Ihr wollt, verrathet alles — ich ziehe meine Hand ab."

„O nein, nein gütiger Vater, ich folge blindlings, aber Pinchen..."

„Ich will sie schon beruhigen. Hat man nicht seine Noth mit den Verliebten! Ihr Briefchen lassen Sie durch mich gehen... Ich will Euer Postillon d'amour seyn. Sobald ich Sie brauche, lasse ich Sie's wissen."

Mit beklommenem Herzen entfernte sich der arme Lindheim, und nur, als er sich aufs Pferd schwang, er-

blickte er Pinchen am obern Fenster, die ihm einen Kuß zuwarf und sich dann schnell zurückzog. — Das war freylich nur wenig für sein Herz, allein doch etwas und in sich etwas Bedeutendes, und dann setzte er auch noch einige Hoffnung auf die Mooshütte, wo er die Geliebte vielleicht dennoch sprechen würde. Er ließ in dem Briefchen, das der Vater der Tochter zusteckte, einige Winke davon fallen. Pinchen verstand ihn, und die Liebe täuschte auch selbst den väterlichen Vertrauten wenigstens um einige süße Augenblicke. Was aber der Vater vorhabe, war beyden ein Geheimniß.

Der Tag, an dem die hohen Herrschaften eintreffen sollten, rückte immer näher. Die Hofräthinn hoffte an diesem Tage zugleich das Verlobungsfest der Tochter zu feyern, und der Alte ließ sie in ihren Zurüstungen gewähren, nichts war ihm zu kostbar, nichts zu theuer: die Zimmer waren bereit zu ihrer Aufnahme, Küche und Keller reichlich versehen, für den nöthigen Brautstaat hatte das Mutterherz schon in der Residenz gesorgt. Einige Besuche in der Nachbarschaft und diese Einrichtungen ließen ihr die Zeit nicht lang werden, Pinchen aber litt nicht wenig, denn beynahe in jeder Stunde des Tages mußte sie sich vorerzählen lassen, welch ein Glück ihrer warte, sie sahe die mütterliche Freude und wußte, daß sie getäuscht werden sollte. Mehr als ein Mahl war sie im Begriff, der Mutter das Geheimniß zu entdecken, und nur Lindheims dringende Bitten und des Alten ernster Befehl hielten sie zurück. Dabey quälte sie die Neugier nicht wenig, wie der Vater die Mutter von der Heirath mit Wildeck ab- und zur Heirath mit Lindheim hinbringen wollte; aber das war und blieb des Alten undurchdringliches Geheimniß.

Drey Tage vor dem ersehnten fuhren die Hofräthinn und Pinchen zu einer Gasterey auf ein zwey Meilen entferntes Amt; der Vater blieb unter einem unverdächtigen Vorwande zu Hause. — Der Tag verstrich ganz angenehm und sie kehrten gegen Abend in der frohesten Stimmung nach Weißenfels zurück. — Als sie in die Allee einfuhren, die auf die Cascade führte, hinter welcher das Schloß Weißenfels sich erhob, wunderte sich die Hofräthinn, fast alle Zimmer erleuchtet zu sehen, besonders die Gastzimmer. — Sie machte Pinchen aufmerksam darauf.

„Sollten Wildecks schon da seyn?" sagte sie, „das hieße doch wirklich Überraschung. — Nun, sie fänden uns nicht unvorbereitet."

Pinchen klopfte bey dieser Vermuthung ängstlich das Herz.

„Joseph, fahr doch zu!" rief sie aus dem Wagen.— „Pinchen, sie sind gewiß da — es ist ja so laut."

Jetzt fuhren sie um die Cascade herum. — Mehrere Fahrzeuge standen abgeschirrt da, Bedienten und Kutscher liefen durcheinander.

„Ich hab's wohl gedacht!" rief sie freudig aus, und bog sich aus dem Kutschenschlage, da der Wagen durch ein vorstehendes Fuhrwerk verhindert wurde, ins Thor zu fahren. — Aber, o Himmel, was erblickte sie! Kaum traute sie ihren Augen. — Über dem Thore prangte eine mächtig große schwarze Tafel oben mit dem goldenen Sporn eines Goliath verziert, und darauf stand mit fingerlangen goldenen Buchstaben: Gasthof zum goldenen Sporn.

„Was ist das?" rief sie erschrocken. — „Pinchen, ist das unser Schloß? — Joseph, sind wir denn auch hier recht, oder ist das Zauberey?"

„Recht sind wir wohl," antwortete Joseph und sperrte den Mund auf, „aber richtig ist das nicht."

Der Wagen fuhr jetzt hinein und siehe, Herr Horn in einer weißen Jacke, eine weiße Mütze auf dem Kopfe, das Kochmesser in der halbaufgeschlagenen Schürze, stand da und rief mehrern Kellnern zu, seine Frau und seine Tochter aus dem Wagen zu helfen.

Der Hofräthinn bebten die Knie, als sie ausstieg. Sie glaubte, der Alte habe den Verstand verloren.

„Aber Vater, sagte sie, was spielst Du denn für Maskerade?"

„Was Maskerade," erwiederte er; „nicht wahr, das hättest Du nicht erwartet, daß Deine Wünsche so schnell erfüllt würden."

„Meine Wünsche?" sagte sie mit funkelnden Augen und erstickter Stimme, „daß Du Dich zum Narren machst?"

„Zum Narren?" versetzte der Alte ruhig. „Wenn man nicht aus seinen Schranken geht, wird man nie zum Narren. Wir fingen weit geringer an," fuhr er halblaut zu ihr fort, „und solch einen Gasthof hat nicht ein jeder Koch. — Wir haben das ganze Haus voll Gäste."

„Voll Gäste!" rief die Hofräthinn, „ein Gasthof!"

„Nun freylich, zum goldenen Sporn. — Du kommst mir doch recht wunderlich vor. Hast du denn nicht selbst für Gäste gesorgt? — Besinne Dich doch, die hohen Herrschaften aus der Residenz — die werden recht überrascht seyn — so einen stattlichen Gasthof werden sie hier kaum vermuthen. — Zwar werden sie sich jetzt et-

was behelfen müssen, sollten die Herrschaften, die heute gekommen sind, etwa länger bleiben."

„Sind's denn nicht Oberkammerherrns?" fragte sie verdutzt.

„Ey, die kommen ja erst übermorgen; aber die Herrschaften oben sind auch aus der Residenz, wo ich unsern Gasthof gehörig recommandirt habe."

Das Ganze war zu unerwartet, als daß die arme Hofräthinn nicht hätte betäubt seyn sollen, und diese Betäubung hemmte den Sturm, der sonst unfehlbar ausgebrochen wäre. Sie eilte ins Zimmer. Thränen erstickten ihre Stimme. Pinchen war erschüttert, sie schlang ihre Arme um sie.

„Vater," sagte sie, „wie können Sie die Mutter so ängstigen!"

„Hm! hm!" brummte der Alte, der auf einen Sturm, aber nicht auf die Erstarrung gefaßt war, „nun Lischen, erhohle Dich nur, fasse Dich."

Sie war einer Ohnmacht nahe, Pinchen und der Alte brachten sie auf den Divan und waren um sie beschäftigt.

„So erkläre mir doch nur, was soll das heißen?" sagte sie, als sie sich etwas erhohlt hatte.

„Das will ich," erwiederte der Alte — „Du aber Pinchen gehst auf Dein Zimmer."

Pinchen ging und wußte gar nicht, was sie daraus machen sollte.

„Sieh nur, liebes Lischen," sagte Herr Horn, als sie allein waren, „wir sind nur schlichte geringe Leute. Du magst gern mit vornehmen Herrschaften umgehen; da ist nun der beste Rath, wir fangen eine Wirthschaft an, es kommen dann Herren, Grafen und Fürsten, die kannst Du alle bewirthen nach Herzenslust; je mehr kommen, desto besser, je länger sie bleiben, desto lieber."

„Was?" rief jetzt die Hofräthinn, die nun wohl sahe, wo das hinaus wollte, „was? so wolltest Du uns prostituiren. Wir, einen Gasthof?"

„Zum goldenen Sporn," antwortete der Alte ganz gelassen. „Besser man hat den auf dem Schilde als im Kopfe, und für einen Gasthof ist das Häuschen artig genug."

Die arme Frau schäumte vor Wuth. „Nein, so etwas ist nicht erhört!" sagte sie. „Nein, so ist noch keine Frau behandelt worden! — O, ich merke recht gut, was das heißen soll. Du willst Pinchen, Dein eigenes einziges Kind mit aller Gewalt um ihr Glück bringen, Du willst mich herabsetzen, zum Gelächter machen."

„Pinchen soll mir schon glücklich werden," sagte er, „jetzt hat sie Gelegenheit, sich in der Wirthschaft umzusehen."

„Nun und nimmermehr!" zürnte die Hofräthinn, „ich dulde es nicht, ich bin Mutter."

„Und ich Vater," fiel Herr Horn mit größerm Ernste ein, als er je für den Pudel gezeigt hatte, „und ich will's. Die Tochter muß sich in den Stand des Vaters schicken, wie die Frau in den Stand des Mannes."

„Aber," schluchzte die Hofräthinn voll Wuth, „wie kommst Du mir denn vor? Das kann doch Dein Ernst nicht seyn."

„Gewiß," antwortete er fest. „Ich bin ein schlichter Bürger, und das will ich bleiben. Meine Frau hat den Narren im Kopfe, die große Dame zu spielen. So lange die Narrheit unschädlich war, ey nun, so ließ ich's hingehen; aber da sie auch meiner Tochter den Kopf verrückt und an einen Nichtswürdigen wegwerfen will, der für ihr Geld in den Armen Anderer zu schwelgen und die Unschuld zu verführen denkt, wie hier zu lesen" — und er warf erzürnt des Barons Brief an Emilien, den er sich vom Justizrathe erbethen, und auf den er, bey dem Abschiedsbesuche, in der Tasche gedeutet hatte — „da finde ich's gerathen einzulenken und lieber wieder zu meinem vorigen Stande zurück zu kehren, als mein einziges Kind unglücklich zu machen."

„Was hast Du Dir von bösen neidischen Menschen wieder einreden lassen," sagte die Hofräthinn bestürzt.

„So lies!" rief er und reichte ihr den Brief.

Sie nahm ihn; es war des Barons Hand. — Sie las ihn zitternd, sie wurde bald blaß bald roth.. Kaum traute sie ihren Augen und wagte es nicht sie aufzuschlagen.

„Nun?" fragte der Alte.

„Aber — freylich scheint's seine Hand — aber ist's denn auch gewiß?"

„Gewiß."

„Mein Gott, sie werden doch nun herkommen," sagte sie ängstlich.

„Ein Wirthshaus steht für sein Geld jedem offen," erwiederte Herr Horn.

In diesem Augenblicke wurde er abgerufen; die Gäste verlangten etwas. Er ging. —

(Der Beschluß folgt.)

Der Cato am alten französischen Hofe.

So nannte man den vortrefflichen Charles de St. Maure, Herzog von Montausier. Es gibt

wenig Menschen, wie er war, so edel, aus Grundsätzen brav, groß durch ein reines Herz, mit „Wahrheit gegen Freund und Feind" und dem „Männerstolz vor Königthronen."

Es thut wahrhaftig Noth, in unserm Zeitalter daran zu mahnen, daß auch ein Mahl solche Männer gelebt haben. Unsere besten Philosophen sind es nur auf — dem Papier; die Tugend lieben wir am meisten — auf dem Theater. Es kommt mir beynahe vor, als wenn unsere großen Männer alle zu reinem Verstande geworden; man hört vom Herzen fast nichts mehr, als feindlichen Batterien gegenüber.

„Hören Sie," sagte Ludwig der Vierzehnte eines Tages zu Montausier, „ein Kerl, den ich vor geraumer Zeit begnadigte, weil er einen Meuchelmord begangen, hat jetzt neunzehn Menschen umgebracht. Ich lasse ihn hinrichten."

„Neunzehn?" erwiederte Montausier. „Nicht doch, Sire; er hat eigentlich nur einen einzigen ums Leben gebracht, und Ihre Majestät die neunzehn andern."

Wer muß nicht den Muth des edlen Mannes bewundern, der so etwas einem Könige sagen konnte? Wer aber bewundert nicht noch mehr den sonst so eiteln Ludwig den Vierzehnten, der solche Wahrheit ohne Stirnrunzeln hörte und dem Sprecher lieb behielt.

Montausier präsidirte der Erziehung des Dauphin, als dessen Gouverneur. Bekannt ist folgende Anecdote: der Dauphin glaubte einst, der Herzog habe ihm im Unwillen einen Stoß gegeben.

„Was, Herr, Sie schlagen?" rief der Dauphin, und wandte sich zu einem Bedienten: „Bring mir Pistolen her, den Augenblick.' — Der Diener zauderte. „Bringet dem Prinzen die Pistolen!" sagte der Herzog mit seiner gewöhnlichen Kaltblütigkeit. Sie kamen. Er gab sie dem Dauphin. „Jetzt, gnädigster Herr, was wollen Sie damit machen?" sagte er gelassen zum Prinzen. Dieser fühlte seine Übereilung, und warf sich ihm zu Füßen. — Montausier küßte ihn. „Sehen Sie, dahin führt Leidenschaft!" sagte er.

Minder bekannt aber ist folgender Zug. Er führte einst seinen königlichen Zögling in ein armseliges Bauernhaus. „Sehen Sie, mein Prinz," sagte er zu ihm, „unter diesem Strohdach, in dieser hinfälligen Hütte leben der Vater, die Mutter und die Kinder, die unaufhörlich arbeiten, um das Gold zu bezahlen, wovon Ihre Palläste schimmern, und die fast Hungers sterben, um die Kosten Ihrer Tafel zu bestreiten."

Als der Herzog sein Erzieheramt niederlegte, sprach er zum Dauphin: „Gnädigster Herr, sind Sie ein edler Mensch, so werden Sie mich lieben; sind Sie es nicht, werden Sie mich hassen. In beyden Fällen finde ich meinen Trost."

Als der Dauphin Philippsburg erobert hatte, schrieb ihm der Herzog folgende Zeilen, eines alten Römers würdig: „Gnädigster Herr, ich sage Ihnen über die Einnahme von Philippsburg nichts Verbindliches. Sie hatten eine gute Armee, eine vortreffliche Artillerie und — Vauban dazu. Noch weniger mag ich Ihnen über die dabey gegebenen Proben Ihres Muthes, Ihrer Unerschrockenheit sagen: die Tugenden sind Erbstücke Ihres Hauses. Aber ich freue mich, Sie so liberal, edelmüthig und menschlich zu wissen, — freue mich, daß Sie fremdes Verdienst geltender machen, als das Ihrige. Darüber muß ich Ihnen mein Compliment sagen."

Der gute Montausier! Er ist jetzt seit hundert und zwanzig Jahren todt; aber das Andenken seiner Redlichkeit wird noch hundert und zwanzig andere Jahre leben.

Notitzen.

Wien. — Das durch die väterliche Huld seiner Majestät des Kaisers errichtete, und dem würdigen Director Klein anvertraute Institut für Blinde hat seinen besten Fortgang. Durch die Verwendung des alles Gute thätigst beförderenden Herrn Statthalters von Österreich, Grafen von Saurau Excellenz, ist für dasselbe ein eigenes, sehr bequemes, geräumiges, mit einem schönen Garten versehenes Haus zu Gumpendorf in der grossen Steingasse Nro. 182 angekauft worden. Dieses Institut zählt dermahlen vierzehn Zöglinge, welche ausserordentliche Fortschritte im Lesen, Schreiben, Rechnen und verschiedenen Handarbeiten machen. Auch im Auslande werden die großen Verdienste des Herrn Klein um diesen bisher so hülflos gelassenen leidenden Theil der Menschheit anerkannt, nebst mehreren schmeichelhaften Zuschriften hat auch die Hülfsgesellschaft in Zürch denselben zu ihrem Mitgliede ernannt.

— am 2. Septemb. Gestern erhielt die k. k. Menagerie in Schönbrunn ein merkwürdiges Thier. Es ist ein junger Stier, auf der gräflich Hunyadischen Herrschaft Kesev, im Neutraer Comitate, von dem Stier Bedford und der Kuh Liska gezeugt. Er hat sechs Füße, wovon sich zwey, nebst einer vollständigen Wiederhohlung der Zeugungstheile, auf dem Rücken befinden. Seine Unterkunft ist ihm gegenwärtig im Stalle der Büffelkühe angewiesen. Wir erwarten die umständliche Untersuchung und Beschreibung dieser äusserst merkwürdigen Monstrosität, aus der Feder eines unserer verdienstvollen Naturforscher in einem andern Blatte.

Verbesserung. In dem Blatte Nro. [illegible] in den Notitzen erste Spalte Zeile 18, vor der Schrift zehn und mit der Schrift fünfzehn Gulden, soll heißen: vor der Schrift fünfzehn und mit der Schrift zehn Gulden.



Der Sammler

Dinstag, den — 109. — 11. September 1810.

Die rechte Kur.

(Beschluß.)

Außer sich warf die Hofräthinn sich auf den Divan, sie rang die Hände, ein Thränenstrom brach aus ihren Augen. So hatte sie noch nie gelitten. Wäre nur der fatale Brief nicht gewesen; was konnte sie dem entgegensetzen? — Doch die Erniedrigung, als Gastwirthinn vor denen zu erscheinen, in deren Gesellschaft sie geglänzt hatte, der Gedanke war ihr unerträglich. Mit Gewalt, das sahe sie wohl ein, war nichts auszurichten, sie beschloß sich also aufs Bitten zu legen.

„Vater," sagte sie zu Horn, als er nach einem Viertelstündchen wieder zurück kam, „nein, es kann Dein Ernst nicht seyn, daß Du mich so erniedrigen wolltest, so kannst Du mich nicht hassen."

„Ich Dich hassen, Lieschen!" erwiederte der Alte bewegt. „Wen habe ich jemahls gehaßt, und sollte nun bey Dir anfangen?"

„Also mit dem Gasthofe ist's nur Dein Scherz, nicht wahr? Du hast mich nur ein wenig ängstigen wollen."

„Hm! hm!" brummte er, „es ist Scherz — es ist Ernst, wie Du's willst."

„Wie ich will?" sagte sie mit Thränen.

„Ja," versetzte er fest, „wenn Du darauf noch bestehst, daß Pinchen Baroninn werden soll, wenn Du mir das Haus voll solcher Gäste bringen willst, als die Wildecks sind, so ist es Ernst."

„Aber wir können sie doch nicht zurückweisen, da wir doch nun ein Mahl..."

„Einen Gasthof haben, da hast Du Recht; aber in solch einem Gasthofe kostet's Geld, Lieschen, und auf Credit gebe ich nichts, da bleiben sie Dir nicht lange, Du wirst sehen," sagte der Alte lächelnd.

„Nein, das wirst Du nicht thun," erwiederte sie schmeichelnd, „das überlebte ich nicht. Du läßest Dich erbitten."

„Unter Bedingungen, vielleicht..." antwortete der Alte.

„Alles, alles!" rief die Hofräthinn.

„Alles was Recht ist," versetzte er. „Von einer Heirath zwischen dem Menschen und Pinchen ist also, hoffe ich, die Rede nicht mehr."

„Da wir ihn so kennen lernen."

„Und der vornehme Umgang wird abgebrochen."

„Wenn er Dir so zuwider ist, nun ja lieber Mann, aber da sie doch nun ein Mahl kommen..."

„So will ich Dir einen Vorschlag thun, wie Alles ohne Aufsehn ins Geschick kommen kann. Wir verheirathen ganz geschwind unsre Tochter, sie finden sie als junge Frau und ziehen bald ab, das versichere ich Dir."

„O das arme Pinchen!" rief sie aus, „wird sie denn auch wollen? Und wen soll sie heirathen? Sie liebt den Baron."

„Das läßt sie bleiben," sagte der Alte, „sie liebt Lindheim."

„Wie?" rief die Hofräthinn überrascht.

„Und will gern sein braves Weib werden," fuhr der Alte fort, „und weiß noch nicht ein Mahl um diesen Brief."

Man kann sie aber doch den Lindheim nicht mit aller Gewalt an den Kopf werfen!" sagte sie ärgerlich.

„An den Kopf werfen? Hat keine Noth."

Er klingelte und Lindheim und Pinchen warfen sich der Mutter zu Füßen.

„Da, leg sie ihm ans Herz, und mache uns Alle glücklich!"

Die Hofräthinn war überrascht. Sie wußte nicht, was sie davon denken, was sie thun sollte. Nach einer Pause fragte sie mit scheuer Stimme halblaut:

„Und das Gasthausschild?"

„Ist schon abgenommen, liebes Lieschen," erwiederte der Alte lächelnd, „und oben erwartet uns eine angenehme Gesellschaft zur Verlobung unserer Tochter."

Der Hofräthinn fiel ein Stein vom Herzen. Sie legte die Hände der bittenden liebkosenden Kinder in einander, und der Alte drückte sie an sein klopfendes Herz.

„Ist der Sporn aus dem Kopfe, so ist er auch vom Schilde," sagte er in froher Laune, warf Mütze, Jacke, Schürze und Messer weg, und stand bald in seiner gewöhnlichen Kleidung da. „Komm, Lieschen, komm, wir wollen recht froh seyn. Du bist wieder Frau Hofräthinn."

Er zog sie jubelnd mit sich fort, die Kinder folgten in die obern Zimmer, und wie erstaunte die Hofräthinn, als sie hier die liebenswürdige Familie des braven Justizraths antraf, welche ihr froh entgegen eilte, und zur Verlobung ihrer Tochter ihr Glück wünschte. Im Herzen war sie zwar wenig zufrieden damit, daß sie so das Spielwerk des Mannes gewesen war, den sie bis jetzt als ihr Spielwerk betrachtet hatte; allein nach dem Briefe des Barons war der Gedanke an eine Verbindung zwischen ihrer Tochter und ihm wenigstens ihrem mütterlichen Herzen unmöglich, und die Gegenwart so vieler Zeugen zwang sie, sich zu fassen und zum bösen Spiel gute Miene zu machen.

Der Alte hatte den guten Erfolg voraus gesehen, und Justizraths, als die nächsten Verwandten des Amtmanns, zu dessen Verlobung mit seiner Tochter feyerlich eingeladen; auch Emiliens Bräutigam war gegenwärtig, und wurde jetzt der Hofräthinn vorgestellt. Die Einladung auf das entfernte Amt, hatte der Alte veranstaltet, um Spielraum zu gewinnen. — Als er Pinchen auf ihr Zimmer schickte, hatte er Lindheim schon hinaufgesandt; sie erstaunte nicht wenig ihn hier zu finden, und bestürzt über den Vorfall unten verlangte sie von ihm Aufschluß. Er konnte ihr weiter nichts sagen, als daß der Vater sich mit der Mutter einen Scherz machen wolle. Der Scherz war jedem zwar seltsam vorgekommen, indessen kannte man den Alten als einen launigen Mann, und hatte also nicht viel daraus gemacht. Als der Alte sich von seiner Frau hatte abrufen lassen, war er auf Pinchens Zimmer gekommen, und hatte den Kindern gebothen, sich bereit zu halten, sobald er klingele, ins Zimmer der Mutter zu treten. Mit ängstlich klopfendem Herzen harrten sie des glücklichen Zeichens und der Erfolg krönte ihre Wünsche. — Jetzt wurden in Gegenwart der Zeugen förmlich die Ringe gewechselt, und die Verlobten von Vater und Mutter feyerlich eingesegnet. Sie fielen entzückt den guten Ältern um den Hals, und die Hofräthinn konnte sich der Freudenthränen nicht erwehren, die jeden Groll in ihrem Herzen auslöschten. Der Abend wurde in Freude verbracht, es ging hoch her, und spät begaben sich Wirthe und Gäste zur Ruhe.

„Du hast mir meine Einwilligung zu dieser Verbindung nun so abgelockt," sagte die Hofräthinn zu ihrem Manne, als dieser ihr für die Freude, die sie ihm gemacht hätte, dankte, „und da Pinchen zufrieden und glücklich scheint, so mag's darum seyn. Aber Barons kommen doch nun, Du wirst sie doch nicht beleidigen?"

„Sey unbesorgt, Lieschen," antwortete er; „übermorgen ist Pinchens Hochzeit, und ich hoffe zugleich Emiliens; kommen sie dann, so wird es ihnen unter diesen Umständen nicht lange bey uns gefallen, und sollte es, ey nun, so wollen wir sie einige Tage füttern... Aber ich denke, das haben wir nicht zu befürchten."

Als Pinchen am folgenden Morgen zu ihm kam, und auf die Frage, ob sie denn auch recht glücklich sey, ihm mit herzlichen Liebkosungen antwortete, da sagte er ernst und wehmüthig zu ihr:

„Und doch konntest Du wider Dein Herz, durch Eitelkeit geblendet, Dich unglücklich machen und einen redlichen Mann gegen einen Nichtswürdigen vertauschen wollen. — Hier lies" — Und er gab ihr Wildecks Brief.

Pinchen las... Zorn und Scham rötheten ihre Wangen.

„Ey der abscheuliche Mensch!" rief sie aus, „und er stellte sich Wunder wie verliebt, daß mir bey meinem Glücke um seinetwillen ordentlich noch bange ums Herz war. — Ich war eine Närrinn, liebes Väterchen... Und wie Unrecht habe ich Emilien gethan! — Aber nun will ich auch gleich zu ihr gehen, und ihr um den Hals fallen. Wenn wir uns nur an dem Menschen rächen könnten!"

„Sey recht glücklich, liebe Lindheim recht herzlich, und Du rächst Dich, Pinchen!" sagte der Alte.

Aber die Rache sollte wirklich noch ausgezeichneter seyn, als er sie erwartet hatte.

Er nahm jetzt den Justizrath allein und vertraute ihm das ganze häusliche Geheimniß. Dieser tadelte nicht die Sache, wohl aber die Art.

„Ey nun, lieber Justizrath," erwiederte der Alte, „ich hatte nun ein Mahl meinen Kopf aufgesetzt, und der mag nicht viel taugen; doch war's meiner Frau eigene Schuld, und wer weiß, wie's erst abgelaufen wäre, wenn ich mich gar auf den Kopf gestellt hätte. Nun lassen Sie uns aber auch vollenden, damit der Böse uns nicht wieder Unkraut unter den Weitzen säet. Morgen soll meine Tochter mit Lindheim getraut werden; wie wär's, wenn wir zwey Hochzeiten zugleich feyerten, wenn Ihre Emilie — Übermorgen kommen die Wildecks. Sie abweisen mag ich um meiner Frau willen nicht, aber wenn sie sehen werden, daß nichts hier zu hohlen ist, so sind wir sie auf immer los. Zugleich können wir uns wohl die kleine Rache an dem jungen Hayfisch gönnen, daß er beyde Mädchen als junge glückliche Frauen vorfindet."

Der Justizrath war dem Vorschlage nicht abgeneigt, er sprach mit seiner Gattinn, die ihm beystimmte, die jungen Leute willigten gern darein, und den andern Morgen um eilf Uhr standen beyde Pärchen im hochzeitlichen Schmucke vor dem Altare, von den frohen Ihrigen und den gutmüthigen theilnehmenden Dörfnern umringt. Das unauflösliche Band wurde geknüpft und eingesegnet, und im feyerlichen Zuge ging's wieder zum Schlosse zurück. — Da sprengte ein Reiter mit einem Bedienten zum Dorfe hinaus, als ob ein Sturmwind ihn jagte. Sie glaubten den jungen Baron zu erkennen und irrten nicht.

In der frohen Erwartung, daß Pinchens Goldmine nun bald sein würde, war er voraus geeilt, die Ankunft seiner Ältern auf den folgenden Tag anzukündigen. Als er vor der Kirche vorbeyritt, bemerkte er das Zuströmen der Menge, fragte, was es bedeute und hörte, daß zwey Pärchen getraut würden. Die Neugier trieb ihn an, abzusteigen und hinein zu gehen. Er findet die Kirche gedrängt voll, hat Mühe bis zum Altar zu kommen und — was glich seinem Erstaunen, als er hier Emilien und in der zweyten Braut gar Pinchen erkannte. Ganz verdutzt starrte er hin und wußte nicht, ob es das Gaukelwerk eines feindseligen Dämon oder Wirklichkeit sey. Da hörte er von Pinchens Lippen ein frohes Ja ertönen, und erwachte aus seiner Erstarrung. — Er schlich sich unter der Menge fort, warf sich fluchend aufs Pferd und sprengte davon.

„Jetzt sind wir den vornehmen Besuch los," sagte der Alte lachend, „und Ihr Kinder," flüsterte er den beyden jungen Frauen zu, „Ihr seyd gerächt."

Sie errötheten und fielen einander um den Hals— Auch hatten sie nie Ursache zu bereuen, daß sie nicht Baroninn Wildeck geworden waren, denn sie waren höchst glückliche Frauen, und machten auch ihre Männer so glücklich, als dieß für Frauen möglich ist; die Damen werden also am Besten beurtheilen können, wie glücklich diese waren.

Die Frau Hofräthinn nahm sich aber vor dem vornehmen Schwindel aufs sorgfältigste in Acht, und war auch, seit der eindringlichen Lection, weit liebreicher und nachgiebiger gegen ihren Eheherrn. Hätte er jetzt zwey Pudel haben wollen, sie hätte keine Miene dazu gemacht.

G. Reinbeck.

Die Lappländer.

Ein Land, in dessen Wüsten nie die Lieder einer Nachtigall oder Lerche erklingen, worin, statt der reitzenden Abwechselung fruchtbarer Hügel und lächelnder Wiesen, nichts als Berge, worauf ein ewiger Schnee liegt, mitten unter Morästen hervorragen, in denen hin und wieder einzelne niedrige Weiden oder Birken wachsen, welche viel eher wieder verdorren, als sie die natürliche Höhe ihres Geschlechts unter einem gelinderen Himmel erreichen; ein Land, in dessen mitternächtlichen Gegenden die Nacht ihre Wohnung viele Wochen aufschlägt, und die Sonne, die endlich nach dem März etwas längere Tage mitbringt, nicht so viel Kraft besitzt, einen allgemeinen Frühling in diesen Eishöhlen auszubrüten, oder in bergigen Gegenden, ungeachtet sie zehn Stunden über dem Horizonte steht, das Eis durch und durch gefrorner Seen und Flüße aufzuthauen, über die man mit Schlitten fährt, und worin es zuwei-

len in vielen Jahren keinen Tropfen Wasser gibt; ein Land, worin die geringste Wärme, statt der Fruchtbarkeit und Wonne, womit sie die Gegenden überschütten sollte, ein unzählbares Heer von Mücken und Ungeziefer erzeugt, die durch ihren Schwarm das Licht der Sonne am hellen Mittage verdunkeln, und Menschen und Thiere mit ihren giftigen Stichen verletzen und quälen: solch ein Land ist Lappland. Was müssen also wohl die Lappländer seyn?

Ihr Körper ist der Zweck von allem, was sie thun; sie sorgen für nichts, als für seine Erhaltung. Er ist zwar ungemein häßlich; allein dieß hindert sie nicht, ihn zum einzigen Zweck aller ihrer Beschäftigungen zu machen, weil er ihr Eigenthum ist. Ein Lappländer kann sich's unmöglich einfallen lassen, daß noch etwas mehr zu ihm gehöre, als sein Körper, und was er für den thut, thut er für sich. Er sieht einem Rennthier sehr ähnlich, wenn er sich in ein paar Felle dieser Thiere einnäht, und das Rauhe herauskehrt. Diese Ähnlichkeit hält ihn aber keinesweges ab, sich für einen Menschen zu halten, ja gar mit den Schweden zu vergleichen. Das macht, er geht auf zwey Beinen und ist Herr über seine Rennthiere. Noch mehr! er denkt auch.

Die Lappländer erzählen den Ursprung der Welt mit vielen Umständen, die wir noch nicht in Erfahrung gebracht haben.

Als Gott die Welt erschaffen wollte, hielt er zuvor mit dem bösen Gotte Perkel Rath, wie diese Sache auszuführen wäre. Der gute Gott hatte es gewiß nicht übel mit seinen Lappländern im Sinne. Er wollte die Bäume nur als lauter Mark bauen. Die Seen sollten, statt des Wassers, mit Milch angefüllt werden, und alle Kräuter, Blumen und Pflanzen sollten Früchte tragen. Allein Perkel widersetzte sich diesem großmüthigen Vorhaben, und daher mußte sich der gute Gott gefallen lassen, alle Sachen ein wenig schlechter zu machen, als er sich vorgenommen hatte.

Die Lappländer wissen auch etwas von einer allgemeinen Sündfluth. Sie glauben: Die Erde war, eh' sie Gott untergehen ließ, überall bewohnt. Nachdem aber alle Flüsse und Seen aus ihren Ufern traten, und den ganzen Erdboden überschwemmten, starb das ganze menschliche Geschlecht, bis auf einen Bruder und eine Schwester, aus, die Gott unter seine Arme nahm, und auf einen großen Berg Paßeware trug. Nachdem nun die Überschwemmung vorbey war, gingen diese beyden Kinder aus einander, zu suchen, ob nicht noch mehr Menschen übrig geblieben wären. Unser kleiner Pygmalion und seine Schwester reisten drey Jahre umher, und trafen sich endlich wieder an. Allein zum Unglück für ihre Liebe erkannten sie sich als Schwester und Bruder. Sie gingen also wieder aus einander, und nach einer zweyten Reise kamen sie wieder zusammen, und erkannten sich abermahls. Vielleicht aber wurden sie jetzt des Gedächtnisses überdrüßig; denn nach der dritten Reise von drey Jahren begegneten sie sich wieder, und waren so klug, einander nicht wieder zu erkennen. Daher blieben sie beysammen und zeugten Kinder, welche die ganze Erde wieder bevölkerten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Notizen.

Paris. — Herr Isabey, einer der besten Miniaturmahler in Frankreich, hat auf einer Tafel von Sevres-Porcellain, welche 3 bis 4 Fuß im Durchmesser hält, das Portrait des Kaisers, umgeben von den Marschallen des Reichs, ausgeführt. Der Kaiser ist sitzend auf dem Throne, mit den kaiserlichen Attributen bekleidet, gemahlt. Die Marschalle sind nur in Brustbildern dargestellt. Der Kaiser ist in der Mitte der Tafel angebracht in der Scheibe einer goldenen Sonne, von welcher jeder Strahl sein Licht auf eines der Portraite der Marschalle wirft. Diese Tafel ist bestimmt den Salon der Kaiserinn in einem der kaiserlichen Palläste zu zieren.

Italien. — Die Stadt Mailand wird täglich schöner und glänzender. Bald wird sie mit Rechte unter den ersten Hauptstädten Europens ihre Stelle einnehmen können. Es werden eine Menge Arbeiter angestellt, welche unter der sorgfältigsten Leitung sich mit Verbesserung des Straßenpflasters, der Schleußen und anderer Kanäle, welche zur Abführung von Unreinlichkeiten dienen, beschäftigen, und überhaupt die Bequemlichkeit beym Gehen und Fahren erhöhen sollen. Die Façade der schönen Cathedralkirche ist fast ganz vollendet, und die andern Arbeiten an diesem großen Denkmahle der Baukunst schreiten mit unglaublicher Schnelligkeit vorwärts. Seit einigen Tagen (1. Aug.) begeben sich viele Menschen nach Brera, um die Werke der Mahlerey und Bildhauerey in Augenschein zu nehmen, welche daselbst ausgestellt worden sind. Aller Augen verweilen besonders auf einem Gemahlde den Philoktet darstellend, von Basiletti aus Brescia, einem jungen Manne, der zu den schönsten Hoffnungen berechtigt.

Ein Bürger aus Mailand kaufte im Jahre 1782 ein Gemählde aus dem Kloster des heil. Bruno, welches lange Zeit nicht sichtbar gewesen war. Man hatte nicht sehr darauf geachtet, auch legte der neue Käufer gerade keinen außerordentlichen Werth darauf, allein als er erfuhr, daß man das Abendmahl von Leonardo da Vinci, ein Frescogemählde, welches in dem Kloster der Gnaden befindlich ist, in Mosaik ausführen wollte, erinnerte er sich, daß auch sein Gemählde ein Abendmahl darstelle. Er ließ es nun reinigen und restauriren, und die Kenner entdeckten zu ihrem großen Erstaunen in diesem unbemerkten Gemahlde das eigentliche Original des Leonardo da Vinci.

Gedruckt bey Anton Strauß in Wien.



Der Sammler

Donnerstag, den —— 110. —— 13. September 1810.

Die höhere und niedere Kochkunst der Alten.

Ohne das geringste von der Zubereitung der Speise-Materialien zu verstehen, welche dem Magen allerley Standes, Lebensart und Alters frommen, will ich nur einiges von dem überall, so auch hierin, fein unterscheidenden Volke, ich meine die Griechen, sagen, welche auch sogar im Fache der Kochkunst noch unübertroffen sind, und von welchen vielleicht die größten Hofköche unserer Zeit, wenigstens dem Grade nach, nichts voraus haben mögen, wenn sie nicht noch manches aus der griechischen Kochkunst für ihre Hofküchen brauchen können. Doch wozu lobe ich die griechischen Köche? Ich müßte den Beweis in Thatsachen führen, und dazu ist hier der Raum nicht. Wir wollen indeß die Griechen ja nicht für asiatische und insbesondere für persische Leckermäuler nehmen, die schwelgend den Gaumen damit kitzelten, wofür sie mit dem Magen büßen mußten; nein, Homer schmeichelt die Mäßigung als die schönste Tugend dem Jugendalter besonders ein. Wie hätten auch anders die Griechen, außer den vernunftmäßigen Schranken, in welchen ihre Körperlichkeit so ungezwungen spielte, die reine Menschheit so weit erreichen können? Man erstaunt, wie viel, wie fein jene so liebenswürdige Nation auch für den Magen, dem gewiß nicht im gröblichen Verstande bloß achtungswerthen ersten Principal des Menschen, sorgte. Wie wenig vermag der Mensch ohne guten Magen! Doch genug zur Einleitung.

Man unterschied bey den Griechen einen (er heiße) Kochkünstler oder Kochverständigen (*μαγειρος*) von einem bloßen Speisebereiter (*υψοποιος*). Und wer glaubt wohl, was sie von dem erstern alles für Kenntnisse verlangten? Nun, er mußte die tausendfältigen Mischungen der Speise-Materialien, ihre künstlichen Zubereitungen, die hundertfältigen Würzungen, sinnreiche Gestaltungen des Gebackenen oder sonst verdichteter Sachen verstehen — oder was außerdem alles in der Küche bereitet wird, um auf der Tafel alle Sinne zu ergötzen. — Nichts von alle dem wollen wir jetzt. Der Mundkoch (*μαγειρος*) sollte, so verlangte seine Hausherrschaft, alle einzelnen Personen des Hauses nach ihrer Leibes-Constitution kennen, und Jedes Magen studieren. Ehe er an die Bereitung seiner Speisen ging, mußte er bedenken, für wen er kochte. Keine geringe Sorge durfte ihm seyn, wie und wie viel er würzen sollte. Er mußte auf die rechte Zeit anzurichten Bedacht nehmen, und die rechte Anordnung der Gerüchte bey Tische verstehen.

Wenn er nicht alle vorwaltende Umstände zum Nutz und Frommen des Magens seiner Gäste wohl überdachte, so war es leicht, ihn zu der Classe gemeiner Küchenhandlanger zu regradiren, welche die Speisen aus dem gröbsten bereiten, Portionen schneiden, Gewürze stoßen, Feuer anblasen oder sonst dergleichen, was jede Küchenmagd weiß, besorgen. War also nicht ein grie-

chischer Mageiros eine Art Hausarzt? — Denn die Herren Ärzte werden mir nicht übel nehmen, wenn ich ihn ein Paar Minuten unter ihnen Platz nehmen lasse, da sie ja selbst eingestehen, daß eine gute Diät die bedingte Basis der Gesundheit sey. — Ja, ich habe den Streit bey einem griechischen Autor vor mir, wo sich ein Koch dieser Art seiner höhern Kenntnisse vor einem Arzte rühmt. Wir können nun auch denken, daß der griechische Koch der höhern Art, um seinem Posten recht vorzustehen, die Stelle unserer, ich will ein Mahl recht viel sagen, besten diätetischen Wörterbücher vertrat, daß er fast physiologische, chemische, und was weiß ich als Schulmann, für andere Kenntnisse der Heilkunde besitzen mußte, um den Gehalt der Speise-Materialien zu dem menschlichen Körper überhaupt, noch mehr seiner Haus-Individuen zu studieren.

Man erstaunt, habe ich gesagt und bleibe dabey, wenn man nur den Sammler der griechischen Sitten und Lebensart lieset, wie viel die Griechen, außer ihrer weitgetriebenen Kochkunst, natürliche und künstliche Nahrungs- und Arzneymittel verstanden, um dem menschlichen Körper in seinen Stärken und Schwächen beyzukommen. Die Griechen verstanden die Kunst, das Leben zu verlängern, nicht weniger als die, es methodisch zu verkürzen, trotz einer deutsch geschriebenen Makrobiotik und einer italienischen Giftbereitungskunst. Sie wußten dem kleinen Gott der Liebe durch medicamentale und diätetische Einwirkungen auf den Körper hinderlich, aber auch förderlich und dienstlich zu seyn.

Einen Umstand müssen wir aber doch noch berühren. Ich glaube nähmlich, die Griechen waren mehr practische Lebensverlängerer — dieß zeigen ihre Großthaten und Geisteswerke; und wir Deutsche sind mehr theoretische, weil man vielleicht unter uns manche schwelgende Herrchen und Dämchen gar hübsch à bon ton von der Makrobiotik schwätzen hört, die wegen erschlafften Sinns schon nicht mehr merken, daß sie ihre eigene Satyre oft sich selbst schwätzen. Wohl an! leben mögen auch die Griechen in der Kochkunst!

Perlet.

Der graue Tag.

Eingehüllt in Dämmrungs mildem Schleyer,
Umwebt, o stiller Tag! dein Nebelgrau
Der strahlenglühnden Sonne Himmelsfeuer,
Und wie in Wehmuthsflor steht Berg und Au.
Nicht mächtig herrschend, stürzend und gestaltend,
Bist du befreundet uns und leise waltend.

Lieblich borgst Du von der Nacht die Milde,
Süßlächelnd von dem Tag den halben Glanz
Klar thront der Landschaft thauiges Gebilde,
Verjüngt erscheint der Bäume frischer Kranz,
Froh opfernd wallen Dir durch kühle Lüfte
Der nicht gebeugten Blumen süße Düfte.

Frey hebt sich des Menschen Aug' zum Himmel
Und haftet fröhlich stolz am Wolkenflor;
Gemildert scheint durch Dich das Weltgetummel,
Und, lechzend sonst, jauchzt Dir der Vögel Chor.
Des Grases Häupter stehn in hellerm Grüne,
Und wählig schwärmt umher die leise Biene.

Hand in Hand wallt Heiterkeit und Stille,
Wie in der Vorwelt reinen Schäferlust;
Froh sieht der Mensch der Schöpfung ganze Fülle,
Und selig athmet freyer seine Brust.
Nicht wünscht er sehnlich her den leisen Abend;
Denn Tag und Nacht vereinigt sich ihm labend.

Dann gesellt die Hoffnung sich zur Freude;
Sein kühner Blick durchdringt den Himmelsflor,
Der, gleich der Zukunft, ernst im trüben Kleide,
Sich vor sein Schicksal stellt. Aufgeht das Thor!
Ein freudig Leben strahlt: er glaubt den Träumen —
Der Gläubige sieht sich in goldnen Räumen.

So erspäht er Trost sich selbst im Trüben,
Und weiß aus Dunkelheit auch Licht zu ziehn,
So bleibt er sanft im Streben und im Lieben,
Indeß des Gleichmuths Blumen ihn umblühn.
O Mensch! laß nimmer eitle Klage walten!
Geduld und Muth! dein Glück wird sich entfalten.

Wenn dein Geist in einsam düstrer Trauer
Vergebens nach Verwandten Seelen blickt,
Und bittrer Schwermuth schmerzlich kalter Schauer
Dir tiefe Wunden in dein Innres drückt,
Dann flehe schwächlich nicht nach Retterhänden,
Die, heut gereicht, sich morgen trüglich wenden.

Fehltest Du, so wage, Dich zu strafen!
Ermuth'ge Dich, Dir Schutz und Lohn zu seyn,
Und lasse dein Gewissen nimmer schlafen!
Steh fest, steh unerschütterlich allein!
Wer kühn und frey den eignen Weg sich bahnet,
Steht tadellos, so bald er sich ermahnet.

Die Welt ist dein, wenn Du nicht ihr gehörst;
Sie tadelt oft aus Furcht und lobt voll Scheu.
Wenn, hellen Blicks, Du dich nicht selbst bethörst,
So bleibst Du fehlend noch der Tugend treu;
Denn nur dem Liegenden erlahmt die Kraft,
Indeß der Starke sinkt, doch nie erschlafft.

Hülle, wie der Tag in seinen Schleyer,
Dich in dein ruhiges Gewissen ein!
Der Leidenschaften rastlos glühndes Feuer
Soll hinter sanften Flor nur thätig seyn.
So wird ein grauer Tag Dein ganzes Leben
Voll Seelenruhe freundlich still umgeben.

Kuffner.

Die Lappländer.

(Fortsetzung.)

Die Lappen und Schweden sind, wie sie sagen, Nachkömmlinge zweyer Brüder, wovon der eine sehr furchtsam, der andere aber muthig war. Es erhob sich einst ein schreckliches Ungewitter, worüber der eine so erschrack, daß er unter eine Pflanze kroch, die Gott, aus Erbarmen, sogleich in ein Haus verwandelte, und von diesem Herrn entstanden die Schweden. Der andere, der viel zu muthig war, ein wenig Blitz und Donner zu scheuen, verkroch sich nicht, und er ist der Vater der Lappen, die noch bis auf den heutigen Tag ohne Häuser und Bedeckungen leben. Das schöne Wunderbare in dieser Geschichte recht zu fühlen, muß man wissen, daß die Lappländer das furchtsamste Volk unter der Sonne sind, und daher zielen alle ihre Überlieferungen auf ihre Tapferkeit. Sie sprechen viel von Schlachten, die sie mit den Russen geführt haben wollen, und wissen die Schlachtfelder zu nennen. Diese Heldentugend verträgt sich vollkommen mit dem Abscheu, den diese Völker gegen den Ackerbau hegen: denn ein Lappländer würde sich gewiß nimmermehr entschließen, ein Haus anzulegen, oder den Acker zu bauen, wenn er nicht vielleicht einen ganz unersetzlichen Verlust an Rennthieren erleidet, von dem er sich nicht wieder erhohlen kann. Ja, sogar in solchen Fällen ziehen viele den Fischfang, das Hirtenleben, oder das Betteln noch vor. Das Fleisch der Rennthiere ist die gemeinste Speise dieser Völker, und sie können diese Thiere gewiß zu sehr vielen Absichten gebrauchen. Sie kleiden sich vom Haupt an bis auf die Füße mit ihren Häuten, und die sie übrig haben, vertauschen sie gegen Sommerkleider und Zelte, die ihnen statt der Häuser dienen. Sie haben von diesen Thieren fast durchs ganze Jahr Milch, welche sie im Sommer in dem Magen und andern Häuten derselben auftrocknen, im Herbst aber in kleinen Tonnen gefrieren lassen. Die Käse, die sie davon machen, sind nicht allein für sie, sondern auch für ihre Nachbarn eine sehr angenehme Speise. Das Blut und Mark der Rennthiere sind die schönsten Gerüchte der Lappländer; ihre Sehnen brauchen sie wie Bindfaden, und die Knochen und Hörner, nähmlich die Stücke, welche sie selbst nicht gebrauchen können, werden ihren Götzen geopfert.

Die Rennthiere sind indeß nicht das einzige Nahrungsmittel der Lappländer. Die Reichsten unter ihnen kaufen wohl gar, wenn sie des Sommers an die Gränzen von Norwegen reisen, Kühe und Schafe, die sie nicht eher schlachten, bis es zu schneyen anfängt. Sie gehen auch auf die Jagd, und nichts kann ihnen erwünschter aufstoßen, als ein Bär, oder Biber. Sobald sie einen Bär erlegt haben, stimmen sie einen besondern Gesang an, worin sie zuerst dem überwundenen Feinde danken, daß er ihnen gütigst nichts habe zu Leide thun wollen, und bewillkommnen ihn zu seiner Ankunft. Dann wenden sie sich in ihrer Danksagung zu der Gottheit, welche die Thiere zum Nutzen der Menschen erschaffen, den Menschen aber die Kraft und Geschicklichkeit, sie zu überwinden, gegeben hat. Kein Lappländer darf drey Tage, nachdem er einen Bären getödtet, bey seiner Frau schlafen. Dennoch findet man in Lappland viele Liebhaber der Bärenjagd.

Nach gesungenem Lobliede wird der Bär gemeiniglich ganz gekocht, und dann theilen sich diejenigen darin, die Theil an der Jagd gehabt haben. Die Knochen werden aufs heiligste gesammelt, und nebst zwey hölzernen Löffeln, einem Hobel, Messer und andern Geräthschaften vergraben; weil man sich einbildet, daß die Bären wieder auferstehen, und dann ihre Knochen und die übrigen Sachen vielleicht brauchen möchten. Daher sollen sie nicht leiden, daß ein Hund einen Bärenknochen wegtrüge, und wenn er ja mit einem durchginge, so würd' es ihm gewiß das Leben kosten; damit er einen von seinen eigenen Knochen hergebe, dessen sich der Bär, bey seiner künftigen Auferstehung, so gut er sich gebrauchen läßt, statt der Seinen bedienen könne.

Außer den Bären pflegen die Lappländer auch Pferde zu essen, die sie entweder zu dem Ende schlachten, oder von ungefähr todt finden. Sie sind auch keine Verächter der Hunde, Füchse und Wölfe. Doch diejenigen Lappländer, die sich auf die Fischerey legen, essen Zeit ihres Lebens nichts, als Fische, die sie auf allerhand Art zubereiten, und an verschiedenen Örtern zermalmen und stoßen, und mit gepulverter Fichtenrinde zu einem Brey machen. Bey allen Lappländern, sie mögen Fleisch oder Fische essen, ist das Kochen eine so edle Verrichtung, daß der Herr vom Hause eigentlich nur allein die Küche bestellen darf, der es doch aber mehrentheils seinem Knechte überläßt. Die Weiber dürfen keine Hand anlegen. Sie können sich noch viel damit wissen, daß man ihnen die Erziehung der Kinder überläßt; allein dazu werden sie viel zu unrein geschätzt, den Männern die Speisen zuzubereiten, oder das leckere Fleisch anzurühren, wovon eben die Rede war.

Wer sollte bey so viel Ekel — Liebe, und bey so viel Rauhigkeit — Odendichter in Lappland suchen? und den-

noch gibt es da sowohl diese als jene. Regelmäßige Oden aus Lappland! — Ein Liebhaber sucht sein Mädchen Orra im Felde, weil er sie in ihres Vaters Hause nicht besuchen darf. Man vergönne hier einigen Strophen den Platz:

„O, Sonne! deren holdes Licht
„zur Feldlust der Geliebten winket,
„o, mache, daß der Nebel sinket,
„bring' Orra mir vor's Angesicht.

„Wüßt' ich, sie irgendwo zu sehn,
„so wollt' ich auf die Fichten steigen:
„da sollte von des Gipfels Zweigen
„mein Blick des Mädchens Pfad erspähn. —

„Zu lange raubt mein Glück sie mir.
„Der kurze Sommer flieht geschwinde;
„doch fürcht' ich auch des Winters Winde:
„mich scheuchen Sturm und Nacht von hier. —

„Ach, lindert nichts den wilden Sinn?
„will meinen Schmerz kein Trost vertreiben?
„Toll ist's, zu gehn, und Tod, zu bleiben!
„geschwind, geschwind zu Orra hin!"

Eine andere Ode ist an das Rennthier des Liebhabers gerichtet, und fängt an:

„Mein Rennthier, lauf! und laß uns hurtig seyn
„in dieser Wüste, auf der Bahn der Liebe!"

Die nordischen Liebhaber pflegen nähmlich, indem sie, ihre Geliebte zu besuchen, durch Sümpfe und Moräste reisen, sich mit einem Liedchen die Zeit zu vertreiben. Diese Ode erzählt die Umstände des Liebhabers, die ihm nach und nach auf seinem Wege vorgekommen sind. Hier nur die vier letzten Strophen zur Probe:

„Ein Augenblick, da ich nicht bey ihr bin,
„jagt Gluth und Ungeduld in meiner Brust zusammen:
„Mein Rennthier, flieh! flieh, wie der Wind, dahin!
„beflügle deinen Fuß mit meiner Sehnsucht Flammen!

„Die herbe Mühe wird sehr wohl bezahlt.
„Du selber sollst erstaunt vor meinem Mädchen stehen,
„sollst jeden Reitz, wovon ihr Antlitz strahlt,
„sollst ihre Artigkeit und ihre Freude sehen.

„Doch, seht! sie schwimmt bereits voll Anmuth dort,
„zertheilt mit zarter Hand das Naß der stolzen Fluthen;
„der Wellen Kraft trägt ihre Glieder fort.
„wie durft' ich dieses seltne Götterglück vermuthen!

„Je mehr du eilst, du neiderfüllter Fluß,
„sie vor dem heißen Blick des Buhlers zu verstecken,
„je klarer wird dein Naß von ihrem Kuß,
„und läßt das lose Kind, wie schön es ist, entdecken."

Sind auch die Lappländerinnen für uns nicht liebenswürdig, so beweisen diese Oden wenigstens, daß sie gefallen können. —

Der Fleiß der Lappländer setzt sie in den Stand, nicht allein ihren Unterhalt zu gewinnen, sondern auch etwas auf die Pracht zu verwenden. Sie verfertigen sehr bequeme Kähne, welche so leicht sind, daß sie ein Mensch auf den Rücken forttragen kann. Ihre Schlitten verfertigen sie ganz und gar selbst, und man sieht einige darunter, die mit allerhand Figuren von Horn verziert sind. Ihre Nachbarn kaufen von ihnen kleine Büchsen und Körbe, und ihre Tobaksdosen, die mit Figuren ausgeziert sind, werden in allen nordischen Ländern sehr gesucht. Ihre Meisterstücke aber waren die Zaubertrommeln, deren sie sich sonst bedienten, das Vergangene und Zukünftige zu erfahren. Sie arbeiten auch Löffel von Horn, und jeder macht sich seinen eigenen Kalender, der aus kleinen Stücken Holz oder Horn besteht, an denen die Monathe, Wochen und Tage angezeichnet sind. Zu ihren Formen, und ihr Zinnzeug zu gießen, bedürfen sie keines Beystandes. Ihre Weiber besitzen eine große Geschicklichkeit, den Zinndrath zu arbeiten, womit sie die Wehrgehänge und Kleider ihrer Männer und das Geschirr der Rennthiere zieren. Sie wissen alle Arten von Häuten zuzubereiten, und alle Kleidungsstücke daraus zu verfertigen. Sie machen auch ihre Schlittschuhe und Spielkarten selbst. Man verfertigt bey ihnen Stricke von Baumwurzeln, und sehr gute und gleich starke Faden von Sehnen der Thiere.

(Der Beschluß folgt.)

Notitzen.

Frankreich. — In Gemäßheit eines kaiserl. Decrets, dessen Zweck die Aufmunterung der Manufacturen und Fabriken ist, hat der Präfect zu Aachen, Herr Ladoucette, in einer sehr zahlreichen Versammlung sieben goldene Ehrenmedaillen vertheilt, nahmlich: 1) den Herrn Dithley und Comp. für verschiedene Toilenetics; 2) Andreas Berens, für eine Papiersorte, welche die Nadeln vor Rost und Feuchtigkeit schützt; 3) Johann Kock, für rothgefärbtes baumwollenes Garn von ausnehmender Feinheit und Schönheit der Farbe; 4) Rethel und Comp., für Salmiak von vorzüglicher Güte; 5) Bunger und Barten, für Zwirnbänder aller Art; 6) Anton Funk von Cöln, für Bleyweiß von ausgezeichneter Güte; 7) Heinrich Nutten, für stählerne Spindeln um Kämme zu machen. Des Abends erschienen die gekrönten Manufacturisten im Schauspielhause, in der Loge des Herrn Präfecten, und wurden mit den lebhaftesten Beyfallsbezeugungen begrüßt. Wie wirksam muß nicht eine solche öffentliche Belohnung des Kunstfleißes für dessen Belebung und immer weiterer Verbreitung seyn.

Mehrere Corporationen, Innungen, Gesellschaften u. s. w. unterzeichnen sich sowohl in Paris, als auch in den Provinzialstädten zu jährlichen Beyträgen für den Fond der mütterlichen Gesellschaft, welche dadurch die ausgebreitetste Wirksamkeit zum Besten des Staats und der Menschheit erhalten muß.



Der Sammler

Samstag, den — 111. — 15. September 1810.

Korrespondenz zwischen einem Vater und seinem Sohne über den kürzesten Weg zum Ruhme.

Hochzuehrender Herr Vater!

Ich möchte gern ein berühmter Mann werden, und weiß nicht, wie ich es anfangen soll. Bitte daher, mich mit Ihrem väterlichen Rathe zu unterstützen.

Wahrscheinlich werden Sie mir rathen, daß ich mir Verdienste erwerben, etwas Großes thun, etwas Neues erfinden, oder ein wichtiges Buch schreiben soll. Allein, nachdem ich dieß alles von allen Seiten wohl überlegt habe, so will mir dieser Weg zum Ruhme nicht gefallen.

Erstlich ist der Weg des Verdienstes sehr unsicher. Ich kenne manchen Mann von großen Verdiensten, der kaum von seinen Nachbarn bemerkt wird; hingegen sind mir mehrere bekannt, die ganz ohne Verdienste hochberühmt geworden sind. Um etwas Großes zu thun, muß man große Kräfte haben, die ich bey mir nicht spüre; neue Erfindungen werden gewöhnlich durch den Zufall herbeygeführt, der, wie Sie wissen, nicht in unserer Gewalt steht. Ein wichtiges Buch zu schreiben, hat auch seine Schwierigkeiten. Man hat in allen Fächern schon wichtige Bücher. Wollte ich nun ein noch wichtigeres schreiben, so müßte ich viel Zeit darauf verwenden, dazu habe ich auch keine Lust. Ich werde den 7. Julius dreyßig Jahre alt, und wünsche bald einen Ruf zu einer einträglichen Stelle zu erhalten. Wollte ich nun es darauf anlegen, ein wichtiges Buch zu schreiben, so könnten leicht noch zwanzig Jahre verstreichen, ehe es zu Stande käme, und — dann ist es immer noch ungewiß, ob es mir Ruhm bringen wird.

Also, lieber Herr Vater! schlagen Sie mir, wenn Sie können, einen kürzern und sicherern Weg vor, zum Tempel des Ruhms zu gelangen.

Mit kindlicher Hochachtung bin ich

Ihr

gehorsamer Sohn,

Martin Cichorius.

Mein lieber Sohn!

Mit Vergnügen habe ich aus Deinem werthen Schreiben ersehen, daß Du wünschest, ein berühmter Mann zu werden. Dieser Wunsch macht Deinem Charakter Ehre. Auch stimme ich Dir darin vollkommen bey, daß die Wege, auf welchen man ehemahls zum Ruhme zu gelangen suchte, höchst beschwerlich und unsicher sind. Sie werden daher auch in unsern Tagen nur selten betreten.

Wir leben, mein lieber Sohn! in der Zeit der Surrogate, und haben, seitdem uns auch für unsern Herrn Gott ein Surrogat ist gegeben worden, fast für alles Surrogate. Schicke Dich in die Zeit, mein guter Sohn! und suche für das Verdienst, das Große, das Neue, das Wichtige ein schickliches Surrogat. Um Dir die Mühe des Suchens zu ersparen, so will ich Dir

nur sagen, daß ich es bereits erfunden habe, es ist — die Dunkelheit.

Schreibe ein Buch, das so dunkel und verworren ist, daß es Niemand versteht, und dein Ruhm ist gegründet.

Da wir bereits in allen Fächern der Wissenschaften mit dunkeln Büchern versehen sind, so schlage ich Dir die Forstwissenschaft vor, über welche mir noch kein unverständliches Buch zu Gesichte gekommen ist.

Gesetzt, Du verständest Dich dazu, so hüthe Dich ja, daß darin kein Wort vorkommt, bey dem sich der Leser etwas bestimmtes denken könne. Eiche, Buche, Tanne, Schlag, Aussaat und dergleichen alltägliche Wörter darf Dein Buch nicht enthalten. Durchblättere metaphysische, physische, chemische, mathematische Bücher; mache Dir aus den darin vorkommenden Wörtern eine Sammlung, z. B. transscendental, absolut, hypothetisch, Indifferenz, Stickstoff, Sauerstoff, Kohlenstoff, Wasserstoff, Gas, Caput mortuum, Sublimat, Potenz, Differenz, Quotient, Divident, Sinus, Tangent, rein gegeben; erfinde neue dazu, quirle dann alles wohl durch einander, und schaffe daraus eine Forstwissenschaftslehre.

Bey Erscheinung des Werks zeige eine edle Dreistigkeit! Kündige der Welt geradezu an, daß bisher noch gar keine Forstwissenschaft existirt habe, daß alle, die darüber geschrieben hätten, bloße Emppriker wären, die sich bis zur Aufsuchung der ersten Elemente nicht hätten erheben können. Verbinde Dich mit einem Paar Recensenten, welche die Freundschaft haben, in Deinen Ton einzustimmen. Da ich selbst Mitarbeiter einer gelehrten Zeitung bin, so kannst Du auf meine Posaune sicher rechnen.

Freylich wird es nicht an alten Murrköpfen fehlen, die bey Erscheinung Deines Buchs die Nasen rümpfen, es unwillig hinwerfen und sagen werden: es wäre kein Menschenverstand darin.

Da lache Du dazu, und antworte: „es soll auch kein Menschenverstand darin seyn. Der Menschenverstand ist die Sache mechanischer Köpfe, für die ich nicht geschrieben habe. Wer mein Buch verstehen will, der muß sich über den Menschenverstand auf einen höhern Standpunct zu erheben wissen."

Ja selbst der Tadel dieser Murrköpfe wird Deinen Ruhm begründen. Je lauter sie es werden lassen, daß sie Dich nicht verstehen, desto mehrere junge Männer werden sich finden, die versichern, daß sie sich durch die Dunkelheit durchgearbeitet, in das Innere des Buchs geschaut, und große Weisheit darin gefunden hätten, ja die mitleidig auf jeden herabsehen, der sich beschwert, daß er Dein Buch nicht verstehe. Der Beyfall der Jungen muß Dir aber werther, als der Beyfall der Alten seyn. Denn erstlich ist ihre Zahl weit größer, zweytens haben sie stärkere Stimmen und rüstigere Federn, als Männer, die schon die Zähne verloren haben und erst die Brille aufsetzen müssen, wenn sie eine Feder schneiden wollen.

Da wir jetzt auch viele Schriftsteller haben, die in dem Innern ihres Körpers einen sehr determinirenden Grund zum Schreiben fühlen, sich oft an den Schreibtisch setzen, ohne zu wissen, was sie eigentlich schreiben wollen, so wird sich mancher finden, welchem dein Buch willkommen ist, und der einen Commentarius darüber schreibt. Dann wird wieder ein anderer auftreten, der es auch commentirt, und zeigt, daß jener Dich gar nicht verstanden habe. Dieß gibt denn Stoff zum Streite. Der Nahme Cichorius kommt in alle Meßkataloge, prangt in allen gelehrten Zeitungen, und bald werden die Barkhausen, die Sukkow, die Burgsdorfe, die Hartige und andere Forstmänner verdrängt, und ihre Stelle nimmt Cichorius ein.

Folge mir, lieber Sohn! und hülle Dich in den Mantel der Dunkelheit! Der Schriftsteller, der deutlich schreibt, wird immer ein kleines Publicum finden, das aus Leuten besteht, die seiner Meinung sind; der dunkle Schriftsteller hingegen zählt zu seinem Publicum nicht nur diejenigen, die seiner Meinung sind, sondern auch diejenigen, die seiner Meinung nicht sind. Denn weil in seinem Buche alles dunkel, schwankend und unbestimmt ist; so glaubt ein jeder, wie in der Apokalypse, darin sein System zu finden. Ein deutlich geschriebenes Buch kömmt mir vor, wie ein Kastorhut, der nur auf wenige Köpfe paßt, da hingegen ein unverständliches Buch einem Hute von Gummi elasticum gleich ist, der über alle Arten von Köpfen, Groß- und Klein-, Dick- und Dünn-, Spitz- und Querköpfe, gezogen werden kann.

Der Schriftsteller, der darin etwas sucht, daß er bestimmt und deutlich schreibt, gibt allenthalben Blößen; jeder übelgewählte Ausdruck, jede falsche Behauptung, jeder Trugschluß springt sogleich in die Augen; aber der Mantel der Dunkelheit verdeckt alles, so wie ein guter Reisemantel den Höker, die krummen Schenkel, den Mangel eines Arms, und alle körperlichen Gebrechen verbirgt.

Ja, was das Wichtigste ist, in Dunkel gehüllt, wirst

Du unverletzlich seyn. Laß Hunderte gegen Dich auftreten, und Dein Buch bestreiten, Du stehest da wie ein Fels im Meere, an dem alle Wellen sich brechen. Auf alle Einwürfe, die Dir gemacht werden, hast Du nur eine, aber alles zerschmetternde, Antwort: ihr versteht mich nicht. Dann klagst Du über den Stumpfsinn Deiner Zeitgenossen, die nicht vermögend wären, sich eine Spanne hoch über das Gemeine zu erheben, viel weniger sich zu dem hohen Puncte empor zu schwingen, auf welchem Du stehst. Durch den Vorwurf des Stumpfsinns beschämt, werden Deine Gegner verstummen, und Du wirst als Sieger den Kampfplatz verlassen.

Nun erwarte ich von Dir noch Einwendungen, zu welchen Du hierbey auch die Widerlegung findest.

Wem, wirst Du vielleicht fragen, werde ich mit meinen dunkeln Schriften nützen?

Dir lieber Sohn! Du wirst ein berühmter Mann werden, für deine Schriften ein gutes Honorar, am Ende ein einträgliches Amt erhalten. Ist dieß nicht Nutzen genug? Muß Dir Dein Ich unter allem Denkbaren nicht das wichtigste seyn?

Aber Du wirst gewiß auch tausend Andern nutzen. Wie viele Buchdrucker, die jetzt immer wegen Arbeit verlegen sind, wirst Du durch Deine eigenen, und durch andere Schriften, die dadurch veranlaßt werden, in Nahrung setzen! Wie viele Procente werden durch den Vertrieb derselben die Buchhändler gewinnen! wie manchen Thaler werden die Buchbinder daran verdienen! und Deine Commentatoren, Deine Gegner, Deine Recensenten — wie werden sie Dich segnen, wenn sie das Honorar einstreichen, zu dem Du ihnen verhalfst. Niemanden wirst Du aber mehr nutzen, als den Forstmännern. Diese Leute, die bisher nur immer an der todten Materie klebten, und sich mit Aussaat und Baumfällen, Vermessung der Forste, und Ausmessung der Stämme beschäftigten, werden, wenn sie Dein Buch in die Hände bekommen, nach und nach lernen, sich über das Sinnliche zum Übersinnlichen zu erheben, und sich beeifern, den höchsten Punct zu erklimmen, wo alles in Eins zusammen fließt.

Wie steht es aber, wirst Du ferner fragen, mit dem Nachruhme?

Der Nachruhm geht mich nichts an. Du verlangtest ja von mir nicht zu wissen, wie Du Nachruhm, sondern nur, wie Du Ruhm erlangen könntest. Freylich ist es um den aus der Dunkelheit hervorgehenden Ruhm geschehen, sobald diese durch das schwärzere Dunkel eines neuern Schriftstellers verdunkelt wird, und reicht gewöhnlich nicht über das Grab hinaus. Ist aber der Ruhm, der auf dem Wege des Verdienstes erworben wurde, wohl dauerhafter? Wo sind die Nahmen der Männer, deren Großthaten vor zwanzig Jahren die Fama von Pole zu Pole trug? die Nahmen der classischen Schriftsteller, die immer mit Ehrfurcht genannt wurden? Vergessen sind sie. Werden sie ja bisweilen noch genannt, so geschieht es, um sie gegen die Nahmen unserer hochberühmten Zeitgenossen in Schatten zu stellen.

Um Dir jedoch Deinen Ruhm so lange als möglich zu sichern, will ich Dir noch ein Paar Klugheitsregeln geben, die Du aber ja gewissenhaft beobachten mußt.

Erstlich: Wenn Du ein Mahl in Dunkel gehüllt vor dem Publicum aufgetreten bist, so hüthe Dich ja, die Hülle abzulegen: hüthe Dich, je ein verständliches Buch zu schreiben. Es könnte Dir sonst gehen, wie jener Schönen, die unter der Maske entzückte, sobald sie aber den Bitten ihres Anbethers nachgab, und die Maske ablegte, ihn durch ihre Häßlichkeit zurückschreckte. Oder Du könntest das Schicksal Deines Schwagers Carottus haben, der durch seine Unverständlichkeit sich einen sehr ausgebreiteten Ruhm erworben hatte, und ihn durch sein verständliches Buch über die Münzwissenschaft verscherzte.

Aus eben diesem Grunde rathe ich Dir zweytens: daß Du nie eine Forstmeisterstelle annehmest. Ein Forst ist weder ein Buch, noch ein Katheder, und läßt sich nicht so leicht wie diese in Nebel verbergen. Laß Dir genügen mit einer gut rentirenden Lehrstelle der Forstwissenschaft. Hier hast Du am wenigsten zu besorgen, daß man Dich nöthigen werde, aus dem ehrwürdigen Dunkel hervor zu treten, hier kannst Du am längsten Deinen Ruhm behaupten.

Ich schließe mit dem herzlichen Wunsche, daß mein väterlicher Rath Deinen Beyfall haben, und die Befolgung desselben Dir die erste Stelle unter unsern hochberühmten Zeitgenossen verschaffen möge. Gruß und Achtung.

David Cichorius.

Der Maßstab.

(Wahre Anecdote.)

Der Doctor X — so heiße er aus guten Gründen — zu B.., bekannt als ein guter Arzt und jovialer Mensch, befand sich vor Kurzem am Tische eines Freundes; eine heitere Gesellschaft stimmte zu guter Laune,

und man trank ein Gläschen des köstlichen Weines mehr als gewöhnlich. Doctor X fühlt sich so eben ein wenig vom Weingeist aufgereitzt, als er zu einem plötzlich erkrankten Kinde in die Nachbarschaft gerufen wird. Er geht, findet das Kind ohne Besinnung, äußerst erhitzt, und hört, daß dieser Zustand ohne alle merkliche Zeichen eines Überganges eingetreten sey. Er greift an des Kranken Puls, schüttelt zweifelhaft den Kopf, wiederhohlt die Untersuchung, kopfschüttelt aufs neue, greift dann an seinen eignen Puls, dann wieder den des Kindes, und sagt endlich mit festem Tone: „Das Kind ist betrunken!"

Die Umstehenden lächeln, die Mutter widerspricht dem Arzte, dieser fängt noch ein Mahl die Manipulation an, untersucht des Kranken Puls, dann seinen eignen, wieder den des Kindes, und versichert dann noch ein Mahl und ganz entschieden: „Das Kind ist wahrhaftig betrunken! Lassen Sie es ausschlafen, und fürchten Sie nichts."

Die Mutter kann sich nicht von der Wahrheit des Ausspruches überzeugen. Der Arzt bittet; daß man die Wärterinn des anderthalbjährigen Knaben herbeyrufen möge: dieß geschieht. Er fragt, was mit dem Kinde vorgegangen sey; sie stockt, er setzt ihr härter zu, und sie gesteht, daß der Kleine in ihrer Abwesenheit — einen ziemlichen Trunk Branntwein, den sie, um eine Flasche zu leeren, in ein Trinkglas geschüttet hatte, genossen habe, wahrscheinlich in der Meinung, daß es Wasser sey.

„Sehen Sie" — spricht Doctor X — „das wußte ich wohl. Für einen solchen Zustand besitze ich eben in diesem Augenblicke den rechten Maßstab!" und geht lachend.

Nach einigen Stunden war der kleine Patient richtig wieder auf den Beinen. K——

Notizen.

Wien. — Die Herrn Veluti und Sibboni haben uns mit einer neuen Oper beschenkt: Coriolano; die Musik von Herrn Nicolini.

Der Ordnung nach sollten wir von dem Buche dieses Singspiels zu reden anfangen; denn: wenn der von allen großen Komponisten angenommene, und vorzüglich von dem unsterblichen Gluck durch die Ausübung bewährte Grundsatz, „daß eine gute Opernmusik bloß eine erhöhte Declamation seyn müsse," seine Richtigkeit hat; so muß doch Etwas zu declamiren da seyn. Es muß etwas Schönes zu declamiren da seyn, weil sich ohne einen schönen Text, keine schöne Declamation, und folglich — nach erwähntem Grundsatze — auch keine schöne Musik denken läßt. Nach diesem natürlichen, und einzig wahren Verhältnisse stünde bey einem Singspiele das Gedicht (das Buch) auf der ersten, und die dasselbe begleitende Musik auf der zweyten Stufe; so wäre auch der Dichter die erste, der Tonsetzer die zweyte, und der Sänger, welcher das vereinte Werk jener Beyden vorzutragen hat, die dritte Person. Allein wir sind — zumahl bey den italienischen Opern — so sehr daran gewohnt, gerade das umgekehrte Verhältniß beobachtet zu sehen, daß schon von dem Komponisten nur nebenher, von dem Dichter aber gar nicht mehr die Rede ist, dessen Arbeit man wahrscheinlich für überflüßig halten würde, wenn nicht Sylben da seyn müßten, um Töne vortragen zu können. Daher scheint es auch zu kommen, daß die meisten italienischen Operndichter ihren Nahmen gar nicht auf das Buch setzen; eine Bescheidenheit, die wenigstens dem Verfasser dieses Coriolans sehr gut zu Statten gekommen ist. Wenn wir uns auch des verlebten Helden nicht noch so lebhaft aus dem vortrefflichen Trauerspiele unsers hochverehrten vaterländischen Dichters erinnerten, würden wir diese Behandlung eines so fruchtbaren Stoffes dennoch unter aller Kritik finden.

Die Musik hat — mit der uns bekannten Oper Trajano, von eben diesem Tonsetzer, verglichen — wenn auch nicht viel mehr Originelles und Genialisches, doch eine fleißigere Bearbeitung, eine glücklichere Instrumentirung, und manche, durch diese beyden Mittel bewirkte, wirkliche Schönheiten, welche wir in den meisten Chören, in den beyden Duetten, und dem Finale des ersten Acts, dann in dem Duett der Veturia und des Sicinio, im zweyten Acte, zu finden glauben.

Herr Veluti hat uns durch seine schöne, gehaltvolle Stimme, und durch seinen empfundenen Vortrag, wie immer, in hohem Grade vergnügt. Auch Herr Sibboni sang seinen Part meisterhaft; nur wäre zu wünschen, daß er zur Anwendung seiner zahlreichen Verzierungen die Gesangstellen mit mehr Studium wählen möchte; denn, wenn z. B. der Tribun des Volkes bey der Anrede an die Bürger die erste Sylbe des Worts: Citadini! in einer Roulade von einigen vierzig Noten vorträgt, — welche Idee mag er damit verbinden? welchen Effect sucht er damit zu erzielen? — — Was für einen wohlthätigen Contrast bildete dagegen, in dem ferneren Gange der Oper, das einfache, höchst rührende: Madre! amici! des Herrn Veluti? —

Mlle. Fischer, (Volumnia) und Mlle. Buchwitser, (Veturia) sangen und spielten zur allgemeinen Zufriedenheit. Die anerkannten Verdienste der Ersteren bewährten sich aufs Neue in diesem Singspiele. Von der Matrone Veturia muß man übrigens rühmen, daß sie für eine Großmutter noch sehr blühend ausgesehen habe. — —

Die Herren Saal, Verri und Anders trugen zum Gelingen des Ganzen das Ihrige redlich bey.

Die neuen Decorationen erhielten den verdienten Beyfall; das Costüm war liberal und richtig; das Orchester erwarb sich gerechtes Lob, besonders zeichneten sich einige trefflich gespielte Solo aus; die Chöre waren stärker als gewöhnlich besetzt, welches, wie natürlich, zum bessern Gelingen der Oper wesentlich mitwirkte; eine unangenehme Störung der Illusion aber, die wir schon öfters bey italienischen Singspielen erfahren mußten, machte das Schreyen des Souffleurs.

M.

——⁂——

— Mehrere Herrn Abnehmer dieser Zeitschrift haben die sonst öfters hierin enthalten gewesenen Theater-Anzeigen vermißt, und die Meinung geäußert, daß die Erscheinung von Hrn. Castelli's Thalia die Redaction dieser Blätter bestimmt habe, des hiesigen Theaterwesens nicht mehr, oder wenigstens nicht mehr so umständlich zu erwähnen. Die, an neuen dramatischen Vorstellungen, wegen der Abwesenheit des größten Theils der Theaterfreunde, immer weniger reiche Sommerszeit, und der Land-Aufenthalt des Herrn Referenten, nicht aber die Thalia, waren Ursache an den hier selten erschienenen Theater-Anzeigen; mit denen in Kurzem wieder, wie vor dem, wird fortgefahren werden, und welche — da dieselbe Sache verschiedene Ansichten haben, oder die nähmliche Ansicht verschieden nuancirt werden kann — recht wohl neben dem angenehmen Blatte des Herrn Castelli bestehen können, ohne dasselbe zu kopiren, oder damit in eine unangenehme Collision zu gerathen.

D. R.



Der Sammler.

Dinstag, den ——— 112. ——— 18. September 1810.

Bruchstücke aus dem Tagebuche einer deutschen Frau auf ihrer Reise durch Holland im Sommer 1809.

Im August.

Meine Freunde hatten beschlossen, mir bey meiner Reise nach Amsterdam den doppelten Genuß zu verschaffen, sie ein Mahl zu Wasser und ein Mahl zu Lande zu machen. Ich bestieg also zu meiner Hinreise bis nach * * * einen Wagen, den sie hier Kierebu — Gott weiß, wie sie es schreiben! — benahmsen.

Er ist ganz wie ein Berner Wägle gebaut, und findet sich im armen Norden unter dem Nahmen Kibitka bey den Pohlen wieder, nur enger und mehr zum Erwärmen, also mehr zur Kälte eingerichtet. Hier ist es ein ziemlich hochrädriges, luftiges Gerüst, oben mit Wachstuch bedeckt, zu dem man hinten zwischen den Rädern einsteigt. Es gibt deren mit drey Sitzen, die also zu Landpartheien vorzüglich geschickt sind. Der Weg führte durch das niedliche Städtchen Woerden, bey manchem artigen Bauerngute vorbey, immer Gräben zu beyden Seiten, die man hier so gewohnt wird, daß ich bey deren Ermangelung bald sehr verwundert fragte: Wo das Wasser hin sey? — Woerden ist eine Festung, und die Wälle sind eben so zierlich und geschnitzelt, wie alles andere in dieser netten Stadt. So wie man sich der Gegend von der neuen Schleuse (nieuw Sleus) nähert, hören die Dorfwohnungen auf, und eine zusammenhangende Reihe von Landsitzen fängt an. Da der Anblick dieser allerliebsten, oft sehr prächtigen Wohnungen von dem Canal aus viel besser gesehen wird, die schönsten auch gegen das Wasser zu stehen, so will ich Euch bey Gelegenheit meiner Rückreise davon ein Wort sagen, und Euch jetzt plötzlich Abends neun Uhr vor die Thore von Amsterdam bringen. Die Amstel ist hier breiter, wie ich noch ein fließendes Wasser sah. — Der Himmel war umwölkt, aber der Mond spiegelte sich, so oft eine sanfte Luft den dunkeln Vorhang zerriß, in der stillen, kräuselnden Fluth. Wie wir nahe an der Stadt waren, ward das Schauspiel bezaubernder! jenseits des Wassers sah man unter den Bäumen hervor allenthalben die Lichter der Wohnungen schimmern, welche ohne Unterbrechung an der Amstel herlaufen, und diese Lichter spiegelten sich im Wasser, und zitterten auf der großen Fläche, und wurden jetzt von dem zarten Spiel der Zweige in tausend Funken getheilt, und zerflossen dann, von den kleinen Wellen fortgetragen, in tausend feurigen Strahlen — fern und nah glühten die Wellen und fern und nah glühte das Ufer — um uns sehr hohe Bäume, neben uns die freundlichen Häuser, die sie versteckten, und von denen wir wieder nichts als die Lichter wahrnahmen, und zuweilen einen Ton ruhiger Menschenstimmen, die der Zauberwelt den Stämpel der Wirklichkeit aufdrückten, ohne ihr die Anmuth zu nehmen, denn es waren gemüthliche Töne, die an keinen Schmerz erinnerten. Aber hätte sich zu diesem Schauplatz von Ruhe und

Größe und Unbegränztheit, durch halbes Dunkel und blendenden Glanz erzeugt — hätte sich hier der Zauber einer sanften Menschenstimme, einer Flöte — nur irgend eines Instrumentes hinzugefügt! — aber dieses Volk singt nicht, und tanzt nicht — denn das seltene Stampfen an Kirmesfesten heißt nicht tanzen — ein tanzendes Volk wartet nicht auf die Kirmes. — Die heilige Therese sagte vom Teufel: Der Unglückliche! er kann nicht lieben — und wenn ich die Mädchen vor ihren allerliebsten Häuserchen sitzen sehe, und die Familien so wohlgemuth vor ihren reinlichen Thüren, immer sitzend und immer klanglos, so möchte ich sagen: Die Unglücklichen, die nicht tanzen, können nicht singen!

Das weite Wasserbecken ward enger und wir kamen in die Stadt. Es ist eine wunderliche Empfindung, im Finstern in eine ganz fremde Stadt zu kommen — und nun noch in diese. Wohin ich blickte, schimmerte Wasser, und spiegelten sich Bäume — und Brücken, und Brücken, und wieder Brücken. An dem Ton des rollenden Wagens hörte ich wohl, daß die Häuser hoch waren um mich her, besonders an den Orten, wo ich kein Wasser schimmern sah, — da sah ich auch, daß ich in einer großen Stadt war, denn die geschmückten Kaufläden schimmerten von allen Seiten. — Neben den großen Canälen sah ich nicht so viel Kramladen, aber überall schien das Licht aus dem Kellerstock heraus, wo das Gesinde in der Reichen Häusern wohnt, vielleicht auch noch wie ehemahls mancher Hauseigenthümer, der so die Freude hat, sein übriges Haus zu schonen. Nach der langen Zeit, die wir fuhren, zu urtheilen, mußte die Stadt ungeheuer seyn! Endlich kam ich an, auf einem der schönsten Canäle, dem Kaisers-Canal. Meine erste Beschäftigung war das Lesen deutscher Zeitungen — ich hatte seit fünf Wochen keine rechtliche deutsche Zeitung gesehen! — Dann fragte ich auch noch Einiges, was Euch in Rücksicht dieses Landes auch interessirt — um die Bewegungen der Engländer. Wenn ihr die Einnahme von Vließingen hört, und die Bewegungen, die man wegen der Vertheidigung des Landes macht, werdet ihr sagen: aber was * * macht sie in der Galeere! — Lieben Kinder, heut zu Tage geht man dem Kriege nicht aus dem Wege! — Wenn die Sachen im Aprill anders gegangen wären, wie der Fall war, so hätte ich mich jenseits des Bodensees gerade in den Krieg hineingeworfen, nun reise ich nach dem sechsten und siebenten Julius nach Amsterdam, und finde die Engländer in Seeland — ich könnte im October nach * * gehen, und fände dort die Franzosen. Aber die Dinge gehen hier eben so, wie bey uns, unter gleichen Umständen — das heißt man schwatzt, schreyt, lügt, verwirrt die Begriffe, und vergißt nachzudenken, um nur nicht klüger werden zu müssen — gerade wie bey uns. Man war so eben durch die Nachricht einer allgemeinen Bewaffnung erschreckt — alle streitbaren Männer sollten sich — so sagte das Gerücht — bereit halten, gegen den Feind zu rücken. Streitbare Männer? — Man sollte denken, da setzte sich der größte Theil „in seines Nichts durchbohrenden Gefühle" hin und sönne nach, wie er seinen Sohn zu einem anderen Dinge bilden möchte, wie er selbst ist. — Ich weiß nicht, was an der Sache wahr ist, noch wie sie geendet hat, aber wenn ich auf der Straße ging, sah ich den mir begegnenden Männern immer an, ob sie wohl auch unter die „streitbaren" gehörten, und das Häuflein schien mir hier, so wie überall in einem gewissen Sinne nicht sehr groß werden zu wollen. Ein junger Mensch, den ich sehr häufig fischen, jagen und essen sah, so lange ich mit ihm auf dem Lande war, lernte mit der größten Eile die Becken schlagen, um unter der Feldmusik dienen zu können — als Gemeiner zu dienen, konnte er sich nicht entschließen, und Officier zu werden, konnte er nicht hoffen — also ist's hier wie überall. In * * hörte ich eine Mutter ihren Sohn bitterlich beklagen, weil er in seinem Standquartier nicht seinen gewohnten Wein hatte; in * * * bangte es einer andern vor der gefährlichen Wirkung, die es auf ihren neu angeworbenen Sohn haben mußte, alle Morgen früh aufzustehen; hier wird ein Jüngling lieber Spielmann wie Krieger — ist's wohl im Osten anders, wie in den andern Himmelsgegenden? — Kanns anders seyn? — wird's wohl anders werden? — Ich hatte in meinem Zimmer in Amsterdam eine herrliche Tusch-Mahlerey der liebenswürdigen Jennison, die Niederfahrt des Odin — eine von Hetsch's Gemählde sehr verschiedene Composition. — Ich habe auch das farbenlose Schwarz und Grau lieber, wie Öhlmahlerey zu diesem geistermäßigen Gegenstand. — Ich stand oft vor dem Bilde, und hätte die Zauberinn aus ihrer Felsengruft reißen und fragen mögen; ob unserer Söhne Söhne Männer seyn würden. — — — —

In mancher feinen Beschreibung von Amsterdam, welche der lernbegierigen Jugend gegeben wird, lernt man, daß daselbst die Kutschen auf Schlitten ruhen, um durch die Erschütterung den, auf lauter Pfählen gebauten, Häusern nicht zu schaden. Das kam mir immer sehr ängstlich vor — ich sah die Häuser vor mir stehen, wie ein blanc mangé. — Wie es ehemahls

war, weiß ich nicht, vielleicht ging man behuthsamer mit den Häusern um; jetzt rollen die Wagen ohne alle Rücksicht, und es wird hier mehr gefahren, wie an irgend einem Orte, den ich kenne, denn an wenig Orten sind die Wege so weit, und so viele Menschen in der schönsten Jahrszeit auf dem Lande. Zum gesellschaftlichen Verkehre werden die Canäle gar nicht gebraucht, leichte Gondeln gibt es also gar nicht; die zahllosen Fahrzeuge, die auf den Canälen liegen, gehören alle dem Handel. Der Anblick der Straßen längs den Canälen ist höchst angenehm! — Das Wasser ist trübe, und riecht an den meisten Orten, aber schlammicht sah ich es nirgend. An beyden Seiten steht eine Reihe großer Bäume, an vielen Orten ist sie doppelt, und zwischen dem Canal und den Häusern führt eine große gutgepflasterte Straße. Die Häuser, selbst die schönsten, reichsten, größten, haben noch das Ansehen von Privatwohnungen, weil nirgends Höfe vor den Häusern sind, wie in Paris. Warschau und dergleichen auch nur wenige Häuser große Einfahrten haben — meistens sehr mäßige Hausthüren, mit schmalen Treppen und Geländern versehen. Unter der Treppe der Hausthüre geht man ins Erdgeschoß einige Stufen hinab. Aber was diese Häuser so auszeichnet, ist die Vollendung in ihrer Gattung, die Ganzheit, Neuheit — die vielen hellen Fenster, das schöne Fensterglas, die vortrefflich vollendeten Mauern, die schneidenden Farben von Holzwerk gegen dieselben, die das Ganze so heben. Die Thüren und Läden sind meist dunkelbraun, die Fensterstäbe schneeweiß.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Stimme aus der Wüste.

Als hervor aus schaffender Hand der Mensch ging,
Da umfing in der Kinderwelt der Gottheit
Ahnung ihn, und er schuf mit Kinderswahnen
Selber sich Götter.

Wechselnd schauernd und froh im Gestalten-Kreise,
Den er zaubert' um sich. Das Kind ward Jüngling.
Lächelnd trat er hervor, und brach den Zauber:
Alles ward Spiel ihm.

Hellas Götter und Latiums Götter sanken.
Jupiters Blitz erlosch; in Poseidons Rechten
Bebte nicht mehr der Trident, und Plutos Nachtreich
Hellte Vernunft auf.

Nicht mehr tönte vom Licht die Säule Memnons;
Nicht mehr horcht' am Orakelmund die Thorheit.
Trüglich hallte durch Pythias Dreyfuß nicht mehr
Heiliges Räthsel.

Und Jehovah, der eifernde Gott Judäas,
Hegte nicht fürder den Groll. Die Priester-Satzung,
Sie, die lähmt den freyeren Sinn des Menschen,
Sank nun in Moder.

Doch tiefsinnend trat an des unbekannten
Gottes Altar der Mann. Es vereinten um ihn
Sich zerstreuete Häuflein. Alle hob schon
Ahnung des Höhern.

„Ach! das Band," so klagten sie, „ist zerrissen,
„Das vom Irdischen uns zum Himmel aufzog!
„Leit' uns, Wahrheit, hinauf zum unbekannten
„Gott, den wir ahnen!"

Da erscholl die Stimm' in der Wüste: „Bahnet
„Ihm, der da kommt und die Wahrheit lehrt, die Straße!"
Zwar sie tödteten ihn, der da rief: doch eitel
Blieb ihr Beginnen.

Schon gebahnt war ihm, der da kam, die Straße.
Schon erschien aus Isai's Stamm der Weise,
Der uns traulich mit Lehr' und Thaten leitet
Zu dem Ersehnten.

Frohe Bothschaft bracht' er vom Reiche Gottes,
Das auf Erden begann. Wer reines Herzens
Kindlich naht mit Vertraun dem Unbekannten,
Dem wird er Vater.

Er ist Vater der Menschen, Aller Vater!
Und er fodert in Tempeln nicht Verehrung.
Bethet im Geist ihn an, und in der Wahrheit,
Ehrt ihn durch Rechtthun!

Bürger dann des göttlichen Reiches, seht ihr
Hier schon offen den Himmel. Gottes Frieden
Senkt auf alle sich mild herab, und weihet
Alle zu Brüdern.

v. Halem.

Die Lappländer.

(Beschluß.)

Endlich machen sie auch ungemein brauchbare Bogen von steifem Tannen- und biegsamen Weidenholze, die sie eins aufs andere legen, und mit einem Leim zusammen befestigen, der auf folgende Art zubereitet wird. Sie ziehen einem Flußfisch, Nahmens Perche, die Haut ab, welche sie erst trocknen, dann aber in kaltem Wasser so lange einweichen, bis sich die Schuppen leicht absondern lassen. Hierauf nehmen sie vier oder fünf solcher Häute, die sie in eine Rennthiersblase oder in eine Birkenrinde thun, damit sie in der folgenden Bearbeitung nicht naß werden, und die Dünste allein bis zu ihnen hineindringen mögen. Wenn diese Häute wohl eingewickelt sind, werden sie eine halbe oder ganze Stunde in Wasser gekocht. Damit sie aber nicht oben schwimmen, sondern auf dem Boden des Gefäßes bleiben, werden

sie mit einem Steine beschwert, und haben sie lange genug gekocht, so nimmt man das Bündel heraus, worin sich dann die Häute in einen echten Leim verwandelt haben, welcher so zäh ist, daß das damit zusammengeleimte Holz nie wieder von einander geht, wenn man es nur so lange, bis der Leim völlig getrocknet ist, mit Faden fest umwindet, daß sich alles recht an einander fügen kann.

Im Winter handeln sie mit den Schweden, im Sommer aber mit den Norwegen. Die schwedischen Kaufleute gehen an die Oerter, wo sich die Lappländer zu ihrem Gottesdienste, oder Gericht zu halten, oder ihren Zoll zu bezahlen, versammeln. Da kaufen sie Rennthiere und ihre Häute, Vögel, Fische, an der Luft getrocknetes Rennthierfleisch, allerhand Pelzwerk, Käse von Rennthiermilch, Butter, Körbe, Stiefeln, Schuhe, Handschuhe und viel andere Sachen, die in Lappland verfertigt werden. Dagegen verkaufen sie den Lappländern Mehl, Tabak, Tücher, Hanf, eisernes und kupfernes Küchengeräthe, silberne Löffel, Armbänder, Wehrgehänge, Ringe, Becher, Äxte, Messer und Gabeln, Ochsenhäute, Pulver, Flinten, Bley, Stecknadeln, Schwefel, Zinn, Wein, Bier, Feigen, Federn, Pflaumfedern und andere Kaufmannswaaren, wovon diese im Sommer wieder etwas an den norwegischen Gränzen verkaufen. Im Sommer haben die Lappländer überhaupt keinen so vortheilhaften Handel, als im Winter: denn dann sind die Thierhäute nicht so gut, als in der Kälte, und daher verkaufen sie in Norwegen wenige Pelze und wenig getrocknetes Fleisch. Alle Handelswaaren aus ihrem eigenen Lande bestehen dann in Stricken von Baumrinden, und Käsen von Rennthieren. Dagegen versehen sie sich mit Filz, Kühen, Schafen, Schafhäuten, welche die reichsten Lappländer unter schönes blaues oder rothes Tuch füttern lassen, und sich ihrer zu Matratzen bedienen; ferner mit Salz, Tabak und besonders mit Branntwein. Als die Lappländer noch für Zauberer gehalten wurden, gewannen sie viel damit, daß sie den Schiffern die Zauberkarten verkauften, welche sie nur öffnen durften, wenn sie diesen oder jenen Wind auf ihrer Reise verlangten. Allein seit man weiß, was ihre Zauberey gilt, findet sich kein Käufer mehr für sie; und so hat dieser schöne Handlungszweig, ob er gleich ein Werk des bösen Geistes selbst seyn sollte, dennoch ein schnelles Ende genommen.

K. F. W. Fleischer.

Verzögerte Rechtspflege.

Vor achtzig Jahren lebte in Irland ein gewisser Burton, der in Dublin und Clonmel eine Wechselbank hielt, und einen so festen Credit hatte, daß man in Irland von einer recht sichern Forderung sprichwörtlich zu sagen pflegte: So gut, als Ben Burton. Nichts destoweniger geschah es, daß durch eine Verwicklung von Ursachen, die im menschlichen Leben gewöhnlich sind, der ehrliche Burton fallirte, und sein Vermögen unter Administration gesetzt ward. Die ruhmvolle Ungewißheit des Gesetzes verwandelte diese Kuratel in einen Erbschafts-Proceß, der 74 Jahre währte. Erst im vorigen Frühlinge wurde die Sache vor dem Gerichtshofe der Chancery zu Ende gebracht. Die Descendenten der ersten Administratoren bezahlten der Nachkommenschaft der ursprünglichen Gläubiger ihre respectiven Dividenden nach Maßgabe der Ansprüche ihrer Erblasser. Da der ganze Ertrag der Burtonschen Vermögensmasse auf Zinsen angelegt worden war, so hatten sich diese in so hohem Grade vermehrt, daß ein gewisser Herr Fitzpatrik, anstatt seiner ererbten Forderung von 970 Pf. Sterling, eine Dividende von mehr als 6000 Pf. Sterling erhielt. Il vaut mieux tard, que jamais!

Notitzen.

Wien, den 17. Sept. — Gestern erlitten die k. k. Hoftheater einen beynahe unersetzlichen Verlust; es starb der ehrliche, biedere Weidmann, im 69sten Jahre seines Alters: der seit sieben und dreyßig Jahren durch sein ächt-komisches Talent, und durch seine unerschöpfliche Laune das Publicum unterhielt, und einer seiner vorzüglichen Lieblinge war. Nur ein Paar ist uns von dem schönen theatralischen Vereine aus Josephs Zeiten noch übrig; mögen diese glücklicher als der Verstorbene, das vierzigste Jahr ihrer theatralischen Laufbahne erreichen, und die ihnen dadurch erworbene Einnahme, gestärkt durch das schöne Bewußtseyn, einen so beträchtlichen Zeitraum hindurch zur Unterhaltung des Publicums beygetragen, und sich die Liebe und Achtung desselben so verdient erworben zu haben, noch lange genießen! —

Schönbrunn. — Den 16. Sept. fiel plötzlich, nach einem beynahe ein Jahr dauernden Kränkeln, von dem er sich zwar seit einigen Wochen scheinbar erhohlt hatte, die Zierde der k. k. Menagerie, der männliche Elephant, und mit ihm verschwand die Hoffnung in Europa die Fortpflanzung dieses so merkwürdigen Thiergeschlechts vielleicht bewerkstelligen, und über diesen so dunklen Punct der Naturgeschichte dieses Riesen der Schöpfung Aufklärung erhalten zu können.

Gedruckt bey Anton Strauß in Wien.



Der Sammler

Donnerstag, den —— 113. —— 20. September 1810.

Bruchstücke aus dem Tagebuche einer deutschen Frau auf ihrer Reise durch Holland im Sommer 1809.

Im August.

(Fortsetzung.)

Sehr viele dieser Häuser sind sehr schmal und belehren den Vorübergehenden, daß ihre Bewohner noch immer in einer glücklichen Beschränkung leben, — wenn man eine Menge anderer Umstände damit vereinigt, fällt einem aber der fatale Brief von Werner an Wilhelm Meister ein, den er nach des alten Meisters Tod schreibt, und worin er die Beschränktheit seiner Wohnung, seines Tisches, so herausstreicht, und sich freut, daß ihn die erste verhindert Freunde zu logiren, und der letzte durch Wirthshauspartheieen ersetzt wird. — Die Kaufläden sind in den Nebengassen, denn so muß ich sie in Vergleich der Grabengassen doch nennen; diese haben nichts Ähnliches an Größe und Heiterkeit des Anblickes. — Rotterdam soll schönere breitere Gräben haben, aber nicht so große und schöne Häuser. — Die Kaufläden sind sauber, die Waaren vor dem Hause alle in großen Glasschränken aufgestellt, und an Silberzeug, Uhren, Porcellain, sehr reich. Doch glaube ich nicht, daß Jemand, der Paris und London gesehen, hier etwas bewundern kann. In den Artikeln schnell wechselnden, phantastischen Luxus, scheinen mir die Amsterdamer sogar noch zurück. Der Kreislauf muß vollendet werden, die ehrwürdige Größe muß dem zierlichen Glanze Platz machen, die mühsam erworbenen, sorgsam gehegten Reichthümer müssen in tausend Canäle wieder vertheilt werden, — ist das gut, — ich weiß nicht! in so fern es unvermeidlich ist, gewiß! — Aber weh thut es mir — — vielleicht mir weher wie den Vätern, die wunderbare neue Artikel am Ende des Jahres in ihren Haushaltsrechnungen erblicken werden, weher wie den Müttern, die ihren Jugendstaat verachten hören, und sich selbst in der sechszehnjährigen Tochter nicht wiedersehen. — Daß der lange zusammen gehaltene Reichthum vertheilt wird, ist's nicht, was mich betrübt, daß statt alten Sitten neue Sitten eintreten, ist's auch nicht! — aber ich vermisse einen gleichen Fortschritt in allgemeinen Kenntnissen mit der allgemeinen Verfeinerung, — denn so nennt man es ja ein Mahl! Hier und in der Schweitz — es ist mit viel sanftern Farben dasselbe Gemählde, was mir der Nordwesten von Europa zeigte; — ich glaube wir Deutschen haben das Glück gehabt, bey der überhand nehmenden Verfeinerung in der Allgemeinheit von Kenntnissen fortzuschreiten — was es uns genutzt hat? — das kann vielleicht nur das nächste Geschlecht beweisen, — ich würde mit dem höchsten Interesse denkende Männer über diese Verhältnisse der Wissenschaften, wozu ich das Erziehungswesen rechne, zu der Verfeinerung sprechen hören. — Unter den zahllosen Butiken, die hier in manchen Gassen unter jedem Hause sind, finden sich an der einen Seite der Börse mehrere Obstläden, die mir Koze-

bue's lebhafte Beschreibung des neapolitanischen Obstmarktes zurück riefen. Solche schöne Früchte sehen wir weder an der Elbe noch am Rhein, noch der Donau, — bis tief in das Haus hinein stehen sie amphitheatralisch aufgeschichtet in den mannichfaltigsten Farben, — Ananas mit ihren stolzen Kronen, Melonen von allen Gattungen, Pfirschen von unbegreiflicher Größe und den glänzendsten Farben, Trauben, die an Größe und Schönheit an Siciliens warmen Himmel erinnern; — diese Früchte alle werden in Treibhäusern oder Glaskasten erzogen, — der Weinstock wird umgebogen, und einige Fuß neben der Wurzel in einem Glaskasten gesperrt, der rund herum gemauert ist; hier zieht man ihn auf ein schräges Geländer, dessen höchster Punct 8—9 Schuh Höhe hat, und wie jedes andere Mistbeet mit Glasfenstern bedeckt ist. Der Stamm und die Wurzel ist also der freyen Atmosphäre immer ausgesetzt, und wird im Winter gegen die Kälte geschützt, indeß die Zweige durch den Glaskasten gehen. So ein Weinstock ist meine zwey Arme dicke. Jeden Morgen geht der Gärtner in den Kasten, sucht Fliegen und Gewürme ab, und schneidet mit einer Scheere jede angefreßne oder fleckige Beere aus der Traube, so daß die übrigen nicht angesteckt, noch ihnen der Raum genommen wird, und die reife Traube endlich ein Muster der Vollkommenheit ist. — Eben so biegt man die Pfirschbäume unter die Kasten, nur nicht seitwärts, sondern rückwärts. Die Früchte sind von vollkommner Schönheit und Wohlgeschmack; die schönsten Orangen, Citronen, Maulbeeren wetteifern mit allen Gattungen und Farben von Pflaumen; ich scherze oft mit meinen Freunden über die beschränkte Fähigkeit der Menschen, das Gute zu genießen, und möchte zuweilen weinen, daß ich so wenig Obst essen kann. Aber auch hier drängt sich der Gedanke des Künstlichen auf, und wie verschwindet dann ein Amsterdamer Obstladen, gegen die üppige Fülle eines Neapolitanischen! — Jeden Montag ist ein Blumenmarkt; dort findet man in einer langen, langen Reihe alle Pracht dieser sinnvollen, leicht gestalteten, schnell vorübereilenden, unaussprechlich schönen Schöpfung vereinigt. Mir ward wie einem Kinde zu Muthe vor Erstaunen und Freude und Wehmuth. Der Reichthum! Hohe Gerüste von der stolzen reichen Hortensia, über ihnen das zahllose Geschlecht der Geranien mit ihren glühenden Farben; dann die schönsten Nelken und Levcojen, Stängel mit zwanzig, dreyßig Blumen, so groß wie kleine Rosen — blühende Rosenstöcke jeder Gattung, Myrten, Granaten, Alles in der schönsten Blüthe — unter diesen in Töpfen gepflanzten Stauden, stehen dann zahllose Körbe voll großer Sträuße von allen Blumen der verschiedensten Jahrszeiten. Dieser ganze Handel wird von Juden getrieben, — sie kaufen dieses holdeste Geschlecht der gestalteten Wesen auf, und auch hier fallen die Fittige der Dichtkunst matt nieder, wenn der Fantasie die Vermittlung vorschwebt zwischen der schaffenden Natur und dem blühenden Mädchen, daß jetzt so einen Strauß an den Busen steckt — ein armseliger zerlumpter Jude! Und mir ist es doch, als müßte dieses Geschlecht heiter und freyerer hier umhergehen, wo es mit Blumen handelt. Den Amsterdamern weiß ich auch recht Dank, daß sie die Blumen gern so haben! Ich begreife nebenbey auch nicht, warum hier die Blumen viel mehr Schatten vertragen können, als bey uns. Hier in L. stehen im Eßsaal rothe Geranien und Hortensien in dem Kamin, der jetzt nicht geheitzt wird, und blühen nun seit vier Wochen heiter und lustig fort. Die Luft muß hier ganz eigene nährende Eigenschaften haben.

Mit welcher Neugier, nicht Erwartung — ich endlich an Hafen kam! Die Admiralität ist ein ungeheueres Gebäude, mit dem viele andere in Verbindung stehen. Gegen die Stadt zu trennt es eine sehr mäßig breite Straße von Wohnhäusern, die von Arbeitern beym Schiffsbau, oder Angestellten bey der Marine besessen werden. Bey dem ungeheuern Werth einer solchen Anstalt war es mir ängstlich, so nahe dabey die tägliche Gefahr von Feuersbrunst zu sehen. Auf der Wasserseite ist ein breiter, unabsehlich langer Quai mit den mancherley Bedürfnissen und Handwerkzeugen bedeckt, welche der Bau des eben in Arbeit sich befindenden Schiffes erfordert, oder mit Gegenständen zur Ausrüstung, welche die Nässe und Luft nicht angreift. Der Moment, endlich in der Wirklichkeit zu sehen, was das Auge so oft in mannichfaltiger Darstellung beschäftigte, ist äußerst wunderbar. Mein Kopf ward schwindlich, in der Bemühung das vorhandenen und vorgestellten zu entdecken, er ward schwindlich, die Erinnerung von der Gegenwart zu trennen, und die Gegenstände der Beobachtung von den Ideen-Verbindungen, in denen sie ihm immer interessant geworden waren. Der Anblick eines Kriegsschiffs machte mich bestürzt — nicht wegen seinem Ungeheueren, nein, die Größe ergriff mich gar nicht, sie wird durch den Raum, in dem es steht, durch die unabsehliche Wasserfläche hinter ihm, durch die große Steinmasse des Admiralitäts-Gebäudes vor ihm, sehr herabgesetzt — meine Bestürzung rührte daher, in einem Dinge

jetzt herum zu gehen, das ich eben so, in jedem Detail bisher vor mir auf einem Tisch hatte stehen sehen. Das schöne Modell des Schiffes Aurora, das auf der *** Bibliothek stand, war mir so lange interessant gewesen, war mir so gegenwärtig, daß ich jeden Winkel des Admiral Ruyter von 84 Kanonen, der so eben vollendet ward, erkannte und seine Bestimmung errieth. Dieses Schiff war bis aufs obere Verdeck und die Masten fertig, aber schon im See, doch noch innerhalb des Werftes, und noch lang nicht ganz ausgerüstet. Ich wußte noch nicht, daß ein Schiff in einem so unvollkommenen Zustande, vom Stapel gelassen würde. Man machte mir hier begreiflich, daß es nöthig sey, dieser ungeheueren Maschine Wassertiefe zu geben, ehe sie durch völligen Ausbau alle ihre Schwere erlangt habe. Mir war bey dem Umhergehen neben den Kanonen, dem Takelwerk, dem Anblick der Fensterscheiben in der Kajüte, bey den Näthen in den Segeln, wie es mir oft im Fieber war, wenn Gegenstände von gewöhnlicher Größe plötzlich sich zum Ungeheuern ausdehnen — wie Faust, da der Pudel zum Elephanten wird — der Admiral Ruyter, der weder Mast noch Takelwerk hatte, fiel mir von aussen nicht auf wegen seiner Größe, allein wie ich auf dem Verdeck umherging, und vom Schnabel zum Steuer hinabsehen konnte, da ergriff mich der Gedanke des Menschenwerks! Nun mahlte ich mir die Auftritte, zu welchen dieses Schiff bestimmt war, nun dachte ich mir die Jahrhunderte, die verflossen, ehe dieses ungeheure Gebäude bis auf jeden Zoll seines Raums berechnet auf dem pfadlosen Ocean segeln konnte — ich dachte mir Agamemnons schön geschnäbelte Schiffe neben dieser stolzen Wellenköniginn — ich dachte mir die Schlacht bey Salamin, und den Kampf zu welchem dieser Riesenbau bestimmt ist. — O ich hätte Vieles Vieles darum gegeben, eine halbe Stunde hier allein bleiben zu dürfen! ich sah den Mastenwald entlang hinab nach Osten, und den Mastenwald hin, wo die Sonne sank und über die trüben Wellen, die ihre salzige Fluth mit dem nahen Ocean verbinden, und vermahlte die neuen Bilder meiner Seele mit euerm Andenken, meine Kinder, und dem des theuern Todten, der im Jahre 91 an demselben Platze ein Kriegsschiff ins Meer gleiten sah. Die verschiedenen Gestalten der Schiffe sind bemerklich — die feste, breite Philistergestalt von den Kauffahrern, die leichte pfeilschlanke Form der Fregatte — es lag eine, die Morgenstunde genannt, dicht an der Brücke, so nett angestrichen, die Fenster der Kajüte so klar, die Rahmen schneeweiß, die Wimpel flatterten lustig und sie schien mir der Aal unter den Schiffen zu seyn.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Herzog von Ossonna. *)

Ossonna zog an einem Feste
In seiner Würde Glanz von Haus,
Und übte jetzt das schönste, beste
Von allen seinen Rechten aus.
Denn einem Sclaven der Galeeren,
Wie ihn sein Wille sich erkor,
Durft' er der Freyheit Glück gewähren,
Das jener durch das Recht verlor.

Er gehet sinnend durch die Reihen,
Wo Schmerz aus allen Blicken spricht;
Und Allen mögt' er gern verzeihen,
Den Einen wählen kann er nicht.
Sie strecken Alle ihre Hände
Mit Bitt' und Jammern in die Höh'n,
Und jeder hofft in ihm das Ende
Des ungeheuren Leids zu sehn.

Der eine rufet: unverschuldet
Drückt mich die ungerechte Last;
Der andre klagt: was ich erduldet,
Ist mehr als eine Seele faßt.
Ein jeder spricht mit regem Feuer,
Er sey nicht böse, wie er schien,
Und wirft beredet seine Schleyer
Auf die bestraften Schulden hin.

Ein Jüngling steht in Ruh und Höhe,
Und schaut zum weiten Ocean,
Vom Fürsten abgewandt, als gehe
Ihn diese Scene gar nichts an,
Da dieser schnell sich zu ihm kehret
Und spricht mit königlicher Huld:
Ich habe Alle nun gehöret,
Allein was war denn deine Schuld?

„O ich, mein Herzog, ich bin schuldig
„Und übels hab' ich viel gethan,
„Drum trag' ich ruhig und geduldig,
„Wie nur ein Mann ertragen kann.
„Ich wünsche mich auch nicht befreyet
„Von dieser Last, wie sehr sie drückt,
„Wenn mir nur einstens Gott verzeihet
„Und mild sein Richterauge blickt."

Der Herzog, obschon tief gerühret,
Scherzt: Schuldig bist du hier allein,
„Und daß dein Beyspiel nicht verführet,
„Darfst du bey Braven nicht mehr seyn. —
„Du kannst dein Leben ferner weihen
„Der Reue, wie du hier geweiht,
„Und möge Gott dir so verzeihen,
„Wie dir der König heut verzeiht."

*) Spanischer Vice-König von Neapel.

Aphorismen.

Da bey den Metallarbeitern das Metall poliren kunstgerecht gerben genannt wird, so könnte man ja wohl die feine polirte geglättete Welt gar füglich auch die gegerbte Welt nennen.

Gradiren heißt unter andern auch, den edeln Metallen durch den Zusatz von Roth und Weiß den gehörigen Gehalt und die gehörige Farbe geben. Wie wäre es demnach, meine Damen, wenn Sie diesen Kunstausdruck auch bey Ihrer Toilette einführten, und sich in Zukunft nicht mehr schminkten, sondern gradirten?

Gewisse Leute können durchaus nicht begreifen, wie man ein Mensch von Ehre seyn kann, wenn man nicht den Muth hat, von Zeit zu Zeit sich tüchtig zu prostituiren.

Joh. Eremita.

Notitzen.

Wien, den 19. September. — Gestern Abends gegen sechs Uhr wurde in der Metropolitankirche St. Stephan das feyerliche Leichenbegängniß des kaiserl. königl. Hof-Schauspielers, Herrn Joseph Weidmann, gehalten. Das sämmtliche Personale der k. k. Hof-Theater versammelte sich in der Kirche, um den Leichenzug zu begleiten; unter ihm sah man mit Rührung den ehrwürdigen fünf und achtzigjährigen Veteranen Jaquet, an der Hand seiner vortrefflichen Enkelinn Mademoiselle Adamberger. Wer dachte bey seinem Anblick nicht an seine Töchter, Katharina Jaquet und Adamberger, wovon die erstere nur so kurze Zeit als ein Stern erster Größe am theatralischen Horizonte glänzte, letztere uns durch so viele Jahre durch ihr naives Spiel entzückte, und uns immer unvergeßlich bleiben wird? Vor Anfang des Leichenzuges wurde eine von Herrn Castelli verfaßte Trauerode ausgetheilt. — Die Thränen, die viele seiner die Leiche begleitenden Collegen und viele Anwesende vergossen, waren das schönste Zeugniß, was uns der Verstorbene als Mensch und Künstler war. — Über beydes ist nur eine Stimme: Deutschland hat gegenwärtig keinen Schauspieler, der im fein- und niedrig-komischen Fache sich mit demselben messen durfte. Mit dem tiefsten Studium der Natur verband er die glücklichste Laune, und einen, bis in sein spätestes Alter, immer gleichen Fleiß. Nie sah man ihn nachläßig spielen, und noch am 7ten d. M. (folglich 8 Tage vor seinem Tode) gab er die Rolle des Commissärs Wallmann in Iffland's Aussteuer mit all dem Feuer, das dieser schwere Part verlangt. Ungeachtet er in niedrig-komischen Rollen nicht nur dem Kenner zu vergnügen, sondern auch dem ungebildeten Theile der Zuseher zu gefallen wußte, hat man doch nie Zoten, oder pöbelhafte Ausdrücke von ihm gehört, es wäre denn, daß sie ihm vom Autor in den Mund gelegt wurden; und selbst in hochkomischen Scenen fiel er nie weder in Unschicklichkeit noch in Übertreibung. In seiner frühern Zeit waren der Bettelstudent, der Bediente im Kobold (in welchem Character er in der k. k. Hoftheatergallerie gemahlt und sprechend getroffen zu sehen ist) und der Schulmeister im Findelkinde, seine beliebtesten Rollen; späterhin erntete er seine Kränze als Kammerrath Hypeldanz im Epigram, als Konsulent Wachtel in den Hagestolzen, als Commissär Wallmann in der Aussteuer, als Karl in der Reise nach der Stadt, als Johann in der Entführung, als Figaro in den beyden Figaro, als Wallen in den stillen Wässern, als Gärtner im verbannten Amor u. s. w. — Man müßte alle Rollen nennen, die er spielte, wenn man alle die aufführen wollte, in denen er unübertrefflich gespielt hat. Nie hat wohl ein Schauspieler, in einer Laufbahne von 37 Jahren, sich eines ununterbrochenen, und einstimmigeren Beyfalls mit größerem Rechte erfreut, als unser unvergeßliche Weidmann!

Leider haben wir dermahl keinen Künstler, der uns seinen Verlust ganz zu ersetzen vermag; denn obschon wir wünschen und hoffen, daß Herr Roose Weidmann's feinkomische Rollen (ein Fach, in dem er so sehr Meister ist) übernehmen werde; so fehlt uns doch an einem Schauspieler für die niedrigkomischen Parte; indem Herr Baumann, da er nicht schon ein Weidmann ist, es wohl schwerlich mehr werden wird. Herr Castelli hat uns in seiner Thalia eine ausführliche Biographie des Verstorbenen versprochen, welcher wir mit Sehnsucht entgegen sehen.

M.

Wien. — Am 16ten dieses gewährte das Gesellschafts-Theater in Meidling seinen Gästen einen besonders angenehmen Abend durch das Kotzebuesche Lustspiel: die Einquartirung, und durch die Operette: Der Dorfbarbier. Es wäre beynahe unmöglich, zu entscheiden, welcher Part in dem Lustspiele am besten gespielt wurde; so vortrefflich war das Ensemble, mit dem es gegeben ward. In der Oper haben sich vorzüglich die Rollen des Lux und des Adam ausgezeichnet. Letztere ist die beliebteste Rolle des Hofschauspielers Baumann; doch glauben wir behaupten zu dürfen, daß sie hier — wenn nicht, durch Vermeidung mancher unschicklichen Übertreibung, gewonnen — doch gewiß nichts verloren habe. Überhaupt wird jeder Kenner mit uns übereinstimmen, wenn wir versichern, daß man bey dieser Gesellschaftsbühne ganz darauf vergißt, Dilettanten vor sich zu haben, ja daß man den Mitgliedern dieser Gesellschaft mit Billigkeit sogar einen Vorzug vor Professoren der Kunst darin einräumen muß, daß jene, welche ihre täglichen Amts- und Privatgeschäfte zu besorgen haben, und die Schauspielkunst in ihren wenigen freyen Stunden nur als Zeitvertreib betrachten können, nicht so, wie diese, all ihr Studium, all ihre Kräfte, und all ihre Zeit darauf verwenden können. Bey diesem Umstande wird man es wirklich bewunderungswürdig finden, daß diese Gesellschaft jeden Sonntag neue Stücke aufführt, und daß in diesen Stücken — obschon manchmahl im Laufe der Woche, kaum zu einer oder zwey Proben Zeit gewonnen werden kann, — nie die mindeste Stockung, und nie eine Illusion störende Mitwirkung des Souffleurs zu bemerken ist. Vorzüge, die selbst dort nicht immer anzutreffen sind, wo man sie zu verlangen berechtiget wäre. —

Am Ende der Vorstellung lud Herr Castelli (im Charakter des Schulmeisters, den er im Dorfbarbier gespielt hatte) die Anwesenden durch einen trefflich verfaßten, und eben so declamirten, gereimten Epilog ein, sich künftigen Sonntag, an welchem das Singspiel: die beyden Füchse, zum Besten der Armen in Meidling werden gegeben werden, wieder zu versammeln, und es ist nicht zu zweifeln, daß die Absicht der edlen Schauspieler auch dieß Mahl die wohlthätigsten Folgen haben werde.

M.

Gedruckt bey Anton Strauß in Wien.



Der Sammler.

Samstag, den —— 114. —— 22. September 1810.

Gemählde der Vermählungs-Feyer bey den Samnitern.

Aus dem Italienischen. *)

Schon führt die Sonne den Tag wieder über die Berge Samniums herauf. Heute ist das Triumphfest der Liebe. Siehst du, welch große Volksmenge auf dem Forum versammelt ist? Ganz Samnium ist in einer Stadt vereint. In der Mitte erblickst du die Opfer, die Gefäße und das heilige Geräthe; jene dort, die es umgeben, sind die Priester und Diener des Tempels. Zunächst an diesen sind die Richter, denen die Sorge übertragen ist, die Tapferkeit mit den Gaben der Liebe zu lohnen. Zur Seite der Richter stehen die Jungfrauen, die zu Bräuten bestimmt sind. Du siehst sie in weißen Gewändern, um die Stirn einen Kranz von Rosen geschlungen, die erst in der verflossenen Nacht aufbrachen: die heilige Sitte fordert, daß sie die Sonne zum ersten Mahle sehen, um das Bild der Unschuld und Reinheit um so treffender auszudrücken. Die Mütter sind mit Purpur geschmückt: für eine Mutter ist der Tag, an dem sie nach heiliger Sitte der Hochzeitfeyer dem Vaterlande eine Tochter reich an Schönheit und Tugend schenkt, ein wahres Triumphfest. Auf der andern Seite siehst du die Jünglinge bewaffnet; aber ihre Waffen deuten nicht auf Krieg: an einem der Liebe und dem Frieden geheiligten Tage wäre es jedem andern Bürger verbothen, Waffen zu tragen; aber diese, mit denen die Jünglinge geschmückt sind, sind die Beute der besiegten Feinde. Merke! an einem so festlichen Tage siehst du weder Gold, noch Silber, noch Edelsteine; die Religion verbiethet sie als Dinge, welche die Tapferkeit sclavisch, die Liebe feil machen.

Die heiligen Trommeten ertönen. Das ganze Volk bewegt sich im feyerlichen Zuge gegen den Tempel der Göttinn. Voran geht die zarte Jugend, welche die Waffen noch nicht führen kann; vor ihr wird die Bildsäule des Kriegsgottes getragen: die letzten im Zuge sind die rüstigen Streiter, welche die Bildsäule der Siegesgöttinn begleiten, deren Gunst sie diesem Volke mit dem Opfer ihrer schönsten Jahre oder eines Theils ihres eigenen Lebens erworben haben.

Hörst du, wie tief der majestätische Gesang jenes Loblieds, welches die Priester der Schutzgöttinn Samniums und der hochzeitlichen Feste weihen, in der Seele wiedertönt? Hörst du sie singen: auf ihr Machtwort habe die Liebe die Erde das erste Mahl angelächelt, als die alte Verwirrung der Dinge verschwunden und des Himmels Licht die Erde befruchtet, und die getrockneten Wasserfluthen, die sie bedeckten, sie zu einer für das Leben der Menschen geeigneten Wohnung gemacht haben. „Von dir, o Göttinn! stammt jener belebende Geist, der auf seinen Fittigen die fruchtbaren Regen und Winde, und Zeiten und Jahreswechsel herbeyführt,

*) Die Quelle ist das vortreffliche Werk: Plato in Italien.

die von dem Vater der Götter für die Erhaltung und nützliche Thätigkeit und die Ruhe der Sterblichen bestimmt sind. Du thronst in dem Himmel als Jupiters Gattinn. Bisweilen gefällt es dir einher zu schreiten auf den Gipfeln des Matesis eingehüllt in schwarze Wolken, welche der wirbelnde Südwind verdickt: der Blitz geht vor dir her; die Wolken rauschen unter deinen Tritten, und lösen sich bald in fruchtbare Regengüsse, bald sich über einander wälzend auf dem waldigen Bergrücken breiten sie sich hinab in die weiten Thäler, durch die der Tifernus, Volturnus und Caloris dahin fließen, mit unermeßlichen Nebeln. An dem heutigen feyerlichen Tage aber steigst du herab zu deinem Volke, das dich als seine Mutter und Königinn anbethet, und knüpfst mit deiner gnädigen Hand die heiligsten Bande, um jene Versprechen zu erfüllen, die du einst unsern Urvätern gabst, als sie gerettet aus der Zerstörung, die Jupiters Gerechtigkeit über alle Dinge verhängt hatte, sich das erste Mahl an den Ufern dieser Flüsse vereinigten. Die Gemüther waren noch von Trauer, von Schrecken, von den mannigfaltigsten Bildern des Todes erfüllt; die Herzen noch von Angst und Zweifel und Argwohn bestürmt; der Mensch war in den Augen des andern furchtbarer als der Wolf, der unsere Heerden verschlingt. An den Ufern der Flüsse und an heiligen Quellen sahen sich die Menschen, und wechselten die ersten Worte des Friedens und der Freundschaft; die schüchternen zarten Mädchen kamen, das Wasser zu schöpfen, und kosteten hier die Liebe. Aber sie waren den Rüstigsten zur Beute, die sie an den Haaren faßten, und weinend in ihre väterlichen Höhlen schleppten. Du aber, Beherrscherinn! lehrtest die Männer zuerst einen ruhmvollern Sieg und eine süßere Herrschaft. Auf dein Geboth spricht nun der tapfere Jüngling im Angesichte des ganzen Vaterlandes: dieß ist das Mädchen, das ich zur Gefährtinn meines Lebens erwähle. Und von dir lernten die zarten Mädchen ohne Röthe den Tapfern nennen, welcher der Vater ihrer Kinder war. Von dir, o Königinn! sind die heiligen Gebräuche, die wir jedes Jahr bey der Wiederkehr des Frühlings an dieser Stelle erneuern. Empfange, o Göttinn! die Gelübde, die von Ehrfurcht durchdrungen dein Volk an dem heutigen Festtage dir darbringt."

Schon naht der feyerliche Zug der heiligen Stätte. Vollendet sind die Opfer, das ganze Volk reiht sich in Ordnung in einem unübersehbaren Amphitheater. Zur Rechten sitzen die Väter, ihnen zur Seite stehen die Jünglinge, zur Linken die Mütter, diesen zur Seite die Jungfrauen. O! mit welcher heißen Begierde durchfliegt das Auge des Zuschauers die Menge der mannigfaltigen Gebilde der Schönheit, die ihm die beyden Gruppen darbiethen. In den Jünglingen ist die natürliche Schönheit der Gestalten erhöht von den rüstigen körperlichen Übungen und dem gewohnten Kriegsdienste, ja, sie schienen beynahe wild, wenn sie nicht an diesem Tage von dem Wunsche zu gefallen gemäßigt und geschmeidig gebildet wären. In den Jungfrauen würde an den von Natur schmachtenden Gestalten und bey dem gränzenlosen Streben zu gefallen die Schönheit zu weibisch erscheinen, wenn sie nicht von den edeln Übungen gestärkt wäre, in denen sie die Erziehung gewöhnt, um die Wette und den Kampfpreis zu ringen — wenn sie nicht belebt wäre von der Liebe zum Ruhme und zum Vaterlande. Von beyden Seiten siehst du bald feurige, bald schmachtende Blicke fliegen; Seufzer des Verlangens, der Hoffnung, der Furcht; geheime Gelübde und Versprechen, die mehr sagen, als alle Worte. Die Liebe und die Tapferkeit umarmen sich; hold lächelt der Ruhm, und das Vaterland triumphirt.

Die Richter setzen sich. Auf den Schall der majestätischen Kriegsmusik treten die Feldherren hervor, mit dem Nahmenverzeichnisse der tapfern Streiter in der Hand, die sich unter ihren Fahnen, ja selbst unter ihren Augen edle Verdienste um das Vaterland erworben haben. Wie mächtig steigt das Pochen jeder Brust! ... Stille! Wir hören den Herold, der die Nahmen der Tapfern ausruft! ...

Marcus Gellius, Cajus Sohn...

Noch hat der Herold des Urtheils Ausruf nicht vollendet, und schon ist der Boden mit einem Blüthenregen überdeckt. Jeder aus dem Kreise der Jünglinge hat schon der Schönen, der seine geheimen Seufzer galten, seinen Blumenkranz zugeworfen. Schon sind sie mitten im Amphitheater: schon hält jeder die an der Hand, für die er allein zu siegen wünschte, und des Sieges sich freut. Einige der Mütter folgen ihren Töchtern, andere eilen die Mutter ihres neuen jungen Eydams zu umarmen; die Väter wünschen sich gegenseitig Glück: der ganze Kampfplatz wiederschallt von den Nahmen der Sieger und Mädchen; und das Echo wiederhohlt sie bis von den Schluchten des nahen Matesis her.

Aber wer ist dort jener ehrwürdige Greis, der in der Mitte der jungen Verlobten erscheint, und den sie alle wie ihren gemeinschaftlichen Vater grüßen und ehren? Er redet — Auch ich hatte einen Sohn, und dieser Sohn hätte heute zugleich mit euch den Lohn seiner

Tapferkeit erhalten. Hat er nicht einst mit euch gekämpft, ihr Tapfern? . . . Trauriges Schweigen bindet aller Zungen, sie treten zurück und bilden einen weitern Kreis um ihn: auf aller Augen sah man gleichsam nur eine Thräne glänzen . . . Er aber: Ist dieß etwa ein Tag der Trauer? Kennet ihr meinen Sohn anders als tapfer? Er war der Tapferste, wiederhohlen alle. — Daran genügt mir: ich hatte nur den Wunsch, einen tapfern Bürger aus meinem Sohne zu bilden; ich habe ihn erreicht: ich maßte mir nie an, für ihn Unsterblichkeit zu verlangen. Er ist gefallen, wie die Tapfern fallen: sein Nahme ward zugleich mit den Nahmen seiner tapfern Mitstreiter ausgerufen: seine Asche ruht in dem Grabe der Helden. Er liebte Calavia, und Calavia war seiner Liebe würdig. Calavia's Bruder liebte meine Tochter, und meine Tochter liebte ihn. Ich bath die Götter, sie möchten meinen Sohn der Calavia und meine Tochter ihres tapfern Bruders würdig machen. Die Götter haben nur einen meiner beyden Wünsche erhört! . . . (Bey diesen Worten nahm er den jungen Calavio und seine Tochter bey der Hand.) . . . Aber, wo ist deine Schwester, Calavio? Warum beraubt sie sich der Ehre, die alle ihre Gespielinnen genießen, welche die Liebe der Tapfern verdienten? Komm, Calavia, komm in unsere Mitte. Beym Jupiter! mein Sohn war tapfer, und mein Sohn hatte keiner andern sein Herz geschenkt, als dir. Mein Sohn war . . . Aber die Jünglinge, die ihm in den Thaten seines Armes nacheifern werden, werden die Wahl seines Herzens nicht vergessen; seine Tapferkeit nacheifernd werden sie auch deiner Tugend die schuldige Achtung erweisen. Hier traten zehn Jünglinge aus der Zahl derer, die in den folgenden Jahren um den Preis Bewerber waren, vor den Altar der Siegesgöttinn, und alle zehn schwuren, für Calavia streiten zu wollen . . . Thränen der Rührung und der Freude entstürzen dem Greise . . . Heil! ruft er, Heil dem Volke! bey dem die Gesetze die Tugend belohnen, und die Bürger sie hochschätzen.

Die Knaben und Mädchen stimmen das Hochzeitlied an: getheilt in zwey Chöre singen sie den Wechselgesang, und ihr Lied ist eine Art Kriegslied. Sie besingen den Kampf und den Sieg des Gottes der Ehe zu der Stunde, wenn der Abendstern sein thaubringendes Haupt aus den Fluthen erhebt; der Abendstern, den die zarten Jungfrauen das grausamste, die Jünglinge das freundlichste aller Gestirne nennen, das an dem unermeßlichen blauen Himmelsgewölbe strahlt; der Abendstern, der die weinende Tochter den Armen ihrer liebenden Mutter entreißt, um sie einem heißer geliebten Jünglinge zu schenken. Hier wird sie mit der Rose verglichen, die getrennt von dem mütterlichen Stile und dem Dorne, der sie der Lüsternheit der Hirten verbarg und vor den Begierden der Heerden schützte, allen Zauber verliert, der sie vor der Dämmerung der Morgenröthe am frühen Tage schmückte; die dahinwelkt und verdorrt, und nimmer die Schönheit ist, mit welcher reitzende Jünglinge und liebevolle Mädchen Haare und Busen zu schmücken wünschten. Der andere Chor vergleicht sie mit einem Weinstocke, der verwaist in der weiten Ebene wächst, sich nicht vom Boden erhebt, noch die Traube zur vollkommenen Reife zeitigt, die nutzlos an den Zweigen herabhängt, die sich auf dem schlammigen Boden hinziehen. Aber wenn er sich an die Ulme anschlingt, wachsen seine Zweige empor, seine Frucht zeitigt, und wird der Gegenstand der Pflege und der Freude des Winzers, der sie über alles hochschätzt.

Schönheit, Liebreitz, Jugend, edle Geschenke der Götter, aber uns nicht ausschließend geweiht! Ein Theil davon gebührt den Ältern, ein anderer dem Vaterlande; unserm Herzen bleibt der dritte übrig — und wem anders, da sie nützen nichts anders heißt, als sie verschenken, wem anders soll man sie weihen als der Tapferkeit und Tugend, denen schon die Voraltern und das Vaterland ihren Theil gewidmet haben?

Solche Gesänge sangen die beyden Chöre, während das ganze Volk mit festlichem Jubel zu seinen Hausgöttern zurückkehrte. —

Pr. Fr.

Erinnerung.

Bekanntlich war Kepler ein großer Astronom. Ihm verdanken die Astronomen die wichtige Entdeckung: daß alle Planeten elliptische Laufbahnen um die Sonne beschreiben. Indessen lebte dieser ausgezeichnete Gelehrte in äußerster Dürftigkeit; daher der selbst unsterbliche Kästner von ihm singt:

„So hoch war noch kein Sterblicher gestiegen,
Als Kepler stieg — und starb in Hungersnoth!
Er wußte nur die Geister zu vergnügen;
Drum ließen ihn die Körper ohne Brod." —

P. v. Gl.

Notitzen.

Stuttgart. — Wir haben das Glück gehabt, einen Stern, erster Größe an unserm dramatischen Horizonte zu bewundern, und unvergeßlich wird jedem wahren Kenner und Liebhaber des echten schönen Gesanges diese Erscheinung seyn, die leider nur zu bald, und nicht ein Mahl in ihrem vollen Glanze vorüber ging. — Mad. Milder-Hauptmann aus Wien ist, von Frankfurt kommend, wo sie mit dem größten Enthusiasmus war aufgenommen worden, während der kurzen Zeit ihres Aufenthalts bey uns in vier verschiedenen Rollen aufgetreten, und hat den großen Ruf, der ihr als Sängerinn, und — was so selten vereinigt ist, als Schauspielerinn voranging — und der unsere Erwartung so hoch spannte, vollkommen befriedigt. Sie trat zuerst auf dem königl. Hof-Theater zu Ludwigsburg als Emmeline in der Schweizerfamilie, den Tag darauf hier als Sophie in dem Waisenhause, dann als Emmeline, dann als Caroline in Vetter Jacob, dann in Monrepos als Sargines, dann hier als Sargines, und endlich nach dem allgemeinen Wunsche des Publicums hier noch ein Mahl als Emmeline auf. Die ganze Stadt war voll von dem Beyfalle, den sie als Emmeline in Ludwigsburg erhalten hatte, und Alles strömte nach dem großen Opernhause. — Einzig war die Wirkung, die ihr Gesang auf das an die geschmücktere italienische Schule gewöhnte Publicum machte. Keine Koloraturen, keine Triller, keine Mordanten, nichts von allen dem, wodurch sonst wohl das Ohr sich bestechen läßt, sondern der einfachste, seelenvollste, man möchte wohl sagen, echtdeutscheste Gesang einer Harmonika-Stimme, der auch der kleinsten Note ihr volles Recht wiederfahren läßt, aber der Composition nichts leiht. — In voller Bewunderung brachen Parterre und Logen aus; der Zauber hatte Alle ergriffen. Auch ihrem überdachten schönen Spiele ließ man volle Gerechtigkeit widerfahren. Einzelne Momente, z. B. als sie ihrem Sohne die Erlaubniß gibt sie Mutter zu nennen, als sie von Muttergefühl überwältigt auf ihn zustürzt und ohnmächtig niederfällt, und dann besonders, als sie ihren Vater erkennt, waren der größten Schauspielerinn nicht unwerth; allein den vollen Triumph einer darstellenden Künstlerinn feyerte sie als Emmeline; diese Rolle ist, von ihr dargestellt, in jedem Betrachte ein tief gegriffenes und durchgeführtes Studium. — Wir dachten dabey an eine Hendel, und — Madame Milder-Hauptmann verlor nicht. — Und ihr Gesang, dem diese herrliche Weiglsche Musik noch mehr Spielraum gab — man muß ihn gehört haben, um seinen Zauber zu begreifen, diesen Götterton, der so tief ins Herz dringt. — Das Haus war zum Einbrechen voll, und, eine hier äußerst seltene Auszeichnung, die herrliche Sängerinn wurde, es war ihre Benefiz-Vorstellung; unter allgemeinem Jubel hervorgerufen. — Die Caroline in Vetter Jakob sagt der ganzen Individualität der trefflichen Künstlerinn nicht zu, und die Musik gibt ihr keine Gelegenheit, die Rolle zu heben; wir hätten gewünscht, sie wäre darin nicht aufgetreten, so schön sie auch ihre Parthie sang. — In Sargines bewährte sie ihren Ruhm als Sängerinn und Schauspielerinn; neben ihr wandte unsere geschätzte Mad. Graff als Sophie ihre ganze Kunst auf, und der lauteste Beyfall bewies, daß die fremde Erscheinung das Publicum nicht undankbar gegen wahres längst anerkanntes Verdienst mache. Das Duett, das göttliche Duett des Sargines und der Sophie im 2ten Acte mußte wiederhohlt werden, und unvergeßlich ist Allen der Ton, den Mad. Milder-Hauptmann mit der ganzen Gewalt ihrer Stimme in Harmonika-Schwingungen aushielt. — Sargines sollte ihre letzte Rolle seyn, und groß war die Freude, als noch ein Mahl die Schweizerfamilie angesagt wurde. — Emmeline wurde sogleich bey ihrem Erscheinen vom Publicum enthusiastisch empfangen, und auch wieder am Ende hervorgerufen. Sie dankte mit wenigen aber tiefempfundenen Worten, denn die günstige Aufnahme, welche sie und ihre Kunst hier gefunden, machten sie sehr glücklich. Sie äußerte gegen jeden, der es nur hören wollte, mit der rührendsten Naivetät, daß ihre kühnste Erwartung hier weit sey übertroffen worden. — Sie sang auch in einem Hofconzerte in Ludwigsburg, und wurde von dem Monarchen, einem der geschmackvollsten und feinsten Kenner der Kunst, auf das huldreichste und schmeichelhafteste ausgezeichnet. Alle, die sie darin gehört haben, sprechen mit Entzücken besonders von einem Duett aus der Pärschen Sophonisbe, welches sie mit unserm Krebs sang. Auch belohnte Friedrich die Künstlerinn wahrhaft königlich. — Da sie außerdem die Einnahme der ersten Vorstellung der Schweizerfamilie ganz, und die der letzten zur Hälfte hatte, so konnte sie mit ihrem Aufenthalte hier auch in dieser Hinsicht vollkommen zufrieden seyn, und war es auch im höchsten Grade. —

Mad. Milder, in Constantinopel geboren, wo ihr Vater bey der ersten Gesandtschaft angestellt war, trat vor nun ungefähr 6 Jahren in die Reihe der darstellenden Künstler, und errang bald die Stufe, die ihrem außerordentlichen Talente gebührt. Im Bewußtseyn der unübertrefflichen Schönheit ihrer Stimme nahm sie sich's gleich, wahrscheinlich nach Anleitung echter Künstler, zum Grundsatze an, dieser Stimme volle Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen, und Koloraturen, und wie die Ausschmückungen der italienischen Schule heißen mögen, bis auf die Zeit zu ersparen, wo ihre Stimme nicht mehr in ihrer vollen Kraft seyn und einiger Unterstützung bedürfen wird. Sie ist gegenwärtig ungefähr 25 Jahr alt, groß und völlig, und ihre in der Nähe lieblichen Züge haben in der Ferne etwas Strenges, Männliches, so wie ihre ganze Erscheinung auf der Bühne etwas Determinirtes. — Aber so einfach ihr bezaubernder Gesang ist, eben so einfach und wahrhaft kindlich ist sie im Umgange. Sie trägt den Stämpel des wahren Genies, das, seiner Kraft wohl bewußt, doch diese nicht zur Schau trägt, weil sie ihm ganz natürlich, nicht erworben ist. — Wer sie näher kennen lernt, gewinnt sie gewiß sehr lieb, und freut sich zu sehen, wie die Huldigungen, die ihr täglich werden, so gar nicht die echte Weiblichkeit in ihr beeinträchtigt haben. Sie ist ein Kind, im edelsten Sinne des Wortes, und gibt sich ganz wie sie ist. Seit sechs Monathen ist sie mit dem Bijoutier, Herrn Hauptmann, verheirathet, behält aber mit Recht ihren Künstlernahmen, unter dem sie berühmt wurde, bey. — Sehr leid that es ihr, daß sie nicht als Iphigenie in Tauris in der herrlichen Gluckschen Oper, und als Semiramis auftreten konnte, und wir gestehen, daß auch wir herzlich bedauern, dieses hohen Genusses beraubt zu seyn. Beyde Opern waren nicht einstudiert. Ganz und immer wird ihn das hiesige Publicum wohl nicht entbehren, denn:

> — es ist vortheilhaft den Genius
> Bewirthen; gibst du ihm ein Gastgeschenk,
> So läßt er Dir ein schöneres zurück.
>
> (Tasso.)

und wo der Genius nichts zurücklassen kann, weil, was er zu geben vermag, unzertrennlich von ihm ist, da lebet er wenigstens gern selbst zurück. —

Gedruckt bey Anton Strauß in Wien.



Der Sammler.

Dinstag, den — 115. — 25. September 1810.

Das Gastmahl.

Ein Mährchen der Scheherazade.

Das Glück und der arme Schakabak, einer der lustigsten und lockersten Brüder in Bagdad, waren eine Zeitlang die besten Freunde. Aber bald kehrte die unbeständigste aller Göttinnen auch ihm den Rücken, und verwies ihn an ihre Stellvertreterinn, die Barmherzigkeit, die sich als Schutzpatroninn aller Bettler seiner auch in der That so eifrig annahm, daß seine erste Wohlthäterinn in ihrer besten Laune kaum mehr für ihn hätte thun können. Doch die Wahrheit zu sagen, es war größtentheils eigenes Verdienst, wodurch er sich auch in dieser Lage über den gemeinen Haufen emporschwang, und sein Beyspiel bestätigte aufs neue die alte Wahrheit, daß zu allem, und also auch zum Betteln, Genie gehört.

Er war schlau genug, sich in den Häusern, die er besuchte, nicht sowohl um die Gunst der Herren, als ihrer Bedienten zu bewerben, und schon dieser einzige, eben so erlaubte als einfache Kunstgriff war eine reichere Erwerbquelle für ihn, als für die meisten seiner Cameraden ihre gelähmten Glieder, ihre Blindheit, kurz, alle ihre wirklichen oder erdichteten Gebrechen. Er erhielt in der Regel immer ein doppeltes Almosen, und es konnten Wochen vergehen, ohne daß er eine Treppe hinabgeworfen oder mit Hunden gehetzt wurde.

Einst führte ihn der Zufall an einem prächtigen Palaste vorbey, und da er durch die offene Pforte in dem geräumigen Hofe eine ganze Schaar aufs kostbarste gekleideter Bedienten erblickte, so beschloß er sogleich, sich nach seiner Gewohnheit einen Mäcen unter ihnen zu suchen.

Mein hochzuverehrender Herr, redete er den ersten, der ihm in den Weg lief, an, wolltet Ihr nicht die Gnade haben, mir zu sagen, wer der Mensch ist, dem dieser Pallast gehört, und dem ihr zu dienen so gütig seyd?

Welch ein Fremdling, antwortete der Bediente, seyd ihr in Bagdad, daß euch nicht alles, was ihr hier wahrnehmt, den Herrn des Hauses verräth, der ein Barmezide ist?

Der Bettler, der längst wußte, daß in dem edeln Geschlechte der Barmeziden zwey Tugenden einheimisch waren, wodurch man sich bey seines Gleichen vorzüglich beliebt macht, nähmlich Großmuth und Freygebigkeit, war dennoch zu bescheiden, diese Tugenden bey dem Herrn des Pallasts unmittelbar in Anspruch nehmen zu wollen, und begnügte sich, die Pförtner, deren bey der Weitläufigkeit des Pallasts mehrere waren, zu Vertrauten seiner Noth zu machen.

Wenn ihr ein Almosen verlangt, antwortete ihm einer derselben, so geht, um euch an unsern Herrn selbst zu wenden, der keinem Unglücklichen den Zutritt versagt, und keinen ungetröstet von sich läßt.

Der arme Schakabak, so sehr er auch die Höflichkeit

der Pförtner aus täglicher Erfahrung kannte, war nichts desto weniger erstaunt, diese Tugend hier bis zu einem so hohen Grade gesteigert zu sehen, und konnte nicht aufhören, den thürhüthenden Menschenfreund zu segnen, der selbst die Bettler von der Sonne seiner Humanität bestrahlen ließ. Er hatte einen langen Weg zurückzulegen, ehe er von den vielen Gebäuden, die zu dem Pallaste gehörten, dasjenige erreichte, welches von dem erhabenen Eigenthümer selbst bewohnt wurde. Es war ein Viereck von trefflicher Bauart, und seine Annehmlichkeiten wurden durch einen Vorplatz und einen prächtigen Garten erhöht, in welchem man sogar den Gängen durch vielfarbige Kiesel das Ansehen von Blumenbeeten gegeben hatte. Die Zimmer befanden sich auf ebener Erde, und waren statt der Thüren mit Vorhängen versehen, die, wenn man der Abendkühle genießen wollte, aufgezogen wurden.

In einem mit den schönsten Gemählden und mit geschlagenem Golde und Azur aufs reichste geschmückten Saale fand er auf einem Sopha einen Greis, dessen langer weißer Bart eben so viel Ehrfurcht, als seine gutherzige Miene Liebe und Vertrauen einflößte. Dieser Alte hieß ihn aufs freundlichste willkommen, und Schakabak, der in ihm sogleich den Herrn des Hauses vermuthete, antwortete auf seine Frage, was er begehre, mit dem kläglichsten Gesichte, das er in seiner Gewalt hatte, die Armuth in meiner Person wendet sich an die weltberühmte Großmuth und Freygebigkeit in der eurigen, und bittet um ein Almosen.

Der Barmezide fuhr mit scheinbarem Erstaunen nach seinem Kleide, als ob er es aus Verzweiflung zerreißen wollte, und rief: Ist es möglich, in Bagdad, in der Stadt, wo ich lebe, gibt es noch einen Menschen, der sich genöthigt sieht, Hülfe bey andern zu suchen? Aber gut, daß ihr mir euch und euer Elend wenigstens jetzt noch vor Augen stellt. Wie man eine Hand umwendet, sollen eure Thränen getrocknet, soll euer Hunger gestillt, euer Durst gelöscht, sollen die Löcher in eurem Mantel geflickt seyn.

Schakabak erwartete nach diesem Eingange ein Geschenk, das ihn auf ewig aller Sorgen für seinen Unterhalt überhob, und überschüttete den großmüthigen Geber zum voraus mit tausend Segenswünschen.

Kurz und gut, fuhr der Barmezide fort, ihr seyd vor die rechte Schmiede gekommen. Man soll mir nicht nachsagen, daß ich einen Mann, wie euch, verlasse, und hoffentlich darf ich mir von euch das nähmliche versprechen.

Da der Bettler, der heute noch nichts gegessen hatte, sich vom Hunger fürchterlich gequält fühlte, so ergriff er die erste Gelegenheit, den Barmeziden zu bedeuten, daß in diesem Augenblicke sein Magen die ersten Ansprüche an seine Wohlthätigkeit mache.

Ists möglich, rief der Barmezide wie außer sich, ihr habt noch nichts gegessen, bis auf diese Stunde noch nicht? In der That, heute nichts gegessen, und gestern vermuthlich nicht viel mehr, als nichts, welcher Mensch kann solch ein Fasten aushalten! Aber gewiß, ihr scherzet, die Sache ist gar zu unglaublich.

Der Bettler wiederhohlte seine Versicherung, und der Barmezide fuhr fort: Ihr setzt mich in die größte Angst. Was würden die Leute sagen, wenn es hieße, ein Armer sey in meinem Hause, in welchem täglich zehn Lämmer, zwanzig Kälber, und unzählige Hühner, Gänse und Schnepfen verzehrt werden, Hungers gestorben! Holla, rief er mit lauter Stimme, holla, Bursch, bring' uns ein Becken mit Wasser, damit wir uns die Hände waschen!

Es ließ kein Mensch sich sehen. Aber nichts desto weniger rieb der Barmezide sich die Hände, als ob jemand ihm Wasser darauf gegossen hätte, und sagte zu dem Bettler: Kommt doch her, und wascht euch ebenfalls!

Der alte Herr Barmezide ist, trotz seiner grauen Haare, und trotz seines drey Ellen schneeweißen Barts, ein Spaßvogel, dachte Schakabak, und da er längst wußte, daß man bey den Reichen, wenn man Ansprüche auf ihre Wohlthätigkeit macht, Scherz verstehen muß: so ermangelte er nicht, sich, trotz seinem Wirthe, die trockenen Hände zu waschen.

Nach der Ceremonie des Waschens rief der Barmezide von Neuem: Sclaven, tragt das Essen auf! Hurtig, hurtig, ihr Trägen! Laßt uns nicht lange warten!

Gut, daß ihr endlich kommt, sagte er nach einigen Augenblicken, als — kein Mensch erschien. Stellt euch vor, der ehrliche Mann hier hat heute noch keinen Bissen gegessen. Er langte in die Schüssel, die nicht da war, und arbeitete mit den Zähnen, als ob er Knochen zermalmte.

Nun, sagte er zu seinem Gaste, muß man euch, trotz eurem Hunger, erst noch zum Essen nöthigen? Seyd doch kein Kostverächter, und thut, als ob ihr zu Hause wäret! Es ist eure Schuld, wenn ihr ungesättigt von meinem Tische aufsteht.

Ich bitte um Verzeihung, erwiederte Schakabak, indem er eben so gierig, als der Barmezide, bloße Luft

kaute, ihr seht ja, daß ich mich nicht schäme, und es mir trefflich schmecken lasse.

Wie findet ihr dieses Brot, fragte der Barmezide.

Es ist das erste seiner Art, das ich in meinem Leben gegessen habe, antwortete der Bettler, und ich bitte um Erlaubniß, daß ich mir noch ein Stück abschneide.

Es freut mich, versetzte der Barmezide, wenn ihr es nach eurem Geschmack findet. Dafür ist es aber auch von einer Bäckerinn gebacken, die mich fünfhundert Goldstücke kostete.

Bringt uns eine neue Schüssel! rief er jetzt. Nun, sagte er, mein wackerer Freund, kostet auch dieses Gericht, und gesteht, daß ihr nie besseres Hammelfleisch mit Graupen gegessen habt.

Ich hätte das Gericht, antwortete Schakabak, gar nicht für Hammelfleisch und für Graupen erkannt, wenn ihr mir es nicht sagtet, so künstlich wußte der Koch den natürlichen Geschmack von beyden zu verstecken.

Laßt uns sehen, sagte der Barmezide, ob er bey dieser Gans, mit ihrer Brühe von Weinessig, Honig, Rosinen, Kichern und trockenen Feigen sich ein gleiches Lob zu verdienen gewußt hat. Schade, fuhr er fort, indem er sich stellte, als ob er die Gans zerlegte, daß sie ein wenig zu fett ist! Ich rathe euch, höchstens eine Keule und einen Flügel davon zu essen, damit ihr auch für die vielen folgenden Gerüchte noch Appetit behaltet.

In der That forderte er noch eine Menge Schüsseln, welchen zu Ehren der gefällige Schakabak, während der Hunger ihn fast aufrieb, sich als den unmäßigsten Esser bewies. Am meisten rühmte ihm der Wirth ein mit Pistazien gefüttertes Lamm. Bey diesem Gerüchte, sagte er, dürft ihr mir nicht so jüngferlich thun, als bey den bisherigen. Ihr findet es nirgends, als bey mir, und selbst der Kalif hat es nicht auf seiner Tafel. Hier, fuhr er fort, indem er sich stellte, als ob er ihm ein Stück vor den Mund hielte, macht ein Mahl die Probe, und sagt, ob ich Unrecht habe, wenn ich diese Schüssel den Triumph meines Kochs, und die Krone aller Mahlzeiten nenne.

Schakabak öffnete den Mund, und schnappte und schluckte, und biß sich fast die Zähne an dem herrlichen Braten aus, den der freygebige Wirth ihm mit Worten vormahlte.

Sagte ichs nicht gleich, fuhr dieser fort, das Lamm würde euch schmecken?

Mein Gaumen, antwortete Schakabak, ist nicht werth, eine Speise, wie diese gekostet zu haben. Überhaupt solltet ihr lauter Emire und andere Große, die des Wohllebens gewohnt sind, zuweilen auch einen Kadi, oder sonst einen Beamten, nur keinen Poeten, zu eurer Tafel bitten. Für meines gleichen ist der Aufwand, den ihr macht, im Ernst ein wenig übertrieben.

Nicht doch, versetzte der Barmezide, ich bin selbst kein Freund des Überflusses, und bewirthe euch bloß mit Hausmannskost. Aber was haltet ihr von diesem Ragout? Es wird euch reuen, wenn ihr nicht wenigstens die paar Bissen davon genießt, die ich euch vorlege.

Und wenn es mich das Leben kostete, erwiederte Schakabak, so wäre es mir unmöglich. Ich müßte der ärgste Vielfraß und Nimmersatt seyn, wenn ich nur halb so viel essen wollte, als ihr mir zumuthet. Ihr wißt ja, auch von dem Besten gilt das Sprichwort: Zu viel ist ungesund — und werdet hoffentlich nicht verlangen, daß ich mich in eurem Hause zu tode esse. Erlaubt mir also, daß ich mich bey dem Ragout bloß mit dem köstlichen Geruche der mancherley Gewürze begnüge, die euer Koch so künstlich gemischt hat, daß keines der Wirkung des andern schadet.

Nun, sagte der Barmezide, so tragt ab, ihr Sclaven, und setzt den Nachtisch auf!

Er wartete, bis die Bedienten ungefähr fertig seyn konnten, und dann fing er von Neuen an: Diese Mandeln sind schön und frisch gepflückt. Laßt euch die harten Schalen nicht hindern, die Süßigkeit ihres Kerns zu schmecken.

Beyde knackten etwa ein Dutzend unsichtbare Mandeln auf, und dann ließ sich Schakabak von seinem Wirth auch noch erbitten, die Güte der übrigen Früchte, der Kuchen, der Konfituren, und der eingemachten Sachen der Prüfung seiner Zunge zu unterwerfen.

Zur Verdauung, sagte endlich der Barmezide, nehmt dieses vortreffliche Magenküchlein.

Der Gast schlug es nicht aus, und sagte: der Muskus ist nicht daran gespart.

Nicht wahr? versetzte der Barmezide. Meine Leute verfertigen diese Küchlein selbst, und was in meinem Hause gemacht wird, ist noch von keiner vernünftigen Zunge getadelt worden. Aber noch ein Mahl, Freund, ihr habt mir nicht die Wahrheit gesagt. Ihr behauptet, heute noch nichts gegessen zu haben, und doch ist es gleichfalls so viel als nichts, was ich euch an meinem Tische genießen sah.

Ich kann euch schwören, antwortete Schakabak, daß mich die Kinnbacken schmerzen, so viele Arbeit habt ihr ihnen gegeben. (Der Beschluß folgt.)

Bruchstücke aus dem Tagebuche einer deutschen Frau auf ihrer Reise durch Holland im Sommer 1809.

Im August.

(Fortsetzung.)

Ein aufgetakeltes, segelfertiges Kriegsschiff erscheint dann wie ein stolzer Schwan. Nichts Edleres wie diese Gestalt. Inniger muß Größe und Leichtigkeit nicht gepaart werden können, die Wellen wiegen es sanft, die bunten Ankerkörbe plätschern um seinen majestätischen Bau — an jedem Anker ist nähmlich eine, wohl mannshohe Maschine von grober fester Korbarbeit, mit bunten Farben angestrichen, befestigt — sie haben die Form einer vollen Spule, in der Mitte dick und an beyden Enden gespitzt, sie schwimmen immer über den Ankern, und bezeichnen, im Fall daß er abriß, oder andere Schwierigkeiten eintreten, den Platz, wo er niedergesenkt ist. Die hohen Masten, das regelmäßige Takelwerk, die zierlich gefalteten Segel geben der Gestalt etwas Geputztes, etwas Vollendetes — der feste Kern geht so allmählig in die farbigen flatternden Wimpel aus, das lange Bogspriet schwebt über der Welle, und scheint es beynahe unabhängig zu machen von dem gefährlichen Element. Dann sitzen die Matrosen so heimlich und häuslich auf dem Verdeck, auf den Segelstangen rutscht eine Menschengestalt so nachläßig einher, wie Aimé, wenn er hinauf in einen Baum sich setzt — alles Angestrengte fällt hinweg, es ist eine andere Welt, das ist Alles. — Einen andern Tag bestiegen wir eine Schaluppe und segelten hinaus in das Y. Amsterdam dehnt sich in einem vollkommenen halben Mond um den Hafen her. Schöne Häuser und schöne Bäume, Kirchthürme — doch keiner, der sich durch seine Höhe auszeichnete, umgeben das ganze Ufer, und weiter liegen schöne Dörfer und Städte, deren rothe Dächer über den Wasserspiegel hervorsehen — denn eine Aussicht auf das Land hat man nirgends, das niedrige, der Wasserhöhe gleiche Ufer, zeigt nirgends eine Perspective, nirgends Fernen — so ist auch die Aussicht auf das Meer gar keine ausgedehnte — ach, sie ist wie die Aussicht ins Leben, wenn nichts Irdisches es begränzt! — Der Himmel vermählt sich sogleich mit der Erde. —

Man führte mich in Amsterdam auf einen hohen Punct, wo gegen Osten über den Pampus hin die Zuidersee sich öffnet. Dort war nun keine Gränze, aber auch keine Ferne, der blaue strahlende Himmel senkte sich herab, und wo er den grauen schimmernden Wasserspiegel berührte, lag ein leichter Nebel. Ob es auf dem Ocean anders ist? ich werde es vielleicht noch sehen, — vielleicht ist's anders vom hohen Felsenufer hinab, vielleicht von dem Gipfel des Vesuvs — aber je niederer du stehst, je beschränkter ist diese Unendlichkeit. Auf dem Y richtete ich mein Auge so, daß ich der Wasserfläche so nahe wie möglich lag, und suchte jene Richtung nach dem Zuidersee wieder auf, die rothen Dächer der Nordholländischen Dörfer blickten noch wie Johanniswürmchen über den grünen Faden des niedern Ufers, und jetzt hörte der grüne Faden auf, und der leichte Nebel vereinte Himmel und Erde. Aber der Anblick des großen ungeheuern Wassers, so nahe an seiner Oberfläche, der ist ergreifend. Es scheint sich zu heben, zu wölben, zu steigen. — Du siehst nichts, wie das furchtbare, formlose, trügende, tobende Element, es scheint Dich zu locken, zu rufen, der leichte Wellenwechsel wird eine Geistersprache, und ich glaube, die Einbildungskraft könnte die Sinne verwirren, daß man sich hinabstürzte in den unendlichen Raum.

(Die Fortsetzung folgt.)

Notizen.

Wien. — Ueber den in Nro. 112 des Sammlers angezeigten Tod des männlichen Elephanten in Schönbrunn, verbreiteten sich unter dem Publicum manche zum Theil abenteuerliche Gerüchte: so sollte er nach einigen an einer nach und nach verschluckten großen Menge Kupfergelds, welches ihm aus Scherz von den Zuschauern hingeworfen, nach andern an ein paar mit Stecknadeln gespickten Äpfeln gestorben seyn. Die Redaction dieser Blätter kann aus guter Quelle versichern, daß vermöge des ämtlich abgegebenen anatomischen Befundes des k. k. militair. Thier-Arzney-Instituts, der Tod dieses merkwürdigen Thieres durch einen Gedärmbrand herbeygeführt worden sey, welche Krankheit gegenwärtig auch unter Pferden und Rindern häufiger als gewöhnlich herrscht, und oft in wenig Stunden tödtet.

Frankreich. — Man las vor einiger Zeit in französischen Blättern *) eine Anecdote von einem Hunde, der seinen Herrn, welcher unterwegs von Räubern angefallen und ermordet wurde, dergestalt rächte, daß er einen der Mörder umbrachte, und die andern so lange verfolgte und anfiel, bis sie sich auf einen Baum flüchteten, wo sie der Hund so lange belagert hielt, bis sie von der Gensd'armerie entdeckt und in Verhaft genommen wurden. Man hielt diese Anecdote hier und da für eine Erdichtung, allein ein gewisser Grivaud, Angestellter bey der Secretairie des Senats, bestätigt im Journal de Paris die Wahrheit jener Erzählung, nur daß er einige Nebenumstände anders angibt. Er versichert den Hund selbst gesehen zu haben, den er also beschreibt: Er war von mittler Größe, hatte langes, struppiges Haar, war gelb von Farbe und weiß gefleckt. Sein Kopf glich ganz dem eines Wolfs, und wenn er im Zorn den Rachen aufsperrte, hatte er das Ansehen einer Hyäne.

*) Siehe den Sammler Nro. 105.



Der Sammler.

Donnerstag, den — 116. — 27. September 1810.

Das Gastmahl.

Ein Mährchen der Scheherazade.

(Beschluß.)

Nun, mein werther Gast, fing der Wirth an, wenn ihr also durchaus nichts mehr essen wollt, so haltet euch wenigstens desto tapferer beym Trinken. Hoffentlich trinkt ihr doch Wein?

Wein? sagte Schakabak. Wo denkt ihr hin? Wie könnte ich Wein trinken? Ihr wißt ja, daß er im Gesetz verbothen ist.

Possen! antwortete der Barmezide. Ein guter Muselmann muß in allen Stücken gewissenhaft seyn, nur nicht, was den Wein betrifft. Wein, müßt ihr wissen, ist ein Getränk, das sich seiner Natur nach gar nicht verbiethen läßt.

Ich kann euch nichts abschlagen, erwiederte Schakabak, und wenn ihr also darauf besteht, so will ich zum ersten Mahle in meinem Leben . . . Doch ich besinne mich. Ihr kennt die Tücke des Weins, und wißt, zu welchem Unfug er die Ungläubigen verleitet, die doch von ihrer frühesten Jugend an sich nur gar zu vertraut mit ihm machen. Wie würde er erst mir den Kopf verrücken, da ich ihn gar nicht gewohnt bin! Laß mich also lieber bey dem ehrlichen und friedlichen Wasser bleiben: denn welch ein Gräuel, wenn ich in der Trunkenheit den Wohlstand, oder gar die Ehrerbiethung, die ich euch schuldig bin, verletzte!

Schweigt mir, ich bitte euch, mit eurem Wohlstand und eurer Ehrerbiethung! antwortete der Barmezide. Trinken sollt ihr, und zwar Wein, und kein Wasser, und mir und euch die Freude nicht mit euern albern Bedenklichkeiten verderben.

Der Barmezide goß jetzt unsichtbaren Wein aus einer unsichtbaren Flasche in ein unsichtbares Glas. Er trank zuerst, dann schenkte er wieder ein, und sagte zu seinem Gaste: Diesen vollen Becher leert auf meine Gesundheit, aber auf einen Zug, und dann sagt mir aufrichtig eure Meinung von dem Wein.

Schakabak griff nach dem Glase, und weidete zuerst das entzückte Auge an dem strahlenden Golde des edeln Safts. Jetzt kam die Reihe des Prüfens und Genießens an den Geruch, hierauf erhielten die Lippen, und dann erst die Zunge ihr bescheidenes Theil. Er schlürfte mit langsamen Zügen auf das Wohlergehen des gütigen Wirths, indem er sein Haupt vor ihm neigte, und die Wonne des seligsten Zechbruders war über sein Gesicht ausgegossen. Herr, sagte er endlich nach einer Pause, die so lange dauerte, als man braucht, um einen nicht allzukleinen Pocal nicht allzuschnell auszutrinken, darf euer Sclave offen mit euch sprechen? Ich rede zwar nicht gern von Jemand übel, und am wenigsten vom Wein. Aber der eurige wird mir verzeihen, wenn ich ihm bloß Gerechtigkeit wiederfahren lasse, und also auch seine Fehler nicht verschweige. Er hat manche feine Tugend, für die er von Freunden und Feinden gepriesen zu werden

verdient. Aber seine schwache Seite ist — Schwäche. Seine Natur ist nicht rasch, lebhaft und feurig genug, sondern kalt, träge und verdrossen. Kurz, die liebe Sonne scheint wenig Antheil an seiner Zeugung zu haben, und der Himmel weiß, welchem unfruchtbaren Boden er entsprossen ist.

Ich erstaune, erwiederte der Barmezide. Woher kommt euch die Weisheit? Ihr seyd ja ein wahres Wunder. Oder was ist es anders, wenn ein Neuling, ein Anfänger, ein Lehrling, sein erstes Glas mit hundert Mahl mehr Verstande ausschlürft, als eine ganze Schenke voll Zechbrüder? Aber, guter Freund, der Wein, dem ihr nicht mit Unrecht seinen Mangel an Feuer und Kraft vorwerft, hat ältere und jüngere Brüder in meinem Keller, bey welchen ihr vielleicht in Kurzem gerade über das Gegentheil zu klagen euch gedrungen fühlt. Was sagt ihr z. B. gleich von diesem hier, der noch bey weitem keiner der stärksten ist?

Die neue Probe erhielt den unbedingtesten Beyfall des Gastes, und nachdem er das Scheintrinken einige Mahl wiederhohlt hatte, stellte er sich, als ob der Wein seine furchtbare Gewalt über sterbliche Köpfe und Füße auch an ihm beweisen wollte. Er taumelte rechts und links, lobte bald die Großmuth des Barmeziden, bald schalt er auf ihn. Jetzt fiel er ihm um den Hals, und erstickte ihn fast mit Küssen, und da ihn der Barmezide, um sich von den beschwerlichen Liebkosungen zu befreyen, zurückstieß, stellte er sich hoch beleidigt, und berührte mit seiner nervigen Faust den Kopf des gastfreyen Alten so unsanft, daß er plötzlich seinen wohlgepolsterten Sitz auf dem Sopha mit dem harten Lager des Bodens vertauschte.

Der nüchterne Trunkenbold machte Miene, den Scherz zu wiederhohlen. Aber der Barmezide hielt ihn den Arm, und erkundigte sich bey ihm, ob er toll geworden sey.

Der verwünschte Wein! fing Schakabak an, als ob er plötzlich zur Besinnung käme. Ich will doch nicht hoffen, daß ich auf irgend eine Weise die Ehrerbiethung gegen euch vergaß. Ich weiß selbst nicht, was ich für ungereimtes Zeug in dem Taumel, der sich plötzlich meiner bemächtigte, vorgenommen haben mag. Aber warum machtet ihr es auch nicht wie so viele der vornehmsten und reichsten Leute, die ihren Gästen wenig zu essen, und noch weniger zu trinken geben? Euren Wein hättet ihr sparen, oder es wenigstens bey Einer Gattung bewenden lassen sollen. Doch ich bin nur froh, daß es noch so gut abgelaufen ist, und daß ich höchstens einige unschickliche Worte gesprochen, und nicht in der Tollheit euch gar einen Schlag versetzt habe.

Bey dieser Schutzrede seines Gastes brach der Barmezide, weit entfernt unwillig zu seyn, in ein lautes Gelächter aus. Schlagt ein, sagte er zu Schakabak, wir bleiben beysammen. Ich suchte längst einen Haus- und Tischgenossen, der — nicht gerade, wenn er voll süßen Weins ist, sich bey dem Wirthe mit Ohrfeigen bedankt, aber doch, wenn es mir einfällt, ein kleines Possenspiel aus dem Stegreife aufzuführen, Witz und Gefälligkeit genug hat, eine Rolle darin zu übernehmen. Aber, fuhr er fort, eine Mahlzeit in Gedanken ist nur dann erträglich, wenn sie einer wirklichen Platz macht, und ich hoffe, ihr sollt mit der sichtbaren Bedienung in meinem Hause wenn nicht besser, doch wenigstens eben so wohl zufrieden seyn, als mit der unsichtbaren: denn ich gestehe euch selbst, die Speisen, die wir bisher verzehrten, haben, so groß ihre Mannigfaltigkeit, und so köstlich ihre Zubereitung auch war, doch eine Leere in meinem Magen zurückgelassen, die mir beschwerlich zu werden anfängt.

Bey diesen Worten klatschte er in die Hände. Zehen Diener erschienen auf ein Mahl, und im Augenblick dufteten auf der Tafel alle Gerichte, mit welchen bisher der Muthwille des Wirths die Einbildung des Gastes geneckt hatte.

Als nach geendigter Mahlzeit der Wein gebracht wurde, sagte der Barmezide zu seinem Gaste: Erschreckt nicht über diese Flaschen. Sie sind bloß für mich bestimmt, und euch will ich dieß Mahl nicht wehren, bey eurem gewöhnlichen Getränke zu bleiben. Ich habe gesehen, daß ihr den Wein nicht mit Unrecht verabscheut. Er bekommt euch nicht gut, und den Leuten in eurer Nähe noch weniger.

Herr, versetzte Schakabak, erlaubt mir einen Unterschied zwischen dem vorigen und dem jetzigen Wein zu machen. Zwar von den Todten nichts als Gutes! Aber von jenem, der war und nicht mehr ist, läßt sich in der That nichts sagen, als daß der Himmel jeden durstigen Muselmann vor ihm bewahren möge, und er hat, beym Bart des Propheten! vom Wein gar nichts, als den Nahmen. Aber dieser? O! schon sein bloßer Anblick ist mir Bürge, daß nicht die geringste Falschheit, noch eine andere böse Tücke, sondern lauter Lust und Fröhlichkeit in ihm steckt, und ich wollte wetten, daß, wenn ich auch ein Dutzend Flaschen leere, ich doch so fromm bleibe, als ein Lamm.

Vortrefflich! sagte der Barmezide, indem er ihm

eigenhändig einen mächtigen Pocal füllte, ich glaube eurer Versicherung, und bin entzückt darüber: denn ich besorgte schon, ich würde eurer Gesellschaft gerade da entbehren müssen, wo man am liebsten Gesellschaft hat.

Während Schakabak und sein Wohlthäter sich in die Wette beeiferten, den Mundschenken in seiner Pflicht zu üben, war ein Chor reitzender und reichgekleideter Sclavinnen geschäftig, Ohr und Auge durch Musik, durch Gesang und Tänze zu ergötzen.

Der Barmezide fand immer mehr Wohlgefallen an der Unterhaltung seines Gastes, beschenkte ihn beym Abschiede mit einem prächtigen Feyerkleide, und vertraute ihm in Kurzem die Aufsicht über sein Haus, und überhaupt seine ganze Geschäftsführung an.

Weisser.

Der Harfner.

In des Thales dunkeln Gründen
Saß ein Harfner Tagelang,
Ruhe konnt' er dann nur finden,
Wenn sein Saitenspiel erklang.

Menschen haben ihn verlassen,
Einsam irrt er hin und her,
Seine Brüder will er hassen,
Doch er liebt sie noch so sehr.

Alle Blumen sieht er schwinden,
Trennung löst der Liebe Band,
Freundschaft hofft er nun zu finden,
Doch die schöne Täuschung schwand.

Als in dumpfem Schmerz verloren,
Seine Seele düstrer ward,
Da erschien ihm neugeboren,
Eine heit're Gegenwart.

Die Gefährtinn bitt'rer Leiden,
Seine Harfe lieh ihm Muth,
Fern von allen Lebensfreuden,
Blieb ihm noch dieß theure Gut;

Sie nur war sein Trost geblieben,
Als das Glück sich weggewandt,
Rief die Geister seiner Lieben,
Ihm zurück aus jenem Land;

Tröstung lispelten die Saiten
In des armen Harfners Herz,
Und vorüber sah er gleiten,
Wie die Freude, so den Schmerz.

Wehe! da zerschlug im Grimme
Ihm der Neid sein Saitenspiel,
Ewig schweigt nun seine Stimme,
Und er wandelt stumm zum Ziel.

„Einsam" spricht er, „muß ich wallen
„Alles liegt zertrümmert hier,
„Nie mehr soll mein Lied erschallen,
„Denn kein Herz gehöret mir."

Schnell wie Töne mir enteilten,
Ist mein schönster Traum entflohn;
Die einst gerne bey mir weilten,
Ruhen längst im Grabe schon.

Und er legt die Trümmer nieder,
Senkt auch sie in's stille Grab,
Dann ergreift der Arme wieder
Traurig seinen Wanderstab.

Aus dem irdischen Gewühle
Flieht er jetzt mit schnellem Lauf,
Schlägt zum nachtumhüllten Ziele,
Sehnsuchtsvoll die Augen auf.

Schon erhebt der Geist sich freyer,
Es entflieht sein Erdenleid,
Seine Aussicht trübt kein Schleyer,
Und ihm tagt Vollkommenheit.

Augusta.

Wichtigkeit der Zeitabschnitte.

Ein sonderbares Geschöpf ist der Mensch. An den äußern Gestaltungen der Dinge hängt sein ganzes Sein. Geht die Sonne zur Ruhe, und löscht die Nachtkerze aus und der letzte Ton, so überfällt ihn der Schlaf, und er verliert sein Bewußtseyn. Steht die Sonne wieder auf, oder wirbelt die Trommel, oder wiehert der Hengst: so besinnt er sich wieder, macht sich auf und thut das nähmliche, was er gestern und vorgestern gethan hat.

Immer ein Sclave der Zeit, schmeckt ihm die Arbeit nicht eher, bis seine Stunde schlägt, und die Mahlzeit nicht eher, bis seine Stunde schlägt. Eben so hört er auch wieder auf zu arbeiten und zu mahlzeiten, wenn seine Stunde schlägt. Er könnte noch etwas hinzusetzen, er könnte ein ander Mahl wieder etwas abkürzen, wenn er sich zu beherrschen verstände. Es würde ihm Nutzen bringen, für die kommenden Geschäfte noch ein Paar Kräfte aufzusparen, oder ein Paar andere vorarbeiten zu lassen, aber — sein Bureau wird pünctlich geschlossen, und nun vermag in der Welt nichts, ihn wieder an sein Werk zu bringen.

So geartet braucht der Mensch der Wiederhohlungen des Lebens. Das Getriebe seines Wirkens würde in Stocken gerathen, wenn kein neuer Puls ihn wieder belebte. Diese neuen Pulse finden wir in den Abschnitten der Zeit, mögen sie Stunden, Tage, Wochen, Monathe, Jahre oder Aeonen heißen. Ein neuer Tag, ein neues Jahr bricht an, und erneuert werden mit den Se-

genswünschen des Friedens alle Vorsätze der Gutmüthigkeit. Das erste Wort, der erste Gruß bringt etwas Erfreuliches ins junge Leben. Abgeschlossen sind die strengen Rechnungen der vorhergegangenen Irrungen und Mißhelligkeiten. Man hat sie begraben in den Schooß der Zeit. Mit der neuen Sonne ist eine neue frische Beleuchtung der Dinge, eine neue helle, freye Ansicht der Dinge entstanden. Man hat einen Grund gefunden, der längst schon überdrüssigen nicht mehr zu gedenken — eine Veranlassung, etwas anderes vorzunehmen, um zu versuchen, ob es besser gerathen werde. Man findet sich dadurch in eine andere Sphäre gerückt, und es thut dem Menschen unendlich wohl, sich in einer neuen Sphäre zu bewegen. Er befreundet sich so leicht und schnell damit, daß er nach wenig Minuten nicht mehr begreift, wie ihm das Alte noch erträglich seyn konnte. Er hat ihm kaum den Rücken gewendet, so findet er es abgeschmackt, antiquirt und verbraucht. Ja es bedarf eine Sache nur Ähnlichkeit mit dem Zurückgelegten zu haben, um ebenfalls zurückgelegt und ohne weitere Verantwortung der Vergessenheit überliefert zu werden. Der Ausruf: „das ist ja schon etwas Altes!" bricht den Stab über jeden hervorgebrachten nützlichen Gedanken, über jede neue wohlthätige Einrichtung und Anstalt, über jede heilsame Erfindung, und wenn sie noch so auffallend wäre. Wir erinnern uns, was der berüchtigte Bannspruch sagen wolle, der Mensch, die Stadt, das Land steht um funfzig Jahre noch zurück.

Eine Stunde früher geboren, gehört der Mensch noch dem vorigen Jahrhunderte an; eine Stunde länger gelebt, hat er das neue Jahrhundert schon erreicht. Das gilt von kleinern, wie von größern Abschnitten der Zeit. Hätten wir keine Wochenabtheilung, so könnte Gellerts Mädchen nicht läugnen, daß sie erst 14 Jahre alt sey.

Eine solche Strenge, die das Zeitmaß ausübt, verdient von uns beherzigt zu werden. Wir leben ein Mahl in der Zeit. Unser Verstand, sey er groß oder klein, wird nicht eher mündig, bis er sein gesetztes Jahr erreicht. Unsere Testamente werden nicht eher, bis nach Ablauf der gesetzmäßigen Frist eröffnet. Kein Hörsaal wird früher aufgethan, keine Kirche später verschlossen, als zur bestimmten Stunde. Wir gewöhnen uns an diese Art zu rechnen und zu zählen. Sage uns, wer da will, es ist ein Tag wie der andere; du findest da die nähmliche Luft, den nähmlichen Himmel, dieselben Menschen und Dinge: wir finden es anders. Die Menschen, die wir sehen, sind die heutigen, nicht die gestrigen; der Ton der Luft ist der jetzige, nicht der vor einer Stunde. Wir sind gezwungen, zu bekennen, daß das Vergangene nimmermehr wiederkehren, das Geschehene in Ewigkeit nicht ungeschehen werden könne. Es hilft kein Sträuben, die Zeit reißt uns mit sich fort; und sind wir unvermögend, unsern Kahn zu lenken, so schleudert ihn der Strom, wohin er will.

O haltet das Ruder fest, ihr wackern Gefährten des Lebens. Bleibet unter den Verwandlungen der Dinge immer die nähmlichen. Erneuert euch, ohne zu veralten, mit der Zeit. Ertraget den Wechsel, ohne eure Seele zu verwechseln. Und findet euch, wenn tausend Jahre abgelaufen seyn werden; findet euch mit uns nach tausend Jahren wieder.

Horstig.

Notizen.

Wien. — Sonntags den 23ten d. M. beschloß das Gesellschafts-Theater in Meidling seine Darstellungen mit dem beliebten Singspiele: die beyden Füchse. Die Einnahme war, wie wir schon gemeldet haben, den Meidlinger-Armen bestimmt, und, ungeachtet schon ein großer Theil der Städter sich vor der rauheren Herbstluft in die Stadt geflüchtet hat, und jedermann billig überzeugt war, daß das Bedürfniß der Armen in Meidling weder so groß noch so dringend sey, als die Noth jener zu Aspern; beliefen sich die freywilligen Beyträge dennoch auf die ansehnliche Summe von 1200 Gulden.

Die Vorstellung der genannten Oper war ein würdiger Schluß der lieblichen dramatischen Unterhaltungen, deren wir uns, an der Zahl von acht, in diesem Theater erfreuten. Die Rollen waren so vortheilhaft besetzt, und wurden durchaus so vortrefflich, so con amore gegeben, daß man keinen der Mitspielenden besonders rühmen könnte, ohne allen übrigen Unrecht zu thun. Nur glauben wir es dem vorzüglichen Talente der Mlle. Henriette Teymer schuldig zu seyn, mit aller Anerkennung ihrer wohlklingenden vollen Stimme, ihrer richtigen Intonation, und ihres schönen, einfachen Vortrags (bey welchem Apollo sie in Gnaden erhalten wolle!) den gut gemeinten Wunsch zu äußern, daß sie so viele Vorzüge durch den so wesentlichen, einer deutlichen Aussprache im Gesange krönen möchte.

Nach dem Singspiele wurde ein passender Epilog, von Herrn Castelli verfaßt, gesprochen, welcher den Dank der Meidlinger-Armen für die wohlthätige Einnahme, und den wirklichen zu bescheidenen Dank der Gesellschaft für die ihr von dem Auditorium bewiesene Nachsicht enthielt, während dasselbe wahrlich kein anderes Verdienst hatte, als das Vergnügen goutirt zu haben, (wenn wir uns dieses fremden Worts bedienen dürfen) welches ihm von diesem artigen Theater herab, in so vollem Maße zuströmte.

Die Zuseher schieden, dankerfüllt für die angenehmen Abende, die sie da zubrachten, und mit der Hoffnung, sich dieser geistvollen Unterhaltung — wie der Epilog versprach — auch im künftigen Sommer wieder erfreuen zu können.

M.

Verbesserung. Nro. 113 in den Notizen, auf der linken Spalte, Zeile 11 lese man: die Brandschatzung, statt: die Einquartierung.



Der Sammler

Samstag, den —— 117. —— 29. September 1810.

Das Luisenfest.

Paris, den 27. August.

Man glaubte Anfangs, das Fest der Kaiserinn sey mit am Napoleonstage, der bekanntlich ein Marientag ist, gefeyert worden; allein es war nicht so. Vorgestern war großer Cercle bey Hofe in St. Cloud; Abends wurde ein Feuerwerk abgebrannt; aber die eigentliche Feyer des Festes wurde auf gestern als Sonntag verlegt.

Man hatte versichert, die Wasser würden auch in Versailles springen, und eine Menge Menschen begab sich dahin. Aber es war bloß Jahrmarkt, der daselbst gewöhnlich am Ludwigstage, dem Feste des Patrons der Kirche, gehalten wird. Den vorzüglichsten Absatz finden an diesem Tage die Mirlitons-Verkäufer. Die Mirlitons sind eine Art kleiner hölzerner Pfeifen, die einen spitzigen, äußerst widrigen Ton geben. Aber Jung und Alt kauft Mirlitons, und singt und bläst und spricht darauf, und rührt oft noch dazu eine kleine Trommel, die auf die Brust gebunden ist. Man glaubt sich in das goldene Alter der Schäferwelt versetzt, wenn man sieht, mit welcher Kindlichkeit bärtige Männer und vierzigjährige Damen sich dieser unschuldigen Unterhaltung hingeben. Es ist wahr, daß fremde Ohren bey diesem etwas frey gesetzten Ohrenschmause nicht zum Besten wegkommen, und daher Mirlitonerie mit Schnurpfeiferey übersetzen; allein wirft man nicht auch der himmlischen Harmonika ihre spitzigen Töne vor!

Eine andere Haupt-Unterhaltung in Versailles sind die Wetten, die man anstellt, wer den beyläufig 100 Klafter langen und 10 Klafter breiten Rasenplatz, der zwischen den beyden Hauptbassins liegt, mit verbundenen Augen hinabgehen könne, ohne aus dem Grünen herauszutreten. Der ganze Platz ist mit Menschen bedeckt, die diesem Wettkampfe zusehen; von weitem glaubt man eine Gesellschaft von einigen hundert Menschen zu erblicken, die mit einander Blindekuh spielen. Indessen gehen die Wetten nicht hoch; eine Bouteille Bier oder einige Plaisiers de Dames (Hippen) sind der Lohn des bescheidenen Siegers. Selten aber werden Preise errungen, da die Laufbahn zu lang ist, und der Kämpfer, wenn er auf einer Seite Sand spürt, gewöhnlich schnurqueer über den Rasen hinüber geht, und so auf der andern Seite hinaustritt. Auch an diesem Spiele nehmen die bejahrtesten Personen wie die Kinder, Wohlangezogene wie Gemeine, Theil.

Endlich mit Einbruch der Nacht geht es wieder der Hauptstadt zu, und nun wird es doppelt laut auf der Straße. Ehe ich aber sage, warum, muß ich die Gattungen Mieth-Fuhrwerke aufzählen, die an solchen Festtagen die Schaulustigen zu- und abführen. Zuerst Fiaker, welche ihre viersitzigen Kutschen an diesen Tagen Platzweise vermiethen, wie Fremdenlogen in Schauspielhäusern; und das ist ein sehr discreter Fiaker, der

an einem solchen Tage nicht mehr als sechs Erwachsene und zwey Kinder packt, und sich auf dem Bocke mit zwey blinden Passagieren, die hier mit einem Kunstausdrucke Lapins. Kaninchen heißen, begnügt; dann bisweilen sieht man auch 10 und 12 Personen aus der Kutsche allein sich entpuppen. Dann die sogenannten Pot-de-chambres. zweyräderige Cabriolets auf vier Personen, welche aber bey solchen Gelegenheiten ebenfalls sechs fassen müssen, die Kaninchen ungerechnet. Endlich gemeine zweyräderige Karren der Wäscher, Holzführer u. dgl., mit strohbelegten Queerbrettern zum Sitzen versehen, und mit einer Plache gedeckt. Diese Wagen laden zwischen zwanzig und dreyßig Menschen, mit denen ein Roß im Trotte über Stock und Stein davon läuft. Das sind die Fuhrwerke, welche die Straße bedecken. So oft nun eines davon einem andern vorfährt, so stimmen die gegenseitigen Equipagen ein lautes: Giolli! Giolli! Chie-en-lit! Charenton! an, und regaliren sich in wechselnden Chören mit Apostrophen, die ihnen noch vom letzten Karnaval her aus dem Poissarden-Katechismus im Gedächtnisse geblieben sind. Das dauert so lange, bis der Staub die Vorübergefahrnen verhüllt. Dabey wird Niemand über die Fröhlichkeits-Ausbrüche der modernen Athenienser böse. Das gehört nun ein Mahl mit zur Unterhaltung. Seltner trifft man Wagen an, wo gesungen wird; wenn es gerade Provenzalen sind, so gewährt ihre sanfte Mundart und die südliche Harmonie ein eignes Vergnügen. Auch hört man bisweilen tiefe Chöre ihr: „Ein freyes Leben" — anstimmen, und erstaunt hallen die französischen Hügel deutsche Töne wieder.

Das Schloß von Versailles ist im Äußern beynahe ganz schon wieder hergestellt. Nicht so im Innern, die Kirche ausgenommen; die alte Pracht der Vergoldungen in den Sälen erfordert große Kosten, und es ist noch nicht entschieden, ob das Alte hergestellt, oder eine ganz neue, minder kostspielige Zimmer-Verzierung angeordnet werden wird. Eben so zeigt noch das Theater die Reste seiner alten, wahrhaft königlichen Herrlichkeit.

Im linken Schloßflügel ist das Musée spéciel de l'école française de peinture, das immer mehr seiner Bestimmung gemäß eingerichtet, und nach und nach die Werke aller verstorbenen und lebenden Mahler Frankreichs enthalten wird. Die aus dem großen Museum dahin bestimmten französischen Gemählde sind noch nicht aufgestellt. Unter den neuern zeichnet sich besonders die Schlacht auf Quiberon aus: ein Gemählde voll Leben und Wahrheit: die Figuren sind in Lebensgröße. In der Ferne sieht man die englische Flotte, die ruhig der Vernichtung der gelandeten Emigrirten zusieht. Das Gemählde ist, wenn ich nicht irre, von Ingres.

Der Rückweg von Versailles führt durch Sevres. Hier öffneten sich strahlend die Pforten des Parks von St. Cloud, der mit seinen Springwassern herrlich beleuchtet und voll regen Treibens war. Die große Allee, die vom Sevresthor zum Haupteingange in St. Cloud führt, war ganz mit schöner Welt angefüllt; selten sah man an einem Festtage eine solche Menge Damen und Herren auf den Stühlen sitzen, die man längs der Kaffehhäuser im Parke aufgestellt hatte. Aber der Abend war auch unbeschreiblich sanft und heiter.

Darstellung der Geschichte vom rhodischen Drachen, zur Vergleichung und Beurtheilung der Schiller'schen Romanze.

Es ist immer angenehm, die Spuren großer Männer zu verfolgen, und da, wo sie den Stoff nicht aus sich selbst, sondern von außen nahmen, ihnen nachzugehen bis auf den Punct, wo ihr Genius sich erhob, und den Stoff durch sich selbst veredelte. Es gibt nicht leicht, zumahl für angehende Dichter, eine lehrreichere Unterhaltung, als eine solche Vergleichung des ursprünglichen Stoffes mit dem Kunstwerke, zu dem es der Dichter erhoben hat. — Wer kennt nicht Schillers Romanze: „den Kampf mit dem Drachen", dieses Meisterstück einer zarten Erfindung, verbunden mit einer raschen, lebhaften Darstellung? Auch hier hat Schiller, (wie bey der Ballade vom Taucher) seinen Stoff veredelt. Doch die eigentliche Geschichte mit ihren nähern Umständen ist weniger bekannt. Ich glaube daher, den Lesern einen Dienst zu erweisen, wenn ich ihnen zur Vergleichung mit Schillers Bearbeitung die Geschichte etwas ausführlicher gebe. An manchen Stellen kommt das lateinische Original beynahe wörtlich mit Schiller überein. *)

*) Ich habe die Erzählung aus einem Buche, das den Titel führt: „Schottii Physica curiosa" herausgenommen, und für solche, die in unserem Blatte kein Latein suchen, etwas frey und gedrängt übersetzt. Der Jesuite Schott hat sie selbst aus Bosius Histoire de l'ordre de S. Jean de Jerus, dem einzigen Gewährsmanne für diese Erzählung. Der Geschichte ist eine Zeichnung beygefügt, die den Ritter darstellt, wie er mit der Lanze gegen das Ungeheuer anrennt. Sie ist zwar schlecht, doch kann sie einigermaßen einen Begriff von der Gestalt oder vielmehr Ungestalt des Drachen geben.

„Im Jahr 1345, zur Zeit Papst Clemens VI., und Elion's de Villeneuve, Großmeisters des Johanniter-Ordens von Jerusalem, ereignete sich ein höchst außerordentlicher und wunderbarer Vorfall. Auf der Insel Rhodus, nicht weit von der Kirche des h. Stephans, war ein großer Felsen, mit einer ungeheuren unterirdischen Grotte, aus der ein Bach sich ergoß. In dieser Grotte lag *) ein Ungeheuer, von fürchterlichem Aussehen, daß auf der ganzen östlichen Seite der Insel unter Menschen und Vieh Verheerungen anrichtete, und die Luft mit seinem Pesthauche so vergiftete, daß sich niemand ohne Lebensgefahr hinwagen durfte. Der Großmeister des Ordens verboth sogar öffentlich, es solle sich niemand, weß Standes er wäre, dem Platze nähern. Auch an die Ritter erging das nähmliche Verboth, unter Androhung der Todesstrafe. Der Ort selbst behielt von dem an den Nahmen Mal passo. Es war damahls zu Rhodus ein junger edler Ritter, stark an Körper und Geist, Deodat von Gozon aus Gascogne. Voll edlen Unwillens, daß von so vielen tapfern Rittern keiner es wagte, sich mit dem Ungeheuer in einen Kampf einzulassen, und dem Unheile zu steuern; voll Begierde nach Ruhm, den er sich am besten durch einen so seltsamen Kampf mit diesem furchtbaren Ungeheuer zu erwerben glaubte, hatte er weder Ruhe noch Rast, und eilte an die Ausführung seines Unternehmens. Dieß fing er so an: Zuerst beobachtete er an einem geheimen Orte des Drachen Gestalt, den Bau seines Körpers, und seine Farbe. Er hatte ungefähr die Größe eines Pferdes oder eines Ochsen; der Hals war lang, schuppicht, und endigte in einen Schlangenkopf; die Ohren waren wie die eines Maulesels gestaltet, und sehr lang; der Mund zeigt einen furchtbaren Rachen und spitzige Zähne; er hatte sehr große, glänzende und feurige — veluti ignem spirantes — Augen; vier Füße, die mit scharfen bärenartigen Klauen versehen waren. Der Schwanz und die übrigen Glieder waren einem Krocodille völlig ähnlich; den ganzen Körper schützte ein harter Schuppenpanzer; an den Seiten standen zwey Flügel, die unten röthlichgelb aussahen, und so sah auch der ganze übrige Körper aus. Der Drache schien, wenn er ging, halb zu fliegen, halb zu laufen, und bewegte sich so schnell, daß auch das geschwindeste Pferd ihm nicht entfliehen konnte. Wenn er auf Futter — pabulum — ausging, so setzte er durch das Klappern seiner Schuppen, und das schreckliche Gezische, daß man weit und breit hörte, auch die entferntesten Bewohner in tödtliche Angst.

Nachdem nun der Ritter alles genau beobachtet hatte, erbath er sich vom Großmeister die Erlaubniß, wegen Familienangelegenheiten in sein Vaterland reisen zu dürfen. Hier ließ er alsobald aus Pappendeckel und Werg einen an Farbe und Größe täuschend ähnlichen Drachen verfertigen. Dann kaufte er sich ein edles kriegerisches Roß und zwey starke englische Doggen — validissimos canes, quos Anglicos vocant. — Hierauf ließ er den Drachen durch seine Diener bewegen. Vermöge angebrachter Stricke öffnete sich der furchtbare Rachen, der Schwanz ringelte sich auf verschiedene Weise, und die Flügel schlugen mit Getöse an einander. Auf diesen Scheindrachen trieb Deodat bald sein Pferd, bald seine Hunde, und gewöhnte sie an den Angriff. Nach Verlauf zweyer Monathe kehrte er nach Rhodus zurück. Kaum war er hier gelandet, so rüstete er sich zur Ausführung. Er legte einen bessern Harnisch an, waffnete sich mit einer starken Lanze, und gürtete sein Schwert um. Nachdem er in der Kirche des heil. Stephan, die nicht weit vom Lager des Drachen entfernt war, seine Andacht verrichtet hatte, ging er zu der Grotte. Seinen Knappen befahl er, auf einem hohen Felsen dem Kampfe zuzusehen, mit dem Bedeuten, sogleich herbey zu eilen, wenn er den Drachen erlegt hätte, im andern Falle sich durch die Flucht zu retten. Und nun trat er muthvoll in die Höhle, und da sich nichts regte, so erhob er ein Geschrey und einen Lärmen, um das Unthier heraus zu treiben. Als ihm das Rasseln der Schuppen und das Gezische dessen Ankunft verkündigte, zog er sich auf die Ebene zurück, und erwartete es. Kaum hatte es das Pferd erblickt, so schoß es blitzschnell hervor — aber im nähmlichen Augenblicke erfaßten es die Hunde. Der Ritter indeß schwang die Lanze, und warf sie so heftig gegen den Schuppenpanzer des Drachen, daß sie zersplittert wurde. Da aber die Hunde das Ungeheuer mit ihren Bissen — arreptis genitalibus — quälten, und es sich gegen diese vertheidigte, so bekam der Ritter Zeit, vom Pferde zu steigen, und es mit Schwert und Schild anzugreifen. Sogleich stellte es sich auf die hintern Füße, und suchte den

*) Das Original spricht hier sehr bezeichnend, was ich nicht ganz wiedergeben konnte; es heißt nähmlich: excubabat monstrum horrendum, ingens etc. Schiller hat es schön ausgedrückt:

> Hier hausete der Wurm und lag
> Den Raub erspähend Nacht, und Tag,
> So hielt er, wie der Höllendrache,
> Am Fuß des Gotteshauses Wache ꝛc.

Ritter mit den Klauen der Vorderfüße zu erdrücken. Dieser hatte indessen am Hals sich eine Blöße erspäht, und stieß ihm den Degen so tief hinein, daß eine ungeheure Menge Bluts hervorströmte. Der Drache voll Wuth suchte sich seinem Gegner zu nähern, und trieb dadurch den Degen selbst so weit in die Eingeweide, daß der Hals wie mit einer Säge aufgerissen wurde. Geschwächt durch den großen Blutverlust sank es zusammen, und begrub unter sich den Ritter, der durch die Anstrengung und den Gifthauch des Thieres die Besinnung verlor. Sogleich eilten die Knappen herbey, zogen ihn hervor, und brachten ihn wieder zum Bewußtseyn. Bey seiner Rückkehr zum Großmeister erzählte er ihm sein Abenteuer. Dieser tadelte ihn aber öffentlich wegen seines Ungehorsams, ließ ihm den Ordenshabit abnehmen, und ihn ins Gefängniß führen. Indessen verbreitete sich die Nachricht von diesem Siege auf der Insel, und die allgemeine Freude darüber, so wie die Rücksicht auf die Verdienste des Ritters, bewogen den Großmeister, ihn nicht nur seiner Haft zu entlassen, sondern auch in seine alten Rechte wieder einzusetzen, und zu den höchsten Ehrenstellen zu befördern. Als Elion de Villeneuve vier Jahre darauf starb, so wurde Deodat einstimmig zum Großmeister erwählt." —

A. Ötinger.

Aphorismen.

Daß die Schwarzen sich den Teufel weiß wie einen Europäer denken, dazu haben sie eben so viel Gründe, als wir keine haben, ihn schwarz wie einen Afrikaner zu mahlen. Denn wem ist unbekannt, wie, um in ihrer Sprache die Sprache der Wahrheit zu reden, diese fleischfressenden weißen Teufel, diese weißen Seeungeheuer, die sich überreden konnten, daß die Farbe des Felles den Menschen mache, Menschenrechte gebe und nehme, und von denen selbst die Caraiben (menschenfressenden Andenkens) schonlängst zu behaupten wagten, daß sie durch dieselben so schlecht wie Christen geworden wären, mit den Schwarzen umgegangen sind!

Joh. Eremita.

Notitzen.

Wien, den 26. Sept. — Gestern Abends wurde im k. k. Hoftheater nächst dem Kärnthnerthor das Trauerspiel: Hamlet, mit einer zum Theile neuen Besetzung aufgeführet. Hr. Schwadke, vom Berliner National-Theater, gab den Hamlet als Gastrolle: Hr. Ochsenheimer spielte den König, und Mlle. Krüger die Ophelia, in welcher Rolle sie schon einige Mahl aufgetreten ist. Es war ein großer Vortheil für Herrn Schwadke, daß wir schon seit längerer Zeit den hohen Genuß entbehren, den Hamlet von Herrn Lange spielen zu sehen. Hr. Schwadke hat eine vortheilhafte Figur, einen natürlichen Anstand, ein glückliches Organ, auch wie es scheint, ein gutes Gedächtniß, und ist folglich von der Natur zum Schauspieler qualificirt. Was die Kunst belangt, däucht uns, er habe bisher zu wenig Fleiß auf richtige Declamation gewendet, und seine Action nicht überall in vollkommenen Einklang mit der Diction gebracht; besonders wenn er in Feuer geräth, läßt er sich in einem und dem anderen manches Versehen zu Schulden kommen, und spricht dann auch so geschwind, daß es durchaus unmöglich ist, ihn zu verstehen. Die schönen und wahren Regeln, die er im 4ten Acte dem Schauspieler zu sagen hat, verletzte er selbst in der darauf folgenden Scene mit der Königinn, die ihm, durch Übertreibung, beynahe gänzlich mißlang. Die Scenen, in welchen kein Pathos lag, z. B. die mit Ophelien, mit dem Schauspieler, mit Oldenholm, mit Guldenstern u. a. m., gab Hr. Schwadke mit vieler Leichtigkeit, und einem sehr angenehmen Conversationstone, woraus wir schließen, daß das Lustspiel mehr sein Element seyn mag, als das Trauerspiel. Er wurde nach dem Ende des Stücks herausgerufen, dankte für den erhaltenen Beyfall, und wünschte: „daß die Rollen, die er noch geben wird, eben den Eindruck machen mögen" — — ?

Herr Ochsenheimer spielte den König vortrefflich.

Es wäre zu unbillig, das Spiel der Mlle. Krüger nach jenem ihrer Vorgängerinn, der unsterblichen Mad. Roose, beurtheilen zu wollen. Schon der Muth dieser jungen Schauspielerinn, einer so vollendeten Künstlerinn nachzuspielen, verdient Lob und Nachsicht; und man darf sagen, daß sie die Rolle der Ophelia, Vergleichungen bey Seite gesetzt, wirklich gut gespielt, und vorzüglich in den zwey schweren Scenen als Wahnsinnige allgemeine Rührung bewirkt habe. Wir freuen uns aufrichtig, daß Mlle. Krüger, die schon in ihren Probe-Rollen so vielen Erfolg versprach, von der nachher angenommenen Affectation (die in mehreren Stücken, besonders in den Kreuzfahrern, sehr bemerkbar gewesen) zurückgekommen ist, und die Bahn der Wahrheit und Natur wieder betreten hat, welche allein in Thaliens und Melpomenens Ehrentempel führt, und auf welcher sie, die Tochter und Schülerinn eines der ersten Schauspieler, gewiß dahin gelangen wird.

M.

Die Herren Abnehmer des Sammlers werden bey nun sich endenden dritten Vierteljahre des zweyten Jahrganges dieser Zeitschrift eingeladen, sich fernerhin, und zwar vierteljährig mit 5 fl., halbjährig mit 10 fl., zu pränumeriren. Auswärtige Liebhaber, welche dieselbe wöchentlich zu haben wünschen, belieben sich an das nächste Post-Amt zu wenden, und auf den Jahrgang mit 23 fl. voraus zu bezahlen. Im Falle, daß die Stücke nicht ordentlich geliefert würden, beliebe man sich an die Zeitungs-Expedition des hiesigen löbl. k. k. Ober-Hof-Post-Amtes zu wenden, das Abgängige genau anzugeben, wo dann das Mangelnde ersetzt, und jeder Beschwerde alsogleich abgeholfen werden wird. — Die Lieferung in monathlichen Heften, den Jahrgang zu 20 Gulden, besorgt die Anton Doll'sche Buchhandlung in Wien für das In- und Ausland.

Druckfehler. In den Notitzen erste Spalte Zeile 2 von unten, lese Intonation, statt Intermation.

Der

Sammler.

Ein

Unterhaltungsblatt.

Zweyter Jahrgang.

1810.

October.

Wien, gedruckt und im Verlage bey Anton Strauß.

In Commission bey Anton Doll.

Inhalt.



Der Sammler.

Dinstag, den — 118. — 2. October 1810.

Wer's Glück hat, führt die Braut — nicht heim.

1.

Der Baron Spieß war in der Hauptstadt angekommen, um sich zum dritten Mahle eine Gehülfinn zu suchen, die um ihn sey. Zwey Mahl schon hatte die Liebe ihm eine Gattinn zugeführt, und der Tod sie ihm entführt. Aufs neue geboth der Wille der Familie über den sechs und dreyßigjährigen Mann, daß er sich vermähle, damit die Spieße nicht ausgehen möchten im Lande, und er gehorchte, weil seine glänzende oder düstere Zukunft am Willen dieser Familie hing.

„Eine Gemahlinn aus gutem Hause!" erinnerte die reiche Tante, als sie ihm das Empfehlungsschreiben an die Gräfinn Barner in der Residenz überreichte. „Ein gutes, hübsches, liebendes Weib!" setzte der Gott in seinem Busen hinzu.

Baron Spieß besaß eine liebenswürdige Außenseite, viel Geist und leichten Sinn; sein Äußeres hatte die Welt, sein Herz die Natur gebildet. Gern sah er die Gluth der aufgehenden Sonne, noch lieber fast das leuchtende Auge einer schönen Frau. Sein Wohlgefallen an Schönheit führte ihn oft an den Arm eines reitzenden Weibes, und selten widerstand die Schöne der schmeichelnden Bitte des Liebenswürdigen. Er hielt sich deßhalb für einen Favoriten Amors und Fortunens, ohne jedoch große Ansprüche zu machen. Zwey Frauen, die ihn liebten, hatte er begraben, ohne in sie verliebt gewesen zu seyn; aber er hatte sich benommen, als ob er sie liebte, und sie waren glücklich gewesen, während er im Stillen sein Loos beseufzt hatte; jetzt wollte er vorsichtiger verfahren. „Mein Herz soll dieses Mahl auch eine Wahlstimme haben" — sagte er zu seinem Jugendfreunde — „und ich will glücklich werden oder Witwer bleiben mein Lebenlang, und sollten die Onkel und Tanten mich enterben und am Gallenfieber sterben!" Er sprach diese Versicherung mit so viel Feuer und Festigkeit aus, daß der Jugendfreund (der Hauptmann von Sydow) sie keinen Augenblick für Scherz hielt.

Seinem Entschlusse zufolge warf er das forschende Auge umher auf die schillernde Blumenflur nobler Männinnen in der Hauptstadt; aber er fand lange nicht, was seinem Auge und Herzen zugleich wohlgefiel. Schöne aber herzlose Formen, reitzende kernlose Schalen hier; dort ein reines Gemüth, aber die Hülle war doch auch gar zu mangelhaft, und er ging vorüber, wie der kauflustige Kunstkenner an werthlosen Gemählden vorbeyeilt; freylich blieb er auch da und dort zuweilen stehen, aber nur auf einen Augenblick, um sich zu amusiren.

2.

Die Gräfinn Barner, der er empfohlen war, wohnte im Hause ihres Sohnes, des fürstlichen Jägermeisters, und der Sohn nahm um der Mutter willen den Fremdling bey sich auf; das heißt, er räumte ihm eine Wohnung ein, und bath ihn einige Mahle zu Tische. Als

der Baron die Gemahlinn des Jägermeisters erblickte, fand es sich, daß sie eine Freundinn seiner ersten Frau gewesen, und als solche mehr als ein Mahl in seine Nähe gekommen war; auch die schöne Frau erinnerte sich des Umstandes, und man erinnerte sich sogar, daß man früher sich gegenseitig recht gern gesehen habe. Hermine — so hieß die junge Frau — zeichnete ihn deßhalb vor allen jungen Männern aus, die in ihrem Kreise erschienen. Dankbar erkannte der Baron diese Auszeichnung, und entgegnete sie durch schmeichelnde Huldigungen, die nicht mißfielen. Hermine war eine gute Frau, aber doch auch nicht mehr als ein Weib; sie sahe gern einen Anbether um sich, wenn sie gleich entschlossen war, ihn in der Hauptsache (Liebe), woran der Baron allmählig zu denken begann, nicht zu erhören. Der Baron vertraute seinem Glücke, und hoffte, sich in einem Verhältnisse mit der liebenswürdigen Frau für den Mangel der gesuchten Braut zu entschädigen; um aber seine Göttinn verdachtlos anbethen zu können, machte er Herminens Schwester, Fräulein Theodora, die ein recht hübsches Mädchen war, ihn aber nicht interessirte, den Hof, und benahm sich so, daß Jedermann, und also auch der eifersüchtige und eigensuchtige Jägermeister, glaubte, er habe ernsthafte Absichten auf Theodorens Hand. Sein Zweck wurde in mehrfacher Hinsicht erreicht. Alle Welt hielt ihn für Theodorens Anbether, und der Jägermeister erwartete täglich seinen Antrag auf einen Ehebund mit Theodoren. Hermine ward zwar nicht gefälliger als ehedem, aber sie schenkte ihm ihr Zutrauen, und er erfuhr, daß sie mit ihrem Manne — nicht glücklich lebe. Welche Hoffnungen entwickelte eine solche Erfahrung nicht! Außerdem schien dieses Geständniß Herminens das letzte Hinderniß für ihn aus dem Wege zu räumen: des ungeliebten Mannes glaubte er nicht schonen zu dürfen. Und so lächelte er selbstzufrieden über seine amusante Lage und seine glänzenden Aussichten.

Aber ein feindseliger Dämon schwebte, während er in Meeren von Vergnügen und Hoffnungen schwamm, tückisch über ihm.

3.

Lange hatte Jägermeister Barner vergebens auf seine Erklärung wegen Theodoren gewartet: die Zeit ward ihm lang; er fing an, die Wahrheit zu ahnen. Ein nie in ihm schlummernder Funken des Argwohns ward plötzlich zur zehrenden Flamme; er beobachtete den oft kommenden Baron und seine Frau, und sein Verdacht erhielt Bestätigung. Auf der Stelle war ein Plan entworfen, der sowohl seine Eifersucht, als seinen Götzen Egoismus beschwichtigen sollte. Der Baron mußte diesem Entwurfe gemäß Theodorens Mann werden, ob freywillig oder gezwungen, das galt ihm gleich. Noch griff eine andere Rücksicht in diesen seinen Plan wesentlich ein; Theodora liebte, das wußte er durch seine Spähер, seit zwey Jahren den unbegüterten Assessor von Freyburg aus einem neugeadelten Hause; reussirte nun sein Plan mit dem Baron, so durfte er auch von jener Seite nicht fürchten. Rasch beschloß er die Sache abzumachen. Er eilte zu seiner Frau, die der Baron so eben verlassen hatte.

„Madam" — sprach er — „alles was ich sehe und höre, gibt mir einen furchtbaren Verdacht. Sie sind, die Welt sagt es, und ich muß es endlich glauben, in einem unerlaubten Verständnisse mit dem Baron." — Hermine erröthete vor Schreck — „Sie werden roth?" — fuhr er heftig fort — „Teufel und Hölle! so ist es wahr!"

Daß Sie von Sinnen sind, entgegnete Hermine, im Innersten empört — das nur ist wahr.

„O, ihr Zorn täuscht mich nicht. Wenn dem nicht so ist, wie können Sie ganze Stunden mit ihm allein seyn? seine Schmeicheleyen dulden?" schalt er mit steigendem Ton.

Wenn ich darauf antworten muß — sagte sie im Bewußtseyn der unverletzten Würde, — so mögen Sie erfahren, daß er ein guter Gesellschafter, ein liebenswürdiger Mann und mein Freund ist.

„Liebenswürdig? Ein treffliches Geständniß, dem Ehemanne gethan. Das gute Weib will nur einen Freund, ihren Mann" — zürnte er — „Zittern Sie Madam, wenn ich Ihr strafbares Attachement für ihn entdecke; zittern Sie für Ihr Leben!" Eine drohende Bewegung begleitete diese Worte. Jetzt eilte er aus dem Zimmer, und warf die Thüre hinter sich zu, daß die Fenster klirrten.

Hermine erbebte wirklich; denn sie kannte den Peiniger, sie hielt ihn zu allem fähig; und diese ihre Stimmung, ihre Furcht hatte er gerade gewollt.

4.

Während seine Lauscher Hermine und den Baron beobachteten, begab er sich zu seiner Mutter, weihte sie in sein Geheimniß ein, bath sie um ihre Mitwirkung für seinen Plan, und fand in der Dame von Welt, die alles auf Reichthum und Scheinehre hielt, eine theilnehmende Vertraute. Sie ließ auf sein Verlangen Theodora zu sich rufen, und versuchte es, sie dem Assessor abge-

neigt zu machen, und für den Baron, der um sie werbe, zu gewinnen. Die schmeichelnde Überredung glitt fruchtlos ab vom liebenden Herzen des Mädchens; nun wählte die, vom Jägermeister thätig unterstützte, Gräfinn den Spott über die Armuth und den niedern Rang des Assessors; gleichfalls ohne Wirkung.

„Setzen Sie ihn herab, wie sehr es Ihnen beliebt, sagte Theodora; in meinen Augen steht er hoch. Und selbst, wenn ich schwach genug wäre, ihre Äußerungen auf mich wirken zu lassen, so ist doch in diesem Augenblicke jede Änderung meines Looses unmöglich. Ich sage Ihnen alles, damit Sie Mühe und Worte ersparen. Mein Schicksal ist unablöslich an das seine geknüpft; ich habe Gründe, mich für sein Weib zu halten."

Das heißt? — fragte die Gräfinn.

Ersparen Sie mir die Erläuterung: antwortete erröthend die Befragte.

Ach so — rief die Gräfinn — Fi done! und warf sich indignirt in den Sessel zurück.

Malheureuse! schalt der erboßte Jägermeister, und trabte, die Hände reibend, einige Mahle das Zimmer auf und ab.

Theodora glaubte, in der Pause ihren Sieg feyern zu können, und setzte deßhalb hinzu: Sie sehen ein, daß ich dem Baron nicht meine Hand reichen, daß ich ihn nicht betrügen darf.

Und doch, und doch! rief, plötzlich gewendet, der Jägermeister — Es muß seyn.

Ganz recht, stimmte die Gräfinn ein.

Der Betrüger werde betrogen! sprach Jener. Keine Einwendungen.

Die Bitten Theodorens wurden überhört; ihr Widerspruch blieb unbeachtet, ihre Klagen hatten furchtbare Drohungen zum Echo. Verbannung, öffentliche Beschimpfung ward ihr als unvermeidliches Loos dargestellt. Man sprach vom Kloster, und ewiger Trennung von der Welt und ihrem Geliebten, und bestürmte das arme schwache Mädchen mit folternden Äußerungen.

Sie hatte den Liebkosungen und dem Spotte widerstanden, den Drohungen des Schrecklichsten erlag sie für den Augenblick; doch glänzte ihr noch ein Sonnenblick der Hoffnung, und als ihr Mund den Forderungen der Bestürmer ein Ja sprach, da rief das Herz noch ein tröstendes: Vielleicht! — Ich will! — sagte sie mit genäßten Augen — doch lade ich mein Unglück und alles, was aus dem Betruge entstehen kann, auf Sie.

Ich garantire die Catastrophe! versicherte frohlockend der Jägermeister.

Sie obligiren mich, meine Beste! lispelte die Gräfinn — Seyn Sie ruhig. In wenigen Stunden ist das Ganze abgethan, still und schnell abgethan. Die Arrangements sind oder werden getroffen.

Theodora ward entlassen, Mutter und Sohn verabredeten noch dieses und jenes, und trennten sich dann im stolzen Gefühl ihres so weit gelungenen Werkes.

(Die Fortsetzung folgt.)

An den Tod.

Hier, wo Trauerweiden flüsternd weben,
Hier, wo auf bemoostem Leichenstein,
Hehre Morgenschauer mich durchbeben,
Denk' ich, Tod, mit Seelenstille dein!

Dein mit Wonne! denn als Furchtgerippe
Schaut' ich selbst im Kindertraum dich nie,
Und in Palmen barg sich mir die Hippe,
Welche finstrer Pöbelwahn dir lieh!

Immer hat mit hohen Göttermienen,
Herrlich von der Hoffnung Licht umstrahlt,
Wie dem Socrates du einst erschienen,
Mir die Fantasie dein Bild gemahlt.

Immer hat, auf dunkler Lebenswelle,
Durch des Mißgeschicks entfernte Nacht,
Gleich der Tyndariden Silberhelle,
Leitend mir dieß holde Bild gelacht.

Deine Bucht am Abendhorizonte,
Du, der sich mit Immortellen kränzt,
Glänzt mir, wie das freundlich übersonnte
Zufluchtseiland müden Schiffern glänzt!

v. Matthisson.

Das kaiserliche Schloß zu Compiegne.

Dieser in der neuesten Zeitgeschichte so merkwürdig gewordene Ort, wird gegenwärtig noch immer mit der lebhaftesten Thätigkeit verschönert, und es wird nicht leicht ein Fremder die Stadt Compiegne besuchen, der nicht die seit vier Jahren an dem kaiserlichen Schlosse ununterbrochen fortgesetzten Arbeiten in Augenschein nähme. Nicht nur alle Gebäude des Schlosses, welche während der Revolution verfallen waren, sind wieder hergestellt worden, sondern man hat sie auch mit einer ganz neuen ausnehmend schönen Gallerie vermehrt. Die großen Gemächer sind auf eine bequemere Art eingerichtet worden, und das ganze Innere hat Verzierungen in dem neuesten und besten Geschmacke erhalten. Die Zimmer des Kaisers sind des Fürsten, der sie be-

wohnt, würdig. Vorzüglich schön sind das Kabinet, das Schlafgemach und die Bibliothek des Monarchen. Das große Kabinet, welches ganz mit Gobelins ausgeschlagen und meublirt, und mit den herrlichsten Gemählden und kostbarsten Candelabern verziert ist, gewährt einen wirklich imposanten Anblick. Das Schlafzimmer ist mit Lyoner cramoisirten in Gold gestickten Stoffen meublirt und ausgeschlagen. Die Bibliothek, deren Schränke von französischem Holze, welches wie Acajou aussieht, gearbeitet, und mit vergoldeter Bronze verziert sind, enthält die trefflichsten Bücher und seltene Handschriften. Auf den Consolen und dem Kamine erblickt man die Bildsäulen der vier berühmtesten Schriftsteller aus dem Zeitalter Ludwigs XIV. Die Pracht aber und der Geschmack, welcher sowohl in Ansehung der Decoration als des Ameublements in den Gemächern der Kaiserinn herrschen, verdienen vor Allen ausgezeichnet zu werden. Die Plafonds und die Attiken des ersten Salons stellen Cameen, grau auf grau dar, von der herrlichsten Wirkung. Acht Gemählde, welche die verschiedenen Felder des Saales bedecken, bilden die seltensten und mahlerischesten Blumen, sowohl des In- als Auslandes äußerst natürlich nach. Stühle, Canapee's und dergl. haben Bekleidungen von lilafarbigen, seidenen Zeugen mit Blumen gestickt, welche zu denen auf den Gemählden vollkommen passen. Der große Saal ist mit Stuckatur, welche den Agat nachahmt, verziert, und durch vier Gemählde geschmückt, welche die Jahrszeiten mit ihren verschiedenen Attributen zeigen. Der Plafond ist gleichfalls mit reitzenden Mahlereyen bedeckt. Das Meublement ist grün mit Gold geziert, und besteht aus den reichsten und geschmackvollesten Stoffen, den die Lyoner Manufacturen seit mehreren Jahren geliefert haben.

Das Schlafgemach übertrifft alle übrigen an Pracht. Das Bett bildet zwey Füllhörner, mit Blumen und Früchten angefüllt; der Himmel besteht aus einer Blumenkrone, in deren Mitte der Nahmenszug Ihrer Majestät der Kaiserinn zu sehen ist. Die Vorhänge von weißem Krepp mit goldenen Franzen verziert, werden durch zwey Statuen, von vier und einem halben Fuß Höhe, aus Holz gearbeitet und vergoldet, aufgenommen. Hinter dem Bett befindet sich eine römische Drapperie von Seide, Nakarat-Grund, mit goldenem Mohn besäet; die Sessel sind der Drapperie gleich. Man hält dieses Zimmer für eines der schönsten, welches man noch irgendwo gesehen hat.

An den schönen Gartenanlagen wird gleichfalls immerfort mit der angestrengtesten Thätigkeit gearbeitet. Auch soll ein Canal gegraben werden, worauf Ihre Majestäten das Vergnügen einer angenehmen Wasserfahrt genießen können. Nicht allein aber das kaiserliche Schloß, sondern das ganze Städtchen wird mit jedem Tage schöner und einladender.

B.

Anecdote.

Vor mehreren Jahren hatte ein französischer Herzog den Carlsruher Hof besucht. Ungeachtet der Herzog mit der deutschen Sprache und den vornehmsten deutschen Schriftstellern nicht unbekannt war: behauptete derselbe nichts destoweniger hartnäckig, die Deutschen hätten keinen Nahmen aufzuweisen, welcher mit den berühmtesten Genie's der französischen Nation verglichen werden könnte. Die Markgräfinn Luise hatte den Patriotismus, sich Ihrer Landsleute anzunehmen, und als der Streit etwas heftiger wurde, forderte die Prinzessinn den Herzog auf, ihr die Nahmen von 6 französischen Genies zu nennen, die er für unvergleichbar hielte. Der Herzog nahm eine Karte, und schrieb darauf: Cartesius, Fontenelle, Moliere, Büffon, Montesquieu, Gresset. Die Markgräfinn ergriff den Bleystift und setzte gegenüber: Leibnitz, Haller, Lessing, Gmelin, Grotius, Gleim. Der Herzog war betroffen, besann sich aber geschwind, und ersuchte die Prinzessinn, die Aufforderung nun selbst zu thun. Gleich ergriff sie eine zweyte Karte und schrieb darauf: Kopernikus, Friedrich der II., Luther, Husse, Winkelmann, Klopstock. — Ehrerbiethig küßte der Herzog die Karte, und erklärte sich für überwunden. —

P. v. Gl.



Der Sammler.

Donnerstag, den —— 119. —— 4. October 1810.

Wer's Glück hat, führt die Braut — nicht heim.

(Fortsetzung.)

5.

Der Baron kam aus einem fröhlichen Cirkel, der Wein hatte ihn heiterer als je gemacht; ein Liedchen trällernd eilte er die Treppe hinauf und an Herminens Zimmer vorüber. Ein Geräusch in diesem Gemache erregte seine Aufmerksamkeit.

Ich will der schönen Frau gute Nacht sagen! flüsterte er für sich, und klopfte.

Hermine, seine Gegenwart nicht ahnend, öffnete; aber sie nahm ihn nicht freundlich wie sonst auf.

„Ich kann mir das Vergnügen nicht versagen, Sie heute noch zu sehen" — sagte er entschuldigend. — „Die schönen Stunden im Leben sind so selten, daß der Kluge keine entfliehen läßt. Aber guter Himmel! Was sehe ich? Eine bewölkte Stirn, geröthete Augen? Liebe schöne Frau!"

Ich bin nicht wohl — versicherte Sie. — Aber lassen Sie auch mich diese Stunde benutzen, Sie zu bitten, daß Sie forthin hier nicht mehr erscheinen. Ich habe wichtige Gründe.

„Diese Sprache, dieser Ton und Ihr verweintes Auge. O gnädige Frau, Sie haben Kummer. Theilen Sie mir ihn mit — Oder — Wie? Wäre ich etwa gar die Veranlassung. Reden Sie, gnädige Frau." bat er.

Nein, Sie irren. Gewähren Sie meine Bitte und fragen Sie nicht um die Gründe, wenn ich Sie forthin als Freund, als edlen Mann, achten soll, entgegnete sie. „Aber" —? forschte er verlegen.

Meine Pflicht — versicherte sie — meine Ruhe, meine Ehre dringen mir den Wunsch ab, den Sie erfüllen werden.

„Theure Gründe" — sagte er mit gefurchter Stirn. — „Wer wäre ich, wenn ich sie nicht ehrte und schweigend gehorchte?"

Das erwartete ich von dem feinfühlenden Freunde — sprach sie, und reichte ihm dankend ihre Rechte. — Leben Sie glücklich!

Der schnelle Wechsel seiner Lage, die unerwartete Trennung von einer geliebten schönen Freundinn, der schneidende Ton, mit dem sie ihm Lebewohl sagte, das alles wirkte wunderbar auf den Baron, dessen Empfindungsvermögen ohnehin vom Geiste des Weines aufgeregt war; rasch ergriff er die dargebothene Hand, und bedeckte sie mit Küssen.

„Ewig" — rief er — „wird Ihr Bild mein Herz erfüllen!" und sank knieend zu ihren Füßen.

Diesen Augenblick, diese Gruppe hatte der Jägermeister außerhalb der Thüre erlauscht; plötzlich trat er ein, einen kräftigen Fluch donnernd. Sein Degen flog aus der Scheide.

Halt ein, mein Sohn! rief die hinter ihm eintretende Mutter.

Da sehen Sie das Werk der Hölle! kreischte er mit erkünstelter Wuth, und sein Auge blitzte. Dem sonst stets gefaßten Baron entsank der Muth. — „Nun gibt es Mord und Todtschlag!" sagte er für sich, aber kein Wort ging über seine Lippen, kein Vorwand für seine Anbethung ward gefunden, ja, er vergaß sogar, seine Stellung zu verändern. Er gedachte seines unerlaubten Vorsatzes, der Rechte des beleidigten Ehemannes, aller möglichen traurigen Folgen dieses Augenblickes für Hermine, und dieses Bewußtseyn nahm ihm Sprache und Bewegung. Er schien erstarrt und leblos, während der Pulsschlag seines Herzens das schnelle Klappern einer Windmühle imitirte.

Nicht so Hermine, der weibliche Esprit hielt sie aufrecht. Zwar floß auch bey der unerwarteten Erscheinung ihres Mannes ein gelinder Schauer durch ihr Innerstes, aber schon nach einer Sekunde fand sie die Besinnung wieder; ihr fiel ein Hülfsmittel bey, das für den Augenblick zweckmäßig und wirksam schien, das indessen auf den Baron, als es zur Sprache kam, keinen glücklichen Eindruck machte.

„Was glauben Sie, mein Herr! warum wüthen Sie?" rief sie ihrem Manne entgegen. — „Der Baron erbittet so eben meine Einwilligung zu seiner Heirath mit meiner Schwester." — Sie hatte sich geholfen, aber dem Hauptinteressenten war übel geholfen.

Der Baron sprang auf, und wollte verneinen, aber sein Gewissen, das Ängstliche der Situation, die sein Bekenntniß erschaffen mußte, der Widerhall aller Bemerkungen, welche sich ihm aufgedrängt hatten, hieß ihn schweigen und — leiden.

Fürchten Sie nichts, mein Herr Baron, fuhr Hermine fort, mein Mann wird Ihrem Glücke kein Hinderniß in den Weg legen. Der Ermuthigte hätte laut auflachen mögen.

Der Jägermeister stand erstaunt. So leicht hatte er nicht zu siegen geglaubt; er hatte den Baron einschrecken, und zur Verlobung mit dem Mädchen zwingen wollen, und jetzt kam Hermine ihm mit der Erfüllung seiner Wünsche zuvor. Es währte lange, ehe der freudige Schreck ihn Worte zur Erwiderung finden ließ.

Wenn das ist — sagte er endlich entschuldigend und steckte seinen Degen ein — so bitte ich um Verzeihung. —

Der Baron hatte sich bereits in sein Loos ergeben, und schimpfte nur noch im Stillen zu seiner Satisfaction ein klein wenig auf das Schicksal, das harte, das ihn zum Bräutigam par force machte.

Aber — bemerkte die Gräfinn — warum sprechen der Herr Baron nicht selber, wenn Dieselben reelle Absichten haben?

Ich — entgegnete dieser — ich, ich — bin — unfähig.

Vor Freude — meinte der Jägermeister — ich verstehe. Die glückliche Erfüllung süßer Wünsche; aber fassen Sie sich!

„Ich möchte mich fassen und zum Fenster hinauswerfen!" sagte der Baron und biß die Lippen. „Eine allerliebste, vermaledeyte Situation!"

Die Vermählung ward schon auf Morgen bestimmt, sie sollte im Gartenhause des Jägermeisters vor dem Thore, still aber froh, gefeyert werden, wie die Gräfinn sagte.

So ein entschiedener Freund der Geschwindigkeit der Baron auch war, so war ihm diese doch zu geschwind; er protestirte, aber seine Gründe waren seicht, denn er hatte sie nicht überdenken können. Es blieb bey der Bestimmung der Gräfinn. Theodora ward herbeygerufen, und eine Art von Verlobung, wobey ein Paar Hausfreunde gegenwärtig waren, ward gefeyert. Der Jägermeister und seine Mutter triumphirten, die Braut senkte den Trauerblick zu Boden, Hermine war stumm, und der Baron erkünstelte frohe Laune, aber es war nicht lustig, was er sagte und that; seine, von Desperation erzeugten, Einfälle waren heute ohne Spitze, und zum ersten Mahle in seinem Leben benahm der Weltmann, der gute Gesellschafter, sich ziemlich linkisch. Diese Verlobung lieferte ein würdiges Sujet zu einer Hogarthschen Karrikatur.

Vergebung, guter Baron — flüsterte ihm Hermine zu, als sie sich unbemerkt sah — ich konnte nicht anders.

„Ich auch nicht, das weiß Gott!" — erwiderte er. — „Übrigens bin ich Ihnen Dank schuldig; ich komme zu einer Frau, ohne zu wissen wie. Das Heirathen hat mir immer viel Mühe gemacht, die ich dieses Mahl erspare. Dazu komme ich wenigstens in Ihre Familie!" Bitter lachend sprach er das.

Nach Mitternacht trennte sich die Gesellschaft. Die gezwungene Braut netzte ihr Lager mit Thränen, aber der Bräutigam schlief ziemlich gut. Sein leichter Sinn kämpfte die Grillen nieder; er wiederhohlte sich das Sprichwort so lange: Glücklich ist, wer vergißt, was nicht zu ändern ist! bis er die Richtigkeit desselben in Anwendung auf seine Lage einsah, und er entschlief, als er eben gefunden hatte, daß die alten Sinnsprüche unverwerflich seyen.

6.

Am nächsten Morgen ließ er seinen Freund, den Hauptmann Sydow, rufen, und machte ihn zu seinem Vertrauten. „Was soll ich anders thun," — schloß er die Erzählung des seltsamen Vorfalles, „als gute Miene zum bösen Spiele machen?" Übrigens habe die Güte, mich um 10 Uhr hinaus zu begleiten zur Vermählung. Wir gehen durch den Park, an dessen Ende des Jägermeisters Landhaus belegen ist. Du mußt mit, als Zeuge, als Vertrauter meines Jammers, als Pater, der mich, den Delinquenten, zum Hochgericht der goldenen Freyheit führt.

Der Hauptmann machte Einwendungen gegen eine solche ennuyante Parthie, aber sein Freund entließ ihn nicht. „Ich muß ja Jemand haben" — sagte er — „der mir am Altare das Ja soufflirt, und mich erinnert, wenn ich unwillkührlich Gesichter schneide, wie ein Dorfküster, der die Melodie nicht finden kann!" Endlich willigte Sydow ein, als er seinen Freund fortwährend in jovialer Laune fand.

Man ging, und der Baron war unerschöpflich an witzigen Einfällen, an Satyre über sein Abenteuer und sein Verhältniß. So erschien er als Sieger über sein Schicksal.

Die Freunde waren eine große Strecke Weges im Park gegangen, und befanden sich eben in einer unbesuchten Gegend, als ihnen aus dem dichten Gebüsch ein junger, wohlgekleideter Mensch in den Weg trat. „Wenn ich nicht ganz irre," sprach der Jüngling zu dem Bräutigam gewendet, „so habe ich die Ehre, den Herrn Baron von Spieß zu sehen.

Gehorsamer Diener — antwortete der Baron — der Spieß bin ich. Was steht zu Befehl? Ich wünsche wohl, Sie auf ein Wort allein zu sprechen, äußerte jener.

Zu Befehl — entgegnete dieser. — Du hörst, lieber Hauptmann!

Er ging rasch vorwärts mit dem Fremden, Sydow kam langsam hinterdrein. Der Baron folgte dem Jüngling, der ihn jetzt zur Seite auf einen kleinen freyen Platz führte, und hier begann: Wir sind allein, Sie müssen sich auf der Stelle mit mir schlagen.

Schlagen? — fragte der Baron. — Wer sind Sie, mein Herr?

Der Forstdepartements-Assessor von Freyburg, erwiderte der Befragte.

Ganz wohl! — sagte der Baron. — Ein ander Mahl stehe ich zu Diensten; jetzt aber habe ich keine Zeit, ich gehe so eben zu meiner Hochzeitfeyer.

Sie heirathen das Fräulein Theodore von Liebenau? fragte jener kalt.

In einer halben Stunde! entgegnete dieser.

Hier sind Pistolen, wählen Sie! rief jener, und hielt ihm zwey Paare hin.

Dem Baron kam eine Idee beym Anblick der Waffen. „Ich nehme das Duell an" — sagte er zu sich, „und lasse mich blessiren, so darf ich doch nicht wider Willen heirathen. Eine Wunde ist immer convenabler als eine solche Mariage. — Was hilfts? hernach muß ich doch daran. Erst Zweykampf, dann Hochzeit: das ist hart! Aber ich gewinne Zeit, und das heißt viel gewonnen." — „Wohl, mein Herr" — erklärte er laut." — Wenn es Ihr Ernst ist. —

Nehmen Sie, und stellen Sie sich! geboth jener.

Baron. Sehr wohl! Aber sagen Sie mir doch gefälligst, weshalb wir uns schlagen. Man will doch auch wissen, weshalb man sich durch den Leichnam schießen lassen soll.

Assessor. Sie wollen sich mit meiner Geliebten vermählen, deshalb fordere ich Sie.

Baron. Darum? Warum heirathen Sie Theodora nicht.

Assessor. Keinen Spott!

Baron. Auf Ehre: Nein! — Also, damit wir uns recht verstehen. Weil das Mädchen meine Braut ist, wollen Sie mich tödten? —

Assessor. Oder sterben. So ist's.

Jetzt lachte der Baron laut auf, die Geschichte erschien ihm gar zu drollig. — Sydow, Sydow! rief er dem eben vorübergehenden Hauptmann zu. — Komm daher und höre ein neues Abenteuer erzählen. Der Hauptmann trat näher; fortlachend berichtete er ihm den Vorfall. „Der Eine zieht den Degen, ich muß Bräutigam werden, der andere reicht mir die Pistolen, weil ich es bin," — schloß er, — „ist das nicht interessant?"

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Albaneser.

Der Albanese ist von Natur munter, liebt geräuschvolle Zeitvertreibe und vorzüglich das Tanzen. Mit dem Schwert in der Hand geht er dahin, Lieder singend von der muthvollen Tapferkeit der großen Helden seines Volkes, und bequemt Stimme und Geber-

den nach dem Gegenstande, von welchem er ein Lied anstimmt. Großmüthig von Natur, denkt er nicht ans Reichwerden; vielmehr gibt er bereitwillig auf Verlangen weg, was er besitzt, und kümmert sich nicht darum, wenn er ein armseliges Leben führen muß.

Obgleich der Albanese sehr zum Schwatzen geneigt ist, handelt er doch offen und bedachtsam gegen Freunde und Vorgesetzte. Feind von Verstellung und Betrug, erfüllt er gewissenhaft die ihm verliehenen Aufträge. Gegen seine Feinde erlaubt er sich aber, wie alle ungebildete Völker, jede Art von List und Treulosigkeit.

Homer erwähnt schon der Schlauigkeit der Zephalonier, die Ulysses anführte, und anderer Bewohner vom Epirus. Es darf uns daher das listige Betragen der Albanesen gegen ihre Feinde nicht befremden, und am wenigsten das Benehmen des George Castriotto, welcher, wie Constanzo erzählt, vom Könige Ferdinand zum Gouverneur der Grafschaft Bari eingesetzt, diesem Fürsten einen Beweis seiner Ergebenheit zu bezeugen wünschte. Es war nähmlich die Stadt Frani, Verbündete Ferdinands, von Anton Jóscian, der Meister des Forts war, einem ununterbrochenen Angriff ausgesetzt. Da Castriotto, wegen der Nähe von Piccino, nicht gegen die Feste vorrücken konnte, so ließ er Joscian zu einer Unterredung im Freyen einladen. Joscian erschien. Als er neben Castriotto ritt, ließ dieser ihn plötzlich anhalten, riß ihn vom Pferde, führte ihn nach seinem Lager, und gab ihm seine Freyheit nur unter der Bedingung, die Festung zu übergeben.

Den Albenesen ist jede sclavische Denkart fremd. Trotz des Druckes, unter welchem sie seufzen, erhält sich bey ihnen ein gewisser Sinn von Freyheit. Zu Künsten und Gewerben haben sie keinen Hang, und können sich nicht überzeugen, daß Säen und Ackern ein so ehrenvolles Gewerbe als die Beschäftigung mit den Waffen sey. Der Ackerbau heißt ihnen ein lästiges Gewerbe; sie geben dem einen größern Vorzug, was sie durch Blut, als durch Schweiß erwerben. Sie wünschen immer etwas Neues, hassen die Ruhe, und wenn sie daher keine Gelegenheit finden, die Waffen zu ergreifen, verfallen sie in gänzliche Unthätigkeit.

Den Weibern liegt es ob, die Wirthschaft zu besorgen und das Feld zu bestellen; sie wachsen auf und leben unter sehr strenger Aufsicht. Die Albenesen sind so eifersüchtig auf die Keuschheit ihrer Frauen, daß sie bey der geringsten Verletzung, die ihnen widerfährt, zu den Waffen greifen. (Der Beschluß folgt.)

Notizen.

Wien, den 2. October. — Nachdem Herr Degen am 6. Sept. in Gegenwart JJ. MM. des Kaisers und der Kaiserinn mit seiner mit einem Luftballon in Verbindung gesetzten Flugmaschine von Laxenburg aus ohne Leitschnur eine Luftreise nach dem eine halbe Stunde entfernte Rosendorf gemacht hatte, lud er gestern das Publicum zu einem ähnlichen Versuche im Prater ein. Ein Theil des kaiserl. königl. Hofes, und ein zahlreiches Publicum versammelte sich Abends um halb fünf Uhr auf dem Feuerwerksplatze. Der schön und sehr nett gemachte Ballon war unter der Direction des Herrn Med. Doct. Rieder und des Herrn Apotheker Wedel vollkommen gefüllt. Ohngefähr um halb sechs Uhr brachte sich der Aeronaut mit demselben in Verbindung, und nachdem er sich an der Leitschnur unter steter Bewegung seiner Flügel einige Mahl bald erhoben, bald gesenkt hatte, wurde dieselbe abgeschnitten, und der kühne Luftfahrer seinem Schicksale überlassen.

Sobald der Ballon frey war, erhob sich derselbe, durch den herausgeworfenen Ballast erleichtert schnell, und nahm seine Richtung durch einen gelind West-Nordwind geleitet über den Prater, den Donau-Canal, die Vorstadte Weißgarber, Landstraße und Rennweg gegen Ost-Süden. Da die erreichte grosste Höhe ungefähr 2100 Fuß betragen haben mag, so wurde der Reisende nicht nur auf der mit einer grossen Menschen Menge besetzten Glacis und den Basteyen, sondern auch auf den meisten Plätzen der Stadt beobachtet. Die Maschine glich in der Ferne vollkommen, besonders wenn der Luftfahrer die Flügel bewegte, einem ungeheuren Vogel, und erinnerte an den fabelhaften Vogel Roc, den unsere Leser aus den Erzählungen der Shehezazade kennen. Nachdem Herr Degen ohngefähr drey Viertel Stunden in der Luft gewesen, ließ er sich bey dem ein und eine halbe Meile entfernten Markte Himberg zur Erde nieder, wurde da von dem dasigen Kaufmann Herrn Troller aufs freundschaftlichste aufgenommen und bewirthet, und kehrte heute Morgens wohlbehalten mit seinem Apparate nach der Stadt zurück. Wenn wir auch durch Herrn Degens Erfindung in der Kunst den Luftballon zu leiten nicht viel weiter gekommen sind, so verdient derselbe doch durch seine Beharrlichkeit, seinen Muth, und den Scharfsinn, mit welchem er seinen Apparat ausdachte, die so vorzügliche Unterstützung des allerhöchsten Hofes und des Publicums, die ihm zu Theil ward; um so mehr, da auch bloß als Spectakel betrachtet, seine Luftfahrten mehr anziehendes haben, als jene der Ausländer, die wir bisher gesehen haben, und die ganz Europa mit ihren abenteuerlichen Beobachtungen, die sie in den höhern Regionen angestellt haben wollten, täuschten.

Die Herren Abnehmer des Sammlers werden bey nun geendetem dritten Vierteljahre des zweyten Jahrganges dieser Zeitschrift eingeladen, sich fernerhin, und zwar vierteljährig mit 5 fl., halbjährig mit 10 fl., zu pränumeriren. Auswärtige Liebhaber, welche dieselbe wöchentlich zu haben wünschen belieben sich an das nächste Post-Amt zu wenden, und auf den Jahrgang mit 23 fl. voraus zu bezahlen. Im Falle, daß die Stücke nicht ordentlich geliefert würden, beliebe man sich an die Zeitungs-Expedition des hiesigen löbl. k. k. Ober-Hof-Post-Amtes zu wenden, das Abgängige genau anzugeben, wo dann das Mangelnde ersetzt, und jeder Beschwerde alsogleich abgeholfen werden wird. — Die Lieferung in monatlichen Heften, den Jahrgang zu 20 Gulden, besorgt die Anton Doll'sche Buchhandlung in Wien für das In- und Ausland.



Der Sammler.

Samstag, den — 120. — 6. October 1810.

Wer's Glück hat, führt die Braut nicht — heim.

(Fortsetzung.)

7.

Der Assessor glaubte sich durch das Lachen verspottet, äußerte Unwillen, und drang auf Beschleunigung des Zweykampfes; der Baron strebte, ihn zu begütigen, und erbath vor dem Duell eine Erklärung. „Sie wissen nicht, wie sonderbar die Sachen stehn," — sagte er, — „ich kann mich nun nicht eher mit Ihnen schlagen, bis Sie mir alles anvertraut haben. Übrigens rechnen Sie darauf, daß wir Männer von Ehre sind, und gewissenhaft über alles schweigen werden, was Sie uns sagen mögen." Sydow stimmte dieser Versicherung bey, und der Assessor sah sich zur Erklärung genöthigt, welche dem Baron die Begebenheiten entwickelte. Theodora hatte dem Geliebten in einem Schreiben die ihr bekannten Machinationen des Jägermeisters und das Resultat derselben, Ihre Verlobung mit dem Baron, so wie die bevorstehende Vermählung mitgetheilt, und dieses Billet durch einen ihr ergebenen Domestiken abgesandt. Dieser schriftliche Bericht hatte den Fehler, daß der Baron darinnen als wirklicher Liebhaber des Fräuleins, als wofür er sich selbst auf Speculation ausgegeben hatte, darstellte. Jetzt sah der Überlistete hell, und bemühte sich, auch dem Assessor Licht zu geben. Von dem Duell war nun die Rede nicht mehr, aber wohl von einem Arrangement der Verhältnisse aller bey dem Handel interessirten Personen.

Der Baron sann hin und her; jetzt hatte er einen Einfall. Er bath den Assessor um das Billet Theodorens. Im Vertrauen auf das offene Benehmen der beyden Freunde, auf ihr Ehrenwort, gewährte er, und reichte jenem den Brief.

Bald kam der Lesende an eine Stelle, die sein ganzes Gefühl empörte. „Ich habe" — so schrieb Theodora — „der Gräfinn und ihrem Sohne alles gestanden, wie genau wir verbunden sind; aber dennoch bestehn die Betrüger auf mein Unglück." Er stampfte mit dem Fuße und murrte: Ha, das soll nicht unvergolten bleiben, Ihr Intriguants! Was hast Du? forschte der Hauptmann.

Alles und nichts! — antwortete der Sinnende. — Laßt mich einen Augenblick gewähren! Einige Minuten stand er noch nachdenkend; dann fragte er den Assessor, ob er ihm wohl den Brief zum beliebigen Gebrauch überlassen wolle.

Wenn ich — entgegnete dieser — auf ihre Discretion rechnen kann.

Jener versicherte, daß alles gut gehen werde, und bath den Assessor, ihn nach dem Hochzeitshause zu begleiten.

Verwundert fragte dieser, was er dort solle, und jener meinte, er wolle dem Jägermeister et Compagnie durch ihn eine kleine heilsame Gemüthsbewegung verschaffen. Der Assessor weigerte sich.

Kommen Sie mit mir, — sagte der Baron mit einem gewissen Ernst, — wenn Sie Theodora lieben, und sie aus den Klauen intriguanter Habichte retten wollen. Vielleicht geht alles besser, als Sie glauben. Ich habe einen Plan, den ich noch nicht ganz enthüllen kann, aber er ist gut, das versichere ich.

Und was hoffen Sie zu erreichen? fragte Jener zweifelnd.

So wahr ich beym Eintreten des Jägermeisters zu Herminens Füßen da lag, wie eine Nürnberger Holzpuppe, versicherte er, so gewiß wird dieser Jägermeister krank vor Verdruß; ich ziehe meinen Hals aus der mir gelegten Ehestandsschlinge, und Theodora wird Frau von Freyburg; wenn nähmlich alles gut geht, wie ich hoffe.

Die Musik der letztern Worte hatte für den liebenden Jüngling eine überzeugende Kraft. Die Zuversichtlichkeit, die Festigkeit und Wärme, mit welcher der Redner sie sprach, hoben urplötzlich alle Zweifel und den Rest des eifersüchtigen Mißtrauens, und mit freudiger Eile folgte der Ehestands-Candidat in Hoffnung seinem Antecessor in dieser Würde.

Auf dem Wege herrschte ununterbrochene Stille. Der Assessor sah in die Camera Clara der goldnen Bilder, die seine geschäftige Fantasie ihm aufstellte; der Hauptmann harrte mit Spannung der Dinge, die da kommen sollten; als Freund des Freundes theilte er sich in Furcht und Hoffnung. Die Seelenkräfte der Hauptperson waren zu sehr in Thätigkeit, als daß sie es hätten zum Sprechen bringen können.

Zwar ging der Baron mit Entschiedenheit einem großen Augenblicke entgegen, für den er schnell seine Maßregeln ergriffen hatte, aber diese mußten noch mehr geordnet, der ganze Plan durchdacht, und im Ganzen auf diesen oder jenen Zufall gerechnet werden. Auch das Gefühl des Verhältnisses, dem er entronnen zu seyn glaubte, wie das, dem er entgegen ging, befing ihn. Er hatte die fatale Aussicht gehabt, zum dritten Mahle eine ungeliebte Frau zu besitzen, und das schlimmste war, daß Theodora ihm abgeneigt schien; früher war er geliebt worden, wenn er selbst auch nicht liebte, jetzt sollte er gehaßt werden; man begreift, wie trübe ihm diese Zeichnung seiner Zukunft erscheinen mußte; aber er hatte mit seinem leichten Sinne dem Nachtstücke einen erträglichen Ton abgewonnen; daß es ihm indessen jetzt sehr, sehr lieb war, wenn dieses groteske Bild hinweg gerückt, und ein freundlicheres, das Gemählde des ungezwungenen Welttons, an seine Stelle gekommen war, begreift man, ohne eben den Scharfsinn eines Ödip zu besitzen. Er hatte sich überlistet gesehen, nun sollte und wollte er den Schlauen vergelten, und die Unbill rächen; das Gefühl der Rache, das auch dem sanftesten Menschen ein gewisses Wohlbehagen gibt, spannte ihn nicht minder; endlich hatte er auch mit dem Gedanken an Herminen zu schaffen. Er hatte sie mit im Complot gegen sich geglaubt; jetzt lebte er der Überzeugung, daß er sich geirrt habe, und eine solche Überzeugung thut wohl, besonders wenn man für das Individuum, das man verkannte, Wohlwollen empfindet. So hatten dann der Baron und seine Gefährten vollauf zu denken, zu empfinden, zu fürchten und zu hoffen, und schweigend wanderten sie hinter- oder nebeneinander her, bis ihnen das Gartenhaus quästionis ins Auge sprang, daß der Schauplatz eines nicht gewöhnlichen Auftrittes werden sollte.

Da wären wir! sagte der Baron mit einem leisen Seufzer. Da wären wir, wiederhohlten seine Begleiter, und allen ward es ein wenig beklommen; doch wollte es Niemand laut werden lassen.

Der Assessor erhielt die Weisung, jetzt zurück zu bleiben, sich in der Nähe zu halten, und den Wink des Barons abzuwarten. Er blieb, und die Freunde begaben sich in das Haus.

(Der Beschluß folgt.)

Schmetterlingsfang.

An Freund Ochsenheimer.

Ernst bezeichne Dein Reich mit griechisch lateinischem Vollklang,
Wenn Du den Rösel citirst, wenn Dich der Forscher befragt.
Muntern Gedichten vergönn' die muntere Sprache des Volkes:
Denke des Pleißenthals dann, denke des Elbstroms dabey!

Bläuling. (Papilio Argus.)

Hoffnung, ich mahle Dich blau. Denn, wie der zierliche Bläuling,
Spielst Du im sonnigen Licht scherzend und tändelnd umher.
Bleib' ich ferne, so nah'st Du, sinn' ich, Dich leise zu fassen,
So entschlüpfest Du schnell meiner sich schließenden Hand.

Großer Fuchs. (Pap. Polychloros.)

Großer Fuchs ist Dein Nahme? O glaub' mir, die größten der Füchse
Fliegen des Tages nicht frey, kriechen verstohlen des Nachts.

Weiße Schmetterlinge. (Pap. Brassicae, Rapae etc)

„Wir verschmähen den Prunk; nicht gleichend den höhern Verwandten
„Wandeln wir schlecht und gerecht stille durch's Leben dahin."

Ja, die Demuth ist Tugend, doch soll ich Euch tugendhaft preisen,
Bleibet mir ferne vom Kohl, den ich im Schweiße gepflanzt.

Kleiner Fuchs. (Pap. Urticae.)

Bist Du ein Bruder des größeren? „Ich bin es, aber der größ're,
„Recht, wie Menschen bey Euch, kennet den Kleineren nicht."

Segelvogel. (Pap. Podalirius.)

Unbeholfen und schwer, dem leisesten Lüftchen zum Spiele,
Segelst Du Lilien vorbey, Inseln voll Zucker für Dich.
Endlich ermüdet und matt, berenend verschwendete Kräfte,
Biethen die Rüben im Feld Surrogate Dir an.

Fichtenvogel. (Bombyx Pini.)

Schrecken dem Gutsherrn und Förster, sind Dein viel Meilen im Umkreis;
Vom verwüsteten Wald wird Dir ein Kästchen zum Grab.

Hanswurst. (Geometra Grossulariata.)

„Weiß bin ich, wie Papier, die schwarzen Flecken sind Tinte,
„Und die gelben sind Neid über der größeren Pracht."
Also gleichst Du dem Krittler, der elend, mit seiner Gemeinheit,
Nicht die andern, sich selbst, keck in Journalen befleckt.

Distelvogel. (Pap. Cardui.)

Distelvogel, was weilst Du zwischen den Mauern, auf Straßen?
Tausche den staubigen Sand um die holdgrünende Flur.
„Freund, ich liebe den Putz, wie städtische Frauen und Mädchen,
„Die auf kahl'r Bastey schwärmen, gesehen zu seyn.

Admiral. (Pap. Atalanta.)

Admiral, Dich durchbohr' ich strafend mit spitziger Nadel,
Weil du trotzend und kühn Dich auf das Continent wagst.

Trauermantel. (Pap. Antiopa.)

Warum gehst Du in Schwarz? Sieh prangend in Farben die Brüder,
Und was weilst Du allein, immer den Wässern so nah?
„Doctor bin ich der Weisheit unter den Papilionen,
„Wegen der Weisheit das Schwarz; Kleider verleihen das Amt.

Bretspiel. (Pap. Galatea.)

Wie? Ein Bretspiel beflügelt? „Warum nicht? Da selber des Lebens
„Ernstverschlungenes Spiel gaukelnd auf Flügeln erscheint."

Changeant. (Pap. Iris.)

Ha, jetzt bist Du mir fest; jetzt will ich stillprüfend erspüren,
Welche Farbe Dein Kleid, vielfach Wechselnder, trägt.
Blendet ein Schwätzer das Volk, frech redend von Allem und Jedem,
Halt' ihn ein treffender Pfeil, daß wir sein Wesen durchschaun.

Pfau-Auge. (Pap. Jo.)

Augen so viel, und ich fing Dich? Weil sie nichts sehen, die Augen.
Nicht der Wachenden Zahl, Weniger Falkenblick gnügt.

Todtenkopf. (Sphinx Atropos.)

Freunde gewann und verlor ich; zog Blumen und sahe sie welken.
Lieder auch weiht ich dem Volk, welche man sang und vergaß.
Nun mich das farbige Kleid der heitern Insecten ergötzet,
Blickt aus Farben und Lust Tod und Vergänglichkeit vor.

Schwalbenschwanz. (Pap. Machaon.)

Gelb mit blau ist Dein Kleid; so gleichst Du dem sächsischen Postknecht,
Trinkest bey jeglichem Schild, förderst Dich langsam, wie er.

Aurora. (Pap. Cardamines.)

Seh' ich Dich oben auf Bergen? Es sah Dich vor Jahren der Jüngling
Auf noch herrlicher'n Höh'n, als er die Alpen durchzog.
Frühroth seliger Lieb' erschien ihm Dein rosiger Flügel; —
Freygegeben entflieh', später mir Spatroth zu seyn.

Halber Mond. (Pap. Hyperanthus.)

Mahomed's Zeichen, hier ist's. Es ziere zuletzt noch die Sammlung.
Aus Europa verscheucht, fänd' ich es künftig nicht mehr.

Die Unerwähnten.

Was dem Dichter das Wort, ist Farbe dem ewigen Vater,
Der mit sinnender Wahl Schatten und Strahlen vereint.
Manches auf Erden ist nutzbar, Manches und mehr ist erfreulich;
Sey dem Körper was nutzt, ernte das Schöne der Geist!

F. Treitschke.

Die Albaneser.

(Fortsetzung.)

Wenn der Bräutigam die Braut einhohlt, begleitet ihn ein singender Haufe, und es geht dabey wie bey einer gewaltsamen Entführung zu. Die Verwandte des Mädchens verweigern es, dem Bräutigam die Thür zu öffnen, und er muß die Braut den Verwandten mit Gewalt entreißen. Wenn dieß Benehmen eine rohe Sitte verräth, so athmet das Lied, das der Braut angestimmt wird, Tugend und Weisheit. Sie wird darin an ihre häusliche Pflichten, an ihre Liebe, an ihre Familie, an die ihr nöthige Beharrlichkeit, Arbeit und Gefahr zu dulden, erinnert.

Jede Stadt oder Dorfschaft lebt für sich, und ihr Gemeinwesen wird nicht mit den Privatangelegenheiten der Nachbarn vermengt. Wenn es aber der Freyheit gilt, wenn die türkischen Paschen aus Ehrgeitz oder Habsucht sie ins Joch zu spannen Miene machen, dann erheben sie sich in Masse und wehren den gemeinschaftlichen Feind ab.

Wegen der Gränze eines Dorfes oder Ackers ent-

stehen täglich neue Zwistigkeiten. Daher der Verfall ihres Landes und die Armuth der Bewohner derselben. Der Mangel eines zufriedenen Lebens hemmt jeden Fortschritt zur Bildung.

Nicht allein die Angelegenheiten der Städte und Dörfer, sondern auch der Familien sind getrennt. Keine Gemeinde macht ein Ganzes aus. Jede besteht aus einer Anzahl Familien, welche in der Landessprache Cetta heißt, und jede Cetta lebt unabhängig von der andern. Die Streitigkeit der Cetta schlichtet der Älteste derselben, die der Kinder, der Vater. Nie mischt sich ein Fremder in diese Zwiste, seyen sie noch so wichtig, es müßte denn darin begriffen, oder sie zu schlichten aufgefordert seyn.

Je zahlreicher eine Cetta ist, desto mehr wird sie geachtet. Der Celibat ist daher bey den Albanesern verrufen, und einer muntert den andern zur Heirath auf.

In jedem Canton besteht ein Rath der Alten. Sie heißen so, nicht wegen ihres Alters, sondern wegen der Einsicht und Klugheit, die man ihnen beymißt. Dieser Rath genießt nun die unter rohen Völkern hergebrachte Ehrfurcht und Gerichtsbarkeit. Nur wenn etwas für das Gemeinwesen zu beschließen ist, oder Streitigkeiten zwischen mehreren Cettas beyzulegen sind, wird er zusammen berufen; er geht aber oft wieder aus einander, ohne ein Urtheil gefällt zu haben.

Gotteslästerung, Simonie, Meineid, Hurerey und Meuchelmord werden nicht gesetzlich bestraft. Aber diejenigen, die sich eines dieser Laster schuldig gemacht, finden ihre Strafe in dem allgemeinen Abscheu und der öffentlichen Verdammung, die sie überall verfolgt, und sie in solche Verzweifelung versetzt, daß sie im Selbstmord ihr einziges Heil finden.

Alle Albanesen sind Soldaten, und nur Alter oder Krankheit befreyt sie von dieser Pflicht. Jeder ist, ohne Hoffnung einer Belohnung oder des kleinsten Ersatzes, beeifert, durch Kühnheit, Muth und Kraft im Kampfe sich auszuzeichnen. Liebe zum Ruhm und Furcht vor Verachtung treibt sie zu den gefährlichsten Unternehmungen. Dem ist das Leben eine unerträgliche Last, der sich gezwungen findet, vor dem Feinde zu fliehen, oder der ihn in der Schlacht vermieden. Diejenigen Ältern sind die geachtesten, deren Söhne für das Vaterland sich opferten.

Da sie keinen König haben, wählen sie immer, wenn es die Nothwendigkeit erfordert, den Beherztesten zum Anführer, der sich aber nicht durch die vorübergehende Würde, die ihm zu Theil wird, sondern durch Thätigkeit, Großmuth und Herzhaftigkeit in Gefahren, Ansehen und die Achtung seiner Gefährten erwirbt.

Die Albanesen bilden nie eine Schlachtlinie, und sie denken auf keine feste Position, ehe sie sich zu einem Gefecht entschließen.

(Der Beschluß folgt.)

Notizen.

Wien, den 5. October. — Die gestrige Nahmensfeyer unsers allergnädigsten Monarchen wurde durch eine Handlung ausgezeichnet, welche für die Wiener Bürgerschaft höchst ehrenvoll war, und derselben unvergeßlich seyn wird; es wurden ihr nähmlich die sechs auf Befehl Sr. Majestät des Kaisers gegossenen und derselben zum Geschenke bestimmten Kanonen *) feyerlich übergeben. Zu diesem Endzwecke versammelten sich die sämmtlichen Abtheilungen der bewaffneten, uniformierten Bürgermiliz in größter Parade, Morgens um 9 Uhr auf dem Glacis zwischen dem Burg- und Schottenthor, und bildeten da ein großes Quarré. Nachdem der von Sr. Majestät beauftragte Herr Vice-Commandant der Stadt Wien, F. M. L. von Egermann, in Begleitung des Herrn Regierungsrathes, Obersten und Bürgermeisters von Wohlleben, und des Oberstwachtmeisters und Magistratsraths von Leeb die sämmtlich aufgestellte Truppe besichtiget, wurden die Kanonen umgeben von einer Abtheilung des k. k. Cürassier-Regiments Somariva unter der nöthigen Artillerie-Bedienung in das Quarré gebracht, und mittelst einer feyerlichen Anrede des Herrn F. M. L. der Bürgerschaft übergeben, welche Anrede der Herr Oberste und Bürgermeister beantwortete. Jede dieser Kanonen führt auf einem Schilde in erhabenen Buchstaben die Aufschrift:

Franz I. Den Bürgern der Stadt Wien für erprobte Treue, Anhänglichkeit und Biedersinn. 1810.

Am untern Theile liest man in gravirter Schrift: v. Lethenyey, Major und Guß-Director in Wien. Nach der Übernahme wurden die Kanonen im feyerlichen Zuge durch einen großen Theil der Straßen Wiens, nach dem bürgerl. Zeughause abgeführt. Möchten diese Kanonen nie anders erschallen, als um den guten Bürgern Wiens Freude zu verkünden! Möchten sie unsern spätesten Enkeln noch nach Jahrhunderten die Fortpflanzung eines Stammes anzeigen, der durch so lange Zeit so viele Millionen seiner Unterthanen beglückte!

*) Siehe den Sammler Nro. 63.

Verbesserung. In Nro. 119 in den Notizen erste Spalte Zeile 21 lese 1200 statt 2100. — Zweyte Spalte Zeile 9 lese Troll statt Troller.

Gedruckt bey Anton Strauß in Wien.



Der Sammler.

Dinstag, den — 121. — 9. October 1810.

Wer's Glück hat, führt die Braut nicht — heim.

(Beschluß.)

8.

Schon war es spät, der Priester und ein kleiner Chor von Hochzeitsgästen zugegen. Die Gräfinn sah jede Secunde nach der Uhr und der Geistliche nach den Chocoladetassen. Hermine ließ die Spitzen ihres Tuches durch die Finger und mehr als einen leisen Seufzer aus der gepreßten Brust passiren. Theodora fand sich im Brautschmuck wie im Prachtsarge, und der Jägermeister trommelte ungeduldig an den Fenstern. Da meldete endlich der Domestike den Bräutigam und seinen Freund, und sie traten ein. Man wollte zur Ceremonie schreiten. Theodora erbleichte und hielt sich nur mühsam aufrecht, Hermine trocknete insgeheim das nasse Auge.

„Einen Augenblick noch," bath der Baron und winkte verstohlen am Fenster. — „Ich habe" — sagte er dann — „noch vorher einige wenige Worte mit dem Herrn Jägermeister und der Frau Gräfinn allein zu reden." Des Jägermeisters Auge forschte, der Gräfinn Angesicht verlängerte sich. — „Auch das Fräulein Braut" — setzte er hinzu — „belieben." Der Jägermeister öffnete ein anstoßendes Zimmer zum geheimen Gespräch, als eben auch der Assessor eintrat, der zu des Jägermeisters schreckhafter und zu Thodorens freudiger Verwunderung von dem Baron mit zu dem engern Ausschuß geladen ward.

„Ich soll heirathen" — begann der letztere, als man sich an Ort und Stelle arrangirt hatte. — Nun aber habe ich gefunden, daß mir unter den Umständen die Parthie nicht convenirt, und ich erkläre hiermit feyerlichst, daß ich nicht mag, weshalb ich bey der schönen Braut gebührend um Verzeihung bitte."

Das Erstarren war jetzt an dem Jägermeister und seiner Mutter. Sie erriethen den Zusammenhang zum Theil, aber sie scheueten sich, ihre Wahrnehmungen auszusprechen. Theodorens Auge verklärte sich; und des Barons und Freyburgs Winke bestätigten ihre freudigen Vermuthungen.

„Ich mag also das mir angebothene Glück nicht annehmen;" — fuhr jener fort — „aber ich will Niemand in Verlegenheit setzen, und überlasse meinen Platz einem Andern. Was sagen Sie dazu, schöne Braut?" Diese senkte den Blick; aber die Gräfinn und ihr Sohn ermannten sich zu der Bemerkung, daß der Redner scherze, wogegen er lebhaft protestirte. — „Sie müssen schon die Güte haben, meinen Vorschlag einzugehen, da ich seit gestern verschiedene Bemerkungen gemacht habe. Zum Beyspiel wußte ich gestern noch nicht, daß Theodora die Geliebte dieses jungen Mannes ist; ich darf also nicht, wenn ich auch wollte, denn das Geboth sagt: Du sollst nicht begehren deines Nächsten! Die Braut ist es zufrieden, das sehe ich, das weiß ich, und

auch Sie, meine Werthesten, werden nichts dagegen haben? Nicht wahr?" sagte er mit Nachdruck.

Doch! rief trotzig der Jägermeister — Alles. Sie vermählen sich und kein Anderer.

„Ich will nicht, die Braut will mich nicht, und ich stelle für mich einen Angenehmern. Das ist abgemacht."

Ob Sie einwilligen oder nicht, daß ist gleich viel. Aber Ihrer Ehre willen möchte ich, daß Sie die Form, den Schein, für sich hätten.

Mein Herr — rief der Jägermeister mit wachsendem Grimm — Sie sind ein —

„Ein Baron" — fiel dieser ein — „und Sie ein Graf und ein wohlbestallter fürstlicher Jägermeister. Das wollen wir nicht vergessen. Entlassen Sie mich und geben Sie diesem Herrn sein Eigenthum." Eigenthum? brummte die Gräfinn. Ist Theodora sein Eigenthum? Womit beweisen Sie seine Rechte? „Mit diesem Billet" — entgegnete der Befragte und hielt dem Jägermeister Theodorens Brief, und besonders die picante Stelle, vor die Augen. Der Lesende erbleichte, aber er erzwang ein Hohnlachen. „So ists gut" — meinte der Baron — „lachen Sie, aber lachen Sie freundlicher!"

Jetzt zog der Erbitterte den Degen. „Lassen Sie stecken, mein Herr," rieth der Redner, „oder wollen Sie den Eclat? Frisch, willigen Sie ein, oder Sie compromittiren sich. Bey Gott, ich lasse Ihr Verfahren im Hamburger unparteyischen Correspondenten und in allen gelesenen Blättern abdrucken. Dieser Brief zeuge gegen Sie!" Geisterbleich sank die Gräfinn in einen Sessel.

Verführer! murmelte der Graf. Mag es die Welt wissen — fuhr dieser fort — daß ich leichtsinnig war, mir wird verziehen, dem Boshaften nicht. — Zum letzten Mahle bitte ich; procediren Sie als Weltleute, als Kluge. Der Priester ist da, der eigentliche Bräutigam auch. Lassen Sie copuliren, was für einander geschaffen ward. Wir machen einen Scherz aus der Geschichte, und schweigen sämmtlich über das, was Niemand Ehre gibt. Rasch, rasch, meine Herrschaften. Es wird spät."

Theodora und Freyburg vereinigten ihre Bitten mit dem eindringenden Wortstrom; Sydow rieth, und sprach für das Paar. Das hatte die Gräfinn und ihr Sohn nur erwartet, Sie waren froh, sich mit Ehren aus dem Handel zu ziehen. Sie sprachen ein Ja. Die Liebenden jubelten. Der Priester einte sie auf ewig, und der Baron athmete wieder mit freyer, weiter Brust.

„Hermine ist ein reiner Engel, und ich war ein Thor!" — sagte er leise zum Jägermeister, als er Abends neben diesem stand, — „ich bitte Sie, daß Sie in dieser Ansicht handeln," und der Berathene versprach es dem Rathgeber, der jetzt im Scherz und Ernst den Hauptmann fragte: ob er nicht aufs neue ein Recht habe, sich für Fortunens Favoriten zu halten?

Allerdings! entgegnete dieser. Du bist es, denn hier galt das Sprichwort: Wer's Glück hat, führt die Braut heim! umgekehrt. Das Brautpaar nannte den glücklichen Schutzgeist, Wohlthäter und Retter.

„Ganz wohl!" — entgegnete er — „aber wer zahlt mir den Kuppelpelz? — Herr Substitut, Fräulein Braut! Als Belohnung meiner Resignation, pro studio et labore, erbitte ich einen Kuß vom schönen Munde."

Die Bitte ward gern gewährt. „Ich bin doch einfältig, daß ich Sie weggelassen habe" — sagte er scherzend, als er in das dankende Auge des entzückten Mädchens sah, — „aber freylich dem Ehemann hätten Sie einen solchen Kuß nicht bewilligt." Theodora schüttelte recht ernst die braunen Locken zur Antwort, und setzte hinzu: Schade, daß man nicht so willkührlich lieben als küssen kann! „Ja wohl Schade! stimmte er ein — „dann dürfte ich nicht aufs neue nach einer Braut suchen, und wir wären ein Paar! So aber ist es gut, daß wir einander wieder los sind!"

Carl Stein.

Der Peter in der Fremde.

(Nach Grübel. *)

Der Peter will nicht länger bleiben,
Er will durchaus fort in die Welt.
Dieß Wagestück zu hintertreiben,
Der Mutter immer schwerer fällt.
„Was" spricht sie „willst du draussen machen?
Du kennst ja fremde Menschen nicht!
Dir nimmt vielleicht all deine Sachen,
Der erste beste Bösewicht."

Der Peter lacht nur ihrer Sorgen,
Wenn er die Mutter weinen sieht,
Und wiederhohlt an jedem Morgen,
Sein längst gesungenes Reiselied.
Er meint, die Fremde nur macht Leute,
Nicht in der Nähe wohnt sein Glück,
Denn sucht er's gleich recht in der Weite,
Doch kehrt er mit der Zeit zurück.

*) Siehe Grübels Gedichte in Nürnberger Mundart.

Zu Hülfe ruft man alle Basen;
Jedwede gibt dazu ihr Wort:
Doch Peter läßt mit sich nicht spaßen,
Der Tollkopf will nun ein Mahl fort.
Da sprach die Mutter voller Kummer:
„So sieh doch nur den Vater an!
Er reiste nie und ist nicht dummer,
Als mancher weit gereiste Mann."

Doch Peter läßt sich nicht bewegen,
So daß der Vater endlich spricht:
„Nun gut ich wünsch dir Glück und Segen,
Fort sollst du! doch nun zögr' auch nicht!
Nun geht es an ein emballiren,
Vom Fuß hinauf bis an den Kopf;
Man wickelt, daß auch nichts kann frieren,
Das dickste Band um seinen Zopf.

Und endlich ist der Tag gekommen,
Gleich nach dem Essen geht er heut;
Voraus ist Abschied schon genommen,
Und alles schwimmt in Traurigkeit.
Die Ältern das Geleit ihm geben,
Bis auf das nächste Dorf hinaus,
Und weil da ist ein Wirthshaus eben
Hält man noch einen Abschieds-Schmaus.

Das Fläschchen Wein wird vorgenommen
Doch still wird Peter mäuschenstill,
Man trinkt auf glücklich wiederkommen,
Und Peter seufzt: „Wie Gott es will!"
Er muß die Augen manchmahl reiben,
Nimmt Abschied noch ein Mahl recht schön,
Und sagt man soll nur sitzen bleiben,
Denn weiter läßt er keinen gehn.

Und endlich wankt er fort, der Peter,
Ob's gleich beynah ihn hätt' gereut;
Nach jedem hundert Schritten steht er,
Und denkt, wie ist die Welt so weit!
Das Wetter will ihn auch nicht freuen,
Es geht der Wind so rauh und kalt;
Er glaubt, es kann noch heute schneyen,
Und schneyt's nicht heut, so schneyt's doch bald.

Jetzt schaut er bang zurück, jetzt geht er,
Und sinnt, wie weit er heut wohl reist;
Jetzt kommt ein Kreutzweg — ach! da steht er;
Und niemand, der zurecht ihn weist!
„Ach!" klagt er, so was zu erleben,
Gedacht ich nicht! das Gott erbarm!
Hätt' ich der Mutter nachgegeben,
So saß' ich jetzt noch weich und warm.

Wie konnt' ich so mein Glück verscherzen;
Ich war doch wahrlich toll und dumm! —
Wie würde mich die Mutter herzen,
Kehrt' ich an diesem Kreutzweg um! —
Und rasch beschließt er sich zu drehen,
Wie wenn man was vergessen hat,
Und rennt — ich hätt' es mögen sehen —
Zurück zur lieben Vaterstadt.

Die Ältern saßen unterdessen
Im Wirthshaus noch in guter Ruh,
Bekämpften ihren Gram durch Essen,
Und tranken tief betrübt dazu.
Der Peter ließ sie gern beym Schmause,
Ihn reitzte nur der Heimath Glück,
Drum rannt er spornenstreichs nach Hause,
Auf einen Seitenweg zurück.

Und froh, daß in der Näh' und Ferne,
Sein Fuß sich nicht verirret hat,
Gelangt er vor dem Abendsterne
Incognito noch in die Stadt.
Doch ist er kaum daheim gekommen,
So schallt Gelächter durch das Haus;
Das hätt' er übel fast genommen,
Allein er machte sich nichts draus.

Man spaßt: „du mußt mit Meilenschuhen
Gewandert seyn! Darum setz' dich auch
Nun hintern Ofen um zu ruhen,
Und pfleg am Brodschrank deinen — Bauch.
Er thats. — Dann treten seine Alten
Zur Stubenthür betrübt herein.
Die Mutter seufzt mit Hände falten:
„Ach Gott! wo mag mein Peter seyn!

Da tritt der Peter vor und schmunzelt:
„Was schreyt ihr denn? hier bin ich ja!"
Die Mutter jauchzt! der Vater runzelt
Die Stirn und spricht: „Schon wieder da?
Nun, wie ich's dachte ist's geschehen!
Die Mutter war nun ganz verwiert;
Ich hab's dem Kerl angesehen,
Wie weit die Reise gehen wird."

Die Mutter bethete durchdrungen
Von frommen Dank: 's ist besser so!
Nun hab' ich wieder meinen Jungen,
Gesund daheim, deß bin ich froh!
Doch Peter sagte ganz beklommen:
„Hätt' ich nur nicht geglaubt, es schneyt,
Und wär' der Kreutzweg nicht gekommen,
Ich wäre jetzt, wer weiß wie weit!"

K. G. Eberhard.

Die Albaneser.

(Beschluß.)

Die Weiber nehmen auch Antheil am Krieg. Sie stellen sich oft an die Spitze der Bataillons, und dienen als ein Bollwerk gegen die Feinde. Die religiöse Achtung; welche rohe Bravour gegen das schöne Geschlecht haben, ist wirklich sonderbar. Die Weiber tragen oft Lebensmittel, Ammunition u. s. w. ihren Verwandten ins Schlachtfeld zu, und durch ihre Thränen, Bitten und Aufmunterungen beleben sie die Kämpfenden mit einem Muth, der über den Sieg entscheidet.

Wo das Ansehen des Alten-Raths aufhört, hat die Privatrache ihren Anfang. Ein Mord, ein Ehebruch, ein Diebstahl veranlaßt oft Zwist in einem Stamm, und verwickelt zwey oder mehrere Cettas in Krieg.

Der Durst nach Rache wird nur gemildert durch den Tod des Urhebers des Zwistes, oder wenn einige Personen aus dessen Cetta der Wuth der Gegner Preis gegeben worden sind, oder bis durch Vermittelung von Freunden und das Ansehen des Raths eine Aussöhnung bewirkt worden. Auf jeden Fall muß aber die Cetta des Streiturhebers eine Strafe in Geld und Waaren erlegen, deren Größe von dem Schiedsrichter bestimmt wird.

Die Strenge, mit welcher ein Ehebruch bestraft wird, macht es, daß man selten von einem Verbrechen der Art hört. Der Ehemann ist berechtigt, das Weib und den Verführer umzubringen.

Kleine Streitigkeiten werden gewöhnlich von einem Alten entschieden. Er fällt sein Urtheil am Ende einer Mahlzeit, welche die beyden Parteyen veranstalten, worauf ihm jeder für seine Sporteln ein Paar Schuhe verehrt.

Die Ältern verloben ihre Kinder schon in der Wiege. Dieß Versprechen wird so heilig geachtet, daß gegründete und erhebliche Ursachen angegeben werden müssen, um es zu vernichten.

Die albanesischen Mädchen bringen dem Manne nicht, wie es bey uns gebräuchlich ist, ein Hochzeitgut zu; der Mann erkauft sein Weib vom Vater. Obgleich der Ehemann unumschränkter Herr seiner Gattinn wird, so behält der Vater doch über sie sein Recht. Daher ist die Lage der Weiber bey den Albanesen nicht die glücklichste. Scheidung und Trennung findet bey ihnen nur Statt, wenn die dazu angegebenen Gründe von einem Alten oder von beyden Familien als zureichend gefunden werden. Die Ceremonie der Trennung besteht in dem Durchschneiden eines Fadens, wovon ein Ende der Mann und das andere Ende die Frau festhält.

Die väterliche Gewalt über den Sohn ist sehr beschränkt; der Vater kann nur kleine Strafen dictiren und auflegen. Dieß barbarische Gesetz ist doppelt unbillig, da ein Sohn, welcher sich eines Meuchelmordes schuldig gemacht, keine Strafe zu fürchten hat; hingegen ein Vater, der seinen Sohn erschlägt oder verwundet, von der Cetta seines Weibes in Anspruch genommen, und deren Rache Preis gegeben ist. Wenn ein Sohn sich von seinem Vater trennt, kann dieser ihn nicht abhalten; der Vater muß ihm sein Erbtheil geben. Alle Kinder ohne Unterschied, auch die Töchter, haben Anspruch auf solches Erbtheil.

Sr.

Notizen.

Wien, den 5. Octob. — In den k. k. Hof-Theatern wurden bereits zwey glückliche Versuche gemacht, Rollen unsers unvergeßlichen Weidmanns zu besetzen. Herr Ochsenheimer spielte den Wirth in dem Lustspiele: Minna von Barnhelm, und Hr. Krüger den Consulent Wachtel in den Hagestolzen. Beyde Rollen wurden trefflich gegeben. Da aber Schauspieler, von der ausgezeichneten Classe der zwey genannten, niemahl kopiren, sondern jede Rolle nach ihrer Ansicht ergreifen und darstellen; machte die Gewohnheit, erwähnte Charactere immerher von Weidmann spielen zu sehen, daß man sich selbst überredete, dieser habe sie doch noch besser gegeben.

Eine andere Erscheinung an unserm dramatischen Horizont macht einiges Aufsehen. Herr Mayer, vom Mannheimer-Theater, gab bisher folgende Gastrollen: den Carl Moor in den Räubern, den Don Carlos, den Philipp Brook in den Mündeln, und den Major Walter in Kabale und Liebe.

Von den ersteren drey Rollen hat ein competentes Blatt bereits gesprochen: wir beschränken uns daher auf die letzte.

Hr. Mayer verbindet mit einer vortheilhaften, blühenden Gestalt einen sonoren, männlichen Organ, der jedoch wenig Biegsamkeit zu haben scheint, und daher nur pathetische und heftige Stellen, nicht aber zärtliche und rührende gut zu geben vermag. Sein Spiel ist manierirt; wir sahen überall Kunst, nirgends Natur; lauter Darstellung, keine Wahrheit; und auch nicht in einer Scene konnten wir über den Major Walter den Schauspieler Mayer vergessen.

Wie ganz anders war es hingegen mit Hrn. Koch und Mad. Koberwein: Sie spielten nicht, sie waren Müller und Louise. Auch Herrn Ziegler haben wir lange nicht mit so vieler Energie spielen sehen, als in der Rolle des Vizedoms, und Mlle. Lefevre gab die Lady Milford — wie die meisten ihrer Darstellungen — mit Verstand und Fleiß.

Überhaupt genommen, wurde das Stück herrlich aufgeführt, und wir haben alle Ursache, mit den, seit einiger Zeit häufig vorkommenden Gastrollen in mancherley Hinsicht sehr vergnügt zu seyn; Erstens gewähren sie uns das Vergnügen, auch fremde Künstler zu bewundern — in so fern sie uns dazu Anlaß geben; — zweytens lernen wir, im schlimmern Falle, durch Vergleichungen unsere einheimischen Talente desto mehr schätzen; drittens werden letztere dadurch aus einer Gattung Lethargie geweckt, in welche sie von Zeit zu Zeit durch die Idee gewiegt werden, daß wir sie unbedingt für die besten halten müssen, weil sie für uns die einzigen sind, und keine Zusammenstellung ihnen Eintrag thut.

Dieser letztere Vortheil hat sich bisher in allen jenen Stücken auffallend erwiesen, in welchen einer der fremden Schauspieler aufgetreten ist. Lange sahen wir kein so harmonisches Zusammenwirken, keine so classisch vollendeten Darstellungen.

Nur Schade, daß die Unruhe im Auditorium über die wir schon öfters zu klagen Ursache fanden, immer zuzunehmen scheine, und uns die herrlichsten Genüsse vergällt. Genau untersucht, sind es doch immer nur einige wenige lebhafte junge Herrn, welche die ungünstige Lage unserer, von Schmieden und Fahrstrassen umgebenen Theater auch von innen noch aus allen Kräften zu verschlimmern trachten. Sollte es denn nicht möglich seyn, drey oder vier Personen zur Ruhe zu bringen, die aus Übermuth oder Mangel an Erziehung, acht bis neun hundert gebildeten Menschen ihren Abend verderben? —

M.



Der Sammler

Donnerstag, den — 122. — 11. October 1810.

Franciska d'Aubigne,

Marquise de Maintenon. *)

Der Vater der nachher so berühmt gewordenen Madame de Maintenon, Constant d'Aubigne, hatte ihre Mutter, eine entführte Nonne, geheirathet, und mußte, als dieß bekannt wurde, mit den Seinigen nach Amerika fliehen. Drey Jahre alt war Franciska, als sie auf dieser Reise in einer schweren Krankheit, für todt gehalten, in's Meer geworfen werden sollte, und nur durch den Zufall, daß ihre Mutter ihr nach dem Herzen griff und es noch langsam klopfen fühlte, erhalten wurde. Als sie dieß einst dem Bischof von Metz erzählte, sagte dieser:

„Madame! man kömmt von einer so weiten Reise nicht umsonst und um Nichts zurück!"

Nach dem Tode ihrer Ältern in Amerika kam sie, fünfzehn Jahre alt, nach Frankreich zurück, und begab sich zu einer Tante, bey der sie dürftigen Unterhalt fand. Eine Angelegenheit trieb diese nach Paris, wohin die Nichte mit ihr ging, und der Zufall brachte sie in das Haus, in welchem der bekannte Schriftsteller Scarron wohnte. Diesem ging ihre Dürftigkeit zu Herzen, und er both ihr seine Hand an.

Es kostete einem hübschen Mädchen ein wenig Überwindung, einem so höckerichten, lahmen Schatze, wie Scarron war, ihre Hand zu reichen, aber freylich, die Noth war da, und zu wählen war nicht viel.

„Ich sehe, was Sie leiden, mein Kind! — sagte Scarron zu ihr; — ich wünsche Ihnen helfen zu können, habe darüber nachgedacht, wie das seyn und angehen könnte, und habe gefunden, daß Ihnen nur zwey Wege übrig bleiben, sich aus Ihrer schlimmen in eine, wo nicht bessere, doch leidlichere Lage zu versetzen."

„Und die wären?" — fragte Franciska rasch.

„Sie gehen entweder in ein Kloster, wo ich für Ihre Mitgabe sorgen werde, oder Sie geben mir Ihre Hand."

Sie schwieg. Er fuhr fort:

„Ich wünschte, Ihnen bessere Vorschläge thun zu können, aber ich weiß keine. Überlegen Sie es selbst! — Ich weiß, daß ich ein häßlicher Herr bin, ich kann mich aber nicht umformen und anders machen; dennoch gebe ich Ihnen mein Wort, einer andern, als Ihnen, hätte ich mich weder angebothen noch gegeben. Ich kann Ihnen nur ein mäßiges Auskommen versprechen, aber, da Etwas doch besser ist, als Nichts, so — doch überreden will ich nicht!"

Franciska gab ihm ihre Hand. Dieß machte ihr Glück. — Sie war nur Gesellschafterinn und Freundinn ihres Mannes, den sie aber sehr sorgsam pflegte und ihn keinen Augenblick verließ. Die eingezogene Lebensart, welche sie führte, machte ihr Vergnügen, und

*) Sie ward zu Niort den 27. November 1635 geboren.

ihr Ruf und ihre Tugend gewannen bey derselben. Daher pflegte die Demoiselle Scuderi zu sagen:

„Die Luft, die man bey der Scarron einathmet, flößet Tugend ein."

Die witzige Welt von Paris versammelte sich oft bey Scarron, der, selbst sehr witzig, die Unterhaltung aller wurde. In diesen Gesellschaften glänzte Franciska mit Bescheidenheit, und ihre Unterhaltung entzückte die Versammlung. Wenn sie erzählte, war jedermann ganz Ohr. — Man sagt, ein Diener habe ihr einst zugeflüstert:

„Madame! ein Histörchen für die Herren; wir haben heute keinen Braten."

In den Fastenzeiten nährte sie sich nur von Hülsenfrüchten, indeß die Gesellschaft bey ihr herrlich schmauste. Ihren Bewegungsgrund wollen wir von ihr selbst hören. Sie sagt:

„Ich kann mich nicht rühmen, daß ich dieses bloß um Gottes willen gethan habe, sondern ich wollte geachtet seyn. Die Begierde, mir einen Nahmen zu machen, war meine Leidenschaft, und ich habe es darin übertrieben. Mein Stolz bewog mich, mich selbst zu martern, und zur Strafe hat mich Gott so hoch gehoben und im Zorne zu mir gesagt: „Du willst Ruhm und Ehre haben? Wohlan! Du sollst sie haben, bis sie Dich zu Boden drücken."

Nach dem Tode ihres Mannes bath sie um dessen kleine Pension von 1500 Livres. Die vielen Bittschriften, welche sie deßhalb überreichte, machten den König so verdrüßlich, daß er ausrief: „Soll ich denn immer nur von der Witwe Scarron hören?" — Durch die Fürsprache der damahligen Geliebten des Königs, Madame de Montespan, erhielt sie endlich eine Pension von 2000 Livres, und als sie sich dafür bey dem Könige bedankte, sagte dieser:

„Madame! Ich habe Sie lange warten lassen: da Sie aber viele Freunde haben, so habe ich mir bey Ihnen dieses Verdienst allein machen wollen."

Die Frucht der Zärtlichkeit des Königs und der Montespan, der nachherige Duc de Maine, wurde geboren, und die Sache sollte geheim gehalten werden. Man suchte eine Frau, der man den Prinzen anvertrauen könnte, die für seine Erziehung Sorge trüge, und verfiel auf Madame Scarron. Sie wurde nach Hofe berufen, und der König empfahl ihr das Kind, das Madame Montespan ihr übergeben würde. Ein Jahr darauf bekam sie noch den Comte de Verun dazu.

Anfangs war der König gegen sie eingenommen, nach und nach aber, da er sie genauer kennen lernte, fing er an, sie zu schätzen. Als sie mit dem Duc de Maine in's Bad nach Barrege reisen mußte, entstand zwischen ihr und dem König eine Correspondenz, die demselben viel Freude gewährte, und den Grund zu ihrem Glücke legte; ihre Verdienste und des Königs Bedürfniß, eine Gesellschafterinn zu haben, vollendeten das Werk.

Als der König die Jahre erreicht hatte, in denen man im Umgange mit Weibern mehr Unterhaltung als Vergnügen sucht, und er übrigens von seinen vorigen Verbindungen frey und ledig war, entschloß er sich zu einer Vereinigung auf immer, mit der, deren Gesellschaft ihm unentbehrlich geworden war. Der Erzbischof von Paris segnete sie (1685) in Gegenwart einiger Zeugen ein.

Dieses Glück, um welches sie so Viele beneideten, wurde — wenigstens sagte sie es — ihr oft zur Last, und in einem ihrer Briefe an Madame de la Maisonfort sagt sie:

„Warum kann ich Ihnen nicht meine Erfahrungen mittheilen? warum kann ich Ihnen nicht die Langeweile beschreiben, welche die Großen verfolgt, und Ihnen die Mühe schildern, welche sie sich geben müssen, dieselbe los zu werden? Sehen Sie nicht, daß ich vor Traurigkeit fast sterbe, in einem Glück, das man sich kaum groß genug denken kann! Ich war jung und artig, ich hatte Vergnügen, ich war allenthalben beliebt; ich wurde älter und hatte Umgang mit klugen Leuten, ich erhielt die Gunst des Königs; und ich kann Ihnen die Versicherung geben, daß ich, bey dem allen, allenthalben nichts als Leere gefunden habe."

Der Zwang ihres Standes war ihr so verhaßt, daß sie ungeduldig eines Tages ausrief: „Ich kann's nicht länger aushalten! Ich wünsche mir den Tod!" Ihr Bruder konnte den Grund ihres Mißvergnügens nicht begreifen, und fragte sie: „Ob sie sich etwa Hoffnung mache, um glücklicher zu seyn, Gott den Vater zu heirathen?"

Durch ihre Erhebung gewann ihre Familie eben nicht viel, und sie war sehr sparsam, Würden und Gnaden für dieselbe zu erbitten. Sie verlangte nicht nur von andern, daß sie uneigennützig seyn sollten, sondern sie war es auch selbst in einem sehr hohen Grade. Der König sagte oft zu ihr: „Aber Madam! fordern Sie doch; Sie haben ja nichts." — „Sire! antwortete sie; es ist Ihnen nicht erlaubt, mir zu geben. Die Regenten sind nur Verwalter der Güter ihrer Unterthanen."

Der P. de la Neuville, ein Jesuit, wandte sich einst, da er sie nicht kannte, an sie selbst, um bey Madame Maintenon eine Audienz zu erhalten, und wurde gefragt: was er mit ihr zu sprechen habe?

„Ich möchte gern — antwortete der Jesuit — einem von meinen Brüdern zu einem Amte verhelfen."

„Da kommen Sie unrecht an; — erwiderte Madame Maintenon. — Sie bittet zuweilen den König um ein Almosen, nie aber um eine Gnade."

„Sie gilt aber so viel."

„Nicht so viel, wie Sie Sich einbilden."

„Ach! es ist Madame de Maintenon selbst, mit der ich die Ehre habe zu sprechen. Nur sie allein kann so bescheiden seyn, ihren eigenen Credit zu verkennen!"

Sehet da den feinen Jünger des Lojola! — Seine Rolle war gut gespielt. Es ist darauf zu wetten, sein Bruder hat die Stelle erhalten.

Es war eine von ihren Lieblingsbeschäftigungen, unbekannt arme Familien zu besuchen, die Kranken zu trösten, zu beschenken, und ihnen zu helfen, so gut sie nur konnte. Sie suchte selbst Wärterinnen für arme Kinder aus, bezahlte sie, und belohnte sie noch besonders, wenn sie ihr dieselben gesund und wohl brachten.

Als der König gestorben war (1715), widmete sie sich diesen frommen Pflichten ganz, begab sich in das Kloster St. Cyr, welches Ludwig der Vierzehnte auf ihr Anhalten gestiftet hatte, und beschäftigte sich daselbst mit der Erziehung und Unterweisung dreyhundert junger Frauenzimmer von Stande. Oft unterwies sie die Novizen selbst, und theilte mit den Lehrmeisterinnen die beschwerliche Erziehungssorge.

In diesem Kloster erhielt sie die Besuche des Regenten, der vornehmen Reisenden, und selbst des Czar Peters, der sich lange mit ihr unterhielt.

(Der Beschluß folgt.)

Der Commissär.

Dumm wäre jener Commissär? —
Nein, glauben Sie bey meiner Ehr'
Er weiß aus dürrem Heu und Stroh
Ganz pfiffig sich — (incognito)
Ein Häufchen Gold zu fabriciren;
Und hätt' er Stroh im Kopfe noch,
So glaube ich, er würd' es doch
Zuerst weg fouragiren.

A. Mart.

Kantong und die Chinesen.

Ein ehemahliger französischer Cavallerie-Officier, Hr. Felix Renouard de St. Croix, wurde vom Gouverneur der philippinischen Inseln beauftragt, die Truppen zur Vertheidigung dieser Inseln zu organisiren. Dieß gab ihm Gelegenheit, nicht nur die Philippinen genau kennen zu lernen, sondern auf mehrern Excursionen sah er auch von Ostindien, China, Cochinchina u. s. w. einen Theil. Alle seine Reiseerfahrungen hat er vor Kurzem in Paris in drey Bänden mit einigen braven Karten herausgegeben, und sie verdienen gelesen zu werden, theils weil sie sehr leicht und gefällig geschrieben sind, theils weil sie in der That manches interessante, minder bekannte Detail über Handels- und Sittenverhältnisse jener Gegenden enthalten. Die Reise selbst ward von 1803 bis 1807 gemacht. Folglich erfahren wir auch manches vom Neuesten.

Alles, was ich in Kantong sehen konnte, ich mochte die Vorstädte durchlaufen, oder auf dem Gipfel einer Pagode stehen, von wo man die ganze Stadt mit ihren Vorstädten überblickt, kam es mir noch nicht halb so groß vor, als Paris. Die Häuser sind klein, nicht über dreyßig Schuh hoch vom Boden, und zwar in dieser Höhe das Dach mit inbegriffen. Die Straßen sind dabey so schmal, ein Mensch, der sich queer über die Gassen legte, würde den Weg beynahe gänzlich versperren.

Eine der breitesten ist die Porcellaingasse; das heißt, sie ist drey Mahl breiter, als die gewöhnlichen Straßen. Hier haben die Porcellainhändler ihre Niederlage. Da steht Bude an Bude, und eine in allem, wie alle. Diese Buden sind klein, aber mit allen Arten von Waaren niedlich ausgeschmückt und reich versehen. Ich möchte sagen, jede Straße hat hier ihre eigenen Gewerke. Daher sind die Aushängeschilde überflüßig. Nur die Apotheker dürfen dergleichen haben, vermuthlich weil man es doch für nöthig hält, daß jeder wisse, wo Arzneyen zu haben sind, um das Leben eines Kranken zu retten.

Man behauptet, und ich wills gern glauben, denn meine Augen überzeugten mich selbst davon, daß in Kantong so viel Leute auf dem Wasser wohnen, als ungefähr ein Drittheil derer beträgt, die dort auf dem festen Erdboden hausen. Die Wasserhäuser, oder Hüttenschiffe, Schampans von den Chinesen geheißen, bilden ordentliche Straßen. Über drey Stunden Weges weit dehnen sie sich an beyden Ufern des Flußes Pe-kiang hin. Manche dieser Straßen haben eine beträchtliche Länge und Geräumigkeit, machen mehrere Reihen aus, und die Buden und Kramladen dieser schwimmenden Stadt sind für die Wasserleute ziemlich

artig versehen. Man zählt über 60,000 solcher Hütten-schiffe.

Unter den Schampans, die übrigens alle sehr sauber und wohl unterhalten sind, bemerkt man vorzüglich diejenigen, in welchen öffentliche Mädchen wohnen. Diese schwimmenden Tempel der Wollust sind manchmahl sehr elegant, und haben oft schöner geschmückte Zimmer, als die reichsten chinesischen Gebäude. Der Eintrittspreis ist natürlich verschieden; das hängt von der Schönheit und von den Talenten der Dirne ab. Kann sie singen, kann sie verschiedene Instrumente spielen: so ist sie kostbar. Aber man muß mit Haut und Haar Chinese seyn, oder doch wenigstens mit beyden Ohren, wenn man dieß Lärmen, dieß Mauen und Kreischen entzückend finden will. Es ist nicht zum Aushalten.

Überhaupt biethet Kantong bey seiner Volksmenge ein Schauspiel von Leben, Weben, Irren und Wirren dar, das sich nicht beschreiben läßt. Man siehts diesem rastlosen Treiben in allen Straßen, allen Häusern an, daß man arbeiten muß, wenn man in China leben will. Da ist keine Ruhe, kein Augenblick Erhohlung, außer in den Stunden des Schlafs. Und der Chinese schläft kaum drey Stunden. Es kommt gewiß kein Europäer nach Kantong, den diese Geschäftigkeit, dieß Regen nicht in Erstaunen setzt. Wer das Gewühl des Palais royal und der lebhaftesten Straßen von Paris gesehen hat, kann sich nur eine ganz matte Vorstellung davon machen. Der Chinese geht nicht in den Straßen; er läuft, er springt. Er hat sich nicht zu fürchten, Frauenzimmer zu überrennen, denn es läßt sich keins sehen. Nur etwa alte häßliche Weiber vom gemeinsten Volk wagen sich über die Gassen.

Man hält Kantong für sehr bevölkert. Der tägliche Anblick des Menschengetümmels und die Weitläufigkeit der Stadt verleiten dazu. Aber ich halte die meisten Angaben für übertrieben, und zwar darum: Jeder Chinese hat hier gewöhnlich zwey Häuser; eines für seine Geschäfte und eines für die Frauenzimmer, die nie in das andere kommen. Nun gibts da nur allein wenigstens dreyßigtausend Großhändler, für die zwey Häuser durchaus unentbehrlich sind; und wie viel andere Leute noch, die sonst Vermögen genug haben, um bequemlich zu existiren.

(Die Fortsetzung folgt.)

Charade.

Die ersten beyden triffst du in Gedichten,
In Ritter- und in Liebsgeschichten,
Im tiefsten Schacht der Erde, dann
Sogar im Monde selber an.
Es glänzet die im Feld und Wald
Entgegen, und mit Allgewalt
Reißt dich sein Zauber hin, wenn das beklomm'ne Herz
Erleichtert schlägt in Freude oder Schmerz.
Mein Drittes führt man oft im Munde;
Man schwatzt davon, und — doch im Grunde
Ist es von Wenigen nur recht erkannt;
Ein feen Geschenk ist's aus der Götter Hand.
Es spricht sich mächtig aus in Bild und Wort,
Und reißt dich zur Bewunderung fort.
Mein Ganzes, ein Product des Letzten, leitet
Des ersten Bahn, damit sich's schnell verbreitet.

A. S—e.

Notizen.

Wien, den 6. October. — Nachdem Herr Schwadke, vom Berliner National-Theater, seit unserer Anzeige mehrere, sonst von Herrn Lange gespielte Rollen, (!!) als den Valberg in dem Schauspiele: Elise von Valberg, den Rolla in den Sonnenjungfrauen, nicht mit Glück gegeben hatte, sahen wir ihn gestern auch als Graf v. Savern im Fridolin. Ungeachtet zwey Hauptparte nicht so gut, als gewöhnlich, besetzt waren; gelang es dem Herrn Schwadke gleichwohl nicht, den übrigen Mitspielenden gleich zu kommen, geschweige sie zu übertreffen, und unser unvergleichliche Hr. Roose mußte als Gotthold von Felseck die Kosten der Unterhaltung beynahe allein tragen.

Bemerkten wir an Herrn Schwadke als Hamlet schon manche Übertreibung; so müssen wir gestehen: daß er gestern Alles übertrieb; ja vieles davon bis ins Lächerliche, welches auch, wie billig, wirklich belacht wurde.

Da die Rolle des Grafen v. Savern beynahe durchaus pathetisch ist; so hatte Hr. Schwadke auch keine Gelegenheit, seinen in der That angenehmen Conversationston, welchen wir in unserer ersten Anzeige gerühmt hatten, hören zu lassen, sondern alles wurde in dem hohlen Tone der Theater-Geister herausgeheult, und die Action unterstützte diese Declamation überall auf das redlichste.

Möchte Herr Schwadke doch den Plan aufgeben, sich uns in lauter tragischen Rollen, und noch dazu in lauter solchen zu zeigen, die wir von Deutschlands erstem tragischen Schauspieler, Herrn Lange, zu sehen gewohnt sind. Denken wir auf den Hamlet zurück; so können wir noch immer die Meinung nicht fahren lassen, daß Hr. Schwadke in Conversationsrollen gefallen müßte. Bleibt er aber auf der Idee, Herrn Lange fortan zu parodiren; so mag er es sich selbst zuschreiben, wenn das sonst so nachsichtige und gastfreundliche Wiener-Publicum ihm herzlich beystimmt, wann er als Graf von Savern im fünften Aufzuge sagt:

„Nichts Gutes bin ich fähig mehr zu wirken;
„Was soll ich hier? — —"

M.

Auflösung der Charade in Nro. 98.

Zeitraum.

Gedruckt bey Anton Strauß in Wien.



Der Sammler.

Samstag, den — 123. — 13. October 1810.

Franciska d'Aubigne,

Marquise de Maintenon.

(Beschluß.)

Das einzige Merkmahl ihrer Erhöhung war, daß sie während der Messe einen von den Plätzen einnahm, die nur für den König und die Königinn bestimmt sind. Auch erzählt man, daß Mignard, als er die Frau von Maintenon als heilige Franciska mahlte, den König lächelnd gefragt habe:

„Soll ich ihr nicht auch ein Hermelinmäntelchen umhängen?"

„Ja, — sagte der König; — hängt ihr eins um. Die heilige Franciska verdient es wohl."

Dieses Bild wird für das beste gehalten, welches man von ihr hat.

Sie hatte etwas Großes in ihren Handlungen, ein angenehmes Lächeln umschwebte ihr Gesicht und verschönerte ihre sanften Mienen. Dieß konnte ihr keine Zeit, kein Alter rauben. *) Ihre Augen und ihr Geist standen mit einander in einer solchen Übereinstimmung, daß alles, was sie sagte, gerade zum Herzen ging. Sie war munter, aber mit Anstand. Ihre Scherze waren angenehm, nie beleidigend. Sie erlaubte selbst ihren ältesten Freunden keine von den Freyheiten, welche die Ehrfurcht verletzen können, auf welche sie sehr eifersüchtig war. Sie hatte einen Hang zur Melancholie, die aber nicht widerwärtig und verdrüßlich machte, sondern in ihre Gespräche eine gewisse Zärtlichkeit, in ihre Handlungen ungemein viel Interesse brachte. Sie war witzig, und so natürlich zugleich, daß man diese Vereinigung bewundern mußte. Als sie älter wurde, wußte sie Charaktere zu vereinigen, die sonst eben nicht leicht vereinbar sind, den Stolz und die Andacht. Alle ihre Empfindungen, alle ihre Gedanken erhielten einen Anstrich von dieser Mischung.

Man hat Briefe von ihr, die Beaumelle gesammelt und herausgegeben hat. In denselben findet man größtentheils sie nur selbst, und wenig charakteristische Nachrichten von andern merkwürdigen, damahls lebenden Personen. Kaum sagt sie von ihrer Vorgängerinn, der Madame de Montespan: daß dieselbe sehr eigensinnig, rechthaberisch, beynahe stets übelgelaunt, habsüchtig und von sonderbaren Einfällen gewesen sey. Dazu setzt sie noch, im 234sten Briefe:

„Die Frau von Montespan spannte sechs Mäuse an eine kleine Kutsche, von Drahtarbeit gemacht, und ließ sich von den Thieren ihre schönen Hände zerbeißen. In den gemahlten und vergoldeten Einfassungen ihrer Zimmer hatte sie Schweine und Ziegen. Der König stellte sie seinen Ministern als ein Kind vor; aber sie wußte die Geheimniße des Staats, und gab bald gute, bald böse Rathschläge, wie sie eben gesinnt war."

*) Sie starb 84 Jahr alt, den 15. April 1719.

An einem andern Orte sagt sie von dieser Geliebten des Königs:

„Sie war schön und artig. Die Zuneigung des Königs zu ihr war die einzige, welche seinen Ruhm verdunkelte. Sie hatte schöne Augen, einen schönen Teint, Verstand, Stolz und Hochmuth, keine Beweglichkeit, konnte in nichts nachgeben, und in allem, was sie that, benahm sie sich sehr kindisch und links. So waren auch ihre Manieren. Nie hat eine königliche Geliebte mehr geherrscht, als sie. Sie konnte durchaus nicht herablassend und gnädig seyn. Sie liebte des Königs Geld mehr, als den König. Ihre Einfälle und Grillen nöthigten den König alle Tage zu unermeßlichem und unnützem Aufwande. Ihre Kinder liebte sie nicht, und verzog sie."

Um diese merkwürdige Frau sowohl noch etwas von sich selbst zu sprechen, als Lehren geben zu hören, mögen hier noch zwey Briefe stehen:

„An Madame de Caylus.

Meine liebe Nichte! traut mir und meinen Erfahrungen. Ich habe alles versucht, und sehe, daß nur allein Salamo recht hat: Alles ist eine Beängstigung des Geistes. Ich kann mich Niemand entdecken, aber so viel kann ich Dir sagen, daß meine Plagen nicht zu beschreiben sind. Oft bin ich bis auf's Äußerste getrieben. Der König merkt es nicht; und ist er ausgegangen, so bin ich recht froh, allein zu seyn, um zwischen meinen vier Vorhängen recht herzlich weinen zu können. Ich weiß wohl, daß ich Feinde habe, die mich der Häucheley beschuldigen und die Strenge meiner Sitten lächerlich machen, aber ich vergebe ihnen, und weiß, wie unschuldig ich bin."

„An die Duchesse de Bourgogne.

Hoffet hienieden auf kein vollkommenes Glück! Es gibt keins auf der Welt, und wär es in derselben, an die Höfe käm' es nicht.

Die Hoheit hat Beschwerden und Lasten, die der Mittelstand nicht kennt. Er weiß Verdruß zu ertragen, das weiß man bey Hofe nicht.

Unser Geschlecht ist dem Leiden noch mehr ausgesetzt, weil es stets in Unterwürfigkeit seyn muß. Erzürnet und schämet Euch nicht, einem Manne unterthänig seyn zu müssen. Wie es ist, so hat es eine höhere Vorsicht gewollt, bestimmt und geordnet.

Lasset Euern Gemahl stets Euern einzigen Vertrauten seyn, und Euern besten Freund!

Die besten Ehen sind die, in denen man, nach der Reihe, eines von dem andern alles mit Liebe und Geduld erträgt und leidet. Es gibt keine Verbindungen ganz ohne Disharmonie. Seyd nachgebend, friedlich und freundlich! So läßt sich vieles abwenden.

Fordert nicht so viel Freundschaft, als Ihr selbst gebt, und bedenkt, daß die Männer durchaus nicht so zärtlich sind, wie die Weiber!

Bittet Gott, nie eifersüchtig zu werden, und hoffet nicht, durch Klagen und Vorwürfe Euerm Mann Euch angenehm zu machen! Das erbittert. Das einzige Mittel gegen böse Dinge in der Ehe ist die Geduld und die Liebe. Die Ungeduld verbittert und wendet die Herzen ab, die Liebe bringt sie wieder.

Indem Ihr Euern Willen aufopfert, so verlangt nicht über den Willen Eures Mannes zu gebiethen! Die Männer sind freyer, weil sie freyer erzogen werden. Untersuche kein Weib, ob die Gerechtsamen der Männer gegründet sind: genug, sie sind da! Die Männer sind unsere Herren, und wir haben zu leiden und willig zu gehorchen.

Redet, schreibt, handelt stets, als wenn Ihr tausend Zeugen hättet, und bedenkt, daß alles bekannt und offenbar wird, es sey schnell oder langsam! Das Schreiben ist gefährlich.

Was Euch schaden kann, vertraut keinem Menschen! Alle Geheimnisse bleiben es nur eine Zeitlang, wenn mehr als einer dieselben weiß. Der Hof ist das Land der Geheimnisse und das Gebieth der Unbedachtsamkeit.

Seyd mitleidig und barmherzig, und gebet gern! Liebet Eure Ältern und Euer Vaterland, und nehmt Euch vor dem Geschmack in Acht, den Ihr am Verstande habt! Zu viel Verstand erniedriget alle die, die dessen wenig haben, macht, daß man zuweilen hassen muß, und daß man in Gefahr kömmt, kluge und weise Leute zu verachten."

Das deutsche Lied.

Von allen Ländern in der Welt
Das Deutsche mir am besten gefällt.
Es trauft von Gottes Segen;
Es hat nicht Gold noch Edelstein,
Doch Männer hat es, Korn und Wein
Und Mädchen allerwegen.

Von allen Sprachen in der Welt
Die Deutsche mir am besten gefällt,
Ist freylich nicht von Seiden;
Doch wo das Herz zum Herzen spricht,
Ihr nimmermehr das Wort gebricht,
In Freuden und in Leiden.

Von allen Mädchen in der Welt
Das Deutsche mir am besten gefällt,
Ist gar ein herzig Veilchen;
Es duftet was das Haus bedarf,
Ist nicht wie Rosen, Dornenscharf,
Und blüht ein artig Weilchen.

Von allen Frauen in der Welt
Die Deutsche mir am besten gefällt,
Von innen und von aussen;
Sie schafft im Hause, wo sie soll,
Die Schüsseln und die Wirge voll,
Und sucht das Glück nicht draussen.

Von allen Sitten in der Welt
Die Deutsche mir am besten gefällt,
Ist eine feine Sitte;
Gesund an Leib und Geist und Herz,
Zu rechter Zeit den Ernst und Scherz,
Und Becher in der Mitte.

Es lebe die gesammte Welt!
Der Deutsche liebt, was Deutschen gefällt,
Und hält sich selbst in Ehren;
Und läßt den Nachbar links und rechts,
Wes Landes, Glaubens und Geschlecht,
Nach Herzenslust gewähren.

Schmidt von Lübeck.

Gnomen.

1.

Sey zufrieden mit der Stelle,
Die des Schöpfers Hand dir wies!
Diese Welt ist nicht die Hölle,
Doch auch nicht das Paradies.

2.

Dein Feind
Sey Keiner;
Dein Freund
Nur Einer!

3.

Dem Meer gleicht das Menschenleben,
Dem Hafen steuert jeder zu;
Doch lohnt des Schiffers Angst und Streben
Nicht immer die gewünschte Ruh.

Hast glücklich du dein Ziel errungen,
So freue dich im sichren Port!
Ach! mancher wird vom Strom verschlungen,
Und mancher kämpft im Sturm noch fort.

J. G. C. Moritz.

Epigrame.

Zeugniß für den Witwer.

Dankbar auf dem Sterbebette
Sprach die schlaue Henriette:
„Guter Mann! mag Dich die Zukunft lohnen
Du verdienst von allen Weibern — Kronen."

F. Kind.

Mein Verlust.

Durch Mina's Grausamkeit
Verlor ich — o Geschick! —
Zwey volle Jahre Zeit,
Ruh, Hoffnung, Frohsinn, Glück,
Und — meine Zärtlichkeit.

Haug.

Die Bärte.

Wie lang die Bärte sind um Lippe, Wang und Kinn!
Man soll sich jetzt umringt von lauter Helden wähnen:
Doch mancher Großbart hat, im sprichwörtlichen Sinn,
Kein Härchen auf den Zähnen.

Langbein.

Warnung.

Kennst du den himmlischen Feind, der unbemerkt dich umlauert,
Der dir das köstlichste Gut, was dir geworden, entführt?
Schwerlich erräthst du den Dieb im Beyfall flüsternden Aufschub:
Hüthe dich! Dieser bestiehlt dich um das Kleinod — die Zeit.

W. G. Becker.

Kanton und die Chinesen.

(Fortsetzung.)

Unser Hanist, das heißt der zum Handel mit den Europäern kaiserlich-privilegirte Kaufmann, hatte die Güte, die spanischen und holländischen Factoreyen, zu denen ich mich zählte, zu Gaste zu laden. Er wollte nähmlich den Gesandten von Siam, die nach alter Sitte zur Beglückwünschung des Kaisers gekommen waren, ein Mittagsessen in seinem Garten vor der Stadt geben. So erlebte ich also auch eine Mahlzeit im chinesischen Geschmack.

Wie wir zu seinem Garten kamen, der jenseits des Flusses, den fremden Factoreyen gegenüber liegt, stellten sich sogleich mehrere Domestiken dar, die uns, sobald wir aus dem Schiffe stiegen, einführen mußten.

Der Eingang des Gartens war nichts weniger als prächtig. Es wunderte mich, daß ein so reicher Mann, daß einer der Zwölfe, denen der Kaiser das Privilegium gegeben, noch mehr Schätze zu sammeln, so wenig für das Äußere gethan hatte, um gleich dadurch den Mann von Wichtigkeit anzukünden. Aber ich besann mich bald, daß ich bey einem Chinesen war; und der Chinese spart alles für das Innere auf; das Äußere verspricht nie viel. Er hüthet sich wohl, seine Herrlichkeiten alle der Welt zur Schau zu biethen; das könnte den Mandarinen leicht Ärgerniß machen. Und so ein Mandarin for-

dert dann ohne anders Genugthuung, das heißt: Geld über Geld.

Wir traten in das Innere des Gartens. Da spannten sich mehrere Teiche aus, zum Theil mit Gallerien und Sälen umringt, alle äußerst sauber, ungemein köstlich, und geschmackvoll angelegt. Man möchte beynahe schwören, das Wasser sey des Chinesen Lieblings-Element. Denn wo nur ein Teich anzubringen ist, wird er angebracht, und die Säle drum herum sind so angelegt, daß man immer, wohin man auch blickt, ins Wasser sieht. Die Gebäude selbst sind zwey Stock hoch, und sind mit Möbeln verziert nach dem Geschmack der Nation.

Ich ging im Garten spazieren. Die Anlage hatte etwas unbeschreiblich Mahlerisches und Wunderbares. Da wechselten Grotten, Felsen, Gewässer, Blumengeschirre, Beete mit einander in so bizarrer Verwirrung und doch so angenehm fürs Auge ab, daß nur noch die Hand eines europäischen Gartenkünstlers fehlte, um das Ganze in ein Feenrevier oder Traumspiel zu verwandeln.

Um fünf Uhr Nachmittags gings zu Tische, oder vielmehr zu den Tischen. Es waren deren drey, in Gestalt eines Dreyecks. Einen derselben nahmen die Gesandten mit ihren Dollmetschern ein. Einige Complimente; man fing an zu essen. Was bey uns zu Lande der Nachtisch ist, war hier das Voressen. Auf dreyßig bis vierzig Präsentirtellern, pyramidalisch aufgeschichtet, wurden die Leckereyen herumgebothen. Dann kamen an zweyhundert verschiedene Gerichte, aber eins so abscheulich und widerlich, als das andere.

Trotz meines Ekels machte ich mich doch auch an den Schmaus der **Vogelnester**, nur weil sie in der Welt so großen Ruf haben, den sie aber wahrhaftig nicht verdienen. Dieß Essen hat die größte Ähnlichkeit mit den kleinen Fadennudeln. Die Hayfischflossen, wunderlich zubereitet, wie Zunderschwamm anzusehen; der „**Balateh**", ein Meerproduct, in Form und Geschmack den Pilzen ähnelnd; die Hirschsehnen, die Taubeneyer in Brühform, u. s. w. waren nicht besser, als die Vogelnester. Das übrige Essen war ein Gemengsel von Schweinefleisch, Hühnerfleisch, Reis mit Butter. Aus Angst und Furcht, ich möchte mich mit den Delicatessen vergiften, ging ich, hungrig wie ein Wolf, vom Tisch. Die Herrn Chinesen und Siamesen lobten die Leckerbissen über die Maßen. Für ihren Gaumen mögen sie wohl recht haben; aber für einen ehrlichen Europäer ist da nichts zu machen.

Die Vogelnester besonders sind die Lieblingskost der Chinesen. Mit großer Mühe werden sie aus den Rissen und Spalten der Tongkinschen Meeruferfelsen gezogen, wohin sie die kleine Schwalbenart der Salangane baut. Wenn ich die Consumation dieser Substanz nach der Zahl der Chinesen beurtheilen soll, welche die Nester in den Buden verkaufen, oder zubereiten: so muß sie ganz ungeheuer seyn. Denn ich kann versichern, die Straße von Kantong, wo man die Nester verkauft, ist über drey Viertel Stunden lang; Buden sind da gedrängt an Buden; und in jeder sieht man früh und spät sieben bis acht Personen beschäftiget, welche die Nester von allen kleinen Federn säubern und zurichten.

Die Gesandten ließen es sich wohl schmecken. Sie tranken und aßen von allem, was da war. Wir brachten mehrmahls ihre Gesundheit aus, und sie erwiederten die Höflichkeit. Sie besteht hier Landes darin, daß man, während man zur Gesundheit einer Person trinkt, vom Tisch aufsteht, und dann den Becher zeigt, daß er bis zum letzten Tropfen leer ist. (Der Beschluß folgt.)

Notitzen.

Wien. — Den 1. October wurde im Theater an der Wien zum ersten Mahle gegeben: Columbus, oder die Entdeckung der neuen Welt, ein historisch-romantisches Schauspiel in sechs Aufzügen von August Klingemann. Die Direction sparte nichts, um dieses Stück durch Kleidungen und Decorationen zu einem sehenswürdigen Spectakel zu machen.

Den 9ten dieses wurde in eben diesem Theater zum ersten Mahl gegeben: Pachter Fettlümmel von Tippelskirchen, eine Posse in fünf Aufzügen von Herrn August v. Kotzebue. Herr von K., der wahrscheinlich Herrn Seegmeyer um den Beyfall, den sein Pumpernickel in den meisten Städten Deutschlands von einem, freylich nicht den gebildetsten Theile des Publicums erhielt, beneidete, nahm sich vor, demselben die Siegespalme zu entreißen, und man muß gestehen, daß ihm dieses vollkommen gelang; denn Pachter Fettlümmel steht, wie schon zum Theil der Titel lehrt, an Mangel an Plan, grobem Witze, und Plattheit weit über seinen Vorgänger. Herr v. K. gibt, da uns Herr Stegmeyer doch nur ein kleines Pferdchen auf die Bühne bringt, 2 Pferde, einen Papagey und ein Windspiel zum Besten, welche letztere beyde durch die Ungeschicklichkeit seines Helden getödtet werden, und noch als Aas eine Weile paradiren. Statt des Apollo-Saales sehen wir hier ein Narrenhaus u. s. w. Das Publicum hat gerichtet; — es gab, wider seine Gewohnheit, und ungeachtet der Bemühungen des Herrn Hasenhut und Cache, wovon ersterer den Fettlümmel, und letzterer den Berliner Pfificus spielte, sein Mißfallen an diesem erbärmlichen Producte bey der ersten Aufführung laut und bestimmt zu erkennen, und dennoch wurde es noch zwey Tage nach einander wiederhohlt!!!

X.

Gedruckt bey Anton Strauß in Wien.



Der Sammler.

Dinstag, den — 124. — 16. October 1810.

Kantong und die Chinesen.

(Beschluß.)

Es war der Geburtstag eines andern Hanisten. Er wollte ihn feyern. Darum gab er den Europäern der verschiedenen Factoreyen ein kleines Fest.

Wir gingen um 4 Uhr zu ihm; denn nun hatte ich auch Gelegenheit, eine chinesische Comödie zu sehen. Alles war bey unserer Ankunft zur Eröffnung des Schauspiels schon bereit; die Schauspieler schienen nur auf uns gewartet zu haben, um anzufangen. In Europa pflegt man erst in die Comödie zu gehn, wenn man, gut oder schlecht, seine Mahlzeit zu sich genommen hat; in China ists anders bey den Reichen. Da ist man im Schauspiel, während man zu Mittag dabey speiset. Das Essen wurde also aufgetragen, und die Schauspieler begannen. Die Truppe bestand aus lauter Kindern von zehn bis zwölf Jahren, die ihre Rollen wirklich recht artig spielten.

Das Essen war — Dank dem braven Chinesen! — dieß Mahl nach europäischer Kunst zubereitet, vortrefflich bedient, kostbares Tafelgeschirr, ausgewählte Gerichte, herrliche Weine. Jeder von uns spielte seine Rolle am Tische zum Verwundern gut, während die kleinen Schauspieler die ihrigen ausführten, begleitet von einer barbarischen Musik, deren unharmonisches Getöse zuweilen alle Stimmen der kleinen Redner bedeckte.

Die Sprünge und Gaukelstreiche der kleinen Truppe sind vielleicht das Außerordentlichste, was ich von der Art in meinem Leben gesehen habe. Manche darunter verdienten mit vollstem Recht halsbrechend genannt zu werden. Stellen Sie sich nur zum Beyspiel vier und zwanzig Kinder vor, die, eines auf den Schultern des andern stehend, eine Pyramide bilden, deren Basis aus zwölf besteht und sich dann mit einem ausspitzt. Ein Wink. Die Pyramide fährt wie gesprengt von einander, indem ein Kind von der Achsel des andern mit gewaltigem Sprunge wegfliegt.

Je nachdem die Gäste mit den Schauspielern zufrieden waren, warfen sie ihnen ein rothes Säckchen mit Geld aufs Theater. Wie nun in China sich nichts ohne bestimmte Zeremonie macht: so ging das Säckchen von Hand zu Hand, bis zu dem, der die weibliche Rolle hatte. Dieser nun, um den schmausenden Parterre zu danken, kniete nieder, und berührte drey Mahl den Erdboden mit der Stirn. — Überhaupt waren wir mit den kleinen Künstlern wohl zufrieden. Sie gehörten zu einer der besten Truppen in China.

Solch eine Schauspielertruppe besteht immer aus fünfzig Personen, unter der Autorität eines Directors oder Unternehmers, wie bey uns, nur daß keine Frauenzimmer mitspielen. Darin hat das chinesische Theater also mehr Ähnlichkeit mit dem der alten Griechen und Römer. Junge Knaben übernehmen die weiblichen Rollen, und sie können es leicht, weil zwischen der

Tracht beyder Geschlechter dort der Unterschied so groß eben nicht ist.

Man sagte mir aber noch, daß schon hin und wieder jetzt wirklich Frauenzimmer das Theater zu betreten anfingen, und daß die Regierung wohl nichts dagegen haben würde. Wenigstens wäre das ein Schritt zur Vervollkommnung der chinesischen Bühne, die wahrhaftig noch sehr unvollkommen ist.

Der Chinese, so ernst er auch seyn mag, liebt die Comödie leidenschaftlich. Aber um die Stücke recht zu beurtheilen, und eben so die Schauspieler, müßte man ein wenig von der chinesischen Sprache wissen, und daran fehlte es mir. Inzwischen kann ich versichern, was die Mienen- und Geberdensprache betrifft, darin schienen mir unsere kleinen Helden Meister; ihr Gesang aber wurde beständig von der Musik überlärmt. Sie begleitet, wie bey den Alten, Rede und Handlung. Sie besteht meistentheils aus zwey Pfeifen oder Hoboen, einer hölzernen Trommel, und wenn's darauf ankommt, das Toben und Rasen einer lebhaften Schlacht auszudrücken, läßt man noch eine gewaltige Menge kleiner Petarden dazwischen losknallen.

Alle größere Schauspiele schienen mir über einerley Leisten geschlagen. Die dramatischen Gegenstände sind immer aus der alten Landesgeschichte entlehnt; und der Held beginnt seine Thaten als Kind und wird während des Spiels noch Greis. Von Einheit der Zeit weiß da keine Seele. Ich bemerkte immer dreyerley Arten Helden auf dem Theater, die sich da herum disputirten und schrien, der Kopf hätte einem springen mögen, um ihre schönen Phrasen glänzen zu lassen. Diese Zahl und ihr Rang scheinen den Schauspielern gebothen zu seyn; und wie das Stück auch sey, die drey Figuren müssen sich hinein schicken, es passe, wie es wolle. Das ist noch nicht alles. Der eine von ihnen trägt sich roth, der andere ist schwarz, der dritte weiß. Jeder von ihnen hat sein Gefolge von Schildknappen, oder Hauptleuten, die ihre Befehle vollstrecken, und Schirmzeltchen hinter ihnen hertragen. In Europa ists Sitte, wenigstens in Frankreich, daß keine Person auftrete oder abgehe, ohne Grund und Anlaß. Aber diese Regel geht den Chinesen nichts an. Man genirt sich nicht, es wäre denn, daß es auf übliche, vorschriftmäßige Ceremonien ankäme, die den Eintritt eines jener Helden begleiten müssen.

Ferner ist's bey den Chinesen in der Ordnung, und darauf hält man gar strenge, es darf keiner im Schauspiele auftreten, wenn er nicht die Miene annimmt, als wäre er so eben draußen vom Pferde gestiegen. Um dieser ritterlichen oder reiterischen Attitüde mehr Wahrscheinlichkeit zu geben, geht immer vor dem Helden sein Stallmeister her, der dann thut, als wenn er das Roß hielte und an die Thür mit dem Zaum anbände.

Wenn sich das Theater verwandelt, erscheinen zwey Mann, um Anzeige davon zu geben. Und das machen sie auf folgende Art. Sie laufen einer gegen den andern vorüber queer über das Theater, und stellen im Vordergrund zwey kleine Tafeln hin, auf denen der Inhalt der Scene geschrieben ist.

Weil die kleinern Stücke mehr pantomimisch sind, läßt sich auch leichter errathen, was sie enthalten. Unter denen, die ich aufführen sah, bemerkte ich besonders die „übel bewachte eheliche Treue." Sie sehen, das ist ein Thema, was man in allen Ländern und Reichen kennt. Da erblickt man eine Frau, die ein chinesischer Elegant verführt, der, um das Bett der Geliebten zu berühren, sich fast ganz auf dem Theater entkleidet. Aber poetische Gerechtigkeit wird geübt. Der Ehegemahl erscheint, und läßt beyde Sünder durch die Soldaten des Mandarins tödten. Das Stück gehörte vermuthlich in die Classe der weinerlichen Lustspiele. Hier ist noch ein anderes, rein-lustigen Gehalts.

Der Bediente eines Mandarins nimmt in dem Augenblick, wo sein Herr den Besuch einer sehr angesehenen Person erhält, den Hut desselben. Dieser Hut ist mit einem Knopf geziert, der den Rang des Eigenthümers bezeichnet. Der Herr nimmt im Versehn aus Eile den Hut seines Bedienten. Da gibts also ein Mißverständniß. Der Mandarin, natürlich, sieht auf den Knopf, nicht auf den Mann, wie es einem Chinesen geziemt, und überhäuft den Bedienten mit Complimenten und Reverenzen, zum großen Erstaunen und Verdruß des Herrn, der sich in seinem eigenen Hause so schmählich zurückgesetzt sieht. Der müßte kein Chinese seyn, der da nicht lachen wollte.

Der Löwe.

„Horch! ergellt von Karmels Höhen
Nicht ein banges Klaggestöhn?
Brüllt's nicht dort im Wiederhall
Dumpf wie ferner Donnerschall?
Pfeift es nicht, wie Windsgezische,
Durch die Tamarindenbüsche?"

„Schärfer kreischt der Jammerschrey,
Ruft des Helfers Arm herbey;
Ja es scheint der Kampf ist hart;
Tummle, tummle dich Astart!
Auf! die Unschuld zu erretten,
Laß das Leben uns verwetten."

Also hohen Muthes spricht,
Eingedenk der Helden Pflicht,
In der Wüste Sandesspur
Ritter Godefroi La Tour;
Er, der wackerste der frommen
Franken, die das Kreutz genommen.

Und das Streitroß fühlt den Sporn,
Sprengt durch Distel, Schilf und Dorn,
Stürzt mit brausender Gewalt
In der Steinkluft finstern Spalt,
Stutzt und zittert, weicht und schäumet,
Ins Gebiß, und schaut und bäumet.

Denn, wie Gluth in tiefer Schacht
Glimmernd bey dem Schatze wacht,
Die durch Donnerwolken Licht
Schwefelschein des Blitzes bricht,
Drehn sich funkelnd schell und scheller
Eines Löwens Augenteller.

Wüthend schüttelt er das Haupt,
Kämpfend ächzt, und brüllt und schnaubt;
Einer Riesenschlange Reif
Windet sich um Leib und Schweif;
Gierig wühlen ihre Zähne
In der blutbespritzten Mähne.

Düster glüht ihr wälzend Aug',
Zischend speyt sie Gift und Rauch;
Der geschuppte Leib umschlingt
Enger ihn, je mehr er ringt;
Selbst die ausgestrafften Branken
Sucht das Scheusal zu umranken.

Und schon sinkt der Leu im Kampf,
Athemlos von Druck und Dampf,
Da ruft Gottfried: „Mag zum Lohn
Mir des Wüth'gen Rachen droh'n,
Doch soll von des Unthieres Ringen
Ihm mein Degen Lösung bringen.

Hoch vom angesprengten Pferd
Schwingt La Tour das macht'ge Schwert;
Flugs mit scharfem Zuge spellt
Er den Bauch, von Gift geschwellt;
Züngelnd, schnappend, dräuend zücken,
Ringeln die getheilten Stücken.

Plötzlich von der Würg'rinn frey,
Athmet stark der edle Leu,
Brüllt zum Himmel jauchzend auf,
Schüttelt Mähne, Branke, Lauf,
Und vergißt des Dankes Pflichten
In der Freude Rausch mit nichten.

Sanft zum Ritter kriecht er hin,
Schmeichelt ihm mit Lämmersinn,
Leckt des Schildes Silberrand
Und die tapfre Eisenhand,
Und von nun an folgt der Leue
Ihm als Herrn mit Hundestreue.

Folgt ihm dienend auf den Fuß,
Über Steppen, Thal und Fluß,
Kost am Tag ihn, und bewacht
Mann und Roß bey dunkler Nacht,
Jagt ihm täglich frische Beute,
Ficht im Kampf an seiner Seite.

Längst erbebt das Heidenthum
Vor des Löwenritter Ruhm,
Und es wendet sich sein Blick,
Nach der Heimath Flur zurück,
Auch die Dankbarkeit des Leuen
Soll der Freunde Kreis erfreuen.

Doch so viel er Schiffer dingt,
Und so hohen Preis er bringt,
Keiner nimmt den starken Leu'n
In die sicher Barke ein;
Sehnend nach dem Vaterlande
Läßt der Ritter ihn am Strande.

Da erhebt der edle Leu
Heulend banges Klaggeschrey,
Lauft dem Schiffe zugewandt,
Ängstlich auf und ab den Strand,
Stebt und stürzt vom Felsenbogen
In der Tiefe schwarze Wogen.

„Schaut, was dort der Sturz erfaßt!"
Ruft ein Schiffer spät vom Mast;
Gottfried springt mit Ahnungs-Eil
Auf der Leiter schwankes Seil,
Schärft den Blick, und sieht mit Zagen
Seines Löwen Mähne ragen.

Auch der Leu wird ihn gewahr,
Scheint ermuthigt wunderbar,
Schon vom Strudel hingerafft,
Sammelt er die letzte Kraft,
Blickt nach ihn mit treuen, hellen
Aug' und sinkt ins Grab der Wellen.

F. Kind.

Charlatanerie.

Ein Arzt in Frankreich gab vor einigen Jahren ein Buch heraus unter dem Titel: l'art de procréer les sexes à volonté, kurz darauf erschien ein anderes, von einem andern Verfasser: l'art de faire des hommes d'esprit; und ein Spaßvogel bemerkte bey dieser Gelegenheit, daß der Vater dieses Charlatans diese Kunst gewiß nicht besessen habe.

Vor Kurzem ist ein neuer Wunderdoctor in Frankreich aufgestanden, der Reflexions sur l'état du genre humain geschrieben hat, und nichts weniger zu bewirken gedenkt, als den Menschen ihre ursprüngliche Körpergröße von 40 Fuß Länge und eine Lebensdauer von 1000 bis 1200 Jahren wieder zu geben. Es kommt, nach seiner Meinung, dabey bloß auf zwey Kleinigkei-

ten an, nähmlich erstlich keinen Wein und überhaupt keine gegohrne Flüssigkeit zu trinken, und weder Salz, noch Butter, noch Brod, noch Käse u. s. w. zu essen, und zweytens: weder Kummer noch Krankheiten zu haben. Man muß gestehen, daß vorzüglich der letztere Punct ein wesentliches Erforderniß zu einer langen Lebensdauer ist, nur möchten wir von dem Herrn Doctor wohl erfahren, ob er nicht ein Recept dagegen anzugeben wisse? Er darf sich in diesem Fall bestimmt darauf verlassen, der steinreichste Mann auf Erden zu werden.

Miscellen.

Unsere fantastischen Dichterlinge, die sich wie Wahnsinnige in das Meer der Begeisterung stürzen, und immer von ihrer Unnatur auf das Land der Nebel zurückgezogen werden, sind jenem Verzweifelten zu vergleichen, der sich in den Fluß stürzte, aber immer wieder von seinem Pudel ans Ufer geschleppt wurde.

Wer noch daran zweifelt, daß der heilige Eifer unserer salbungsreichen Mystiker ersprießliche Früchte bringe und der gesunkenen Religiosität wieder empor helfe, der muß ein verstockter Skeptiker seyn. Denn wie jeder, der Augen hat zu sehen, sich überzeugen mag, selbst bis zu unseren feinsten Elegants ist die neue Frömmigkeit durchgedrungen; sind nicht ihre modernsten Hüte getreue Nachbildungen der kleinen schmalkrämpigen Quäkerhüte? Hoffentlich wird sich die Reformation vom Haupte bis in alle Glieder erstrecken, und wir werden sie bald in eine dunkle Farbe gekleidet, und die eng anschließenden Röcke hinten ohne Knöpfe sehen — als vollkommenes Symbol der Einfalt und Demuth.

Notizen.

Wien. — Am 9ten d. M. sahen wir in dem k. k. Hof-Theater Herrn Mayer, von der Mannheimer Schaubühne, die Rolle des Publius, in dem Trauerspiele Regulus, geben. Wir halten diese für die Beste, aus den bisherigen Darstellungen dieses Künstlers, obschon derselbe, als er am Schluße des Stücks herausgerufen ward, versicherte: daß er sich nicht wohl befunden habe, und folglich den Beyfall des Publicums bloß der Nachsicht desselben verdanken müsse, welches dieses Mahl in der That nicht der Fall war.

Die Rollen des Regulus und des Metell wurden von den Hrn. Brockmann und Koch, wie immer, meisterhaft gegeben, und es würde überhaupt an der Aufführung dieses herrlichen Trauerspieles nichts zu wünschen übrig geblieben seyn, wenn Mad. Weissenthurn, die schon mehrere Mahle die Gefälligkeit hatte, Mütter-Rollen zu spielen, sich entschlossen hatte, jene der Attilia zu übernehmen, in welcher sie gewiß ihren Ruhm nur noch vergrößern würde. Mlle Hartmann gab diese Rolle wirklich sehr gut, so lange sie sich noch auf die Declamation und auf jede Bewegung der unsterblichen Roussel, die sie ganz copirte, erinnern konnte; so wie diese Erinnerung aber nach und nach schwächer wird, nimmt auch ihr Spiel mehr und mehr ab, und es ist ein Unglück für Mlle Hartmann, daß das Gedächtniß des Publicums hierin getreuer ist, als das ihrige.

Am 12ten sahen wir das Kotzebuesche Schauspiel: Der Bruderzwist, mit einer zum Theile neuen, zum Theile wieder hergestellten Rollen-Besetzung. Man kann sich kaum eine übereinstimmendere, vollendetere Darstellung denken, als diese, und sie gewährte uns ein desto größeres Vergnügen, als dieses Stück geraume Zeit hindurch so aufgeführt wurde, daß es, einst ein Liebling des Publicums, nun zu jenen gehörte, die am wenigsten besucht wurden.

Madame Koberwein hatte Lottchens Rolle wieder übernommen, die, seit Längerem, in ungünstigen Händen war. Rollen, wie diese, welche, so zu sagen, auf der Linie zwischen zwey entgegengesetzten Charakteren stehen, und aus denen man folglich so leicht auf eine oder die andere Seite fallen kann, sollten immer nur von bewährten Künstlern gegeben werden. Mad. Koberwein spielte das zwar gute, aber gemein erzogene, das zwar verständige, aber nicht fein gebildete Mädchen mit einem so richtigen Tact, daß ihre wohlgegründeten Ansprüche auf Beyfall und Achtung auf das vollkommenste bestätiget wurden.

Herr Ochsenheimer gab den Advocaten Fytreborn mit all der Vortrefflichkeit, die wir in ähnlichen Rollen an ihm kennen. Diese Part wurde seit dem Tode des verdienstvollen Herrn Schütz, weniger als mittelmäßig gegeben. Das Spiel des Herrn Ochsenheimer war uns also ein wohlthätiger Sonnenstrahl nach trübem Wetter.

Herrn Kril wurde die Rolle des Einnehmers Bertram zu Theil.

Herr Wöhner hatte den Grafen Sonnenstern, und Hr. Wagner den Schuster Traugott vorzustellen. Mit dem Spiele des Letzteren hätte man zufrieden seyn können, wenn man sich nicht unwillkührlich an die Herren Roose und Korn erinnert hätte.

Madame Schütz war als Frau Griesgram in ihrem Elemente; die Herren Krüger, Ziegler und Leifer spielten ihre gewöhnlichen Rollen, nähmlich den Capitain Bertram, Doctor Blum, und Hans Buller. Wenn es der höchste Triumph der darstellenden Kunst ist, die Natur in so hohem Grade nachzuahmen, daß man nur diese zu sehen glaubt, und jene ganz darüber vergißt; so hat Hr. Krüger diesen Triumph gefeyert, der durch lauten und ungetheilten Beyfall verherrlichet wurde.

Herr Ziegler spielte mit seltenem Eifer, dem das erkenntliche Publicum nicht unbelohnt ließ. Herr Leifer gab den schlichten Hans Buller mit vieler Wahrheit, nur ließ er sich hier und da kleine Übertreibungen zu Schulden kommen, und entstellte sein Spiel zuweilen durch niedrigkomische Lazzi.

Hätte Herr Brockmann die Rolle des Einnehmers Bertram wieder übernommen; so würde man dieses Schauspiel niemahls vollkommener haben darstellen sehen.

M.

Gedruckt bey Anton Strauß in Wien.



Der Sammler.

Donnerstag, den — 125. — 18. October 1810.

Fragment
aus einem Reise-Journal.

Unser weißes Schiffchen war den ganzen Vormittag leicht und bequem, wie ein Schwan, auf dem bläulichen Rhein hinabgeglitten. Verloren im Anschaun und Genuß der tausendfältigen herrlichen Erscheinungen um uns her, vergaßen wir nicht nur uns selbst, sondern sogar das Schicksal dieser Gegenden, sonst des theuersten und gepflegtesten Wohnplatzes der Schutzgeister deutscher Nation; wie viel weniger bemerkten wir die Gewitterwolken, welche sich schon lang am Horizont hinter uns aufgethürmt hatten. Unser Schiffer selbst machte uns endlich aufmerksam darauf, und meinte, sie würden uns nicht verstatten, das Ziel zu erreichen, das wir uns für heute gesteckt hatten. Er hatte nur allzuwahr gesprochen; nach einer Stunde erwachte der Sturm, trieb die Wetterwolken vor sich her, und wir mußten froh seyn, daß sich uns in der Nähe ein Landungsplätzchen zeigte. Indem der Schiffer uns auf dieß aufmerksam machte, setzte er hinzu: „Es ist freylich kein Dorf da: Sie machen aber wohl gern den kleinen Weg zu Fuß bis nach dem neuen Landhause dort, wo Sie das Wetter abwarten können." — „Ist das ein Gasthaus?" fragten wir. „Ey bewahre; es hat sich's ein fremder Herr von Grund aus neu hingebauet, und auch den Garten, der sich hinten die Anhöhe hinauf zieht, angelegt." — „Kennet Er ihn?" — Nein; aber er wird Sie ja wohl aufnehmen: in der ganzen Gegend, die Sie heute gesehen haben, sind die Leute noch immer nach alter Art zutraulich und gastfreundlich, wenn auch nicht mehr in dem Maße, wie sonst." —

Jetzt beugte der Schiffer nach jener Anfuhrt herüber, und wir besahen uns das Haus, und die ganze Anlage genauer. Es war kaum möglich, einen schönern Wohnplatz auszuwählen; kaum möglich, ihn einfacher und zugleich angenehmer zu benutzen. Ohne alle Ansprüche, doch nach wohl überlegtem Plan, lag die ganze Besitzung in ihrer grünen Umzäunung da, wie eine schöne Zeichnung von Geßner oder Bach. Wer so wählen und so ordnen kann, sagte ich, der muß die Welt gesehen haben und lieben, aber nicht vielmehr mit ihr zu thun haben wollen.

Indem wir ans Land stiegen, erhob sich der Sturm heftiger und große Regentropfen fielen herab, welche sich eben zu einem tüchtigen Guß vereinigten, als wir uns dem Hause naheten. Das Ungewitter war wohl Schuld, daß wir kein lebendiges Wesen entdeckten — auch da noch nicht, als wir durch die äußere Pforte in das Gehöfte getreten waren und nun die Thür des Hauses öffneten. Desto angenehmer überraschte uns der liebliche Anblick, der sich uns nun darboth. In einem Zimmer des Erdgeschosses, dessen Thür offen stand, saß ein junges, wohlgebildetes Frauchen, einen reinlichen Napf auf dem Schoße, worin sie Zuckerschoten zum

Abendessen vorbereitete, indeß ein Mädchen von etwa drey Jahren zu ihren Füßen saß, und, mit Blumen fast überdeckt, sie in ein Körbchen ordnete, und ein etwa sechsjähriger Knabe an der Seite der jugendlichen Mutter stand, sein Buch an ihre Knie gelegt hatte, mit dem Finger hineinwies und eben das Wort Ruhe laut buchstabirte, das nun die Mutter wohllautender nachsagte.

Wir theilten ihr unsere Bitte um ein Obdach während des Gewitters mit; sie nahm sie mit freundlichen Mienen und einigen gefälligen Worten auf, und sagte dann zum Knaben: „Julius, geh' und rufe den Großvater!" Nach einer kleinen Weile kam dieser, den Kleinen an der Hand, der ihm zurief: „Da sieh die fremden Männer, Großvater!" —

Der alte Herr, ein rühriger Sechsziger, noch voll Kraft, Leben und Haltung, war eine von den Bildungen, die jedem gleich beym ersten Anblick Achtung und Zutrauen einflößen. Er nahm uns mit Anstand und Freundlichkeit auf, ließ sich bey uns nieder, knüpfte mit der Leichtigkeit, welche nur der Umgang mit der gebildetsten Welt verleihen kann, gar bald ein nicht uninteressantes Gespräch an, während die Tochter einige Erfrischungen auftrug; und wir waren kaum eine halbe Stunde beysammen, als er, ohne daß wir es wußten, und ohne daß er es zu beabsichtigen schien, von uns und unsern Angelegenheiten alles das wußte, was er zu wissen begehrte.

Er erwiderte unsere unfreywilligen Geständnisse mit dem freywilligen: er sey bis vor zwölf Jahren in Diensten eines sehr ehrwürdigen deutschen Fürsten aus dieser Gegend gewesen, welcher durch die politischen Verhältniße zu einer Lage und zu einem System genöthigt worden sey, wo er Diener seiner Art und Gesinnung nicht mehr hätte brauchen können: so sey denn er, der Alte, zurückgetreten, habe mit seiner einzigen Tochter von den Resten seines Vermögens sich einen Wohnplatz gesucht, endlich diesen ausgefunden und eingerichtet, und hoffe nun hier zu leben und zu sterben. — „Aber so einsam?" fragten wir. „Das sind wir nicht, da wir innig vereint leben." — „Und so vielen Gefahren ausgesetzt in diesen kriegerischen Zeiten?" — „Auch das nicht, da wir weder so viel besitzen, um Räuber anzulocken, noch so wenig, um das Andern nicht leisten zu können, was sie verlangen dürfen; und — setzte er mit mehr Selbstgefühl hinzu — da wir auch recht wohl wissen, was ihnen zu verlangen erlaubt ist."

Das Gespräch — hätt' es in dieser Zeit und an diesem Orte anders seyn können? — ward bald politisch. Der alte Herr zeigte da eine Umsicht und Klarheit, eine Fassung und Parteylosigkeit, die wir verehren mußten, selbst wenn sie uns ein wenig beschämte. „Was bleibt also dem Einzelnen in solchen Zeiten übrig, beschloß er seine ausführliche Darlegung der gegenwärtigen Weltverhältnisse — was bleibt ihm übrig, als sich selbst wacker zusammen zu halten, das Nächste zu thun, doch treu und bedächtig, das Ferne zu lassen, und zu — warten? Freylich warten muß man können, je mehr die Zeit eilt; wie der Wanderer unter schützendem Dach, wenn draußen das Wetter stürmt" — so setzte er lächelnd hinzu, indem draußen der Regen herabströmte, und ein heftiger Donnerschlag uns Anderen alle aufschreckte.

Indem trat ein junger Mann in die Thür. Die Frau und die Kinder flogen ihm entgegen, hingen sich an seinen Hals, und riefen durch einander: „Nun, kömmst Du denn endlich? wie sind wir in Sorgen gewesen! bist Du müde? ach und wie durchnäßt! komm geschwind, genieße etwas" — — „Ich wollte mich euch nur erst zeigen, sagte der junge Mann; nun laßt mich die nassen Kleider abwerfen: dann komme ich gleich wieder." Hier machte er uns eine leichte Verbeugung, drückte dem Alten die Hand und ging. Dieser sahe mit wohlgefälligem Lächeln zu ihm hinauf, und sagte leichthin zu uns: „Mein Schwiegersohn!" —

Ich erinnere mich nicht, daß jemahls eine Bildung auf mich plötzlich einen so wunderbaren Eindruck gemacht hätte. Der junge Mann war eine lang aufgeschossene Gestalt vom schönsten Ebenmaß, nur etwas hager. Sein Gesicht verrieth weder den Deutschen, noch den Franzosen, sondern schien eine Mischung von beyden; die Umrisse desselben waren scharf, bedeutend und edel, die Farbe bleich und bräunlich; brandschwarzes Haar kräuselte sich kunstlos auf seinem Kopf; seine etwas tief liegenden, großen, schwarzen Augen blickten sicher und fast stechend, bey viel Beweglichkeit, umher; sein Nacken war ein wenig gesenkt, als ruhe schon die Last schwerer Erfahrungen auf ihm; sein ganzes Wesen schien Verschlossenheit und Strenge gegen Fremde, aber unbegränzte Vertraulichkeit und Hingebung gegen die Seinigen anzukündigen.

Da er sich entfernt hatte, verhehlte ich dem Alten den wunderbaren Eindruck, den diese Erscheinung auf mich gemacht hatte, nicht. „Sie sind nicht der Erste, der mir das sagt, erwiderte dieser; und Sie haben sein inneres Wesen ziemlich richtig erkannt. Doch das ist auch nicht schwer: er kann und will sich Niemand anders

zeigen, als er ist." — „Nein gewiß, gewiß nicht!" rief hier die junge Frau mit Innigkeit aus, da sie vorher zu unsern Gesprächen fast ganz geschwiegen hatte.

„Es ist mir ganz so, versetzte ich nach einigen Zwischenreden, als müßte ich Ihren Sohn schon sonst wo gesehen haben." — „Haben Sie sich schon in diesen Gegenden aufgehalten?" fragte der alte Herr. „Nein, ich sehe sie zum ersten Mahl." — „Dann täuschen Sie sich," erwiderte er, und setzte das vorhin abgebrochene Gespräch fort. Ich konnte ihm aber nicht mehr unzerstreut folgen und auch von dem Gedanken nicht lassen, jene Bildung müsse mir schon sonst wo vorgekommen seyn. Ich fing noch ein Mahl an: „Wie lange lebt Ihr Sohn hier bey Ihnen?" — „Anderthalb Jahr länger, als dieser Knabe alt ist," erwiderte der Alte, und zeigte auf den kleinen Julius.

Indessen war das Wetter vorüber gezogen, der Regen hatte aufgehört, die Sonne trat mit verstärktem Glanze hervor und schimmerte in tausend Farben aus den Tröpfchen auf neu erquickten Pflanzen. „Wir sollen nun scheiden, um Ihre Güte nicht zu mißbrauchen, versetzte ich; ich gestehe Ihnen aber, daß es mir schwer wird." — „So bleiben Sie, bleiben Sie doch, sagte der Alte; ich habe Ihnen zwar gesagt, daß wir Fremde nicht brauchen: aber das schließt ja nicht aus, daß wir uns ihrer nicht freueten." So ward der Entschluß bald gefaßt, den Abend und die Nacht hier zuzubringen.

Nach einer Weile war der junge Mann wieder zu uns gekommen, indem wir uns eben zu einem Spaziergang nach den Ruinen vereinigt hatten. Er, der überhaupt, wie nun sein Wesen war, eben so wenig Annäherung gegen uns bewies, als uns zu derselben gegen ihn einlud — er allein entschuldigte sich und blieb zurück.

Wir wanderten den kleinen Hügel, auf welchem das Landhaus lag, hinab, und gingen eine Strecke am Ufer des Rheins hin, mit einem Genusse, welchen zu schildern ich auch nicht ein Mahl versuchen mag; dann stiegen wir auf den beträchtlichen Berg, von welchem aus sich unsern trunkenen Blicken eine Aussicht von mehrern Meilen aufthat, und auf dessen großen, felsigen Vorsprung die wilden Ruinen eines, wie es schien, nicht so wohl verfallenen, als zerstörten Schlosses prangten.

Wir setzten uns auf einige herabgefallene Steine; wir waren alle wunderbar angeregt und bewegt; wir konnten lange nicht zusammhängend sprechen. Daß die Zerstörung dieses herrlichen Gebäudes eines der tausend Denkmahle der wüthenden Barbarey des vorletzten Jahrzehends sey, war das erste Zusammenhängende, was wir von unserm alten Freunde erfuhren. Ich, dem das Bild des Sohnes noch immer nicht aus den Gedanken wollte, müßte beklagen, daß sich dieser um unsern herrlichen Genuß gebracht habe. „Er wird wohl seine Ursachen gehabt haben, versetzte der Vater: denn sonst liebt er diese Ruinen nur allzusehr. Hier habe ich ihn auch zuerst gefunden — eingefangen, möchte ich sagen. Es war wunderbar genug damit. Sie erinnern sich wohl noch, daß vom Anfange der Revolution an diese Gegenden sehr lebhaft an den Angelegenheiten des französischen Volks Theil nahmen, die nun wohl fast jeder damahls für Angelegenheiten des ganzen Menschengeschlechts hielt; daß man auch dieß Ländchen freywillig den damahligen französischen Machthabern übergab, und daß diese unter andern plötzlichen Veränderungen auch die Verfassung der damahligen Municipalitäten hier einführten. Der Sitz dieser wunderlich organisirten Polizey für unsere Umgebungen war in dem Dörfchen, das Sie dort liegen sehen. Ein ehrsamer Hufschmidt, als der übermüthigste Schwätzer und wildeste Democrat, war zum Maire ernannt, und handhabte nun mit den Seinigen eine Herrschaft, die höchst possierlich gewesen seyn würde, wenn sie nicht äußerst gefährlich gewesen wäre. Einige gar zu tolle Streiche, welche die Herren gemacht hatten, brachten sie endlich doch dahin, daß sie in streitigen Fällen mich um Rath fragten. So geschah es denn auch eines Tages, daß der saubere Maire mit mehrern seiner Zugeordneten in mein Haus stürmte und mir die Nachricht brachte, sie haben eben jetzt einen gewiß äußerst gefährlichen Menschen, dem sie schon mehrere Tage nachgestrebt, und der wenigstens ein Mörder und Spion, wo nicht gar ein Volksfeind wäre, festgenommen; ich möchte ihnen nun angeben, wie sie ihn geschwind zum Geständniß seiner Verbrechen bringen könnten — denn er läugne alles und sehe sehr trotzig aus.

Ich will Sie, erzählte unser Alter weiter, mit dem Unsinn dieser Machthaber nicht lange aufhalten. Alles, was sie gegen den Gefangenen aufbrachten, war: er habe keine Sicherheitskarte von diesem Maire gelöset, sey schon mehrere Tage ganz einsam und allein um die Ruinen herumgestrichen, sey die letzte ganze Nacht in einem Zimmerchen auf jenem Flügel dort, das sich zufällig erhalten, geblieben, und nun von ihnen darin gefunden worden, wie er am Boden gesessen, mit starren Blicken umher gesehen, und ein geladenes Pistol neben sich liegen gehabt. Ich suchte sie nur für den Au-

genblick zu beruhigen, nahm ihr Wort, daß sie mir die weitere Untersuchung der Sache überlassen wollten, und ging nun mit ihnen nach dem Orte hin, wo ihre Kammeraden den jungen Mann gefangen hielten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Maximen aus Gulistan. *)

Du kannst eine Quelle mit einem Stöpsel aufhalten; aber wird sie zu einem Flusse, so hält sie einen Elephanten auf.

Wenn die Fledermaus am lichten Tage nicht sieht, hat die Sonne Schuld.

Lockmann wurde gefragt, von wem er die Regeln der Höflichkeit erlernt hätte? — „Von Groben" antwortete der Fabeldichter.

Lappen auf Lappen zusammen nähen ist besser, als ein Kleid betteln.

Koloquinten aus der Hand eines Sanfmüthigen sind annehmbarer, als Leckerbissen von einem finstern Trotzkopfe.

Wer im Zorne zu rasch den Degen zieht, nagt später aus Reue an der Hand.

Lüstet dich nach sicherer Erbschaft, so bitte deinen Vater um Mittheilung seiner Wissenschaft; denn Glücksgüter können im Nu verloren seyn.

Man biegt grünes Holz nach Gefallen, und kann es, trocken, nur mit Feuer wieder gerade biegen.

Liegst du auch den Studien noch so feurig ob, und beträgst dich übel, so bist du ein Idiot.

Enthülle deinem Freunde nicht alle deine Geheimnisse, denn wer bürgt, daß er nie dein Feind werde?

Schade deinem Feinde nicht, wie du es vermagst; denn er wird vielleicht noch dein Freund.

Wenn deine Feinde sich bekriegen, sey ruhig mit deinen Freunden; aber wenn deine Feinde sich versöhnen, so greife zu Pfeilen und Bogen, und befestige deine Wohnung.

Der Knecht seines Bauches hat zwey schlaflose Nächte, eine wegen des vollen, die andere wegen des leeren Bauches.

Einen langsam erworbenen theuern Freund mußt du nie der Laune eines Augenblickes aufopfern.

Wer im Überfluße schwelgt, kennt den Hunger nicht.

O du Besteiger eines Kraftroßes, denk' an den schwer belasteten im Kothe sich mühsam hinschleppenden Esel!

Selbsterworbene Kräuter, selbstgezogener Essig schmecken besser, als geschenktes Brod und Lamm.

Ein dankbarer Hund überwiegt an Werth einen undankbaren Menschen.

Wer kein Mitleid für den Schwachen fühlt, muß unter der Gewalt des Mächtigen leiden.

*) Gulistan oder der Rosengarten ist ein sehr geschätztes persisches Werk, von welchem erst kürzlich eine englische Übersetzung von Gladwin herauskam. Hier die Kapitel dieses sonderbaren Buches. I. Von der Moral der Könige. II. Von der Moral der Dervische. III. Vom hohen Glücke der Zufriedenheit. IV. Von den Vortheilen des Stillschweigens. V. Von Liebe und Jugend. VI. Von Schwachheit und Alter. VII. Von der Macht der Erziehung. VIII. Lebensregeln. Jedes Kapitel besteht aus lehrreichen Bemerkungen, und ist mit angenehmen Erzählungen untermengt.

Notizen.

Wien, den 15. October. — Gestern wurde im k. k. Hof-Theater nächst dem Kärnthnerthore das Zieglerische Trauerspiel: Der Machtspruch, aufgeführt. Herr Mayer, vom Mannheimer Theater, gab den unmenschlich edelmüthigen Adolfo Ridolfi, der sich für den Vater seiner Geliebten unschuldiger Weise mit dem Nahmen eines Landesverräthers brandmarken, und als solchen ins Elend verweisen läßt; bey seiner Zurückkunft die Geliebte von eben diesem Manne, dem er das theuerste Gut, die Ehre, geopfert hatte, an einen andern vermählt findet; demungeachtet aber nicht nur ein treuer Anhänger des wortbrüchigen Vaters und ein warmer Freund seines glücklichen Nebenbuhlers bleibt, sondern sogar, um Letzteren mit bester Art aus dem Wege zu gehen, sich von ihm in einem Zweykampfe vorsätzlich ermorden läßt.

Von dem Stücke selbst, diesem langgedehnten Gewebe von Unwahrscheinlichkeiten, Widersprüchen, Sentenzen und Gleichnissen, ist schon vorlängst in andern Blättern gesprochen worden. Eine sehr günstige Rollenvertheilung, und die Liberalität der Direction, welche dieses Trauerspiel mit aller Pracht des Costüms und der Decorationen bekleidet hat, machen es zu einem Liebling des Publicums, oder, bestimmter zu reden, des Volks, welches bey jeder Vorstellung in großer Menge herbeyströmt.

Herr Mayer, dessen schöne Gestalt durch die altflorentinische Kleidung nicht wenig gehoben wurde, spielte den Ridolfi mit vielem Kunstaufwand, ließ uns aber dennoch ganz kalt. Seine stets studirten, sichtlich studirten Stellungen und Gesten, seine manchmahl unrichtige, oft affectirte, und immer prunkvolle Declamation, dürften den Schlüßel zu diesem scheinbaren Paradoxon geben.

Herr Ziegler (Cosmus), Herr Krüger (Muzzo d'Albizzi), Herr Lange (Lorenzo Urbini), Herr Brockmann (Rosonza) und Madame Weissenthurn (Cornelia) spielten sehr gut.

Nach dem ersten Acte meldete Herr Lange, daß das Stück, wegen plötzlicher Unpäßlichkeit des Herrn Ziegler, schwerlich werde fortgesetzt werden können. Die Gelassenheit, mit welcher das Auditorium, das doch gestern (an einem Sonntage) großentheils aus weniger gebildeten Individuen bestand, sich in den widrigen Zufall ergab, um das so sehr gewünschte, und, der Völle wegen, mit so viel Mühe, Unbequemlichkeit und Zeitverlust erkaufte Spectakel gebracht zu werden, gab einen neuen Beweis von dem vortrefflichen Charakter des hiesigen Publicums. Man weiß, daß es in den Hauptstädten Englands, Italiens, oder Frankreichs, bey ähnlichen Vorfällen nicht so ruhig abläuft.

Inzwischen wurde das Besorgniß nach einer kurzen Pause gehoben; der Vorhang rollte auf, und zeigte den schnell wieder hergestellten Cosmus, von der Schönheit einer Statue des Apollo hingerissen.

Herr Mayer wurde nach dem Schluße des Stücks, durch den rauschenden Beyfall vom Tode erweckt, und hervorgerufen.

M.



Der Sammler

Samstag, den — 126. — 20. October 1810.

Fragment
aus einem Reise-Journal.

(Fortsetzung.)

Dieser trat mir mit Muth und Würde entgegen, und redete mich auf französisch — was seine Hüther nicht verstanden — also an: „Ihnen will ich mich entdecken; retten Sie mich nur vor den Erniedrigungen dieses Pöbels! Finden Sie die geringste Schuld an mir, so erzeigen Sie mir die einzige Wohlthat, mich direct dem nächsten Revolutionsgericht zu überliefern, damit mein unglückliches Daseyn nur schnell geendet werde."

Diese Worte, der Anblick und das ganze Benehmen des jungen Mannes erschütterten und überzeugten mich, daß er kein Verbrecher seyn könne, und so wagte ichs, der Municipalität mein Haus als Gewahrsam ihres Gefangenen bis nach weiterer Untersuchung anzubiethen. Man ließ es sich gefallen, nachdem ich für seine Festhaltung mich verbürgt, und versprochen hatte, denen, welche ihn eigentlich bewachen sollten, die Diäten, um welcher Willen ihnen der Fremde wichtig war, bis auf weiteres zu bezahlen.

Was mir mein Gefangener, der sehr bald meine Achtung, mein Mitleid, meine Liebe erworben hatte, in den ersten Stunden unsers einsamen Beysammenseyns gestand, war ungefähr Folgendes. „Ich bin aus dem Elsaß gebürtig, sagte er; bin von gutem Hause, aber nicht von Adel. Mein Vater war ein hochverdienter und berühmter Mann, meine Mutter habe ich frühzeitig verloren. Mein Onkel hatte als Kind mich angenommen und auf deutschem Boden erzogen. Beyde haben schuldlos ihr edles Leben in Paris unter der Guillotine verblutet. Ich bin nach vielfältigen Erfahrungen bis hierher gekommen: weiter wollte ich nicht. Das Gewehr, das man bey mir fand, sollte mir den Weg zu den Meinen in jener Welt bahnen. Beleidiget habe ich keinen Menschen, und selbst kein Gesetz der blutigen Machthaber."

Sie müßten, meine Herren, fuhr der freundliche Alte fort; Sie müßten in jenen schrecklichen Zeiten in Frankreich oder wenigstens in diesen Gegenden gelebt haben, und ich müßte auch im Stande seyn, Ihnen das ganze Wesen meines Sohnes, wie es sich bey diesen Geständnissen darlegte, vor Augen zu stellen, wenn Sie sich denken sollten, welchen Eindruck diese Worte auf mein Herz machten. Ich führte ihm zu Gemüthe, daß ich und mein Kind verloren sey, wenn er mich in seinem Berichte täusche, oder auch, wenn er, nöthigen Falls, was er ausgesagt, nicht beweisen könne. „Sieht ein Betrüger so aus?" sagte er mit einem seelenschmelzenden Blick; auch versicherte er heilig, daß er jene Beweise vollständig führen könne, wenn es nöthig sey und man ihm die Sicherheit einiger Briefe nach Paris verschaffen könne. Jetzt nahm ich von ihm das Ehrenwort, daß er bis auf weiteres sich von mir nicht entfernen, und vor allem den muthlosen Gedanken, dem Geschick

durch freywilligen Tod zu weichen, männlich aus seiner Seele verbannen wolle. Das Erste versprach er mit überraschender Hastigkeit; zur Zusage des Letzten brachte ich ihn erst spät und mit vieler Mühe. — Nun wohnte er bey mir als mein Gast, und weil ich leicht bemerkte, daß jede bestimmte Erinnerung an die Vergangenheit ihn so tief erschütterte, daß ich für seine ohnehin geschwächte Gesundheit besorgt seyn mußte; da sich überdieß durch den Sturz Robespierre's einige Ordnung und Menschlichkeit in Frankreich wieder einführte, und sich mithin für dergleichen Schlachtopfer Sicherheit, wenigstens im Vergessen, hoffen ließ: so drang ich nicht nur nicht weiter in ihn, sondern vermied auch sorgfältig alles, was seine frühere Geschichte lebhaft hätte vor seine Seele zurückrufen müssen. — Aus unserm Gast ward bald unser Freund; er lernte sich nach und nach an uns gewöhnen, beschäftigte sich mit Lesen und Gartenbau, und seine Verschlossenheit, so wie seine Weise, fast immer einsam für sich zu seyn, wenn nicht eine besondere Veranlassung ihn in unsern Kreis führte, schoneten wir und wurden sie so gewohnt. Auch das Eine, was uns anfänglich auffiel, und was wir erst für gesuchte Nahrung seiner stillen Schwermuth nahmen, was aber hernach, als sich diese immer mehr minderte, noch auf etwas Besonderes hinzudeuten schien: seine entschiedene Vorliebe für den Aufenthalt in diesen Ruinen, beachteten wir kaum noch; und nur Eines machte mich besorgt und auch wohl ängstlich — eine leise aufkeimende Neigung zu ihm in dem Herzen meiner Tochter. Doch auch diese, setzte der Alte abbrechend hinzu, hat Gott zum Besten gewendet; jetzt aber lassen Sie von etwas andern sprechen, dort kömmt mein Sohn!" —

Unsere Blicke, die bisher an den Lippen des Erzählers gehangen hatten, richteten sich jetzt vorwärts und wir sahen den jungen Mann mit freundlichen Zuwinken gegen Gattinn und Kinder den Berg hinauf steigen. Die Kinder liefen ihm fröhlich entgegen; er nahm das kleine auf den Arm, das größere an die Hand, und kam so zu uns. „Sie vergessen, guter Vater, sagte er, daß die Sonne schon hinunter ist, und der dichte Thau im Thal Ihnen schaden könnte: ich komme Sie abzurufen." — „Du hast recht," erwiderte dieser; „so lassen Sie uns gehen!" —

Wir waren kaum nach Hause, als die zertheilten Gewitter anfingen, sich in Regen aufzulösen. Der alte Herr versicherte uns, wir würden morgen wahrscheinlich noch dasselbe ungünstige Wetter behalten, und so vielleicht den schönsten Theil unserer Reise kaum halb genießen. „Bleiben Sie bey uns, sagte er, bis sich der Himmel wieder aufheitert; wenn Sie von uns nicht verlangen, daß wir unsre gewohnte Lebensweise ändern sollen, so sind Sie uns willkommen, so lange es Ihnen hier gefällt." Es lag uns allerdings daran, die herrliche Fahrt vollkommen zu genießen; das Anerbiethen war offenbar zu herzlich gemeint, und die sämmtlichen Mitglieder der Familie bestätigten es, wenigstens mit wohlwollenden Blicken, zu sehr, als daß wir es nicht hätten annehmen sollen, wenn auch das Interesse, das ich an dem jungen Manne genommen, mich nicht noch mehr bestimmt hätte.

Wir blieben also. Nach einer sehr einfachen Abendmahlzeit wies man uns ein angenehm gelegenes Zimmerchen an, wo wir schlafen sollten. Ich fand in demselben auch einen kleinen Bücherschrank, machte mich mit dem, was er enthielt, vorläufig bekannt, und hatte eben B a i l l y ' s G e s c h i c h t e d e r A s t r o n o m i e zur Hand genommen, und die Augen auf den Titel des Buchs geworfen, vor dem das Portrait des Verfassers gestochen steht: als jener junge Mann in das Zimmer trat und fragte, ob wir auch alles gefunden hätten, was uns nöthig wäre? — Der erste Blick von jenem Titelkupfer in sein Gesicht überraschte mich bis zum Erschrecken: e r s e l b s t schien hier abgebildet, aber so, wie er etwa in zwanzig Jahren aussehen mußte. Wie gern wäre ich ihm mit dieser Entdeckung entgegen geeilt, hätte er es nicht aufnehmen müssen, als wolle ich mich in sein Vertrauen drängen. Ich hielt also an mich, und er verließ uns bald wieder.

Ich konnte nur wenig schlafen, war aber doch am Morgen nicht früher da, als der gute Alte, den ich aus meinem Fenster in einer Laube seines Gartens sitzen sahe. Da er mir unbeschäftigt schien, ging ich zu ihm hinunter.

Das Erste, was ich ihm mittheilte, war meine gestrige Entdeckung. „Wunderbar genug, rief er; gerade dasselbe Buch, gerade dasselbe Kupfer, hat auch mich meinen Schwiegersohn kennen gelehrt! Er hatte nähmlich auf diese Weise, wie ich Ihnen gestern erzählet, einige Monathe bey uns gelebt: da gehe ich ein Mahl ohne alle besondere Absicht nach den Ruinen spazieren, steige über die Steine, die vormahls den linken Flügel ausmachten, hinweg, und komme so in den rechten, wo, wie Sie gestern gesehen haben, im untern Geschoß ein kleines Zimmerchen sich noch ziemlich erhalten hat. Hier finde ich zu meinem Erstaunen meinen Gast auf den Boden hingeworfen; jenes Buch lag, beym Titel

aufgeschlagen, vor ihm, er hatte die Hände über dasselbe gefaltet, seine Thränen strömten hernieder, und er bemerkte mich lange nicht. Als ich endlich zu ihm trat, auf jenes Bild und ihn zugleich hinabsahe, erschreckte mich, wie Sie, die große Ähnlichkeit, und fast ohne mir dessen bewußt zu seyn, rief ich aus: Unglücklicher, das bist du, das bist du ja! — Mit großen Augen, in welchen die Thränen stockten, sahe er mich eine Weile starr und mißtrauisch an; wie von selbst öffneten sich meine Arme: da sprang er auf, fiel an meine Brust, und rief in größter Heftigkeit: „„Ja, ja, Bailly war mein Vater! verstoßen Sie mich nicht auch wie die Andern, weil ich einen so großen, edlen Mann zum Vater habe!"" —

„Sie können denken, fuhr der gute Alte fort, was diese Scene auf mich für einen Eindruck machte. Ich zog den Unglücklichen enger an mein Herz, meine Thränen flossen mit den seinigen, ich suchte ihn zu beruhigen, ich schwor ihm zu, daß ich eher mein Leben, als ihn verlassen wolle; und er war von dieser Stunde an gegen mich wie umgeschaffen, war ganz Ergebenheit, Liebe und Vertrauen." —

Diese Rede des guten Alten war freylich nicht geeignet, meine Theilnahme an seinem Sohne zu verringern. Zugleich war mir auch das Räthsel gelöst, warum ich diesen schon früher gesehen zu haben glaubte: ich hatte nähmlich dieß Buch schon vor mehrern Jahren kennen gelernt. Der alte Herr, dem ich meine Theilnahme nicht verbergen mochte, that meinen Wünschen willig Genüge, und erzählte mir ausführlich, was ich hier in der Kürze wiederhohle, in der Hoffnung, es werde — so wenig erfreulich, so wenig auffallend es auch in einem Zeitalter ist, wo das Auffallendste zum Gewöhnlichen geworden — doch manches Lesers Theilnahme erwecken, als ein Rückblick in das, was wir erlebt, und, von immer neuen großen Ereignissen bedrängt, schon wieder fast vergessen haben.

Bailly, dieser große, verdienstvolle Gelehrte, dieser würdige, edle Mann, hatte früh seine Gattinn verloren, und besaß diesen einzigen Sohn. Da er sich nicht wieder vermählen wollte, und überhaupt abgeschieden ganz für seine Wissenschaft lebte, hatte der Bruder seiner verstorbenen Frau, der seine Geschäfte und sein Haus in Strasburg aufgegeben und die Besitzung am Rhein erkauft hatte, welche eben jetzt in Ruinen vor uns lag — den Knaben zu sich genommen, ihn zu erziehen. Bailly's Bruder und dessen Gattinn besaßen keine Kinder: der Knabe ward ganz ihr Sohn, und hing auch an ihnen, da er so frühzeitig von seinem Vater entfernt war, ganz wie an seine Ältern.

Der Knabe wuchs — die Freude aller, die ihn kannten — eben zum Jüngling heran, als die Revolution ausbrach. Bekanntlich nahm Bailly, zum Repräsentanten des Volks mitberufen, an derselben den nähmlichen Antheil, den damahls — thätig oder im Geiste — fast jeder Wohlgesinnte nahm, der mehr die Menschheit als die Menschen kannte; er, wie jeder solche, hoffte, die Zeit nahe heran, wo das Größte, Gediegenste und Beste, worüber die Auserwählten aller Zeitalter und aller Völker einig gewesen, in Frieden für immer in die Welt und das Leben eingeführt werden könnte. Die Weisheit seiner Vorschläge, die Reinheit seiner Absichten und Gesinnungen, der Adel und die Würde seines ganzen Lebens machten, daß Bailly zu immer bedeutendern Geschäften erhoben wurde; und als er nun durch mächtiger hervorbrechende Leidenschaften der meisten und zum Theil der gastreichsten und mächtigsten seiner Gehülfen aus seinen schönen Träumen geweckt ward: da konnte er nicht mehr zurück, und beschloß — vermöge er das Weise und Gute nicht mehr durchzusetzen, mit ihm zu fallen.

Das Letztere sollte ihm werden. Die Anarchie erhob ihr Haupt, die Bergparten ward ihr fürchterliches Organ: Bailly wurde gestürzt, wurde gefangen.

Sobald die erste Nachricht davon seinem treuen Bruder zukam, raffte dieser von seinem großen Vermögen zusammen, was nur möglich war, und eilte nach Paris, den Unglücklichen wenigstens durch Befriedigung der Habsucht seiner Verfolger zu retten. Seine Gattinn konnte so wenig, als der Jüngling, bewogen werden, zurück zu bleiben; sie wollten mit dem wackern Manne leben und handeln, sie wollten, müßte es seyn, mit ihm leiden und sterben.

(Der Beschluß folgt.)

Der eifersüchtige Liebhaber.

In meines Mädchen Pulte fand
Verborgen unter Zwirn und Band
Ein Liebesbriefchen ich.
Es war — bey Gott! von ihrer Hand!
Doch — noch zum Glück an mich!

F. Kind.

Sonderbares Testament.

In Deutschland werden viele Menschen des Lebens nicht froh; daher haben sie auch keine Lust zu sonderbaren Einfällen. In England hingegen, wo das

Gesetz über alle gebiethet und niemand ein Spielball der Willkühr des Andern ist, überlassen sich viele ungestört ihren Launen, und es kommen oft die sonderbarsten Erscheinungen an den Tag.

Im Jahr 1733 starb zu Whittleson ein Mann, Nahmens Underwood, aus dessen sonderbarem Testamente wir Folgendes mittheilen wollen:

1) Auf mein Grab soll man, sobald man mich eingesenkt hat, ein kleines Stück weißen Marmors mit der Inschrift legen: non omnis moriar. *) J. Underwood 1733.

2) Sobald dieß geschehen, sollen die sechs Herren... (welche er nennt) die letzten Strophen aus der 20. Ode des Horatius im 2. Buche singen.

3) Es sollen keine Glocken geläutet werden; auch soll mich niemand von meinen Anverwandten oder Freunden, außer den vorher erwähnten sechs Herren in bunten Kleidern, zu Grabe begleiten.

*) Ich werde nicht ganz sterben.

4) Der Sarg soll grün angestrichen werden, weil dieß immer meine Lieblingsfarbe gewesen ist.

5) Man soll mich mit meinen gewöhnlichen Kleidern in den Sarg legen; Sanadons Horatius, soll unter den Kopf, Bentleys Milton zu den Füßen, ein kleines griechisches Testament zu der rechten und eine kleine Ausgabe des Horatius zu der linken Hand, und Bentleys Horatius unter dem H... kommen.

6) Meine Schwester soll gedachte sechs Freunde nach der Beerdigung im Sterbehause mit einem Abendessen bewirthen, und jedem für seine Bemühungen zwölf Guineen auszahlen; und

7) sollen diese sechs Herren nach dem Abendessen Horazens 31. Ode des 1. Buchs singen und alsdann bey einem Glase Wein fröhlich seyn, und nicht mehr denken an J. Underwood.

Aus diesem Testament sieht man auch, daß der Testirer ein großer Freund des Dichters Horatius gewesen seyn muß.

Notizen.

Wien. — Am 17ten d. M. sahen wir im k. k. Hof-Theater nächst der Burg ein neues Lustspiel in 3 Aufzügen, genannt: Wiedervergeltung; nach dem französischen La revanche. Das Stück ist unterhaltend, obschon aus einer nicht unbekannten Familie; so sind ihm z. B. Agnes Sorel, die Jugend Heinrichs V., der liefländische Tischler u. a. m. ziemlich nahe verwandt, wie aus der hier folgenden gedrängten Ansicht des Plans zu sehen ist.

Der alte Graf Lobiesky, durch die Vernachlaßigung, mit welcher er von dem vorigen Hofe behandelt wurde, gekränkt, lebt mit seiner schönen Tochter Elißka, einsam auf einem alten Schloße, und überredet sich selbst, daß er diese Zuflucht aus philosophischer Verachtung der irdischen Größe gewählt habe. Der junge König von Pohlen geräth auf einer Reise mit seinem Vertrauten, dem Grafen Betoky, in Lobiesky's Schloß, wo er unter dem Nahmen des Ritters Ramir erscheint, Elißken sieht, und sie liebt.

Lobiesky, der diese Liebe bemerkt, und eben den versprochenen Bräutigam seiner Tochter, den Herzog von Kalitz, erwartet, den er zwar nicht persönlich kennt, dessen Vater aber sein Busenfreund war, sucht Mittel, den verliebten Ritter zu entfernen, und wendet sich deßhalb an den Grafen Betoky. Dieser, in das Geheimniß seines Herrn eingeweiht, glaubt dem drohenden Schlage dadurch zu begegnen, daß er den Alten vermuthen läßt, Ramir sey mehr, als er scheint. Lobiesky hält nun seinen unbekannten Gast für den Herzog von Kalitz, der diese Verkleidung angenommen habe, um seine Braut zu prüfen; Betoky läßt ihn bey diesem Glauben, und der König selbst ist genöthigt, diesen Irrthum zu unterstützen, wenn er nicht, als der arme Ritter Ramir, vor die Thüre gesetzt werden will.

So stehen die Sachen, als unvermuthet der, erst in 8 Tagen erwartete Herzog von Kalitz, in Begleitung des jungen Heinrich Lobiesky im Schloße anlangt. Da er durch seinen Kammerdiener, Colmarini, erfährt, daß Jemand hier seine Person vorstelle, und nachdem er sieht, wer sein Stellvertreter sey; geräth er auf den Einfall, die Rollen zu tauschen, und sich für den König zu geben.

Beyde Freyer machen den großmüthigen Vertrag, sich wechselseitig nicht in den Weg treten, sondern ihr Glück von dem Ausspruche Elißkens erwarten zu wollen, welche am Ende, aus Liebe für den vermeinten Herzog, Reich und Krone verschmähend, für diese uneigennützige Wahl mit Reich und Krone belohnt wird.

Die ungeheuere Unwahrscheinlichkeit, daß der Herzog es wagt, den König in des Königs Gegenwart zu spielen, und diese Rolle, selbst diesem gegenüber zu soutiniren, einige schon verbrauchte komische Scenen (wie z. B. jene mit dem Schachspiele) mehrere Wiederhohlungen, und die Dehnung des ersten Acts abgerechnet, ist dieses Lustspiel eines der besseren. Die Situationen, welche durch die doppelte Verwechslung der beyden Hauptpersonen veranlaßt worden, sind gut benützt, einige Auftritte haben viel Leben, und der Dialog ist rein; nur hätten wir, was Letzteren betrifft, die Benennungen: Papa, und Comtesse, gern vermißt.

Den Beyfall, den dieses Stück erhielt, muß der Herr Übersetzer billig mit den Schauspielern theilen, welche durch Kunst und Laune zur guten Aufnahme redlich mitwirkten.

Herr Korn (der König), Hr. Roose (Graf Betoky), Hr. Koberwein (Herzog von Kalitz), Hr. Krüger (Graf Lobiesky), Mlle Adamberger (Gräfinn Elißka), und Madame Lefter (Franciska) erwarben sich gleiches Verdienst um die Darstellung. Herr Wöhner führte den unbedeutenden Part des jungen Lobiesky leidlich aus; die Rolle des Kammerdieners Colmarini war von dem Autor für Weidmann bestimmt! — Wem dieses unbekannt war, dem mag Herr Wagner allerdings Genüge geleistet haben; nur schien er mit seinen Händen zuweilen in Verlegenheit, denn, fast immer mit in die Seite gestemmten Armen vor seinem Herrn zu stehen, ist selbst einem komischen Bedienten nicht erlaubt.

M.

Gedruckt bey Anton Strauß in Wien.





Dinstag, den —— 127. —— 23. October 1810.

Fragment
aus einem Reise-Journal.

(Beschluß.)

So kamen sie nach Paris; und wie sehr sie auch ihre Reise beschleunigt hatten — Bailly's Todesurtheil war schon gesprochen, und ihre Bemühungen um ihn wirkten nichts, als daß man ihnen abnahm, womit sie zu helfen gedachten, das Schicksal des Gefangenen nicht im mindesten änderte, und nun auch ihrer sich bemächtigte.

Ich gehe über die folgenden Greuel-Scenen so schnell als möglich hinweg. Bailly und sein Bruder verbluteten ihr Leben an Einem Morgen unter der Guillotine; die Gattinn und der Sohn waren gezwungen, ihren Opfertod mit anzusehn, und nachdem man ihnen auch den Rest ihrer Habe genommen hatte, ließ man sie aus besonderer Gnade hingehen, wohin sie wollten.

Der Jüngling hatte die blutige Scene mit starrem Entsetzen wirklich ausgehalten: es war aber, als ob von diesem Moment an alles, was er jemahls gesehen, gehört, erfahren hatte, aus seinem Gedächtniß weggewischt worden; was er auch hören mochte, er vernahm nichts, als die letzten Worte seines Vaters: „Mein Freund, ich zittre nur vor!" *) — Die unglückliche Frau war bey jener letzten Umarmung ohnmächtig zu Boden gesunken. Ein Soldat der umstehenden Wache zog sie so weit an sich, daß ihr todt herabhängendes Haupt an seinen Füßen ruhen konnte: dieß war das einzige Zeichen der Menschlichkeit, das ihr erwiesen ward.

Als sie wieder zu sich kam, schien sie die Sprache gänzlich verloren zu haben. Ohne irgend einen Laut, wanderte sie zu Fuß an der Hand des Sohnes nach ihrer Heimath zurück. Da sie nun aber in das große, weite, leere Haus eintrat, wo sie so lange glücklich gelebt hatte, wo von allen Dienstbothen Niemand treu zurückgeblieben war, als eine alte blödsinnige Magd, und wo ihr jedes Zimmer, jeder Ruhesitz, jedes Geräth ihre letzten gräßlichen Erfahrungen laut zuzurufen schien: da brach ihr Schmerz mit solcher Macht hervor,

*) Bailly wurde langsam auf das Marsfeld geschleppt, wo das Werkzeug des Todes seiner wartete. Der Pariser Pöbel erschöpfte auf diesem langen Wege seine ganze Wuth an ihm: man hieß ihn schelten und sein Schlachtopfer nach Belieben martern. Ein kalter Regen, der herabströmte, vermehrte Bailly's Pein. Endlich kam er auf dem Todesfelde an. Man zwang ihn, erst ganz um dasselbe „spatzieren zu gehen." Dann kam einem Kannibalen der Einfall, der Tod eben dieses Vertheidigers seines Königs müsse sich an der Seine besser ausnehmen. Man machte sogleich Anstalt. Er mußte selbst einen Theil des Blutgerüstes dorthin tragen, und sank unter der Last sinnlos zu Boden. Man brachte ihn wieder zu sich, man verfolgte den Weg, man kam an; hier rief ihm der Scharfrichter, indem er ihm die Füße band, höhnend zu: „Du hattest ja sonst Muth: zitterst Du nun?" Die oben angeführten Worte waren Baillys Antwort, und die letzten, die er sprach.

daß er ihr alle Besinnung raubte, und in der Nacht in unbewachter Stunde lief sie laut jammernd durch alle Gemächer und zündete selbst das Haus an fünf Orten an.

Die Flamme loderte empor, ehe Hülfe möglich war; man fand die Unglückliche auf ihrem Bett ausgestreckt liegen; sie mußte mit Gewalt der Wuth des Feuers entrissen werden. Aber man hatte einen Leichnam gerettet — sie war und blieb todt.

Der junge Mensch vergoß keine Thräne, gab kein Zeichen des Schmerzes mehr von sich: er ergriff seinen Wanderstab und ging schweigend davon. —

Mit Ingrimm und Verachtung seiner selbst, bemerkte er endlich, daß eben die gemeinsten und niedrigsten Bedürfnisse des Menschen ihn nicht nur zum klaren Bewußtseyn seiner selbst weckten, sondern sogar unwiderstehlich zwangen, das Leben ferner zu fristen und sich wieder an Menschen zu wenden. Er sprach in einigen Dörfern an: man verweigerte ihm nicht, was nothdürftig das Leben hinhält. Mit der Rückkehr des klaren Bewußtseyns und einigermaßen gestärkten Kräften, kehrte auch, er mochte sich sträuben und bekämpfen wie er wollte, der Trieb, menschlich unter Menschen zu leben, allmählig in seine Seele zurück; und als er, ohne es zu suchen, zum ersten Mahl wieder eine Stadt vor sich ausgebreitet liegen sahe: so gab der Eindruck solches Denkmahls des geordneten, thätigen, gesellschaftlichen Beysammenseyns, jenem Triebe eine Macht, welcher er nicht widerstehen konnte.

Zwey lustwandelnde Städter, die mit ihren Weibern und Kindern aus den Weinbergen gegen Abend zurückkehrten, und die er einhohlete, mußte er — er konnte nicht anders — mit einer Neigung und Sehnsucht so lange anblicken, bis Thränen seinen Blick verdunkelten. Einer der Spaziergänger hatte das bemerkt; er redete ihn freundlich an, fragte ob er fremd sey, ob man ihm dienen könne: und eben wollte Bailly antworten, was Liebe und Dankbarkeit ihm eingaben, als der Andere furchtsam fragte: „Sie kommen doch nicht über den Rhein her?" Der junge Mann mußte freylich mit tiefen Schmerzen: ja, antworten; da zuckten die Männer die Achseln, sprachen von den Gefahren, welchen sie sich aussetzen würden, wenn sie etwas für ihn thäten, drückten ihm ein kleines Geldstück in die Hand, und entfernten sich schnell und schüchtern. Eine der jungen Frauen, die ihn mit Rührung betrachtet hatte, und im Gehen ein wenig zurückblieb, schickte ihm noch durch ihr Kind verstohlen ihr feines Taschentuch; weiter hatte sie nichts zur Hand, daß sie missen konnte.

Auf ähnliche Weise ging es ihm noch einige Mahl, bis er endlich abnahm, was der Nahme **Emigrant** damahls in Deutschland wirkte; und er, der ja nicht ein Mahl eigentlicher französischer Emigrant war, enthielt sich nun sorgsam der Äußerungen, aus denen man ihn für einen solchen nahm. Er nannte sich nach dem ursprünglich deutschen Nahmen seiner Mutter, und hoffte nun Aufnahme und Thätigkeit zu finden.

Er hatte eine sorgfältige wissenschaftliche Bildung erhalten. Er kam in eine kleine Residenz, wo die vornehme Welt viel französisch sprach. Er erboth sich zum Sprachunterricht. Man hörte nicht darauf, wie mächtig er beyder Sprachen war, sondern — gab er sich für einen Franzosen aus; so setzte man voraus, er werde sich den Kindern deutsch nicht deutlich genug machen können; nannte er sich einen Deutschen — er könne unmöglich den feinsten französischen Accent besitzen. — Er kam in eine Handelsstadt. Er trug sich zum Correspondenten in mehrern Sprachen oder zum Rechnungsführer an, und legte von seiner Geschicklichkeit in beyden die besten Proben vor. Man gab sie ihm höflich zurück und verlangte, ehe man Zeit aufwenden könne, diese näher zu untersuchen, Empfehlungen aus **guten Häusern**. — Er kam in eine Universität. Er wendete sich an die angesehensten Lehrer derselben, und bewarb sich um die Erlaubniß, neben ihnen von seinen Kenntnissen öffentlichen Gebrauch zu machen. Man verlangte von ihm, nachdem man seine Fähigkeit und Geschicklichkeit erkannt hatte, daß er zuvor verfassungsmäßig in Kenntnissen und Fertigkeiten, worauf er gar keinen Anspruch machte, die er auch, seinen eingegebenen Planen gemäß, weder brauchen konnte, noch brauchen durfte, sich öffentlich zeigen, und damit das Recht erwerben müsse, in hiervon ganz verschiedenen Fächern thätig und nützlich zu seyn.

Durch alles dieß aufs äußerste gebracht, beschloß er, unter den deutschen Heeren, welche gegen Frankreich kämpften, Dienste zu nehmen. Er ging zu dem Obersten des in der Nähe liegenden Regiments, und verlangte nichts, als Waffen: der Mann sahe seine gebleichten, hohlen Wangen, seinen von Noth und Kummer geschwächten Körper, und fragte, was er mit einem Menschen solle, den die Schwindsucht schon halb zernagt habe. Jetzt ergriff ihn der mächtigste Menschenhaß von neuem, und um so entschiedener, da dieser nicht, wie nach jenen Greuelscenen, Wirkung des vorübergehenden

Affects und einzelner sich selbst schwächender Bilder war. Du sollst nicht leben, sagte er zu sich selbst: so willst du es denn auch nicht. Von der einen Hälfte seiner kleinen Barschaft kaufte er sich ein Pistol, mit der andern hielt er sich hin bis auf den Platz, wo er seine Jugend so glücklich verlebt hatte: denn hier, eben hier wollte er sterben.

So kam er in diese Gegend zurück, wo das Haus seines Onkels in Trümmern lag. Aber statt daß dieser Anblick, wie er selbst wünschte, seinen Schmerz bis zum äußersten schärfen sollte, lösete er ihn vielmehr in eine Wehmuth auf, die seine Kraft, und mit ihr seinen Haß und seinen Vorsatz schwächte. Er schlich mehrere Tage umher in den Ruinen seines ehemahligen Wohnplatzes — wo ihn nun eben jene Municipalität belauschte; er entdeckte endlich das kleine Zimmerchen, das auf dem rechten Flügel sich noch ziemlich erhalten hatte, und ach — es war sein ehemahliges Spiel- und Schlafzimmer. Er trat hinein, er warf sich auf den Ort nieder, wo ehemahls sein Bett gestanden, und er sich tausend Mahl so selig geträumt hatte; er küßte, er benetzte den Boden mit einem Strom von Thränen; alles, was er in den zwey letzten verhängnißvollen Jahren erlebt hatte, drängte sich in großen wilden Gruppen vor seine Fantasie; sein Blut stockte und bedrängte das Herz bis zu unerträglichen Schmerzen: wild griff er nach dem Mordgewehr — da lähmte ein Schlag auf die Hand die Sehnen derselben; jener Maire hatte sich unbemerkt hereingeschlichen, ward sein Retter, indeß er ihn verderben wollte — und nun ereignete sich nach und nach, was schon oben erzählt worden ist. —

Der Fluß und der Wind.

Es trug der Fluß auf seinem Rücken
Des Schiffes schwere Last dahin.
Tief fühlt' er auf ihn ein sie drücken,
Und seufzt' und sprach mit trübem Sinn:

„Bey diesem Druck, so gern ich diene,
Erlieg' ich doch zum Sterben fast.
Ach, wenn mir doch ein Freund erschiene,
Und mit mir theilte meine Last!"

Dieß hört der Wind, und ungesehen
Eilt er zur Hülfe schnell herbey.
Es fühlt der Fluß des Starken Wehen,
Und daß getheilt die Mühe sey.

Mit dankerfülletem Gemüthe
Sieht er sein besseres Geschick.
Er preiset hoch des Freundes Güte,
Und träumt sich schon ein dauernd Glück.

Allein, der Unbeständ'ge wendet
Bald gegen ihn sein Antlitz her.
Und ach! der Beystand hat geendet,
Des Flusses Last wird doppelt schwer.

Will dieses Gleichniß fremd Dir scheinen,
Ist Dir es, Freund, noch unbekannt,
So wiss', es ist im Allgemeinen
Ein Bild vom lieben Ehestand!

J. C. C. Moritz.

Zwölf Gedanken von Vauvenargues.

1. Newton, Pascal, Boßuet, Fenelon, und Racine, das heißt, die aufgeklärtesten Männer des Erdkreises, haben in dem philosophischsten aller Jahrhunderte, und bey voller Kraft ihres Geistes und Alters, an Christum geglaubt, und der große Condé wiederhohlte, mit dem Tode ringend, die schönen Worte: „Ja wir werden Gott sehen, wie er ist; sicuti est, facie ad faciem!"

2. Die Einsamkeit ist für den Geist, was die Diät für den Körper.

3. So wie es ganz natürlich ist, gewisse Sachen ohne Beweisgründe zu glauben, so ist es hinwieder eben so natürlich, andere, trotz den dafür vorhandenen Beweisgründen, zu bezweifeln.

4. Wenn ich bisweilen sehe, wie ein Mann von Geist und Character in einer Gesellschaft von dreyzehn Personen sich nicht zu Tische setzen darf, so möchte ich mich über keinen Wahn oder Irrthum alter und neuer Zeiten mehr verwundern.

5. Vielleicht werden die, welche nach uns kommen, mehr wissen, als wir, und darum auch mehr Verstand zu besitzen glauben. Werden sie aber darum auch glücklicher oder weiser seyn? Und wir selbst, bey dem vielen, das wir wissen, sind wir glücklicher als unsere Vorväter, deren Wissen sich auf so Weniges beschränkte?

6. Türenne, einer der größten Helden und weisesten Männer der Erde, hat die Religion hochgeachtet, indeß eine Menge nichts weniger als berühmter Männer sich für große Genie's und starke Geister einzig darum wollen angesehen wissen, weil sie dieselbe verachten.

7. Was andere vor uns geheim halten, das entdecken wir an uns selbst, und hinwieder bemerken wir an andern, was wir selbst uns verhehlen.

8. Wenn die Leidenschaft uns bisweilen zu etwas kühnerm antreibt, als die kaltblütige Überlegung, so

gibt sie uns dafür auch mehr Kraft und Stärke zur Ausführung an die Hand.

9. Man pflegt die Geistesproducte gerade so zu beurtheilen, wie die mechanischen Kunstwerke. Will man einen Ring kaufen, so sagt man: dieser ist zu weit und jener ist zu enge, bis man einen findet, der für den Finger paßt. Darum bleiben aber die übrigen nicht beym Juwelier liegen; denn was dem einen zu weit oder zu enge ist, das paßt für die Hand eines andern.

10. Man sollte die Menschen nicht nach dem beurtheilen, was sie nicht wissen, sondern nach demjenigen, was sie, und nach der Art, wie sie es wissen.

11. Es ist eine von dem Neid erfundene und von den Philosophen etwas unüberlegter Weise angenommene Maxime, daß man die Menschen vor ihrem Tode nicht rühmen müsse. Ich möchte im Gegentheil behaupten, man müsse sie im Leben rühmen, in so fern sie es verdient haben. Gerade zu der Zeit, da Eifersucht und Verleumdung gegen die Verdienste oder Talente der Menschen zu Felde ziehen, und ihren Ruhm zu verkleinern bemüht sind, gerade da muß man den Muth haben, ihnen ein rühmliches Zeugniß zu ertheilen. Ein ungerechter Tadel und nicht ein verdientes Lob ist es, was man sich scheuen soll, auszusprechen.

12. Nicht selten, wenn ein Gedanke sich uns als eine tiefsinnige Entdeckung darstellt, und wir uns die Mühe nehmen, ihn zu entwickeln, finden wir, daß er eine Wahrheit enthält, wovon alle Straßen voll sind. —

Wie eine Fuge gemacht wird.

Der berühmte Musiker, Kirnberger, war der Sohn eines Tischlers. Schon in seiner frühern Jugend erhielt er einen gründlichen Unterricht in der Musik, und saß eines Tages im Winkel der Werkstätte seines Vaters, und zerbrach sich den Kopf über eine Aufgabe, die er von seinem Lehrer erhalten hatte. Er sann, zerrieb sich die Stirn, stöhnte tief, und das Gesuchte kam nicht. Der Vater, der bisweilen seinen Sohn angeschielt hatte, fragte ihn endlich: „was kochst du denn da, und schwitzest und weißt dir nicht zu helfen?" „Vater, ich soll eine Fuge machen, und weiß nicht, wie ich's anfangen soll." „Einfaltspinsel! kannst du denn nicht fragen? Na! so komm her, ich will dirs zeigen." Hierauf legte der Vater ein Bret zurechte, setzte den Hobel an, um seinem Sohne zu zeigen, wie eine Fuge gemacht wird.

Miscellen.

Von einem Menschen, dem alles unglücklich geht, sagt man: er fällt auf den Rücken, und bricht die Nase.

Ein Ehemann beklagte sich gegen Santeuil über die Untreue seiner Frau. „Das ist nur ein eingebildetes Übel, sagte Santeuil; niemand stirbt, aber Viele leben davon."

Notitzen.

Wien. — Am 18ten d. M. wurde im k. k. Hof-Theater: Merope, gegeben; ein Trauerspiel in 4 Acten von Voltaire, übersetzt von Gotter. Herr Mayer, vom Mannheimer Theater spielte den Ägist, und konnte uns auch in dieser Rolle nicht die mindeste Rührung abgewinnen. Überhaupt scheint uns, daß dieser Künstler eben so wenig Abwechslung in seinem Spiele als in seiner Declamation habe. Alle Rollen, die wir gesehen haben, hat er auf eben dieselbe Manier gespielt. Imposante Stellungen, eine donnernde Declamation, in allen Bewegungen das Bewußtseyn seiner Wohlgestalt verrathend; so glauben wir, Herrn Mayer mit zwey Worten schildern zu dürfen.

Herr Lange war als Polyphont unübertrefflich. Auch an diesem Schauspieler sahen wir mahlerische Attitüden, und mehrere, und schönere, als an Herrn Mayer; aber sie sind jenem zur zweyten Natur geworden, sie kosten ihm kein sichtbares Studium, und er gibt sie gleichsam ohne selbst daran zu denken. Auch hat Herr Lange hierbey offenbar nur die Kunst zum Zwecke, Herr Mayer nur seine Person.

Mad. Weissenthurn spielte die Merope vortrefflich, und hat sich durch diese Rolle ein nie verwelkendes Blatt in ihren Lorberkranz gewunden.

Dieß fühlte man allgemein; und doch haben wir diese Rolle von einer Rouseul, und einer Roose geben sehen. Bedarf es eines größern Lobes?

Herr Brockmann spielte den Narbas mit gewohnter Meisterhaftigkeit.

Herr Mayer wurde nach Endigung des Stückes — aus Gastlichkeit vermuthlich — herausgerufen, und sprach: „Ich empfange ihren Dank (!) im Nahmen meiner edlen Mutter." — So lobenswerth Herrn Mayers Bescheidenheit war, die ihn erkennen ließ, daß die Ehre des Herausrufens eigentlich nicht ihm, sondern Mad. Weissenthurn gebührt hätte, wenn die Theatergesetze nicht dagegen stritten; so war doch die seltsame Verwechslung von Dank und Beyfall jedermann anstößig.

M.

Gedruckt bey Anton Strauß in Wien.



Der Sammler.

Donnerstag, den — 128. — 25. October 1810.

Großes allegorisch-ritterliches Fest zu Wien unter Kaiser Leopold I.

Der Kaiser Leopold feyerte im Jahre 1667 seine Vermählung mit der spanischen Infantinn Margaretha durch die prachtvollsten Lustbarkeiten. Alle aber übertraf das damahls weltberühmte Ballet, welches nicht Tänzer, sondern Reiter und Pferde aufführten. Sein Glanz verdunkelte das Herrlichste, was man bis dahin bey Lustaufzügen und Ritterspielen in Deutschland gesehen hatte.

Zum Schauplatz diente der große fünfthalb hundert Schuh lange Hof der kaiserlichen Burg. Er war ringsum von Bauwerken eingefaßt, die ein kunstreicher italienischer Architekt aufgeführt hatte. *) An beyden langen Seiten des Hofes erhoben sich, mit Säulen und Pilastern geziert, Logen und Sitze für die Zuschauer. An der schmälern Seite des Platzes gegen Osten sah man zwischen zwey großen Thoren ein hohes Prachtgebäude, dessen Gipfel mit Wolken bedeckt war. Gegen Abend befand sich zwischen zwey gleichen Thoren eine Bühne für die kaiserliche Familie. In ihrer Mitte saß die Königinn des Festes, die Neuvermählte. Zweyhundert Fenster der ringsumlaufenden Burg, welche die Gerüste nicht verdeckten, waren mit prächtig geputzten Damen besetzt. Einige tausend Zuschauer füllten die übrigen Plätze.

Als das Zeichen zum Anfange des Schauspiels gegeben war, begann eine rauschende Musik von vielen Instrumenten. Ein Thor öffnete sich, und es kam ein Schiff herein, das mit den Wellen, die es umgaben, sich langsam fortbewegte. Es hatte einen hohen Mast mit schwellenden Segeln, und war mit vergoldeter Bildhauerarbeit auf purpurfarbenem Grunde reich verziert. Die überall angebrachten Sterne und das goldene Vlies kündigten es als das berühmte, unter die Sterne versetzte Schiff der Argonauten an. Schiffer und Helden in prächtigen Kleidern und Rüstungen, eine Schaar von sechzig Personen, befanden sich auf dem Verdeck. Dreyßig Tritonen mit blauen und silbernen Schuppen bedeckt, und mit Muschelhörnern in den Händen, gingen neben dem Schiffe her.

Als es in der Mitte des Platzes still hielt, erhob sich auf dem Hintertheile die Fama von ihrem Throne, und verkündigte in einer italienischen Arie den Zweck der Ankunft der Argonauten. Sie seyn, sang sie, mit ihrem Schiffe vom Himmel herabgekommen, um dem Gefechte beyzuwohnen, das den neuerlich entstandenen Streit zwischen den Beherrschern der Luft und des Wassers und ihren Verbündeten den Göttern des Feuers und der Erde entscheiden solle. Darauf erklärten die Argonauten in einem Chorgesange, daß sie dem Sieger das goldene Vlies zum Preise reichen woll-

*) Carlo Pasetti von Ferrara, der auch alle übrigen Decorationen und Maschinerien angegeben hatte.

ten; die Fama aber kündigte in einer zweyten Arie unter kriegerischer Musik die Ankunft der Ritter der Elemente an, deren Trompeten man schon von fern hörte.

Nun öffnete sich das zweyte Thor, aus dem eine prachtvolle Prozession von Reitern hervorkam, die unter Trompeten- und Pauckenschall langsam um den Platz zog.

Zuerst erschienen die Ritter der Luft, die der Herzog Carl von Lothringen anführte. Ein Stallmeister von vielen Lakeyen umgeben, mehrere Handpferde, jedes von zwey Reitknechten geführt, und ein Trupp Trompeter mit einem Paucker zogen voraus. Alle hatten aurorfarbene, mit Silber durchwirkte und mit vielen Federn gezierte Kleider. Auch der Herzog, der ihnen folgte, trug die Leibfarbe der Luft; doch war der aurorfarbene Silberbrocat noch mit Stickereyen von Gold und Edelsteinen besetzt, die Sterne und blasende Windköpfe vorstellten. Um den Gürtel trug er einen Schurz von Straußfedern; auf seinem Helme schwankte ein großer, aurorfarbener Reigerbusch. Auch sein Pferd schimmerte von Gold und Edelsteinen. In gleicher Pracht folgten ihm die sieben Ritter seiner Partey, jeder begleitet von sechs Lakeyen, in aurorfarbenen, silberdurchwirkten, mit Federn gezierten Zeug gekleidet und mit Blitzstrahlen in den Händen.

Nach ihnen bewegte sich eine mit silberfarbenen Wolken bedeckte Maschine langsam vorwärts. Diese Wolken trugen den mit Pfauen bespannten Wagen der Juno; die Göttinn umgab ein Gefolge von lichtblau gekleideten Nymphen. Über ihr wölbte sich ein Regenbogen hin, auf dem hoch in der Luft die buntfarbige Iris saß. Neben den Wolken gingen auf der Erde vier und zwanzig verlarvte Männer, goldene Hyppogryphen vorstellend, welche Blitzstrahlen in den Klauen hielten.

Hierauf folgte der Zug der Ritter des Feuers, an Zahl der Reiter, Pferde und Fußgänger dem vorigen gleich, aber im Aufputz derselben durchaus verschieden. Alle waren in feuerrothen, mit goldenen Flammen durchwirkten Silberzeug gekleidet. Der General Montecuculi und die sieben Ritter, die er anführte, blitzten von Gold und Rubinen. Auf ihren Helmen lagen Salamander, überschattet von hohen, feuerrothen Federbüschen. Ihre Diener trugen Flammen in den Händen.

Die Maschine, die ihnen nachzog, stellte einen von Feuer ausgebrannten und von Rauche geschwärzten Felsen vor. Durch große Öffnungen sah man im Innern desselben die Cyclopen in ihrer Werkstätte arbeiten. Auf der Spitze des Felsens stand Vulkan mit seinem Schmiedehammer auf der Achsel; auf seinem schwarzen Schurze und Mantel loderten Flammen von Gold und Edelsteinen. Davon blitzten auch die Schürze der vier und zwanzig halbnackten Schmiedeknechte, die neben dem Berge hergingen.

Nun zogen die Ritter des Wassers daher. Ihr Gefolge zu Fuß und zu Pferde war in hellblauen, mit Silber durchwirkten und mit Seegewächsen und Muscheln gestickten Zeug gekleidet. Der Ritter selbst und ihr Anführer, der Pfalzgraf Philipp von Sulzbach, hatten mit Perlen und Corallen verzierte Brustharnische von silbernen Schuppen. Die Helme stellten Delphinköpfe vor, geschmückt mit hohen meergrünen und weißen Federn. In der Rechten hielten sie, so wie ihre Diener, Dreyzacke.

Die ihnen folgende Maschine trug in einer Einfassung von Felsen Meereswogen, die eine Menge schwimmender Tritonen und Seenymphen belebte. Neptuns Wagen, von Seepferden gezogen, schwamm in der Mitte; hier sah man auf einem hohen Throne den Beherrscher der Gewässer. Vier und zwanzig leichtbekleidete an Händen und Füßen, so wie am Rücken geflügelte Jünglinge, welche die Winde vorstellten, begleiteten den Wagen.

Endlich erschienen auch die Ritter der Erde, die der kaiserliche Oberstallmeister, der Graf von Dietrichstein, führte. Ihr Gefolge trug Kleider von grünem Silberzeug, reichlich mit künstlichen bunten Blumen und Früchten ausgeputzt. Bey den Rittern waren diese von farbigen Edelsteinen zusammengesetzt. Auf ihren Helmen trugen sie einen Wald von grünen Federn. Rauche Waldmänner mit Schürzen und Kränzen von Laub und Blumen folgten ihnen; sie umgaben einen beweglichen, langsam fortrückenden Garten, der mit Blumenbeeten, Cypressen, Fontainen und Statuen verziert war, und selbst ein auf Säulen ruhendes Gartenhaus hatte, zu dessen plattem Dache eine Treppe von vielen Stufen hinaufführte. Hier saß von ihren Nymphen umgeben in reichem blumigen Mantel und mit einer Mauerkrone geschmückt, die Göttinn der Erde Berecynthia *) auf einem hohen Throne. Mit ihr schloß sich der Zug.

Als diese bunte und schimmernde Prozession um

*) Cybele.

den Platz gezogen war, und die Ritter die Kaiserinn begrüßt hatten, stellten sich jene vier großen Maschinen in einen Kreis um das Schiff der Argonauten, und zu jeder gesellte sich ihr Gefolge. Nun erneuerten die Götter ihren Streit. Man erfuhr durch den Gesang des Neptuns und der Juno, das er die Perlen betraf. Beyde eigneten sich ihre Entstehung zu; jener, weil sie in den Muscheln seiner Meere wüchsen, diese, weil sie aus himmlischen, in das Meer fallenden Thautropfen erzeugt würden. Bald nahmen auch die andern Götter Antheil; Vulkan war auf der Seite der Juno, Berecynthia auf der Seite des Neptuns. Sie drangen auf die Entscheidung durch die Waffen.

(Der Beschluß folgt.)

Frühling und Sommer.

Der Frühling ist ein schöner Knabe,
Vom frischen Morgenglanz umblinkt;
Er hüpfet mit der Blüthengabe
Durch Flur und Hain, und winkt und winkt.

Da kommt ein rascher Mann gegangen,
Ihm ist die Wange hochgebräunt;
Er hält den Knaben fest umfangen,
Bis er ihn mit dem Tod vereint.

„Ich will des Jahres Zepter führen!
„Nicht Knaben ziemt solch Regiment.
„Die Welt soll's wohl in Kurzem spüren,
„Daß nur der Mann Gedieg'nes kennt."

Und breiter lauben sich Gebüsche,
Und Kraut und Blume schoßt und schwillt;
Frey tritt aus ihrer Wolkennische
Die Sonn', und herzet das Gefild.

Und saftgeschwellte Beeren streifen
Sich bunt, d s Strauchs Corallenzier;
Des Kirschbaums Labefrüchte reifen,
Er reift der Pfirsich am Spalier.

Vollstimmig ist der Waldkapelle
Erhabne Symphonie besetzt;
Zum Bade lockt die Spiegelwelle,
Wo mit dem Schilf der Zephyr schwätzt.

Nun rauscht in Gärten und Alleen
Der Hymnus ob des Sommers Glück! —
Doch mancher wünscht das Kind der Feen
Mit Blüth' und Knospe noch zurück.

Fr. Raßmann.

Abgerissene Blätter vom Baum der Erfahrung.

(Erste Handvoll.)

Unter allem Geräusch ist das unangenehmste ein sinnloses Geplauder, das weder unterrichtet noch ergötzt. Weniger lästig ist Mühlengeklapper, so ermüdend es auch seyn mag, denn es hat doch einen nützlichen Zweck.

Könnte man doch aus der menschlichen Gesellschaft das Niesen und Gähnen verbannen! Beydes entstellt die liebenswürdigsten Gesichtszüge und macht sie selbst auf Augenblicke widerwärtig. Das Letztere wenigstens ließe sich abgewöhnen, wenn man bey der Erziehung darauf sähe.

Der Geitz mit Gütern ist verächtlich und widrig, aber der Geitz mit der Zeit ist edel und schön. Er allein macht das Leben zu Etwas und den Rückblick auf die Vergangenheit beseligend. Verschleuderte Momente sind leere Blätter in dem Buche des Lebens.

Der wahre Reichthum besteht nicht in den Zufälligkeiten unserer Umstände, sondern im Sammeln und Ordnen der Dinge, die in eines Jeden besondern Gesichtskreis liegen. Der Mensch ist reicher, als er denkt; und mancher trägt ein todtes Kapital mit sich herum, das reichliche Zinsen tragen würde, wenn er nicht versäumte, Vortheile davon zu ziehen.

Wer in diesem ephemeren Zeitalter mit klassischen Gefühlen behaftet ist, gleicht dem genievollen Mahler, der seine Göttergestalten zu den Schilden der Gasthöfe herabwürdigen wollte.

Aufgeblasenheit findet man häufig als Surrogat des Verdienstes, dessen Stelle sie aber eben so schlecht ersetzt, als Runkelrüben, Cichorien oder Eicheln den Kaffeh. Nur der Unkundige kann zuweilen jene für diesen nehmen.

Es ist eine irrige Meinung zu glauben, man müsse, um bey sehr geistreichen Menschen, Gelehrten oder Schriftstellern Etwas zu gelten, durchaus selbst sehr geistreich seyn. Es ist hinreichend gut zuzuhören, und Anerkennung und Lobpreisung fremden Verstandes wird dann am sichersten für eignen uns angerechnet.

Gewöhnliche Naturen sind die gebornen und geschwornen Feinde der ungewöhnlichen. Also darf Niemand sich wundern, daß diese die meisten Feinde haben.

Blinder Gehorsam ist etwas Unnatürliches, und setzt den menschlichen Verstand herab. Der Überredung muß die Überzeugung voran gehen. Selbst zum Guten läßt Niemand gern sich zwingen.

Gleichgültigkeit gegen Tadel, oder zu große Empfindlichkeit für denselben, ist gleich nachtheilig dem Streben nach Vollkommenheit, das nur dann seinen Zweck erreicht, wenn es auf Tadel merkt, auch da, wo er sich in leise Winke verbirgt, und die Eitelkeit, man-

che zufällige Bemerkung auf sich zu beziehen, ist besser als die Bescheidenheit, sich nie gemeint zu glauben.

Pluvioso Casa-Vecchia.

Ninons Mittel gegen kaltsinnige Ehemänner.

Die unglückliche Frau eines Anbethers jener gefährlichen reitzenden Frau kam treuherzig zur Ninon Lenclos selbst, derselben ihr Leid zu klagen, und sie zu fragen, wie sie es denn anfinge, alle Männer und auch den ihrigen so zu bezaubern. — Ninon war edel und groß von Charakter; die Naivetät dieser armen verlaßnen Frau rührte sie. Sie entdeckte ihr alle Geheimnisse ihrer Kunst, die in dem einzigen Worte bestanden, zu gefallen: „Um zu gefallen, muß man vorzüglich auch unterhalten können; eine Frau, die bloß brav und tugendhaft ist, hat noch nicht Alles gethan; die erste ihrer Pflichten ist liebenswürdig zu seyn." — Die Frau verließ dankbar die Ninon, und fing so wie sie nach Hause kam an, die erhaltenen Lehren anzuwenden. Ninon unterstützte sie ihrerseits darin, indem sie nun den Gemahl dieser Frau sehr kaltsinnig behandelte. — Zum ersten Mahl langweilte ihm seine wahre angebethete Geliebte; und hier und dort Langeweile, beschloß er sie lieber bey seiner Frau auszuhalten. Doch wie groß war sein Erstaunen, als er nach Hause zurückkehrte, und in seiner Frau eine zweyte Ninon fand, welche mit den verführerischen Künsten der feinsten Cokketterie, die reinsten Anklänge der Freundschaft und Tugend vereinigte.

Notitzen.

Wien. — Am 19. d. M. sahen wir im Theater an der Wien zum ersten Mahle: Die rothe und die weiße Rose, eine historische Oper in 3 Aufzugen; frey nach dem Französischen von F. J. Castelli. Musik von Hrn. J. v. Seyfried, ersten Capellmeister dieses Theaters.

Der englische Ritter, Mortimer von Thiele, ein Anhänger der rothen Rose, hatte seine Tochter ihrem Geliebten, dem Grafen v. Derby, versprochen. Als die Partey der weißen Rose siegte, ging Mortimer zu derselben über; Derby hingegen blieb der rothen Rose treu, und mußte nach Frankreich flüchten. Um sich Mortimers gänzlich zu versichern, wünschte König Richard, daß er seine Tochter an Elbert von Worcester, einem Anhänger der weißen Rose, vermählte, in welcher Absicht Mortimer mit Annen auf dem Gute Elberts anlangt. Den Grafen Derby hatte inzwischen die Sehnsucht, Annen wieder zu sehen, und sie zur Flucht mit ihm zu bereden, alle Gefahren verachten gemacht, die ihm in seinem Vaterlande drohten; er kehrt, als schottischer Bauer verkleidet, mit seinem treuen Waffenträger Raymund zurück, entdeckt sich seinem Freunde Elbert, und in der Folge auch seiner Geliebten. Ersterer, der die Rückkehr Derby's für unmöglich hielt, und schon anfing, Annen liebzugewinnen, wird durch die plötzliche Erscheinung seines ehemahligen Feindes in doppelte Bestürzung gesetzt. Die Gefahr Derby's, und die Furcht seine Braut zu verlieren, bestürmen ihn mit gleicher Macht.

Derby's Verzweiflung, als er seine Geliebte für ihn verloren glaubt, der Sieg der Freundschaft über die Liebe in dem Herzen des edlen Elbert, die Entdeckung und Gefangennehmung Derby's, endlich seine Begnadigung, gaben den Stoff zum Fortschreiten und zum Schlusse der Oper.

Die Handlung ist klar und einfach dargestellt, schreitet rasch fort, und läßt auch nicht in einer Scene der langen Weile den geringsten Raum; vielmehr steigt das Interesse immer höher, und erhält sich bis ans Ende. Der Dialog ist lebhaft, die Verse wohlklingend, die Situationen zu den Musikstücken mit Einsicht und sehr vortheilhaft für den Componisten gewählt; über das Ganze ist ein ächt altromantischer Ton verbreitet, der es ungemein anziehend macht.

Die Musik können wir nicht eben so rühmen. Alltägige, abgerissene Gedanken von übelangebrachten Dissonanzen begleitet, sind durch erzwungene Transitionen verbunden, oder vielmehr verkittet; in den mehrstimmigen Tonstücken herrscht eine Verwirrung der Stimmen, welche es unmöglich macht, der Hauptmelodie (wenn eine da ist) auf die Spur zu kommen. In den Arien und Duetten sind die Singstimmen meistens durch die Instrumente gedeckt, und beynahe nirgends hört man einen schön fortschreitenden Gesang, oder natürlich verbundene Ideen. Hiervon können höchstens ausgenommen werden: Die Ouvertüre, die Romance Nro. 5 im ersten Act, welche mit dem Chor verbunden ist, der Schlußchor des zweyten Acts, welcher wirklich einen großen Effect macht, dann der erste Chor, und die kleine Cavatina des Elberts im dritten Acte.

Der mehrstimmige Vocalsatz, dessen Schönheit vorzüglich in dem glücklichen Baue der, sich nie einander verfinsternden Stimmen besteht, läßt eine gute Ordnung und ein klares Herausheben des fortschreitenden Hauptgesanges nicht nur zu, sondern er erheischt beydes noch weit mehr, als einstimmige Tonstücke, welche nur von einer überladenen Instrumentirung gedeckt zu werden in Gefahr sind, und deren Deutlichkeit außerdem ohnehin nicht schwer zu bewirken ist.

Die Mozartschen und Weigelschen mehrstimmigen Tonstücke gaben die schönsten Muster einer engen Verkettung der Singstimmen, welche überall schön geordnet sind, und der Hauptmelodie nirgends Eintrag thun.

Übrigens müssen wir jedoch Herrn v. Seyfried die Gerechtigkeit widerfahren lassen, zu gestehen, daß die Singparte auch nicht günstig besetzt waren. In dem Duett Nr. 1, welches zur Einleitung dient, wäre es schwer zu entscheiden gewesen, welcher von den zwey Sängern mehr distonirte, und die Romance Nr. 2 würde schon durch den Vortrag in einen Mollton gesetzt worden seyn, wenn sie auch nicht in einem solchen componirt wäre.

Mlle. Mayer, hat die Rolle der Miß Anne brav gespielt, und gut gesungen. Herrn Mayers (Mortimer) schöne Baßstimme bleibt leider gänzlich unbenützt.

Decorationen und Costum entsprachen völlig der bekannten Prachtliebe und dem guten Geschmacke der Direction.

M.

Gedruckt bey Anton Strauß in Wien.



Der Sammler

Samstag, den —— 129. —— 27. October 1810.

Großes allegorisch-ritterliches Fest zu Wien unter Kaiser Leopold I.

(Beschluß.)

Selbst Iris, sonst die Bothinn des Friedens, rieth dazu. Endlich riefen alle Chöre: Battaglia! Battaglia! Schon entfernten sich die großen Sitze der Götter vom Platze, um den Kämpfern Raum zu machen, und nachdem die Fama den Siegern den Preis, der ihrer wartete, verkündigt hatte, entfernte sich auch das Schiff unter kriegerischer Musik und unter den Gesängen der Argonauten, welche die Ritter zum Kampfe aufmunterten.

Da der Platz frey war, zogen sich alle Fußgänger nach dem Rande desselben zurück, die Ritter der Elemente theilten sich in zwey Schaaren und das Gefecht begann. Anfangs gingen nur die Anführer mit mancherley künstlichen Wendungen ihrer Pferde auf einander los, schossen sich mit Pistolen und griffen sich mit dem Degen an; alles unter dem Schalle und nach dem Tacte einer Musik von kriegerischen Instrumenten. Dann griffen auch die übrigen Ritter auf gleiche Weise einander an; anfangs nur wenige Paare, nach und nach immer mehr Kämpfer. Endlich stürzten die ganzen Schaaren auf einander los; die Pferde wandten sich durch einander, die Pistolen knallten, die Degen blitzten; der Kampf schien immer hitziger zu werden, als er auf einmahl unterbrochen wurde.

Ein Blitz aus den Wolken auf dem Gipfel des Prachtgebäudes gegen Osten erhellte den Platz; ihm folgten ein Donnerschlag und der Ruf einer gewaltigen Stimme, die den Kämpfern einzuhalten geboth. Aller Augen wandten sich nach jenen Wolken. Sie öffneten sich unter einer angenehmen Musik, und man sah staunend hoch in der Luft einen großen, mit einer silbernen Kuppel bedeckten, mit Statuen verzierten, und von Golde, Marmor und Lapislazuli schimmernden Tempel schweben. Er bewegte sich ein wenig vorwärts und sank von einigen Wolken getragen, majestätisch langsam zur Erde herab. Nun öffneten sich die obern Wolken noch ein Mahl, und man erblickte in einer lichten Glorie, die Ewigkeit in einem weißen, mit blitzenden Sternen bestreuten Gewande.

Die Göttinn erhob ihre Stimme, und geboth von neuem in einem italienischen Gesange den Rittern, ihren Kampf einzustellen. Jetzt, sang sie, müsse aller Zorn und Streit verschwinden; die schönste aller Perlen (eine Anspielung auf den Nahmen der jungen Kaiserinn Margaretha) sey gefunden, der Besitz derselben beglücke den erhabensten Monarchen; daher würden sein Genius und die Genien seiner Vorfahren, die in ihrem Tempel wohnten, erscheinen, um sich mit den Rittern des frohen Festes zu freuen; der Ruhm und die heroischen Tugenden würden sie begleiten.

Als die Wolken wieder zusammen gegangen waren, und die Göttinn den Augen entzogen hatten, wende-

ten sich alle Blicke nach dem Tempel. Es öffnete sich sein großes Thor und man sah aus der innern, vom Golde schimmernden und von diamantenen Säulen gestützten Halle einen Aufzug hervorgehen, der den ersten, so glänzend er auch gewesen war, mit seiner Pracht weit überstrahlte.

Selbst die Lackeyen, die den vorausreitenden Stallmeister umgaben, waren in golddurchwirkten Silberzeug gekleidet. Auf den Decken der Handpferde war das österreichische Wappen mit Gold und Perlen gestickt. Von Gold und Silber schimmerten die Trompeter, und noch mehr die kaiserlichen Kämmerer, die ihnen folgten. Diese trugen glänzende Schilder mit Schuppen vom weißen Frauenglas, auf denen der kaiserliche Adler von Golde prangte. Jeden begleiteten acht Lackeyen wie die vorigen gekleidet. Vier und zwanzig dergleichen gingen zwischen den Trabanten des Kaisers, die auch in Silberzeug gekleidet waren und silberne Partisanen trugen, dem Monarchen voraus. Nun erschien er selbst, umgeben von vier und zwanzig prächtig gekleideten Pagen, die lange silberne Pfeile und strahlende Schilder in den Händen trugen. Die große Sonne von Diamanten auf dem Brustharnisch des Kaisers, und die Juwelen, womit sein Schurz besetzt war, blendeten die Augen. In der Hand trug er einen goldenen Zepter, und auf dem Haupte die kaiserliche Krone unter einem hohen Busche von weißen und blauen Reiger- und Straußfedern. Sein Pferd, ein brauner Spanier von durchaus tadelloser Schönheit, war an der Stirne mit einem Sterne von Edelsteinen geschmückt, über dem sich ein hoher Federbusch erhob; das mit Silberblech, Gold und Juwelen überzogene Pferdezeug blitzte bey jeder Bewegung des stolzen Rosses. In ähnlicher Pracht folgten dem Kaiser die zwölf Ritter, welche die Genien seiner Vorfahren vorstellten; jeder mit Krone und Zepter geschmückt, und umgeben von einer Menge silberschimmernder Lackeyen und Trabanten. An sie schloß sich ein großer, von acht weißen Pferden gezogener, ganz mit vergoldeten und lazurblauen Verzierungen bedeckter Wagen. Hier saß auf einem Throne, über welchen Genien den Fürstenhut des Hauses Östreich emporhielten, die Göttinn des Ruhms, die ein Chor von Heldentugenden umgab. Hinter dem Wagen folgten endlich zum Beschluß, umringt von einem schimmernden Gefolge von Fußgängern, vier prächtig angeschirrte Springer von eben so prächtig gekleideten Bereitern geritten.

Nachdem dieser lange, aus mehr als dreyhundert Personen bestehende Zug, dessen Glanz beynahe die Augen ermüdete, rund um den Platz gezogen war, hielt dem Balcon der Kaiserinn gegenüber der Wagen des Ruhms still. Die Trompeten verstummten und eine sanfte Musik ertönte, in die sich die Stimme der Göttinn mischte. Sie forderte die Ritter der Elemente noch ein Mahl auf, allen Streit zu vergessen, und mit den andern erlauchten Rittern ihre Pferde zu Ehren der königlichen Margherita, der schönsten Perle der Welt, nicht in kriegerischen Angriffen, sondern in fröhlichen Sprüngen zu tummeln. Diese Aufmunterung wiederhohlte der Chor der heroischen Tugenden, und unter seinen Gesängen fuhr der Wagen wieder in den Tempel der Ewigkeit. Der Platz war nun freyer, alle Fußgänger zogen sich nach dem Rande desselben, um rund umher einen Kreis zu bilden, und unter einer Symphonie, wobey außer den Trompeten und Blaseinstrumenten über hundert Saiteninstrumente spielten, schickten sich Reiter und Pferde zu ihren centaurischen Tänzen an.

Der Kaiser selbst eröffnete den Ball, indem er sein Pferd genau nach dem Tacte einer muntern Courante *) courbettiren, und nach mancherley Wendungen in der Mitte des Platzes still stehen ließ. Indessen setzten sich auch die übrigen acht und vierzig Ritter nach und nach in Bewegung, bildeten nach dem Tacte der Musik verschiedene Truppe und Kreise um den Kaiser, wanden sich in mancherley Schlangen- und Kettenlinien durcheinander, und formirten endlich eine große, symmetrische Figur, in der sie eine Weile still hielten. Bey dieser Pause des Tanzes ging die rauschende Musik in sanftere Töne über und schien in entfernten Echo's zu verhallen. Plötzlich aber ertönte sie wieder lauter und alles kam wieder in Bewegung; in neuen Kreisen und Windungen trieben sich die Ritter und der Kaiser durch einander, bis jene wieder um diesen im Mittelpuncte eine neue Figur bildeten, und unter der sanftverhallenden Musik eine Weile still hielten. Solcher Figuren sah man nach und nach zwölfe entstehen, und die Touren, welche den Übergang von einer zur andern machten, waren jedes Mahl neu und von den vorhergehenden verschieden. Oft hatten dabey die vier Springer viel zu thun, die gleichsam die Grotesketänzer bey die-

*) Alle Tänze hatte der kaiserliche Kammermusikus J. H. Schmelzer, und die übrigen Musikalien und Gesänge der kaiserl. Capellmeister Antonio Bertali componirt.

sem Ballet vorstellten, und durch ihre nach dem Tacte der Musik gemachten Capriolen viel Bewunderung erregten. Ein Mahl ging das rasche Spiel der Instrumente in das langsamere Tempo einer Allemande über, und die Ritter wanden sich in gravitätischem Schritt mit mancherley Zügen durch einander. Diese Parthie des Ballets, wobey sich auch die Fußgänger unter die Reiter mischten, und wobey man die letztern gemächlich beschauen konnte, ward vorzüglich schön gefunden. Doch bald bliesen wieder eine Menge Trompeten eine muntere Sarabande: alle Ritter kamen wieder in rasche Bewegungen und Verschlingungen, aus denen sich mehrere schöne Figuren entwickelten, bis endlich bey der letzten der Kaiser an der Spitze seines zierlich geordneten Geschwaders, unter dem Balcon seiner Gemahlinn still hielt. Nun bereitete sich alles zum Abzuge unter einem Marsche von Trompeten und Paucken; die Fußgänger nahten sich wieder und gesellten sich zu den Rittern, denen sie angehörten: es formirte sich ein langer Zug von mehr als fünfhundert Personen, der alle die Pracht, die man beym Aufzuge des Kaisers und der Ritter der Elemente bewundert hatte, in sich vereinigte; er bewegte sich, den Kaiser an der Spitze, majestätisch langsam in einer Schlangenlinie über den Platz; und zog endlich zum Thore des Tempels der Ewigkeit hinein.

Ihm folgte der allgemeine, laute Beyfall der Zuschauer. Man war zweifelhaft, welchen Theilen des Schauspiels man den Vorzug geben sollte; man fand die Aufzüge und die Gesänge, die Gefechte und die Tänze gleich vortrefflich. Indessen schienen doch die letztern die meiste Bewunderung erregt zu haben, nicht bloß weil sie etwas neues und ungewöhnliches waren, sondern auch weil der Kaiser und seine Ritter die von ihrem Balletmeister, dem Ritter Carducci *), angegebenen sehr künstlichen und verwickelten Touren mit einer Gewandtheit und Pünctlichkeit ausgeführt hatten, die nichts zu wünschen übrig ließ. Alle Stimmen vereinigten sich zum Lobe dieser erlauchten Virtuosen der Reitkunst. Auch ließen sie sich dadurch bewegen, ihre Kunst noch ein Mahl zur Schau zu stellen, und das ganze Ballet ward nach etlichen Tagen mit aller Pracht, in der man es das erste Mahl gesehen hatte, wiederhohlt.

Ich habe alle Bemerkungen, die sich mir darbothen, unterdrückt, um die Schilderung dieser seltsamen Kunsterscheinung nicht zu unterbrechen, und überlasse den Lesern, über den ästhetischen Werth derselben ihre selbsteignen Betrachtungen anzustellen. Nur ein Paar Worte erlaube ich mir darüber hinzuzusetzen. Wenn ihnen manches an diesem fantastischen Schauspiele gar zu abenteuerlich und geschmacklos vorkömmt, so liegt es nicht sowohl an den Künstlern, die es angegeben haben, als vielmehr an der ganzen, damahls sehr beliebten und geschätzten Gattung von Kunstproducten, zu welcher es gehörte. Bey allen solchen Lustbarkeiten, bey allen Aufzügen, Lustgefechten und Ballets, wo man in einem Saale oder auf einem freyen Platze ein Schauspiel vorstellen wollte, das eigentlich auf das Theater gehörte, konnte es gar nicht fehlen, daß mit den Wagen und Maschinen, die die nöthigen Dekorationen herbeyschafften, herumfuhrten und wieder hinausfuhren, allerley Ungehöriges und Unschickliches zum Vorschein kam. Daran nahm aber damahls niemand ein Ärgerniß; man übersah es, weil man es für unvermeidlich hielt, und weil man deßwegen die ganze Gattung nicht verwerfen zu dürfen glaubte. Auch fand es damahls niemand anstößig, wenn sich bey solchen Schauspielen die alten Götter mit ihrem Gefolge von Tritonen, Satyren, Nymphen u. s. w. unter den modernen Rittern und ihren Stallmeistern, Reitknechten und Lackeyen umhertrieben, so daß aus dieser Vermischung allerley komische Contraste entstanden. Denn vor den Göttern hatte man damahls sehr wenig Respect, und vor den großen Herren desto mehr. Jene alten Weltregierer waren zum Range allegorischer Personen herabgesunken, mit denen, weil sie sich mit den Sterblichen immer sehr gemein gemacht haben, auch die Dichter jener Zeit nicht viel Umstände machten. Wir würden also dem Dichter Sbarra *), der die poetische Idee, nach welcher das ganze Ballet angeordnet war, angegeben, auch die dabey gesungenen Poesien gedichtet hatte, sehr unrecht thun, wenn wir ihn nach unsern Begriffen von der Behandlung eines ähnlichen, dramatischen Sujets beurtheilen wollten. Mich dünkt sogar, wir sollten unsere guten Vorfahren nicht gar zu sehr auslachen, daß sie dieß alles so herrlich gefunden haben; denn am Ende sind wir

*) Man hatte ihn zu diesem Feste aus Florenz verschrieben, wo er Kammerjunker des Großherzogs war. Er wurde baronisirt und mit zwanzigtausend Gulden beschenkt.

*) Er war auch Verfasser der großen prachtvollen Oper: Il pomo d'oro, die bey jener Vermählung aufgeführt wurde. Von dem Roßballet hat Sbarra eine sehr ausführliche Beschreibung aufgesetzt, die, mit vielen Kupfern verziert, 1667 zu Wien in italienischer und deutscher Sprache erschien.

doch mit aller unserer Geschmacksbildung nicht recht sicher, ob nicht unsere Nachkommen auch über manches lachen werden, was uns gefällt und was wir uns gefallen lassen.

C. A. Semler.

Preis der Ehe.

Freylich wird der Ehefreuden
Lichter Himmel oft getrübt;
Aber gibt's auch wahre Leiden,
Wo es treue Liebe gibt?

Hin zum Freunde wollt' ich gehen,
Den ich felsentreu geglaubt;
Doch die Freundinn, konnt ich sehen,
Hatte mir sein Herz geraubt.

Wohl! dacht' ich, du willst dich rächen,
Ging, gleich ihm, zur Freundinn hin;
Ah! die höchsten Schwüre brechen
Konnte sie mit leichtem Sinn.

Da stand einsam und verlassen
Ich in dieser weiten Welt,
Fing schon an, mich selbst zu hassen,
Jede Lust war mir vergällt;

Bis an Hymens Hochaltare
Des geweihten Priesters Hand
Zu getreuem Ehepaare
Mich und Weibchen fest verband.

Nun erst war mein Glück gegründet,
Meine Ruhe festgestellt;
Was seitdem mein Herz empfindet,
Gäb' ich nicht um eine Welt.

Hört es, die ihr Kerker nennet,
Was mit Rosen euch umflicht!
Ihr Getäuschten, o, ihr kennet
Euer eig'nes Heil noch nicht.

Wag' es, Zweifler, der du wähnest,
Freyheit nur gewähre Glück,
Flieh den Käfig; ewig sehnest
Du dich bald in ihn zurück!

J. C. C. Moritz.

Böser Leumund und böse Leinwand.

Der Katechismus Lutheri sagt bekanntlich in der Erklärung des achten Geboths: „Wir sollen Gott fürchten und lieben, daß wir unsern Nächsten nicht fälschlich belügen, verrathen, afterreden, oder bösen Leumund machen." Statt bösen Leumund, erklärte aber ein Dorfschulmeister im schlesischen Gebirge der ihm anvertrauten Jugend: Du sollst nicht böse Leinwand machen. Sey es, daß sein blödes Gesicht ihn etwa unrichtig lesen ließ, oder daß er das Wort Leumund für einen Druckfehler hielt; genug, er blieb seine ganze Amtszeit hindurch bey dieser Erklärung. Als nun eine außerordentliche Schul-Revisions-Commission vor einigen Jahren auch dieses Dörfchen besuchte, kam bey dem Katechisiren auch diese Stelle vor, und die ganze liebe Schuljugend schrie wie aus einer Kehle: „Du sollst nicht böse Leinwand machen." Die Schul-Revisoren stutzten, konnten aber demohnerachtet den alten verdienten Mann nicht überzeugen, daß seine Erklärung unrichtig sey. Da nun überhaupt diese neue Erklärung in einem Dörfchen, wo mehr Leinwand als Leumund gemacht wird, mehr Nutzen stiften kann, als die echte Erklärung Lutheri, so wurde beschlossen, daß es dabey sein Bewenden behalten könnte.

Notitzen.

Wien. — Am 19. d. M. wurde in dem k. k. Hof-Theater nächst der Burg, ein neues Lustspiel in einem Aufzuge: Der Verräther, gegeben.

Ein wohlhabender Landmann, seit Kurzem Witwer, liebt seine Ziehtochter, und wünscht sie zu heirathen. In dem Augenblicke, als er ihr den Antrag thun will, kömmt ihr Geliebter, ein reicher Bauernbursche, um bey ihrem Ziehvater förmlich um sie anzuhalten.

Der Alte, über dieses, ihm eben so unvermuthete als unangenehme Verständniß entrüstet, droht, das Mädchen ins Kloster zu sperren, und geht wirklich fort, seine Drohung ins Werk zu setzen. Sein Weg führt ihn aber einer Mühle vorüber, deren Eigenthümerinn ihm schon in früheren Zeiten nicht gleichgültig war. Er spricht dort ein; die Müllerinn weiß ihn zu besänftigen, und mit ganz gewendetem Sinne kehrt er nach Hause, und gibt den jungen Leuten seine Einwilligung zu ihrer Verbindung.

Dieses kleine Stückchen hat zwar keinen inneren Gehalt, ist aber mit vieler Kenntniß des Erfolges auf das Spiel berechnet, und hat seine Rechnung bey Herrn Koch, dann Herrn und Madame Koberwein, so gut gefunden, daß es trefflich unterhält, und mit allgemeinem Beyfalle aufgenommen wurde. Vorzüglich wurde die Rolle Klärchens von Madame Koberwein mit unnachahmlichem Reitz und hinreißender Wahrheit gegeben.

Am 21. gab Herr Ochsenheimer den Stolperfuchs in dem Lustspiele: Die hübsche kleine Putzmacherinn. Wir wie schon bemerkt haben, werden Künstler, wie Krüger, Ochsenheimer und Roose, sich nie zum Copiren herabwürdigen; sollte das Original auch noch so vortrefflich seyn. Sie werden uns Weidmanns Rollen gewiß sehr gut geben; aber sie werden sie in ihrem Genre geben, und folglich so lange nicht allgemein gefallen, als Weidmann dem Gedächtnisse des Publicums noch so lebhaft vorschwebt, als dermahl. Man läßt jedem Schauspieler, der eine Weidmannsche Rolle gut spielt, Gerechtigkeit widerfahren; man zollt ihm den wohlverdienten Beyfall; aber gleichwohl wird man noch lange sprechen — oder wenigstens denken — „Es ist doch nicht Weidmann!"

Überdieß nahm Herr Ochsenheimer die erwähnte Rolle auch wirklich mehr schelmisch, als komisch; und konnte folglich mit seinem Vorfahrer nicht gleiche Wirkung erreichen.

M.

Verbesserung.

Nr. 128 in den Not. 1. Spalte, Z. 22, lese Freundes st. Feindes.

Gedruckt bey Anton Strauß in Wien.



Der Sammler.

Dinstag, den — 130. — 30. October 1810.

Beschaffenheit der türkischen Armeen.

(Aus Wittmann's Reise nach Syrien und Ägypten.)

In einer türkischen Armee sieht man Menschen von allen möglichen Farben, Gesichtszügen und körperlicher Bildung, denn sie besteht immer aus einer Menge ganz von einander verschiedener Nationen. Die mittäglichen Afrikaner sind schwarz; die aus den nördlichen Ländern dieses Welttheils sind dunkelbraun und haben wollige Haare, das charakteristische Kennzeichen der Neger. Die Ägypter, so wie auch diejenigen Soldaten, die aus Syrien und Mesopotamien kommen, sind ebenfalls schwarz oder doch schwarzbraun; die weißen Soldaten sind die Europäer, die Bewohner von Natolien, Armenien, Georgien und Tartarey. Unter diesen letztern zeichnen sich die Georgianer durch die Schönheit ihrer Gesichtszüge und durch die zarteste Farbe der Haut, die man sich nur denken kann, vorzüglich aus, und sind deshalb auch mit Recht berühmt.

Wenn eine türkische Armee ihrer Angabe nach 20000 Mann stark seyn soll, so muß man sogleich die Hälfte davon abrechnen, die aus Bedienten, aus Kaufleuten und aus andern Leuten besteht, die unter mancherley Benennungen der Armee folgen, aber keine Soldaten sind. Jeder Anführer oder Pascha hat beständig ein zahlreiches Gefolge bey sich, und alle zu demselben gehörige Individuen haben immer die Augen auf ihn gerichtet, um sogleich auf den leisesten Wink seine Befehle zu vollziehen. Er flößt daher nur nach Maßgabe, daß dieß Gefolge mehr oder weniger zahlreich ist, Ehrfurcht und Schrecken ein. Übrigens ist die Lage, worin sich diese Anführer befinden, im höchsten Grade unsicher und gefährlich; es ist in der That nicht zu begreifen, wie der Neid und die Eifersucht ihrer Untergebenen dadurch erregt werden kann. Wenn sich ein solcher Pascha bey einem wichtigen Vorfalle auf eine rühmliche Art auszeichnet, so zieht er sich dadurch den Haß seiner Obern zu, die ihn mit neidischen Blicken ansehen; bey der ersten Gelegenheit wird er alsdann unfehlbar ein Opfer dieses erworbenen Ruhms. Zu diesem Ende trägt man ihm zuweilen eine ganz unmögliche Unternehmung auf, und macht ihn zugleich für den Erfolg derselben verantwortlich; mißlingt sie, wie es voraus zu sehen war, so wird er abgesetzt, sein ganzes Vermögen konfiscirt, und er hat von Glück zu sagen, wenn er noch mit dem Leben davon kommt. Da bey dieser Nation der glückliche Erfolg einer jeden Unternehmung für den sichersten Beweis von der göttlichen Gnade gehalten wird, so wird dieser Grundsatz oft zum Deckmantel für die schwärzesten Verbrechen gemißbraucht.

Durch diese Menge von Menschen, die sich in andern als militärischen Absichten bey den türkischen Armeen befinden, müssen nothwendiger Weise die Verpflegung, die Märsche und überhaupt alle Kriegs-Operationen äußerst erschwert werden. So viele Sorgfalt man auch auf die äußere Pracht und den Luxus der Lager verwendet, so äußerst nachläßig wird doch alles behandelt, was die Magazine und die Verpflegung der Armee betrifft. Daher geschieht es auch äußerst häufig, daß eine türkische Armee Gefahr läuft, in ihrem Lager Hungers zu sterben, oder Operationen vorzunehmen, die zu ihrem Verderben ausschlagen.

Jeder Pascha hat seine besondere Fahne; auch jeder Derwisch oder Priester führt seine sogenannte heilige Fahne, die gewöhnlich von grüner Farbe ist; und jede Compagnie, die immer nur aus 30 Mann besteht, hat ebenfalls ihre Fahne. Durch diese Menge von Fahnen müssen aber nothwendig in der Schlachtordnung und in allen Bewegungen der Armee die größten Verwirrungen entstehen. Die Türken bilden sich jedoch ein, daß eben diese große Anzahl von Fahnen unter den Feinden Furcht und Schrecken verbreitet.

Die Lager der Türken werden des Nachts durch große Laternen erleuchtet, die aus breiten eisernen Reifen bestehen, in welche große Stücke Leinwand, die mit Öhl und Harz durchdrungen sind, gehängt werden. Vor dem Zelt eines jeden Paschas befindet sich eine gewisse Anzahl solcher Laternen. Bey Ausstellung der nöthigen Wachen und Sicherheits-Posten gehen aber die Türken mit der größten Nachlässigkeit zu Werke, und ihre Armeen sind daher alle Nacht der Gefahr ausgesetzt, von dem Feinde überfallen zu werden. Da nun auch die Lager weder nach einer gewissen regelmäßigen Methode angelegt, noch auch die Truppen nach einem bestimmten Plane darin vertheilt werden, so ist es bey einem solchen nächtlichen Überfall, wenn er nur einigermaßen mit Nachdruck geschieht, schlechterdings unmöglich, die Armee wieder zu sammeln und in Ordnung zu bringen. Sie leidet in einem solchen Falle immer eine vollkommene Niederlage, und die Artillerie, die gesammte Bagage und überhaupt das ganze Lager gehen dabey unausbleiblich verloren.

Die Türken sind übrigens allerdings eine muthige, sehr tapfere Nation. Es ist äußerst Schade, daß dieser große persönliche Vorzug, den man den Individuen nicht absprechen kann, durch ihren Aberglauben und durch ihre höchst elende Staatsverfassung nicht nur gänzlich vereitelt wird, sondern daß er ihnen deßhalb auch sogar zu ihrem eigenen Schaden und Nachtheil gereichen muß. Die Türken sind mäßig, geduldig, und gehen in Handelsgeschäften mit einer großen Rechtlichkeit zu Werke. Die niedrige Classe des Volkes ist von Jugend auf an eine äußerst sparsame Kost gewöhnt, und schickt sich daher vortrefflich zu Soldaten. Die gemeinen Türken essen nur sehr selten Fleisch; ihre vorzüglichsten Nahrungsmittel bestehen in Schiffszwieback, Käse, Zwiebeln, Oliven und Öhl. Die nähmliche Kost führen auch die Soldaten. Ihr Lieblingsgericht, wenn sie im Stande sind, sich dasselbe zu verschaffen, ist der Pillau, der aus Reis, mit Hammelfleisch oder einem Stück Geflügel verdämpft, besteht. Dieses luxuriöse Gericht kann sich jedoch der gemeine Soldat selten oder nie verschaffen; er weiß sich aber darüber bey Kaffeh und Taback zu trösten. Den erstern trinken sie immer schwarz und so heiß als nur möglich ist; Taback rauchen sie alle sammt und sonders, sogar auch die Weibspersonen. Ihr gewöhnliches Getränke, so wie das aller Muselmänner, besteht in Wasser, und ihre Religion verbiethet ihnen den Genuß des Weins; wenn sie aber einmahl den Gewissensscrupel deshalb besiegt haben, so trinken sie dieses Getränke im größten Übermaße.

Ihre müßigen Stunden sowohl im Lager als in den Garnisonen bringen sie größtentheils beym Schachspiele zu, denn dieses ist ihnen allein erlaubt, dagegen ihnen Karten und Würfel aufs strengste verbothen sind. Der Sold eines türkischen Soldaten besteht ungefähr in 1 Gr. 3 Pf. täglich, außer einer Portion Zwieback und Reis. Mit diesem geringen Gehalte muß er sich seine übrigen Bedürfnisse, nähmlich seinen Kaffeh, seinen Taback, seine Zwiebeln und seine Oliven selbst anschaffen. Wenn er das Unglück hat, krank zu werden, so ist er von aller Hülfe verlassen, denn auf die Verpflegung der kranken Soldaten wird durchaus keine Sorgfalt verwendet, sondern die wenigen bey den Regimentern befindlichen Chirurgen bekümmern sich blos allein um die Officiere.

Bergmänner-Lied.

In Tiefen und Schlünden;
In nächtlichen Gründen,
Wo Freude und Wonne
Den Menschen gebricht:
Da finden wir Wonne,
Da ist es uns licht.

In Höhlen und Klüften,
In Schachten und Grüften
Ersteahlen, dem Kühnen
Dem Muthigen hold,
Aus düsteren Minen
Juwelen und Gold.

Und will sichs nicht zeigen,
Dem Grab nicht entsteigen —
Nur tiefer fort immer!
Dem rastlosen Muth
Wird alles bald Schimmer,
Wird alles bald gut.

Tief ruht ja verborgen,
Das Ziel schöner Sorgen,
Die köstliche Wahrheit,
Des Herrlichen Glanz.
Aus Nächten strahlt Klarheit,
Dem Forscher der Kranz.

Zu necken uns, kommen
Wohl häßliche Gnomen;
Sie hauchen und zischen
Uns kalt ins Gesicht,
Und löschen mit Gischen
Das leitende Licht.

Dann weicht das Gefunkel;
In nächtlichem Dunkel
Ertosen Gewässer
Aus Klippen empor;
Unthiere, stets größer,
Schaun heulend hervor.

Wir aber erzittern
Vor keinen Gewittern;
Und wenn uns erschölle
Der Todesruf schon —
Den Göttern der Hölle
Selbst, sprechen wir Hohn!

Wir eilen froh munter
Stets jäher hinunter,
Und rauben den Tiefen
Die schimmernde Gluth;
Denn Kräfte, die schliefen,
Erwecket der Muth.

O Menschen, wir bringen
Euch freudiges Klingen!
Braucht edel und weise
Das schimmernde Gold!
Reicht Dürftigen Speise,
Seyd Leidenden hold!

Kuffner.

Die Stürze.

(Eine Moden-Anecdote.)

Gegen das Jahr 1482 kamen als Modetracht zu Nürnberg große dicke Schleyer, die man Stürzen nannte, auf, und alle alte Geschlechterinnen, *) denen zu tragen sie allein vergönnt wurden, trugen sie mit Wohlgefallen. Wollte eine andere ehrbare Frau in dieser Tracht sich zeigen, so mußte sie dazu besondere Erlaubniß bey dem Rathe auswirken; da aber dieser, dieselbe zu geben, nicht leicht zu bewegen war, so wendeten sich Weiber, denen es am Herzen lag, im Sturze sich sehen zu lassen, an benachbarte Fürsten, denen aus politischen Gründen der Magistrat nicht leicht etwas abschlagen mochte und konnte, und bathen um Intercession. So kam es denn, daß selbst der Bischof Rudolf zu Würzburg, für eine artige Frau, Oertel genannt, eine Vorbitte einlegte und ihr die Erlaubniß gewann, sich im Sturze zeigen zu dürfen.

Die Moden wechselten damahls zwar nicht in Monathen und Wochen wie zu unsern wechselseligen Zeiten, aber doch wohl in zehn, zwanzig Jahren und darüber, und so kam es denn, daß den edlen Nürnbergerinnen im Jahr 1515 die Lust ankam, die Sturzmode mit einer andern zu verwechseln, die damahls den Augsburgerinnen die Köpfe zu rechte setzte. Das konnte aber zu jener Zeit eigenmächtig zu thun, sich kein ganzes Corps Modelustiger, geschweige denn eine einzige Frau erlauben. Deßhalb hielt man Rath, kam mit einer Bittschrift bey dem Magistrate wegen der Sache ein; — Ach, wie werden die Damen unserer schönen Zeiten lachen! — und bath, den Weibern zu erlauben: „die unholdseligen Stürzen ablegen, und das Augsburger Hauptgebäu aufsetzen zu dürfen.“ — Worauf von Seiten des Magistrats erwiedert wurde: „Die Supplikantinnen sollten sich nicht unnütz machen, sollten ihren Vorwitz lassen, und sich um nichts anders bekümmern, als das zu thun, was ihnen geheißen würde.“

Die hartherzigen Herrn vom Rathe! wie man zu unsern Zeiten keine kennt.

Die Damen gaben ihr Spiel nicht verloren, paßten, aber bescheiden, bis sie im Jahre 1521 der Stür-

*) Reichsstädtischer Adel.

ze wegen an den Erzherzog Ferdinand von Österreich kommen konnten, und — kamen an ihn.

„Nun wird's gehen!" riefen sie aus, und sahen sich schon von den verhaßten Stürzen befreyet.

Der Erzherzog versprach der schönen Deputation ganz freundlich, eine Vorbitte, ihres Gesuchs wegen, bey dem Magistrate einzulegen. Dieser, welcher (wie konnte es auch verschwiegen bleiben?) Alles erfuhr, bath den Bischof von Bamberg, den Erzherzog von der Vorbitte abzubringen, doch vergebens. Ferdinand hielt den Weibern Wort, und der Rath konnte sich nicht anders als mit der dictatorischen Antwort helfen: „Man wolle suchen, mit Gelegenheit sein Begehren zu erfüllen."

Im Jahre 1522 kam, während des Reichstags, durch die edle Beharrlichkeit der Damen, die Sache wieder in Anregung, und wurde dieß Mahl so ernsthaft betrieben, daß Erzherzog Ferdinand, kaiserlicher Statthalter, mit Beystand Albrechts, Cardinals und Erzbischofs zu Mainz; Conrads, Bischofs zu Würzburg; Richards, Bischof zu Trident und acht weltlicher Fürsten, persönlich vor dem Stadtrathe erschien, bittend: den Weibern die Stürze abzunehmen, worauf der Rath antwortete:

„Wiewohl dieß Gebäu, die Stürze genannt, viele lange Jahre und bey Menschengedenken Herkommen, und derohalben gleichwohl bedenklich solches zu ändern; so wolle doch der Rath Ihro Fürstlichen Durchlaucht zu Ehren nachgeben, daß die ehrbaren Geschlechterinnen und Frauen die Stürze möchten ablegen."

Wie viel geschwinder und ganz ohne Aufsehen schiebt man in unsern überaus glücklichen Tagen, jeden Sturz vom Kopfe, ohne deshalb mit irgend jemand Rücksprache nehmen zu dürfen!

A. B.

Charade.

Drey Sylben.

Die fromme Einfalt — wenn sie Gott vertraut,
Und fest auf seine Hülfe baut,
Wird er — ob Feinde sie bestürmen,
Als erste mächtiglich beschirmen.
Auch hörte man zum Schutz und Preis der Schönen
Sie eh'mals oft in Stadt und Lande ertönen.
Bescheiden weichst Du aus, siehst Du die letzten beyden;
Die Furcht räth Dir, den Ort zu meiden. —
Mein Ganzes ist das Bild der Häuslichkeit,
Das auch zugleich ein leckres Mahl Dir beut.

A. S—e.

Notizen.

Wien. — Am 22. d. M. sahen wir Schillers Phädra aufführen, wobey Hr. Mayer, vom Mannheimer-Theater, den Hypolit als Gastrolle gab.

Madame Weissenthurn spielte die Phädra meisterhaft. Liebe, Schaam, Rache und Verzweiflung, wurden gleich wahr, gleich treffend von ihr dargestellt, und allgemeines Lob belohnte die Künstlerinn. Nur biethet diese, größtentheils klagende Rolle ihrem nicht allzugünstigen Organ eine Klippe, welcher sie dieses Mahl nicht sorgfältig genug auswich.

Mlle. Adamberger erntete als Aricia den lebhaftesten Beyfall. Herr Lange war Theseus; sein Costüm war höchst pittoresk; sein Anstand eines Göttersohnes, sein Spiel des Oberpriesters der Melpomene würdig.

Herr Mayer spielte den Hypolit in der immergleichen, trockenen, gezierten Manier, in welcher er alle seine Rollen gab; er rührte nicht; gefiel wenig; und wurde dieses Mahl auch nicht herausgerufen.

Der Part des Theramen war Herrn Reil übertragen. Das Publicum gab einen neuen Beweis, daß es, ohne Vorurtheil, jedem Schauspieler Gerechtigkeit widerfahren lasse. Herr Reil, sonst aus guten Gründen kein Liebling des Publicums, erhielt für seine wohlgesprochene Erzählung von dem Tode Hypolits, lauten Beyfall.

Dennoch fanden sich viele andere Stellen, wo wir Hrn. Beckmann sehr vermißten.

Phädra's Begleiterinnen, Oenone, und Panope, wurden von den Demoisellen Hartmann und Goldmann gespielt. Hätte das Spiel der Mad. Weissenthurn einer Folie bedurft; sie hätte keine bessere sich wünschen können.

Überhaupt fühlte man es sehr, daß in einem erhabenen Werke dieser Art, alle Rollen gut besetzt seyn sollten, wenn die Darstellung dem inneren Werthe entsprechen soll, und daß auch nur eine Rolle — geschweige denn mehrere — mittelmäßig, oder noch weniger als mittelmäßig gespielt, eine höchst peinliche Störung in die schöne Harmonie des Ganzen bringt.

Das neue Lustspiel: Wiedervergeltung, ist seit unserer Anzeige oft, und immer mit vielem Beyfalle, wiederhohlt worden; auch haben sich in den folgenden, immer mehr vervollkommneten Darstellungen mehrere Schönheiten dieses artigen Stückes entwickelt, die bey der ersten Aufführung desselben, unbemerkt geblieben sind.

M.

Auflösung der Charade in Nro. 22.

Wasserkunst.

Gedruckt bey Anton Strauß in Wien.

Der Sammler.

Ein Unterhaltungsblatt.

Zweyter Jahrgang.

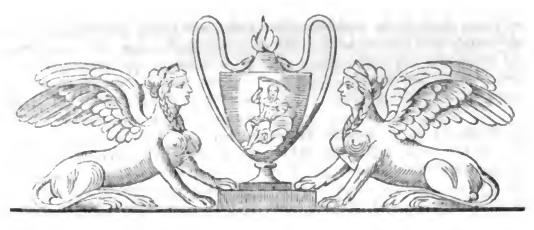
1810.

November.

Wien, gedruckt und im Verlage bey Anton Strauß.

In Commission bey Anton Doll.

Inhalt.



Der Sammler.

Donnerstag, den — 131. — 1. November 1810.

Der Taugenichts.

(Erzählung.)

1.

Georg Walter war lange der Gegenstand der Unterhaltung in seinem Geburtsorte, (einem deutschen Städtchen, das hier Langefeld heißen mag) und wirklich enthält seine Jugendgeschichte so manchen merkwürdigen Zug, daß sie der gebildeten Welt mitgetheilt zu werden verdient.

Georg war der Sohn eines talentvollen aber armen Mahlers. Der Vater starb, als der Sohn noch das Pflanzenleben der frühesten Kindheit lebte, und des dreyjährigen Knaben Erbtheil war die tiefste Dürftigkeit. Ein Freund des Verstorbenen, gleichfalls ein mittelloser Mann, der Formenstecher Sievert, nahm die älternlose Waise, obgleich er selber Vater zweyer Kinder war, zu sich ins Haus. Zwey Jahre später starb auch Sievert, und Georg befand sich in derselben hülflosen Lage, in welcher er bey des Vaters Tode war; aber der Fünfjährige begriff zum Glück die Schrecken seines Zustandes nicht, und trauerte nur über den Verlust eines guten fröhlichen Mannes, der nicht allein seinen kindlichen Muthwillen mit Gutmüthigkeit geduldet, sondern seiner, oft frivolen, Munterkeit noch manchen Vorschub geleistet hatte: übrigens schauete er so froh und lebenslustig in die Welt hinaus, wie der junge Vogel, der, von seinen Erzeugern verlassen, beym Sonnenaufgange durch die Zweige hüpfend, des kommenden Tages Sorgen und Gefahren nicht kennt, nicht ahnet.

Schon ein Mahl hatte die Menschenfreundlichkeit sich seiner angenommen, und auch jetzt wieder sandte der große Weltgeist — gleichviel ob wir ihn Vorsehung oder Zufall nennen — einen Helfer in der Noth.

Frau Sievert, seine freundliche Pflegemutter, rief ihn eines Tages zu sich, und machte ihm mit Thränen in den Augen bekannt, daß sie ihn leider nur noch einen Monath werde um sich haben können.

„Weiß ich doch selbst nicht" — setzte sie schluchzend hinzu — „woher ich das Unentbehrliche für meine Waisen nehmen soll!"

„Weine nicht, gute Mutter" — sagte der Knabe mit klarem Auge und streichelte der Klagenden bleiche Wange — „hast du nichts mehr, so bitte ich den Pathen Stadtmusikus, der mir an meinem letzten Geburtstage einen blanken Thaler schenkte, daß er uns gibt, was wir brauchen."

„Das ist viel, guter Junge" — entgegnete Frau Sievert — „und Herr Leßmann ist gut, aber nicht reich. Doch bitte ihn, daß er nur etwas für dich thut. Vielleicht nimmt er dich bey sich auf, du darfst dann nicht unsre Noth theilen, und bist versorgt."

Der Einfall war glücklich. Die Heiterkeit, die kindliche Unbefangenheit des Knaben und sein offenes Ge-

sicht hatte den Pathen längst für ihn gewonnen; seine vertrauensvolle Bitte und die Thränen der ihn begleitenden Witwe vollendeten. Der wackere Mann versprach Aufnahme und jede Unterstützung, welche das Alter und die Lage des Verwaisten heischte.

2.

Zum ersten Mahle überflog der Ernst des Knaben heiteres Antlitz, als er nun aus dem Hause der Witwe und von seinen geliebten Gespielen, Ludwig und Henriette, scheiden sollte; aber Pflegevater Leßmann versprach, daß er seine kleinen Freunde so oft sollte sehen und besuchen können, als er selbst wolle, und Georg sprang nun wieder jubelnd umher.

„Ich komme jeden Tag" — versprach er — „und kann ich, so bringe ich Dir etwas mit, Mutter. O, Herr Leßmann hat auch noch viele viele Thaler." — „Der Pathe lächelte über des Kecken Gelübde, und bestätigte es, insofern er mit mehr Zartheit als Georg hinzusetzte: daß er des Kleinen Dankbarkeit schätze, und ihm in der Bethätigung helfen wolle, soviel er vermöge."

Herr Leßmann war mit dem Pflegesohne zufrieden, der stets frohsinnig (auch wohl bey eintretenden Anläßen muthwillig) nie aber böse erschien. Sein eiserner Fleiß im Gewinnen der nöthigen Kenntnisse, sein Enthusiasmus für schöne Kunst, sein reger Sinn für das wirklich Edle, Gute und Große — der sich bey Erzählungen von Bravthaten und seltenen schönen Handlungen im flammenden Auge, im höhern Roth der Wange, oft im raschen Entschluß offenbarte — und sein offenes Wesen bestachen den Pflegevater, daß er dem kleinen Wildfang manchen Jugendstreich verzieh, deren er freylich mit jedem Monathe mehr beging.

„Knaben dürfen keine Kopfhänger seyn" — entgegnete er, wenn eine Klage über den Ausgelassenen einlief — „der Bursche ist von innen her gut; die Auswüchse kindischer Unvorsichtigkeit und des leichten Muthwillens werden sich früh genug an den Ecken der Erfahrung, an den Mühen des Tages, abschleifen." Aber die Auswüchse schliffen sich vor der Hand nicht allein keineswegs ab, sondern sie wucherten mit jedem Tage, und wurden bereits zum allgemeinen Unterhaltungsstoff der Theegesellschaften, als Georg kaum zehn Jahre zählte. Allenthalben hieß er damahls schon: der Taugenichts.

Georg war mit großer Reitzbarkeit, mit dem leichtesten Blute geboren, mit einer fast beyspiellosen Empfänglichkeit für jeden Eindruck. Diese rasche Aufwallung, dieses schnelle Ergriffenseyn von jedem Gegenstande hatte sich unter den Augen Sieverts, wie im Hause Leßmanns, eher cultivirt, als vermindert.

Jeder seiner sogenannten dummen Streiche war eigentlich ein sehr ehrlicher Streich, und der Titel Taugenichts paßte nur indirect für ihn, aber er wurde um so öfter damit belegt, als er sich oft der Verkehrtheit und dem bösen Willen kühn entgegen stellte. Er huldigte der Menschenliebe, der Gerechtigkeit, und wo er einen Gekränkten fand, da bestimmte er sich zu dessen Rächer: wo er ein Verbrechen erkannte, das die Themis in ihrer Blindheit nicht strafte, da wurde er zu einer Art von Vehmrichter. Die unedle Handlung eines Einwohners von Langefeld reitzte ihn auf der Stelle zu einem: „das soll er nicht umsonst gethan haben!" und rasch ward der Vorsatz zur That. So gehorsam er übrigens den Befehlen des Pflegevaters war, so starrsinnig verfolgte er hier, auch gegen dessen Verboth, sein Ziel; selbst einige körperliche Züchtigungen, die der von immer neuen Denunciationen gegen ihn aufgereitzte Leßmann an ihm vollzog, bewirkten nichts.

3.

„Georg" — sprach der Pflegevater einst bey einer solchen Gelegenheit — „ist das der Dank für meine Vatersorge, daß du mich nöthigst, dir übel zu begegnen? Ist das dein Versprechen, mir nicht mehr durch deine bösen Streiche Feinde zu erwecken, Verdruß zu machen?"

„Böse? Nein Vater! Böse bin ich wahrlich nicht, aber der Mensch, dem ich zu vergelten suchte, ist so schlecht!" entschuldigte Georg sich.

Leßmann. Bist du ohne Fehl und berufen, ihm seine Unwürde fühlbar zu machen?

Georg. Ja, ja, ich bin es, mein Herz ruft mich auf, den Unterdrückten zu rächen, dem Henker seines Bruders Strafe zu bereiten, soviel meine Kraft gestattet.

Leßmann. Eben deshalb. Wie weit reicht deine Kraft? merke dir's, selbst der Mann auf dem Throne kann nicht immer Gerechtigkeit üben, und du willst es, willst es durch kleine Neckereyen. Ende damit, thörichter Bursche! Achte auf dich selber, und laß andere gewähren. Nimmer wirst du, Ohnmächtiger! die Welt reformiren.

Diese Dialoge wiederhohlten sich mit einer oder der andern Variation oft. Das Thema blieb, und Georg der Alte.

Der Schullehrer hatte Ludwig Sievert unverdient

gezüchtigt, dafür spedirte eines Abends Georg dem Schulmann ein Paar hundert Maykäfer in das Schlafzimmer, die ihn summend eine lange Nacht hindurch wach erhielten und beschäftigten. So verschaffte er seinem Pflegebruder Genugthuung.

Ein Kaufmann, der sich durch Wucher bereichert, quälte einen Glashändler, der ihm eine Summe auf Wechsel schuldig, und wegen augenblicklichen Geldmangels zur Zahlung unfähig war. Vergebens bath der ehrliche Mann um Nachsicht; der Gläubiger, hart und verschlossen wie sein Geldkasten, blieb unerbittlich und verklagte den Schuldner. Die Justiz pfändete ihm seinen Glasvorrath ab, und gab ihn dem Creditor, der das Pfand in seinem Hause aufbewahrte.

Georg eilte, als er von dem Handel hörte, zu dem Wucherer, und bath ihn so rührend, dem ruinirten Manne seine Waaren zurück zu geben; aber grinsend schob Harpagnon den Fürbitter zur Thüre hinaus.

„Helfe der Himmel dem Unglücklichen" — flüsterte Georg — „aber der Peiniger soll von seiner habsüchtigen Härte keinen Gewinn haben!"

Gesagt, geschehen.

Am nächsten Morgen schleppt er, noch ehe es tagt, zwey kalekutische Hähne aus dem Stalle des Kaufmannes, trägt sie bis vor das Fenster des, nach einer Seitengasse gehenden Zimmers, worin die Glaswaaren stehen, nimmt eine Fensterscheibe heraus, öffnet das Fenster, wirft die Hähne hinein, und lauert in der Nähe auf die Catastrophe.

Die Hähne, durch den Aufenthalt in dem fremden Locale und durch die Versetzung in dasselbe scheu und wild gemacht, fliegen auf die mit Glasvorräthen besetzten Tische, werfen sie um, und zertrümmern die zerbrechlichen Geräthe. Der wildeste der befiederten Rächer fliegt vom Tische auf eine Stange, die, zwey Kronleuchter tragend, quer über das Zimmer auf zwey Schränken ruht. Das Anprellen des thierischen Körper-Gewichtes von der Seite macht die Stange gleiten, fallen. Klirrend bewegen sich die Scherben am Boden, der erwachte Hausherr kömmt, sieht, und — ist einer Ohnmacht nahe; denn über den kostspieligen Trümmern kullern die Verderber ihren Triumph ihm entgegen.

Glücklich genug wurde hier Georg nicht als Thäter entdeckt; aber sein Ruf war schon so fest gegründet, daß man in der Meinung, so etwas könne nur er vollbringen, mit Fingern auf ihn zeigte.

Auf einem Balle, bey welchem Georg als Gehülfe Leßmanns, der die Tanzmusik besorgte, zugegen war, befahl der Sohn des Justiz-Bürgermeisters, ein bebrillter Laffe, der vor Kurzem verbildet aus der Residenz zurückgekehrt war, und in den Cirkeln des Städtchens den Ton angab, dem Musikus auf eine echtsultanische Weise, indem er den Künstler mit Er anredete. Leßmann verbath sich die unschicklich Behandlung, doch der Geck lachte höhnisch und murmelte etwas von hoffärthigen Stümpern. Georg zitterte vor Wuth. „Wären Sie nicht" — rief er dem fortgehenden Laffen nach — „ein erbärmlicher Stümper in der pflichtmäßigen Humanität, so würden Sie verständiger denken und reden!" Der junge Herr antwortete mit einem: „Taugenichts!" Der Entrüstete war im Begriff, den Schmähenden den Bogen des Contrabasses nachzuwerfen; Leßmann hielt ihn zurück, und besänftigte ihn für den Augenblick, doch für immer konnte er es nicht.

Am nächsten Sonntage erschien der Incroyable mit seiner Brille auf der Nase und einem brennenden Zigaro im Munde auf der Promenade; sein weißer Schafpudel begleitete ihn. Auf ein Mahl sah der junge Mensch sich von einem Chor lachender und jubelnder Straßenjungen umgeben; selbst die Langefelder Honoratioren folgten ihm lautlachend; alles zeigte auf den Pudel. Gravitätisch schritt der vierbeinigte Incroyable mit einer schwarzen Brille vor den Augen und einem rauchenden Zigaro zwischen den Zähnen, die Copie seines Herrn, hinter ihm her.

Georg hatte den Hund mittelst eines Bratenfragments an sich gelockt, ihm mit Brille und Zigaro ausgestattet, und so die Lacher wider seinen Gegner aufgebothen, was er auch keineswegs zu verbergen suchte.

Der Justiz-Bürgermeister, der von seinem hochentrüsteten Sohne die Erzählung empfing, ließ sich von Leßmann geloben, daß er den Frevler derb züchtigen wolle; zwar verwandelte der, bey dem Vorfalle so lebhaft interessirte Pflegevater die Züchtigung in einen Straffermon, aber auch diesen verzieh Georg dem Consul nicht, und bald darauf fanden eines Morgens zu ihrem großen Jubel die Langefelder ein Zerrbild an die Thüre ihres Oberhauptes geheftet. Der Consul stand als König David da, seine Kleider zerreißend, und an seiner Seite hing sein wohlgetroffenes Söhnlein als Absalon an einer Eiche.

Neues Lachen in Langefeld, neuer Grimm des Bürgermeisters, und neue Bestätigung des Rufes von Georg.

4.

Die Warnungen, Verweise und Vorstellungen des

Pflegevaters, die Ermahnungen der Frau Sievert, die Zusprache Ludwigs, vorzugsweise die sanften Bitten Henriettens, und endlich auch eigene Erfahrung über die Nutzlosigkeit seiner Bemühungen, hielten ihn allmählig immer mehr und mehr von der Verwaltung des Vehmrichter-Amtes, und von ungewöhnlichen Streichen, ab; indessen hieß es stets: das hat der Taugenichts gethan! obgleich manches geschah, und auf seine bedeutende Rechnung verzeichnet wurde, woran er nicht ein Mahl gedacht hatte, und sein Läugnen galt nur bey dem Pflegevater und der Familie Sievert, die ihn durchschaueten. Jeder Andere belegte ihn mit dem gewohnten Titel, und er behielt ihn noch immer, als er längst eingesehen hatte, daß man Thoren und Schurken nicht durch Neckereyen bessert.

Daß er von jeder edelmenschlichen Handlung ergriffen ward; daß sein Herz groß und feurig für die Menschheit schlug; daß er im Stillen manche schöne That vollzog, die sein Wirkungskreis gestattete; daß er als Knabe sein Frühstückgeld, und als Jüngling jeden ersparten Groschen der armen Pflegemutter brachte: davon sprach kein Mensch. Daß er nach mühevollen Tagen am Abende und spät bis in die Nacht das erworbene Wissen, die erlangten Kenntnisse dem Bruder Ludwig und der Schwester Henriette mittheilte, das rühmte kein Gerüchtsträger, keine Thee-Gesellschaft. Auch würde er es ungern gesehen haben, wenn man sein Thun, worin er sich mit Lust und Stolz bewegte, öffentlich besprochen hätte, die Vorstellung, daß er unbelauscht etwas Nützliches vollbringe, war ihm der höchste Lohn seiner Mühen.

Seine besten Freuden fand der sechzehnjährige Jüngling im Kreise der Familie Sievert, an welche Dankbarkeit und Liebe ihn fesselte. In diesem süßen Verhältnisse fand er Entschädigung für die Bitterkeiten, mit welcher die Langefelder in der Erinnerung seiner Jugendstreiche ihn noch behandelten.

Mit Freundschaft und Wohlwollen hing er an seiner Pflegemutter, und Ludwig mit Liebe an Henrietten, mit welcher sein Herz auch ohne chemischer Einwirkung eine Wahlverwandtschaft geschlossen hatte. Leßmann und Frau Sievert fanden in dem zarten Verhältnisse des Paares nichts Unerlaubtes, nichts Sträfliches; sie glaubten die jungen Menschen zu kennen, und irrten nicht. Kein unreiner Gedanke trübte den fleckenlosen Spiegel.

Aus des Mädchens blauem Auge leuchtete innige Zufriedenheit, wenn sie an Georgs Seite, lernend oder arbeitend, saß, und Georg nahm einen Spaziergang an Henriettens Arm für den Lohn mühevoller Tage und schlummerloser Nächte. Die Sympathie des Frohsinnes und eines reinen Gemüthes fesselte die beyden Wesen unauflöslich an einander.

(Die Fortsetzung folgt.)

M i s c e l l e.

„Wer immer als ein Weiser erscheint, täuscht uns nur dadurch, daß seine Thorheiten zu seinem Alter, seinem Glücke und seiner Lage im Verhältniß stehen," sagt der Marschall von C z e r n i s c h e f.

N o t i t z e n.

Wien am 27. Oct. — Gestern sahen wir im k. k. Hof-Theater Herrn Mayer, von Mannheim, zum letzten Mahle. Er spielte den Don Carlos. Die abgemessenen Worte entströmten ihm zwar auch dieß Mahl, wie sonst, gleich einem künstlichen Wasserfalle, aber gleichwohl blitzte hier und da ein Strahl von Gefühl durch die kalten sich langsam hinwälzenden Wogen, und überhaupt schien sein Spiel manchmahl durch etwas Wärme belebt.

Hiervon müssen wir ausnehmen: Die Scene im zweyten Acte, in welcher er von dem Pagen den Brief der Prinzessinn Eboli, und den Schlüssel erhält, der ihn, seinem Wahne nach, zum höchsten Ziel seiner Wünsche führen soll. Man denke sich den feurigen, heißliebenden Jüngling, der sich so ungehofft mit einem Mahle auf den Gipfel des Glücks geschwungen glaubt, dem dieses Glück allzugroß dünkt, um es nicht für einen Traum zu halten, dem schon das Vorgefühl der nahen Wonne beynahe die Besinnung raubt — so schildert ihn uns Schiller, und so sahen wir ihn auch schon spielen — und man vergleiche dann dieses Bild mit jenem, das uns Herr Mayer davon gab. — Welche besonnene Ruhe in seinem Spiele! Welche Kälte in seiner Declamation! Welcher Contrast zwischen dem Gemüthszustande, in welchem man ihn glauben mußte, und dem, in welchem man ihn sah! — —

Auch in der darauf folgenden Scene, wo Herzog Alba ihn so sehr zur Unzeit aufhält, wo der entzückte Jüngling, noch berauscht von der süßen Überraschung, getrieben von heißem Verlangen und zärtlicher Ungeduld, lieber schon auf Amors Flügeln in die Arme Elisabeths eilen, als hier den verhaßten Alba anhören möchte, blieb Hr. Mayer ganz gelassen, und sprach eben so langsam und abgemessen, wie gewöhnlich, als ob er nichts zu erwarten, nichts zu versäumen hätte, sondern eigens hierher gekommen wäre, um mit dem Herzoge ganz nach Muße zu sprechen.

Aber nicht nur die Äußerungen der Liebe des Jünglings, auch jene der kindlichen Liebe scheinen außer dem Darstellungsvermögen dieses Schauspielers zu liegen, wie uns die vorhergehende Scene mit seinem Vater zeigte, in der man dem guten König Philipp gewiß nicht Unrecht geben konnte, als er sprach:

„Dein Herz weiß nichts von diesen Künsten" . . . .

Übrigens müssen wir gestehen, daß Hr. Mayer, in dem altspanischen Costüm, als Modell der männlichen Schönheit habe betrachtet werden können; daher es auch gekommen seyn mag, daß nach dem Ende des Trauerspiels, nachdem schon durch mehrere Minuten alles still gewesen, einige zarte Hände zusammen schlugen, welchem schmeichelhaften Rufe Hr. Mayer auch ohne Zaudern folgte, und uns in einer kurzen Anrede die tröstende Hoffnung gab, ihn vielleicht wieder, und zwar auf längere Zeit zu sehen.

M.



Der Sammler.

Samstag, den —— 132. —— 3. November 1810.

Der Taugenichts.

(Erzählung.)

(Fortsetzung.)

5.

„Wenn noch einige Jahre vorüber sind" — sagte eines Tages Georg zu Leßmann — „so nehme ich Henrietten zur Frau, wenn sie will, und wenn mein guter Vater es erlaubt. Sie paßt ganz zu mir, was die Heiterkeit betrifft. Freylich ist sie viel besser als ich, aber ich werde streben, ihrer werth zu seyn."

„Kömmt Zeit, kömmt Rath" — entgegnete der väterliche Freund. — Fühlst du nach sechs bis acht Jahren wie heute, so störe ich dein Glück nicht."

„Nach sechs bis acht Jahren?" fragte Jener mit Verwunderung. — „Nach sechzig, ja wenn es möglich wäre, nach sechshundert Jahren werde ich bleiben wie diesen Augenblick."

Unbefangen theilte Georg am Abend Henrietten den Inhalt seines Gespräches mit Leßmann mit.

Leicht erröthend erwiderte sie: „Wer weiß, was sich in so langer Zeit ereignet?"

Georg. Und was kann sich ereignen, als daß du mir nicht mehr gut bist?

Henriette. O, wenn sonst nichts geschieht, so bleibe ruhig. Mit dem Gutseyn wird sich bey mir nichts ändern.

Georg. Du wirst mich lieben, und mein gutes Weib seyn wollen.

Henriette. Dein, oder keines Andern.

Georg (schnell) Darauf gib mir Dein Wort.

Henriette. Wort und Hand, wenn Mütterchen es zufrieden ist.

„Wie könnte ich anders?" sprach die Mutter. „Sollte ich Euch, ihr guten Menschen betrüben? Meine wackere Tochter, die unverdrossen für die kränkliche Mutter arbeitet, und meinen Pflegesohn, meinen Wohlthäter, den Lehrer meiner Kinder? Erhalte Euch Gott in Liebe und Freude, so fehlt meinem Alter die Stütze nicht."

„Dabey bleibt es!" — rief Georg mit verklärtem Antlitz — „diese Hände gehören zusammen, und das Wort gilt für den Schwur ewiger Treue, der Mutter Wille für des Schicksals Spruch. Für eine schöne Zukunft bürgt meine Liebe, der Mutter Segen, und Henriettens Herz."

„Die Freundschaft nicht zu vergessen!" fiel das Mädchen ein, und zog den für einen Augenblick vergessenen Ludwig in Georgs Arme.

Das stille Fest der Verlobung war gefeyert, und das lohnende Verhältniß eines edlen, durch Übereinstimmung und Zuverläßigkeit verbundenen, Brautpaares unwandelbar gegrundet.

6.

Bald nachher erinnerte eine Unternehmung Georgs

wieder an seine früheren Handlungen, wenn gleich die gegenwärtige sich von den Jugendstreichen wesentlich dadurch unterschied, daß sie als ein, mit Ernst und Besonnenheit ausgeführter Act der Gerechtigkeits- und Menschenliebe erschien; indessen war das Resultat wieder die Ahndung eines Frevels, die Unterstützung einer Gekränkten, und so eignete sich das Ganze als etwas Ungewöhnliches wieder zum Stoff für das Gespräch des Tages, zur Erneuerung des Rufes seines Unternehmers.

Herr von Warbel, der Sohn eines in Laugefeld privatisirenden, begüterten Edelmannes und Neffe des Premierministers, hatte sich bey einem hübschen, armen Mädchen, einer Näherinn, die ihren blinden Vater ernährte, eingeschlichen, die Leichtgläubige durch ein Eheversprechen getäuscht, verführt, zur Mutter gemacht, und — verlassen.

Da der Schlaue seinen Liebeshandel sehr geheim gehalten hatte, und nie öffentlich mit dem Mädchen erschienen war, so glaubte er im Nothfalle die Bekanntschaft mit Luisen gänzlich abläugnen zu können. Der vorausgesetzte Nothfall trat jetzt ein. Die Verlassene, welche auf ihre Einladungen, auf ihre Billete ohne Antwort blieb, rief die Justitz gegen den Verführer auf. Der Abscheuliche leugnete, die Gefallene je gekannt zu haben, erklärte Luisens Angabe für das Werk des Betruges, und forderte die Klägerinn auf, Zeugen seines nähern Umganges mit ihr zu stellen. Das vermochte die Ärmste nicht. Zwar wußten mehrere Langefelder von dem Verhältniß des Paares; man hatte, trotz der Verheimlichung des Herrn von Warbels, ihn bey Luisen gesehen; aber Niemand wollte es gestehen, Keiner besaß den Muth, gegen den Sohn eines reichen Mannes, den Neffen des allmächtigen Ministers, als Zeuge aufzutreten.

Dem armen Mädchen blieb nichts übrig, als dem Leugnenden den Eid zu deferiren: der Elende wollte ihn leisten, Luise war dem Selbstmorde nahe.

Der Termin zur Eidesleistung war bereits bestimmt, als Georg von der Sache, die jetzt Tagesneuigkeit war, hörte. Er hatte den jungen Warbel zwey Mahl in Luisens Gesellschaft, ein Mahl Abends auf der Stadtwiese, ein anderes Mahl vor Luisens Wohnung, gesehen. Beyde Mahle war er zur Nachtzeit mit einem Gehülfen Leßmanns von Musikausführungen heimgekehrt; beyde hatten im hellen Mondlichte die Personen deutlich gekannt, und selbst über ihren Liebeshandel gesprochen.

Kaum erfuhr Georg die Lage der Dinge, als er entschlossen war, für Luisen gegen Herrn von Warbel zu zeugen. Sein Begleiter, von dem Feuer seiner Überredung erwärmt, versprach, sich mit ihm zu vereinigen.

Da alles darauf ankam, den vertrauten Umgang des Edelmannes mit der Verführten zu beweisen, so mußte dieses Zeugniß dem Prozeß der Verlassenen eine andere günstige Wendung geben, und das war sein Zweck.

Leßmann suchte ihn zurück zu halten, indem er ihm die nothwendigen Folgen der Unternehmung, den Zorn einer mächtigen Familie, der ihn nothwendig verfolgen werde, darstellte.

„Wie kann Warbel und seine Familie mir schaden?“ fragte Georg.

„Jetzt nicht, aber vielleicht in der Zukunft,“ erwiederte Leßmann.

G e o r g. Und ein Vielleicht soll mich abschrecken? das Leben eines unglücklichen Greises, einer verzweifelnden Mutter, eines, dem tiefsten Elende Preis gegebenen Säuglings soll ich ruhig zertreten sehen, wenn ich die Unthat hindern kann? Nimmermehr! Und wäre meine Freyheit, ja mein Leben selbst von tausendfacher Gefahr bedroht, ich schweige nicht. Lassen Sie mich.

Kopfschüttelnd und die Unvorsichtigkeit beseufzend, entließ Leßmann den Beharrenden, der sammt seinem Begleiter, dem Gehülfen, zu Luisen eilte, und sich und ihn zu Zeugen gegen Warbel anboth.

Die urplötzlich erscheinenden Zeugen, deren Aussage unverdächtig schien, decontenancirte den Beklagten; er gestand den Umgang mit der Gefallenen ein, und wurde nun, obgleich er noch immer ein näheres Verhältniß zu ihr ableugnete, wegen dringender Vermuthung zur Alimentation der Mutter und des Kindes genöthigt.

Georgs Zweck war wenigstens zum Theil erreicht. Der Neugeborne hatte einen Vater, die Verführte entging dem drückendsten Mangel. Daß Warbel von seiner Braut, einer reichen Gräfinn, den Abschied erhielt, war eine Zugabe, worauf er nicht gerechnet hatte.

Daß es viele Menschen gab, welche den kühnen Jüngling um des offenbarten Muthes willen lieb gewannen, ist begreiflich; daß aber eine größere Menge, welche das Außerordentliche der Handlung nach einer getrübten Ansicht bemaß, ihn tadelte, ihn einen Narren, einen Candidaten des Tollhauses nannte, wird gleichfalls keinen Menschen, der die Welt kennt, in

Verwunderung setzen. Daß die Herren von Warbel schwuren, den bedeutenden Vorfall dem Taugenichts nie zu vergessen; daß sie alles aufbothen, jeden seiner alten Feinde aufs neue gegen ihn aufzureitzen, und daß sie nach Gelegenheit zur Wiedervergeltung dürsteten, ist nichts weniger als außer der Ordnung. Bald erschien der ersehnte Fall, der ihrer Rachlust die Hand both, und rasch weiheten sie alle ihre Thätigkeit dem Streben, gewichtige Hindernisse in Georgs Weg zu werfen. Es gelang ihnen, dem heitern Jüngling manche Kummerstunde zu geben, ihn tief zu betrüben; aber sie ahnten in ihrem schadenfrohen Jubel nicht, daß sie nur gebrechliche Werkzeuge einer höhern Hand waren, die mit unwandelbarer Gerechtigkeit die Lebensloose vertheilt.

7.

Leßmann, der nach dem Tode seiner ersten Gattinn sich aufs neue verheirathet hatte, und Vater eines Sohnes geworden war, befand sich jetzt in einer andern Lage als ehedem, und auch Georgs Zustand erlitt dadurch eine Änderung. Er sollte einst des Pflegevaters Erbe seyn; doch dieser besaß jetzt einen rechten Sohn, und der Pflegesohn trat in eine gewisse Ferne zurück. Georg fand sich in die neue Lage, und überwand das Bewußtseyn eines bedeutenden Verlustes mit der Vorstellung von der Unabänderlichkeit der Dinge; zudem hatte Leßmann ihm einigen Ersatz verheißen. Der junge Leßmann sollte einst des Vaters Amt verwalten, worauf zuvor Georg Hoffnung hatte; dafür sollte dieser nun die Anwartschaft auf den Posten des Stadtmusikers im nahen Städtchen Grüneberg, der, bey dem hohen Alter des gegenwärtigen Besitzers, bald erledigt werden mußte, erhalten.

Schon freuten sich Georg und Henriette dieser Aussicht, schon sahen sie sich ihrer Vereinigung, ihrem höchsten Glücke nahe, als die schönen Bilder einer heitern Zukunft urplötzlich in Nichts zerstoben. Leßmann erhielt auf seine Vorstellung abschlägige Antwort von der fürstlichen Kammer, weil — der Minister von Warbel Chef der Kammer war. Zum Überfluß war der Sohn des Justizbürgermeisters — den Georg ehemahls durch dessen Pudel parodirte — Kammerrath, und so konnte er nicht Stadtmusikus in Grüneberg werden, und hätte ihn Mozarts Geist beseelt, und wäre er Orpheus selbst gewesen.

Leßmann brummte: „das habe ich wohl prophezeyt. Und so wird es überall gehen!" — Madam Leßmann sah scheel, die Warbels hohnlachten, Frau Sievert kopfschüttelte und Georg — knirschte.

Sein schöner Traum war ausgeträumt, kleinliche Bosheit triumphirte, und er mußte sogar der Erfüllung der Leßmannschen Prophezeyhung entgegen sehen.

So wenig er bereuete, was er gegen die elenden Warbels gethan, so bitter kränkte ihn die Einbuße seiner herrlichen Aussichten, so widerwärtig wurde ihm Langefeld mit fast allen seinen Bewohnern. Er wollte fort, einen Wohnort zu suchen, wo Tugend und Wahrheit gilt, und die Verachtung dem Verbrechen und der Lüge folgt.

Thörichter Jüngling! Wo siegt das Recht des Schwachen über die glänzende Gewalt? Wo, als in Romanen und auf der Bühne? Wo folgt der Lohn der schlichten Redlichkeit und die Strafe dem schimmernden Laster? Wandre, dem ewigen Juden gleich, von Land zu Land, von Pol zu Pol; durchschiffe, nimmer rastend, alle Meere: Du wirst es nie entdecken, dieses gelobte Land. Die Macht siegt über die gute Sache im Norden wie im Westen, im Osten wie im Süden. So weit der Himmel die Erde umfängt, breiten die Polypen Leidenschaft und Thorheit ihre Glieder aus, und überall, wo sie sich bewegen, kreiset jedes in der alten Ordnung. Alle Zeiten und Räume gehorchen denselben Gesetzen. Kain erschlägt den Abel; der König requirirt den Weinberg und Nabod stirbt; Herodes mordet die Kinder zu Bethlehem; und Pizarro entreißt dem König Atahualpa sein Peru, wie Minister Warbel dich um die Stadtmusikantenstelle bringt.

Etwas Ähnliches sagte sich Georg am Ende selbst, und Leßmann und Sieverts hatten es ihm längst gesagt. Er blieb; doch war er fest entschlossen, die nächste gute Gelegenheit zur Entfernung von Langefeld zu ergreifen.

Das Schicksal selbst gab ihm bald Veranlassung zur Ausführung seines Vorsatzes; doch würde er bey dem eintretenden Falle keinen Augenblick zweifelhaft über sein Verhalten gewesen seyn, wenn auch im Leßmannschen Hause alles beym Alten geblieben, wenn auch kein Minister Warbel und kein Stadtmusikus-Posten, kein Kammerrath und kein Schafpudel in der Welt gewesen wäre; denn hier rief ihm eine Stimme von innen so laut als kräftig zu: Sey dankbar, übe Vergeltung! und er war, wie wir wissen, ein entschiedener Freund der Vergeltung.

8.

Europa war vom Kriege bewegt, Georgs Landes-

fürst sah sich in den Streit verwickelt, und gedrungen, sein Heer ins Feld zu senden. Die Armee wurde verstärkt, und die streitbaren Jünglinge in Langefeld aufgerufen, sich unter die Fahnen zu stellen. Ludwig Sievert, Georgs Freund und Henriettens Bruder, gehörte zur Zahl der Aufgebothenen. Georg war zugegen, als er die Ordre erhielt, sich zu seinem Regimente zu begeben. Ludwig erbebte, die Mutter sank ohnmächtig in ihren Sessel zurück, und selbst die unerschütterliche Henriette erbleichte.

Bewußtlos zu Boden starrend stand Ludwig, der liebende Sohn, der Ernährer seiner kranken Mutter während Georg und Henriette der Leblosen zu Hülfe eilten.

Die Mutter war nun wieder belebt, Ludwig gefaßter.

„Gott weiß!" — klagte dieser — „wie gern ich als Sohn des Vaterlandes meine Pflicht erfülle, wie wenig mich Gefahren schrecken; aber: was soll aus meiner Mutter werden, wenn ihr der Gewinn meines Fleißes entzogen ist? Henriettens bester Wille, ihre äußerste Anstrengung reicht nicht hin, der Mutter das Unentbehrlichste zu verschaffen!"

Georg versuchte die Hoffnung der Gebeugten zu beleben, sie zu trösten, und da er nicht blos Gemeinsprüche anwandte, so gelang es ihm einigermaßen.

Während sein Mund Worte des Trostes aussprach, befestigte sich in seinem Innern der großherzige Entschluß, hier das versprechende Wort zur That zu machen, an Ludwigs Stelle Soldat zu werden. Daß dieser Entschluß ihm bey allem Edelmuth schwer werden mußte, begreift Jeder leicht, der da liebte und geliebt wurde, und der nun auf dem Punkte steht, seine reizendsten Aussichten, seine herrlichsten Hoffnungen aufzugeben, wenigstens für den Augenblick aufzugeben. Und Georg war nicht mehr und nicht minder als ein Mensch. Dennoch ging er bald als Überwinder aus diesem Kampfe hervor, und wankte fortan auch keinen Augenblick mehr.

„Ludwigs Vater nahm mich als hülflose Waise zu sich, und pflegte des Älternlosen mit Vaterliebe. Wenn ich jetzt seiner Witwe ihren Sohn, die Stütze, den Trost ihres Alters: ihren Versorger erhalte, so übe ich nur Wiedervergeltung. Die Trennung von der Braut ist schmerzlich, aber sie währt nicht ewig, Henriette ist gut; sie wird mich mehr als je lieben, und nach einem Jahre vielleicht halte ich das geliebte, dankbare Weib wieder in meinen Armen." Mit diesen Einwürfen besiegte er die augenblicklichen Aufwallungen eines menschlichen Egoismus, einer erlaubten Furcht vor dem bedeutenden Verlust.

(Die Fortsetzung folgt.)

Notizen.

Wien. — Die Stadt Pesth in Hungarn wird mit einem neuen Theater verschönert.

Der rühmlich bekannte k. k. Hofarchitekt Aman hat, mit Bewilligung Sr. Majestät, den Plan dazu entworfen, und führt auch die Leitung des Baues, in soweit dieses bey seinen vielen hiesigen Geschäften thunlich ist, die ihm nur selten einige Tage zu einer Reise nach Pesth übrig lassen.

Von den Fähigkeiten dieses verdienstvollen Architekts läßt sich für das Innere, und von seinem geläuterten Geschmacke für das Äußere dieses Theaters um so mehr das Beste hoffen, als er bey seinen Kunstreisen in Italien den Bau der dortigen berühmten Theater mit besonderer Aufmerksamkeit prüfte, und folglich ganz im Stande ist, die Vorzüge, welche sie auszeichnen, bey seinem neuen Baue zu benutzen, und ihre etwaigen Fehler mittelst seiner bewährten optischen und acustischen Kenntnisse zu verbessern.

Wir behalten uns vor, sobald dieser Tempel der Musen vollendet seyn wird, eine kurze Beschreibung davon zu geben.

Inzwischen sollen wir anzeigen, daß einer unserer ersten Künstler die Haupt-Cortine dazu geliefert habe, welche bereits fertig, und nach Pesth abgesendet worden ist.

Der vortreffliche Historienmahler Herr Joseph Abel, welcher noch nicht lange von Rom zurückgekehrt ist, und dessen dortiger Aufenthalt die erwünschlichsten Folgen für die Kunst hatte, wurde eingeladen, dieses neue Schauspielhaus durch sein Genie zu verschönern.

Er wählte zur Darstellung folgendes Sujet: Im Mittelgrunde einer waldigten Gegend fährt der Genius Hungarns auf einem goldenen Triumphwagen, von zwey Löwen gezogen. Bey ihm sitzen die Vaterlandsliebe und der Überfluß durch zwey weibliche Figuren dargestellt. Herkules, Minerva, der Ackerbau, die Botanik u. m. a. begleiten den Wagen. Ein Genius fliegt voran und zeigt den Weg zum Tempel der Musen, welcher, dem Zuschauer zur Linken, in der Entfernung auf einem Hügel steht, wo die Musen, in verschiedenen Gruppen, den willkommenen Zug erwarten.

Im Vordergrunde links sitzt Saturn, auf dessen Rücken gestützt, Clio dieses denkwürdige Ereigniß aufzeichnet. Von dieser Gruppe seitwärts, gegen die Mitte zu, sind einige kleine Genien mit Blumen und Kränzen beschäftiget.

Die Anordnung des Ganzen, die Gruppirung der zahlreichen Figuren, die Vertheilung des Lichtes und Schattens, die Anwendung des Helldunkels, das Colorit, die Haltung, alles macht die glücklichste, übereinstimmendste Wirkung, und gibt das rühmvollste Zeugniß von dem Studium und dem Talente des Künstlers.

Noch hat dieses herrliche Gemählde den Vorzug vor denen, gewöhnlich blos auf den Effect in der Scene berechneten Theatermahlereyen, daß es nicht nur diesen Zweck vollkommen erfüllt, sondern durch den schönen Schmelz der Farben, durch die fleißige, feine Behandlung, dem Betrachter auch in der Nähe das größte Vergnügen gewährt, und überhaupt den trefflichsten Fresco-Gemählden an die Seite gesetzt werden kann.

M.

Gedruckt bey Anton Strauß in Wien.



Der Sammler

Dinstag, den — 133. — 6. November 1810.

Der Taugenichts.

(Erzählung.)

(Fortsetzung.)

Mit einer gewissen Ängstlichkeit suchte er nun alles hervor, was ihn beruhigen konnte; mit Sorgsamkeit griff er jede besänftigende Rücksicht auf.

„Ich bin" — sagte er sich — „nicht mehr so gern als ehedem in Leßmanns Hause, und werde dort auch nicht mehr so gern gesehen; Laugefeld ist mir verhaßt, und ich bin in so mancher Hinsicht entbehrlich!"

Fest stand der Vorsatz, und er ging nun an die Ausführung, die, seinem Plane gemäß, in tiefster Stille und Verschwiegenheit vollzogen werden sollte. Am wenigsten durfte die Familie Sievert das Opfer kennen, welches er ihr bringen wollte; sie hätte es gewiß nicht angenommen. Niemand sollte sein Vorhaben ahnen, keine Thräne durfte ihn zurückhalten, kein Lebewohl von geliebten Personen seinen Muth erschüttern. Was er thun wollte, mußte ein Geheimniß bleiben, bis es vollendet war. Nach drey Tagen sollte Ludwig bey dem Regimente eintreffen, er mußte ihm zuvorkommen, wenn sein Plan nicht vereitelt werden sollte.

Der Vorwand einer kleinen Reise auf Morgen war bald gefunden, und er beurlaubte sich, als er am Abend Abschied nahm, auf einen Tag.

Henriette begleitete ihn bis zur Hausthüre. Der feyerliche Moment einer bittern Trennung, deren Dauer nicht zu ermessen war, wurde von ihm mit aller Kraft eines reitzbaren Gemüthes gefühlt. Sein Herz war zerrissen, aber er drängte männlich die Ausbrüche des Schmerzes zurück; doch konnte er seine Unruhe nicht ganz verbergen, und er drückte der Geliebten mit so ungewöhnlicher Heftigkeit die Hand, daß seine Bewegung ihr bemerkbar ward, und sie um die Ursache fragte.

„Mir ist" — sagte er — „so eben, sonderbar genug, der Gedanke gekommen, daß auch mich vielleicht bald mein Schicksal von Dir hinweg und ins Kriegsgetümmel ruft!"

Gott behüthe! — erseufzte Henriette — das wäre die Krone auf unsern Untergang.

Georg. Und wenn es geschähe, Jettchen! würdest du auch dem Entfernten dein Herz und deine Hand bewahren?

Henriette. Welche Frage? Ich würde erröthen, wenn ich so etwas zu dir äußerte. Versteht sich das nicht von selbst? Es ward ihm schwer, ein Lächeln und die Versicherung zu erzwingen, daß er nur das Vergnügen habe genießen wollen, die Wiederhohlung ihres Versprechens zu hören. „Ich kenne dein Herz" — setzte er bewegt hinzu — „und vertraue ihm ganz und immerdar!"

Das darfst du — erwiderte sie — wie ich es thue..

Schweigend drückte er ihre Hand an seine Lippen, aber sein bewegtes Herz sprach der geliebten Braut ein tiefempfundnes: Lebewohl!

Henriette hätte bemerken müssen, daß etwas Besonderes in ihm vorging, aber sie war zu sehr mit dem Verlust des Bruders, mit dem Gram der Mutter beschäftiget. Sie ahnte nicht, daß er auf lange Zeit, vielleicht auf immer, von ihr schied.

9.

Der arme Georg durchwachte im Überdenken seiner Lage die Nacht. Erst gegen Morgen schlief er ein; aber bald weckte ihn sein Vorsatz wieder. Er sprang vom Lager auf, kleidete sich und ging. Leßmann, bey dem er eine Reise nach einem nahen Dorfe in Angelegenheiten der Sievertschen Familie vorgegeben, rief ihm aus dem Fenster nach, er möge Abends nicht zu lange ausbleiben. Er versprach Folge zu leisten, und ging, dem Wohlthäter seiner Jugend stillen Dank sagend, weiter.

Einen Augenblick stand er vor Sieverts Hause unter unbeschreiblichen Empfindungen still. Erinnerung und Hoffnung, Furcht und Schmerz wechselten in ihm; Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft schwebten im wirren Tanz ihm vorüber Er fühlte sein Auge naß, sein Herz hochschlagen, seine Knie leise erbeben; nur mit Anstrengung trennte er sich von der Stätte, und freyer athmete er, als er das braune Thor der Vaterstadt hinter sich sah, und eine glühende Morgensonne sich in der fallenden Thräne spiegelte.

Die Nebel sanken, mit ihnen seine Bangigkeiten; weit umher über grünende Felder schweifte sein Blick, und weiter ward seine Brust; die Lerche stieg, sein Herz erhob sich im Gebethe zum Lenker der Dinge; mit der prächtig heraufsteigenden Sonne erhöhte sich sein Muth, seine Kraft, sein Vertrauen, und als nun der Thurm von Langefeld dem Blicke des Zurücksehenden entschwand, da sang er laut und herzlich mit Gellert: „Wie Gott mich führt, so will ich gehn, ohn' alles eitle Wählen!"

Ganz beruhigt traf er in Grünberg, der Garnison des Regiments, zu welchem er statt Ludwigs gehören wollte, ein.

Flugs begab er sich zu dem commandirenden Generale, und trug diesem sein Anliegen vor.

Der General, dem ein solcher Fall nie vorgekommen war, begriff ihn nicht, schüttelte, ihn für einen Halbverrückten haltend, den Kopf, rief seine Frau, (wie er es stets that, wenn sein Fassungsvermögen ihm nicht zureichend schien) und referirte ihr im Beyseyn Georgs, was er verwundernd gehört habe.

Die Generalinn, eine große Freundinn des Außerordentlichen, fand die Sache echt romantisch, und schon deshalb die Bitte des jungen hübschen Mannes erfüllbar.

„Aber" — meinte ihr Gemahl — „das ist denn doch ein wunderlicher Handel. Er — Sie — Man ist freylich jung, stark, wohlgewachsen und zwey Zolle höher als der Sievert, wie ich aus der Liste ersehe; doch ist das gar nicht in der Ordnung.

Georg, der die Welt kannte und wußte, daß eine schöne Frau immer am Ende gegen ihren Mann, (und wäre er Beherrscher aller bekannten Länder und hart wie Granit), Recht behält, wenn sie will, wandte sich ganz an sie mit seiner Bitte; selten widersteht eine Frau einem solchen Flehen von den Lippen eines blühenden Jünglings; selbst eine Diane würde bewegt werden; die Generalinn ward es, der General, (außerdem in ähnlichen Fällen nicht immobil), durch sie und Georg erhielt die Erlaubniß der Familie Sievert sich edelmüthig zu opfern, für Ludwig einzutreten.

Jetzt schrieb er an diesen: „Wackerer Bruder, Du „bist frey von der Verbindlichkeit, Deinen Arm dem „Fürsten zur Vertheidigung seiner Rechte zu leihen, „und kannst der Versorger Deiner Mutter bleiben, der „Schutzgeist meiner Liebe: ich, Dein Bruder, bin an „Deine Stelle getreten; so nur kann ich vergelten, „daß Dein edler Vater mich, die hülflose Waise, auf„nahm und versorgte, bis der Tod sein wohlwollendes „Herz brach. Daß ich diese süße Pflicht erfüllen durfte, „macht mich unaussprechlich glücklich. Gestatte mir, „daß ich vollende; ohnehin kannst Du es nicht hindern, „denn wenn dieses Papier sich in Deiner Hand befin„det, habe ich bereits zur Fahne geschworen und bin „eingekleidet. Noch heute vielleicht wirst Du Deine „Entlassung aus dem Militärdienst erhalten. Änderung „ist also durchaus unmöglich: aber gönne mit freyem „Bruderherzen mir den Genuß meiner Handlung; sieh „darin das Resultat eines wohlüberlegten Entschlusses, „und erhalte mir Deine Freundschaft. Lebe wohl bis „zum — ich hoffe baldigen und glücklichen — Wie„dersehn."

In Ludwigs Brief lag ein zweyter an Henrietten, worin er am Schluße sagte:

„Kein Wort von meiner Hoffnung auf die Erfül„lung Deiner Zusage. Es versteht sich von selbst! sag„test Du bey'm Abschiede, den ich gerade so nehmen „mußte. Aber daß das Andenken Deiner Liebe mich „glücklich macht, daß der Gedanke an unsre Wieder„vereinigung mir so viel gilt, als dem Frommen der

„Himmel; diese Versicherung wirst Du ohne Wider„willen empfangen. Lebe wohl! Dein heiterer Sinn „führe Dich durch die Kummerstunden. Unser Wahl„spruch sey: Treue und Hoffnung! Sey so „glücklich, als Du zu seyn verdienst!"

Ein drittes Schreiben dankte Leßmann für seine Vatergüte, versicherte ihm seiner ewigen Dankbarkeit, und erbath Verzeihung für das Schweigen über seinen Schritt.

Leßmann schalt ihn einen tollen Burschen — „aber" — setzte er hinzu — „das beste Herz hat der verdammte Junge; das nenne ich Großmuth, das ist Freundschaft in der Noth. Wenn er nur gut davon kömmt!"

Vergebens machte sich Ludwig am folgenden Tage auf nach Grünberg, um Georg Vorstellungen zu machen; er war schon mit einem Transport Rekruten nach der entfernten Residenz abgegangen, und Ludwig erhielt seinen Abschied aus der Hand des Generals.

(Die Fortsetzung folgt.)

Schweden und seine Bewohner. *)

Die physische Beschaffenheit der Schweden, vornähmlich der eigentlichen Volksclasse ist fast in jeder Provinz auf eine auffallende Weise verschieden. So sieht man in Westgothland besonders, und in ganz Gothland überhaupt, überall blondes Haar, blaue Augen, einen mittelmäßigen Wuchs, leichte schlanke Gestalten, offene freye Gesichtszüge, in welchen sich Sanftmuth und ein leiser Anhauch von Empfindsamkeit abspiegeln; vorzüglich gilt dieß vom schönen Geschlechte. Indem man sich dem Norden nähert, wird die Abweichung in den schwarzen Haaren, den tiefliegenden Augen, den ernsthafteren, aber zugleich lebhafteren und ausdrucksvolleren Blicken, den kräftigern Muskeln, dem hervorspringenden Knochenbau und dem riesenhafteren Wuchse seiner Bewohner bemerklich. Der Dalekarle ist das wahre Muster dieses Stammes, obgleich man die Hauptzüge schon in Westermannland und Upland vorfindet. Die Bewohner Nericiens, (welches zwischen dem eigentlichen Schweden und Gothland liegt), haben ein finsteres, verschlossenes Äußere; in ihren Gesichtszügen drücken sich Stolz und Rechtlichkeit, Mißtrauen und Widersetzlichkeit in seltsamer Mischung aus. Je weiter man nach Norden vordringt, um so deutlicher entwickelt sich der eigentliche Volkscharakter; um so häufiger findet man Menschen, welche in gleichem Grade stolz und gastfrey, gesellig und melancholisch sind; welche sich in dem Lobe ihrer Nation überaus gefallen, und dennoch jeden Fremden mit edler Höflichkeit und Zuvorkommenheit empfangen; Menschen, welche sich wechselsweise den heftigsten Leidenschaften, und den angestrengtesten Arbeiten überlassen, viele große Dinge unternehmen, und sich zu allem, selbst zu dem, was ihre Kräfte augenscheinlich übersteigt, fähig dünken.

Das Volk ist in Schweden noch echt religiös. Keine Art des Gottesdienstes wird von ihm vernachläßigt, und mit Verachtung betrachtet es diejenigen, welche sich der leidigen Starkgeisterey rühmen. Ehemahls war in jeder Kirche ein Aufseher, welcher darüber wachen mußte, daß jedes Mitglied der Gemeinde die oft etwas lange Predigt mit Aufmerksamkeit und Ruhe anhöre. Schlief jemand ein, so weckte ihm der Aufseher mit einer langen Hellebarde, dem Zeichen seines Amtes.

In den wenigsten bevölkerten Provinzen herrscht von den Zeiten des Heidenthums fortgepflanzter Aberglaube. Dort denkt man sich die Berge mit arbeitsamen wohlthätigen Zwergen, welche im Besitz großer Schätze sind, angefüllt; dort hört man noch die Harfe, welche der Flußgott in schauerlicher Stille der Nacht ertönen läßt, und sieht Geister in der Helle des Nordlichts auf dem blumigen Schmelz der Wiesen den Reihen schlingen.

In den Städten ist der Unglaube nur zu sehr verbreitet, und zählt sogar Anhänger unter den Dienern des göttlichen Wortes; allein eine gewisse Scheu, eine Ehrfurcht vor dem einmahl Hergebrachten, und selbst die National-Politik, verhindern diese Hyder ihr Haupt emporzuheben, und verdammen sie, ihr Gift im Dunkeln fortzupflanzen.

Helsingland, welches unter dem 63sten Grade nördlicher Breite liegt, erfreut sich weder eines sehr fruchtbaren Bodens, noch einer besonders günstigen Temperatur; demungeachtet ist diese Provinz durch die Industrie ihrer Bewohner in eines der glücklichsten Länder Europens umgewandelt. Ihr eigenes Getreide ist hinlänglich zu ihrem Unterhalte. Von ihren mit würzigen Kräutern bedeckten Bergen ziehen sie gleiche Vortheile, wie der Schweizer von seinen Alpen; Butter und Käse sind vortrefflich und im Überfluße. Obgleich es keinen Adel in dieser Provinz gibt, so ist die Jagd dennoch so gut bestellt, daß die Wälder nie des vortrefflichen Wildes entbehren, und von den verschiedensten Vogelarten wimmeln.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Nach Briefen eines reisenden Engländers in den Annales des Voyages, von Malte-Brun.

Notitzen.

Wien am 2. Nov. — Im k. k. Hof-Theater nächst der Burg wurde gestern zum ersten Mahle gegeben: Johann Vasmer, Bürgermeister in Bremen. Eine historische Tragödie in 5 Aufzügen. Nach Heeren von L. F. Schmidt. Decorationen von Hrn. Janitz; Costum nach den Zeichnungen des Hrn. v. Stubenrauch.

Die Bürger von Bremen hielten für nöthig, ihren Stadtrath zu erneuern. Bald entstand eine Partey zwischen den älteren und neueren Rathsgliedern. Letztere siegten, und jene wurden verbannt.

Das Schicksal dieser Unglücklichen zu erleichtern, und sie von den verderblichen Anschlägen gegen Bremen, welche die Rache ihnen eingab, abzubringen, reiste Vasmer an den Ort ihres Aufenthalts, wurde aber bey seiner Zurückkunft von seinen Feinden, an deren Spitze sein Eidam Johann v. Minden stand, des Einverständnisses mit den Verbannten, und des Hochverraths gegen die Stadt angeklagt, und eingekerkert.

Sein Verhör; seine Verurtheilung, die fruchtlosen Versuche, die sein Sohn, Heinrich, dessen Freund Steiner, und der schlaue Viertelsmeister Barthold zu Vasmers Befreyung machen; endlich die gewaltsame, widerrechtliche Verurtheilung dieses Unglücklichen; seine Hinrichtung, und der Schmerz seiner zahlreichen Familie, gaben die Materialien dieses Trauerspiels, welches, wie uns dünkte, in Jamben geschrieben ist.

Einige Scenen sind voll Leben und Interesse. Darunter gehören vorzüglich die Ankunft Heinrichs und Steiners, und die Wuth des Ersteren, als er seines Vaters Schicksal erfährt; die Scene, in welcher v. Gröpelingen sich seinen Feinden selbst überliefert, und sie durch das Gewicht seiner moralischen Überlegenheit zu Boden drückt; jene, in welcher Barthold die Bürger zu Vasmers Vortheil zu stimmen sucht; (diese Scene dürfte als die Gelungenste der ganzen Tragödie betrachtet werden, und wurde von Hrn. Roose über allen Ausdruck vortrefflich gegeben.) Die Gefangennehmung der v. Vaele, v. Minden, und Gliesing durch Heinrich und Steiner; die Scene Heinrichs bey seinem Vater im Kerker; dann im letzten Acte die Hegung des Blutgerichtes.

Diese interessanten Auftritte sind jedoch mit vielem langweiligen, und gedehnten gemischt. Darunter gehören beynahe alle Weiber-Scenen, besonders die erste Scene in Vasmers Hause, und die darauf folgende, wo Julie mit ihren Kindern ins väterliche Haus zurück kehrt. Im dritten Aufzuge, wo Mutter und Tochter zur Flucht bereit sind; bald darauf jene, in welcher Heinrich und Steiner unverrichteter Dinge nach Hause kommen; im fünften Aufzuge der Auftritt zwischen dem Blutrichter und Barthold; selbst die Abschieds-Scene Vasmers von seiner Familie, macht eher gähnen als weinen.

Für andere wesentliche Fehler des Stückes halten wir: daß in Vasmers Verhör weder sein Verbrechen legal erwiesen wird, noch seine Vertheidigung von der Art ist, um den Senat, ja auch nur um die Zuschauer von seiner Unschuld zu überzeugen.

Die Unwahrscheinlichkeit, daß Heinrich und Steiner im vierten Acte in Vasmers Haus frey aus und ein gehen können, ohne von ihren Feinden, die sie, noch zwey Minuten vorher, mit so vieler Wuth aufsuchten, bemerkt und ertappt zu werden. So erboste und schlaue Feinde würden doch wohl die Vorsicht gebraucht haben, ein ihnen so wichtiges und so wohlbekanntes Haus von allen Seiten zu besetzen; daher auch Heinrichs Beysatz, „daß sie durch den Garten gekommen seyen" diese Unwahrscheinlichkeit nicht mindern kann.

Daß man über das Schicksal des v. Gröpelingen, für welchen der Autor so sehr zu interessiren sucht, in Ungewißheit bleibt.

Daß der Bürgermeister v. Vaele, der, obschon nur ein Werkzeug v. Mindens, dennoch als erstes Motiv von dem Sturze Vasmers erscheint, am Ende ganz verschwindet.

Zu empörend scheint es ferner, daß der Eidam des Verurtheilten in dem entscheidenden Augenblicke allein gegen seinen Schwiegervater wüthet, und ihn durch einen falschen Eid (der uns auf keinen Fall ein Gegenstand für die Schaubühne zu seyn dünkt) auf das Schaffot liefert.

Daß dieser falsche Eid ungestraft bleibt; dann daß das Stück mit der Unterdrückung des Unschuldigen, und dem Triumphe des Bösewichts endet.

Die Fantasie Juliens, welche, gleichsam inspirirt, die Bestrafung der Verräther prophezeiht, kann den Zuseher nicht beruhigen; man hält diese Vorhersagung für den frommen Wunsch des von Schmerz zerrissenen Tochterherzens, und nichts im Laufe des Trauerspiels verbürgt uns die Erfüllung ihrer Prophezeihung, oder macht dieselbe auch nur wahrscheinlich.

Wir glauben, daß der Dichter diesen unmoralischen, und für das Publicum peinlichen Ausgang leicht hätte ausweichen können, wenn er entweder nach dem Beyspiele mehrerer Classischer Dichter, vorzüglich des unsterblichen Metastasio, von der historischen Wahrheit abgewichen wäre, und uns, mit der Befreyung Vasmers getröstet, entlassen hätte, oder wenn er uns noch die, obschon für die Rettung seines Vaters zu späte, Rückkehr Heinrichs mit den Hülfstruppen des Erzbischofs, und die Bestrafung der Bösewichte hätte erleben lassen.

Das Stück wurde gut gegeben, wenn gleich einige Rollen noch nicht ganz geläufig memorirt waren. Vorzüglich zeichneten sich die Herren Brockmann, Koberwein, und Roose aus, durch Würde, Gefühl und Verstand.

Decorationen und Costum waren vortrefflich. Nur eine Direction, wie die unserer Hof-Theater, welcher so ergiebige Mittel zu Gebothe stehen, ist im Stande, so etwas Vollkommenes und Großes zu leisten.

An diesem Tage war der Eintrittspreis zum ersten Mahle erhöht. Die Theuerung aller Theaterbedürfnisse hat, wie der Anschlagzettel meldet, diese Maßregel nothwendig gemacht. Ungeachtet aber die Preise beträchtlich, und für manche Plätze um das Doppelte erhöht sind, fand sich das Publicum doch ungemein zahlreich ein.

Ob das auch bey den folgenden Darstellungen dieser Tragödie, und ob es überhaupt bey der Aufführung älterer Stücke fortan so seyn wird? muß die Erfahrung lehren.

Wenn, wie es wahrscheinlich ist, diejenigen, welche bisher nicht des Schauspiels wegen, sondern nur um ihre Abendstunden auszufüllen, ins Theater giengen, den Preis zu diesem Endzweck zu hoch finden, und weg bleiben; so können die wahren Theaterfreunde dabey nur gewinnen: denn es wird weniger geschwätzt und promenirt, und folglich die schon so lange gewünschte Ruhe erreicht werden. Ob aber die Anzahl der echten Schauspielfreunde für die Theaterkasse hinreichen, und ob diese nicht vielleicht durch die mindere Zahl der Zuschauer mehr verlieren, als durch die höheren Preise gewinnen werde? ist eine Frage, die nur der Erfolg entscheiden kann.

Wenn man hierin der Erfahrung glauben darf; sollte man denken, der Vortheil eines Theaters beruhe mehr auf vielen Zusehern, als auf hohen Preisen; denn der Leopoldstädter-Theaterunternehmer Hr. Hensler ist durch die Kunst, sich ein täglich volles Haus zu verschaffen, bey niedern Preisen ein reicher Mann geworden.

Wir wollen damit keineswegs diese Schaubühne als ein nachahmungswürdiges Muster aufstellen, sondern glauben vielmehr zur Ehre des Wiener-Publicums, ja wir sind aus den Zeiten des unsterblichen Kaisers Joseph II. durch die Erfahrung überzeugt, daß man in den hiesigen Schauspielhäusern auch bey ästhetischer Kost täglich zahlreiche Gäste haben könne.

M.



Der Sammler.

Donnerstag, den — 134. — 8. November 1810.

Der Taugenichts.

(Erzählung.)

(Fortsetzung.)

10.

Die Feindseligkeiten hatten begonnen, Tage und Wochen vergingen, man vernahm kein Wort von Georg, der mit dem Regimente im Felde stand. Blutige Gefechte fanden häufig statt, Ludwig las die Zeitungen nur, um von dem Grünberger Regiment etwas zu erfahren, und öfter als er wünschte, fand er es hier in einem Treffen, dort bey dem Sturm auf eine feindliche feste Position.

Jetzt traf ein Schreiben Georgs ein; er hatte die Verdienstmedaille erhalten, und war Unterofficier geworden. Sein Leben war tausend Mahl von Gefahren bedroht gewesen, aber sein Schutzgeist hatte über ihm gewaltet. Der Brief war Noahs Taube mit dem Öhlzweige für seine liebenden Freunde.

„Gott hat ihn uns erhalten!" sprach mit zum Himmel gerichteten Auge und gefalteten Händen Frau Sievert.

„Und wird ihn einst glücklich zu uns zurückführen!" setzte Henriette mit einer hohen Zuversicht hinzu.

Eine furchtbare Periode folgte. Man hörte von blutigen Schlachten, die mit heißen Treffen wechselten. Gerüchte von außerordentlichen Ereignissen liefen in Langefeld umher. Das Grünberger Regiment war fast gänzlich aufgerieben; was dem Tode entronnen war, sollte in Kriegsgefangenschaft schmachten. Von Georgs Schicksal verlautete kein Wort. Peinliche Tage für die Familie Sievert.

Manche Veränderung ergab sich unterdessen in Langefeld. Ein feindliches Streifcorps erschien in der einsam gelegenen, unbeschützten Gränzstadt; ungebändigte Nachzügler plünderten und mißhandelten die Wehrlosen.

Vier Tage lang saß Henriette mit ihrer Mutter auf einer lichtlosen Dachkammer, deren Eingang ein Holzhaufen verbarg, um der scheuslichsten Mißhandlung, welche da und dort verübt ward, zu entgehen, und glücklich genug blieb sie dem spähenden Blicke der zügellosen Halbmenschen verborgen.

Leßmann, der sich den Plünderern widersetzte, hatte ein schreckliches Loos; er ward tödtlich verwundet, und als Verbrecher gefangen hinweg geschleppt. Der Muthwille zertrümmerte sein Hausgeräth. Die Habsucht machte ihn zum Bettler. Als Sterbender ward er jenseits der Gränze entlassen. Ein gutmüthiger Landmann brachte ihn mit seinem Fuhrwerke zurück nach Langefeld; aber er kam hier nur an, um — zu verscheiden. Seine Witwe kämpfte jetzt mit dem peinigendsten Mangel, und bedurfte der Unterstützung der Familie Sievert, die sie auch, wo die Möglichkeit es gestattete, immer erhielt. Die reichen Freunde der Madam Leß-

mann verließen sie, als sie arm geworden war; Sieverts behandelten sie mit zuvorkommender Gefälligkeit, und es entspann sich bald eine genaue Freundschaft unter den beyden Witwen. Fester als das Glück bindet das Unglück die Menschen an einander. Nie kannst du den Menschen hassen, der nur ein Mahl mit dir weinte. Die Freude schließt nur Bekanntschaften, der Kummer Freundschaften auf immer. Die Witwe Sievert tröstete thätig ihre Freundinn, und Frau Leßmann erkannte es dankbar.

Unter andern wünschte diese, daß jene sammt ihrer Familie bey ihr wohnen möchte, wobey beyde an Ausgaben ersparen, und Alle an geselliger Freude gewinnen könnten. Der Antrag ward mit Beyfall aufgenommen, und der Plan ausgeführt. Frau Leßmann und ihr neunjähriger Sohn und die Witwe Sievert mit ihren Kindern wohnten zusammen, und schienen nur e i n e Familie. Man sprach viel über die Vergangenheit, über Georgs Thun und Treiben. Frau Leßmann sprach leisen Tadel darüber aus, Henriette und ihre Mutter entschuldigten oder vertheidigten; am Ende waren sie immer darüber einig, daß er ein guter Mensch sey. —

Dieses Zusammenwohnen beyder Familien hatte für Sieverts bald manchen Vortheil; trübe Augenblicke traten ein. Der Feind hatte in einer großen Schlacht gesiegt; alle waffenfähige junge Mannschaft im Lande ward aufgebothen; Georgs Opfer war unnütz gebracht, Ludwigs Abschied vom Militär galt jetzt nicht mehr, er konnte sich dem Dienste nicht entziehen. Da halfen nicht seine Vorstellungen, nicht der Schwester rührende Bitte, nicht der Mutter Flehen. Ludwig mußte sich zur Reserve-Armee begeben.

Die Theilnahme der Frau Leßmann milderte den Schmerz der zurückbleibenden Mutter und Schwester. Aber ach! in anderer Hinsicht konnte sie nicht aushelfen. Die Vermögensumstände der Familie Sievert waren nie glänzend gewesen; seit der feindlichen Invasion minderte sich Ludwigs Erwerb noch, und jetzt, da er fort war, drückte oft fühlbarer Mangel.

Wie auch Henriette sich mühte, den Fleiß des Bruders zu ersetzen; der Gewinn reichte — wie einst Ludwig gesagt hatte — nicht für den Unterhalt hin. Zudem erhielt das fleißige Mädchen nicht immer Arbeit; oft war sie genöthigt, ganze Tage hindurch darauf zu warten, und der Mutter Kränklichkeit nahm jetzt bedeutend zu. Henriette verlor in dieser bedrängten Lage den Muth nicht, aber ihre frohe Laune schwand oft auf Tage, auf Wochen sogar.

Mehrere junge Männer näherten sich Henrietten, ihre Hand wünschend; aber bald entfernten sie sich wieder, denn das Mädchen ließ sie nicht lange über ihre Empfindung, und über ihr Verhältniß zu Georg, zweifelhaft. Sie wichen, gewöhnlich um des Mädchens Grille — wie sie es nannten — zu bespotten. Das kränkte Henrietten nicht, daß aber die Mutter das Ausbleiben eines reichen Freyers beseufzte, und zuweilen unwillkührlich dazu ein: Wenn! oder ein Aber sprach, das kostete ihr oft eine Thräne, so wenig sie auch zu der Classe der Weinerinnen gehörte.

11.

Neun Monathe waren vergangen, seit Georgs Schreiben — das erste und letzte während seiner Abwesenheit — Henrietten erfreut hatte; ihr Glaube an sein Leben bestand noch, trotz eines verbreiteten Gerüchtes, daß er als Feldwebel in der Hauptschlacht geblieben sey; aber nicht mehr so fest, so unzerstörbar, so lebendig; ihre Hoffnung schwächte sich bey dem ewigen Schweigen der Welt über ihn und bey seinem eigenen Schweigen. Henriette fing an, seinen Tod als möglich zu denken, zugleich aber auch, sich — als seine Witwe zu betrachten.

Eines Tages saß sie am Stickrahmen; der Mutter Befinden war heute erträglich, sie schöpfte wieder Hoffnung aus diesem Umstande, wie die Biene aus der welken Blume Honig zieht, und trällerte ein heiteres Lied, während Fritz Leßmann drüben am Tische einen Soldaten mahlte.

„Können Sie Träume deuten?" — fragte Fritz lachend. — „Ich hatte heute Nacht einen wunderlichen Traum."

„Erzählen Sie, vielleicht kann ich ihn deuten," erwiderte die Arbeitende.

„Ich" — sagte er — „stand am Flusse; der Durst nöthigte mich, mit meinem Hute Wasser aus dem klaren Strome zu schöpfen, in dem die Sonne wunderschön und hell sich spiegelte; indem ich den Hut ins Wasser tauche, fährt ein großer Hecht vom sandigten Grunde empor, und mit dem Kopf in meinen Hut; schnell greife ich nach dem buntgesprenkelten Fisch, ziehe ihn hervor und freue mich des Fanges. Aber, o Wunder! der Hecht war plötzlich verschwunden, oder vielmehr in Gold verwandelt, denn mein Hut war voll geränderter, neuer, blanker Ducaten."

„Das wird" — meinte Jettchen — „Frieden bedeuten. Man sagt ohnehin seit einigen Tagen, daß er geschlossen seyn soll."

Jetzt pochte es an der Thüre. „Herein!" rief der

Knabe, und ein Invalide mit einem Stelzfuß und einer schwarzen Binde über dem linken Auge, dem Ansehen nach ein Officier, trat ein, nach der Wohnung der Witwe Sievert fragend.

„Sie sind am rechten Orte" — antwortete Fritz — „und da ist Mamsell Sievert."

„Also das die Mamsell?" — fragte in einem dumpfen Tone der Fremde. —

„Meine Mutter ist unpäßlich" — sagte Henriette — „wenn Sie etwas befehlen, so muß ich bitten." —

„Ich bringe Nachricht von Georg Walter. Sie werden ihn wohl kennen," erwiederte der Fremde.

„Ist's möglich?" — rief freudig erschreckt und vom Sitze aufspringend Henriette. — „Von Georg? Geschwinde, mein Herr, sagen Sie mir: Lebt er, ist er gesund?"

Invalide. Er lebt!

Henriette. Er lebt! O Gott, guter Gott! Mein Herr, Sie sind uns ein Himmelsbothe (rufend, indem sie der Kammerthüre zueilt, mit lauter Freude). Mutter, liebe Mutter! habe ich es nicht gesagt? Georg ist nicht todt. Er lebt, ein fremder Herr ist hier und versichert es.

Sie kehrte nun zu dem Invaliden zurück, der seine Theilnahme an ihrer ungestümen Freude mit abgewandtem Gesichte zu verbergen schien.

„Wo lebt er, mein Herr? ist er wohlauf? Wie geht es ihm?" — fuhr sie hastig fort — „Sagen Sie mir Alles. Dieser Walter — Warum sollte ich es Ihnen nicht gestehen? — Dieser Walter, der edelste Mensch auf Gottes großer Erde, ist mein Geliebter, mein Bräutigam. Darum zögern Sie nicht, mir zu sagen, wo er lebt, und ob er gesund und wohl ist?"

Mit gepreßtem, verändertem Tone entgegnete der Fremdling: „Er ist schwer verwundet!"

„Verwundet?" — rief Henriette, und sah forschend in des Fremden Gesicht. — „Mein Herr, Ihre Gestalt, Ihre Züge, Ihre Stimme — Alles — Sie — Großer Gott! Georg! Du bist es selbst!"

„Ich bin es!" sprach der Erkannte in einem, zwischen Wehmuth und Freude getheiltem Tone, und Henriette — lag entzückt am Herzen des Wiederkehrenden.

„So so!" rief jetzt ein zweyter bejahrter Krieger, dessen Gegenwart man nun erst bemerkte, von der Thüre her. — „Wohl bekomme es, Herr Kamerad!"

Georg riß sich aus der Umarmung empor.

„Lassen Sie sich nicht stören" — sagte der greisenhafte Officier näher tretend. — „Aber, nun weiß ich doch, wie es kam, daß ich mit zwey gesunden Füßen Ihrem Stelzfuße nicht folgen konnte."

Henriette sah jetzt von neuem in Georgs Gesicht, und sagte mit dem Ausdrucke des tiefsten Mitgefühls: „Armer Mensch! Du hast ein Auge verloren!" — „Und ein gesundes Bein!" setzte Georg hinzu, sein Gesicht verhüllend.

Henriettens Auge näßte sich, ihre warme Thräne fiel auf Georgs Hand, die in der ihrigen lag.

„Herzlich bedaure ich Dich, guter Georg!" sprach sie, indem sie ihr Auge trocknete. „Aber sey froh, wie ich es bin. Bist Du doch wieder hier. Was kümmert uns das Übrige? Ich wenigstens denke nichts als Deine Wiederkehr! Wenn Du mich noch liebst, so freue Dich mit mir! Lange hat mir jede Veranlassung zur Freude gemangelt!"

(Der Beschluß folgt.)

Das Hemd.

Von allen Königen am langen Indusstrome
War Mir der mächtigste, der weiseste Regent;
Doch machten ihn der Spleen und andere Symptome
Zum Unglückseligsten im ganzen Orient.
Zu Schaaren läßt man Ärzte kommen,
Zu Tonnen wird Rhabarber eingenommen,
Umsonst. Ein Bonze, der in Samarkand
Im Ruf geheimer Künste stand,
Wird ihm gerühmt, wird schnell verschrieben.
Er kommt, er untersucht, und sagt:
Das Übel, das den König plagt,
Wird nur durch Sympathie vertrieben.
Ein einzig Hemd ist mir dazu genug,
Wenn nur ein Glücklicher (verstehn sie, meine Lieben)
Ein völlig Glücklicher es erst am Leibe trug.
Dieß zieht der König an, und gehet, läuft, und springet
Bis ihm der Schweiß aus allen Poren dringet.
Die Schranzen stehn erstaunt: wie simpel und wie klug!
Die beyden Mittel zu verbinden
Entschließt sich Mir im ganzen Indostan
Umherzuziehn, um solch ein Hemd zu finden.
Bey Fürsten, bey Ministern fangt man an,
Wo irgend Einer ist, denn die gemeine Sage
Für glücklich preist. Man wiederhohlt die Cur
An jedem dritten, vierten Tage,
Und ärger wird das Übel nur.
Der Bonze lacht: An Höfen meint ihr Blinden
Den seltnen Sterblichen zu finden?
Die Hand aufs Herz! Wer unter euch genoß
Nur einen Tag der reinsten Ruhe Loos?
Und doch ist euer Hof vor allen Höfen groß.
Man steht beschämt, und sucht im Mittelstande;
Und Hemde sammelt man in jedem Lande.
Doch keines wirkt. Bald ists ein böses Weib,
Ein ungerathner Sohn, ein siecher Leib,
Bald Geiz und Eifersucht, und Stolz, und Haß, und Liebe
Und hundert unvernünftge Triebe,
Die, was man auch von ihm sich zu versprechen schien,
Dem Hemde die gewünschte Kraft entziehn.

Zwey Jahre reist man schon, und kehrt nun trostlos wieder.
Den weisen Mann aus Samarkand
Schlägt oft der traurige Gedanke nieder:
Wie? nicht ein Glücklicher im ganzen Morgenland!
An ihrem Wege liegt, mit einem Ziegenfelle
Kaum halb bedeckt, ein munterer Geselle,
Der neben schwarzem Brod und Sahne hingedehnt,
Den prächtigen Zug begafft, auf eine Faust gelehnt.
Der Bonze tritt zu ihm: Du scheinst mir ohne Sorgen —
Ich, Sorgen? und wofür? — Und bist du immer so? —
Wie anders? Heute so wie morgen.
Seht selbst. Ist nicht die Heerde fett und froh? —
Du sehnest dich doch wohl nach einem größern Glücke —
Was wollt' ich mehr? Mich liebt ja meine Rike. —
Der Bonze fängt zu hoffen an:
Gefunden hab ich meinen Mann. —
Freund, mir gebricht ein Hemd, ich bitte, leih mir deines. —
„Gern, lieber Herr. Nur hab ich keines."

Nicolai.

Bemerkungen und Erfahrungen.

1.

Je länger ich lebe, je weniger lerne ich auf den Werth der Geschichte achten. Wie es heute ist, war es immer. Der Geschichtschreiber nimmt seine Materialien aus den niedergeschriebenen Erzählungen der Zeit, in welcher sich diese und jene Vorfälle ereigneten. Wir leben heute mitten unter Ereignissen, die kein Mensch, vielleicht nicht ein Mahl einer, recht zu erzählen weiß. Man erzählte sie uns, wie man sie erzählt haben will, und so erzählen wir sie mündlich und schriftlich wieder, und das sind nun die Materialien für den künftigen Geschichtschreiber. So belogen wie diese aber werden, wurden sie alle vom Anbeginn der Welt an; darum ist die Geschichte vierfünftel Dichtung, und einfünftel factische Wahrheit.

2.

Unter 50 Jahren sollte kein allgemeines geographisches Handbuch herauskommen, denn bis dahin ist doch keins zuverlässig.

3.

Nichts ist unterhaltender und belehrender als unsere eigene Lebensgeschichte, und wir entbehren dieses unterrichtenden Vergnügens, weil wir in der Jugend versäumt worden sind, unsere Tagebücher zu führen. Laßt uns bey unsern Kindern nachhohlen, was so viele unter uns versehen haben. Seit dem zwölften Jahre meines Lebens wurde ich angehalten, täglich mein Tagebuch zu führen. Es war ein Heiligthum, selbst für meine Ältern und Lehrer: kein Mensch durfte es lesen, so wollte es mein Vater. Er erreichte seine Absicht. Das Tagebuch ward mein vertrautester Freund, und ist es geblieben. Manchen stillen Sonntag Nachmittag sitze ich und blättere darin. Ich gewöhnte mich, auf das richtige Anrathen meines Vaters, alle Örter, alle Menschen, von denen ich gelesen, oder die ich hatte nennen hören, oder die ich hatte kennen gelernt, darin nahmentlich aufzuführen; ich bin noch heute dadurch in der halben Welt zu Hause.

Es gibt keinen treuern Spiegel als ein solches Tagebuch. Es enthält alle unsere Wünsche, unsere Freuden, unsern Schmerz, unsere Erfahrungen, unsere Handlungen, unsere Hoffnungen, unsere Täuschungen. Bey jedem Hauptunternehmen, was ich in mir berathete, legte ich in meinem Tagebuche die Gründe nieder, warum ich so, und nicht anders dabey zu Werke ging. Jetzt, nachdem ich Jahrzehende darnach, in den Heften jener Vorzeit blättere, sehe ich erst, welche Binde ich vor meinen Augen damahls hatte, wie die Menschen mit mir spielten, und wie sie darauf lauerten, meine Schwächen zu benutzen.

Notizen.

Wien. — Am 4. November gab die Witwen-Societät der hiesigen medicinischen Facultät ihre zweyte allergnädigst bewilligte Redoute, welche durch die Gegenwart Sr. Majestät des Kaisers, und sämmtlicher hier anwesenden Erzherzoge, verherrlichet wurde. Es ist das gewöhnliche Schicksal ähnlicher Societäten, daß sie sich nach und nach durch die gehäuftere Zahl der passiven, und durch die verminderte Zahl der activen Theilnehmer, ihrem Untergange nähren. Dieses Schicksal trifft auch die Älteste in der Monarchie — die Witwen-Gesellschaft der Ärzte — Die große Sterblichkeit, der dieser Stand, besonders aber die jüngeren Glieder desselben, unterworfen ist, häuften die Zahl der Witwen; der jährliche Dividend wurde daher vermindert, so daß er gewöhnlich nur zwischen 120 und 130 fl. für eine Witwe beträgt; eine Summe, die mit der beträchtlichen Einlage von 450 fl. und dem jährlichen Beytrage von 20 fl., den manche Mitglieder durch dreyßig und mehrere Jahre bezahlten, in keinem Verhältnisse steht. Es war also nöthig, ein wirksames Mittel aufzufinden, diesem Institute wieder aufzuhelfen. Dieses Mittel glaubt die Societät in der von Sr. Majestät durch zehn Jahre am 4. November, als am Carlstage, gnädigst bewilligten Redoute, gefunden zu haben. Und in der That scheint auch diese Societät ein gegründetes Recht auf die Unterstützung des Publicums zu haben, indem ihre Mitglieder im strengsten Sinne seine Diener sind, in ihrem beschwerlichen Dienste täglich ihr Leben in Gefahr setzen, und ihre Witwen, wenn sie selber unterliegen, auf keine Unterstützung von Seite des Staates Anspruch machen können, und daher oft dem größten Elende Preis gegeben sind. Es ist daher auch zu erwarten, daß das großmüthige Wiener-Publicum diese Umstände beherzigen, und in künftigen Jahren durch einen zahlreichen Besuch dieser Bälle das Seinige dazu beytragen werde, um diesem so wichtigen Institute wieder aufzuhelfen.

Gedruckt bey Anton Strauß in Wien.



Der Sammler.

Samstag, den — 135. — 10. November 1810.

Der Taugenichts.
(Beschluß.)

12.

Frau Sievert trat jetzt ein. Mit Herzlichkeit bewillkommte sie den Rückkehrenden; aber die Falten ihrer Stirne vertieften sich, als sie die Augenbinde und den Stelzfuß sah.

„Wie unglücklich bin ich!" — klagte Georg, dem diese Verwandlung nicht entging.

„Unglücklich?" — sagte Henriette. — „Was nennst du Unglück? Unglücklich bist Du, und liebst mich?"

„Er meint" — bemerkte Frau Sievert — „die Einbuße gesunder Glieder; und freylich ist sie ein großes Unglück."

„Warum trafen nicht die verletzenden Kugeln mein Herz? Warum muß ich Dich nur wiedersehen, um Dir Lebewohl zu sagen?"

Ein Schauer überlief Henrietten. „Lebewohl?" fragte sie mit starrem Blick und legte die Hand an die Stirne. — „Georg, hast Du denn mit dem Auge auch das Gedächtniß verloren? Denkst Du an nichts?"

Georg. Wenn ich Dich verstehe! — Besinne Dich, Jettchen! Ich bin ein Krüppel, und wäre ein Bösewicht, wenn ich Dir zumuthen wollte, mir Wort zu halten.

„Das ist edel!" — urtheilte Frau Sievert, und der fremde Officier stimmte ein. „Der Mann soll die Gattinn ernähren," — fuhr Georg fort. — „Vermag ich's? Deine Mutter bedarf eines gesunden, rüstigen Sohnes, der für Ludwig eintritt; ich kann nur betteln, nicht arbeiten, und darf der Bettler wünschen, daß ein edles Wesen sein Unglück theile?"

Henriette rang schweigend die Hände; sie empfand, daß eben so viel Wahrheit als Edelmuth in Georgs Äußerung lag, und das beengte ihre Brust. Ihre kranke Mutter bedurfte allerdings eines Versorgers; aber sie liebte den Rückkehrenden, der elend ohne seine Schuld war. In ihrem starren Auge, in ihrem ganzen Äußern spiegelte sich der Streit eines vollen, warmen Herzens mit dem frostigen Verstande.

„Guter Georg!" — unterbrach Frau Sievert das Schweigen — „das Schicksal verfährt sehr feindlich gegen uns. Du wollest uns vom Elende retten, und es ward Dir beschieden."

Diese Worte wirkten mit Allgewalt auf Henrietten.

Schnell ergriff sie Georgs Hand. „Georg!" — rief sie mit leuchtendem Blicke — „Ich muß Dir Wort halten, wie es auch komme, welche Gefahr mir auch droht. Widerstehe mir nicht. Für Sie, liebe Mutter, und für mich stürzte er sich in Gefahr und Tod. Was er verlor, was er litt, duldete er, büßte er ein für uns; ich bin ihm Ersatz schuldig. Seyn Sie gerecht, Mutter! Geben Sie uns Ihren Segen!"

„Du bist ein edles Mädchen" — sprach die Mutter — „aber erwäge, daß wir arm, sehr arm sind." —

„Ich will Tag und Nacht arbeiten" — fiel Jettchen ein. — „Georg ist Tonkünstler; er soll mir noch Unterricht auf der Guitarre geben, ich singe auch ein wenig. Wir werden unsern Unterhalt gewinnen, und unsere gute Mutter ernähren. Gewiß, es wird gehen, denn über uns waltet der Gott der Liebe und der Tugend. Ich zweifle nicht. Schlag ein, Georg!'

„Gewonnen, Herr Hauptmann!" — rief jetzt der fremde Mann. — „Das ist ein Engel von einem Mädchen. Weg mit der Maske!"

Der Stelzfuß und die Augenbinde fiel; auf zwey geraden, gesunden Füßen stand Georg da, und schauete mit zwey großen klaren Augen die edelmüthige Braut an, welche in freudigen Schreck entkörpert schien, wie auch Frau Sievert und Fritz Leßmann zu Salzsäulen geworden waren.

Mit der Bitte um Verzeihung sank der verwandelte Invalide zu den Füßen der sprachlosen Henriette.

„Vergib, Du Engel — bath er — vergib mir die harte Prüfung. Nie habe ich dem leisesten Zweifel an Deinem Werth Raum gegeben; aber dieser, oft von Weibern betrogene Mann, mein Oberst und mein Freund, mißtraut der weiblichen Beharrlichkeit, und versuchte es, mein Vertrauen auf Deine Treue wankend zu machen. Da ging ich auf sein Verlangen eine Wette ein. Du bist herrlich bestanden in der Prüfung und hast mir den Preis gewonnen, wie ich es voraus sah."

„Und hier ist der Wettpreis!" rief eine volle, Goldgefüllte Börse auf den Tisch legend, der Oberst.

„Da ist der große Hecht aus meinem Traume!" — meinte Fritz, die Augen auf die Goldstücke in der Börse geheftet. — „Sehn Sie, Mamsell Jettchen?"

„Das Verzeihungbitten gebührt mir" — sagte der Oberst — „und ich thue es hiermit willig und gern. Der Erhörung bin ich gewiß, denn Engel sind versöhnlich. Reichen Sie mir die Hand, gutes Kind, daß ich Ihnen Dank sage. Sie haben mir den Glauben an den Werth der Frauen wieder gegeben, den ich seit lange in der großen Welt verlor." Indem er Henriettens Hand nahm, schien diese wieder zum Leben zurück zu kehren.

„Täuscht mich ein Traum? oder bin ich wahnsinnig?" fragte sie und sah fremd umher.

„Das wolle Gott nicht, meine Geliebte!" entgegnete, sie umfassend, Georg. — Überzeuge Dich an meinem Herzen von der schönen Wirklichkeit."

Der Sturm des Entzückens wich der sanfteren, tiefempfundenen Freude, und man gelangte zu der Ruhe, welche Erklärungen gestattet. Georg hatte unter den Augen des Fürsten brav gethan, und war vom Unterofficier zum Hauptmann schnell emporgestiegen. Oft hatte er nach Langefeld geschrieben, aber seine Briefe waren im Gewirre des Krieges verloren gegangen.

Als er in der großen Schlacht seinem Obersten das Leben rettete, gewann er an diesem einen Freund, dem er sein Verhältniß zu Henrietten und seine Hoffnung auf den Augenblick des Wiedersehens anvertraute.

Aber der Weiberfeind hielt Henrietten für ein gewöhnliches Mädchen: und rieth dem jungen Freunde, nicht auf Frauentreue zu bauen.

„Was gilt es" — meinte er — „Sie finden ihre Verlobte als Braut oder Frau eines Andern wieder?" Georg lachte über die Äußerung. „Sie glauben also" — fuhr jener fort — „daß das Mädchen unter allen Umständen die Ihrige bleibt?"

Dieser bejahete. — „Auch wenn Sie ihr keine Vortheile anbiethen könnten?" —

Georg. Und kehrte ich als Bettler, in Lumpen gehüllt, zurück.

Oberst. Oho! Aber, wenn Sie krank, mit verstümmelten Gliedern vor sie hin träten?

Georg. Wenn ich, als Invalide, ihre Hand fordere, erhielt ich sie.

Oberst. Mit nichten. Ich wette tausend Ducaten gegen einen!

Georg. Wollen Sie Ihr Geld los seyn, so wetten Sie.

Oberst. Ja, es gelte! Ich begleite Sie, um Sie auszulachen.

Die Wette war geschlossen, die Maske gewählt, in welcher Georg vor Henrietten erscheinen sollte. Der Friedensschluß gestattete die Ausführung dieses Planes, dessen Resultat wir kennen.

Bald kehrte auch Ludwig in den Schooß der Familie zurück, und das Hochzeitfest der glücklichen Verlobten ward still aber froh gefeyert. Der Oberst blieb, und steuerte die schöne Braut freygebig aus.

Der Fürst übersandte auf des Obersten Verwendung dem Bräutigam das Majorspatent; aber Walter lehnte die Rangerhöhung mit Dank ab.

„Am persönlichen Muth gebricht es mir nicht;" — schrieb er dem Fürsten — „aber an militärischen Kenntnissen, die man besitzen muß, um ein guter Stabs-Officier zu seyn; der Subaltern darf allenfalls nur tapfer, der Heerführer muß Tactiker, und Gott weiß

was alles, seyn. Ein Orchester würde ich wohl dirigiren, ein Armeecorps nicht; den Tact kann ich schlagen, schwerlich aber den Feind. Ich tauge daher weniger zu einem Oberstwachtmeister als zu einem — Capellmeister, und bitte um meine Dimission, und allenfalls um ein Civil-Amt, wozu meine Kenntnisse und Fähigkeiten hinreichen."

Der Fürst lachte. Minister Warbel meinte, Walter sey ein Narr, aber der Fürst versicherte, daß er vom Gegentheile überzeugt sey, und ernannte ihn zum Gränzpostdirector in Langefeld.

„Wer hätte gedacht!" — meinte der Herr Pastor — „daß aus dem Taugenichts noch etwas werden könne!"

„Der Mensch hat Glück gehabt, rasendes Glück!" — versicherte der Justizbürgermeister mit verzerrtem Munde.

„Wohlgesprochen, alter Maulwurf!" — sagte Georg mit Hamlet, als ihm des Consuls Ausspruch referirt wurde, und umfaßte dankbar sein treues Weib, aus deren Auge belohnte Liebe und die Morgenröthe des Muttergefühles strahlte. — „Der Mann sagt die Wahrheit! Das fühle ich so innig an Deiner Seite, mein braves Weib!"

Jetzt schaukelt Walter einen blondköpfigten muntern Knaben, mit dem Herzen des Vaters und dem Auge der Mutter, auf seinem Knie, und wenn es dem Kleinen nicht hoch genug geht, so spricht die schalkhafte Mutter: „Laß dem Ausgelassenen doch nicht seinen Willen; aber freylich, du willst wieder aufleben in ihm. Er soll werden, was Du warst."

„Er liebe die Menschen, die Tugend und die Vergeltung wie der Vater;" — meint Ludwig — so mag die Menge ihn nennen, wie es ihr beliebt; die Bessern werden ihn achten und segnen!

Ein Gespräch zwischen Mann und Frau.

(Aus dem Französischen, jedoch leicht in alle Sprachen übersetzbar.)

Nein! ich gehe nicht hin, lieber Mann. — Aber liebe Frau, wir sind gebethen, und werden bestimmt erwartet. — Ich will nun aber nicht hingehen, sag' ich dir. — Warum denn liebes Kind? Ich habe ja gestern schon von der Einladung mit dir gesprochen, und du hast nichts dawider gehabt, aus deiner Miene konnte ich sogar schließen, daß du gern gehen würdest. — Warum verläßt du dich auf Mienen, sie sind eine täuschende Maske; ich war zerstreut, ich lachte vielleicht über Etwas was ich im Sinne hatte, ohne auf deine Rede Acht zu geben. — Nun Madame, so bin ich auch entschlossen, der Gesellschaft für diesen Abend zu entsagen, und ich bin ganz Ihrer Meinung, wenn Sie sie nur ein wenig begründen wollten. — Wenn Sie nur ein wenig gesunden Verstand und Witz hätten, so würden Sie die Gründe meiner Weigerung schon von selbst aufzufinden wissen. Fühlen Sie denn nicht, daß ich, die Frau eines armen Commis, gänzlich deplacirt bin neben den reichen betitelten Damen, deren Selbstgefühl mich demüthigt, deren Blick mich vernichtet, deren Toilette . . . Genug, Sie verstehen mich hoffentlich, und ich brauche Ihnen nichts weiter zu sagen. — Je nun, ich gebe wohl zu, daß du Recht hast, aber von dieser Gesellschaft hängt vielleicht mein Glück ab, ich wollte mit meinem Gönner sprechen, ich sollte Madame *** dort finden, die mir wohl will, ich hätte vielleicht eine Parthie mit **** gemacht, der mich als Kind gekannt hat; ich hätte mich ein wenig ausbeuteln lassen, das hätte mir seine Huld erworben. Ja aber, was ist zu thun? — Nun! so geh doch allein hin, mach' es wie die Meisten deiner Herren Brüder, divertire dich außer dem Hause, indeß deine Frau sich zu Hause ennuirt. — Nein! nein! das nicht; ich gehe, und du sollst auch gehen. Was fehlt dir? — Ja, mit meinem baumwollenen Shwal? — Du sollst einen von Cachemir haben. — Mit diesem groben Mousselinkleide? — Du sollst ein ganz durchsichtiges Kleid von Perkale haben. — Und mein Hut? — Du sollst einen **à la Cendrillon** haben, oder einen wie ihn die Bourgoin trug, als sie die Eugenie spielte. — Es fehlt mir aber an Allem, sag' ich Ihnen, meine Haare sind in Unordnung. — Ich hohle gleich Armand oder Michalon. — Ich habe keinen Parfum. — Ich laufe zu Riban oder zu Terier. — Wer arrangirt mein Corset? — Lera. — Von wem bekomme ich Schuhe? — Von Hervey. Alle Moden, alle Künstler, Alles was Paris Ausgezeichnetes besitzt, soll zu deinen Diensten seyn, aber du mußt mitgehen. — Nun gut! Ich gehe mit, wie viel muß man nicht einem Manne zu Gefallen thun! —

Es war noch nicht neun Uhr, als Madame, vom Kopfe bis zum Fuße geputzt, vor Begierde brannte, in der Gesellschaft zu erscheinen, und in ihren Mann mit mehr Ungestüm drang, sich hinzubegeben, als dieser den Morgen angewendet hatte, sie dazu zu bewegen. Endlich erschien das Paar mitten in der glänzen-

den Versammlung; der Mann ein wenig gedrückt und verlegen wegen der Ausgaben, die er für den Putz seiner lieben Gattinn gemacht hatte; Madame aber den Kopf zurück geworfen, mit stolzem Blick und mit mehr Selbstgefühl als die Frau des ersten Ministers, bald entfaltete sie den Shawl, um seine ganze Weite und Länge zu zeigen, bald nahm sie ihn halb zusammen, um das feine Kleid nicht zu verstecken, bald schlug sie den Kopf nieder, damit ihre tausend Locken auf dem Nacken spielen konnten; sie spielte, sie tanzte, um ihre weiße Hand, um ihren kleinen Fuß bewundern zu lassen.

Unterdessen verlor der arme Commis seine Goldstücke im Spiel, in der chimärischen Hoffnung dem Glücke zu opfern, und eine desto größre Gunst von ihm zu erhalten; allein die Spieler, selbst die, welche gewannen, ärgerten sich, daß ein so kleiner Commis ein so großes Spiel wage, die Weiber sahen sich verdunkelt von der eleganten Toilette der Dame, und glühten vor Zorn, daß eine hübsch gekleidete Bürgerfrau eben so viel Tournüre hatte, als eine Dame comme il faut. Der arme Commis verlor seine Gönner, die Frau bekam Nebenbuhlerinnen, und beyde erfuhren auf ihre Unkosten, daß ein Commis sein Glück nur von seiner Arbeit, und nicht vom Spiel und dem Besuche von Gesellschaften zu erhalten hoffen dürfe, und daß ein zu gesuchter Putz bey einer Frau bisweilen die natürliche Liebenswürdigkeit zerstört.

Bemerkungen und Erfahrungen.

Der Charakter eines Frauenzimmers ist immer schwerer zu beurtheilen als der eines Mannes. Er ist tiefer, versteckter, das ist auch natürlich. Das Mädchen hört zehn Mahl in einem Tage „das schickt sich nicht" wenn es der Knabe höchstens wöchentlich ein Mahl nur hört. Die Scheidewand zwischen dem Schicklichen und dem Unschicklichen wird im Gemüth der Jungfrau ellen = , in dem des Jünglings zollbreit gemauert. Jene lernt ihre Wünsche, ihre Hoffnungen unterdrücken, ihre Regungen zügeln, ihre geheime Sehnsucht umschleyern. Ihre Natürlichkeit geht verloren. Mit dieser die Offenheit ihres Charakters.

....

Zwischen Naivetät und Dummheit liegt nur ein hübsches Gesicht. Die Zollräthinn F. hatte neulich aus ihrem Vaterlande Briefe, nach denen dort jetzt die unverheiratheten Mädchen sich zu den unverheiratheten jungen Männern, wie 26 zu 1 verhalten; ihre Tochter, eine reitzende Brünette, rief halb lächelnd, halb ernsthaft aus: „der abscheuliche Krieg, dort möchte ich nicht seyn, da bleibe ich doch lieber hier;" sie sagte das so launig, daß die Mutter und ich laut auflachten. Wir sprachen über denselben Gegenstand Abends in Gesellschaft. Fräulein B., mit den triefenden Augen und den herunterhängenden weißen Lippen! nahm Theil an dem Gespräche. „I über den ewigen Krieg!" sagte sie endlich, und klebte den matten Blick an die Decke des Zimmers, „ne, da bleibe ich doch zehn Mahl lieber hier."

Beyde sagten dasselbe, aber kein Mensch fand das Fräulein naiv.

N o t i t z e n.

W i e n. — Die allgemeine Seehandelssperre, welche Europa in eine so peinliche Lage versetzt, und uns in dieser Hinsicht in die Zeiten vor Vasco de Gama's und Coon's unsterbliche Entdeckungen zurück führt, hat doch anderer Seits den Nutzen, daß die inländische Industrie geweckt, und wir genöthiget werden, um uns die Producte der beyden Indien einigermaßen zu ersetzen, die Ursten näher zu untersuchen. Vorzüglich gehen die Bemühungen der Scheidekünstler des Continents dahin, aus den vielen zuckerhältigen Substanzen des Pflanzenreichs, dieses für uns so nöthige Salz auf die wohlfeilste und bequemste Art auszuscheiden. Mehrere Jahre vor der jetzigen Epoche machte der Chemiker Achard zu Berlin auf die Runkelrube aufmerksam, zeigte ihre große Zuckerhältigkeit, und die leichteste Methode, den Zucker aus derselben zu gewinnen. In Frankreich bereiteten die Chemiker Parmentier und Proust, Ersterer einen sehr wohlschmeckenden Syrup, Letzterer kristallinischen Zucker aus dem Safte der Weintraube. Diese Versuche wurden von unserm vortrefflichen Freyherrn von Jaquin dem Jüngern mit verschiedenen Moßgattungen, in diesem Herbste, wiederhohlt. Ein in Wolkersdorf, also in der Gegend Österreichs, welche den am wenigsten geschätzten Wein gibt, um den Preis von 23 fl. erkaufte Most, gab 8 Maß eines sehr guten, geschmackvollen Syrups, die 20 Pfund Civilgewicht wogen. Weit mehr aber als Runkelruben und Trauben scheint der Ahornbaum, vorzüglich aber die Stangel des Mais (türkischen Waitzen) zur Zuckererzeugniß geeignet; da diese andern nothwendigen Erzeugnisse nicht den Grund und Boden wegnehmen, wie die Runkelruben; uns kein anders Bedürfniß vertheuern, wie mit dem Weine geschehen müßte, wenn die Erzeugung des Trauben-Syrups sich allgemein verbreitet, und da endlich die Theile dieser beyden Pflanzen, aus welchen der Zucker gewonnen wird, gewöhnlich gar nicht geachtet, und zu nichts benützt werden. Der als Oeconom bekannte Advocat, Herr Neubold in Gratz, machte in diesem Jahre, in Gegenwart und mit Beyhülfe des geschätzten, thätigen Lehrers der Oeconomie an der Universität zu Wien, Herrn Trautmann, Versuche mit den Stangeln des Mais, deren Resultate jene aller Substanzen zu übertreffen schienen, die wir bisher zur Zuckergewinnung angewendet haben. 1000 Stangel Mais nähmlich, nach der Ernte, zwischen Cilindern wie Zuckerrohr ausgepreßt, gaben 50 Maß Saft; dieser bis zur Syrupdicke eingedicht gab 6 1/2 Maß Syrup, welche 20 Pfund wogen. Diese nochmahls bis 12 Pfund eingedichtet, gaben 4 Pfund kristallisirten Zucker, und 8 Maß dicken wohlschmeckenden Syrup. Rechnet man auf ein Joch 20000 Stangel Mais, so konnte dasselbe, nebst der gewöhnlichen Ernte, noch ungefähr 80 Pfund Cristallzucker, und 160 Pfund Syrup liefern. Bedenkt man nun, welche ungeheure Strecken in Steyermarkt, vorzüglich aber in Ungarn und dem Banate mit dieser Pflanze bebaut sind, so hat man alle gegründete Hoffnung, daß die österreichische Monarchie in Kurzem ihren Zuckerbedarf aus dieser Pflanze allein gewinnen könne.



Der Sammler.

Dinstag, den — 136. — 13. November 1810.

Wanderung auf den Vesuv im Augenblicke der Eruption am 10. September 1810, von dem Capitän de la Jümeliere.

Der Vesuv liegt fast 8000 Toisen östlich von dem Mittelpuncte der Stadt Neapel; die Geographen geben ihm 24 Millien Umfang an seiner Basis und 616 Toisen Höhe. In Ansehung der Bestimmung des Umfangs bin ich ihrer Meinung, nicht aber in Ansehung der Höhe des Berges.

Zehn geometrische Berechnungen, welche ich mit der größten Sorgfalt und einem sehr guten Instrumente vollendet habe, haben mir als Mittelzahl 597 Toisen perpendiculare Höhe über der Meeresfläche gegeben, daher muß der Berg, seitdem man seine Höhe bestimmt hat, um 18 bis 20 Toisen niedriger geworden seyn.

Diese Verminderung der Höhe ist sehr natürlich, denn Regen, Winde und Hagel müssen, indem sie unaufhörlich den Gipfel des Berges bestürmen, den Kegel immer mehr und mehr abstumpfen. Das Feuer, welches der Vulcan auswirft, calcinirt überdieß die Oberfläche des Kraters und verwandelt sie in Asche, wodurch er den Einwirkungen anderer Lufterscheinungen mehr ausgesetzt wird, welche auch, bis auf einen gewissen Punct, endlich seine gänzliche Zerstörung bewirken müssen. Es scheint daher jetzt ausgemacht zu seyn, daß die höchste Spitze des Berges nicht höher ist als 597 Toisen.

Wie dem aber auch sey, der Ausbruch, welcher so eben Statt gehabt hat, wird das Jahr 1810, in den Annalen des Vesuvs, theils wegen der Art, wie er sich ereignet hat, theils wegen des dadurch verursachten Unglücks, auf immer merkwürdig machen.

Man sieht es als etwas Übernatürliches an, daß dieser Eruption nicht die gewöhnlichen Anzeigen vorhergingen; jede Bewegung des Vesuvs wurde gewöhnlich durch das Vertrocknen der Brunnen in der Stadt Neapel angekündigt. Dieß Mahl fand dieses Phänomen nicht Statt, und zur großen Verwunderung der Bewohner fing der Berg in der Nacht vom 10. zum 11. September an, Flammen auszuwerfen.

Den 11. Morgens vermehrte sich der Ausbruch des Feuers, und die Lava floß nach der östlichen und südöstlichen Seite des Berges. Gegen Abend nahm die Entzündung noch mehr zu, und bey eintretender Dämmerung sahe man schon zwey schöne Feuerströme sich über den Rücken des Berges herabstürzen; während der Nacht trat keine Veränderung in dieser Lage der Dinge ein.

Den 12. Morgens hörte man ein dumpfes Tosen, welches immer mehr zunahm, Feuer und Rauch vermehrten sich in gleichem Grade, und gegen Abend wurde der Horizont ganz davon verdunkelt. Die in diesen Meergegenden gewöhnlichen Winde wehten zum Theil

von Südwest und zerstreuten die Wolken, welche sich angehäuft hatten. Der Berg fuhr fort, Lava auszuwerfen, und einen dicken Rauch, der weit und breit einen sehr heftigen Schwefelgeruch verbreitete. Das dumpfe Getöse aus den Seiten des Berges wurde zugleich immer stärker.

Voll Begierde, eine der furchtbarsten Naturerscheinungen näher zu beobachten, und Plinius Unglück vergessend, brach ich um 7 Uhr von Neapel auf, um mich an den Fuß des Vulcans zu begeben, damit ich in der Nacht seinen Gipfel erreichen könnte. Um 8 Uhr des Abends befand ich mich zu Portici. Von hier aus ist der Weg auf den Gipfel des Berges lang und beschwerlich. Ungefähr auf der Hälfte desselben trifft man eine Eremitage, welche seit langer Zeit schon den Reisenden zum Schutz und Zufluchtsorte dient, ein guter Einsiedler bewohnt sie, und reicht dem ermüdeten Wanderer gegen ein billiges Entgeld, Erquickung und Nahrung. In der Gegend dieser Einsiedeley wird der berühmte Wein, Lacryma Christi, erbaut. Von der Einsiedeley am Fuße des Kegels an, befindet sich eine gute Viertelstunde lang ein recht gangbarer Weg, allein um alsdann bis zum Krater zu gelangen, muß man einen Aschenberg fast ganz steil empor klimmen, wo man immer bis an die Waden einsinkt. Meine Reisegefährten, ich und meine Führer brachten zwey Stunden damit zu. Es war Mitternacht, als wir am Krater ankamen.

Das Feuer des Vulcans diente uns als Fackel, das Getöse hatte seit zwey Stunden gänzlich aufgehört, auch die Flamme war nicht mehr so stark; diese Umstände erhöhten unsere Sicherheit, und gaben uns den unentbehrlichen Muth, um auf einem so gefährlichen Boden fortzuschreiten. Wir näherten uns, so viel es die Hitze nur erlaubte, und zündeten die Stöcke unserer Führer in einer Lava an, welche ziemlich langsam aus den Spalten des Kraters floß. Die Oberfläche dieser entzündeten Materie gleicht ganz geschmolzenem Metalle; allein wenn sie fließt, hat sie eine Art von Schaum bey sich, welcher sich durch das Erkalten verdichtet, und dann Stücken von Schlacken bildet, welche mit Geräusch ganz brennend bis an den Fuß des Berges rollen; diese Schlacken verbreiten einen starken Geruch von Schwefelsäure, wodurch das Athemhohlen sehr beschwerlich gemacht wird.

In unserer Stellung hielten wir uns für hinreichend geschützt, und dachten deshalb gar nicht daran uns zu entfernen, da wurden wir auf ein Mahl durch einen schrecklichen Ausbruch, der flammende Felsenstücke über 100 Toisen hoch in die Luft schleuderte, von der Gefahr unterrichtet, in der wir uns befanden. Nun zogen wir uns zurück, und in fünf Minuten hatten wir den Raum hinter uns, zu dessen Erklimmung wir vorher mehr als zwey Stunden gebraucht hatten.

Wir waren noch nicht in der Einsiedeley angekommen, als ein schreckliches Getöse, als je sich hören ließ, und der Vulcan fing mit aller Wuth, und einer schwer zu berechnenden Gewalt an, eine Masse von mehreren tausend Karren voll Steine und Felsenstücke in vollem Brande zu einer außerordentlichen Höhe empor zu werfen. Da der Auswurf vertikal war, so fiel fast die ganze brennende Masse wieder in die Mündung des Vulcans zurück, welcher sie von neuem auswarf, um sie abermahls zu verschlingen, einige kleine Stücke ausgenommen, welche umher flogen, und den Neugierigen durch ihr Niederfallen erschreckten, fast wie bey Feuerwerken die umherfliegenden Racketenstöcke.

Es ist schwer einen solchen Anblick zu beschreiben oder zu mahlen. Man denke sich eine ungeheure Feuergarbe bey einem Feuerwerke, welche 8 bis 10 Stunden hinter einander aufsteigt, und man hat doch nur ein sehr schwaches Bild von dem, was die Natur hervor bringt.

Ich hatte mich niedergesetzt, um, weil ich mich außer aller Gefahr glaubte, über die Ursachen und Wirkungen dieser großen Naturerscheinung nachzudenken; da bemerkte ich nach einiger Zeit, daß die brennenden Felsenstücke, welche der Vulcan auswarf, an Größe sich verminderten; das Getöse, das Feuer und der Rauch schienen gleichfalls an Stärke, Dichtigkeit im gleichen Verhältnisse abzunehmen; diese Umstände veranlaßten mich zu einer Vermuthung. Sollten nicht diese Felsenstücke und Steine dadurch, daß sie von dem Vulcan ausgeworfen und wieder aufgefangen werden, endlich schmelzen, und zum Theil eine ergänzende Materie der Lava bilden? Man sollte dieß wohl um so eher annehmen dürfen, je mehr der Vulcan; nach dem Ausbruche, ohne Erschütterung eine ungeheure Menge von Lava auf der Höhe des Berges in allen Richtungen ausströmte, und ich sahe Feuerströme über einen Boden fließen, worauf ich noch vor Kurzem gegangen war.

Der 13te fing sich fast mit denselben Erscheinungen an, wie der 12te, der Vulcan war ruhig, und die Lava floß langsam in den Betten, welche sie sich in der Nacht gemacht hatte, allein gegen 4 Uhr Nach-

mittags kündigte ein anhaltendes, furchtbares Tosen von häufigen Donnerschlägen begleitet, einen neuen Ausbruch an; die Stöße des Vulcans waren so heftig, daß ich in dem Fort l'Oenf, welches auf einem Felsen liegt, in einer Entfernung von vier französischen Meilen Oscillationen fühlte, welche denen bey einem Erdbeben glichen.

Um fünf Uhr begann der Ausbruch, und verlängerte sich bis weit in die Nacht hinein; dieses Mahl strömte die brennende Materie auf allen Seiten des Berges mit beyspielloser Gewalt herab, der ganze Berg stand im Feuer, und die Lava hat große Verwüstungen angerichtet, Häuser und Grundstücke sind verschlungen worden, und noch jetzt suchen trauernde Familien das Erbtheil ihrer Väter unter einer unzerstörbaren Lavadecke.

Um zehn Uhr Abends konnte man nicht mehr zur Einsiedeley kommen, ein Feuerstrom versperrte den Weg. Die auf der südöstlichen Seite des Berges gelegenen Gemeinden haben noch weit mehr gelitten. Der Vesuv war eine einzige ungeheure Flamme, welche dem Schiffer weit, weit ins Meer hineinleuchtete u. s. f.

Die Ruine.

Tempora si fuerint nubila, solus eris.

Ovid.

Es war eine Zeit, da blühte die Welt
Im jugendlich blühenden Lenze,
Das Leben, der Freude innig vermählt,
Umhingen noch Blumen und Kränze.
Die Zeit ist dahin, der Lenz hat verblüht,
Und die herrliche Welt lebt nur im Lied.

Da prangte ein Tempel in stolzer Pracht
Getragen auf goldenen Säulen,
Er leuchtete hin durch des Lebens Nacht,
Durch der Welt unendliche Meilen.
Den Tempel hat sich die Freundschaft geweiht
Und zu ihren Priestern die Freunde gereiht.

Hell glänzte des Tempels hehres Licht
Geborgt vom Schimmer der Sonne; —
Da trübten den Himmel die Wetter noch nicht,
Da ereilte der Schmerz nicht die Wonne.
Doch das Schicksal webt' einen finstern Flor,
Und es brach eine furchtbare Nacht hervor.

Und die Sonne verhüllte ihr Strahlenbild,
Und der Morgen lag hinter Gewittern,
Und Verderben drohte dem schönen Gefild,
Und der Tempel begann zu erzittern;
Und Säule auf Säule erbebte und brach,
Und das goldne Gebälke stürzte nach.

Und das Schicksal führte die Göttinn daher,
Doch der Dom will sich nimmer erbauen;
Im Sturme besteht keine Stütze mehr,
Nur im Glücke lacht das Vertrauen.
Die Sonne verglüht, der Freund entflieht,
Und des Tempels Nahme lebt nur im Lied.

v. Saal.

Pechkränze.

In der Kunst muß man stets das Höchste wollen und vollbringen. Wer keine Iliade schreibt, ist nicht nur kein Homer: er ist kein Dichter.

Es ist besser gehaßt, als verachtet werden. Darum seyd lieber stolz, als eitel.

Der Schwärmer gleicht einem Haus in Flammen. Ihn laßt in Gottes Nahmen brennen, und sucht bloß die ihm nahe sind zu retten.

Wenn je der Himmel nicht ganz leer von Menschen ist, so möchte ich im Ernste fragen, woher der liebe Gott sie genommen hat.

Unsere Kritiker sind umgekehrte Herkulesse. Statt den Stall des Augias zu reinigen, legen sie eigene Ställe an, deren Unrath die Kräfte eines zehenfachen Herkules zu Schanden machen würde.

Es ist eine sehr naive Klage der Deutschen, daß es ihnen an Satyrikern fehlt. Kein Juvenal und kein Swift, der Teufel mag es mit euern Narrheiten aufnehmen.

Ich möchte gewissen Leuten für ihr Unwesen keine andere Strafe wünschen, als daß sie Augenzeugen seyn müßten, wie der durch ihre plumpen Hände erbaute Tempel des Ruhms in hundert Jahren als ein Tollhaus dasteht.

Der Esel in der Fabel, der nach dem todten Löwen schlug, war eine Erzmemme gegen seine heutigen Brüder, die auf zwey Füßen gehen, und neue Systeme erfinden. Zwar toben auch diese entsetzlich gegen todte Löwen, haben aber zugleich die Tollkühnheit, sich an die lebenden zu wagen. Eben so wenig nehmen sie den, der sich in die Löwenhaut kleidete, zum Muster: denn ihre Ohren sind ihnen zu lieb, um sie zu verstecken, und sie wollen keine schreckliche Löwen, sondern nur schreckliche Esel seyn.

Unsere neuesten Homere sind ganz andere Leute, als der griechische. Alle Welt muß ihnen das Zeugniß geben, daß sie nicht zuweilen schlafen, sondern zuweilen — wachen.

Der Ausdruck: Er beleidigt kein Kind, muß nothwendig seinen Ursprung den Zeiten der Barbarey zu danken haben: denn nur Barbaren können es für einen geringern Frevel halten, Kinder als Erwachsene zu beleidigen. Übrigens wünschte ich nichts mehr, als daß man von gewissen gelehrten Leuten, deren Eigendünkel sie glauben macht, sie wären die wahren Kinderheilande, nur wenigstens sagen könnte: Sie beleidigten kein Kind.

Ihr guten Leute, ihr müßt nicht glauben, daß, weil euch der Kopf brennt, ihr darum auch Licht darin habt.

Verachtet keine Anstalt darum, weil sie nicht alles leistet. Es wird freylich noch immer gestohlen, so viele Diebe man auch aufknüpft. Aber ich möchte deßwegen doch nicht rathen, den Galgen abzuschaffen.

Der weise Salomo hat Recht: Wenn du den Narren in Mörser thätest, und stampftest ihn wie Grütze, so wiche seine Narrheit nicht von ihm. Aber thue ihn nichts destoweniger hinein, und stampfe ihn nach deinen besten Kräften.

Prüfet alles, und das Gute behaltet, lehrt uns die Bibel. Aber der Wahlspruch unserer Tage bey Neuerungen ist: Prüfet nichts, und behaltet alles.

Das Leben ist eine Bürde, die immer schwerer wird, je länger man sie trägt, und an der wir uns endlich zu Tode schleppen.

Es ist noch die Frage, ob nicht mehr Todtschläge mit der Feder, als mit dem Schwerte verübt werden. Die kriegerischen Schwerter ruhen doch zuweilen, aber welcher Friede setzt der Wuth der Federn ein Ziel? Könnten diese, wie jene, sich in Pflugscharen verwandeln, wo würde der Ackerbau einen größern Flor erlangen, als in Deutschland?

Glückliches Glück, daß du blind bist! Du würdest verzweifeln, wenn dir plötzlich die Augen über deine Günstlinge aufgingen.

Es ist lächerlich, daß gewisse Tragiker unter den Deutschen mit ihrem kleinen Genie so hoch auf die große Kunst der Franzosen herabsehen.

Es gibt Leute, die unaufhörlich das Knopfloch betrachten, in welchem der Verdienst-Orden hängt, den sie sich selbst ertheilt haben, und der also auch nur ihnen sichtbar ist.

Ein gelehrter Knabe von acht Jahren ist freylich ein Wunder. Aber jedes Wunder spottet der Natur, und diese läßt ihrer nicht spotten. So lange sie also dem unmündigen Gelehrten zu seiner Weisheit nicht auch einen Bart verleiht, so lange hat man Ursache zu zweifeln, daß sie sich mit seiner voreiligen Mannheit ausgesöhnt habe. Überhaupt ist es grausam, einem Kinde die süße Unbefangenheit seines Alters zu rauben: denn nimmermehr wird man mich bereden, daß sich diese mit der Vielwisserey verträgt. Endlich glaube ich auch, daß ein neues Wunder dazu gehört, wenn ein Knabe, den man in der Welt herumführt, um ihn gleich einem abgerichteten Elephanten begaffen und bewundern zu lassen, nicht noch ehe er halb zum Jünglinge reift, ein Opfer des kläglichsten Eigendünkels wird.

Es gibt ein Instrument, bey dem man sich bald tausend Ohren, und bald gar keine wünscht, und ich preise den verheiratheten Leser des Sammlers glücklich, den die Zunge seiner Frau nur die Hälfte dieses Räthsels errathen läßt.

Weisser.

Notitzen.

Wien. — Herr Charle, der sich erster Bauchredner von Frankreich nennt, unterhält das Publicum während seiner Durchreise nach Petersburg mit seiner Kunst im kleinen Redouten-Saale. Frankreich war von jeher das Vaterland der Bauchredner; seine Sprache und das geläufige Organ seiner Bewohner scheinen dieser Kunst, welche bisher noch immer ein Räthsel für die Physiologen ist, besonders günstig zu seyn. Mit einer ungemeinen Geläufigkeit und einer bewunderungswürdigen Abwechslung der Stimme hält er Gespräche zwischen zwey, drey und vier Personen, wobey ihm freylich die Schmeidigkeit seines natürlichen Organs, und der Umstand, daß er dort, wo er mehrere Menschen sprechen läßt, theils unter einem Schirm, theils mit dem Kopfe von den Zuhörern abgewendet, spricht, man also nicht sehen kann, ob er sich nicht seiner Lippen bedient, zu Statten kömmt. Sehr gut gelingt es ihm, die Töne aus der Entfernung und aus der Tiefe hervorkommen zu lassen. Täuschend ist ein Streit zwischen einem Bedienten im Keller und seinem Herrn, der ihm ruft. Sehr komisch war ein Gespräch, das der Künstler in der Mitte der Zuhörer hielt, bey welchem er die Antworten aus dem stattlichen Bauche eines derselben hervorkommen ließ. Die Karten- und mechanischen Künste, die Herr Charle, um die Zeit einer Stunde auszufüllen, vorangehen läßt, sind von keiner großen Bedeutung.

Gedruckt bey Anton Strauß in Wien.



Der Sammler.

Donnerstag, den — 137. — 15. November 1810.

Ehemahls und jetzt!

Zu meiner Zeit war es anders! Dieß Wort ist schon oft gesagt, und wird wiederhohlt werden, so lange die Welt steht. Von der lieben Jugend vornähmlich wird kein Wort ungerner gehört, und das sehr natürlich, weil es meistens mit einem grämlichen Gesichte ausgesprochen, und von Seufzern über die böse, verderbte Welt begleitet wird. Die grämlichen Gesichter und das Seufzen liebe ich so wenig, als die junge Welt sie liebt; ich freue mich vielmehr, wenn ich etwas besser sehe, als es zu meiner Zeit war. Wer das Gute, was er selbst nicht genossen, anerkennt, gegen den sey man immer etwas nachsichtig, wenn er das überschätzt, wobey er fühlt, daß es den Grund zu seinem Lebensglück legte.

Anders waren zu meiner Zeit die Sitten, anders die Bedürfnisse, also auch ganz verschieden die Ansicht, die man über weibliche Bildung hatte. Von einem Mädchen verlangte man vorzüglich nur, daß sie zu einer guten Hausmutter erzogen werde. Die Erziehung der Tochter war gänzlich das Geschäft der Mutter, und bestand meistens in Beyspiel: ein Mädchen wurde erzogen, ohne selbst zu wissen wie. Eine gute Mutter hatte aber auch nichts dawider, wenn der Vater sich mit um die Töchter bekümmerte, und ihnen Gelegenheit gab, ihren Geist auszubilden. Nur hielt sie strenge Wache, daß nur die Nebenstunden auf etwas verwandt wurden, was ihrer Tochter den damahls verhaßten Nahmen eines gelehrten Frauenzimmers verschaffen konnte. Da nun die meisten Väter den größten Theil der Zeit ihrem Berufe widmen müssen, so trafen die Freystunden der Väter und Töchter häufig zusammen, und wie herzlich freute sich dann ein Mädchen, wenn sie durch Lesen und Gespräch manches Lehrreiche und Angenehme einsammeln konnte.

Frühe schickte man zu meiner Zeit die Kinder in die Schule, damit man im Hause mehr Ruhe habe, und sie selbst an Stillsitzen und Ordnung gewöhnt würden. Die sogenannte kleine Schule reichte für die Bedürfnisse der Seele bis ins achte Jahr. Hier lernte ein Kind lesen, und wie es darin fortschritt, den kleinen Katechismus, und einige Sprüche aus der Bibel. Morgens und Nachmittags mußte es hier zwey Stunden geduldig ausharren, wenn es gelobt werden wollte, und kam es zu Hause, so durfte es spielen. Vom fünften Jahre an ward ein Mädchen auch wohl Abends eine Stunde in die Strickschule gesandt. Vom achten Jahre an durften die Kinder in die große Schule gehn, die Morgens um sieben Uhr mit einer Bethstunde in der Kirche anfing. Hier ward ein Lied gesungen, und jedes war mit einer Handlaterne versehn. Vor acht war alles in der großen Schulstube versammelt, wo zwey Lehrer die Aufsicht hatten. Zur Rechten des ersten Lehrers saßen am langen Tische die Mädchen, zur

Linken die Knaben. Hier las man zuerst ein Paar Kapitel der Bibel, und hörte eine Erklärung darüber an; dann mußte man rechnen und schreiben, und wer seine Sachen schnell und gut gemacht hatte, durfte ein selbstgewähltes Lied aus dem Gesangbuch auswendig lernen. Einige Stunden in der Woche hörte man auch bey ausgebreiteten Landcharten etwas von der Einrichtung der Welt, die Nahmen der Könige und Fürsten, und welches Land jedem gehörte. Was man davon gefaßt hatte, schrieb man sich in ein kleines Buch. Das Zusammenlernen der Knaben und Mädchen ward dadurch weniger schädlich, daß sie strenge gesondert blieben, selbst nicht einmahl mit einander aus der Schule gehen durften. Nachmittags von vier bis sechs sandte man ein Mädchen in die Nähschule, um eine regelfeste Naht und einen gründlichen Saum nähen zu lernen, auch wohl zur Aufheiterung ein Zeichentuch. So wie ein Mädchen aus der Schule kam, mußte es irgend ein bestimmtes Geschäft im Hause besorgen, und wenn kleinere Geschwister da waren, diese beschäftigen. Dann erst durfte es mit der Puppe spielen.

Im dreyzehnten Jahre fing eine neue Lebensperiode an. Man nahm die Mädchen aus der öffentlichen Schule, und ließ sie bloß des Abends in eine Privatstunde gehn, um die Übung im Rechnen und Schreiben fortzusetzen. Dann wurden sie Vor- und Nachmittags in die Nähschule gesandt, und lernten feinere Sachen arbeiten. Reiche Ältern sorgten auch wohl für Unterricht in Musik und Tanzen, manche sogar im Zeichnen. Mit dem fünfzehnten Jahre mußte ein Mädchen ernsthafter im Hause mit angreifen. Wo mehrere Töchter waren, wurden die Geschäfte nach Geschicklichkeit und Kräften gleichmäßig vertheilt; bey einer einzigen wurde dem Gesinde mehr überlassen. Morgens ward einem Mädchen nicht erlaubt, sich zu schmücken, ehe sie ihr Bette gemacht, und die unter ihrer Aufsicht stehenden Zimmer geputzt hatte. Mußte sie die Küche besorgen, so legte sie Nachthaube und Leibchen nicht ab, ehe sie zu Tische ging, und die Küchenschürze durfte bey der Arbeit nicht fehlen. Eigentliche Freystunden gab es wenig: Morgens vor sieben, so viel sich eine vom Schlaf abbrechen wollte, eine nach Tisch, und im Sommer Abends nach sieben, wo man gewöhnlich zu Nacht speiste. Der Abend des Sonnabends war Winters und Sommers frey. Besuche geben und nehmen wenig Sitte; ein Mahl die Woche höchstens; sogar Spazierengehn wenig. Desto mehr Freude machte aber auch ein Gang ins Grüne. Die Sommerabende wurden häufig im Freyen zugebracht. Dann sammelten sich mehrere Familien, um nach einem nahen Walde zu gehen, die Jugend singend voran. Vorzüglich groß war der Jubel, wenn der Mond schien, die Nachtigall sang, und man sich schauerliche Geschichten erzählte. Ein Fest, worauf man sich das ganze Jahr freute, war eine Spazierfahrt, die mit Sonnenaufgang begann, und bis spät am Abend dauerte. Hieran nahm alles im Hause, selbst das Gesinde, Theil. War der Wagen, der viel fassen konnte, für eine Familie zu groß, so bath man Freunde dazu, und die Hausmutter sorgte für guten Vorrath von kalter Küche und Erfrischungen, damit es im Walde, wo keine Herberge war, an nichts fehle. Die Kinder genossen lange die Freude voraus, im Frühlinge die ersten Veilchen und Vergißmeinnicht zu suchen, die ersten Schleeblüthen und Schlüsselblumen zum Thee zu hohlen, und, wenn das Korn in Ähren stand, Tremsen zu pflücken. Da saßen sie denn Abends, und machten Sträuße und Kränze, während ihnen die Mutter oder die älteren Geschwister Geschichten erzählten. In Familien, wo etwas auf die Bildung gesehen ward, sorgte der Vater für nützliche Bücher in den Freystunden, und las oft selbst vor, am Abend, während die Seinen sich mit Handarbeiten beschäftigten. Für die Morgenstunde bestimmte er, nachdem in der Bibel gelesen war, etwas Ernsthaftes. Auch gab er Fabeln und Lieder zum Auswendiglernen, und ließ sich, bey der Zurückgabe der Bücher, schriftliche Auszüge von den Stellen zeigen, die besondern Eindruck gemacht hatten. Der Sonntag war der Tag der allgemeinen Freude. Vormittags ging man in die Kirche, und mußte Mittags bey Tische den Hauptinhalt der Predigt erzählen können. Nachmittags ging ein Mädchen, bis zur Confirmation, in die öffentliche Kinderlehre. Nach drey Uhr gab und nahm jedes Besuche, und es gesellte sich Gleiches zu Gleichem. Im Sommer ging man spazieren, im Winter wurden gesellige Spiele gespielt, still und tobend, wie es die Laune begehrte. Im vierzehnten Jahre ward ein Mädchen zum Prediger in den Confirmationsunterricht gesandt, im fünfzehnten confirmirt, und hatte dann noch ein Jahr an den Stunden Theil, ehe sie mit der Familie zum Abendmahl ging. Vor diesem Zeitpunct erschien kein Mädchen in der sogenannten großen Welt, hatte auch nie den Muth, irgend ein Wort mit zu reden. Nun ließ man sie an Bällen und Concerten Theil nehmen, die damahls eine viel seltnere Erscheinung waren, und nahm sie auch mit in die Gesellschaft der Erwachsenen.

Einfacher war man zu meiner Zeit in der Kleidung, weniger wandelbar in den Moden. Im Sommer trug man Kleider von Waschzeug, im Winter von Wolle, und nur zum höchsten Staat seidene. Im Sommer bekam ein Mädchen jede Woche ein reines Leibchen nebst Unterrock; zwey Mahl die Woche ein reines Halstuch, Haube und Schürze; das Winterkleid hielt vom Herbst bis Frühling vor. Sonntags nach der Predigt mußten die Festkleider ausgezogen, und ordentlich verwahrt werden. Für den Nachmittag hielt man das Mittel zwischen geputzt und ungeputzt. Die Alltagskleider wurden im Hause gemacht; bey den Sonntagskleidern war man eingedenk, daß der Schneider auch bethet: Unser tägliches Brod gib uns heute! Auch die häuslichen Arbeiten wechselten mit der Jahreszeit. Am Michaelistage wurden die Spinnräder in Ordnung gebracht, und dann entstand ein Wetteifer in den Familien, die zusammenhielten, wer das meiste und schönste Garn lieferte. Es gab wenig Mädchen, die nicht einen bedeutenden Theil ihrer Aussteuer selbst gesponnen. Ein Tag der Woche ward höchstens ausgesetzt, um das Unentbehrlichste auszubessern. Wer den besten Faden spann, mußte den Zwirn zum Nähen liefern. Eine Ehre, auf die man stolz seyn durfte! Je näher der Frühling kam, je langsamer freylich rollten die Räder, doch ward selten vor Ostern Halt gemacht. Bis Johannis ward dann fleißig genäht und gestrickt, damit es in keinem Stück am täglichen Bedürfniß fehle. Dann fand man die Mädchen auch wohl am Stickrahmen, welches sie als Belohnung des Fleißes ansehen mußten. Auch in der Gartenarbeit wurden die Mädchen geübt. Hatte der Taglöhner im Frühjahre das Land gegraben, und in Beete abgetheilt, dann ging die Mutter mit einem Körbchen voll Säckchen und Tüten voran, die Mädchen folgten mit Rechen und anderem Gartengeräth, sahen erst, wie man's macht, und legten dann selbst Hand an. Jeden Tag ging man nun in Gemeinschaft hin, zu sehen, ob etwas Gutes hervorkeimte, und etwas nicht Gutes auszurotten war. Das Gemüse selbst zu pflücken und zu schneiden, war eine der größten Freuden, wozu nur die Verständigen gelassen wurden. Blumen zu ziehen war jedes Mädchens Lieblingsgeschäft, denn keine erschien gern am Sonntag in der Kirche ohne einen hübschen Strauß. Manche häusliche Geschäfte, wozu mehr Hände brauchbar sind, wurden als Feste betrachtet, wozu jedes Mädchen ihre liebsten Freundinnen einladen durfte, als Obst brechen, Einschlachten, Bohnen schneiden, Wäsche falten. Dabey ward gesungen und geschäkert, und wenn alles fertig war, Blindekuh gespielt. War eine krank, so entbehrte sie der ausdauernden Hülfe ihrer Gespielinnen nie, in der Nacht so wenig, als bey Tag. Auch zur geräuschlosen Wohlthätigkeit sahen sie mehr Beyspiele, als sie davon reden hörten, selbst in Familien, wo es sehr beschränkt herging.

Fröhlich, thätig und anspruchlos trat zu meiner Zeit ein Mädchen in die Welt, ihr drohte keine Störung ihrer Heiterkeit dadurch, daß sie manches gelernt hatte, um es zu vergessen. Im Bezirk ihres Hauses war sie gewandt und unverlegen, sie hielt keine Arbeit für zu niedrig. An ihre Ältern und ans älterliche Haus hatte sie eine unbegränzte Anhänglichkeit. Sie war gewohnt zu schweigen, wenn Ältere redeten, bescheiden in ihren Bedürfnissen, in ihren Wünschen nach Vergnügen leicht befriedigt, zuvorkommend und dienstfertig gegen Freunde und Bekannte. Irgend ein Opfer zu bringen ward ihr nicht schwer, weil sie gewohnt war, wenig an sich selbst zu denken. Gegen die Stürme und rauhen Klippen des Lebens trug sie manchen stillen Trost im Herzen, an einem kräftigen Spruch der Bibel, und einem Liede aus ihrem Gesangbuche. Schüchtern freylich, fast blöde, war sie außer ihren Wänden, wenige gab es, die nicht roth wurden und verlegen, wenn ein Fremder sie anredete. Mit großer Furcht übernahm sie ein eigenes Hauswesen, besonders wenn das Schicksal es fügte, daß sie einem Mann in die Fremde folgen sollte.

Ehemahls setzte man vielleicht bey der Bildung eines Mädchens das Schöne zu sehr unter das Gute und Nützliche, hielt sie zu strenge und zu lange in dem Bezirk ihres Hauses, gab ihrem Geist zu wenig Nahrung. Doch, meine ich, verdiente es wohl eine Untersuchung, ob man jetzt das Schöne nicht zu sehr über das Gute und Nützliche hebt, ob man nicht durch zu frühes Einführen in die Welt den Mädchen die Freude an Häuslichkeit raubt, und ihnen eine zu niedrige Ansicht ihres Berufs gibt; ob man ihnen nicht durch zu viel Nahrung für den Geist, und durch Erlernung zu vieler Künste, die im gewöhnlichen Leben nicht anzuwenden sind, Anlaß zur Anmaßung gibt, und auf ihren Lebensweg den Samen zu manchen trüben Stunden streut, die das Aufopfern von Lieblingsneigungen nothwendig zur Folge hat.

Im Stillen zu wirken, mit Leichtigkeit und Heiterkeit ihr Haus zu verwalten, die Stirne des Mannes zu erheitern, wenn er des Tages Last getragen,

seine Sorgen zu theilen und zu vermindern, sich selbst vergessen zu können, war ehemahls und ist jetzt der Beruf des Weibes. Geistige Unterhaltung fordern wenig Männer von ihren Weibern, aber ein empfängliches Herz dafür machte manche Ehe auf die Dauer glücklich. Manches Weib wirkte fröhlicher und thätiger in ihrem Beruf, wenn sie in den Ruhestunden Hebung der Seele und Vermehrung ihrer Kenntnisse bey ihrem Manne fand.

E.

Miscellen.

Herr Claudius Buchanan hat zu Fort-William in Bengalen ein Werk herausgegeben, in welchem er die Verbreitung der christlichen Religion nicht dringend genug empfehlen kann. Das Werk mag unübersetzt bleiben, weil es nur ein locales Interesse hat; manche Nachrichten verdienen jedoch ausgehoben zu werden. So bemerkt er, daß man von neuem das Gesetz gegen das Verbrennen der Weiber hat schärfen müssen, indem während sechs Monathe (im Jahr 1808) sich 116 Weiber in einem Umkreis von 30 englischen Meilen um Calcutta verbrannt haben. — Jährlich versammeln sich beym großen Tempel zu Jaguernat über 700,000 Pilgrimme, und die Zahl derjenigen, welche sich unter die Räder der Götterwagen werfen, aus Mangel an Lebensmitteln umkommen, oder durch die Habsucht der Braminen ruinirt werden, ist unglaublich. Rund um den Tempel liegen Haufen von Gebeinen. — Im August 1802 wurde das Opfern der Kinder streng untersagt, aber ohne merklichen Erfolg. — Die Koolies oder die heiligsten unter den Braminen haben das Privilegium, 100 Weiber nehmen zu können; die Weiber bleiben bey ihren Ältern, und der Koolie macht seine Tour nach Belieben. Die Fruchtbarkeit dieser sonderbaren Ehe ist außerordentlich, und für die Vertheidiger der Polygamie ein neues Argument. Die Bibel wird gegenwärtig zu Fort-Williams ins Chinesische übersetzt; die Genesis und das Evangelium Matthiä sind bereits abgedruckt.

Räthsel.

Mein Vaterland ist nicht der kalte Norden,
Denn ich gedeih' und reif im warmen Süden nur,
So lieblich ich auch bin, so zeigt doch meine Spur
Verwüstung, Blutvergießen, Morden;
Doch schmück' ich oft des schönsten Mädchen Haar,
Und schimmere an ihrem Hals und Busen,
Es brachte selbst ein Priester deutscher Musen,
Als Weihgeschenk mir eine Ode dar.
Vor meinem Glanz muß ja der Purpur weichen;
Der Kühnste wird durch meine Gluth geschreckt,
Und wehe dem der ein Mahl mich geschmeckt,
Denn nichts erlöst ihn aus des Todes Reichen.

Notizen.

Wien. — Am 8. d. M. spielte Herr Ochsenheimer die Rolle des Lieutenants Wallen in dem Lustspiele: Stille Wässer sind betrüglich. Alles was wir in diesen Blättern über Besetzung Weidmannischer Rollen gesagt haben, bestättigte sich auch an diesem Abende.

Hr. Ochsenheimer spielte vortrefflich; ja, ohne dem Andenken des großen Kemlers nur im mindesten nahe zu treten, mußte man eingestehen, daß die Figur des Hrn. Ochsenheimer dieser Rolle weit angemessener sey, als die Person Weidmanns es war. Dennoch war der Beyfall in viel zu geringem Verhältnisse mit dem Verdienste des Schauspieles; und es ist zu fürchten, daß bald unsere ersten Künstler es für undankbare Arbeit halten werden, Weidmannische Rollen zu übernehmen.

Noch waren in diesem Stücke der Part des Hauptmanns, und des Kammerjunkers neu besetzt. Ersteren spielte Hr. Karl statt Hrn. Hannens, wobey diese Rolle weder gewonnen noch verloren hat. Letztern gab Hr. Dupree ohne Vergleich besser als der (den Göttern sey Dank!) ausgetretene Hr. Frankstein. Hr. Dupree gehört ohne Zweifel unter unsere bessern Schauspieler; Verstand und Studium sind in seinen Darstellungen unverkennbar; nur sein Organ ist ihm nachtheilig, und macht, daß man ihn bloß bey völlig ruhigem Theater — folglich selten — verstehen kann.

M.

Frankreich. — Noch immer erheben sich bedeutende Stimmen gegen die Jury bey Criminalfällen. Ein gewisser Herr Delacroix hat vor kurzem in öffentlichen Blättern folgende, am Ende des Septembers zu Versailles wirklich vorgefallene Thatsache angeführt, und dabey auf die Schwierigkeit aufmerksam gemacht, ihn durch Geschworne entscheiden zu lassen. Ein Mann nähmlich, der Nachts bey seiner Frau lag, stürzte, wie er sagte, von Rauch halb erstickt, aus dem Bette; kaum blieb ihm so viel Kraft und Zeit, die Stubenthüre zu öffnen, ganz außer sich in den Hof zu laufen, und um Hülfe zu rufen. Seine Nachbarn liefen auf sein Geschrey herbey; es gelang ihnen, das Feuer, welches das Bette ergriffen hatte, zu löschen; allein seine schwangere Frau ward ein Raub der Flammen, von denen kein Funken an ihn gekommen war. Jetzt kommt es darauf an, zu untersuchen, ob dieser Mann, gegen den ein Argwohn der Eifersucht obwaltet, und gegen welchen sich auch einige Zeugen-Aussagen erheben, eines abscheulichen Verbrechens schuldig, oder ob er bloß unglücklich ist. Hat er seine Frau umgebracht, und Feuer an sein Bett gelegt, um sein schweres Verbrechen den Augen der Justiz zu verbergen, oder hat er, bedrängt von einer um sich greifenden Gefahr nur daran gedacht, sein Leben zu retten, ohne daß es ihm einfiel, daß auch das Leben seiner Gattinn bedroht sey? — Wie schwer ist nun nicht ein solcher Fall für eine Jury zu entscheiden!

(Dieser kalte abscheuliche Bösewicht ist schuldig befunden, und zum Tode verurtheilt worden.)

Auflösung der Charade in Nro. 130.

Schildkröte.



Der Sammler

Samstag, den — 138. — 17. November 1810.

Propertia von Rossi.

Unter der Regierung Papst Clemens des VII. lebte zu Bologna eine junge Künstlerinn, Propertia von Rossi, reich begabt an Geist und Gemüth. Sie führte mit gleicher Geschicklichkeit den Meisel und den Pinsel; machte schöne Zeichnungen zu Gebäuden, stach in Kupfer, und hatte die schönste Stimme von der Welt; doch sang sie bloß zu ihrem Vergnügen. Die Natur hatte auch ihre Gestalt nicht vernachlässigt. Sie war von edler, einnehmender Bildung, aber ein stiller Ernst lag über ihrem ganzen Wesen, und sie schien nicht so recht in dieser Welt einheimisch zu seyn.

Propertia lebte sehr eingezogen, und die Kunst war ihr Alles. Ihre einzige Freundinn, Angelika mit Nahmen, hatte vor kurzem den Schleyer genommen, und nun verschloß sich ihr Herz, wie die Blume sich verschließt, wenn ihr das Licht entzogen wird. Propertia mahlte ihre Freundinn, ehe sie das Noviziat antrat, als heilige Agnes; denn diesen Nahmen hatte sie im Kloster angenommen. Das Bild hing in ihrem Zimmer, und war mit einem schwarzen Flor bedeckt. Die Urselinerinnen, bey welchen Angelika eingekleidet war, bathen Propertien um ein Bild für ihr Speisezimmer. Die Künstlerinn war sehr willig dazu, und verfertigte eine Ruhe auf der Flucht nach Ägypten. Der himmlische Liebreitz in den Gestalten der Mutter und des Kindes, die schöne Zeichnung und das einfache, aber warme und frische, Colorit, zogen jedes Auge und jedes Gemüth an. Einige Personen hatten es gesehen, und nun drängte sich halb Bologna in die Werkstätte der bescheidenen Künstlerinn, welcher das Lob nur lästig war.

Als sich einst die Menge der Gaffer wieder verlaufen hatte, blieb noch ein junger Mann von einfacher, aber geschmackvoller Kleidung vor der Staffeley, worauf das Bild stand, wie eingewurzelt stehen. Propertia bemerkte ihn jetzt erst, und nicht ohne eine sonderbare Bewegung in ihrem Innern. Der Fremde mochte in dem Alter von fünf und zwanzig Jahren seyn. Er hatte eins von den seltenen Gesichtern, denen man sich auf den ersten Blick mit Vertrauen hingibt, und eine sanfte Schwärmerey lag in seinem Auge. Er schien noch immer nicht zu bemerken, daß er allein da stehe; Propertia wurde unruhig, denn die süße Gewalt der Liebe bemächtigte sich ihres ganzen Wesens.

Der Schlag einer Wanduhr brachte den Fremden zur Besinnung — er schaute um, und fand sich zu seinem Erstaunen mit der Künstlerinn allein. Nach einer feinen Entschuldigung äußerte er den Wunsch, eine verkleinerte Copie des Gemähldes zu besitzen, welches ihn der Gegenwart so ganz entrückt hatte. Propertia versprach es mit zitternder Stimme, und der Fremde entfernte sich, nachdem er ihr noch vorher seinen Nahmen und seine Wohnung gesagt hatte. Er hieß Leone,

war aus Palermo, und hielt sich wegen einer Erbschaft in Bologna auf.

Propertia warf sich in einen Armstuhl — ihr Gemüth war in Aufruhr: sie sah nichts als die Gestalt des Fremden. Eilig sprang sie jetzt auf, nahm Papier und Kreide, und zeichnete Leone's Bild in kecken Umrissen so sprechend hin, daß sie selbst, ob der täuschenden Ähnlichkeit, ein kleines Grauen ergriff. Sie mußte ihr Auge abwenden von der Gestalt; ein verzehrendes Feuer floß durch ihre Adern — sie warf sich vor einem Crucifix nieder, und Thränen beschwichtigten allmählig den Sturm ihrer Brust. —

Leone kam von Zeit zu Zeit, denn er hatte sich die Erlaubniß erbethen, der Künstlerinn bey ihrer Arbeit zusehen zu dürfen. Propertia wurde ruhig, wenn sie ihn sah, und alles gestaltete sich leichter und anmuthiger unter ihrer Hand, so lange er ihr zur Seite saß; aber sie vermochte auch nur mit Mühe etwas hervorzubringen, sobald er hinweggegangen war.

Eines Tags saß sie in stiller Wehmuth in ihrem Cabinet, und sang mit ihrer himmlischen Stimme ein Canzone von Petrarka. Leone trat herein, und wie vom Geist der Lieder ergriffen, nahm er ihre Hand, und drückte einen langen Kuß darauf. Propertia gerieth in Verwirrung — sie verließ eilig ihren Platz, langte nach Palett und Pinsel, und fing zu mahlen an.

Leone ging etwas zerstreut im Zimmer auf und nieder, sah das verhüllte Bild Angelika's, und zog den Flor ab. Bist du schon unter den Heiligen, seufzte er, und stand verloren im Anschauen der Erscheinung.

Propertia trat zu ihm hin. Es ist das Bild meiner Freundinn, sagte sie.

Ihrer Freundinn? Ich kannte ein Mädchen in meiner Vaterstadt — sie war freylich erst zwölf Jahre alt, und dieß ist eine Gestalt von siebzehn oder achtzehn — aber ich glaube doch jene Züge hier wieder zu finden.

Meine Freundinn ist aus Palermo. Vor fünf Jahren erst ließ sich ihr Vater häuslich in Bologna nieder, und starb vor einiger Zeit aus Gram über einen verlornen Proceß, wodurch er in Armuth gerieth. Angelika ließ sich vor fünf Monathen bey den Urselinerinnen einkleiden.

Sie hat also das Gelübde noch nicht abgelegt?

Noch nicht, versetzte Propertia mit schwacher Stimme, denn eine schwarze Ahnung flog durch ihre Seele.

Leone nahm Abschied, und eilte wie auf Flügeln aus dem Hause. Propertia konnte keinen Gedanken festhalten — es war ihr, als müßte sie lebendig in ein Grab steigen.

Gegen Abend erhielt sie folgendes Briefchen von ihrer Freundinn:

„Ich habe den Freund meiner Kindheit wieder gefunden! Mein guter Engel hat ihn von Palermo herübergebracht, damit er mich aus diesen freudenlosen Mauern errette, und mich dahin führe, wo der Himmel meiner Heimath so freundlich lacht. Morgen verlasse ich das Kloster, und fliege an der Hand Leone's in deine Arme."

Propertia wurde still und kalt, nachdem sie das Blatt gelesen. Sie schrieb einiges, und schickte hierauf zu Leone, und ließ ihn zu sich bitten. Er kam. Ich fordere etwas von Ihnen, sagte sie mit erzwungenem Lächeln, das Sie mir nicht abschlagen dürfen.

„Wenn es in meiner Macht steht?"

Es hängt von Ihrem Willen ab.

„So haben Sie im voraus mein Wort."

Es ist diesen Abend Maskenball beym Prinzen **. Ich war oft geladen, fühlte aber nie einige Neigung, hinzugehen. Heute nun kommt mir der Einfall, das Gewühl mit anzusehen, und ich stehe nicht dafür, daß mich nicht die Lust anwandle, ein wenig zu tanzen. Sie müssen mich begleiten.

Leone willigte ohne Bedenken ein; die Masken wurden gewählt, und zur bestimmten Zeit begaben sich die Beyden nach der Villa des Prinzen, wo die Freude und der Scherz schon in ihren Tempel eingezogen waren. Es währte nicht lange, als Propertia eine Einladung zum Tanzen annahm. Leone, den das bunte Spiel der Masken ergötzte, verlor sie ganz aus dem Gesichte, und auch aus den Gedanken, als sie, nach etwa einer Stunde, hastig auf ihn zukam, und ihn bath, ihr ein Glas Limonade zu verschaffen. Leone führte sie auf eine Gallerie, wo Erfrischungen aller Art für die Gäste in Bereitschaft standen. Sie trank's mit Hast aus, forderte ein zweytes, schlang es eben so begierig in sich, und sagte hierauf mit düsterm Ton zu ihrem Begleiter: Bringen Sie mich nun zu Hause, mein Spiel ist zu Ende. — Leone begriff nicht ganz den Sinn dieser Rede, aber ihm ahnete doch etwas unheimliches. Unterwegs machte er ihr sanfte Vorwürfe über ihre Unvorsichtigkeit, nach solcher Erhitzung so hastig und so viel kühlenden Getränkes genossen zu haben. Sie lächelte schmerzlich, und als sie eben bey ihrer Wohnung ankamen, faßte sie seine Hand, drückte sie mit Heftigkeit an ihre Brust,

und eilte dann schnell die Treppe hinauf, und verschloß die Thüre.

Leone befand sich in der schrecklichsten Verlegenheit. Er dachte, sie würde sich ein Leid zufügen, und wußte nicht, was er thun sollte, das Unglück zu verhindern. Während er so unentschlossen vor dem Hause stand, öffnete sich die Thüre. Es war Propertiens Mädchen, die sehr ängstlich schrie. Leone redete sie an, und erfuhr, daß ihre Signora von einem heftigen Fieber ergriffen worden sey, und irre rede. Ach, setzte sie hinzu, wenn sie doch einen Arzt rufen wollten, denn die Kranke ist ganz allein, und ich möchte sie keinen Augenblick verlassen. Leone war sogleich willig dazu, und kehrte bald mit einem Arzte in Propertiens Wohnung zurück. Dieser fand den Zustand sehr bedenklich, aber doch keine Spuren von Vergiftung, wie Leone befürchtet hatte. Die Kranke wurde sogar zusehends ruhiger, sie erkannte Leone, dankte ihm für seine Sorgfalt, und bath ihn, Bologna nicht zu verlassen, bis sie genesen sey. Er versprach es, und brachte nach einigen Stunden auch ihre Freundinn Angelika zu ihr, denn Propertia hatte sie noch ein Mahl zu sehen verlangt.

Diese sank schluchzend auf das Lager ihrer Freundinn, und schlang ihre Arme um sie, und blieb in dieser Stellung eine gute Weile — da fühlte sie, daß die Wange Propertiens immer kälter und kälter werde, sie fuhr auf, und sah mit Entsetzen vor sich eine blasse, starre Leiche. Die heftige Erschütterung hatte das Herz der Unglücklichen gebrochen. Es wurde nach dem Arzte geschickt, der auch eilig kam, aber kopfschüttelnd erklärte, daß er keine Todten erwecken könne.

Leone fand auf dem Tische einen Brief mit der Aufschrift: An Leone und Angelika. — Er öffnete das Papier — es enthielt einen Abschied und ein Geständniß ihrer Liebe und ihres Vorsatzes, sich durch starke Erhitzung und schnelle Erkältung auf dem Ball zu tödten. Zugleich ernannte sie Angelika zu ihrer Erbinn.

Auf Angelika's zartes Gemüth wirkte dieses Ereigniß so stark, daß sie des andern Tags in das Kloster zurückkehrte, und einer Liebe entsagte, welche ihrer Freundinn das Leben gekostet hatte. Leone verließ Bologna, ging nach Palermo, und verlebte ehelos in trauriger Abgeschiedenheit seine Tage.

S.

Aphorismen.

Das Leben ist eine Reise. Glücklich ist, wer die Tugend zur Führerinn wählt, und zu Gefährten die Hoffnung und den Muth, er wird gewiß am Ziele lächeln.

Die Welt wird nur darum oft eine Hölle, weil man sie zu einem Himmel umwandeln will. Lege den Himmel in deiner eigenen Seele an, so wird es dir nie an Freuden fehlen.

Die Gegenwart ist der Ehestand des Menschen. Die Zukunft aber seine Geliebte; er lebt mit jener und liebelt mit dieser.

Hüthe dich, dich für die schönen hohen Gefühle der Menschheit abzustumpfen, sonst verwandelst du selbst dein Eden in eine Wüste.

Die Menschen sind fast alle begierig, neue Bekanntschaft zu machen, und doch vermeiden sie sehr sorgsam ihre eigene.

Delikatesse wäre die Beherrscherinn der moralischen Welt, — wären die Menschen mit der Seele so lecker, als sie es mit dem Munde sind.

Lerne für die Gegenwart und für die Erinnerung der Vergangenheit leben. Hoffnung ist die Puppe der Seele, sey ein Mann und wirf das kindische Spielzeug weg.

Schreib' auf die Gesetztafel deiner Seele nur die beyden Worte Freude und Maß; vergißest du nie das zweyte, so verheißt dir das Schicksal stets das erste.

Wer sich selbst beherrscht, beherrscht die Welt, darum sollten die Regenten stets die tugendhaftesten Menschen seyn.

Die Gräber sind der Hoffnung Hochaltäre.

Das Leben gleicht einer blumigen Aue, pflege die Veilchen, pflanze Vergißmeinnicht, pflücke die Rosen, vermeide die Dornen und hüthe dich, auch nur das kleinste Feldblümchen zu zertreten.

Miscelle.

Der Marquis von Carmathen besitzt gegenwärtig den berühmten Ring, den die Königinn Elisabeth dem Grafen Esser, ihrem unglücklichen Liebhaber, geschenkt hat. Es ist ein Onyx, der auf der obern Fläche den Kopf der Königinn, auf der untern aber einen Ritter mit den Buchstaben Es/sex darstellt.

Notitzen.

Wien. — Am 12. d. M. sahen wir im k. k. Hof-Theater nächst dem Kärnthnerthore (welches nun ausschlüssig zum Opern-Theater, so wie jenes nächst der Burg bloß für die deutschen Schauspiele bestimmt zu seyn scheint) zum ersten Mahle: Die Vestalin, eine große Oper mit Ballet in 3 Aufzügen. Nach dem Französischen metrisch *) bearbeitet von J. R. Seyfried. Musik von C. Spontini, Director der kais. Opern in Paris. Decorationen von Melchior und Scheuerer. Ballets von Herrn Julius Vigano.

Das Sujet ist uns in der Hauptsache schon aus dem tragischen Ballet: Die Zerstörung von Pompejanum, bekannt; nur daß der Dichter dieses Singspiels die Catastrophe geändert hat, um das Publicum vergnügt zu entlassen.

Was die Musik betrifft, müssen wir vor Allem bemerken, daß es unmöglich sey, über ein so großes und kompliziertes Musikwerk, vom bloßen hören, zumahl von ein Paar Mahl hören, im Detail zu sprechen; wozu es durchaus nöthig ist, die Partitur vor sich zu haben, die uns fehlt.

Wir können daher nur von dem ersten Eindrucke reden, den diese Musik auf uns gemacht hat; und so sey es uns erlaubt, einige Bemerkungen im Allgemeinen voranzuschicken, und dann diejenigen Tonstücke anzuführen, die uns von vorzüglicher Wirkung geschienen haben.

Es schadet jedem guten Werke, wenn es vor seinem Erscheinen für ein unübertreffliches ausgegeben wird. Dieses Schicksal hat auch die Musik dieser Oper erfahren, welche der überspannten Erwartung, die man seit so langer Zeit im voraus davon erregte, nicht ganz entsprochen hat.

Mozart hat uns leider keine rein-heroische Oper geliefert, weßhalb wir auch aus seinen unvergänglichen Werken keinen Anhaltpunct zur Beurtheilung des Spontinischen Werkes nehmen können. Sicher aber steht es weit unter Gluck's Iphigenia auf Tauris, Cherubini's Medea, Salieri's Arue, wohl auch unter Catel's Semiramis; ja wir glauben sogar zweifeln zu können, ob nicht einige von Winter's großen Opern, z. B. sein Tamerlan, im Ganzen genommen, der Vestalin vorzuziehen sey.

Die größtentheils tief studirte Instrumentirung dürfte in manchen Stellen überladen scheinen; die Recitative (diese am schwersten zu lösende Aufgabe im dramatischen Tonsatze) dünkten uns hie und da zu manierirt, durch einen zu großen Umfang von Tönen und zu häufige Ausweichungen von der Declamation zu entfernt, der sie doch so nahe als möglich kommen sollen, wie Gluck uns durch Wort und Beyspiel lehrt; auch in den zeitgemessenen Tonstücken schienen uns die Ausweichungen zu liberal, und manchmahl gezwungen angebracht; ja, wenn wir anders unserm Gehör trauen dürfen, sind einige derselben sogar unregelmäßig geleitet.

Das Feuer, was einige Tonstücke so trefflich erhebt, scheint anderen wieder abgeborgt zu seyn, die gegen jene um vieles schwächer sind; wodurch der Charakter des Ganzen ungleich wird.

Die Chöre sind sehr schön, doch ist unter den weiblichen Chören keiner zu finden, der neben einem Gluck'schen Chor der Priesterinnen in: Iphigenia gesetzt werden könnte, und unter den vierstimmigen Chören keiner wie der Chor der Argonauten, oder der göttliche Vermählungschor in Cherubini's Medea.

Nichts desto weniger ist dieses Singspiel von hohem Verdienste. Der so seltene, und so achtungswerthe Stempel der Originalität ist ihm durchaus aufgedrückt; viele Stellen, besonders zärtliche und rührende, sind von hinreißender Schönheit.

Den ausgezeichnetesten Beyfall erhielten: Das Duett des Licinius und Cinna in der ersten Scene des ersten Acts; (welches von den Herren Siboni und Vogl meisterhaft vorgetragen wurde); die zweyte Hälfte der großen Scene Julia's im zweyten Aufzuge (zu deren vollendeten Ausführung uns Mlle. Fischer, so eine schätzenswürdige Sängerinn sie auch ist, dennoch zu schwach scheinet;) das Terzett der Julia, des Licinius und Cinna gegen Ende dieses Acts; der Finalchor desselben, welcher einen unbeschreiblich großen Effect macht, und, nach unserer Meinung, das vorzüglichste Tonstück der ganzen Oper ist; endlich im dritten Acte das meisterhafte, mit dem ebenerwähnten Chor um den Rang streitende Duett des Licinius und des Pontifex; der Trauerchor; und die Abschieds-Scene der Julia.

Die mit einem Chor der Krieger verbundene Arie des Licinius im letzten Aufzuge dünkte uns mit der übrigen Musik nicht eines Geistes, und dürfte vielleicht eingelegt seyn.

Herr Siboni, dem wir schon als ausgezeichneten italienischen Sänger kannten, hat als deutscher Sänger unsere Erwartung weit übertroffen. Er spricht nicht nur sehr deutlich aus, sondern er declamirt sogar vortrefflich. Wenn man die Schwierigkeiten der Declamation in einer fremden Sprache erwägt, und sich die Mühe denkt, die es Hrn. Siboni gekostet haben muß, es hierin beynahe zur Vollkommenheit zu bringen; verdient derselbe die wärmste Erkenntlichkeit des Publicums. Auch hat sich dieser verdienstvolle Künstler noch durch den verständigen Unterschied, den er im Vortrage des deutschen Gesanges gegen den italienischen beobachtete, ein Recht auf erhöhten Beyfall erworben. Die Recitative trug er mit edler Simplicität vor; und auch in den Arien brachte er nur sparsame und wohlgewählte Verzierungen an. Überhaupt riß sein Gesang, voll Empfindung und Ausdruck, zum regsten Mitgefühle hin.

Die heroische deutsche Oper hat an Hrn. Siboni eine überaus glückliche Acquisition gemacht; und es ist zu hoffen, daß durch seine fortgesetzten, mit so schönem Erfolg gekrönten Bemühungen in Kurzem auch noch den ohnehin kaum merklichen fremden Accent, der zwar sehr selten, aber doch manchmahl, zu hören war, gänzlich verbannet werden.

Herr Vogl sang und spielte seiner würdig.

Mlle. Fischer, als Julia, und Mlle. Buchwieser als Oberpriesterinn erhielten, und verdienten allen Beyfall.

Herr Saal sang zwar den Part des Oberpriesters mit gewohnter Kunstrichtigkeit; doch glauben wir, daß diese Rolle durch Hrn. Weinmüller (dem wir für die Liebe zur Kunst, welche ihn, unsern vorzüglichsten deutschen Sänger, den Chor der Priester durch seine unvergleichliche Baßstimme zu vervollkommnen bewog, die lebhafteste Erkenntlichkeit schuldig sind) noch vortheilhafter erschienen wäre.

Die Ballets erhoben sich nicht über die Mittelmäßigkeit.

Hohe Ehre aber gebühret der Direction, welche diese Oper mit einer, an Verschwendung gränzenden Pracht in die Scene setzte. Die Decorationen sind sehr schön, das Costum eben so getreu als prunkvoll, die Chöre ungewöhnlich stark besetzt, die Statisten zahlreich. Wir können uns in dieser Rücksicht kaum einer vollendeteren Vorstellung auf den Hof-Theatern erinnern.

Möchten wir doch mit eben dem Fleiß und Aufwande, und einer eben so günstigen Besetzung Cherubini's Meisterwerk, Medea, wiedersehen! Wir können die Gelegenheit nicht versäumen, diesen Wunsch im Nahmen aller ächten Musikfreunde zu wiederhohlen.

Wenn man sich Mad. Milder als Medea, Hrn. Siboni als Jason, und, damit die Vorstellung dieser unübertrefflichen Oper ihrem Werthe ganz entspreche, Mlle. Laucher als Dirce, Hrn. Weinmüller als Creon, und Mlle. Buchwieser als Sclavinn denkt, und dieser Besetzung noch eben so vollstimmige Chöre, wie in der Vestalin, hinzufügt: so muß schon die bloße Idee einer solchen Production jeden Verehrer der dramatischen Tonkunst entzücken; und gewiß würde Theater und Publicum bey der Realisirung dieses Wunsches in gleichem Maße gewinnen!

M.

*) Versteht sich das nicht ohnehin, wenn von einem musikalischen Drama die Rede ist?



Der Sammler.

Dinstag, den — 139. — 20. November 1810.

Versöhnung.

„Dem Sohne des Mörders meines einzigen Sohnes, dem sollte ich meine Tochter, dem wolltest du, Ungerathene, deine Hand geben? Nimmermehr! — Meinen Fluch ihm und dir, wenn du nicht von ihm lässest!" —

So schrie Friedhelm und verließ im krampfhaftesten Zorne die Bebende. — Noch donnerte der väterliche Fluch in ihren Ohren; noch sah sie ihren kleinen Bruder vor den Füßen des unglücklichen Meiners in den Zuckungen des Todes sich wälzen. Sie selbst, damahls ein Kind, warf sich weinend auf ihn. Meiners stürzte in Verzweiflung aus dem Gehöft; Fritz, des Kleinen und Rieckchen trauter Spielkamerad, konnte sich von ihm nicht losreißen: er blieb, er wollte die Wunde seines Freundes mit seinem Schnupftuche verstopfen, er schrie und weinte mit Rieckchen — ach! sein Jammerton hallte auch jetzt, nach Jahren noch, in der Tiefe ihres Herzens wieder. — Bald eilte Meiners mit dem Wundarzt herbey; allein zu spät, der arme Kleine hatte schon sein Leben ausgeblutet, als man ihn ins Haus trug.

Friedhelm war abwesend. Er kam heim von den Feldern, die er mit Verstand und Fleiß anbaute, und die ihn mit Fülle lohnten, denn dankbar vergilt der mütterliche Boden die Pflege seiner Kinder. — Ehemahls, wenn er heim kam, trat ihm seine lächelnde liebliche Gattinn entgegen, den einzigen Sohn auf dem Arme, und von blondlockigen blühenden Mädchen umtanzt. Der Kleine streckte nach dem Vater die Händchen aus, die Mädchen liefen auf ihn zu, sobald sie ihn in der Ferne erkannten; höher klopfte sein Herz und schlug bald am klopfenden Herzen der treuen Gattinn. — Der Tod hatte diese Scene verändert; die treue Gattinn war nicht mehr. Er ging täglich, wenn er heimkam, an ihrem Rasenhügel vorüber, und trat oft hinein in den stillen schattigen Ruheplatz und weinte ihr eine Thräne, und warf Feldblumen auf ihr Grab. „Sie blühte wie ihr — sprach er dann, und — welkte wie ihr!" — Dann hob er den thränenschweren Blick zum Himmel auf und ging weiter. — Da sprang ihm der kleine blondlockige Bube, den die Gattinn sonst trug, in üppiger Fülle entgegen, und seine Töchter auch — die Jüngste, deren Geburt der Geliebten das Leben gekostet hatte, lächelte ihm vom Arme der Wärterinn ihre holden Züge. Dann erweiterte sich wieder sein gepreßter Busen und er fühlte, daß mit seiner Gattinn nicht jede Freude für ihn gestorben sey; dann blickte er oft mit Thränen des Danks nach ihrem Grabe hinüber, denn ihr verdankte er ja diese Freude.

Jetzt kam er heim, — sein Fritz sprang ihm nicht entgegen; auch Rieckchen nicht, Minchen nicht. — Wo sind die Kinder? dachte er und trat ins Gehöft. Sein treuer Packan umwinselte seine Füße, er sahe Blut

in dem Staube, aus dem Hause schallte ihm Jammergeschrey entgegen. Bebend schritt er über die Schwelle, trat in das Zimmer, woher das Jammergeschrey ertönte, und sahe, wie man Riekchen und Fritz mit Gewalt von dem blutenden Leichname seines einzigen Sohnes wegriß. Er stürzte hin zum Bette, erblickte die tödtliche Wunde in der Brust des Knaben, sahe das Blut hinausströmen — sein Blut! — Ängstlich umklammerte Riekchen seine Knie; Fritz bebte scheu zurück. — Friedhelm stand erstarrt. — Der ehrwürdige Pfarrer, welcher auf das erste Gerücht von dem Unfalle herbeygeeilt war, suchte ihn aus seiner furchtbaren Erstarrung zu wecken.

„Gottes unerforschliche Fügung, Herr Amtmann!" sagte er und trat zu dem unglücklichen Vater.

„Wer ist der Thäter?" schrie Friedhelm mit bebenden Lippen.

„Ein unglücklicher Zufall . . . Meiners . . ."

„Meiners? — Meiners der Mörder meines Sohnes? — Und du hier?" Er sprang zur Pistole, die geladen am Bette hing. — Riekchen schrie laut auf, Fritz sank auf seine Knie, der Pfarrer fiel Friedhelm in den Arm, und der Wundarzt riß Fritzchen schnell zur Thüre hinaus mit sich fort. — Friedhelm riß sich los, öffnete das Fenster, und hetzte seinen treuen Packan auf den bebenden Knaben; Packan aber, welcher sonst gehorsam des Herrn Befehle erfüllte, kroch wedelnd und winselnd um den Knaben her, der mit ihm oft sein Morgen- und Vesperbrod theilte: er hätte ihn beschützt, wenn Jemand ihn angegriffen hätte.

Fritz eilte zu seinem Vater. Dieser lag im Bette; man hatte ihm eine Ader schlagen müssen, und zitterte für sein Leben. — Er war mit Friedhelm aufgewachsen, nie hatte auch nur ein Wort ihre innige Freundschaft gestört. Friedhelm war aufbrausend und Meiners ertrug es, aber nur von ihm. Friedhelm hatte das Amt übernommen an demselben Tage, an welchem Meiners den Försterdienst antrat; sie hatten zwey Schwestern geheirathet; die heiligen Bande der Freundschaft und der Verwandtschaft schienen sie auf immer zu vereinigen. Friedhelms Gattinn kam mit einer Tochter nieder; Meiners hatte ein Jahr früher einen Sohn erhalten. Die beyden Kinder wurden für einander bestimmt, und Niemand fiel es ein, daß es anders seyn könnte, als daß sie ein Pärchen würden. Die Liebe der Ältern schien in den Herzen der Kinder mit doppelter Innigkeit zu lodern. — und jetzt war er der Mörder des einzigen Sohnes seines Freundes und Bruders! — Er war aus dem Forstrevier heimgekommen, die Doppelflinte in seiner Hand. Sein Weg führte ihn vor dem Amte vorbey; er sieht die Kinder im grünen Vorplatze spielen, will näher treten, stolpert, der eine Hahn war ihm unbewußt schadhaft, die Flinte geht los, Wilhelm kommt ihm entgegen gesprungen, und das tödtliche Bley fliegt in die zarte Brust des Knaben.

Friedhelm vermochte lange nicht den ganzen Zusammenhang zu fassen. Er verlangte die Verhaftung des Mörders seines Sohnes. Sie erfolgte; Meiners Unschuld wies sich bald aus, und das Gericht sprach ihn frey. — Nicht so der Vater. An die Stelle der ehemahligen vielerprobten Liebe trat der tödtlichste Haß; er schwur ihm im ersten Augenblicke des Schmerzens die blutigste Rache, und als er von dem wahren Zusammenhange so klar überzeugt wurde, daß er nicht mehr an seiner Unschuld zweifeln konnte, blieb der Haß dennoch in seinem Herzen fest. Er wollte ihn nicht mehr sehen, nichts mehr mit ihm zu schaffen haben, und die beyden Familien wurden von einander getrennt. Keine Vorstellungen des rechtschaffenen Pfarrers, kein Flehen des tiefgebeugten Freundes, nicht die Thränen der einzigen Schwester seiner geliebten Gattinn vermochten seinen Haß zu zähmen; er blieb ihm treu, und nicht einmahl der Tante oder dem Fritz erlaubte er den mindesten Umgang mit seinen Kindern, und um das Andenken sich lebhaft zu erhalten, ließ er an der Stelle, wo Wilhelm fiel, ein Denkmahl errichten mit der Inschrift:

Hier verblutete
mein einziger Sohn
den mir
ein Freund und Bruder
mordete.

Ja er fing an Meiners zu verfolgen, und da er in Dienstgeschäften oft mit ihm zu thun hatte, so konnte es ihm an Gelegenheit ihn zu kränken und ihm zu schaden nicht fehlen. Meiners war ein redlicher Mann; er verzieh dem unglücklichen Vater, und ob er gleich die Hoffnung endlich aufgab ihn jemahls zu versöhnen, so liebte sein Herz den Bruder doch, wie in den glücklichen Tagen ihrer Freundschaft. — Er hielt darum an, daß er in einen andern nahen Forst versetzt werde, und wurde hier Oberförster.

Mehrere Jahre waren seit diesem schrecklichen Vorfalle verflossen. Fritz trat ins Mannesalter; er war Förster geworden, und die Ältern wünschten ihn an der Seite einer würdigen Gattinn glücklich zu sehen.

Sein Herz hatte längst gewählt; es war gleichsam mit dem Gefühle der Liebe für Riekchen geboren. Riekchen war schön und fromm; der kleine Vetter Fritz war ihr sehr lieb gewesen; seine Angst um den verwundeten Bruder, der fürchterliche Augenblick, in welchem sie für sein eigenes Leben zitterte, alles dieß hatte sein Bild mit unauslöschlichen Zügen ihrem Herzen eingegraben. Sie sahe ihn zum Manne heranwachsen, den geliebten Gespielen ihrer Jugend; sie mußte ihre Gefühle vor dem zürnenden Vater verbergen: konnte etwas fester die Bande knüpfen, welche sie an Fritz fesselten? Auch hatte Fritzens gefühlvolle Mutter auf diese Liebe den Plan zur Versöhnung mit ihrem Schwager gebaut; sie hatte jeden verstohlnen Augenblick benutzt, die Kinder ihrer geliebten Schwester zu sehen. Mit Angst und Sehnsucht harrten die Kleinen gegenseitig dieses Augenblickes, und wenn er erschien, mit welcher Inbrunst drückten sie einander ans Herz! — Aber als Riekchen sich dem fünfzehnten Jahre näherte, und Fritz dem siebenzehnten, da waren sie scheuer gegen einander geworden. Mit noch größerer Sehnsucht sahen sie der glücklichen Stunde entgegen, die sie auf wenige Augenblicke — denn lange ließ Friedhelm seine Kinder nie aus den Augen — zusammenführte; ihr Herz war so voll, sie wollten einander so vieles, so viel sagen: und — wenn nun Fritz herzurannte, und Riekchen sich näherte, dann zitterte er wie ein Verbrecher, Riekchen schlug die Augen nieder und erröthete. — Die gütige Mutter wurde es gewahr, und erzählte es dem Vater, der seit jenem schrecklichen Augenblicke nur wenige heitere Stunden genoß, im heimlichen Kämmerchen, und dem festen Manne rollte dann eine Thräne über die Wange.

„Ach, gutes Weib," sagte er dann oft, wenn sie laut triumphirte, und den Augenblick immer näher rücken sah, an welchem die Versöhnung erfolgen würde. „Du wirst dich täuschen. Wir sollten Fritz und Riekchen trennen; wir machen sie unglücklich, indem wir eine Liebe nähren, die nie befriedigt werden kann. Friedhelm wird mir den Mord an seinem Sohne nie verzeihen. Er hat mich einst geliebt; lieben kann er mich nicht mehr, also haßt er mich, und Haß, der aus Liebe entspringt, ist unversöhnlich."

Sie sprach dem gebeugten Redlichen Trost ein, und wiegte sich in süßen Hoffnungen. Je näher aber nun wirklich dieser ersehnte Zeitpunct heranrückte, als Fritz und Riekchen sich einander näherten ohne scheu zu zittern, als das Geständniß der Liebe aus ihrem Herzen über ihre Lippen geflossen, und mit dem heißesten Kusse besiegelt war: als alles befürchten ließ, die gereitzte Sinnlichkeit möchte über die Reinheit dieser schuldlosen Herzen den Sieg davon tragen: — da fing auch sie an zu zagen, denn jeder Versuch, Friedhelm zu gewinnen, war vergebens.

Dieser, dem von Riekchens Liebe nichts ahnte, dem, so unbegreiflich es auch scheinen mag, der Genius der Freundschaft und Verwandtschaft den geheimen Umgang zwischen den Seinen und dem verhaßten Meiners so gut verhüllte, daß er ihm wirklich ein Geheimniß blieb, dachte nun darauf, seine aufblühende Tochter zu verheirathen. Er hatte einen jungen Mann von edelm Herzen, den Sohn eines benachbarten Beamten kennen gelernt, der einst die reiche Pachtung des Vaters antreten sollte. Der Jüngling hatte Riekchen gesehen, sein Herz schlug für sie; er wünschte sie zur Gattinn, entdeckte sich seinem Vater, und dieser hielt förmlich bey Friedhelm um Riekchen an. Friedhelm sahe kein Hinderniß, und gab sein Wort, denn Riekchen hatte den jungen Nachbar bey Gelegenheit gelobt, sie tanzte gern mit ihm, war in seiner Gesellschaft heiter, dieß konnten ja leicht Symptome der Liebe seyn; wenigstens zeugten sie nicht vom Gegentheil. — Er sprach mit Riekchen davon. — Wie groß war sein Erstaunen, als diese die entschiedenste Abneigung gegen die Verbindung mit dem Jünglinge bezeigte. Er drang auf Gründe: sie wagte es nicht ihm ihr Inneres aufzuschließen; sie flehte nur, daß er ihr vergönnen möchte, im väterlichen Hause, bey ihren Geschwistern zu bleiben. Friedhelm hatte sein Wort bestimmt gegeben, er war nicht gewohnt, ein ein Mahl gegebenes Wort so leicht zurückzunehmen. Mag sich der Junge in ihr Herz zu schleichen suchen, dachte er, lange wird sie nicht unempfindlich bleiben; und diesen Gedanken eröffnete er auch dem liebenden Jünglinge.

„Sie hat ihre Mutter früh verloren," sagte er zu ihm; „ich habe gesucht ihr diesen Verlust zu ersetzen, sie liebt mich zärtlich, sieht mein Hauswesen für das Ihrige an, soll sich nun aus dem gewohnten Kreise reißen, in welchem sie nach Gefallen schaltet, geliebt von Allen, die sie umgeben. — Suche sie mir abspenstig zu machen, lieber Carl, ich erlaube es dir."

Der Jüngling machte sich diese Erlaubniß zu Nutze; er kam oft zu Friedhelm, suchte jede Gelegenheit auf Riekchen zu gefallen, spähte ihre kleinsten Wünsche aus, und würde auch gewiß nicht unbelohnt geblieben seyn, hätte ihr Herz nicht schon unwiderruflich gewählt.

— Fritz hörte von den Bewerbungen des jungen Nachbarn, Jedermann sprach schon von seiner Verbindung mit Riekchen als von einer abgemachten Sache; Riekchen hatte wenigere freye Augenblicke für ihn, da Carl sie umlagerte; seine Liebe entbrannte zur verzehrenden Leidenschaft, Eifersucht kochte in seinem Herzen, er wurde düster, nahm merklich ab, die zärtlichen Ältern wurden um den Einzigen besorgt, und Riekchen — ach! ihres Fritzens Leiden um sie ketteten ihr Herz noch fester an ihn.

Der ehrwürdige Pfarrer liebte beyde Familien gleich herzlich. Auch er hatte gehofft, daß die Liebe der beyden jungen Leute, um deren geheimen Umgang er wußte, einst den Haß vernichten sollte. Jetzt sahe er sie leiden; auch Riekchens Rosen bleichten. Friedhelm wurde besorgt darüber. Er entdeckte diese Besorgniß dem redlichen Pfarrer, den Riekchen, wie jeder, alt und jung im Dorfe, mit kindlicher Ehrfurcht liebte, und bath ihn, mit seiner Tochter zu sprechen, und sie seinen Wünschen geneigt zu machen, oder ihr zu sagen, wenn die Verbindung mit dem Sohne des Nachbarn ihr so gar zuwider wäre, so sollte sie nur wieder heiter und blühend werden, er werde sie nicht zwingen. Der Pfarrer hielt den Augenblick für günstig, und wagte es, dem besorgten Vater das Geheimniß zu entdecken. Aber wie sahe er sich getäuscht! Seinem menschenfreundlichen Herzen war jeder Haß fremd; die geringste Abneigung gegen irgend einen Menschen war ihm ein Gefühl, dessen er sich so bald als möglich zu entledigen suchte; wen er nicht lieben konnte, den bemitleidete er: und hier mußte er finden, daß diese ihm unbegreifliche Leidenschaft selbst die zärtlichen Regungen der besorgten Vaterliebe zu verwandeln fähig war. Friedhelm war erbittert über die Entdeckung; er vergaß sich selbst gegen den würdigen Greis, den er sonst so innig geschätzt hatte, ob er gleich wußte, daß er Meiners Freund war: Er nannte ihn einen Kuppler.

„Friedhelm," sagte der Greis sanft, „Sie versündigen sich an Gott, an Ihrem Kinde, und an mir. Ich verzeihe Ihnen, und will zu Gott bethen, daß auch er Ihnen verzeihe, und Ihr Herz wende. So sehe ich Sie nie wieder. Wünschen Sie selbst mich zu sehen, senden Sie zu mir, und ich komme gewiß."

Tiefgebeugt ging er hin zu den harrenden Meiners, zu dem ängstlich bebenden Fritz. Sie hatten darum gewußt, daß er mit Riekchens Vater sprechen wollte, sie stürzten ihm entgegen; aber sein trauernder Blick, die Thräne in seinem Auge, das gebeugte schneeweiße Haupt verriethen ihnen leicht, was sein Mund kaum zu sagen vermochte.

„Kinder," sagte er, „seyd ruhig! Gottes Allmacht ist groß. Ein Wunder muß freylich geschehen, um des sonst so braven Friedhelms Herz gegen euch zu erweichen; allein verzweifelt nicht, mir sagt's mein Herz, eure ausharrende Liebe wird noch belohnt. — Für jetzt, lieber Fritz, armer Junge, für jetzt gib jede Hoffnung auf, und baue auf Gott allein!"

„Sie ist also für mich verloren!" schrie Fritz, und sank in seines Vaters Arme.

„Ach!" rief der unglückliche Meiners, „du Armer mußt die Schuld deines Vaters büßen. Ich habe seine Vaterfreude gemordet, und er vergilt mir Gleiches mit Gleichem."

Die gute Mutter überhäufte sich mit Vorwürfen, daß sie ihrem Manne nicht gefolgt, und die Liebe der Kinder unterstützt habe. Der priesterliche Greis sprach Allen Trost, Allen Hoffnung zu.

(Die Fortsetzung folgt.)

N o t i t z e n.

Wien den 17. Oct. — Gestern wurde im k. k. Hof-Theater zum ersten Mahle aufgeführt: **Wer sucht, findet, auch was er nicht sucht.** Ein Lustspiel in einem Aufzuge.

Graf **Wartfeld**, welcher eine Geliebte sucht, in ihr aber — wie es scheint, eben nicht zur besonderen Freude — seine Frau findet, die er vor fünf Jahren aus langer Weile verlassen hat, und sein Freund, v. **Seten**, der mit seinem Mädchen eine Intrigue hinter dem Rücken ihres alten Vormunds spielt, theilen den Inhalt dieses Lustspiels zu gleichen Theilen; nur der Titel belehrt uns, daß der Erstere eigentlich der Held des Stückes sey.

In diesem ist übrigens weder **eine** herrschende Handlung, noch ein hervorstechender gehaltener Charakter, noch ein bestimmtes Interesse zu finden, sondern es enthält bloß eine Sammlung witziger Einfälle in angenehme, elegante Dialogen gekleidet.

Die Herren **Krüger**, **Roose** und **Koberwein**, Mad. **Koberwein** und Mlle. **Adamberger** gaben diese dramatische Kleinigkeit mit Lust und Liebe; doch war, ungeachtet der trefflichen Vorstellung, der Beyfall nicht allgemein.

M.

Gedruckt bey Anton Strauß in Wien.



Der Sammler.

Donnerstag, den — 140. — 22. November 1810.

Die Todtengräber.

In einer gewissen Provinz Deutschlands wohnte ein Landbeamter, der wegen der satyrischen Schreibart, mit welcher er fast jede Verordnung, die ihm zuging, in seinen Berichten angriff, sich manche wohlverdiente Zurechtweisung zuzog.

Aber schriftliche Verweise blieben ohne Wirkung. Endlich ward er in die Hauptstadt persönlich einberufen, erschien vor dem Minister, und erhielt dort, bey offenen Thüren, öffentlichen Tadel, mit vielen Drohungen begleitet, worauf er mißmuthig, aber wenig gebessert, zurückkehrte.

Auf der Heimreise kam er in den Hauptflecken des Oberamts T... und traf in dem Wirthshause eine Gesellschaft alter hagerer, kahlköpfiger Männer an, die bey einigen Krügen Bier über ihre Angelegenheiten sich eifrig berathschlagten. Die Neugierde trieb ihn an, sich in ihr Gespräch zu mischen; und bald erfuhr er, daß diese bejahrten Männer die sämmtlichen Todtengräber der Provinz wären, die hier ihren sogenannten Jahrstag hielten.

Heftig beklagten sie sich über den empfindlichen Verlust, den sie seit zehn bis zwölf Jahren in ihrem Gewerbe leiden müßten, und brachten dabey Verschiedenes vor, das den Beamten wieder in seine muthwillige Laune versetzte, welcher zu widerstehen, bey solch einem verführerischen Anlaß, ihm unmöglich war. Sogleich gab er sich für einen reisenden Advocaten aus, und sagte ihnen: Wenn sie sich mit Vertrauen in einer schriftlichen Vorstellung an den Herrn Minister v. N... wendeten — es war eben der, von welchem er heute den Verweis empfangen hatte, den er aber für seinen sehr gnädigen Patron ausgab — so dürften sie sich die schleunigste Abhülfe versprechen.

Zum Überflusse both er ihnen seine Dienste unentgeltlich, und wie er sagte, bloß aus Vorliebe für ihre Profession an, weil sie manches, das auf der Erde keinen Platz verdiente, unter die Erde brächten. Nachdem er ihre Beschwerden noch ein Mahl angehört hatte, setzte er die Bittschrift auf, und reiste ab.

Indessen gelangte die Schrift nicht in die Hände Seiner Excellenz; denn die Männer zeigten sie dem Pfarrer des Fleckens, welcher ihnen die Einsendung widerrieth. Da sie nichts dafür gezahlt hatten, so überließen sie ihm dieselbe; und er, der mein Freund ist, sandte sie mir der Sonderbarkeit wegen, in einer wörtlichen Abschrift zu, wie ich sie hier mittheile.

* * *

Unterthänigste Vorstellung der sämmtlichen Todtengräber der Provinz N., versammelt bey ihrem Jahrestage zu T...., über die Schmälerung ihres Gewerbes und Einkommens durch die Verordnungen des hohen Medicinal-Collegii, nebst Bitte um gnädige Abhülfe ihrer Beschwerde.

Euer Excellenz!

An dem denkwürdigen Tage, an welchem unser gnädigster Fürst die Regierung dieses Landes angetreten haben, ertheilten Höchstdieselben in einem Edicte die trostreiche Zusicherung, daß keine der Innungen, Zünfte und Staats-Corporationen in ihrem rechtmäßigen Erwerbe und Einkommen gekränkt und geschmälert werden solle.

Ohne Rücksicht auf diese väterliche Zusicherung hat sich dennoch das Medicinal-Collegium dieser Provinz vor zwölf Jahren schon erlaubt, zu verordnen, daß alle Kinder unsrer Bürger mit den sogenannten Kuhpocken eingeimpft werden sollen; ja, dasselbe ging seitdem in der Strenge so weit, daß es vor die Häuser, wohin der liebe Gott die natürlichen Blattern sandte, Schildwachen ausstellte, um alle Verbindung mit den Nachbarn zu verhindern, gleichsam als wenn man Gottes Gewalt durch militärische Posten zurückhalten wollte.

Durch diese und mehrere ähnliche Anstalten sind sowohl wir, als andere ehrliche bürgerlichen Gewerbe, mit denen wir in Verbindung stehen, in den empfindlichsten Schaden versetzt worden.

Zuvörderst erlauben uns Euer Excellenz, einige allgemeine Bemerkungen über die Einimpfung der Kuhpocken ehrerbiethigst vorzutragen.

1) Ist es — wie die wenigen rechtgläubig gebliebenen Pfarrer, wo nicht öffentlich, doch in geheim gestehen — ein wahrhaft vermessener Eingriff in die Plane der göttlichen Vorsehung, daß man eine Krankheit mit Stumpf und Stiel ausrotten will, die sie ein Mahl dem europäischen Welttheile weislich zugetheilt hat, um das immer wachsende Menschengeschlecht zu verringern; wenigstens ist zu besorgen, daß die Sterblichen dafür mit einer neuen Krankheit heimgesucht werden, woran die Ärzte Jahrhunderte lang zu studieren haben, bis sie ein Mittel dagegen finden; wie denn die Geschichte Beyspiele genug hiervon liefert.

2.) Hörten wir oft von Landleuten sagen, daß sie, bey ihren vielen Kindern, sich nicht würden zu helfen wissen, wenn nicht der liebe Gott dann und wann eins zu sich nähme. Nun aber dürfen sie auf eine solche Versorgung im Himmel weniger rechnen, indem die Anzahl der Sterbenden sich unendlich vermindert. Noch dazu vermehren sich die Gebornen, durch die Menge der unehlichen dermaßen, daß es überall von Kindern wimmelt, und kein ehrlicher Mensch mehr auf den Straßen gehen, reiten oder fahren kann. Nicht einmahl kann man die liebe Viehherde noch sicher durch die Dörfer treiben, weil sich gemeiniglich ein böses quadrupes darunter befindet, das die herumspringenden Knaben und Mädchen zu beschädigen droht. Daher gibt es jetzt so häufige Klagen: Ex lege Aquilia, et si quadrupes pauperiem fecisse dicatur, wie die Protokolle unserer Hofgerichte ausweisen.

3.) Ist es ganz unverantwortlich, daß man einem vernünftigen Geschöpfe, dem Ebenbilde Gottes, Giftmaterie von unvernünftigen Thieren einimpft, da man leider schon unter den Menschen der thierischen Anlagen genug wahrnimmt, insonderheit Streitsucht und stiermäßige Horn- und Stoßkraft, welche doch für unsere Zeiten, in denen man der Geduld so sehr bedarf, am wenigsten taugt.

4.) Werden die Kuhpocken deßwegen empfohlen, weil sie keine Narben im Gesichte zurücklassen, folglich kein hübsches Mädchen seiner Reitze durch sie beraubt wird. Aber desto schlimmer! Unter den schönen Töchtern gibt es gar zu viele, die sich auf ihre Schönheit verlassen, die Geistesbildung verabsäumen, eitel, eigensinnig, anmaßend werden, auch als Gattinnen noch die ehemahligen Huldigungen der jungen Herren vermissen, und Ansprüche machen, welche, zumahl jetzt, bey der täglich zunehmenden Pracht in Kleidung und Hausgeräth, ein rechtschaffener Mann nicht leicht zu befriedigen im Stande ist. Die von Blattern gezeichneten bemühten sich weit eher den Abgang des körperlichen Reitzes durch inneren Werth und häusliche Tugenden zu ersetzen: darum hat denjenigen, der unter diesen wählte, seine Wahl seltner gereut.

5.) Nicht nur den Geringeren wird es schwer, einer zahlreichen Familie Brot zu verschaffen, sondern auch in manchen vornehmen, mit Schulden belasteten Häusern scheint der Großvater darauf gerechnet zu haben, daß die Blattern einige seiner Enkel wegnehmen, und wir sie an einen Ort bringen würden, wo sie nichts weiter kosteten. Um viele derselben ist es in der That weniger Schade, als um die Kinder eines wackern Landmanns, weil sie entweder als Schwächlinge geboren werden, oder in der ersten Jugend sich jeden künftigen frohen Genuß verderben; daher es eine Wohlthat wäre, wenn die Pocken frühzeitig ihrer Lebensbürde sie entledigten.

Will man endlich gegen die natürlichen Blattern einwenden, daß durch sie die gesundesten Kinder oft Gesicht und Gehör verlieren; so antworten wir, daß in unsern Tagen, da von allen Seiten her über das,

was man sehen und hören muß, geklagt wird, es kein so großes Unglück seyn kann, blind und taub zu seyn.

Das Medicinal-Collegium begnügt sich aber nicht damit, uns die Blatternkinder, die wir billig begraben sollten, zu entziehen; sondern, zu seinem eignen Nachtheil, bloß um uns Abbruch zu thun, mißgönnt es uns auch den Gewinn, den wir bisher von den Carnavals-Lustbarkeiten zu hoffen hatten. Kein Winter ist vergangen, in welchem nicht mehrere blühende Jünglinge und Mädchen den beliebten Walzer, insonderheit den sogenannten Langaus mit solchem Eifer tanzten, daß sie bald darauf in die Hände der Ärzte fielen, und von diesen uns überliefert wurden. Nun fängt jenes Collegium an, den Walzer zu mißbilligen, und hat wider den Langaus eine förmliche Verordnung bewirkt; gleich ob es nicht die größte Ungerechtigkeit wäre, die Jugend wider ihren Willen zurückzuhalten, wenn sie, da doch ein Mahl gestorben seyn muß, lieber auf einem kurzen lustigen Wege, als auf einem langen freudenlosen, ihrem Lebensziele sich nähern, und lieber ins Grab tanzen, als am Stabe zu demselben hinschleichen will!

Auch hierbey lassen es die Ärzte nicht bewenden. Selbst auf todte Körper, welche doch unser unbestrittenes Eigenthum sind; maßen sie sich ein Recht an, indem sie die Leichen derer, die in Hospitälern sterben, fortschleppen, um in ihren Auditorien sie aufzuschneiden, und was fruchtet dieses ihrer Kunst? Haben sie auch noch so viele Leichname auf das Genaueste inwendig untersucht, so können sie doch nachher in den Kranken nicht hinein schauen, und errathen oft eben so wenig was ihm fehlt, als der Uhrmacher die Mängel einer Uhr, bevor er sie geöffnet hat.

Ein solcher Verlust wird eben jetzt um so schmerzlicher für uns, da die jungen Leute dieses Landes zu Tausenden in den Krieg ziehen, und eine große Anzahl derselben auf dem Schlachtfelde bleibt, so daß ihre Leiber, die sie der vaterländischen Erde schuldig wären, dem heimischen Kirchhof entgehen.

Wir können bey dieser Gelegenheit den Gedanken nicht unterdrücken, wie leicht es den kriegführenden Mächten wäre, einen völkerrechtlichen Vertrag mit einander zu schließen, nach welchem die erschossenen Krieger nicht mehr tumultuarisch, in Masse, verscharrt, sondern von eignen Todtengräbern, und zwar aus der Provinz, aus der sie gebürtig sind, ordentlich begraben würden. Natürlicher Weise müßten die National- und Provinzial-Todtengräber, als Personen zur Prima Plana der Regimenter gehörig, gleich den Wundärzten und Commissarien, dem Kriegsheer folgen, und für ihr mühsames Geschäft eine billige Besoldung erhalten.

Um den bisher angeführten Beschwerden ihr volles Gewicht zu ertheilen, wollen wir noch die letzte hinzuthun; daß nähmlich unser Medicinal-Collegium sogar allerhand Künste ausgesonnen hat, um Leute, die kein Zeichen des Lebens mehr von sich geben, wieder zu erwecken, da man ehemahls, ohne Weiteres, ein Grab für sie bestellt hätte. Viele fallen ins Wasser, und ertrinken nicht; die Erfrornen thauen wieder auf, und die Erstickten hohlen Athem, wie zuvor. Heißt das, den Menschen einen Dienst erweisen? Wir zweifeln daran. Das Todtseyn ist ja kein Unglück; nur das Sterben hat etwas Erschreckendes; folglich sollte man diejenigen, die es überstanden haben, nicht nöthigen, zum zweyten Mahle zu sterben. Und was kann es helfen, daß man hier und dort einem Menschen — vielleicht ein armes Kind, oder einen schwächlichen Greis — ins Leben zurück ruft, da die rüstigsten Männer ins Treffen müssen, und eine Stunde oft mehr Leute wegrafft, als man in hundert Jahren, durch jene hochgepriesenen Anstalten, rettet?

Schließlich sey es uns erlaubt, zu erinnern, daß die Abnahme der Sterblichkeit nicht allein uns, sondern verschiednen, mit uns in genauer Verbindung stehenden Gewerben und Handwerken, einen der vorzüglichsten Nahrungszweige nimmt. Hierher gehören die Schreiner und Schlosser, welche Särge und eiserne Kreuze verfertigen; die Gärtner, welche Blumen zu Todtenkränzen liefern; die Fabrikanten und Verkäufer der schwarzen Tücher und Flöre, nebst vielen andern, deren jeder seine Steuer entrichtet, also dem höchsten Ärario wichtiger seyn muß, als die zu vaccinierenden Kinder, die, anstatt zu den Staatsbedürfnissen etwas beyzutragen, den Ältern noch ihre Abgaben erschweren. Nicht weniger, als die eben genannten Professionisten verdienen unsere Künstler eine milde Rücksicht. Die Bildhauer dieses Landes, so wenig ihrer auch sind, würden beynahe verhungern, wenn man nicht dann und wann ein Grabmahl bestellte, und da die Hochzeit-Carmina aus der Mode gekommen sind, und die sonstigen fröhlichen Gelegenheiten immer seltner werden, so kann es für den Poeten nicht anders als erwünscht seyn, wenn er eine Grabschrift zu machen hat.

Euer Excellenz bitten wir demnach unterthänigst, diese Vorstellung mildest zu beherzigen, und uns durch Hochdero vielvermögendes Wort bey dem Landesherrn die Gewährung unserer Bitte auszuwirken. Sollte die-

ses geschehen, so haben sich unsere Mitbrüder, die hier anwesenden Todtengräber aus N., wo Euer Excellenz residiren, anheischig gemacht, nicht allein Hochdieselben, sondern auch Ihre verehrungswürdige Frau Gemahlinn, und alle Ihre hohen Angehörigen in auf- und absteigender Linie, besonders aber Ihre lieben Kinder und Enkel (falls sie an den natürlichen Blattern sterben sollten) unentgeltlich zu begraben, und dadurch Ihrer zahlreichen Familie eine beträchtliche Ausgabe zu ersparen. Euer Excellenz wollen dieses nicht ungnädig aufnehmen, oder gar als eine Bestechung ansehen, sondern vielmehr als einen schuldigen Tribut der Dankbarkeit für so gefällig geleistete Dienste.

Wir sind mit tiefstem Respect ꝛc.

v. Ittner.

Die italienischen Strohhüte.

Die schönsten Strohhüte liefert Italien, wo man viel Fleiß auf die Zubereitung des Strohes wendet. Will man Stroh haben, aus dem man das schönste Geflechte macht, so muß man einen steinigten Boden wählen, wo das Getreide nur mit Mühe wächst. Eine gebirgigte Gegend verdient in dieser Hinsicht den Vorzug. Alle Bäume müssen aus der Nähe weggeschafft, das Feld muß in kleine Furchen abgetheilt, und diese müssen mit Tauben- oder Schafmist bedeckt werden. Schneyet es im Winter etwas, so geräth die Ernte am besten. Wenn im Juny die Ähre zu blühen anfängt, muß man, noch ehe die Blüthe ganz vorbey ist, alle Stängel dicht an der Erde abschneiden. Man stellt sie hierauf in lange Reihen, um sie an der Sonne zu trocknen; thut sie alsdann in den Thau, um sie wieder weich werden zu lassen. Befürchtet man Regen, so schafft man sie herein, und wenn man sie wieder in die Sonne stellt, so darf man sie nicht auf ein Feld thun, wo etwas wächst.

Dieses Verfahren beobachtet man bey der Verfertigung gewöhnlicher Hüte, z. B. bey denen, die man zu Balogna macht, und die man zu Paris für Hüte von Florenz verkauft. Zu Signa einem kleinen Dorfe bey Florenz an der Straße nach Livorno, verfährt man aber weit sorgfältiger. Man sammelt die Halme, einen nach dem andern, und sucht sie aus. Nach dem ersten Abtrocknen verschließt man sie auf einem Boden wo nirgends ein Lichtstrahl eindringen kann; man reihet die Stängel auf Bretern, wie Bücher in einer Bibliothek; in die Mitte setzt man eine Pfanne mit glühenden Kohlen, in die man eine große Menge Schwefel wirft; alsdann läßt man die Stängel von neuem an der Sonne trocknen; endlich bindet man sie in kleine Packete und beschneidet sie an den beyden Enden, so daß ein Halm sa lang als der andere ist.

Wenn man die Materialien so vorbereitet hat, so beginnt die Arbeit, welche Frauenzimmer verrichten, die zartere und weichere Hände haben. Einige machen Flechten, andere nähen diese zusammen. Zu diesen beyden Geschäften sind verschiedene Geschicklichkeiten erforderlich. Man versichert sogar, eine Arbeiterinn, die an einem Gewebe von einer gewissen Feinheit arbeitet, dürfe sich durch kein Vergnügen, keine Leidenschaften zerstreuen: ist sie mit einer allzu lebhaften Empfindung von Freude oder Unruhe beschäftigt, so steht ihr die Hand nicht wie zuvor zu Gebothe, das Gewebe wird ungleich, und die Arbeit hat keinen Werth.

Notitzen.

Wien am 20. Nov. — Vorgestern gab Hr. Horschelt den Gottbold von Felseck, im Fridolin, als Gastrolle. Mit einer großen, starken Figur verbindet dieser Schauspieler einen tiefen, nicht wohlverständlichen Organ, eine gemeine Sprache, und glaubt zu agiren, indem er — wie Hamlet spricht — stets mit seinen Armen die Luft durchsägt. Wenn er auch nicht Hrn. Roose zum Vorgänger in dieser Rolle gehabt hätte, würde er doch eben so wenig Beyfall erhalten haben, als er wirklich erhielt.

Gestern wurde das Lustspiel: der Schubkarren des Essighändlers, mit einer zum Theile neuen Besetzung aufgeführt. Hr. Ochsenheimer spielte den Julefort, Hr. Korn den jungen Dominik, und Mlle. Adamberger die Tochter Delomer's. Letztere spielte vortrefflich. Man würde dasselbe auch von den Herren Ochsenheimer und Korn haben sagen können, wenn sie ihre Rollen memorirt gehabt hätten.

Wenn dieses Übel auch schon unter den jungen Schauspielern einreißt; wann dürfen wir dann hernach hoffen, ein gut memorirtes Stück zu hören? —

Herr Brockmann war ganz der alte, gerade, edelmüthige Dominik, und erhielt den verdienten Beyfall.

T.

Gedruckt bey Anton Strauß in Wien.



Der Sammler.

Samstag, den — 141. — 24. November 1810.

Versöhnung.

(Fortsetzung.)

„Bedauert Friedhelm,“ sagte er zu ihnen, „er ist unglücklicher als ihr. Die Leiden des Hasses müssen schrecklicher seyn, als die Leiden der Liebe; hier trauert ein Genius, dort wüthet eine Furie.“

Friedhelm war gleich nach der Unterredung mit dem Pfarrer zu dem armen Riekchen gestürzt. Die unglückliche Leidenschaft in seinem Busen machte ihn taub gegen die Stimme der Liebe. Er stürmte auf ihr kindliches Herz mit den bittersten Vorwürfen ein, und zeigte ihr an, daß er mit ihrem Ungehorsam, nun er die Quelle desselben kenne, keine Nachsicht haben werde; Carl Veltner werde ihr Gatte, und sollte er sie bey den Haaren zum Altare schleppen.

„Dem Sohne des Mörders meines einzigen Sohnes, dem sollte ich meine Tochter, dem wolltest du, Ungerathene, deine Hand geben? Nimmermehr! — Meinen Fluch ihm und dir, wenn du nicht von ihm lässest!“ Dieß waren die Worte, mit welchen er Riekchen verließ.

Von jetzt an war jeder Umgang zwischen den jungen Leuten abgeschnitten. Riekchen war eine zu gehorsame Tochter, als daß sie auch dem ungerechten Willen ihres Vaters zuwider gehandelt hätte. Vergebens waren Fritzens Versuche sie zu sprechen; so viel die Taute auch sonst über sie vermochte, so flehentlich diese sie auch bath, nur noch ein Mahl ihrem unglücklichen Sohne zu sagen, daß sie ihn liebe, und nie eines Andern werden wolle, so war doch Alles umsonst.

„Ich werde ihn ewig lieben,“ weinte sie; „eher sterben, als eines andern werden; aber ihn sehen, meines Vaters Fluch auf ihn und mich laden; das, Tantchen, kann ich nicht!“

Fritz rief mit Wehmuth, als ihm die Mutter ihre Worte hinterbrachte: „Ach! wenn sie mich nicht sieht, wird sie mich doch vergessen. Der Vater wird sie zwingen, Carln ihre Hand zu geben. — O Mutter, hätte ich Riekchen doch nie, nie gesehen!“

Der Pfarrer sprach ihm Muth ein, und drang darauf, er sollte sich um seiner und Riekchens Ruhe willen auf einige Zeit entfernen. Meiners war derselben Meinung.

„Mutter, Mutter!“ sagte er oft zu seiner Frau, „von dem Morde seines Sohnes, unsers armen lieben Wilhelms, spricht mein Herz mich frey; aber nicht von dem Morde seiner Vaterfreuden in Riekchen. Wir hätten nicht wider seinen Willen die Kinder zusammen bringen sollen. Jetzt werden wir selbst strafbar, nun muß er uns erst hassen, denn er hat Grund dazu.“

„Grund, da wir ihn zu versöhnen hofften?“ erwiederte die arme Mutter. Nein, jetzt könnte ich ihn hassen, den Unversöhnlichen; selbst seiner Tochter Glück nichts zu achten, um seinen Haß zu befriedigen!“

Aber des Pfarrers Vorstellungen überzeugten auch sie, es sey das Beste, Fritz zu entfernen, und Fritz, dem die ganze Gegend öde war, seitdem er Riekchen nicht mehr sehen durfte, hoffte Linderung zu finden, wenn er nicht mehr dieselbe Luft mit ihr athmen würde.

Friedhelm war gleich nach der Unterredung mit seiner Tochter hinüber zu Carls Vater geritten. Er verkündigte ihm seinen Entschluß, daß gleich nach der bevorstehenden Ernte die Hochzeit der beyden jungen Leute gefeyert werden sollte. Carl war außer sich bey dieser Nachricht; er wähnte, Riekchens Widerwillen sey überwunden. Wie gern wäre er sogleich zu ihr geeilt, um ihr zu danken, allein eine wichtige Angelegenheit erforderte seine Gegenwart in einem entfernten Seehafen, wohin sein Vater große Getreidevorräthe geliefert hatte: seine Abreise war dringend, er konnte nur in wenigen Zeilen an Riekchen sein Entzücken ausdrücken, und mußte sich entfernen. Friedhelm übernahm es, diese Zeilen seiner Tochter einzuhändigen. Bis Carl zurückkömmt, dachte er, ist alles in Ordnung; dann hat das Mädchen Fritzen vergessen, oder wenn auch das nicht, nun so — so — nein, nein, sie vergißt ihn, und gehorcht gutwillig, denn sie liebt mich. — Das So wagte doch sein Vaterherz nicht auszudenken.

Zitternd empfing Riekchen die Zeilen von Carls Hand; ihren festen Entschluß, nie die Seinige zu werden, wagte sie in diesem Augenblicke noch nicht zu erklären. Carls Reise gönnte ihr einigen Spielraum; sie suchte sich zu fassen. Schon freute sich Friedhelm, daß es ihm gelingen werde, doch konnte er sie nicht dazu bewegen, auch nur einen der Briefe, welche sie von Carln so häufig erhielt, zu beantworten. Weder Bitten noch Drohungen vermochten etwas über die sonst so gehorsame Tochter. Dieß schien ihr eine Untreue an ihrem Fritz, und eher war sie entschlossen zu sterben, als sich dieser schuldig zu machen.

(Der Beschluß folgt.)

Amor und Saturn.

Der Gott der Zeit ward grau und alt
Und ihm das Reisen schwer,
Doch drängte Jupiters Gewalt
Ihn über Land und Meer.
Er mußte fort,
Von Ort zu Ort;
Kein Seufzer, keine Klage
Erwarb ihm Ruhetage.

Matt schlich, den Stab in seiner Hand,
Der silberbärt'ge Greis
Durch Afrika's entglühten Sand
Und über Grönlands Eis.
Und überall,
Der Welt zur Qual,
Durchzog des Erdballs Theile
Mit ihm die Langeweile.

Gleichgültig sah der Götter Schaar
Des Alten Müh' und Pein;
Nur Amors zarte Seele war
Nicht fühllos wie ein Stein.
Weg aus dem Saal
Des Himmelsstrahl
Das gute Kind sich leise,
Und flog hinab zum Greise.

Es fand ihn bald auf rauher Bahn,
Und sprach mit holdem Gruß:
„Saturn, nimm meine Flügel an,
Du bist nicht wohl zu Fuß!"
Und schnell beschwingt
Durchflog verjüngt,
Und rasch, wie Phöbus Pferde,
Saturn das Rund der Erde.

Wann er so reiset, dünkt ein Jahr
Uns nur ein Augenblick.
Doch fordert oft sein Flügelpaar
Der Liebesgott zurück.
Dann sinkt der Greis
Ins alte Gleis,
Und was Minuten waren
Verlängert sich zu Jahren.

A. F. E. Langbein.

Petrarch.

Dieser Sänger einer höheren Liebe ist unter uns in den letzteren Zeiten, durch Übersetzungen und Nachahmungen, dermaßen entstellt worden, daß, wer ihn nicht auf eine andere Art kennen lernte, nothwendig von ihm zurückgeschreckt werden muß. Seine göttlichen Gedichte, von dem vierzehnten Jahrhundert an bis jetzt der Stolz und die Wonne Italiens, hat man zu einem Geklingel von Reimen, zu einem Geleyer in Versen, deren Füße man uns eintönig vorzählt, und zu kraftlosen Liebeserklarungen, in einer, bald gemeinen, bald gesuchten, unverständlichen Sprache, herabgewürdigt. Vor beynahe fünfzig Jahren war der, in seiner Gattung einzige Dichter, den Deutschen besser bekannt; aber Meinhards Versuche geriethen, wie so manches ältere vortreffliche Werk, in Vergessenheit *). Obwohl diese Versuche nur prosaische

*) Versuche über den Charakter und die Werke der besten italienischen Dichter. 1763 und 1764. — Neue Auflage 1774.

Übersetzungen aus dem Petrarch enthalten, so offenbaret sich doch in ihnen sein lebender Geist, der mit hoher Schwärmerey uns erfüllt, und selbst in unsrer wenig melodischen Sprache mit einem Wohllaut uns anredet, bey welchem wir empfinden, was er empfand, wenn er die Engelstimme seiner Laura vernahm. Hier erscheint der italienische Dichter ganz anders, als in den Travestirungen unsrer neuen, reimreichen Petrarchisten, welchen der Sänger zu Vauclüse darum besonders gefiel, weil sie etwas mystisches in ihm zu finden glaubten, das heißt, etwas, was ihnen Gelegenheit gäbe, verworrene Ideen auszuhecken, und durch eben so verworrene Phrasen in ein ehrwürdiges Dunkel zu hüllen. Wie wenig aber ihre räthselhaften Worte, unter denen kein wirkliches Räthsel verborgen liegt, mit dem Mysticismus einer tief fühlenden Seele gemein haben, welche ihr Heiligthum vor den Blicken der Ungeweihten bewahrt, das wissen diejenigen, die Petrarchs Oden und Sonette in der Ursprache lesen, und zu lesen werth sind. Da ist nicht ohnmächtiges Bewegen der Fittige, um in der unteren Luft umherzuflattern, sondern Aufflug des dem Himmel verwandten Geistes, der seine Heimath sucht; nicht mühsam angefachte Stoppeln-Gluth, sondern Opferflamme, die zum ursprünglich Schönen, rein und leicht, und mächtig emporsteigt.

In der Hoffnung, auch andere Leser hiervon zu überzeugen, theile ich die Übersetzung einer Petrarchischen Ode mit, welche M e i n h a r d, wegen ihres allzumystischen Inhalts, für unübersetzbar erklärte. Es ist die zweyte von den drey berühmten Schwester-Oden: A n d i e A u g e n d e r s c h ö n e n L a u r a. Sie metrisch zu verdeutschen, würde ich nie gewagt haben; denn so viel sie auch in der Prosa verliert, so verlöre sie doch durch Reim und Sylbenmaß, die mich zu Abweichungen vom Original nöthigten, noch mehr. Nur die getreueste Nachbildung kann bewirken, daß mein Unternehmen dem Schatten des Dichters nicht mißfällig sey, der, als ich jugendlich froh am Scheideweg des Lebens stand, durch seine Lieder mein Herz erhob, und vor mancher gefährlichen Lockung mich sicherte.

O d e. *)

„Liebenswürdige Schöne! in deinen Augen seh' ich ein süßes Licht, das mir den Weg zum Himmel zeigt. Lange schon wohn' ich in ihnen mit der Liebe allein: darum strahlet mir sichtbar durch sie deine Seele. Dieser Anblick ist es, der zum Guten mich hinweist, der mich geleitet zum rühmlichen Ziel. Er allein entfernt mich vom Pöbel, und nie vermag eine menschliche Zunge das auszudrücken, was diese beyden göttlichen Augen mich empfinden lassen, wenn der Winter seinen Reif umherstreut, und wenn das Jahr sich verjüngt, wie zur Zeit meiner ersten Leiden.

Oft denke ich: Wenn in jenen himmlischen Gegenden die uns verborgenen Werke des ewigen Regenten der Sterne so schön sind, wie diejenigen, die er von dort aus auf Erden uns zeigt; so öffne sich dieses Gefängniß, das mir den Weg zu einem solchen Leben verschließt! Bald aber kehre ich zu dem gewohnten Kampfe zurück, und danke der Natur und dem Tage, der mich gebar, weil sie zu einer so hohen Seligkeit mich aufbewahrten, und ihr danke ich, die zu der glanzendsten Hoffnung mein Herz erhob. Versunken in Mißmuth war ich, und mir zur Last; aber von jenem Tage an gefiel ich mir selbst, indem ein großer und süßer Gedanke dieß Herz erfüllte, welches die schönen Augen, nach ihrem Willen, öffnen und schließen.

Nie gab die Liebe oder das veränderliche Glück denen, die auf dieser Welt die zärtlichsten Freunde waren, ein so wonnevolles Loos, daß ich es nicht um einen Blick jener Augen vertauschte, von denen mir jede Ruhe kommt, wie jeder Baum aus seinen Wurzeln sich erzeugt. Engelgleicher Reitz: Ihr schönen, mein Leben beseligenden Funken, an denen sich die Sehnsucht entzündet, die mit sanftem, schmelzenden Feuer mich verzehrt! Wie jedes andre Licht vor dem eurigen schwindet, so flieht aus meinem Herzen, in welches sich eine solche Süßigkeit ergießt, jedes andre Bild, jeder Gedanke, und mit euch bleibt in ihm zurück nur die Liebe.

Alle die Wonne zusammen genommen, die jemahls in den Herzen glücklicher Liebhaber war, ist nichts gegen das, was ich fühle, wenn ihr zwischen den schönen schwarzen Bogen, die euch bedecken, und den blühenden Wangen dann und wann einen sanften Blick mir zusendet, in dessen Glanze die Liebe sich ergötzt. Auch hat, von der zartesten Kindheit, von der Wiege an, der Himmel euch mir zum Mittel ausersehen gegen meine Unvollkommenheit und gegen das widrige Glück. Nur klage ich über den so viele Reitze verbergenden Schleyer, und über die Hand, die so oft meinem höchsten Vergnügen den Zugang wehrt, und über die Augen selbst, deren Anblick, wie er sich verändert, mei-

*) Rime di Francesco Petrarca, Canzone XIX.

nem Herzen eine andere Gestalt gibt, so daß Tag und Nacht in mir die gewaltsame Begierde tobt, und einen Ausweg sucht.

Umsonst sind die Gaben die ich von der Natur empfing, trauernd seh' ich es; sie machen mich eines so geliebten Blickes nicht würdig: darum strebe ich so zu seyn, wie es der stolzen Hoffnung geziemt, und dem schönen Feuer, von welchem ich glühe. Wenn durch unermüdeten Fleiß, ich schnell werde zum Guten, zum Bösen langsam, ein Verächter alles dessen, was die Welt begehrt; so könnte vielleicht ein solcher Ruhm für mich reden, und der Erfüllung meines einzigen Wunsches mich näher bringen. Gewiß kommt das Ende meiner Thränen, das dieses leidende Herz nirgend anders sucht, von den schönen Augen, deren sanftes Zittern die letzte Hoffnung zärtlicher Liebhaber ist."

A. G. Jacobi.

N o t i t z e n.

Aus Besorgniß, daß Jemand, welchem Mozart's Werke mehr dem Nahmen, als ihrer Natur nach, bekannt sind, uns einer Unwissenheit, oder doch eines Versehens beschuldigen könnte, daß wir in den Notitzen der Numer 138 sagten: „Mozart habe uns leider keine reintheatralische Oper geliefert," da wir doch Idomeneo und la Clemenza di Tito von ihm besitzen, haben wir nöthig geachtet, diese anscheinende Vergessenheit aufzuklären.

Die hier genannten Opern sind dem Referenten um so besser bekannt, als er vorlängst beyde, nicht ohne Beyfall, für Quartetten bearbeitet hat, und folglich genau in den Geist dieser schönen Werke eindringen mußte. Eben durch diese genaue Bekanntschaft aber wurde der Referent bewogen, dieser Opern in Nr. 138 nicht zu erwähnen, weil sie nicht dahin gehören.

Idomeneo ist eines der frühesten Producte des unerreichten Mozart. Obschon es, wie alles, was seinem seltenen Genie entsprang, vortrefflich ist; gehört es doch gewiß nicht unter seine vorzüglichsten Werke. Er selbst war in späteren Zeiten nicht mehr damit zufrieden, und als es vor einigen Jahren hier (freylich nicht am besten) aufgeführet wurde, gefiel es nicht.

Es ist noch ganz in die Form der alten Opera seria gegossen, nur daß Mozart's Geist auch diesen, damahls herrschenden Styl, zu veredeln und zu verschönern wußte. Die Opera seria wurde, vor Gluck, bloß als ein Turnierplatz betrachtet, auf welchem berühmte Sänger und Sängerinnen um den Preis kämpften. Daher die Prunk- und Passagevollen Arien, daher die langen Ritornelle, die jenen vorangingen, um die Erwartung dessen, was da wird gehört werden, desto höher zu spannen; daher, daß man dort die Musik nicht auf den treuen Ausdruck der Gefühle, auf die richtige Darstellung der Situationen, sondern bloß auf das Glänzen der Sänger hin richtete. Zwar ist Mozart's Verstand schon im Idomeneo und noch mehr in seiner späteren Clemenza di Tito, diesen eingewurzelten Fehlern möglichst ausgewichen; ganz konnte er sie aber nicht vermeiden, wenn er anders auf den Beyfall der damahligen Zeit Anspruch machen wollte.

Wer weiß nicht, daß auch die größten Meister auf einer Seite den herrschenden Vorurtheilen ihrer Zeit Opfer bringen müssen, wenn sie auf der andern Seite auf die Verbesserung des Geschmacks des Publicums wirken wollen, mit dem sie es folglich, durch plötzliche Zerstörung seiner Idole, nicht verderben dürfen?

Nur Gluck allein hatte den Muth, der Hyder auf den Kopf zu treten, die Mißbräuche seiner Zeit mit That und Wort (in seinen dramatisch-musikalischen Werken, und in seiner Vorrede zur Alceste) kühn zu bekämpfen, und gar nicht nach Beyfall, nur nach Wahrheit zu ringen, wohl wissend, daß ihm diese — wenn auch erst spät — jenen im vollsten Maße sichern werde.

Betrachten wir die Werke dieses unsterblichen Genius, und die neueren tragischen Opern klassischer Meister, eines Cherubini, Salieri, Catel rc., eine Medea, einen Axur, eine Semiramis, eine Vestalinn, in welchen die Sänger nur als Mittel zum Zwecke, nicht, wie in der vormahligen Opera seria, als Zweck selbst betrachtet werden; wo einzig gestrebt wird, die Handlung, die Gefühle, mit treuem musikalischen Ausdruck zu begleiten; die Declamation zu unterstützen und zu erhöhen; unbekümmert, ob der Sänger individuellen Beyfall erhält, wenn nur das Ganze die rechte Wirkung macht; so werden wir finden, daß Mozart's Idomeneo nicht als Norma zur Beurtheilung der Vestalinn aufgestellt werden konnte. Aber auch la Clemenza kann es nicht.

Dieses Singspiel, welches Mozart auf höchsten Befehl, zur Krönung Sr. Maj. weil. Kaisers Leopold II. in Prag, mit solcher Eile schrieb, daß er die Ouverture noch im Reisewagen, der ihn nach der Hauptstadt Böhmens fuhr, componirte, nähert sich ebenfalls mehr der alten Opera seria, als dem neueren tragischen Singspiele.

Zwar hat Mozart's Geschmack diese Oper weit über die früheren Werke dieser Art erhoben; allein es handelte sich doch ebenfalls darum, einen Sopransänger und eine prima dona brilliren zu machen, wie die großen Arien Nr. 2. 8. 17. und 20. und viele andere Stellen in den mehrstimmigen Tonstücken beweisen. So waren diesem Genius auch hier Fesseln angelegt, und diese Oper, die das nicht werden konnte, was Mozart unter andern Umständen daraus würde geschaffen haben, kann ebenfalls nicht zur Vergleichung mit Spontini's Vestalinn gelten, weil nur Werke von ganz gleichem Genre mit einander verglichen werden können.

Wenn wir daher in der Notitz Nr. 138 gesagt hätten: „Mozart „hat uns leider keine rein-heroische Oper geliefert, die wir zum „Anhaltpunct für die Beurtheilung des Spontinischen Werkes nehmen „könnten;" so würden wir zwar bestimmter, aber nicht wahrer gesprochen haben, als wir thaten.

M.

Gedruckt bey Anton Strauß in Wien.



Der Sammler.

Dinstag, den — 142. — 27. November 1810.

Versöhnung.

(Beschluß.)

Die Ernte rückte heran. Gott schien seinen reichsten Segen über die Fluren ausgeströmt zu haben, sie prangten in goldener Zierde, und harrten der Sichel des Schnitters und fleißiger Hände, ihre Gaben in die Scheuern zu sammeln, welche den Reichthum nicht zu fassen vermochten. Jedes Herz öffnete sich der dankbarsten Freude; im Jubel des Tanzes schwanden den Dörfnern die Abende nach dem vollendeten Tagewerke und der großen Linde, oder in ländlichen Spielen hin. Nur Fritzens und Riekchens Herzen waren jeder Freude verschlossen. Ihnen schien nur in dem allgemeinen Segen die Fülle des Unglücks zu reifen. Um jede Hoffnung in Fritzens Brust zu ersticken, hatte Friedhelm dafür gesorgt, allgemein bekannt zu machen, daß gleich nach der Ernte seine gehorsame Tochter Carl Veltnern ihre Hand reichen würde, und Riekchen hinterbrachte er Fritzens Entschluß, sein Heil in der Welt zu suchen. Ihr den Glauben an die Untreue ihres Geliebten einzureden, dazu war er zu ehrlich; aber er hoffte, wenn alle Möglichkeit einer Vereinigung verschwände, so würde auch ihre Liebe verschwinden.

Die Ernte war vollbracht; der Segen Gottes füllte die Scheuern. Carl schrieb, daß sein Geschäft geendet und seine Zurückkunft nahe sey. Friedhelm war bey dem alten Veltner, als dieser Brief ankam. Er übernahm es, Riekchen auf die nahe Verbindung vorzubereiten, und ihr den Brief, welchen Carl auch für sie eingeschlossen hatte, zu überbringen. Es war ein heißer Tag gewesen; er beschloß daher in der Kühlung der Nacht zurückzureiten. Die beyden Pachtungen lagen einige Meilen auseinander. Schon hatte sein rascher Brauner eine Meile zurückgelegt, als ein schwarzes Gewitter über Buchenheim, so hieß seine Pachtung, aufzog; bald sahe er die Blitze sich durchkreuzen; immer düsterer und düsterer und drohender senkte es sich ganz auf das Dorf herab. Eine unbeschreibliche Bangigkeit überfiel ihn; er spornte sein Pferd, das kaum mit dem Hufe die Erde berührte. Mit einem Mahle öffnete sich die grause Wolke, ein Feuermeer schien herabzustürzen, ihm folgte ein heftiger Schlag, und — seine Wohnung ging in Flammen auf. Welch ein Anblick für das Herz eines Vaters, der in diesen Flammen Alles hatte, was ihm auf Erden theuer war! — in der ersten Stunde des Schlafs! — Hatten sie den furchtbaren Donner gehört, konnten sie sich retten? — Das Feuer griff immer stärker um sich, die nahe stehenden Scheuern geriethen in Brand. Hoch stiegen die flammenden Garben empor, er hörte das Stürmen um Hülfe, die ganze Gegend war erleuchtet, sein Pferd drohte unter ihm zu sinken. Er vermochte nichts zu denken, nur fort, nur hin — war sein einziges Gefühl.

Er sprengte näher; brüllend kamen ihm seine reichen Herden entgegen, zerstreut in der Irre umherstreifend, einige Knechte hinterdrein, sie zusammen zu treiben. Sobald diese ihren Herrn erkannten, stürzten sie heulend auf ihn zu.

„Meine Kinder," rief er ihnen erschüttert zu, wo sind meine Kinder?"

Ach Herr Amtmann," war die Antwort, „welch ein Unglück! — Alles, alles ist verbrannt!"

„Meine Kinder!" schrie Friedhelm und stürzte ohnmächtig vom Pferde. Er war ein menschenfreundlicher Herr, seine Dienstbothen nahmen daher Theil an seinem Schmerze, sie trugen ihn in die nächste Hütte, und suchten ihn zu sich selbst zu bringen. Die greisen Bewohner standen ihnen hülfreich bey; der eine Knecht warf sich auf Friedhelms ermüdetes dampfendes Pferd, und eilte ins nahe Dorf, wo ein Wundarzt wohnte, und brachte ihn mit sich zu seinem unglücklichen Herrn.

Friedhelm war ins Leben zurückgekehrt, aber zu welchen Gefühlen! — Ein kinderloser Vater, er, der nur in seinen Kindern lebte, vor wenigen Augenblicken noch reich in vier blühenden Mädchen, und jetzt — an seinen übrigen Verlust dachte er nicht; der war groß, allein nicht unersetzlich — was sollte ihm aber seine Kinder ersetzen? Und ein so schrecklicher Tod — und er Zeuge des verderbenden Strahls! — Auf sich, auf sich wünschte er den Strahl herab, weg von dem Haupte der Unschuld auf das Haupt des Schuldigen, der aus unversöhnlichem Hasse das Glück seines Kindes morden wollte, der wider den Rathschluß des Ewigen anzukampfen gewagt hatte. — Er wollte fort, hin zu der Stätte, die Gebeine seiner Kinder sammeln, sich selbst in die Flammen stürzen. — Aber sein Wille war stärker denn seine Kraft. Er war erschöpft. Der herbeyeilende Wundarzt fand eine schlagähnliche Lähmung. Die schnellste Hülfe allein und Ruhe konnten ihn retten. Aber hier in dieser Hütte, wo jede Bequemlichkeit mangelte. — Ein Försterhaus stand am Walde, es war das nächste. Sobald man nur die ersten Mittel angewendet hatte, machte man Anstalt, den Unglücklichen dahin zu bringen. Er war bewußtlos, und ließ mit sich vornehmen, was man wollte. Es wurde eine Tragbahre herbeygeschafft, er hinauf gelegt, und so ging der Zug langsam auf das Haus zu, das Meiners bewohnte. Ein Knecht eilte voran, des Amtmanns Ankunft zu melden.

„Gottes Schickung!" rief Meiners, „Kinder, Gottes Schickung!"

„Tritt ihm nicht entgegen, lieber Mann," sagte die Oberförsterinn, „dein Anblick möchte ihn zu sehr erschüttern."

„Die Erschütterung kann ihm wohlthätig seyn," meinte Meiners.

In diesem Augenblicke langte die Tragbahre mit dem Amtmann an. Der Unglückliche hatte sich erhohlt. Er war schwach, doch erkannte er alle Gegenstände um sich her, ohne daß er wußte, wo er war; denn so lange Meiners hier wohnte, hatte er absichtlich diese Gegend vermieden, und Manches war unterdessen verändert. — Er wurde ins Haus geführt; Da flog ihm Riekchen entgegen, und stürzte an seine Brust; Minchen und Jettchen umklammerten seine Füße; im Hintergrunde streckte die jüngste Tochter ihm die Arme entgegen, sie selbst auf den Armen Meiners, dessen Haar versengt war, dessen Gesicht Spuren des Brandes trug. Meiners Gattinn und Fritz standen in der Ferne, und sahen mit banger Erwartung dem Ausgange entgegen.

„Meine Kinder," rief Friedhelm, meine Kinder! „Ihr seyd mir gerettet!"

„Der Onkel! Fritz!" — riefen die Kinder schluchzend und flogen zu ihren Rettern hin, und das Jüngste riß sich aus Meiners Armen, und stürzte zum Vater. Er umschlang es, blickte mit seligem Vatergefühle zum Himmel auf, und reichte Meiners die bebende Hand. Meiners trat hinzu, schloß den lange verlornen Freund in seine Arme! seine Gattinn näherte sich, Fritz umfing Friedhelms Knie.

„Du verzeihst mir?" rief Meiners.

„Dir verzeihen! — Ich dir verzeihen!" erwiederte Friedhelm. „Ach! kannst du mir verzeihen, Retter meiner Kinder? Vier Kinder verdanke ich dir! — Du hast mir reichlich ersetzt."

Sprachlos war ihr Entzücken; ihre Herzen feyerten Versöhnung und Rettung. Ohne Meiners, ohne Fritz waren die armen Kinder unausbleiblich ein Opfer des schrecklichsten Todes. Der Strahl hatte gerade das Nebenzimmer getroffen, wo sie schliefen, und es zerschmettert. Schnell griff die Flamme um sich. Sie lagen im ersten Schlafe, und waren alle durch den fürchterlichen Schlag, der sie aufschreckte, betäubt. Meiners und Fritz waren in der Stadt gewesen, um zu des Letztern Abreise noch Manches zu besorgen, und kehrten in der Abenddämmerung heim. Sie eilten, vor dem aufziehenden Gewitter ihre Wohnung zu erreichen. Der nächste Weg führte am Amte von Buchenheim

vorüber, das Meiners sonst absichtlich vermied. Heftiger klopfte Fritzens Herz, als er die wohlbekannten Mauern erblickte; ein Blitzstrahl erhellte den schattigen Vorhof und jenes Denkmahl, und Meiners Herz bebte. In diesem Augenblicke fiel der fürchterliche Strahl; sie sahen die Verwüstung und das Auflodern der Flamme, und stürzten ins brennende Haus, und drangen zu dem Zimmer der Betäubten. Sie rissen sie mitten aus den Flammen, und trugen sie hinab. Alle wurden glücklich gerettet, ohne Verletzung; nur Meiners wurde, als er die Jüngste auf seinen Armen durch die Flammen trug, beschädigt. — Kaum waren die Kinder in Sicherheit, so stürzte dieser Theil des Hauses ein, und die Flamme, welche gierig um sich fraß, verwandelte in wenigen Stunden das schöne Amthaus mit den meisten Wirthschaftsgebäuden in einen Aschenhaufen. Nichts oder wenig konnte gerettet werden. Die alte Wärterinn der Kinder wurde leider ein Opfer; sie schlief in dem zertrümmerten Zimmer.

Wie bebte Friedhelms Herz bey dieser Erzählung! — Ängstlich, als wollte er sich überzeugen, daß es kein Traum sey, schloß er die Geretteten, schloß er die Retter an seine Brust.

„Ich habe dich verfolgt, habe dich gehaßt," rief er aus, „und du, Meiners, achtetest nicht deines eigenen Lebens, um mir diese zu retten. Womit soll ich vergelten?"

„Mit deiner Freundschaft, mit deiner Bruderliebe, die du mir wiederschenkst, deren unglücklicher Verlust mir so trübe Jahre bereitet hat," erwiederte Meiners.

„Und du, Fritz — auch dir habe ich die Tage deiner Jugend verbittert. — Doch, dir kann ich vergelten, und das will ich, — du liebst Riekchen — sie ist dein, du hast sie dir errettet!"

Lautaufschreyend vor Freude stürzte Fritz an seine Brust, Riekchen zu seinen Füßen. Allgemeiner Jubel durchströmte das Haus, das noch vor wenigen Augenblicken der Schauplatz der Trauer und des Entsetzens gewesen war. Er segnete die beyden Liebenden, und jedes Gefühl des Hasses war in seinem Busen erloschen. Jetzt fielen ihm der alte ehrwürdige Pfarrer und dessen Worte bey ihrer letzten Unterredung ein; er sandte zu ihm, und ließ ihn wissen, daß er seiner bedürfe. Der silberlockige, väterliche Greis folgte sogleich dieser Bothschaft, sein Herz kannte keinen Groll: er sahe nur durch bittere Leiden Beglückte, und segnete die Vorsehung, und segnete die Glücklichen.

Die Erschütterung der Freude hatte wohlthätig auf Friedhelm gewirkt. Die Lähmung war bald verschwunden; er konnte wieder gehen. Da ließ er sich von seinen Kindern und von Meiners hingeleiten zu der schrecklichen Brandstätte, die ohne Meiners, ohne Fritz, das Grab seines ganzen Erdenglücks gewesen wäre. Als sie sich nahten, kroch ihnen der halbblinde alte treue Packan winselnd und wedelnd entgegen; er hatte die Stelle, die so viele Jahre bewachte, nicht verlassen. — Unnennbare Gefühle wogten in Friedhelms Busen, als er die furchtbare Stätte überblickte; bittersüßer Schauer durchrieselten sein Gebein. Das Denkmahl war bey den Löschanstalten umgestürzt, die beschatteten Bäume waren umgehauen, da auch sie Feuer fingen. — Friedhelm umfaßte seinen Jugendfreund.

„Die Stelle ist vertilgt," rief er mit Thränen, „wo mein Wilhelm fiel; aber ein Denkmahl des Danks soll die Stätte bezeichnen, wo deine heldenmüthige Freundschaft sich mir bewährte!"

Das Amtgehöft wurde nach einem neuen zweckmäßigern Plan angelegt. Die Stelle, wo Wilhelm fiel, wurde bebaut, und dagegen der Vorhof dort hinverlegt, wo ehemahls das Wohnhaus stand. Ein einfaches, aber geschmackvolles Denkmahl steht von Linden beschattet mitten auf dem grünen Platze, mit der Inschrift:

Meinem
brüderlichen Freunde,
dem
edeln Retter
meiner vier Kinder.

Reinbeck.

Der Purtraitmahler Grimou.

Dieser Mann war schon bey Lebzeiten durch die Eigenheiten seines Lebens so berühmt, als durch die Originalität seines Pinsels. Er trug seine Farben auf die meisten Bildnisse so dick auf, daß sie beynahe wie halberhobene Arbeit aussahen, und die Vertiefungen nicht bloß scheinbar waren. Ein Blinder kann sich, wie bey Bildsäulen, mit den Händen in Grimou's gemahlten Gesichtern zurecht finden.

Wer sein Brustbild von ihm gemahlt sehen wollte, mußte sich gewöhnlich auch eine sonderbare Mütze darauf und eine Kleidung, die ihm gerade beliebte, gefallen lassen.

Zu den vielen Leuten, denen Grimou schuldig war, gehörte auch sein Bäcker. Da dieser wohl merkte, daß

der Schuldner zu den hoffnungslosen zu rechnen sey, so gerieth er auf die Idee, sich von Grimou mahlen zu lassen. Das war diesem Mahler recht, und er bestimmte seinem Gläubiger den Tag zum Sitzen. Sogleich läuft der Bäcker, um für diese Feyerlichkeit einen neuen Sonntagsstaat und eine große Perücke anzuschaffen. Höchst zufrieden mit dem Ausspruch seines Spiegels, sieht sich der Mann schon in diesem Glanze gemahlt, und tritt gravitätisch bey Grimou ein. Der aber schlägt seine schönen Hoffnungen sogleich mit der Anrede zu Boden: „Was soll denn der verwünschte Aufzug bedeuten!" ruft Grimou ganz wüthend aus. „Wo ist die Kleidung, in der ihr das Brod in den Ofen schiebt? So mag ich nichts mit euch zu thun haben." Der erschrockene Bäcker will ihm Vorstellungen machen. Er meint, daß man sich doch seinen Nachkommen nicht so unordentlich zeigen wolle. Aber Grimou und sich Vorstellungen machen lassen! Der Bäcker mußte fort, und ohne Perücke und Sonntagskleid wieder kommen. Dafür wurde er aber auch in seiner gewöhnlichen Tracht ganz vortrefflich gemahlt.

Den Umgang mit der feinen Welt verachtete Grimou. Seine Gesellschaft waren Leute, die, wie er, in der Flasche ihr Heil suchten. Wer von ihm gemahlt seyn wollte, mußte schriftlich darum bey ihm einkommen, und seine Resolution geduldig und ohne Murren erwarten.

Bey der Arbeit zog er gewöhnlich vier bis fünf Flaschen von dem ausgesuchtesten Burgunder, und sonst niemand zu Rathe, auch war er nur selten dazu zu bringen, in seiner Wohnung zu arbeiten. Gewöhnlich ging er zu denen, die sich wollten portraitiren lassen, aber wenn er nicht gleich beym Eintritt in ihr Zimmer ein gutes Frühstück stehen sah, so verfinsterte sich seine Miene im Augenblick. Bey guten Aussichten hingegen fing er sein Gemählde mit Zufriedenheit an, kam aber nicht wieder, um es zu vollenden, wenn man sich träge finden ließ, die ausgeleerten Flaschen mit gefüllten zu vertauschen.

Eine Magd hatte er, die ihm Hofmeisterinn, Köchinn, Lackay, Thürhüter, kurz alles in allem war. Sie rieb ihm die Farben, und beantwortete alle Briefe.

Diese Generalbevollmächtigte ließ keinen Menschen zu ihrem Herrn, als Leute, die sie kannte. Ein Pariser Bürger hatte schon lange sein Bildniß von Grimou gemahlt gewünscht, hörte aber immer, wenn er kam, daß der Künstler nicht zu Hause wäre. Er verfiel daher auf eine List. Als er wieder ein Mahl vor Grimou's Thüre die gewöhnliche Abfertigung erhielt, rief er: „Nicht zu Hause? Das ist mir doch fatal, ich hätte so gern mit ihm gefrühstückt!" Mit diesen Worten verläßt er sehr verdrießlich die Thüre. Die Frau weiß gar nicht, was sie denken soll, und läuft eilig zu ihrem Herrn, um ihn davon zu benachrichtigen. Der ist erschrecklich aufgebracht, und befiehlt ihr den Unbekannten herbeyzuschaffen, mit der Drohung, sie sogleich aus dem Dienste zu jagen, wenn sie noch ein Mahl Leute abwiese, die mit ihm zu frühstücken kämen. Sie hohlt den Listigen, der nicht eben davon geeilt war, sehr leicht ein. Sie führt ihn in Grimou's Zimmer, und der Fremde umarmt sogleich den Mahler mit der Ausrufung: „Ach, mein theurer Freund, was habe ich mich gesehnt, dich ein Mahl wieder zu sehen!" — Grimou stutzt, betrachtet den Mann, und kann sich seiner Züge gar nicht erinnern. „Hast du mich vergessen" ruft jener, „wie oft wir zusammen in dem und dem Weinhause vergnügt gewesen sind?"

„Jetzt besinne ich mich beynahe," erwiederte der Mahler. „Du kommst mir aber doch sehr verändert vor. Setze dich, alter Freund, und laß uns beym Glase die Freundschaft erneuern."

(Der Beschluß folgt.)

Notizen.

Wien am 24. Nov. — Gestern wurde das große Singspiel: Die Vestalinn, bey sehr vollem Hause mit besonderm Eifer und einem ensemble gegeben, welches in den drey ersteren Vorstellungen nicht so vollkommen war, und mit einstimmigem lautem Beyfalle belohnt wurde. Es ist natürlich, daß eine Musik dieser Art bey jeder Wiederhohlung besser ausgeführt werde, und folglich auch mehr gefallen muß; denn man mag sagen was man will, eine musikalische Composition, deren Schwierigkeit von Seite der Sänger in schweren Intonationen, in richtigem gefühl- und kraftvollem Vortrag, in treuer Verbindung der Singparte bey mehrstimmigen Tonstücken, und von Seite des Orchesters in dem genauen Zusammenspielen der künstlich in einander verschlungenen Instrumente, in aufmerksamer Beobachtung der Nuancen vom musikalischen Licht und Schatten (piano, forte, crescendo etc.) besteht, eine solche musikalische Composition in allen ihren Theilen vollkommen auszuführen, fordert weit mehr Kunst, Wissen und Mühe, als eine Musik, in der die Sänger eine Passage nach der andern vorzutragen haben, und im Orchester jedes Instrument ein Concert spielt. Daher aber auch jener billiger Weise mehr Beyfall und Ehre gebührt, als dieser.

Die Rolle der Oberpriesterinn hatte, statt der erkrankten Mlle. Buchwieser, Mlle. Auenheim übernommen. Wenn diese der Ersteren auch an Stärke der Stimme, und an Besitz der Musik nachsteht, schien uns doch, daß die Recitative von Mlle. Auenheim besser gegeben wurden, als von ihrer Vorgängerinn, die in der musikalischen Declamation nicht befriedigte. Die neue Oberpriesterinn sang die ohnehin nicht interessante Arie im ersten Acte nicht, wodurch die Handlung an rascherem Fortschreiten gewann.

Die Ballets blieben, mit Ausnahme der Entrées beym Einzuge des Licinius, dieses Mahl weg, welches der Oper mehr Vortheil als Schaden brachte. M.



Der Sammler.

Donnerstag, den — 143. — 29. November 1810.

Die Trünke und Trünklein der Deutschen.

Unsere guten, durstigen Vorfahren hatten bald zur Ehre Gottes, seiner Heiligen und ihrer irdischen Patrone, bald zur Nothdurft und Gesundheit des Leibes, bald zu Fried' und Einigkeit, bald zur Freude und guten Muth so vielerley Trünke und Trünklein zu thun, daß schon die Aufzählung und Erklärung der mancherley Nahmen, welche sie ihnen beylegten, eine sehr weitschichtige Abhandlung gäbe. Ich glaube nicht, daß sie viele Leser finden würde, wenn auch die curiöse Untersuchung dieser nassen Antiquitäten nicht ganz trocken ausfiele. Dann wir lieben nun einmahl die dicken Bücher und langen Abhandlungen nicht mehr, so wenig als beym Weintrinken die weiten Humpen und großen Pockale. Indessen lassen sich doch wohl die Leser dieses Blattes etliche Bruchstücke eines solchen vaterländischen Zechlexicons, und gleichsam zum Gedächtniß unserer wackern Altvordern, wo nicht einen guten Trunk, doch ein Trünklein zu thun gefallen.

Von einem alten Kirchengebrauche rührte der St. Johannistrunk her, den man auch St. Johannis Liebe und St. Johannis Segen nannte. 1) Am Tage des Evangelisten Johannes, der auf den dritten Weihnachtsfeyertag fällt, ward nähmlich in vielen deutschen Kirchen über einen mit Wein gefüllten, geweihten Kelch von den Priestern ein besonderer Segen, den man noch in alten Missalien findet, gesprochen, und von dem konsecrirten Weine den Layen, die dafür eine kleine Gabe opferten, zu trinken gereicht. Dieser heilige Trank sollte die Gläubigen vor aller Vergiftung schützen, und also eine Wunderkraft haben, die man von der Fürbitte des heiligen Johannes darum erwartete, weil er einmahl, wie die Legende erzählt, zu Ephesus einen Becher Gift ohne allen Schaden ausgetrunken hatte. Aber man schrieb diesem Johannisweine auch noch andere Kräfte zu. Gewisse damit angefeuchtete Kügelchen sollten die späten Fröste und Reife abwehren, und der Wein selbst, wenn man ihn aufbewahrte, bey mancherley Krankheiten von Menschen und Vieh heilsam seyn. Daher war es noch am Ende des siebzehnten Jahrhunderts in Bayern Sitte, daß man am Johannistage große und kleine Flaschen Wein in die Kirche brachte, die auf einem Tische am Altare aufgestellt, durch den Segen, welchen der Priester über den heiligen Kelch aussprach, zugleich mit diesem geweiht wurden. Wer sich eine solche Flasche hatte weihen lassen, gab davon seinen Hausgenossen ein wenig zu trinken, und hob das Übrige sorgfältig auf, als ein geistliches Hausmittel für mancherley Unfälle zu brauchen, z. B. um gebissenes Vieh zu kuriren,

1) Jac. Thomasii diss. de poculo S. Joannis Lips. 1675.

um Weinfässern, die umschlagen wollten, wieder aufzuhelfen u. s. w.

Doch außer jenem heiligen, am Altare gespendeten St. Johannistrunke gab es auch einen profanen den man am Feste des Evangelisten außer der Kirche, und in weit stärkern Portionen zu sich nahm. Man hatte nähmlich den Glauben, der Wein, den man an diesem Tage tränke, wäre beyden Geschlechtern überaus heilsam; die Männer würden davon stärker und die Weiber schöner. Da nun jene nie stark genug, und diese nie schön genug werden können, und beyde bey diesem Arzneymittel leichter als bey jedem andern sich überredeten, viel helfe viel, so ward am Johannistage gewaltig gezecht. Man beschloß also die Weihnachtsfeyertage, wie man sie angefangen und fortgesetzt hatte. Denn schon in der Christnacht ward stark pokulirt. Am zweyten Feyertage fehlte es auch nicht, weil er dem heiligen Stephan geweiht war, der seit alten Zeiten mit dem Becher in der Hand verehrt wurde, so daß schon Carl der Große die Trinkgesellschaften (conjurationes,) die sich in St. Stephans Nahmen versammelten, verbiethen mußte. 2) Der dritte Feyertag aber stieß mit dem St. Johannistrunke dem Faße den Boden gar aus. Daher kamen endlich einige Sprachforscher auf den Gedanken, ob man nicht Weinnachten anstatt: Weihnachten schreiben, und den Nahmen des Festes von dem Weintrinken, womit es gefeyert wurde, ableiten müßte. Nur behauptete ein anderer, das Fest wäre nicht wegen des von den Gläubigen getrunkenen Weins, sondern darum Weinnachten zu nennen, weil in der Nacht, wo der Erlöser geboren wurde, das Wasser aller Brunnen wie Wein geschmeckt hätte; eine so artig alberne Mythe, daß sie uns die Talmudisten beneiden konnten.

Aber auch außer den Weihnachtsfeyertagen that man zuweilen einen St. Johannistrunk. Wenn nähmlich bey Gastmählern, vorzüglich bey großen Nachtbanketten die Gäste schon aufgestanden waren, und nach Hause oder zu Bette gehen wollten, so ward noch ein großer Becher mit dem besten Weine gebracht, den ihnen der Wirth zutrank, und der dann in der Runde herumging. Dieser Schlaf- und Rundtrunk ward auch: St. Johannistrunk oder St. Johannissegen genannt, und hieß nur erst späterhin in manchen Gegenden besonders bey den Protestanten: Unseres Herrn Gottes Segen. Unter beyderley Nahmen sollte er ausdrücken und bekräftigen, was man sich in neueren Zeiten durch die Worte: Gesegnete Mahlzeit und angenehme Ruhe mit trocknem Munde zu wünschen pflegte.

Überhaupt suchten unsere Vorfahren fast alle die Höflichkeiten, die wir mit Worten oder Verbeugungen abthun, durch gefüllte Pockale feyerlicher und herzlicher zu machen. Bekam man einen Besuch, zumahl von Freunden, die lange abwesend gewesen waren, so ward sogleich Wein gehohlt, und ihnen zur glücklichen Ankunft ein Trunk gereicht, in dem schönsten und größten Becher, den man im Hause hatte; daher noch jetzt dergleichen Becher und Pockale, die man hin und wieder aufbewahrt: Willkommen genannt werden. Reisten die Gäste wieder fort, sollten die Freunde sich trennen, so ward wieder Wein herbeygetragen, und sie brachten einander den Valettrunk zu, auf eine glückliche Reise und fröhliche Wiederkunft. Auch dieß nannte man: In St. Johannis Nahmen trinken. Ging die Reise zu Pferd fort, so brachte man dem Reiter, wenn er schon aufgesessen hatte, noch einen Becher aufs Pferd, und fromme Reitersleute pflegten über diesen letzten Trunk einen Segen zu sprechen, und ihren Rossen ein wenig Wein auf den Schopf zu gießen, vermuthlich sie durch diese Libation gegen allerley Fährlichkeiten zu verwahren.

Daß man mit dem Weintrinken mancherley religiöse Gebräuche verband, z. B. den ersten Trunk zu segnen, ein Kreuz über den Wein zu machen u. s. w. hatten die Geistlichen eingeführt, die bekanntlich oft und gern volle Becher in ihrer Nähe sahen. Auch war ihnen alles, was im alten und neuen Testamente vom Weine und Weintrinken geschrieben steht, wohl bekannt, und durch sie den Layen geläufig worden, so daß beym Ernste und Scherze der alten Trinker die Theologie keine unwichtige Nebenrolle spielte. Noch im sechzehnten Jahrhunderte hielt der protestantische Pfarrer, Mathesius, eine fast ganz aus biblischen Exempeln zusammengewebte Hochzeitpredigt über das Weintrinken. 3) In ältern Zeiten lieferte zu dergleichen erbaulichen Weinbetrachtungen auch die Legende manchen Beytrag, besonders die Geschichte verschiedener Heiligen, deren Festtage mit Pokuliren gefeyert wurden. Denn außer dem heiligen Stephan und Johannes, denen zu Ehren man so nasse Weihnachten hielt, wurden auch St. Martin und St. Burkhard mit vol-

2) Capitul. 3. ad ann. 789.

3) Es ist die sechzehnte unter seinen zu Nürnberg 1569 gedruckten Hochzeitpredigten. Auch erschien sie besonders gedruckt mit vielen Anmerkungen von J. G. v. Rohr zu Coburg 1738.

len Bechern begrüßt, besonders aber St. Urban, dessen Fest in die Weinblüthe fiel, und von dessen Fürbitte man vorzüglich eine gute Weinlese erwartete. Daher pflegte man noch im sechzehnten Jahrhunderte in manchen Gegenden Deutschlands am St. Urbanstage seinem Bilde einen Weinkranz aufzusetzen, oder eine Flasche an den Hals zu hängen, und es so geschmückt um die Weinberge zu tragen. Doch soll man auch, wie Fischart erzählt, 4) diesen Heiligen zuweilen sehr schnöde behandelt, und ihn, wenn man mit seiner Hülfe unzufrieden war, auf gut ostiakisch und kamtschadalisch in den Bach geworfen haben.

Unter den Trünken, die auf die Religion keine Beziehung hatten, sind besonders die Ehrentrünke zu bemerken, deren es mancherley Arten gab. Kamen z. B. angesehene Reisende, besonders Fürsten in eine bedeutende Stadt, so ermangelte der Magistrat nicht, ihnen ein Geschenk von Wein zu überreichen, den man den Ehrentrunk oder Ehrenwein nannte. 5) Je vornehmer der Reisende war, desto reichlicher fiel das Geschenk aus. Könige und Fürsten bekamen zuweilen ganze Fässer, andere Standespersonen nur Kannen voll Ehrenwein; manche auch wohl nur Bier. Gewöhnlich pflegten sich dabey die Übrigen neben den Wein zu stellen, und an der Seite der Fässer und Kannen den Empfänger mit einer kurzen Rede zu bewillkommen. 6)

Aber es gab auch weniger feyerliche Ehrentrünke, die jeder in seinem Hause zubrachte, wenn er von angesehenen Personen besucht wurde. Man ließ diese dann nie gern wieder fortgehen, ohne ihnen zu trinken anzubiethen, und bedauerte, wenn sie es nicht annehmen wollten, daß man ihnen keine Ehre anthun könne, wie noch jetzt in Obersachsen Bauern und Bürgersleute zu sagen pflegen, wenn ein vornehmer Besuch bey ihnen weder essen noch trinken will. Meistens aber ließ man sich ehedem ein Gläschen gefallen, und that dem Wirthe, wenn man sich auch nicht niedersetzte, wenigstens stehend Bescheid. Auf diesen Umstand soll ein Mahl ein deutscher Richter einen Urtheilsspruch gegründet haben. Als nähmlich ein Apotheker einen Müller verklagte, weil ihm des Müllers Esel ein wenig Malvasier ausgesoffen hatte, so fragte der Richter, ob der Esel stehend getrunken hätte, und entschied, als dieß bejaht wurde, der Müller brauche nichts zu bezahlen, weil es nur ein Ehrentrunk gewesen sey. 7) Übrigens empfahl man damahls sehr, bey solchen Gelegenheiten den Wein nicht zu schonen. In einer Ohme Wein, sagte ein Mahl ein guter Pfarrherr, stecken viel Ehrentrünke, und mit einem Buche Papier kann man sich viele neue Freunde machen, und die alten erhalten. 8)

(Der Beschluß folgt.)

4) In der Vorrede zum Gargantua, wo Fischart Ronsards Grabschrift auf Rabelais nach seiner Weise übersetzt oder vielmehr umarbeitet. Denn Ronsard gedenkt St. Urbans nicht.

5) Spitz diss. de corredo. Altd. 1716. p. 36.

6) Nach Mathesius.

7) Zinkgräf deutsche Apophthegmata. Amst. 1653. Th. 3. S. 65.

8) Zinkgräf Th. 3. S. 231.

Der Tempel Thaliens.

Wo sucht Ihr hingesunk'ner Größe Schatten,
Wo darf die Kraft sich noch gewaltig regen,
Und frey und leicht das Leben sich bewegen,
Mit süßer Neigung strenge Pflicht sich gatten? —

Im Unglücks-Drang sich hoher Sinn berathen
Der Geist des Witzes Stachel-Geißel schwingen
Und in die Tiefen des Gewissens dringen. —
Wo täuschend Spiel des Lebens Sinn verrathen?

Wenn, unentweiht Thaliens Tempel thronet,
Dem Schönen nur dem Großen unverschlossen,
Des Geitzes nied'res Streben stolz verschmähet —

Des Beyfalls Lorber wahre Kunst belohnet,
So suchet dort das Leben, wenn verdrossen
Ihr leer und roh des Tages Treiben sehet.

G.

Der Portraitmahler Grimou.

(Beschluß.)

Sie wurden bald so vertraut, daß ein Paar Tage darauf Grimou sich selbst anboth, den Mann zu mahlen, doch bestand er darauf, ihn als David vorzustellen, wie er den Kopf des Riesen Goliath in der Hand hält.

Ein gewisser Weinhändler war fast der einzige Freund, von dem sich unser Künstler ein Wort sagen ließ, ja der Mann war zuweilen sein Rathgeber und Gebiether. Dieser Weinhändler hatte einen so seltenen Vorzug lediglich seinem guten Keller zu verdanken. Wenn Grimou ein bestelltes Portrait fertig hatte und der Weinhändler damit zufrieden schien, dann sagte der Künstler oft: „Nun, wenn dir's gefällt, so nimm dir's." Wenn der Weinhändler darauf einwendete: „Was werden aber die Leute dazu sagen, für die du's gemacht hast?"

„Das ist mir einerley. Ich werde ihnen sagen: es ist mir mißlungen. Nimm du's nur!"

Auf solche Weise bekam der Weinhändler eine ganze Sammlung von den ausgesuchtesten Gemählden dieses Mahlers, während mancher Vornehme Mühe hatte, ein einziges von ihm zu erhalten.

In diesem Falle war der Herzog Regent. Umsonst hatte er gewünscht, etwas von Grimou zu haben. Endlich ließ er ihn ins Palais royal kommen, dort schloß man ihn sogleich ein, doch war auf Befehl des Herzogs alles bey der Hand, was der Mahler und was der Trinker verlangen konnte. Allein Grimou darüber ergrimmt, sagte, daß er eingesperrt nichts machen könne, und daß er dem ersten, der ihm mit einer Palette käme, den Hals umdrehen würde. Das Zimmer, worin man ihn verschlossen hatte, war im ersten Stocke, und er legte sich an's Fenster. Einer seiner Zechbrüder geht vorbey, und fragt ihn, was er da mache? „Nichts mache ich da, und mag da nichts machen. D'rum eben haben sie mich eingesperrt."

„Eingesperrt, verdammter Streich! Ich wollte dich eben zu einer guten Flasche abrufen."

Bey diesen Worten vergißt Grimou alle Gefahr. „Warte einmahl," ruft er, „die will ich anführen!" Dazu stürzt er sich aus dem Fenster, führt sich aber dabey noch empfindlicher als den Herzog an, indem er ein Bein bricht.

Grimou hatte von einem mächtigen Minister 25 Louisdo'r voraus bekommen, um dessen Tochter zu mahlen. Nach Beendigung der Arbeit sollte er noch ein Mahl so viel erhalten. Wie er mit dem Kopfe zu Stande war, hatte er keinen Heller Geld mehr, und nahm seine Zuflucht zu dem vertrauten Weinhändler, der gerade selbst nicht bey Gelde war, und auch sonst keinen Rath wußte, als den, daß Grimou das Bild fertig machen möchte, weil er dann doch Geld dafür bekäme.

„Ey, sagte Grimou, das Portrait mache ich in meinem Leben nicht fertig. Es ennuyirt mich, und ich will es ganz ausstreichen."

„Warum nicht gar!" versetzte der Weinhändler. „Es ist einer deiner schönsten Köpfe. Du hast Geld darauf vorgeschossen bekommen, und hast noch so viel davon zu gewarten. Überdieß kann es dir großen Vortheil bringen, wenn du einen so mächtigen Mann zu deinem Gönner hast."

„Ey," fluchte Grimou, „ich scheere mich viel um die Gönnerschaft großer Herren, mit denen man niemahls ein Paar Flaschen vertraulich ausstechen kann. Und ich mache das Bild expreß nicht fertig. Seine 25 Louisd'or soll er zurück haben.

„Aber wo denn hernehmen, da du gerade gar nichts hast?"

„Das sollst du sehen! Du sollst sehen, daß ich Mittel finden werde."

Sogleich ging er fort, strich für's erste das Bild aus, und lief dann zu einem Trödler. Dem verkauft er all' sein Hausgeräth, und bekommt ungefähr 40 Louisd'or dafür. Er schickt dem Minister 25, und indem er das Übrige in dem Keller des Weinhändlers läßt, schwört er, daß er in seinem Leben noch nicht so froh gewesen wäre, als nach dieser tugendhaften Handlung.

Ungeachtet Grimou die feine Gesellschaft verschmähte, hatte er doch eine so hohe Idee von sich und seinem Werthe, daß er fest überzeugt war, sein Nahme sey allen Menschen auf der Welt bekannt, und müsse ihm überall Respect verschaffen. Wenn er daher bey Nacht nach Hause ging, so rief er beym geringsten Geräusch, das er hörte: „Ich bin Grimou."

Sah er, daß der Lärm von einem Trunkenen herrühre, so schleppte er den gewöhnlich in ein Kaffehhaus, um den Rest der Nacht mit ihm daselbst zuzubringen.

Vor dem Gewitter hatte dieser Mahler eine außerordentliche Furcht. Um den Blitz nicht zu sehen, hatte er sich eine ganz eigene wunderbare Vorkehrung ausgedacht. Sobald das Gewitter von weitem anfing, ließ er einen großen kupfernen Wassertrog ausleeren, und beym ersten Donnerschlage, den er hörte, kroch er da hinein, und ließ den Deckel darauf legen. Er stieß dann von Zeit zu Zeit den Deckel mit dem Kopfe auf, und fragte dann bleich vor Schreck, ob es noch blitze? Sah er das während der Frage, so kroch er sogleich tief in sein Futteral zurück, und ließ sich nicht sehen, bis man ihn endlich versichert hatte, daß die Luft wieder ruhig und nichts mehr zu besorgen sey.

Grimou starb, wie er gelebt hatte, in der Trunkenheit.

Gedruckt bey Anton Strauß in Wien.

Der

Sammler.

Ein

Unterhaltungsblatt.

Zweyter Jahrgang.

1810.

December.

Wien, gedruckt und im Verlage bey Anton Strauß.

In Commission bey Anton Doll.

Inhalt.

Der
Sammler.
Ein
Unterhaltungsblatt.

Zweyter Jahrgang.

1810.



Mit Kupfern und Musik.

Wien,
gedruckt und im Verlage bey Anton Strauß.

Inhalt des zweyten Jahrgangs.

Die Römische Zahl bezeichnet das Stück, die Arabische die Seite. B., bedeutet Ballet. L., Lustspiel. N., Notiz. O., Oper. S., Schauspiel. T., Trauerspiel. H. Th., Hof-Theater. Th. a. d. W., Theater an der Wien. Th. i. d. L., Theater in der Leopoldstadt.

I.

Poesie.

II.

Prosa.

I.

Anecdoten, (historische) Biographien, Charakterzüge berühmter Männer, historische Gemählde.

2.

Anecdoten, Erzählungen (Romantische), Fabeln, Mährchen, Mythen.

3.

Aphorismen, humoristische Aufsätze, moralische, psychologische Bemerkungen und Miscellen.

4.

Kunst- und Literarische Aufsätze und Notitzen.

5.

Länder und Völkerkunde.

6.

Naturhistorische, physische, technologische Aufsätze und Notitzen.

7.

Theater und andere öffentliche, Unterhaltungen. (Sämmtlich unter den Notitzen.)

8.

Todtfälle. (Sämmtlich unter den Notitzen.)



Der Sammler

Samstag den — 144. — 1. December 1810.

Die Trünke und Trünklein der Deutschen.

(Beschluß.)

Auch zur Ehre abwesender Gönner und Respectspersonen wurde fleißig getrunken. „Wenn große Bothschaften und Ambassaden zusammen kommen, spricht Mathesius in seiner Predigt, oder fromme und gehorsame Unterthanen, die ihre Erbherrn und Amtleute lieb haben, so lassen sie einen Rundtrunk herumgehen für die Gesundheit und Wohlfarth ihrer Herrn." Diese Sitte war sehr alt. Schon Carl der Große mußte die Trinkgesellschaften verbiethen, wo man ihm oder seinen Söhnen zu Ehren zechte. 9) An den meisten Höfen war es gebräuchlich, jedem Gesandten bey seiner Ankunft einen starken Trunk zu Ehren seines Herrn zuzubringen. Glaubte der Fürst in eigner Person diesen Theil der auswärtigen Angelegenheiten nicht gehörig besorgen zu können, so übertrug er es einigen Hofleuten, die sich denn gemeiniglich bestens angelegen seyn ließen, das hohe, in sie gesetzte Vertrauen zu rechtfertigen, und den neuangekommenen Diplomatiker, wenn er gleich noch so gut ausgepicht war, wo möglich unter den Tisch zu trinken. Dieß wußte Doctor Luther wohl. 10) Denn da man einmahl die Frage aufwarf, wer am Hofe am meisten zu thun hätte, und zuerst den Kanzler, dann den Rentmeister, dann die Köche anführte, wollte er es von keinem zugeben. Sie alle, meinte er, könnten doch mit der Arbeit fertig werden und hernach ruhen. „Aber diejenigen, setzte er hinzu, so für ihre Fürsten auf anderer Herrn Gesundheit müssen Bescheid thun, die haben nimmer gethan Werk und müssen Tag und Nacht anhalten."

Leuten seines gleichen brachte man Kundschafts- und Freundschaftstrünke zu, um Bekanntschaft, Freundschaft und gute Nachbarschaft zu stiften und zu erhalten. Da hatte man denn manchmahl sehr viel zu thun, solche von allen Seiten zuströmende Ergießungen der Zärtlichkeit zu erwiedern. Denn bey dergleichen Freundschaftsbezeigungen nur ein wenig zu nippen, und nicht mit einem derben Trunke Bescheid zu thun, ward für Unhöflichkeit und Beleidigung gehalten.

Besonders empfindlich über diesen Punct waren die guten Gesellen, d. h. die lustigen Zechbrüder bey ihren Gelagen, die man Gesellentrinken nannte. Dabey wurde nicht nur eine zahllose Menge von Gesundheiten ausgebracht, sondern auch bey den meisten sogleich bestimmt, ob sie mit dem ganzen oder halben Becher erwiedert werden sollten. Dieß nicht pünctlich zu erfüllen, galt für Hochverrath, und eben so wenig durfte man wagen, sich den Wettkämpfen im Trinken zu entziehen, die bey solchen Gelagen gewöhnlich an-

9) Capitul. 3. ad ann. 789.

10) Zinkgraf Th. 3. S. 175.

gestellt wurden, wenn man nicht den Spott der ganzen Zecherbande auf sich laden, und wie eine Eule unter den neckenden Vögeln dasitzen wollte. Ja es kam nicht selten von diesem Veriren und Tribuliren zum Schmähen und Lästern, wo nicht gar zum Schlagen und Balgen.

Dieß ist das berüchtigte Zutrinken, gegen welches besonders im sechzehnten Jahrhundert so viele geistliche und weltliche Sittenprediger ihre Stimme erhoben, und welches so arg getrieben wurde, daß sich endlich der Kaiser und die Fürsten dareinlegen, und es durch Reichsgesetze und Landesordnungen abzustellen suchen mußten. Diese halfen aber eben so wenig dagegen als die Ordensgesellschaften und Verbrüderungen zur Mäßigkeit und Nüchternheit, welche die Fürsten und der Adel in mehreren Gegenden Deutschlands errichteten. Das Zutrinken erhielt sich noch ein Paar Jahrhunderte; ja es sind Spuren davon noch bis auf die jetzige Generation gekommen. Denn als schon ganz Deutschland mäßig geworden war und aus kleinen Spitzgläsern trank, übte sich noch immer die studierende Jugend auf den meisten Universitäten mit großen Paßgläsern im Willkommen-Brüderschaft- und Herumtrinken, im Wetttrinken zur Ehre ihrer Landesväter, ihrer Mädchen, und ihrer Freunde, im Zutrinken auf das Ganze oder die Hälfte und in allen übrigen, von den guten Gesellen der Vorzeit ererbten Gebräuchen.

Unschuldiger als jene wüsten Gelage waren die Trünke und Trünklein, die unsere Vorfahren zu ihrer Stärkung und Erquickung daheim allein oder mit ein Paar guten Freunden zu sich nahmen. Dagegen hatten auch ihre Moralisten nichts einzuwenden. „Großes Studiren, sagt Mathesius, und schwere Amtssorge machet Flüsse und erreget böse Feuchtigkeiten im Magen, schwächet das Haupt und alle Kräfte. Da gehöret bisweilen ein gut Trünklein zu, das den Magen stärke und die Kraft wieder erquicke. Oft wollen schwere Gedanken und große Betrübniß und Anlegen einem den Schlaf benehmen, da dienet ein guter Trunk Weins zu." Man könne also, setzt er hinzu, im Nahmen Gottes einen guten Durststrunk, Labetrunk, Dautrunk, Krafttrunk und Schlaftrunk thun, ohne Beschwerung des Gewissens.

Oft genug nahm man freylich besonders an Höfen und in den Häusern des Adels und der Reichen, wo man wohl gefüllte Keller hatte, jene süße Erquickung zu sich. Aus den Statuten des hessischen im Jahre 1600 gestifteten Ordens der Mäßigkeit 11) sieht man, daß außer den beyden Mahlzeiten manchmahl auch zur Suppe, d. h. bey'm Frühstück, desgleichen bey'm Schlafengehen, und auch sonst noch zwischen der Zeit, also Nachmittags zwischen den beyden Mahlzeiten, Wein getrunken wurde. Die Ritter machten sich jedoch verbindlich, ihr tägliches Maß von vierzehn Bechern nie zu überschreiten, und mußten also den Tag über wohl aushalten, wenn sie zum Schlaftrunk noch ein Paar Becher behalten wollten. Auch die Kellerordnung des Herzogs Ernst von Gotha vom Jahre 1648 gedenkt noch des Frühtrunks, des Vesper- oder Unter- und Nachtrunks, und des Abschenkens oder des Schlaftrunks. 12) Doch bekamen hier die Hofleute, selbst das gräfliche und adeliche Frauenzimmer nebst der Frau Hofmeisterinn zu allen diesen Trünken nur Bier. Blos der fürstlichen Gemahlinn sollte zum Untertrunke auch Wein, so viel dieselbe begehren würde, gefolget werden.

Sonach hatten freylich unsere guten Vorfahren, sie mochten zu Hause bleiben oder zu Besuchen und Gelagen ausgehen, immer und überall Gelegenheit und Versuchung, ein Trünklein über den Durst zu thun; und diese Art von Trünken kam denn auch unter allen am häufigsten, so oft vor, daß es uns in unserm nüchternen Zeitalter kaum glaublich scheint. Denn wir können uns jetzt, wo uns in der Regel nur bey der Mahlzeit Wein, zum Früh- und Vespertrunke aber Kaffeh oder Thee, und zum Schlaftrunke eine Flasche Wasser aufgesetzt wird, gar nicht mehr vorstellen, wie schwer es unsern der Weinflasche überall begegnenden Voreltern seyn mußte, immer mäßig zu bleiben oder — wie es damahls hieß — den Versuchungen des Saufteufels zu widerstehen. Zwar fehlte es seit dem Ende des funfzehnten Jahrhunderts nie an geistlichen und weltlichen Sittenlehrern, die mündlich und schriftlich gegen das Laster der Trunkenheit predigten; wenn sie aber auch hie und da gehört wurden, so rissen die alten Gewohnheiten und Gebräuche und die tägliche Lebensweise bald wieder nieder, was jene aufgebaut hatten. Auch fehlte es nicht an spitzfündigen und beredten Vertheidigern des übermäßigen Weintrinkens. Nirgends findet man die Sophistereyen, deren sie sich bedienten, in größerer Menge beysammen, als in des frommen Herrn Hans von Schwarzenberg Büchlein gegen das Zutrinken, der eine Instruction beybringt, welche die Teufel den deutschen Saufbrüdern gaben, wie sie die Leute mit süßen, falschen Worten zum Zutrinken bewegen sollten. Manches, was hier Schwarzenberg die Teufel sagen läßt,

11) Geschichte der deutschen Nationalneigung zum Trunke (von Petersen) Leipzig 1782. S. 105.

12) v. Moser deutsches Hofrecht Th. 1. S. 157 der Beylagen.

ist nun freylich sehr handgreiflich abgeschmackt und abscheulich; aber man muß bedenken, daß ihre Bevollmächtigten gewöhnlich bey der Flasche, die der Logik so gefährlich ist, perorirten, und also, wenn die Zuhörer nur erst ein wenig hineingeschaut hatten, ihren Zweck doch nicht verfehlten.

Indessen darf man auch unsern Vorfahren nicht Unrecht thun. Sie tranken zwar unstreitig weit mehr, und hatten unter sich weit mehr Trunkenbolde als die jetzigen Deutschen; doch gab es auch unter ihnen überall der rechtlichen Leute genug, welche die Völlerey von Herzen verabscheuten, und sich vor groben Ausschweifungen zu hüthen wußten, wenn sie gleich einen guten Trunk zu thun liebten, auch zuweilen einen kleinen Rausch davon zu tragen nicht scheuten. Mit solchen bescheidenen Zechern hatten auch die Moralisten und Geistlichen Nachsicht, und es ist sehr ergötzlich zu lesen, wie sich z. B. Mathesius in der mehrmahls angeführten Weinpredigt darüber erklärt. Denn so sehr er gegen die tollen und vollen Zapfen eifert, und ihnen drohet, sie würden einmahl im höllischen Feuer abgetrocknet werden, wie der reiche Schlampamper im Lukas, so setzt er doch hinzu, es sey ein ganz ander Ding, wenn einer unversehens und wider seinen Willen, oder von Ehre und Freundschaft wegen, oder aus andern leidlichen Ursachen zu seltnen Zeiten von einem Trünklein überschlichen werde. Mit solchen, sagt Mathesius, ist etlichermaßen Geduld zu haben. „Wenn einer, fährt er fort, nach getragener Last des Tages zum Schlaftrunk, ohne Ärgerniß und böses Exempel, allein oder bey vertrauten, guten Leuten ein Gläslein zwey oder drey auszuffert, und vertrinket die Sorgen und schweren Gedanken, einem solchen muß man ein Übermaß oder ziemlichen (d. h. leidlichen, nicht zu weit getriebenen) Exceß passiren lassen, zumahl so es ihn zu Morgens am Bethen, Studieren und Arbeiten nicht verhindert.

Auch vergißt Mathesius nicht anzuführen, womit man das Zechen der Deutschen zu entschuldigen suchte, indem man es von einigen lobenswürdigen Eigenschaften ihres Nationalcharakters herleitete. „Wir konnen, spricht er, eine ehrliche und fröhliche Gesellschaft nicht in den Bann thun, obschon der Sachen etwas zu viel geschähe, zumahl in diesen Landen. Denn wir sind von Natur fröhlicher und geselliger als andere Nationen, kommen öfterer vertrauter Meinung zusammen, und machen lieber und halten länger Freundschaft als andere Leute." In der That war diese Entschuldigung nicht ganz ungegründet, da sich allerdings bey einem weniger offen- und treuherzigen Volke als die Deutschen waren, die Sitte so oft zusammen zu trinken, nimmermehr so allgemein hätte verbreiten und so lange hätte erhalten können. Jener Gelehrte hatte daher nicht Unrecht, da er auf die Frage, warum die Deutschen den Wein mehr liebten als andere Völker, zum Hauptgrunde angab: Es wäre kein Volk, das die Wahrheit mehr liebte, und runder heraussagte, als die Deutschen; sie brauchten also den Wein nie zu scheuen, wenn gleich der Wein ein Wahrsager sey, und trunkner Mund des Herzens Grund aufdecke. 13)

Freylich fing man schon damahls an, über die Abnahme dieser deutschen Aufrichtigkeit zu klagen. Mathesius selbst sagt: „der alte Glaube und Redlichkeit senket sich, Untreu häufelt sich, falsch vorm Manne seyn, findet sich in allen Winkeln. Drum ist zu besorgen, es werde auch schier (bald) heißen: Wir sind's gewesen!" Indessen gab es doch damahls noch eine große Schaar der ächten Deutschen, die sich das Kleinod ihres Volkes nicht hatten rauben lassen, und selbst jetzt sind sie gewiß noch nicht ausgestorben, ob sie gleich seltner geworden sind. Möge ihnen, wo sich ein Häuflein in vertrauter Meinung um die Flasche versammelt, ihr Freuden- und Freundschaftstrunk immer wohl gedeihen!

C. A. Semler.

An Sie.

(In qual parte del ciel — Petrarca.)

Aus welchem Stern, aus welcher Himmel Zonen
Ersah Natur die Form für Dich, Du Holde?
Die schöne Form, die mächtig lehren sollte,
Daß Engel dort, daß Götter jenseits wohnen?

Wie Grazien zaubrisch Dir in Augen thronen,
In Wellen spielt das Haar von reinem Golde.
Der Purpurmund, gefügt zum Minnesolde,
O wird er einst den blöden Sänger lohnen?

Wer nie Dich sah, der hat noch nie gesehen.
Und wer Dich sah, zuviel ist ihm geschehen,
Auf ewig mag er nun die Augen schließen.

Doch, wen ein Dämon näher zu Dir führet,
Wer Deine Hand, wer Deinen Mund berühret,
In Flammen muß der seinen Frevel büßen.

J. Treitschke.

---

13) Zinkgräf Th. 3. S. 220.

Wiederhohlungen.

Zur Zeit der Reformation Luthers war zu Wurzen ein Vicarius, welcher als ein trefflicher Bildschnitzer bekannt war. Diesem fiel es ein, wider den Reformator schreiben zu wollen; allein der Probst Meg zu Altenburg rieth ihm, nicht wider Luthern zu schreiben, denn das würde er ihm gleich thun, er sollte aber wider ihn schnitzen, weil jener dies ihm nicht nachthun könne. Auch in unsern Tagen wäre dieser Rath oft an seiner Stelle gewesen.

Adam Buchholzen, der bekannte Geschichtforscher, äußerte sich einst auf eine Art, welche in dem prächtigsten aller neuen dramatischen Gedichte Platz finden dürfte. Ich werde, sagte er, was ich nicht bin, und wenn ich nicht seyn werde, dann werd' ich erst recht seyn. Könnte einer unserer Mystiker sich schöner ausdrücken?

Am Hofe des Markgrafen Philipp von Baden befand sich ein Schalksnarr, der außer diesem Posten mannigfache Kenntnisse besaß. Einst fragte ihn ein Edelmann, wie es käme, daß er sich närrisch anstellte, da er doch Verstand genug besäße. Jener antwortete: Mir geht doch alles zuwider in der Welt. Je närrischer ich mich stelle, für um so klüger hält man mich; dahingegen mein Sohn, der sich klug dünkt, von jedermann für einen Narren gehalten wird. — Der Fall ereignet sich noch jetzt sehr oft.

Daß unsre Vorfahren schon ihre Puristen gehabt, ist jedem Sprachforscher bekannt genug, weiter aber möcht' es wohl keiner getrieben haben, als Zinkgref, welcher selbst die Eigennahmen verdeutscht. So heißt bey ihm: Chionmara, Künmayerin; Segestes, Sieghaft; Bajocalus, Waghals; Civilis, Segviel; Belisarius, Welser; Dejotarus, Deither; Jellistobagi, die tollen Baiern; Zamolxis, Zamvolk; Thampris, Danmeyerin; Idachyrsus, Dietherg; Scylurus, Schiller, Anacharsis, Engers; Totila, Dütel; Atila, Etel; Suadacopius, Schwedenkopf; die Abotriter, die Abendreuter; Cotys, Kotz; u. s. w.

Die französische Sprache hat sich während der Revolution mehrere Zeitwörter aus eigenen Nahmen gebildet. Könnten wir Deutschen nicht das nämliche thun? So könnte man zum Beyspiel sagen: Klopstocken, für Erhabenheit besitzen; Schillern, für: liebenswürdig seyn; Schellingen, sich unverständlich ausdrücken; Merkeln, schimpfen; Röschlauben, grob seyn; Wernern Langeweile machen; Kotzebüereyen, Mittelgut; u. s. w. Eine Kritik könnte also folgendermaßen beginnen: Herr N. N. bläht sich so sehr, daß er sich wirklich zu schillern oder klopstocken einbildet, da doch alle seine Schriften Kotzebüereyen sind, und er meistens erstaunlich wernert. Dabey schellingt er so gewaltig, daß es unausstehlich wird, und beym geringsten Tadel röschlaubt er gegen die Kritik und merkelt jeden, der es zu sagen wagt, daß er fehlte.

Anekdoten.

Die Wahl.

Eine vornehme Dame in London, die reich und schön war, hatte einen ausserordentlichen Hang zum Stehlen. In keinem Laden konnte sie etwas kaufen, ohne zugleich etwas zu entwenden. Ein Ladendiener, der auf die schöne Diebinn einen starken Verdacht hatte, nahm sich vor, bey ihrem nächsten Besuche auf sie vorzüglich aufmerksam zu seyn. Sie kam und steckte eine Rolle brabanter Spitzen ein; da zufälliger Weise niemand im Laden war, so durchsuchte der Ladendiener ohne Umstände ihre Taschen. Er fand das Entwendete und ließ ihr die Wahl, entweder sogleich als Diebinn verhaftet zu werden, oder ihm ihre Hand zu geben. Sie wählte das Letztere und der entschlossene Ladendiener kam zu einer schönen Frau von einem Vermögen von 12000 Pf. St. (72,000 Thlr.)

Der Baron von Pöllnitz.

Der Baron von Pöllnitz stand bey Friedrich II. in hoher Gunst und der König machte sich nicht selten auf seine Kosten lustig. Eines Tages ließ er Pöllnitz in sein Zimmer kommen und befahl ihm, daß er ihm etwas vorlesen sollte. Man brachte einen Stuhl, dessen Sitz vorher auf Befehl des Königs mit Schuhpech bestrichen worden war. Pöllnitz setzte sich und las eine Viertelstunde, als er aber aufstehen wollte, zog er den Stuhl mit sich in die Höhe. Er war einen Augenblick verwundert, allein er wußte sich bald zu helfen. Er zog ein Messer aus der Tasche, und schnitt so viel aus dem Gesäße des Stuhls ab, als an seinen Beinkleidern fest saß. So erschien er, als ob nichts vorgefallen wäre bey Hofe, und stellte sich keck unter die Anwesenden, die nichts davon wußten. Der König konnte aber den Baron unmöglich ansehen, ohne in ein Lachen auszubrechen.

Gedruckt bey Anton Strauß in Wien.



Der Sammler.

Dinstag, den — 145. — 4. December 1810.

Der Spaziergang der süßen Wasser zu Konstantinopel *).

Die Rückkehr der schönen Jahreszeit erweckt den Wunsch sich der Natur zu nähern, und die einfachen Genüße, welche sie in einer mit ihren schönsten Gaben geschmückten Gegend anzubiethen hat, finden gleiche Liebhaber an Hirten, wie an Fürsten.

Der Ort, den man heut zu Tage die süßen Wasser oder Kiahad-Hané, nennt, und wo ehedem die griechischen Kaiser einen glänzenden Pallast erbaut hatten, dient noch immer zu einem äußerst angenehmen Spaziergange, und der Zeitpunct, wo der Sultan seine Pferde auf die Wiesen von Kiahad-Hané treiben läßt, ist eine Art von Fest für die zahlreiche Bevölkerung der Stadt, welche sich ganz an diesem Orte zu vereinigen scheint.

Ein Reisender muß gerade diese Gelegenheiten sorgfältig aufsuchen, denn in einzelnen Individuen lernt er die Physiognomie eines Volkes nicht kennen, sondern nur bey Vorfällen, wo sich dieses in großen Massen zusammen findet. Dann läßt sich sein Charakter genauer beurtheilen. Die kleinen Details verschwinden, und er entwickelt sich in großen Zügen, welche ein auffallendes Ganze bilden, das den Maßstab für seine moralischen und physischen Kräfte an die Hand gibt.

Wir mietheten eine Caïque, welche uns nach Kiahad-Hané überfahren sollte, und ob wir gleich nur zwey Paar Ruder hatten, fuhren wir doch leicht und frey genug, um eine Menge von Gegenständen an uns vorübereilen zu sehen, welche für uns eben so neu, als ihre Gestalt und der Contrast ihrer Farbe, seltsam waren. Der Hafen hat die Gestalt eines sich ein wenig rechts biegenden Hornes. Nachdem wir auf dieser Seite mehrere öffentliche Anstalten, z. B. die der Marine, die Bombardierschule, und auf der entgegengesetzten Seite den Fanar oder das Quatier der Griechen, das alte Serail u. s. f. hinter uns gelassen hatten, kamen wir an das Ende der Stadt. Weiter hinaus bemerkt man nur noch einige mehr oder weniger geschmückte Palläste und Harems, welche aber so leicht gebaut sind, daß sie nicht lange bewohnbar bleiben.

Wenn man bey den süßen Wassern ans Land steigt, empfindet man das Vergnügen, welches immer aus dem harmonischen Zusammenwirken des frischen Grüns, des Schatten und klaren Wassers, die auf einen ungleichen Boden vertheilt sind, hervorzugehen pflegt. Der Fluß ist an diesem Orte in einen Kanal von ungefähr hundert Fuß Breite zusammen gedrängt. Seine aufgemauerten Ufer werden von Alleen herrlicher Bäume beschattet. Dieser Kanal bildet mehrere Fälle,

*) Bruchstück aus der noch ungedruckten Fortsetzung von Castellans Briefen über Morea u. s. f. welche nächstens erscheinen soll.

die nicht sehr hoch sind, aber seine ganze Breite einnehmen. Zwischen den Fällen sieht man Kiosks mit lebhaften Farben bemahlt und schön vergoldet, und das größte, welches die Perspective bildet, ist mit einer Kuppel von vergoldetem Bley bedeckt. Man unterhält darin die Kühlung vermittelst eines marmornen Beckens, welches den Mittelpunct einnimmt, und aus dem sich ein Springquell erhebt. Unter dem Gemache, welches die Aussicht über den Lauf des Flußes hat, hat man mehrere marmorne Vasen angebracht, aus denen gleichfalls Wassersäulen aufsteigen, welche in Cascaden herabfallen. Mitten auf dem Kanal befindet sich endlich eine hölzerne Brücke, welche durchbrochen gearbeitet, und aus grünen und rothen Holzstücken zusammengesetzt ist; man steigt hinauf durch Treppen, welche auf gekrümmten eisernen Stangen schweben, und deren Ende auf der Erde ruht. Diese Treppen endigen sich an einem hervorspringenden Balcon, wo der Sultan zuweilen der Kühlung des Wassers genießt, und bey dem durch ihre häufigen Fälle verursachten Geräusche wollüstig einschläft. Hier nun ist das, was man das kleine Marly nennt, und in der That verdient dieser Ort, wo man die angenehmsten Schöpfungen des Genies realisiren könnte, in den Händen anderer Menschen zu seyn, als der Türken, in deren Werken man fast immer jene kindische Eilfertigkeit entdeckt, welche noch denselben Tag genießen will, wo sie das Werk begann, gleich als fürchtete sie, der Reitz dazu möchte morgen schon verschwunden seyn.

Die weiten Wiesen an beyden Seiten des Flusses waren von einer zahlreichen Menschenmasse, die die munterste Freude belebte, bedeckt. Eine von Gesundheit glänzende Jugend übte sich in mancherley Spielen, welche sämmtlich Ähnlichkeit mit denen der Alten haben.

Ein Trupp dieser jungen Leute auf schönen arabischen Pferden durchflog die Ebene mit so reißender Schnelligkeit, daß das Auge ihnen kaum zu folgen vermochte. Mit dem Dscherid *) bewaffnet im Steigbügel stehend, mit vorwärts geneigtem Körper, verfolgten sie einander, und diesen Wurfspieß in der Hand, griffen sie sich an, oder suchten ihren Gegnern auszuweichen, indem sie ungeheure Kreise oder mancherley krumme Linien beschrieben; bald ließen sie ihre Pferde mit Pfeiles Schnelle fortjagen, und plötzlich hielten sie sie auf einmahl an, wodurch sie dem in der Richtung, welcher sie folgen zu müssen schienen, geworfenen Dscherid auswichen; dieser sauste nun weit von ihnen vorüber, fiel auf die Spitze, und wurde von den Reitern ergriffen, der schnell genug herbeykam, um ihn am Griffe zu fassen; fehlen sie ihn, so heben sie ihn dessen ungeachtet auf, ohne vom Pferde zu steigen oder sich aufzuhalten; sie bücken sich bloß, um ihn mit einem Hacken zu fassen, der ausdrücklich dazu gemacht ist, und am Sattelknopfe hängt.

Andere junge Leute vertheilen sich in zwey Haufen, einer dem andern gegenüber in einer Entfernung von einigen hundert Schritten; diese werfen sich gleichfalls den Dscherid zu, erwarten den Wurf mit festem Fuße, weichen ihm aus oder lassen ihn zu ihren Füßen niederfallen mit Hülfe desjenigen, den sie in der Hand halten, ja bisweilen ergreifen sie sogar den Dscherid ihres Gegners im Fluge, und werfen ihn sogleich zurück, und zwar mehrmahls nach einander.

Die Alten saßen im Schatten der dichten Bäume, welche den Kanal einfassen, auf den Rasen, hier genossen sie der Kühlung des Schattens und des Wassers, und vorzüglich des Anblicks, den die mit Menschen bedeckte Ebene darboth, welche durch die mannigfache Kleidung der erstern, die meistentheils aus buntfarbigen Zeugen bestand, gleichsam zu einer mit Blumen geschmückten Wiese wurde, oder sie rufen auch wohl Tänzer oder Ringer herbey, und vergnügen sich an den weibischen und üppigen Bewegungen der erstern, welche sehr jung, von hübscher Bildung, mit gestickten seidenen Kleidern angethan, Ringe in den Ohren tragend, und mit goldenen Ketten und anderm Schmuck behangen, von leichten Shawls umflattert, nicht sowohl Männern gleichen als Lustdirnen, mit denen sie auch wohl noch andere kaum geahnte Ähnlichkeiten haben.

Die Kämpfe der Ringer habe ich schon anderswo beschrieben, ich will nur noch hinzufügen, daß es eine der Lieblingsübungen der Türken ist; sie scheinen ihr göttliches Far niente besser zu genießen, wenn sie Zuschauer lebhafter Handlungen oder heftiger Bewegungen sind; daher ist ihnen auch das Schauspiel von Harlekinen, Seiltänzern, und überhaupt von allem, was ihre Einbildungskraft lebhaft aufzuregen vermag, ohne daß sie ihre physische Unbeweglichkeit aufzugeben brauchen, so äußerst angenehm. Einige sitzen auf einer gegen die Sonnenstrahlen geschützten und mit Kissen versehenen

*) Der Dscherid ist ein langer, leichter Stock, von 4 bis 5 Fuß Länge, und eigentlich ein seiner Blätter beraubter Palmzweig.

Estrade, auf ihren gekreuzten Beinen, und schießen mit Flinten, welche die Sclaven laden müssen, immer ins Blaue hinein, bis sie das Ziel treffen.

Spiele aller Art sieht man hier und da vertheilt, woran Kinder und junge Leute Theil nehmen. Wir wollen hier nur desjenigen gedenken, wo ein Rad horizontal auf einen Pfahl gesteckt wird, von dem Ende jeder Speiche hängt ein Strick herab, der sich in einen großen Knoten oder mit einem kurzen Stocke endigt, auf welchen man sich rittlings setzt, indem man den Strick umfaßt hält; ein Mann läßt das Rad sich drehen, und dieses theilt den Stricken eine Bewegung mit, wodurch sie aus einander getrieben werden, so erhalten die Kinder das Vergnügen, hinter einander herzulaufen, ohne sich doch erreichen zu können.

Eine Menge von Kaufleuten durchzieht den Raum dieses Spazierganges, oder schlägt vielmehr kleine Buden am Ufer des Kanals auf, welche das Bild einer Messe geben. Hier sieht man Menschen, welche auf dem Kopfe eine hölzerne Schüssel tragen, worauf pyramidenförmig Schalen gestellt sind, angefüllt mit Käse oder geronnener Milch; andere verkaufen mit Fleisch gefüllte Pasteten in Stücken, oder sehr dünne und nur halb gebackene Kuchen, worauf ganz kleine aromatische Körner gestreut sind. Der Dreyfuß, dessen sie sich bedienen, um ihren kleinen runden Tisch, bedeckt mit Früchten und Naschwerk darauf zu setzen, ist ganz denen der Alten gleich, wie sie sie bey ihren religiösen Gebräuchen einher trugen. Er besteht nur aus kreuzweiß geordneten Holzstäben, welche in der Mitte und an den Enden so eingefügt sind, daß man sie nach Gefallen enge und weit halten kann. Diese Dreyfüße dienen auch zu Gestellen für kleine mechanische Fontainen, welche einen arabischen Tempel, ein mit Schellen und Blumen geziertes Kiosk vorstellen, und aus denen kleine Springquellen von Citronen- oder Rosensorbet hervorkommen. Dieses niedliche Gebäude ist mit gläsernen Gefäßen von äußerst mannigfachen Gestalten Farben umgeben; in diesen durchsichtigen Schalen wird auch ein gesundes, angenehmes, mit Eis vermischtes Getränk dargebothen; wünscht man es, so mischt man zu dem Sorbet eine etwas stärkere Dosis Rosenessenz, welches in einer Flasche sich befindet, deren langer Hals sich in eine Spitze endigt, und auf einmahl nicht mehr als einige Tropfen dieses köstlichen Liqueurs herausfließen läßt.

(Der Beschluß folgt.)

An die Hoffnung.

Du, die auf rauhe Stege
Des Trostes Blüthen streut,
Und uns bedornte Wege
Zu Edens Pfaden weiht.

Die jedem Land und Meere
Mit heilgem Strahle glänzt,
Und schwarze Wolkenheere
Mit Sonnengold begränzt.

Du dämpfst, wenn Stürme brausen
Des Meers empörte Wuth,
Wo Ungeheuer hausen
Gibst du dem Wandrer Muth.

Du führst durch Rosengänge
Bis hin zum Leichenstein,
Stimmst bange Trau'rgesänge
In Jubelmelodei'n.

Du zähmst im Kampf mit Leiden
Selbst die Verzweifelung,
Zu Paradiesesfreuden
Gibst du dem Geiste Schwung.

Verhüllte Zonen schildert
Dein lichter Götterstrahl,
Der Seele Qualen mildert
Dein tröstend Ideal.

Geleit' in süßen Träumen
Auch mich in jene Welt,
Wo einst in lichtern Räumen
Des Irrthums Hüll' entfällt.

Wo jenseits dieses Lebens
Kein Kampfgewitter stürmt,
Und ewig sich vergebens
Des Schicksals Woge thürmt!

v. Gaal.

Erinnerungen aus alter Zeit.

In alten Zeiten waren Fastnachtslustbarkeiten in Deutschland außerordentlich gewöhnlich. Man trieb allerhand Possen, und fast jede Stadt hatte ihre besondern Gebräuche. In Leipzig zogen junge Bursche beym Mummenlaufen in Mummen und Butzenkleidern (Masken) mit einem Pfluge durch die Straßen, an welchen sie die unverheiratheten Mädchen, deren sie habhaft werden konnten, mit Gewalt spannten, um sie zu verspotten, daß sie noch nicht geheirathet hätten. Im nördlichen England wird noch jetzt ein jährliches Volksfest gefeyert, das Mumming (Mummenlaufen) heißt, an dem sich Männer in Weiber und Weiber in Männer verkleiden, und so singend und tanzend von Hause zu Hause ziehen. Die Weiber tragen

daben große Krüge und Kannen voll stark gewürzten Bieres mit herum, wovon sie den Zuschauern zu trinken geben, und dafür ein kleines Geschenk an Geld erhalten.

Die Hosen hatten in alten Zeiten keine Taschen, und der Gurt, mit dem man sie um den Leib befestigte, machte kein damit zusammenhängendes Stück, sondern ein besonderes aus. Außerdem trugen beyde Geschlechter noch einen Gürtel über dem Kleide, an welchem die Schlüssel, die Geldtasche, das Messer und das Schreibzeug hing. Dieser Gürtel und die Geldtasche waren bey Damen ein Gegenstand des Luxus, woran man Seide, Gold, Silber und Stickerey verschwendete. Trat Jemand sein Vermögen Schulden wegen ab, so lösete er in Gegenwart der Richter seinen Gürtel; entsagte eine Wittwe dem Nachlasse ihres Mannes, so legte sie ihren Gürtel auf sein Grab.

Die schnelle Heirath.

Der Schauspieldichter Dûfresny lebte sehr locker, und verschwendete sogleich alles, was er einnahm. Nie hatte er Geld. Einst kam seine Wäscherinn zu ihm, und mahnte ihn um dreyßig Pistolen, die er ihr schuldig war. Sie setzte hinzu, sie brauche dieß Geld zu ihrer Heirath mit einem Kammerdiener. „Da hast du gewiß noch mehr Geld? fragte sie Dûfresny: denn welcher dumme Teufel nähme dich um dreyßig Pistolen." — „Ich habe freylich noch zweyhundert Dukaten." — „Zweyhundert Dukaten! Potz tausend. Weißt du was? ich will dich selbst heirathen, so sind wir quitt." — Man nahm ihn beym Worte, und die Wäscherinn war Madame Dûfresny.

....

Notitzen.

Wien am 28. Nov. — Schon vor mehreren Wochen wurde Jüngers unterhaltendes Lustspiel: Maske für Maske, mit einer neuen Rollenbesetzung gegeben. Da wir unsern Lesern hievon Nachricht zu geben noch nicht Gelegenheit hatten, nehmen wir diese von der gestrigen vortrefflichen Darstellung dieses Stückes.

Den alten Weissenfels spielte Herr Korn.

Hr. Kern bestättigte als Carl v. Weissenfels das, was wir schon öfters behaupteten, nähmlich: daß, um ein dramatisches Werk befriedigend aufzuführen, auch die kleineren Rollen gut besetzt seyn müssen; in welcher Rücksicht es auch gewiß kein echter Schauspieler unter seiner Würde halten wird, durch Übernahme einer Nebenrolle, zum Gelingen des Ganzen beyzutragen.

In dem Part der Antonia stellte uns Mad. Koberwein das non plus ultra des feinkomischen Spieles auf. Es ist unmöglich, das große Muster alles Wahren und Schönen, die Natur, treuer zu copiren, als diese liebenswürdige Künstlerinn es that. Jede Scene gab sie mit der höchsten Vollendung; eine besonders rühmliche Erwähnung aber gebührt ihrem stummen Spiele bey der ersten Erscheinung Silburgs im ersten Acte; dann der Scene mit ihrem Kammermädchen, und jener mit ihrem Vater und Bruder im zweyten Aufzuge.

Auch erhielt Mad. Koberwein einen schmeichelhaften Beweis, wie sehr das Publicum Kunst und Fleiß zu schätzen weiß; denn als der alte Weissenfels im dritten Acte zu seiner Tochter zu sagen hat: „Antonia, du hast deine Rolle meisterhaft gespielt," wurden diese Worte sogleich von den Zuschauern aufgefaßt, und es ertönte ein so allgemeines und so anhaltendes Beyfallklatschen, daß der Dialog auf einige Augenblicke ausgesetzt werden mußte.

Den Silburg gab Hr. Koberwein sehr gut.

Die Rolle des Kammermädchens Sophie wurde der neu engagirten Mlle. Schmierer zu Theil.

Wir sind nicht eitel genug, unser Urtheil von solchem Gewichte zu glauben, daß es im Stande wäre, angehenden Schauspielern Muth zu geben, oder zu nehmen; auch soll überhaupt alles, was in dieser Zeitschrift über Theater, Schauspieler, Musik, und Sänger zu lesen ist, durchaus als kein Urtheil, sondern nur als eine Anzeige betrachtet werden, welcher wir unsere Meinung beyfügen, sehr zufrieden, wenn unsere Leser zuweilen in dieselbe einstimmen, aber nie gesinnt, sie irgend Jemanden aufzudringen, oder wohl gar für unfehlbar ausgeben zu wollen.

In dieser Voraussetzung können wir das Spiel der Mll. Schmierer nicht durchaus loben. In manchen Stellen schien es uns, daß sie übertreibe; und in ihrem ganzen Spiele war das Bemühen zu gefallen, allzu kenntlich. Ist es übrigens dieser jungen Schauspielerinn Ernst, ihre Kunst durch Fleiß und Studium zu vervollkommnen, und hält sie es nicht für überflüssig, gute Muster, an denen es unserem Hof-Theater nicht fehlet, für ihre Bildung zu benutzen; so zweifeln wir nicht, daß sie mit Hülfe ihrer Anlagen glückliche Fortschritte werde machen können.

Der Bediente Johann wurde von Hrn. Koose unübertrefflich gegeben. Wir nehmen von Allem, was wir zum Lobe des unvergeßlichen Komikers Weidmann in diesen Blättern sagten, nichts zurück, wenn wir versichern, daß diese Rolle durch die gegenwärtige Besetzung nicht nur nicht verloren, sondern sogar gewonnen habe. Die Ursache ist leicht zu finden. Für den jungen, lebhaften, gewandten Johann, der für seinen Herrn, einen Bräutigam von einigen zwanzig Jahren, ausgegeben werden kann, war Weidmann doch wohl schon zu alt, und, seiner Corpulenz wegen, zu unbehülflich.

Seinem meisterhaften Spiele, seiner unschätzbaren Laune kann wohl kein größerer Lobspruch werden, als daß diese den erwähnten, alle Illusion störenden Umstand ganz vergessen, und diese Rolle zu einer der beliebtesten des großen Künstlers machten. Allein, ohne Vorurtheil, muß man zugeben, daß jeder Part gewinne, wenn er nicht nur den Fähigkeiten, sondern auch der Person des Schauspielers angemessen ist.

Herr Koose erhielt allgemeinen Beyfall. Nur wünschen wir, daß er sich von diesem, und von der Gunst, in welcher er sich beym Publicum weiß, nicht mit der Zeit verleiten lasse, im Vertrauen auf sein Spiel und sein Gefallen, das Memoriren zu vernachlässigen, wovon sich schon jetzt manchmahl eine kleine Ahndung spüren läßt.

M.

Gedruckt bey Anton Strauß in Wien.



Der Sammler.

Donnerstag, den — 146. — 6. December 1810.

Der Spaziergang der süßen Wasser zu Konstantinopel.

(Beschluß.)

Wenn ich der Weiber noch nicht erwähnt habe, so ist der Grund davon der, daß sie sich an abgesonderten Orten befinden, deren Zugang von Bostangi's bewacht, den Männern gänzlich verschlossen ist, und wo sie ihre Spiele und Vergnügungen für sich haben. Wenn man an der Barriere vorbeygeht, vernimmt man das verwirrte Geräusch von einer Menge Stimmen und den Tönen einer lärmenden Lustigkeit, welche sich mit denen der Instrumente und dem Geschrey der Kaufleute vermischen. Jene Barrieren sind aber oftmahls nichts anders, als ein auf Pfählen ausgespanntes Seil, allein ein Mann, der sich in diesen Umkreis eindrängen wollte, würde als ein neuer Orpheus von diesen Bacchantinnen gewiß zerissen werden (!!), auch hat man gar kein Beyspiel eines ähnlichen Attentats. Man kann die Schönheit der Frauen an diesem Orte nicht besser beurtheilen, als wenn man ihnen auf der Straße begegnet, denn sie sind in den weiten Faretgé eingewickelt, und ihr Kopf ist vielfach umwunden mit einem musselinen Schleyer, durch welchen man bloß ihre Augen sehen kann; allein die Koketterie, welche in jedem Lande stärker ist als die Furcht, trotzt den Verbothen, reitzt die Begierde und zeigt den Weibern das Mittel, ihre Reitze sehen zu lassen. Der Faretgé, welcher nur umgehangen und nicht befestigt wird, kann leicht auf Augenblicke aufgeschlagen werden, um den Reichthum der darunter verborgenen Kleidung zu enthüllen; an den Hüften dicht angeschlossen, verräth er die Form und Weichheit des Wuchses, und legt die Umrisse des Busens dar, der mit einem durchsichtigen Musselintuche bedeckt ist. Eine zarte, runde Haut, deren Finger mit Juwelen geschmückt sind, kommt aus dem weiten Ermel hervor, die sie eigentlich verhüllen sollte; der Schleyer, der die Figur den Blicken entzieht, verschiebt sich vermittelst eines kleinen Kunstgriffes; die junge Schönheit neigt das Haupt nur darum so bescheiden, damit man den reitzenden Mund bemerken soll, der durch ein süßes Lächeln verschönert wird, ein Fuß stiehlt sich leise hervor, spielt mit den langen Falten des Faretgé, und vollendet den Überblick ihrer Reitze trotz aller Vorsicht des orientalischen Mißtrauens. Jene geheimnißvollen und verstohlen zugeworfenen Blicke; jene kleinen Gunstbezeugungen, welche die Weiber so geschickt zu vertheilen wissen; tausend Erfindungen, um ihren Gang bald zu beschleunigen, bald aufzuhalten, der Kopf, der sich im Vorbeygehen herumbeugt; eine bedeutungsvolle und doch kaum merkliche Bewegung verrathen leicht den Fremden die geheimsten Bewegungen der Neugier, das Bestreben zu gefallen, und bisweilen sogar die Liebe. Allein man muß diesen reitzenden Lockungen, welche nicht selten gefährlich, und wohl gar hinterlistig sind, nicht zu leicht

trauen. Wollte man, um eines flüchtigen Vergnügens willen, die Klugheit vernachlässigen, so würde man sich den fürchterlichen Ausbrüchen der Rache aussetzen, welche durch Eifersucht und abergläubischen Haß erweckt, ihr Schlachtopfer gemeiniglich nur zwischen dem Turban oder dem Tode wählen läßt.

Bey dieser Gelegenheit will ich folgenden Vorfall erzählen, der vor einigen Jahren einem neapolitanischen Handelsmann begegnet ist. Er war an einem Donnerstage in dem Atmeidan gewesen, um den Großherrn vorbey ziehen zu sehen, der an diesem Tage, wie bekannt, in einem feyerlichen Aufzuge über den Platz des Serails nach der Sophienmoschee sich begibt. Unter den Zuschauern bemerkt der Fremde eine junge wohlgebildete Türkinn, von einer Sclavinn begleitet, er folgt ihnen bis zur verbrannten Säule, wo sie auf den Bazar gehen um einzukaufen. Die junge Dame schien diese Auszeichnung mit Vergnügen zu bemerken, und zeigte dieß durch einige wohlwollende Blicke; der entzückte Neapolitaner folgte ihr nun mit Vorsicht bis zu ihrer Wohnung, und ging die folgenden Tage immer unter den Fenstern des Harems umher. Er wurde endlich kühner, und wagte eines Abends eine Serenade, welche unglücklicher Weise auf eine sehr rohe Art von dem Vater oder Gemahl der jungen Schönheit unterbrochen wurde. Dessen ungeachtet verfehlte er nicht sich den folgenden Donnerstag abermahls neben die Moschee zu stellen, in der Hoffnung seine Schöne wieder zu sehen, die auch wirklich von einer andern, ein großes Packet tragenden, Sclavinn begleitet, erschien. Trunken vor Freude vermochte der Neapolitaner sein Entzücken nicht zu mäßigen; er näherte sich, um den Gegenstand seiner Liebe anzureden, allein eine bedeutende Bewegung empfahl ihm Vorsicht, und ein Lächeln, womit sie begleitet war, erlaubte ihm zu hoffen; die schöne Verschleyerte machte sich wieder auf den Weg, und deutete ihrem Liebhaber durch einen Blick an, daß er ihr folgen könne. Man schlug einen andern Weg ein, der zum Judenquartier führte, welches als der Schauplatz ähnlicher Abenteuer hinlänglich bekannt ist, und zur großen Zufriedenheit des Neapolitaners gingen die beyden Frauen in einen nicht eben reichverzierten Kramladen, von da begaben sie sich in ein inneres Gemach, und luden ihn ein, ihnen zu folgen. Allein kaum war er eingetreten, als die Thüre verschlossen wurde, und die Sclavinn ihren Faretgé abwerfend dem erschrockenen und zitternden Liebhaber einen kraftvollen Türken mit schwarzem Barte zeigte, der mit einer Donnerstimme, und mit seinem Candjiar drohend, ihm befahl, zwischen dem Pfahl und dem Turban zu wählen. Man packte nun vor seinen Augen die Kleider aus, welche man ausdrücklich mitgebracht hatte. Der arme Neapolitaner stutzte, man drohte ihm nochmahls mit den furchtbaren Pfählen; hierauf wählte er denn den Turban und das Kleid der treuen Anhänger Mahomets. Indessen fragte er, ob er nach seinem Übertritt seine Geliebte heirathen dürfe, allein der Muselmann bemerkte, daß, weil er selbst ihr Mann sey, er sie ihm nicht abtreten könne, dafür aber sey ihm, dem Koran gemäß, erlaubt, drey bis vier andere Frauen zu nehmen, um sich zu trösten. Wenig geschmeichelt durch diesen übeln Scherz, wollte der Neubekehrte eben die verhängnißvolle Formel aussprechen, als der jüdische Kaufmann ihn auf den Gedanken brachte, sich mit einer starken Geldsumme loszukaufen, er selbst verwandte sich für den Fremden und erhielt endlich, daß der Neapolitaner vermittelst einer Abfindung durch Geld mit dem Türken, und einiger Erkenntlichkeit gegen ihn selbst von seinen verbrecherischen Versuchen frey gesprochen wurde. Der Neapolitaner ließ sich Alles gefallen, unterschrieb Wechsel, man öffnete ihm die Thüre, und er eilte davon; vielleicht auf immer von seinem Liebesfieber geheilt. Um des Anblicks der öffentlichen Freude desto länger zu genießen, hatten wir beschlossen, unsern Rückweg nach der Stadt zum Theil zu Lande zu machen. Wir durften erwarten, Zeugen zu seyn von den Folgen der Ausschweifungen, denen sich das Volk bey solchen Festen gemeiniglich zu überlassen pflegt, allein wir erstaunten nicht wenig über die Stille und Ordnung, welche auf der Straße herrschte; wir trafen nur wenig Betrunkene, und dieß waren fast lauter Muselmänner, auf welche der Wein um so stärker gewirkt hatte, je weniger sie daran gewöhnt sind; die Griechen und Armenier, welche gewiß weit weniger auf sich Acht gegeben hatten, behielten ihre völlige Besonnenheit, die Frauen äußerten eine mittheilendere, und besonders eine lautere Lustigkeit. Sie waren zusammengeschichtet in den Arabas, einer Art von offenen mit Leinwand bedeckten Fahrzeugen, welche äußerst langsam von Ochsen gezogen werden, die ganz seltsam mahlerisch angeschirrt sind. Man konnte das Geschwätz und Singen dieser Weiber sehr lange von weiten vernehmen. Als sie bey uns vorbeyzogen, redeten sie uns an, und unsere enge Kleidung, vorzüglich aber unsere Hüte erregten lautes Lachen bey ihnen, und veranlaßten sie, allerley Scherze darüber zu machen.

So brach die Nacht herein, als wir uns einschifften, um nach Pera zurückzukehren.

Kant im Umgange mit dem weiblichen Geschlechte.

Es wird nicht ohne Interesse seyn, zu erfahren, wie sich Einer der größten Denker aller Zeiten im Umgange mit dem schönen Geschlechte benommen hat. Kant war kein Feind des weiblichen Geschlechts, ob er schon nicht verheirathet war; er befand sich vielmehr im Umgange mit gebildeten Frauen sehr wohl; er forderte aber nicht von denen, die bey ihm für Gebildete gelten wollten, Gelehrsamkeit, sondern gesunden Verstand, dann Natürlichkeit, Heiterkeit, Häuslichkeit, und die mit der Häuslichkeit gewöhnlich verknüpfte thätige Aufsicht auf das Hauswesen und die Küche. In der Unterhaltung kam er mit gebildeten Frauenzimmern gern auf Angelegenheiten, welche zu den beyden Letztern gehörten. Gelehrte Weiber konnte er nicht leiden. Einstmahls ließ er gegen eine vornehme Dame, die durchaus mit ihm über gelehrte Dinge sprechen wollte, und die, da sie bemerkte, daß er immer auswich, fortwährend behauptete, daß Damen doch wohl eben so gut gelehrt seyn konnten als Männer, und daß es wirklich gelehrte Frauen gegeben habe, sich die freylich etwas derbe Äußerung entfallen: „nun ja! es ist auch darnach!" Als ein andermahl sein Gespräch über die Zubereitung der Speisen etwas ausführlicher wurde, sagte eine würdige Dame zu ihm: „es ist doch, lieber Herr Professor, wirklich, als ob sie uns alle bloß für Köchinnen ansähen." Da war es nun eine Freude zu hören, mit welcher Gewandtheit und Feinheit Kant es aus einander setzte, daß Kenntniß des Küchenwesens und die Leitung desselben die wahre Ehre jeder Frau sey; daß sie durch Erfreuung und Erquickung des Mannes, der von seinem geschäftsvollen Vormittage müde und matt an den Tisch käme, sich eigentlich selbst Erfreuung für ihr Herz, erheiternde Tischgespräche u. s. w. verschaffe. Alle Damen horchten ihm aufmerksam und mit Wohlgefallen zu, und jede wollte von ihrem Manne das Zeugniß haben, daß sie wirklich eine solche Frau sey.

Bruchstück aus einer Osterpredigt.

Wenn es anderwärts an Stoff zum Lachen gebricht, so flüchtet sich das Lächerliche nicht selten in die Kirchen und auf die Kanzeln. Ein Reisender besuchte einst zu Ostern zu Bologna die Peterskirche, wo er einen Pater auf die Kanzel treten sah, der Marc. 16., 2. zum Texte wählte, wo es heißt: „Maria kam zum Grabe, als die Sonne schon aufgegangen war." Hierauf verglich er diese Stelle mit Joh. 20., 1., wo steht: „Maria sey noch vor Tage zu Grabe gekommen." Hier fragte der Pater: „wer hat nun recht? Marcus oder Johannes? Ich glaube, daß Maria nicht eher aufgestanden ist, als nach Sonnenaufgang: denn wir sehen ja, daß es noch heutiges Tages für unser Frauenzimmer zu früh ist, welches des Sonntags nicht eher als um 11 oder 12 Uhr in die Messe kommt." Nun stellte er so lächerlich als möglich vor, wie es bey Frauenzimmern hergeht, wenn sie im Bette erwachen, sich den Schlaf aus den Augen reiben, gähnen und sich dehnen. „Nein! fuhr er alsdann fort: Maria ist zwar früher aufgestanden, aber die Anordnung ihres Putzes nahm ihr viel Zeit weg. Da fehlte noch eine Nadel, dort eine Musche, hier saß das Halstuch schief, dort war die Schminke zu stark aufgetragen, nun mußte erst der Spiegel gefragt und mit ihm geliebäugelt werden." Alsdann fing der Pater an Mienen zu schneiden, zu blinzeln, zu lächeln, zu liebäugeln, daß selbst der größte Sauertopf in ein helles Lachen ausbrach. „Bewahre der Himmel" rief er aus, so eitel und verliebt war Maria nicht, wie unsere Damen, aber — ein Bischen schwatzhaft war sie. Da ging sie zum Hause hinaus, allein hier war noch Abschied zu nehmen und da; hier stand eine Nachbarinn, dort eine Muhme, und nun gings ans Plaudern und Waschen und Klatschen, und dieß war die Ursache, warum sie so spät zum Grabe kam."

Ein Fest zu Paris im 15. Jahrhunderte.

Als sich im 15. Jahrhunderte der König von Frankreich, Carl VI., mit der Prinzessinn Isabella von Baiern vermählte, wurde zu Paris ein großes Fest veranstaltet. An der Ehrenpforte hatte man einen künstlichen Himmel mit Wolken und Sternen errichtet. Oben an demselben erschienen die drey Personen der Gottheit, und rund umher hingen Gruppen von Kindern, die als Engel gekleidet waren, und ein himmlisches Concert aufführten.

Als die Königinn auf einer Tragbahre durch dieses Thor des Paradieses (so hieß es) getragen wurde, stiegen zwey von den Engelchen hernieder, setzten der Königinn eine goldene, reich mit Edelsteinen besetzte Krone auf, und sangen französische Lieder dazu. Mit dieser Krone aus dem Paradiese aber glaubte man die Königinn noch nicht genug ehren. Ein Seiltänzer mußte

ihr noch eine zweyte aufsetzen. Von dem Thurme der lieben Frauenkirche zu Paris schlüpfte dieser Waghals auf einem ungeheuer langen Seile mit zwey Fackeln in den Händen so, daß er von der ganzen Stadt gesehen werden konnte, bis über den Kopf der Königinn, setzte ihr noch eine Krone auf, und kehrte alsdann wieder auf seinem Seile auf den Kirchthurm zurück.

....

Aphorismen.

Die guten Frauen sind fast immer besser, als die guten Männer; so wie umgekehrt.

Es ist immer höchst unbequem, manchmahl sogar unmöglich, mit einem Freunde ganz vertraut, und dazu noch heimlich und leise zu reden, so lang er seine Brille auf der Nase hat. Es gilt hier Herz um Herz, und Aug' um Auge. Vielleicht liegt auch das Unbequeme, Unbehagliche darin, daß hier Jeder, sey es auch unbewußt, den ganz natürlichen Wunsch hat, in solchen Augenblicken dem Freund nicht durch ein Glas zu erscheinen.

Ein bloßes Höflichkeitscompliment läßt sich schon ohne Hut machen, wiewohl es immer etwas unhöfliches hat und den, der es macht, in Verlegenheit setzt; aber ein Ehrfurchtscompliment ohne Hut ist in hohem Grade abgeschmackt, unhöflich, und der Form nach, selbst unsittlich.

Ein junges schönes Mädchen und ein alter schöner Mann, ein vollendeter Greis, sind beydes, jedes in seiner Art, gleich schöne Gegenstände; aber nicht umgekehrt. Die verwelkte Frucht hat immer noch etwas Ansprechendes, Genugthuendes; aber nicht die verwelkte Blüthe.

Einseitige Abhängigkeit verträgt sich wohl mit der Liebe, aber nicht mit der Freundschaft. Den Freund, der mein Wohlthäter ist, und dem ich dafür nichts anders geben kann, als Dank, werde ich immer lieben, hochschätzen, und ihm vertrauen; aber es ist schwer, mit ihm dann noch vertraulich zu seyn; denn Vertraulichkeit ist nicht in der Ehrfurcht, und Ehrfurcht oder was so der Art muß ich doch gegen ihn haben.

Der Tod ist der düstere, kalte Herbst-Abend-Schatten, den die Unendlichkeit in das heitere Leben hineinwirft. Aber Geduld, nur bis morgen Geduld! dann kommt die Sonne wieder, und der Schatten entflieht.

Nicht laut loben, sondern still bewundern, müßt ihr Kleinen die Großen, wenn sie verständig sind und ihr es seyn wollt. Sie lieben dieß nur von denen, die noch größer oder wenigstens eben so groß sind als sie; aber euer lautes Lob verhallt leer in ihren Ohren, weil ihr doch damit auch nicht eine Elle ihrer Größe zusetzen könnt.

Es ist höchst undelikat und beleidigend, wenn ein Mann in Gegenwart seines Freundes über die Unzuverläßigkeit der Menschen spricht, oder gar klagt, besonders wenn er keine bestimmte Personen dabey nennt. Entweder sieht er uns dabey an oder nicht. Im ersten Fall scheint es, als ob er uns erforschen wollte, im zweyten, als ob er uns erforscht hätte. Wahrlich! ich könnte geneigt seyn, einen solchen Menschen als Freund geradezu aufzugeben.

Ja, beym Himmel! die Leiden dieser Zeit sind wohl werth der Herrlichkeit, die einst an uns offenbart werden soll. Aber demungeachtet muß man es sagen, laut sagen, in die Seelen der Menschen hineinschreyen, daß wir aufhören würden so viel zu leiden, wenn wir anfingen eben so viel zu thun. Die Sachen gehen nicht, wenn wir nicht gehen.

Man sollte ohne Noth kein Blatt von einem Baum herunterreißen. Es ist damit, wie mit einem Blatt, das ihr aus einem interessanten Buch herausreißet; denn auf dem einzelnen Baumblatt steht auch von Gott geschrieben, und anders als auf jedem andern, da keins dem andern gleich ist.

Ein Mensch der ganz die Hoffnung hinwegschleudert, ist ein Thor; denn wenigstens gibt sie uns Balsam in bittern Stunden.

Lehr.

Notitzen.

Wien. — Am 28. d. M. hatte in dem Lustspiele: Beschämte Eifersucht, die ehmahls Weidmannsche Rolle des betrunkenen Christian, von Herrn Wagner gespielt, kein so günstiges Schicksal als Tags zuvor, jene des Bedienten Johann in: Maske für Maske. Dafür gab Hr. Roose in dem obengenannten Stücke einen neuen Beweis von der Vielseitigkeit seines Talents. Er, der am vorgehenden Abend den komischen Bedienten mit lautem Beyfalle spielte, war auch als der eifersüchtige Graf Solm ganz Meister seiner Rolle, und ersetzte uns folglich in zwey auf einander folgenden Vorstellungen zwey unserer größten und ihrem Fache nach, einander am meisten entgegengesetzten Schauspieler, Lange und Weidmann.

Am 29. spielte Mad. Weissenthurn die Bianka della Porta in dem herrlichen Trauerspiele dieses Nahmens. Besonders gut gelang ihr der Schluß des vierten, und der ganze fünfte Act. Übrigens aber schien uns die Vorstellung einiger Scenen des Hrn. Lange (Ezzelino) ausgenommen, die er mit dem bekannten Feuer gab — im Ganzen zu wenig lebhaft.

M.



Der Sammler.

Samstag, den —— 147. —— 8. December 1810.

Johann Georg Noverre.

Dessen sich noch viele unserer kunstliebenden Landsleute mit Vergnügen erinnern, der Gründer des guten Geschmacks in der Tanzkunst unter den Bewohnern unserer Kaiserstadt, den selbst die langjährigen Bemühungen unserer seelenlosen modernen Fußkünstler nicht ganz verdrängen konnten, starb zu Germain en Laye nächst Paris den 18. October dieses Jahrs. Er hat in dem Opeêntanz dieselbe Revolution bewirkt, welche die berühmte Mademoiselle Clairon auf dem französischen Theater dadurch hervorgebracht hatte, daß sie die Natur an die Stelle des Handwerks und Wahrheit des Costüms an die Stelle der durch Gewohnheit geheiligten Gebräuche setzte. Sein natürlich richtiger Sinn lehrte ihn früh die Regeln eines guten Geschmacks auffinden, und sein Muth machte ihn unbesorgt um die Folgen davon. Er fürchtete sich nicht bey denjenigen anzustoßen, welche die alten Gebräuche liebten und vertheidigten. Allein er konnte es nicht verhindern, daß ihm nicht Neid und Mißgunst, gekränkte Eitelkeit und Kleinigkeitsgeist sein Leben auf vielfache Weise verbitterten. Voltaire schrieb an ihn unterm 11. October 1763: „Ich glaube, daß man ihre Verdienste besonders in England zu schätzen wissen würde, allein wo werden sie Schauspieler finden, welche im Stande sind, ihre Ideen gehörig auszuführen? Sie sind ein Prometheus; Sie müssen erst die Menschen bilden und beleben!" Daubernal und Vestris waren die ersten, welche aus den Händen dieses neuen Prometheus hervorgingen! —

Eine kurze Skizze seines Lebens, so wie sie uns der Moniteur gibt, wird den Lesern des Sammlers nicht unangenehm seyn.

Johann Georg Noverre wurde den 29. Aprill 1727 zu Paris geboren. Sein Vater, Ludwig Noverre, war Adjutant Carls XII. gewesen, und hatte den Sohn gleichfalls zur militärischen Laufbahn bestimmt, allein seine leidenschaftliche Liebe zu den Künsten, besonders zum Tanze, bestimmte ihn, eine seiner Neigung angemessenere Lebensweise zu erwählen.

Der große Tänzer Dúpré unterwies ihn in seiner Kunst. Im Jahre 1740 trat er mit dem größten Beyfalle auf dem Hof-Theater zu Fontainebleau auf. Einige Zeit nachher begab er sich an den Hof zu Berlin, wo ihn der große Friedrich und der Prinz Heinrich mit Gunstbezeugungen überhäuften; besonders faßte der letztere eine ganz vorzügliche Zuneigung zu ihm. Im Jahre 1749 kehrte Noverre nach Paris zurück, und componirte für die komische Oper das berühmte chinesische Ballet, welches diesem Theater so viel eintrug, ferner die preußischen Rekruten, die Quelle der Jugend und die niederländischen Feste.

Der berühmte Garrick aufmerksam gemacht durch

Noverre's Ruf, bath ihn nach London zu kommen, und sandte ihm ein Engagement für eines der dasigen Theater zu. Er folgte dem Rufe, und erntete den größten Beyfall durch seine Compositionen sowohl, als durch deren geschickte Ausführung ein. Nach seiner Rückkehr aus England both er seine Talente den Directeren der Oper an. Der Reichthum dieses Theaters und die ausgezeichneten Schauspieler, welche die Zierde desselben ausmachten, bothen ihm reichliche Mittel dar, seine Ideen zu entwickeln und auszuführen. Man nahm aber sein Anerbiethen nicht an, deshalb gab er den vortheilhaften Anträgen Gehör, die ihn von Lyon aus gemacht wurden. Er führte hier die Ballets: die Toilette der Venus, die Feste des Serails, das Urtheil des Paris, der Eifersüchtige ohne Nebenbuhler und mehrere andere von seiner eigenen Erfindung aus. Alle wurden mit dem schmeichelhaftesten Beyfalle aufgenommen. Im Jahre 1760 ließ er seine Briefe über den Tanz erscheinen. Dieses Werk befestigte seinen Ruhm. Voltaire schätzte es sehr hoch. Das Theater erhielt durch dasselbe den Vortheil, daß die lächerlichen Costüms, welche bisher gewöhnlich gewesen waren, verschwanden.

Der Herzog von Würtemberg, ein gebildeter Fürst, der die Künste liebte und beförderte, wollte einen in seiner Kunst so ausgezeichneten Mann näher an sich ziehen, und lockte ihn durch die Aussicht auf bedeutende Vortheile. Noverre leitete mehrere Jahre hintereinander die sinnreichen und glänzenden Feste, welche dieser Fürst alle Winter zu geben pflegte. Er verfaßte dazu die Ballets: Medea und Jason, Orpheus, Semiramis, Antonius und Kleopatra, den Tod des Herkules, Psyche und Amor, Diana und Endymion, den Tod des Lykomedes, Venus und Adonis, Pyrrhus und Polirena, Atalante, die Feste Hymens, Armida, den zur Vernunft gebrachten Amor, die Danaiden, den Raub der Proserpina, die Liebschaften Heinrichs des IV. und mehrere andere aus der Geschichte entlehnte Gegenstände.

Nun wurde er nach Wien berufen, um die Festlichkeiten anzuordnen, welche zur Feyer der Vermählung der Erzherzogin Caroline gegeben werden sollten; und von nun an blieb er am kaiserlichen Hofe als Oberballetmeister, Director der Hoffeste, und Tanzmeister der kaiserlichen Familie. Maria Theresia überhäufte Noverre mit Wohlthaten, ertheilte seinem Sohne ein Unterlieutenants-Patent, und gab seiner Familie bis an ihren Tod Beweise ihres besondern Wohlwollens. Noverre componirte für das Hof-Theater und das große National-Theater die Ballets: die Grazien, Iphigenie in Tauris, Alceste, Roger und Bradamante, Aeneas und Dido, Adele von Ponthieu, Acis und Galathea, die Horazier, den Tod Agamemnons u. s. w.

Zur Zeit der Vermählung des Erzherzogs Ferdinand, wurde Noverre mit dem Christorden geziert, und erhielt von der Kaiserinn die Erlaubniß, die Feste zu verschönern, welche dieser Fürst zu Mailand gab. In dieser Stadt componirte er die Ballets: Apelles und Kampaspe, die persische Gemahlinn, den Triumph Alexanders, das Rosenmädchen von Salency, die Messe von Cairo, u. s. w.

Als nach seiner Rückkehr nach Wien das Hof-Theater und das National-Theater eine Reform erfuhren, erhiel Noverre ein ansehnliches Engagement nach London. Die Kaiserinn Maria Theresia, beständig in ihrer Zuneigung und ihrem Wohlwollen, gab ihm den ehrenvollen Auftrag, ihrer erhabenen Tochter der Königinn von Frankreich ein Schreiben zu überreichen, und ein anderes an den Grafen von Merci, ihren Gesandten, abzugeben.

Auf Einladung der Königinn von Frankreich verließ er indeß London wieder, um sich in seinem Vaterlande niederzulassen, und hier wurde er zum obersten Balletmeister der königl. Academie der Musik ernannt. Er brachte zu Paris die Ballets: Apelles und Kampaspe, Medea und Jason, und die Horazier, wieder auf die Bühne, und componirte von neuem: die Launen der Galathee, und Annette und Lubin; er machte die Ballets zu den Opern von Gluck und Piccini, und erhielt den Auftrag die Feste zu ordnen, welche die Königinn in Kleintrianon gab.

Er ging gerade in der stürmischesten Periode der Revolution wieder auf einige Zeit nach London, und hier verfertigte er die Ballets: die Hochzeit der Thetis und Iphigenie in Aulis. Das Letztere, welches er selbst für eine seiner gelungensten Arbeiten hielt, wurde mit so viel Enthusiasmus aufgenommen, daß der Verfasser auf dem Theater gekrönt wurde; eine Ehre, welche weder vor noch nach ihm einem Künstler widerfahren ist. *)

*) Es sind hier nur einige seiner Ballets erwähnt; allein nach einem Briefe, der sich in den Händen seines Sohnes befindet, belief sich die Zahl derselben in jeder Art auf 150.

Durch so lange und zahlreiche Arbeiten hatte er sich eine sehr ehrenvolle und angenehme Existenz verschafft; allein das Unglück der Zeit entriß ihm in einem Augenblicke den Ertrag von fünfzig sparsam verlebten Jahren, und er sahe sich zu einer Beschränktheit der Vermögensumstände gebracht, die er bis an seinen Tod gelassen und ruhig ertrug. Sein berühmtestes klassisches Werk; **Lettres sur la danse, sur les ballets et les arts** wurde oft, das letzte Mahl in St. Petersburg 1803 in zwey Bänden in Quarto aufgelegt. Im Jahre 1807 gab er ein Werk heraus unter dem Titel: **Lettres sur les arts imitateurs en général et sur la danse en particulier**, und dedicirte dasselbe der Kaiserinn. Noch kurze Zeit vor seinem Tode beschäftigte er sich mit einem Wörterbuche über den Tanz.

In Pacem! *)

Ein aus Spanien rückkehrender Officier von einem der dort streitenden deutschen Kontingente, erzählt aus dem Munde mehrerer seiner Kameraden als Augenzeugen, folgendes schauerliche Beyspiel von dem berüchtigten und von so Vielen bezweifelten In Pacem!

Ein deutsches Bataillon erhielt in Katalonien ein Kloster zum Marsch-Quartier. Die Geistlichen hatten sich alle daraus bis auf zwey Greise entfernt, welche bemüht waren, die ungestümmen Gäste aus dem geringen Vorrath von Wein und Brod zu bewirthen.

Theils Hunger, theils der bey dem gemeinen Manne, sonderlich dem protestantischen, eingewurzelte Glaube an verborgene Klosterschätze, der auch hier und da durch Funde war belohnt worden, bewog die Soldaten, überall im Kloster umherzuspüren, ob sich ihnen nicht wo ein dergleichen erfrischender oder klingender Schatz aufthun wolle; allein alles beschränkte sich auf leere Zellen und Mauern. Zuletzt entdeckten einige in einem Winkel der Kirche eine eiserne wohlverwahrte Thür am Boden, und nachdem solche mühsam erbrochen, zeigten sich Stufen, welche einen unterirdischen Gang andeuteten. Mit lautem Jubel wurden solche begierig verfolgt, bis eine zweyte Thür den Weg versperrte. Als man Anstalt machte, auch diese zu öffnen, warfen sich die beyden auf den Lärm herbeygeeilten Greise auf die Knie, und schienen auf spanisch, was niemand verstand, dringend zu flehen, daß man von diesem Vorhaben ablassen möchte. Allein je mehr sie flehten, je stärker stieg die hoffende Habgier der Stürmenden: die Thür wich, und man erblickte ein roth- und schwarzgemahltes Gewölbe; ringsherum standen viele kleine Altäre; vor einem derselben knieten gefesselt eine Nonnen- und eine Mönchs-Gestalt, und über denselben schwebten von der Decke Teufels-Larven, und streckten die Krallen nach den Gefesselten aus. In einer Ecke stand eine auch roth- und schwarzangestrichene Tragbahre, woran Ringe mit starken durchgezogenen Stricken, befestigt waren. Eine dritte niedrige Thür bezeichnete einen neuen Gegenstand des Forschens, und einer vielleicht belohnendern Beute, als das bisher Gefundene. Auch sie erlag den Schlägen der Sappeur-Äxte, und man trat in ein weißgetünchtes rundes Gewölbe, rings mit vielen Nischen versehen. Einige der letztern waren vermauert, und über jeder dieser verschlossenen las man eine Jahreszahl in schwarzen römischen Zahlen; die neueste war 1807. In diesen vermauerten und aufgeschlagenen Nischen fand man Gerippe und modernde Körper in Mönchs-Tracht. Einer hatte den Rosenkranz um den Hals, vielleicht um sich zu erdrosseln; ein anderer hatte den Kopf zwischen die Knie gezwängt; den ein unten angebrachter Luftzug verhüthete das plötzliche Ersticken. Daß dieser Anblick den Haufen eben nicht zur günstigen Behandlung der beyden alten Geistlichen stimmte, läßt sich von selbst vermuthen.

Das Fest des Feuers.

(Ein Beytrag zur Geschichte der Unverbrennlichen *).

Dieses Fest wurde eine Viertelstunde von Pondichery gefeyert. Es wurde mit einer Prozession von der Pagode bis zum Orte der Feyerlichkeiten eröffnet. An

*) Unläugbar ist es, daß in vorigen Zeiten die Mönche über gewisse Verbrecher das jus gladii ausübten, und ihre Obrigkeiten nach gehaltenem Blutgerichte die armen Sünder mit dem schrecklichen in pacem ihrem gräulichen Tode entgegen lieferten. Häufig scheinen aber diese Fälle nicht gewesen zu seyn, und dieser erzählte beweist nicht, daß diese schreckbare Gewohnheit in Spanien noch Sitte seye. Unsere nach Beute lüsternden deutschen, wahrscheinlich protestantischen Landsleute, kamen in eine sogenannte Todtenkapelle, in welcher, wie bekannt, Todtesgerippe, Teufelslarven u. s. w. aufgemahlet sind, auch die Tragbahre beweist dieses. Hier trafen sie ein Paar geflüchtete bethende Mönche an, den ihre Imagination wahrscheinlich Ketten gab, so wie dieselbe die Teufelskrallen nach sie ausstrecken ließ. Von diesem schwarzen Gewölbe kamen sie in die Todengruft, wo in Nischen, wie beynahe überall bey den Kapuzineen gewöhnlich war, die Leichname mit Rosenkränzen um den Hals aufgestellt und eingemauert waren. D. R.

*) Aus Saint-Croix Reise nach Ostindien, den philippinischen Inseln, China u. s. w.

der Spitze dieses Zuges befand sich ein von gläubigen Büßern gezogener Wagen; in der Mitte war eine kleine irdene Bildsäule, und Musiker mit furchtbar klingenden Instrumenten gingen vor derselben her. Zwischen ihnen und dem Wagen sahe man 20 bis 25 Gläubige Büßende, welche ihrer Religion getreu sich durch Fasten und Baden vorbereitet hatten, und seit 20 Tagen nicht aus der Pagode gekommen wären. Diese sollten mitten durch die Kohlengluth gehen. Diese Menschen waren fast nackend, bloß ein Stück Zeug bedeckte ihre Schamtheile. Auf den Köpfen trugen sie Blumenkränze, und ihre Körper war gänzlich mit Safran beschmiert, wodurch sie ein gräuliches Ansehen erhielten. Alle hatten eine Art von Instrument, fast wie ein Dolch gestaltet, in der Hand, welches bey religiösen Feyerlichkeiten zur Zierrath dient. Auf der Spitze stack eine Orange.

Am Orte der Feyerlichkeit selbst bemerkte man ein großes Kohlenfeuer, welches auf einem Raume von 40 bis 50 Fuß Länge, und 15 Fuß Breite, ausgebreitet wurde. Man grub am Ende einen Graben von 3 Fuß, worein Wasser geschüttet wurde. Diesem gegenüber stellte man in einiger Entfernung den Wagen. Während dieser Zubereitung blieben die Büßenden in einer Entfernung von ungefähr hundert Schritten. Da sie über ein ziemlich heftiges Feuer gehen mußten, so war ich äußerst neugierig zu sehen, ob sie ihre Füße nicht mit Substanzen geschmiert hätten, welche der Wirkung des Feuers Widerstand zu leisten vermöchten. Ich bemerkte aber nichts, und ob ich gleich in Pondichery für und wider hatte sprechen hören, kann ich doch versichern, daß durchaus nichts da war, welches den Brand hätte mildern, oder den Schmerz benehmen können.

Alle schienen äußerst begierig, sich nach dem Orte hinzustürzen, wo sich die glühenden Kohlen befanden, ja man mußte sie auf eine nicht sehr artige Weise durch Hiebe mit einem Rohre abhalten.

Als endlich alles zur Feyerlichkeit bereit war, liefen sie schnell bis an den Ort, wo sie das Feuer erwartete. Mit langsamen Schritten und Gebethe hersagend gingen sie darüber hin, ohne daß sie im mindesten auf das Element zu achten schienen, welches ihre Füße berührte. Ich kann diese Gleichgültigkeit bloß der Hornhaut an denselben zuschreiben. Da sie gewohnt sind barfuß auf glühendem Sande zu gehen, so hat die Fußsohle ihre Empfindlichkeit verloren. Einige brachten sogar kleine Kinder zu dieser Probe mit. Sie schienen nichts dabey zu leiden, denn ich folgte ihnen bey ihrer Rückkehr nach Pondichery, und alle gingen in derselben Ordnung, wie sie herausgekommen waren. Bald hätte ich vergessen zu sagen, daß, so bald sie über die Gluth gegangen waren, das Volk sich herzustürzte, um Asche zu bekommen, womit man sich die Stirne rieb.

Notizen.

Wien. — Der hiesige Geigen- und Lautenmacher, Georg Stauffer, im Schulhofe Nr. 445, welcher schon seit geraumer Zeit sich auf Verfertigung der Guitarren vorzüglich verlegte, und dessen Instrumente den neapolitanischen zuversichtlich an die Seite gesetzt, ja von vielen Liebhabern, ihres starken und reinen Tones, so wie der Genauigkeit und des Geschmackes wegen, diesen oft vorgezogen werden, hat eine Guitarre verfertiget, wie sie hier noch nie gesehen und gehöret wurde.

Derselbe erhielt von Se. k. k. ap. Majestät die gnädigste Bewilligung, sie Ihrer Majestät der Kaiserinn von Frankreich und Königinn von Italien, weihen zu dürfen. Unser erhabener Monarch, dessen Huld sich von jeher über schöne Künste und Wissenschaften wohlthätig verbreitet, bezeugte beym Anblicke dieses Instrumentes, sein gnädigstes Wohlgefallen, und übernahm es Selbst, dasselbe im Nahmen des Künstlers an Seine allverehrte Frau Tochter abzusenden.

Es dürfte vielleicht dienlich seyn, diese Guitarre, welche auch Seiner k. k. Hoheit Erzherzogs Anton, dann der Herren Fürsten von Lobkowitz und Bretzenheim, Seiner des Herrn obersten Kämmerers Grafen von Wrbna Excellenz, und vieler aus dem gebildeten Theile des Publicums Beyfall erhielt, mit Wenigen zu beschreiben.

Der Sarg des Instrumentes ist von eisenfarbigem glänzend geschliffenem Ahornholze, welches im Boden dem Auge die schönste natürliche Zeichnung darstellt.

Den Deckel von seltener Güte und Reinheit umgibt eine Bordure von Ebenholz, in welcher, so wie um das gleich bordürte Schallloch eine silberne Rebe herum lauft, deren ideale Blätter von Perlmutter eingelegt sind.

Das Sattfest hat eine gleiche Verzierung, und ist mit Blumen von der niedlichsten Zeichnung brillirdt, in deren Mitte sich der kaiserl. französische Adler befindet. Beydes, Blumen und Adler, sind von Ebenholz, gravirt, und Silberstaub in die Vertiefungen eingerieben. Der Bandknopf, am Fuße des Instrumentes, ist Perlmutter im schwarzen Schilde.

Am Halse befinden sich über 8000 kleine längliche Stückchen Perlmutter eingelegt, an welchen allein der Künstler über ein halbes Jahr gearbeitet hat. Die Wirkung, welche dieser Hals, bey jeder möglichen veränderten Lage, auf das Aug des Anschauenden macht, läßt sich unmöglich beschreiben.

Das Schildchen, von Ebenholz, ziert eine niedliche ideale Blume von Perlmutter mit silbernem Saume, und wird durch die am selben hervorsehenden, gleichmäßig verzierten Schrauben, ungemein gehoben.

Das sogenannte Beinchen und die Bünde sind Silber, und geben dem Instrumente einen schönen sonoren Klang.

Die Perlmutter nahm Stauffer von zwey Schnecken aus Otaheyti, wie man sie selten so schön und so groß antrifft.

Auch das Kästchen zur Verwahrung dieses Instrumentes, ist am Geschmack und Fleiß in der Bearbeitung, demselben würdig.

E.



Der Sammler.

Dinstag, den — 148. — 11. December 1810.

Johannes Kreisler's, des Capellmeisters, musikalische Leiden.

Sie sind alle fortgegangen. — Ich hätt' es an dem Zischeln, Scharren, Räuspern, Brummen durch alle Tonarten bemerken sollen; es war ja ein wahres Bienennest, das vom Stocke abzieht, um zu schwärmen. Gottlieb hat mir neue Lichter aufgesteckt, und eine Flasche Burgunder auf das Fortepiano hingestellt. Spielen kann ich nicht mehr, denn ich bin ganz ermattet, daran ist mein alter herrlicher Freund hier auf dem Notenpulte Schuld, der mich schon wieder einmahl, wie Mephistopheles den Faust auf seinem Mantel, durch die Lüfte getragen hat, und so hoch, daß ich die Menschlein unter mir nicht sah und merkte, unerachtet sie tollen Lärm genug gemacht haben mögen. — Ein hundsvöttrischer, verlungerter Abend! aber jetzt ist mir wohl und leicht. — Hab' ich doch gar während des Spielens meinen Bleystift hervorgezogen, und unter dem letzten System ein paar gute Ausweichungen in Ziffern notirt mit der rechten Hand, während die Linke im Strome der Töne fortarbeitete! Hinten auf der leeren Seite fahr ich schreibend fort. Ich verlasse Ziffer und Töne, und mit wahrer Lust; wie der genesene Kranke, der nun nicht aufhören kann zu erzählen, was er gelitten, notire ich hier umständlich die höllischen Qualen des heutigen Thees. Aber nicht für mich allein, sondern für alle, die sich hier zuweilen an meinem Exemplar der Johann Sebastian Bachschen Variationen für das Clavier, erschienen bey Nägeli in Zürich, ergetzen und erbauen, bey dem Schluß der 30. Variation meine Ziffern finden, und, geleitet von dem großen lateinischen Verte, (ich schreib' es gleich hin, wenn meine Klageschrift zu Ende ist) das Blatt umwenden und lesen. Diese errathen gleich den wahren Zusammenhang; sie wissen, daß der geheime Rath Röderlein hier ein ganz charmantes Haus macht, und zwey Töchter hat, von denen die ganze elegante Welt mit Enthusiasmus behauptet, sie tanzten wie die Göttinnen, sprächen französisch wie die Engel, und spielten und sängen und zeichneten wie die Musen. Der geheime Rath Röderlein ist ein reicher Mann; er führt bey seinen vierteljährigen Dinés die schönsten Weine, die feinsten Speisen, alles ist auf den elegantesten Fuß eingerichtet, und wer sich bey seinen Thees nicht himmlisch amüsirt, hat keinen Ton, keinen Geist, und vornähmlich keinen Sinn für die Kunst. Auf diese ist es nähmlich auch abgesehen; neben dem Thee, Punsch, Wein, Gefrornem ꝛc. wird auch immer etwas Musik präsentirt, die von der schönen Welt ganz gemüthlich so wie jenes eingenommen wird. Die Einrichtung ist so: nachdem jeder Gast Zeit genug gehabt hat, eine beliebige Zahl Tassen Thee zu trinken, und nachdem zwey Mahl Punsch und Gefrornes herumgegeben worden ist, rücken die Bedienten die Spieltische heran für

den älteren, solideren Theil der Gesellschaft, der dem musikalischen das Spiel mit Karten vorzieht, welches auch in der That nicht solchen unnützen Lärm macht, und wo nur einiges Geld erklingt. — Auf dieß Zeichen schießt der jüngere Theil der Gesellschaft auf die Fräuleins Röderlein zu; es entsteht ein Tumult, in dem man die Worte unterscheidet: Schönes Fräulein, versagen Sie uns nicht den Genuß ihres himmlischen Talents — o singe etwas, meine Gute — Nicht möglich — Catarrh — der letzte Ball — nichts eingeübt — o bitte, bitte — wir flehen ꝛc. Gottlieb hat unterdessen den Flügel geöffnet, und das Pult mit dem wohlbekannten Notenbuche beschwert. Vom Spieltisch herüber ruft die gnädige Mama: chantez donc, mes enfans! Das ist das Stichwort meiner Rolle; ich stelle mich an den Flügel, und im Triumph werden die Röderleins an das Instrument geführt. Nun entsteht wieder eine Differenz: keine will zuerst singen. „Du weißt, liebe Nanette, wie entsetzlich heiser ich bin." — „Bin ich es denn weniger, liebe Marie?" — „Ich singe so schlecht" — „O Liebe, fange nur an" ꝛc. Mein Einfall, (ich habe ihn jedes Mahl!) beyde möchten mit einem Duo anfangen, wird gewaltig beklatscht, das Buch durchblättert, das sorgfältig eingeschlagene Blatt endlich gefunden, und nun gehts los: Dolce dell' anima etc. — Das Talent der Fräulein Röderlein ist wirklich nicht das Geringste. Ich bin nun fünf Jahre hier, und vierthalb Jahre im Röderleinschen Hause Lehrer; für diese kurze Zeit hat es Fräulein Nanette dahin gebracht, daß sie eine Melodie, die sie nur zehn Mahl im Theater gehört, und am Klavier dann höchstens noch zehn Mahl durchprobirt hat, so wegsingt, daß man gleich weiß, was es seyn soll. Fräulein Marie faßt es schon beym achten Mahl, und wenn sie öfters einen Viertelston tiefer steht, als das Piano, so hat das bey so einem pikanten Stumpfnäschen nicht eben viel zu bedeuten. — Nach Endigung des Duetts, allgemeiner Beyfallschorus! Nun wechseln Arietten und Duettino's, und ich hämmere das tausend Mahl geleyerte Accompagnement frisch darauf los. Während des Gesanges hat die Finanzräthinn Eberstein durch Räuspern und leises Mitsingen zu verstehen gegeben: ich singe auch. Fräulein Nanette spricht: Aber liebe Finanzräthinn, nun mußt du uns auch deine göttliche Stimme hören lassen. Es entsteht ein neuer Tumult. Sie hat den Catharr — sie kann nichts auswendig! — Gottlieb bringt zwey Arme voll Musikalien herangeschleppt: da wird geblättert und geblättert. Erst will sie singen: Der Hölle Rache ꝛc. dann: Hebe, sieh ꝛc. dann: Ach ich liebte ꝛc. In der Angst schlage ich vor: Ein Veilchen auf der Wiese ꝛc. Aber sie ist fürs große Genre, sie will sich zeigen, es bleibt bey der Constanze. — O schreye du, quicke, miaue, gurgle, stöhne, ächze, tremulire, quinkelire nur recht munter: ich habe den Fortissimo-Zug getreten und orgle mich taub. — O Satan, Satan! welcher deiner höllischen Geister ist in diese Kehle gefahren, der alle Töne zwickt und zwängt und zerrt! Vier Saiten sind schon gesprungen, ein Hammer ist invalid. Meine Ohren gellen, mein Kopf dröhnt, meine Nerven zittern. Sind denn alle unreinen Töne kreischender Marktschreyer-Trompeten in diesen kleinen Hals gebannt? — Das hat mich angegriffen — ich trinke ein Glas Burgunder! Man applaudirte unbändig, und jemand bemerkte, die Finanzräthinn und Mozart hätten mich sehr ins Feuer gesetzt. Ich lächelte — etwas dumm, fürcht' ich. Nun erst regen sich alle Talente, bisher im Verborgenen blühend, und fahren wild durch einander; es werden musikalische Excesse beschlossen: Ensembles, Finalen, Chöre sollen aufgeführt werden. Der Canonicus Kratzer singt bekanntlich einen himmlischen Baß, wie der Tituskopf dort bemerkt, der selbst bescheiden anführt, er sey eigentlich nur ein zweyter Tenor, aber freylich Mitglied mehrerer Singe-Academien. Schnell wird alles zum ersten Chor aus dem Titus organisirt. Das ging ganz herrlich; Der Canonicus, dicht hinter mir stehend, donnerte über meinem Haupte den Baß, als säng' er mit obligaten Trompeten und Pauken in der Domkirche; er traf die Noten excellent, nur das Tempo nahm er in der Eil' fast noch ein Mahl so langsam. Aber treu blieb er sich wenigstens in so fern, daß er durchs ganze Stück immer einen halben Tact nachschleppte. Die übrigen äußerten einen entschiedenen Hang zur antiken griechischen Musik, die bekanntlich, die Harmonie nicht kennend, im unisono ging: sie sangen alle die Oberstimme mit kleinen Varianten aus zufälligen Erhöhungen und Erniedrigungen, etwa um einen Viertelston. — Diese etwas geräuschvolle Production erregte eine allgemeine tragische Spannung, nähmlich einiges Entsetzen, sogar an den Spieltischen, die für den Moment nicht so wie zuvor melodramatisch mitwirken konnten, durch in die Musik eingeflochtene declamatorische Sätze: z. B. Ach ich liebte — acht und vierzig — war so glücklich — ich passe — kannte nicht — Whist — der Liebe Schmerz — in der Farbe ꝛc. Es nahm sich recht artig aus. (Ich schenke mir ein.)

Das war die höchste Spitze der heutigen musikalischen Exposition: nun ist's aus! So dacht' ich, schlug das Buch zu, und stand auf. Da tritt der Baron, mein antiker Tenorist, auf mich zu und sagt: O bester Hr. Capellmeister, Sie sollen ganz himmlisch fantasiren: o fantasiren Sie uns doch eins! nur ein wenig, ich bitte! Ich versetzte ganz trocken, die Fantasie sey mir heute rein ausgegangen; und indem wir so darüber sprechen, hat ein Teufel in der Gestalt eines Elegants mit zwey Westen im Nebenzimmer unter meinen Hut die Bach'schen Variationen ausgewittert; der denkt, es sind so Variatiönchen: nel cor mi non più sento — Ah vous dirai-je maman etc. und will haben, ich soll darauf losspielen. Ich weigere mich, da fallen sie alle über mich her. Nun so hört zu und berstet vor Langeweile, denk' ich, und arbeite darauf los. Bey Nr. 3 entfernten sich mehrere Damen, verfolgt von Tituskövfen. Die Röderleins, weil der Lehrer spielte, hielten nicht ohne Qual aus bis Nr. 12. Nr. 15 schlug den Zweywesten-Mann in die Flucht. Aus ganz übertriebener Höflichkeit blieb der Baron bis Nr. 30, und trank bloß viel Punsch aus, den Gottlieb für mich auf den Flügel stellte. Ich hätte glücklich geendet, aber diese Nr. 30 riß mich fort, unaufhaltsam. Die Quartblätter dehnten sich plötzlich aus zu einem Riesenfolio, wo tausend Imitationen und Ausführungen geschrieben standen, die ich abspielen mußte. Die Noten wurden lebendig und flimmerten und hüpften um mich her — elektrisches Feuer fuhr durch die Fingerspitzen in die Tasten — der Geist, von dem es ausströmte, überflügelte die Gedanken — der ganze Saal hing voll dichten Dufts, in dem die Kerzen düsterer und düsterer brannten — zuweilen sah eine Nase heraus, zuweilen ein Paar Augen: aber sie verschwanden gleich wieder. So kam es, daß ich allein sitzen blieb mit meinem Sebastian Bach, und von Gottlieb, wie von einem spiritu familiari bedient wurde. — Ich trinke! — Soll man denn ehrliche Musiker so quälen mit Musik, wie ich heute gequält worden bin, und so oft gequält werde? Wahrhaftig, mit keiner Kunst wird so viel verdammter Mißbrauch getrieben, als mit der herrlichen, heiligen Musica, die in ihrem zarten Wesen so leicht entweiht wird! Habt ihr wahres Talent, wahren Kunstsinn: gut, so lernt Musik, leistet etwas der Kunst Würdiges, und gebt dem Geweihten euer Talent hin im rechten Maß. Wollt ihr ohne das quinkeliren: nun so thuts für euch und unter euch, und quält nicht damit den Capellmeister Kreisler und andere. Nun könnte ich nach Hause gehen, und meine neue Clavier-Sonate vollenden: aber es ist noch nicht eilf Uhr und eine schöne Sommernacht. Ich wette, neben mir beym Oberjägermeister Katzentreffer sitzen die Mädchen am offenen Fenster, und schreyen mit kreischender, gellender, durchbohrender Stimme zwanzig Mahl: Wenn mir dein Auge strahlet — aber immer nur die erste Strophe, in die Straße hinein. Schräg über martert einer die Flöte, und hat dabey Lungen wie Rameau's Neffe, und in langen, langen Tönen macht der Nachbar Hornist akustische Versuche. Die zahlreichen Hunde der Gegend werden unruhig, und meines Hauswirths Kater, aufgeregt durch jenes süße Duett, macht dicht neben meinem Fenster (es versteht sich, daß mein musikalisch-poetisches Laboratorium ein Dachstübchen ist,) der Nachbars-Katze, in die er seit dem März verliebt ist, die chromatische Scala hinaufjammernd, zärtliche Geständnisse. Nach eilf Uhr wird es ruhiger: so lange bleib' ich sitzen, da ohnedieß noch weißes Papier und Burgunder vorhanden, von dem ich gleich etwas genieße. — Es gibt, wie ich gehört habe, ein altes Gesetz, welches lärmenden Handwerkern verbiethet, neben Gelehrten zu wohnen: sollten denn arme bedrängte Componisten, die noch dazu aus ihrer Begeisterung Gold münzen müssen, um ihren Lebensfaden weiter zu spinnen, nicht jenes Gesetz auf sich anwenden, und die Schreyhälse und Dudler aus ihrer Nähe verbannen können? Was würde der Mahler sagen, dem man, indem er ein Ideal mahlte, lauter heterogene Fratzengesichter vorhalten wollte! Schlöße er die Augen, so würde er wenigstens ungestört das Bild in der Fantasie fortsetzen. Baumwolle in den Ohren hilft nicht: man hört doch den Mordspectakel, und dann die Idee, schon die Idee: jetzt singen sie — jetzt kommt das Horn ic. der Teufel hohlt die sublimsten Gedanken! — Das Blatt ist richtig vollgeschrieben; auf dem vom Titel umgeschlagenen weißen Streifen will ich nur noch bemerken, warum ich hundert Mahl es mir vornahm, mich nicht mehr bey dem geheimen Rath quälen zu lassen, und warum ich hundert Mahl meinen Vorsatz brach. — Freylich ist es Röderleins herrliche Nichte, die mich mit Banden an dieß Haus fesselt, welche die Kunst geknüpft hat. Wer einmahl so glücklich war, die Schlußscene der Gluck'schen Armida, oder die große Scene der Donna Anna im Don Giovanni von Fräulein Amalien zu hören, der wird begreifen, daß eine Stunde mit ihr am Piano Himmelsbalsam in die Wunden gießt, welche alle Mißtöne des ganzen Tages mir gequälten musikalischen

Schulmeister schlugen. Röderlein hält sie für gänzlich unbrauchbar für die höhere Existenz in der Theegesellschaft, da sie in dieser durchaus nicht singen will, und denn doch wieder vor ganz gemeinen Leuten, z. B. simplen Musikern mit einer Anstrengung singt, die ihr gar nicht einmahl taugt: denn ihre langen, gehaltenen, schwellenden Harmonika-Töne, welche mich in den Himmel tragen, hat sie, wie Röderlein meint, offenbar der Nachtigall abgehorcht, die eine unvernünftige Creatur ist, nur in Wäldern lebt, und von dem Menschen, dem vernünftigen Herrn der Schöpfung nicht nachgeahmt werden darf. Sie treibt ihre Rücksichtslosigkeit so weit, daß sie sich zuweilen sogar von Gottlieb auf der Violine accompagniren läßt, wenn die Beethovensche oder Mozartsche Sonaten, aus denen kein Theeherr und Whistiker klug werden kann, auf dem Piano spielt. — Das war das letzte Glas Burgunder — Gottlieb putzt mir die Lichter und scheint sich zu wundern über mein emsiges Schreiben. — Man hat ganz Recht, wenn man diesen Gottlieb erst sechzehn Jahr alt schätzt. Das ist ein herrliches, tiefes Talent. Warum starb aber auch der Papa Thorschreiber so früh; und mußte denn der Vormund den Jungen in die Liverey stecken? — Als Rode hier war, lauschte Gottlieb im Vorzimmer, das Ohr an die Saalthüre gedrückt, und spielte ganze Nächte; am Tage ging er sinnend, träumend umher, und der rothe Fleck am linken Backen ist ein treuer Abdruck des Solitairs am Finger der Röderlein'schen Hand, die, wie man durch sanftes Streicheln den somnambülen Zustand hervorbringt, durch starkes Schlagen ganz richtig entgegengesetzt wirken wollte. Nebst andern Sachen habe ich ihm die Sonaten von Corelli gegeben; da hat er unter den Mäusen in dem alten Osterleinschen Flügel auf dem Boden gewüthet, bis keine mehr lebte, und mit Röderleins Erlaubniß auch das Instrument auf sein kleines Stübchen translocirt. — Wirf ihn ab, den verhaßten Bedientenrock, ehrlicher Gottlieb! und laß mich nach Jahren dich als den wackern Künstler an mein Herz drücken, der du werden kannst mit deinem herrlichen Talent, mit deinem tiefen Kunstsinn! — Gottlieb stand hinter mir, und wischte sich die Thränen aus den Augen, als ich diese Worte laut aussprach. — Ich drückte ihm schweigend die Hand, wir gingen hinauf und spielten die Sonaten von Corelli.

Räthsel.

Zwey Wesen sind es, klein und niedlich,
Sie schmückt ein sanftes Purpurroth,
Ein sinnig Paar, gar treu und friedlich,
Es trennt sie nicht der kalte Tod.
Ihr meint, es wären jene Vögel,
Die unzertrennlichen genannt?
Ach, nein! Ihr wißt, an Wort und Regel
Ist ja der Dichter nicht gebannt.
Die Vögel sind zwey Rosen, glühend
Frisch wie das junge Morgenroth,
Am schönsten Strauch beständig blühend
Hold bis zu ihrem sel'gen Tod.
Trägt sie das Mägdlein, dann gelüstet
Euch, und ach! dem, der zu euch spricht.
Doch glaubt drum nicht, als ob ihr's wüßtet
Die Monathsrosen sind es nicht.
Sind mehr als Vogel, mehr als Blüthe,
Zwey Wesen ohne Mark und Bein,
Und doch aus menschlichem Geblüte.
Nun sprecht, was mögen sie wohl seyn?

Lehr.

Auflösung des Räthsels in Nr. 137.

Die Granate. 1. und 2. Zeile die Blume. 3. und 4. Zeile das Geschütz. 5. und 6. Zeile der Edelstein. 7. und 8. Zeile Ramlers Ode auf einen Granatapfel.

Notizen.

Wien am 7. Dez. — Gestern wurde im k. k. Hof-Theater zum ersten Mahle aufgeführt: Raphael. Ein historisches Lustspiel in Alexandrinern und einem Aufzuge, von J. F. Castelli. Herr Castelli, der uns durch wohlgelungene Übersetzungen französischer Lustspiele und Opern, worunter vorzüglich: Haß aller Weiber und die Schweizerfamilie genannt zu werden verdienen — schon mehrere Beweise seines ausgezeichneten Talents für dramatische Dichtung gegeben, hat uns durch dieses Lustspiel nun auch mit einem Originale beschenkt, das ihm nicht nur für jetzt Ehre bringt, sondern auch für die Zukunft zu den angenehmsten Erwartungen berechtiget. Die Entstehung des bekannten Raphaelischen Meisterwerk's: die heilige Cäcilia, und die Liebschaft dieses unerreichten Mahlers mit jener, die zu diesem herrlichen Bilde ihm Modell war, sind der Gegenstand dieses lieblichen Lustspiels. Die Handlung ist voll edler Simplicität und zarter Grazie; das Interesse wird durch keine Episode von dem Objecte, der Liebe Raphaels und Cäciliens, abgezogen; der Dialog ist blühend, und herzlich. Als besonders schöne Stellen müssen wir anführen: Cäciliens Schilderung von dem häuslichen Verhältnisse eines Künstlers, in der vierten Scene; die Erzählungen Cäciliens und Raphaels von den empfangenen Wohlthaten des Fürsten, in der neunten Scene; und das Bild welches der großmüthige Fürst in der letzten Scene von den Folgen entwirft, welche das Schweigen der Liebenden hätte haben können.

Der Dichter wurde mit lautem, allgemeinem Beyfalle belohnt, den er gern mit den Schauspielern theilen wird, die sein reitzendes Gedicht so reitzend dargestellt haben. Es genügt zu sagen, daß Hr. Krüger den Fürsten, Hr. Korntheuer den Raphael und Mad. Korntheuer die Cäcilia gespielt haben, um zu wissen, daß das Stück vortrefflich aufgeführt wurde. Nur glauben wir, daß die letzten zwey Scenen etwas rascher hätten gegeben werden können.

Die Hof-Theater-Direction, welche keine Gelegenheit versäumt, das Talent auszuzeichnen, und denen, die sich mit Lust und Eifer den dramatischen Musen weihen, alle Aufmunterung zu gewähren, die von ihr abhängt, hat dieses artige Lustspiel mit einer neuen Decoration von Hrn. Janitz und mit Costüms, nach der Zeichnung des Hrn. v. Stubenrauch geschmückt.

M.



Der Sammler.

Donnerstag, den —— 149. —— 13. December 1810.

Etwas über Salzburg.

Wäre auch in Salzburg durchaus nichts weiter zu sehen, als das neue Thor (mit der vortrefflichen Überschrift: De saxa loquuntur) so würde schon dieses allein jeden gefühl- und geschmackvollen Reisenden für einen Umweg von 20 Meilen reichlich belohnen. Ein Thor durch einen Felsen gearbeitet von 170 Schritt Länge und wenigstens 40 Fuß Höhe — welches Unternehmen! Welches Unternehmen besonders in unsern Zeiten, wo Ägypter- und Römer-Werke nicht mehr zu gedeihen scheinen. Der vorletzte Erzbischof Schrattenbach, nicht Schmettenbach, wie in Eggers neuester Reise, vielleicht durch einen Druckfehler, steht, unternahm diese Gigantenschöpfung zur Zeit der großen Theurung in den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts, Darbenden einen Erwerb zu verschaffen. Heil dem Menschenfreund, dem wahren Vater seines Volkes! Bergmännisch ließ er das Werk bearbeiten, und in fünf Jahren war es vollbracht. Nähere Beschreibungen davon finden sich bereits in mehrern Schriften. Küttner, dieser sonst so fein fühlende, als richtig bemerkende Reisende, ärgert sich über die zwey schönen Medusenhäupter aus Marmor an der Seite nach der Stadt, und meint, sie störten den Eindruck der großen mit Kunst verschwisterten Natur. Nach meinem Gefühl habe ich noch nie das Haupt der Medusa so glücklich und passend angebracht gesehen. Bekanntlich bezauberte es — und wer sollte bey dem Anblicke dieses Riesen- und doch so schön menschlichen Werkes nicht bezaubert werden! An der äußern Seite machen die beyden, aus dem Felsen selbst losgehauenen, etwa 20 Schuh hohen Pyramiden, ungeachtet ihrer Einfachheit, ebenfalls einen großen Eindruck.

Die drey Reihen Logen, welche auf einer Seite der Sommerreitbahn in den Felsen gehauen sind, hält Herr von Eggers für ein Römerwerk. Im Schiffe, einem der besten Gasthäuser zu Salzburg, speiste ich zufällig zwey Mahl neben dem Domherrn, Grafen Truchseß von Wolfegg, demselben, welcher den angenehmen Garten vor dem neuen Thore, später auch eine dahin führende Allee anlegen ließ. Er sagte mir, ein Erzbischof habe diese Logen aushauen lassen, konnte mir aber aus dem Gedächtnisse nicht bestimmen, welcher, noch vor wie viel Jahren. Wahrscheinlich ist in Hübners Beschreibung von Salzburg nähere Auskunft darüber zu finden. Amphitheatralisch bedünken mich diese Felsengänge auch nicht, denn sie laufen weder rund umher, noch sind sie vorspringend, sondern über einander gestützt durch Bogen, die man vom Felsen stehen ließ. Gemein ist dieser Bau allerdings auch nicht, doch machte er bey weitem nicht so großen Eindruck auf mich, als das prächtige Felsenthor. Gelitten hat das Gebäude in den neuesten Kriegen sehr. Im letzten brauchte man es als Zeughaus, und noch im September d. J.

standen auf dem Platze, wo sonst flinke Reiter ihre Rosse tummelten, und harmlose Menschen ihnen zuschaueten, eine Menge Feuerschlünde aufgefahren. In Wahrheit wird dem Reisen gegenwärtig viel von seinen Annehmlichkeiten entzogen, weil man überall auf Spuren der Verwüstung stößt, auf Folgen des Krieges, an dessen Wunden das erschöpfte Deutschland noch lange bluten wird.

Durch den letzten Krieg hat Salzburg eine seiner vorzüglichsten Merkwürdigkeiten eingebüßt: die reichhaltige Sammlung alter Waffen, welche sich im Schloße oder der Festung befand. Viele davon wurden zur Bewaffnung des Landsturmes verwendet, den Überrest nahmen die Sieger in Beschlag, obschon vieles davon zu weiter nichts zu brauchen war, als zum Verkauf für altes Eisen. So z. B. die eisernen Reifen von uralten hölzernen Kanonen.

Verschiedene Reisende haben Salzburg für Deutschlands schönste Stadt erklärt. Ich kann dieß nicht entscheiden, weil ich einige der schönsten Städte meines Vaterlandes noch nicht sah; indeß ist mir noch keine vorgekommen, die durchgängig so schön wäre. Die Höhe der Häuser, ihr einfacher weißer Anstrich imponiren, und die italienische Bauart gefällt um so mehr, weil sie in Deutschland ungewöhnlich ist. In der Nähe von Salzburg ist sie jedoch die herrschende, nicht bloß in den zum vormahligen Erzstifte gehörigen Landstädten, sondern auch in den bayerischen und vorhin österreichischen. Selbst in Linz befinden sich sehr viele Häuser in italienischem Geschmack.

Wenn man Salzburg näher betrachtet, vornähmlich in der Pracht, in welcher es sich auf der Zinne des Mönchsberges dem spähenden und bezauberten Blicke ausbreitet, fühlt man sich zu der Bemerkung gedrungen, daß das bekannte Sprichwort: unter dem Krummstabe ist gut wohnen, doch wohl ein wahres Wort gewesen seyn müsse. Was konnte in einem fast gänzlich von Bergen und Felsen eingeschlossenem Thale, in einem nicht großen, von der Natur wenig begünstigten Lande diese Musterstadt hervorgehen lassen, außer die Sorgfalt und milde Herrschaft weiser Regenten? Aus der Geschichte ergibt sich, daß Salzburg so glücklich war, sich in einer langen Reihe von Jahren mehrentheils milder Regenten zu erfreuen, wenn schon Erzbischof Leopold, Graf von Firmian, durch Vertreibung Andersgläubiger das Land entvölkerte, früher ein Mahl ein Matthäus Lang, mit seinen rebellischen Unterthanen Krieg führte. Die Geringfügigkeit der Abgaben gründete einen allgemeinen Wohlstand; der nicht unbedeutende Zwischenhandel mit Italien erhöhte ihn, und entwickelte zugleich den Kunstsinn, durch welchen sich Salzburg selbst vor manchen größern Städten auszeichnet. Seit zehn Jahren litten Stadt und Land sehr viel durch die Kriege; erstere fühlt auch die Entfernung des Hofes empfindlich, dennoch ist sie belebt, und ihre hohen Häuser sind bis in die obersten Geschosse bewohnt. Bey meiner Anwesenheit herrschte größere Lebhaftigkeit wegen des eben anfangenden Marktes. Von der noch bestehenden provisorischen Mauth versprachen sich die Verkäufer viel Gutes. Daher kamen viele, welche diese Messe schon seit mehreren Jahren nicht besucht hatten, dieses Mahl voll großer Hoffnung.

Küttner bemerkt als eine Eigenheit, daß Salzburg, ein geistlicher Staat, so wenig Klöster habe. Er zählt in Allem nur sieben, so viele waren aber in der Stadt allein, auf dem Lande noch fünf. Bekanntlich blieben sie unter der kurzen Herrschaft österreichischer Prinzen in ihrem Bestande, obschon der Lüneviller-Friede zu ihrer Aufhebung befugte, was den Bürgern in den beyden letzten Kriegen große Erleichterung gewährte, weil die Klöster vorzüglich mit starker Einquartirung belegt wurden. Das Benedictinerkloster zu St. Peter hatte mehrmahls über 1000 Mann zu unterhalten. Ich fand daher ziemlich allgemein den Wunsch, daß die Klöster nicht aufgehoben werden möchten.

Im Allgemeinen ist das Klima von Salzburg nicht so mild, als man unter einer Breite von 47° 48′ 4″ vermuthen sollte. Bey anhaltender Hitze erreicht diese freylich durch die einschließenden Berge und die Reflection der Sonnenstrahlen von den Felsen einen hohen Grad, allein dieselben Berge sind auch Ursache, daß die Witterung einen großen Theil des Jahres ziemlich rauh, und im Ganzen sehr veränderlich ist.

Den St. Peterskirchhof vorübergehend, zeigte mir mein Begleiter das Begräbniß der Familie Hafner, welche eins der angesehensten Handelshäuser in Salzburg besitzt, und sich beständig durch Wohlthätigkeit gegen ihre Mitbürger auszeichnete. Indem ich das Bild des Letztverstorbenen betrachtete, trat eine alte Frau herbey, sich zum Lobe dieses Menschenfreundes zu ergießen. Während die Alte seinen Ruhm pries, wurde ihr mattes Auge lebhafter, bis sich ihre Rührung in Thränen auflöste. Dieses Opfer der Dankbarkeit mach-

te starken Eindruck auf mich, und ich gestehe gern, daß ich das Bild des menschenfreundlichen Hafners, wie nachher Schrattenbachs in der Domkirche mit reinerer Ehrerbiethung anblickte, als manches der in ihrer Nähe befindlichen Heiligen.

Heinse.

Maria, Jesus und Johannes.

Gemählde von Giulio Romano.

Die Jungfrau hält, vom Dämmerlicht umfangen,
Auf ihren Arm das Kind, den Herrn der Erde.
Zwar Lieb' und Lust verklären die Gebärde,
Doch zwischen durch erscheint ein dunkles Bangen.

Der Heiland blickt in's Leben mit Verlangen;
Wohl kennend, daß ihm Tod vom Vater werde.
Gern opfert sich ein guter Hirt der Heerde,
Sie zu befrey'n von Satans Macht und Prangen.

Und wie die Beyden träumen wunderbar,
Kommt her ein Knab', mit Widderfell umschlagen,
Das Pilgerkreuz in seinen braunen Händen.

Und Jesus reicht ihm eine Blume dar,
Hellroth wie Blut, und scheinet still zu sagen:
„Geh' mir voran, ich aber will's vollenden."

F. Treitschke.

Chapelle.

Der französische Dichter Chapelle war ein Mann ganz nach dem Herzen des Weingottes. Als er ein Mahl in zahlreicher Gesellschaft bey dem Marquis von Marsilli speisete, dessen Jockey das Einschenken zu besorgen hatte, ließ er sich's zwar eine Zeitlang gefallen, daß der Bursche sein Glas nicht so oft als die Gläser der andern Gäste anfüllte. Endlich aber riß ihn der Geduldsfaden und er sagte: „Ey lieber Marquis, lassen Sie uns doch den Lohn dieses Taugenichts selber verdienen."

Sein Freund Boileau begegnete ihm ein Mahl auf der Straße und sagte ihm, daß seine Neigung zum Weine ihm Schaden thue. Chapelle schien die Sache zu Herzen zu nehmen, und dankte für seine Vermahnungen. Zum Unglück aber lachte ihn ein Weinhaus in der Nähe gar zu freundlich an. „Das Gespräch ist zu wichtig," sagt Chapelle, „als daß wir es hier bey dem ewigen Geräusch von Wagen und Ausrufern würdig beendigen können. Laß uns dort hinein gehen." Boileau wollte bey der Bekehrung seines Freundes nicht auf halbem Wege stehen bleiben, und willigte ein. —

Man trat in das Haus. Mit einer Flasche Wein war das große Werk nicht zu theuer erkauft. Man ließ eine bringen. Aber man trank sie auch aus. Eine zweyte, Kellner! hieß es. Diese wurde vom Feuer des wichtigen Gespräches ebenfalls verzehrt. Die dritte und vierte kam, und ging auf dieselbe Weise. Endlich gelangten die Herren, einer als Moralprediger, der andere als gerührter Zuhörer dahin, daß sie Beyde nach Hause getragen werden mußten.

Eines Tages hatte Chapelle bey Moliere gespeist, und dort wie gewöhnlich dem Weingotte reichliche Huldigungen dargebracht. Beym Einsteigen in den Wagen gerieth er in Streit mit einem Bedienten, Nahmens Godemer, der dreyßig Jahr in seinem Dienste stand. Der alte treue Diener hatte schon seit langer Zeit das Recht erlangt, immer im Wagen mit seinem Herrn zu sitzen. Das Mahl aber wollte ihm Chapelle das verjährte Recht verweigern; Godemer sollte durchaus hintenauf steigen. Der Diener schon gewohnt an die Launen, die der Wein seinem Herrn zuweilen verursachte, ließ ihn reden und setzte sich ruhig in den Wagen. Das bringt Chapelle im Harnisch. Godemer spottet darüber. Und so fassen sie sich in der Kutsche dermaßen, daß der Kutscher vom Bocke steigt, um sie aus einander zu reißen. Moliere durch den Lärm an's Fenster gelockt, wird den Kampf gewahr. In der Meinung, daß die Bedienten ihren Herrn umbringen wollen, eilt er herzu. „Gut, daß Sie kommen, Moliere!" ruft ihm Chapelle entgegen. „Sprechen Sie ein Mahl ein Urtheil. Der Schurke von Bedienten pflanzt sich da, mir nichts dir nichts, in meinen Wagen. Als ob es so einem Schlingel zukäme, in einem Wagen mit mir zu sitzen."

„Sie wissen nicht, was Sie reden," versetzt hierauf Godemer. „Herr Moliere weiß recht gut, wie lange ich schon das Recht habe, im Innern Ihres Wagens mit Ihnen zugleich zu sitzen. Warum soll ich dieses Recht heute ganz ohne alle Ursache einbüßen?"

„Du bist ein Grobian, der keinen Respect hat vor seinem Herrn," erwiederte Chapelle. „Wenn ich dir auch erlaubt hätte, dich mit in den Wagen zu setzen, so will ich es doch nun nicht mehr haben. Ich will dir zeigen, daß ich dein Herr bin. Entweder sogleich hintenauf gestiegen, oder zu Fuße gegangen."

„Aber ist denn das recht?" fragt nun Godemer.

„Jetzt in meinen alten Tagen, und da ich Ihnen so lange treu gedient habe, sollen meine gebrechlichen Beine den schweren Leichnam eine solche Strecke weit tragen? Das wäre wohl angegangen, wie ich noch jung war. Damahls hatte ich Beine dazu. Aber jetzt bin ich gar schlecht zu Fuße. Und ein Wort so gut wie tausend, ich bedarf nothwendig des Wagens. Sie haben mich selber dran gewöhnt. Wollte ich aber hinten aufsteigen, was würden denn die Leute zu meiner Schande davon sagen, da Jedermann weiß, welchen Platz ich so lange behauptet habe."

„Moliere," sprach hierauf Chapelle: „entscheiden Sie ein Mahl die Sache, ich bitte, daß wir nur aus einander kommen. Ich unterwerfe mich ganz Ihrem Urtheile.

„Meinetwegen!" antwortete Moliere. „Ich will sehen, ob ich zwey brave Leute wieder vereinigen kann. Er, Godemer, hat Unrecht, wenn er den Respect gegen seinen Herrn aus den Augen setzt. Denn der Herr kann ihn gehen oder fahren lassen, wie er's für gut findet. Er muß seine Güte nicht mißbrauchen. Daher verurtheile ich ihn, hintenauf zu steigen, und das ganze Stück von hier bis an jene Ecke also zu fahren. Dort bittet er dann höflich um Erlaubniß, sich mit in den Wagen setzen zu dürfen. Ich bin überzeugt, daß er's nicht vergebens thun wird."

(Der Beschluß folgt.)

Notitzen.

Wien. — Im k. k. priv. Theater an der Wien wird die bekannte Oper: Richard Löwenherz in einer neuen Gestalt gegeben. Der Text ist nach dem Französischen frey bearbeitet von J. R. v. Seyfried. Die Musik ist nach Gretry neu bearbeitet von Hrn. Ign. v. Seyfried. Übrigens hat man dieses Singspiel durch neue Decorationen, und durch Ballets zu verschönern gesucht.

Die Musik belangend, schien uns, daß das, was von der Originalcomposition des berühmten Gretry beybehalten, jedoch reicher instrumentirt wurde, nicht die Hälfte der ganzen Musik-Masse ausmache. Dasjenige, was Hr. v. Seyfried neu dazu componirt, hat allerdings seinen Werth, nur ist es ganz und gar nicht in Gretry's Geist und Manier; daher die Oper nun aussieht, wie ein Kleid aus zweyerley Stoff gemacht. Freylich fordert die Billigkeit, zu bemerken, daß Hr. v. Seyfried an das, dieser Oper fremdartigen Musik-Genre durch Rücksichten gebunden war, die Gretry nicht kannte. Hr. v. Seyfried hatte für die ganz eigene Kunst der Mad. Campi zu componiren. Derley Gesang war Gretry'n fremd, zu dessen Zeit Rührung, nicht kalte Bewunderung, das Ziel der Componisten und der Sänger gewesen ist.

Die musikalische Umarbeitung dieser Oper gibt uns Gelegenheit, den Wunsch zu äußern, daß mehrere der älteren, einst so gefeyerten franz. Opern wieder hervorgesucht, und in verjüngter Gestalt möchten dargestellt werden. Hierunter verstehen wir keine Umarbeitung wie die des Richard; sondern nach unserem Erachten dürfte kein ganz neues Musikstück eingeschoben werden, damit der Charakter des Ganzen, dieser große Vorzug eines originellen Werkes, durch nichts gestört würde. Die Originalmusik müßte völlig beybehalten, nur neu instrumentirt, und höchstens hier und da eine obsolete Cadenz abgeändert werden. Auf diese Art würde manches vergessene Singspiel dem neuern Geschmacke näher gebracht werden, ohne darum den älteren großen Meistern das geringste Unrecht zuzufügen. Denn, gewiß ist es, daß man in früheren Zeiten die Gewalt der Instrumente, und die Vortheile ihrer Anwendung nicht so gut gekannt hat, als in unseren Tagen, wo mehrere Instrumente neu erfunden, viele vervollkommnet worden sind, und Mozart und Hayden gelehrt haben, mit ihnen Wunder zu wirken. Gewiß ist es aber auch, daß wir in Gefahr stehen, über der Instrumentirung das Wesentlichste der Musik, die Melodie zu vernachläßigen, von deren Simplicität und Ausdruck wir in den älteren Werken die nachahmungswürdigsten Beyspiele finden, wenn gleich die Begleitung zuweilen leer und geschmacklos ist.

Was die Aufführung der Oper: Richard betrifft, hat die Direction keine Kosten gesparet, um selbe mit all dem Glanze darstellen zu machen, dessen sie nur immer empfänglich ist. Kleidungen und Decorationen sind geschmack- und prunkvoll; besondere Erwähnung verdient die herrliche Darstellung der Veste Dürnstein; nur scheint der Decorateur durch Liebe zur Pracht irre geführt worden zu seyn, als er in dem Wohnsitze eines simplen Ritters so überaus glänzende Säle und Zimmer anbrachte. Die Momente zur Einführung der Ballets sind glücklich gewählt; die Chöre stark besetzt; das Gefolge der Gräfinn bildet ein imposantes Spectakel u. s. f.

Herr Gottdank spielte den König Richard. Seine Rolle, ungeachtet sie, dem Titel nach, die erste seyn soll, ist nicht bedeutend.

Mad. Campi, als Gräfinn von Flandern, bewirkte durch ihre bekannte Kunstfertigkeit Bewunderung und Beyfall. Übrigens sollte, so oft sie singt, das Theater hinlänglich erleuchtet seyn, um das Buch zur Hand haben zu können; denn man hört nur Töne ohne Worte, welches besonders bey den Recitativen empfindlich ist.

Den Blondel spielte Hr. Ehlers im Ganzen genommen gut; doch übertrieb er zuweilen, erreichte aber damit seinen wahrscheinlichen Zweck das Lachen und Zuklatschen der oberen Galerieen.

Das scheinbare Violinspielen des Blondel veranlaßt uns zu der Bemerkung, daß es gut wäre, wenn Schauspieler oder Sänger, welche zum Scheine, ein Instrument zu spielen haben, sich mit den mechanischen Äußerungen des Spieles besser bekannt machten, und so zur Täuschung mehr beytrügen, oder sie doch wenigstens nicht so arg störten, als manchmahl geschieht. Wir wissen zwar, daß das Instrument wirklich in der Coulisse oder im Orchester gespielt wird, aber wir möchten es gerne vergessen, und am wenigsten durch die contraren, nicht selten lächerlichen Bewegungen des Acteurs oder Operisten daran erinnert seyn.

Mlle. Mayer sang und spielte als Fany sehr gut; doch wäre auch ihr noch mehrere Deutlichkeit im Aussprechen zu empfehlen.

Die übrigen Parte waren angemessen besetzt, und die Chöre, so wie das Orchester verdienten bey der Vorstellung, die wir gesehen haben, alles Lob.

M.

Gedruckt bey Anton Strauß in Wien.



Der Sammler.

Samstag, den — 150. — 15. December 1810.

Chapelle.

(Beschluß.)

„Blitz!" rief Chapelle, „das ist ein Bescheid, der sich gewaschen hat. Der wird Ihnen Ehre machen, Moliere, wenn ihn die Welt erfährt. Wahrhaftig, in Ihrem Leben haben Sie kein so gescheites Wort zu Markte gebracht! — Gut, ich will dem Bärenhäuter ganz vergeben, und bloß wegen ihrer herrlichen Sentenz. Herzlichen Dank, Moliere. Denn die Sache setzte mich in Verlegenheit. Es war ein verwickelter Handel. Adieu, Herzensfreund, Du bist ein Richter wie keiner mehr in ganz Frankreich."

Bey einem Nachtessen, welches Chapelle Tête a Tête mit dem Marschall *** einnahm, ließen es Beyde an Trinken nicht fehlen, geriethen dabey von einem Gespräch auf's andere, und endlich auf die Armseligkeit dieses Lebens und das Ungewisse des Zukünftigen. Sie waren darüber einig, daß nichts in der Welt so gefährlich sey, als ein Leben ohne Religion. Zu gleicher Zeit aber fanden sie eine Unmöglichkeit darin, viele Jahre lang gute Christen vorzustellen, und daß die Märtyrer von Glück zu sagen hätten, wenn sie für ein, oft nur minutenlanges Leiden, unter die Zahl der Seligen aufgenommen worden wären. Um ihres Glückes theilhaft zu werden, schlug Chapelle vor, in die Türkey zu gehen und dort das Kreuz zu predigen. „Da wird man uns," sagte er, „ohne Zweifel sogleich fest nehmen, und zu irgend einem Richter schleppen. Ich werde mich bey seinen Fragen standhaft beweisen, Sie werden das auch. Darauf wird man mich spießen, dann wird man Sie spießen, und so kann uns das Paradies gar nicht entgehen."

Allein der Marschall fand sich beleidigt, daß Chapelle bey dieser Expedition der erste seyn wollte, und sagte: „Halt, mein Guter. Mir, der ich Marschall von Frankreich und Herzog und Pair bin, mir kommt es zu, mit dem Richter zu reden, und zuerst zum Märtyrer zu werden, aber nicht einem armen Gesellen, wie Sie sind."

„Ey," versetzte Chapelle, „ich mache mir den T** aus so einem Marschall und Herzog: ich bin —" Doch ehe er vollenden konnte, warf der Andere ihm seinen Teller an den Kopf. Hierauf macht sich Chapelle über den Marschall her. Tische, Stühle, Schüsseln und Flaschen stürzen, und die Leute, welche auf den Lärm herbeyeilen, können ihr Lachen schwer unterdrücken, als sie hinter die Ursache des Streites kommen.

Ein ander Mahl soupirte Chapelle bey Segrais mit mehrern Gelehrten. Boileau war auch dabey und las einige Bruchstücke von seinem Gedichte: das Pult, vor. Vom Weingotte, wie gewöhnlich begeistert, recensirte Chapelle die Stellen mit ziemlicher Bitterkeit.

„Ach," sagte Boileau verdrießlich, „wenn doch die Berauschten schweigen wollten."

„Lieber Boileau," versetzte hierauf Chapelle: „Ich bin wahrlich lange nicht so berauscht vom Weine, als Du es von Deinen Versen bist."

Zuleima.

Es gibt Geschichten, die, wie wohlgetroffene Porträts, Physiognomie und Charakter haben, so daß Jedermann durch den Stämpel der Echtheit, den sie an sich tragen, ergriffen und überzeugt wird, etwas Wahres und Wirkliches vor sich zu haben, wenn er auch das Original des Porträts nicht kennt, oder sich nicht von der Authenticität der Erzählung historische Beweise verschaffen kann. Eine solche Geschichte ist die folgende kleine Anecdote, die keinen Anspruch, weder auf Seltsamkeit der Begebenheiten oder Charaktere, noch auf wunderbare Verwickelung macht. Es ist die Geschichte zweyer verwandten Seelen, die sich unvermuthet fanden, erkannten, an einander schlossen, und nur — doch ist es nicht erlaubt, dem Gange der Erzählung vorzugreifen, und den Leser um den Reitz der Neubegierde zu bringen. Wenn er damit zu Ende ist, wird er vermuthlich, so wie ich, als ich sie erzählen hörte, finden, daß man etwas viel Pikanteres und Wunderbareres auf diesem Schauplatz hätte zusammen dichten können, aber schwerlich Etwas, das durch seine Einfachheit rührender, und in aller seiner Anspruchlosigkeit anziehender wäre.

Doch diese Geschichte trägt nicht bloß den Stämpel der Echtheit an sich, sie hat auch eine Bürgschaft für sich, um ihre Wahrheit bestimmter zu beweisen. Ich habe sie aus dem Munde des schätzbaren französischen Gelehrten Herrn Denon, der sie bey seiner letzten Anwesenheit in Wien zufälliger Weise in einem Abendzirkel erzählte. Der Inhalt rührte mich ungemein, aber er rührte nicht mich allein, sondern die ganze kleine Versammlung, die mit innigem Antheile das Schicksal des liebenden Paares vernahm. Ich erbath mir von ihm die Erlaubniß, sie nieder zu schreiben, weil sie mir allgemeines Interesse zu haben schien, und zugleich mich auf seinen Nahmen berufen zu dürfen; er bewilligte Beydes mit freundlicher Gefälligkeit, und so erhält sie das Publicum nun — getreu und ohne Zusatz, wie ich sie aus seinem Munde vernahm. Mein ganzes Verdienst darum ist höchstens der Versuch, sie mit eben der natürlichen Anmuth und Einfalt in meiner Muttersprache vorzutragen, mit der sie der Reisende Ägyptens uns erzählte.

Es war während der Anwesenheit des französischen Heeres in Ägypten, in der Schlacht bey den Pyramiden, wo einer der vornehmsten Beys der Mameluken sein Leben im Treffen verlor. Nach den Gesetzen des Landes war Alles, was er besaß, nach seinem Tode ein Eigenthum der Regierung und ihr verfallen. Seine Witwe besaß jedoch ein eigenes beträchtliches Vermögen, und es lag ihr daran, ihre Ansprüche auf diesen Theil ihrer gemeinschaftlichen Habe geltend zu machen. Sie hielt es für nothwendig, den Schutz des französischen Generals in dieser Sache anzusprechen, und begab sich also, mit allen zu ihren Behuf nöthigen Zeugnissen und Schriften versehen, ins französische Hauptquartier. Die Ankunft einer vornehmen ägyptischen Dame, von Sclaven beyderley Geschlechts begleitet, in all der anständigen Pracht, welche im Orient eine Frau vom Stande bey ihrem Ausgehen umgibt, erregte wohl Aufmerksamkeit unter den anwesenden Officieren, aber irgend ein wichtiges Geschäft mochte vielleicht in diesem Augenblick ihre Thätigkeit fordern — genug die Ägypterinn blieb eine Weile, ohne daß sich ihr Jemand näherte, oder sie um die Ursache ihrer Herkunft befragte. Endlich bemerkte sie ein junger Officier, (er soll Percival heißen — Herr Denon nannte uns seinen Nahmen vielleicht aus Gründen nicht) der eben durch den Saal geht — er erräth, daß sie etwas zu bitten hat, und nähert sich freundlich der Verhüllten, um sich mittelst des Dolmetschers, der sie begleitet, um ihr Anliegen zu erkundigen. Die gefällige Güte des Jünglings, verbunden mit einer einnehmenden Gestalt, machte zuerst einen sehr vortheilhaften Eindruck auf die Ägypterinn, die den Schein von Vernachlässigung bereits mit Empfindlichkeit ertrug, und die seine Jugend, seine Anmuth sehen konnte, ohne von ihm gesehen zu werden. Sie antwortet mit Anstand und Bescheidenheit, sie trägt ihm ihr Geschäft vor, er hört aufmerksam zu — verspricht, sich ihrer Sache anzunehmen, bittet sich die Schriften und Belege aus, und ersucht sie, ihm zu sagen, wo er sie in einigen Tagen treffen kann, um ihr die Antwort zu bringen, die, wie er gewiß hofft, günstig ausfallen wird. Die Frau sieht einen Augenblick an — dann sagt sie ihm, daß die Sitte ihres Landes ihr nicht wohl gestatte, seinen Besuch anzunehmen — sie werde selbst wieder kommen, ihren Bescheid abzuhohlen. Der Officier verneigt sich — die Dame geht, aber das Bild des Jünglings, die Art, wie er sich der völlig Unbekannten annahm, das edle Gemüth, das aus seinen Zügen sprach, schwan-

den nicht mehr aus ihrer Brust. Vermählt nach Landessitte an einen Mann, den sie vorher nicht kannte, bloß als Spielwerk seiner Sinne betrachtet, und von jedem andern männlichen Umgang geschieden, ging bey dem Anblick der liebenswürdigen Franken eine neue Welt für sie auf, und das unauslöschliche Andenken in ihrem Herzen, kam sie tiefsinnig und doch glücklich, wie noch nie, in ihrem Harem zurück.

Mit klopfendem Herzen sah Zuleima (die Ägypterinn mag diesen Nahmen haben, da auch der ihrige nicht genannt wurde) dem Tag entgegen, an welchem sie die Antwort abhohlen sollte. Es war nicht mehr die Entscheidung über ihre Reichthümer, was ihr Gemüth in unruhige Spannung versetzte, es war die Aussicht, den wieder zu sehen, der ihr wie ein Wesen aus einer andern Welt erschienen war. Der Tag kam. Abermahls in prächtigen Umgebungen, von Sclaven und Sclavinnen begleitet, machte sie sich auf den Weg, und trat in den Saal. Der Jüngling schien sie schon erwartet zu haben, mit freudiger Eile ging er auf sie zu, überreichte ihr die Schriften, und erklärte ihr in verbindlichen Ausdrücken, daß ihr Wunsch gewährt, und ihr Vermögen vor jedem Einspruche gesichert sey. Sie hörte den Klang seiner Stimme, die ihr Innerstes durchdrang, ohne daß sie verstand, was er sagte — was ihr Dolmetscher ihr übersetzte, verhallte halb in ihren Ohren, indessen ihr Auge, durch die Hülle des Schleyers gedeckt, die edle Gestalt, den feinen Ausdruck der Züge, das sprechende Auge ungehindert und sehnsüchtig auffaßte. Der Dolmetscher hatte schon eine Weile aufgehört, ehe Zuleima daran dachte, daß sie antworten müsse. Endlich faßte sie sich, und in zierlichen Ausdrücken ließ sie ihm die Dankbarkeit ihres Herzens, und das ewige Denkmahl, das seine Güte sich in ihrem Andenken gestiftet hatte, erklären. Der junge Franke antwortete eben so artig; der weiche seelenvolle Ton der Fremden, deren Züge er nicht sehen konnte, die edle Haltung ihrer Gestalt, der Inhalt ihrer Reden endlich, der ein feinfühlendes Gemüth bezeichnete, zogen auch ihn an die Unbekannte. Das Gespräch spann sich mit lebhaftem Interesse fort, und jede Antwort diente dazu, den vortheilhaften Eindruck, den Eins auf das Andere gemacht hatte, zu befördern. Immer schien die Ägypterinn dem Officier anziehender, immer mehr entsprach das, was er sagte, dem, was sein einnehmendes Äußere verheißen hatte.

Dringender, als das erste Mahl, erbath sich nun Percival die Erlaubniß, sie besuchen zu dürfen. Sie stand eine Weile an. Endlich erklärte sie ihm: daß es ihr eine Ehre und ein Vergnügen seyn würde, ihn bey sich zu empfangen; nur müsse sie ihn darauf vorbereiten, daß sie einander bloß sprechen und nicht sehen würden. Percival stutzte; aber schon war ihre Unterhaltung ihm anziehend genug, um auch eine solche Aussicht mit Freuden anzunehmen, und der Tag wurde festgesetzt. Zuleima entfernte sich — des Jünglings Auge folgte ihr, so lange es konnte. Wuchs, Gang, Haltung schienen keine gemeine Gestalt zu verkünden, das Übrige mahlte seine Fantasie sich dazu.

Ein Paar Tage darauf überbrachten reichgekleidete Sclaven ihm ein kostbares Geschenk von Zuleima. Er stand an, es anzunehmen, es vertrug sich sogar nicht mit den europäischen Begriffen von Ehre. Man erklärte ihm aber, daß er es ohne Bedenken thun könne, ja, daß er es thun müsse, wenn er die Dame nicht aufs empfindlichste beleidigen wollte, indem das Morgenland die Sitte der Geschenke liebt, und fast jeder feyerliche Besuch davon begleitet zu seyn pflegt. Es ist nicht, wie bey uns, ein unedles Mittel, etwas von dem Mächtigen zu erhalten, oder eine feine Art, den Bedürfnissen Ärmerer abzuhelfen, es ist ein schönes Zeichen des Wohlwollens, der Dankbarkeit, der Ehrfurcht, der Liebe, und ehrt den Geber, wie den Empfänger. So beschenkten in der Ilias und Odyssee sich die Helden bey ihren Besuchen, mit einer Waffe, einem Becher, oder einem köstlichen Gewand, und der unverrückbar treue Orient zeigt, nach mehr als zweytausend Jahren, noch jetzt die Sitten jener Zeit.

Nun kam der Tag des Besuchs. Aber man denke hierbey durchaus nicht an eine europäische Visite. In einem der äußern Gemächer des Hauses, welche eigends dazu bestimmt sind, ist, wie in dem Sprachzimmer eines Klosters, eine Art von dichtvergittertem Fenster angebracht. Hinter dem Fenster sitzt die Dame, welche man zu besuchen wünscht, und sitzt so, daß der außerhalb stehende Fremde sie nicht erblicken kann. Sollte er aber dennoch so unbescheiden seyn, seine Stellung verändern und durch das Fenster sehen zu wollen, so würde er doch nichts, als eine auf Polstern sitzende, mit einem langen Schleyer vom Kopfe bis zu den Füßen überdeckte Gestalt erblicken, und seine Neugierde sich sehr getäuscht finden.

Mit großer Erwartung trat Percival den Weg nach dem Hause Zuleima's an. Die Landessitte war ihm wohl zum Theil bekannt, aber so streng, so unbefriedigend hatte er sich seinen Empfang nicht vorgestellt.

Wie unangenehm ward er daher überrascht, als man ihn in das Sprachzimmer führte, als hinter dem Schleyer, und durch das begitterte Fenster die holde Stimme der Unsichtbaren flüsterte, deren Sinn ihm erst noch ein dritter lästiger Zeuge erklären mußte! Man darf sich indessen die Unterredungen durch Hülfe der Dolmetscher nicht so langweilig und steif vorstellen, wie sie uns, an schnelles Sprechen und rasche Mittheilung der Gedanken gewohnten Europäern dünken mögen. Der Morgenländer, gelassen und ernsthaft in allem, was er thut, spricht auch langsam, er macht öfters kleine Pausen im Reden, und so hat der Dolmetscher Zeit genug, ohne das Gespräch merklich aufzuhalten, seine Reden zu übersetzen. Zeit genug! für den gleichgültigen Fremden, für den neugierigen Reisenden oder den speculirenden Kaufmann, aber wie unbefriedigend für ein liebendes Weib, für einen feurigen Jüngling, der die ungesehene Schöne mit alle den Reitzen ausstattet, die sein Ideal höchster Liebenswürdigkeit besitzt, und dessen Vorstellung der bedeutende Sinn ihrer Reden, der Silberton ihrer Stimme, jede Äußerung eines zarten beweglichen Gefühls so sehr bestätigt!

Zuleima konnte diesen Zwang nicht ertragen. Bey einem zweyten Besuch, der in ein paar Tagen darauf Statt hatte, schlug sie dem jungen Manne vor, ob er sich nicht entschließen könnte, Arabisch zu lernen, und es ihnen beyden auf diese Art möglich zu machen, sich unmittelbar, ohne lästige Zeugen zu unterhalten, und sich im Nothfalle auch zu schreiben. Der Wunsch der unsichtbaren Dame war für Percival Befehl. Mit aller Hastigkeit seiner Nation und seiner Jugend schaffte er sich einen arabischen Sprachmeister, eine Grammatik und Wörterbuch an, studierte und übersetzte rastlos, und brachte es in Kurzem dahin, seiner Geliebten einen ziemlich artigen arabischen Brief zu schreiben. Mit inniger Freude empfing Zuleima diesen Beweis seiner Ergebenheit, die dem fein fühlenden Weibe um so schmeichelhafter seyn mußte, je gewisser sie überzeugt war, daß sie sie nicht körperlichen Reitzen, die nicht von unserer Willkühr abhängen, sondern einzig und allein dem Zauber ihres Umgangs, ihrer Denkungsart zu danken hatte.

Von nun an war der Verkehr zwischen den Liebenden ungehinderter und freyer, und nur durch den strengen Wohlstand der Landessitte beschränkt. Percival konnte seine Geliebte nicht so oft besuchen als er wünschte — Briefe voll Feuer und Zärtlichkeit mußten die Stunden der Abwesenheit verschönern, und Zuleima beschäftigte sich auch ihrer Seits voll weiblicher Zartheit und Innigkeit mit ihm. Sie stickte mit eigener Hand seine Binden, die Decorationen seiner Uniform; in ihrem Harem wurde alles verfertigt, was er von weiblicher Geschäftigkeit brauchen konnte, alles in höchster Vollendung mit aller ersinnlichen Pracht und Eleganz. Es war ihr süßestes, ihr angelegenstes Geschäft, für den Liebling zu sorgen, jedem seiner Wünsche zuvorzukommen, und wenn sie ihn nicht sprechen konnte, doch ihre Augen und Finger mit ihm zu beschäftigen.

So dauerte der Umgang eine ziemliche Weile fort. Percival's Landesleute wußten um sein Verhältniß. Mancher beneidete, mancher beklagte ihn, wenn vielleicht bey der endlichen Entwicklung der Geschichte, der Ausgang die strenge Verhüllung der häßlichen oder längst verblühten Alten rechtfertigen sollte. Das schien indessen Percivaln kaum möglich; er konnte sichs nicht denken, daß die Züge seiner Ungesehenen nicht ihrem Wuchs, ihrem Anstand, ihrer Stimme entsprechen sollten. Daß sie noch jung sey, hatte er durch sorgfältige Nachforschungen bereits erfahren, aber trotz all dieser Gewißheiten schauderte er doch ein paar Mahl, wenn ihn der Gedanke überraschte, sie — wenn sie endlich einmahl den Schleyer lüftete, häßlich zu finden. Eifrig verbannte er solche Vorstellungen, und hing desto inniger an dem lieblichen Bild, das seine Fantasie ihm mahlte.

Indessen die Liebenden ihres seltsamen Glückes arglos genossen, gährte im Stillen die Verschwörung, welche die Eingebornen angezettelt hatten, um sich in einem schrecklichen Momente der verhaßten Fremdlinge zu entledigen. Die vornehmsten Einwohner von Cairo waren mit im Verständniß, und so verlor sich auch ein Laut davon in Zuleima's stille Abgeschiedenheit. Erschrocken hörte sie diese Nachricht, sie forschte genauer, es gelang ihr einen Theil des Geheimnisses zu erfahren. Der Anschlag ging zuvörderst auf das Hauptquartier der Franzosen, das umringt und gestürmt werden sollte und der folgende Tag war zur Ausfürung bestimmt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Druckfehler Nr. 143.

Erste Seite, erste Spalte, Zeile 3, statt De saxa, lese Te saxa.

Gedruckt bey Anton Strauß in Wien.



Der Sammler

Dinstag, den — 151. — 18. December 1810.

Zuleima.

(Fortsetzung.)

Zuleima's Herz schwankte in einem schrecklichen Kampfe zwischen ihren Landesleuten und dem Geliebten. Wie konnte sie diesen retten, ohne jene zu verrathen und zu verderben? Ein Gedanke both sich ihr endlich dar, und sie eilte ihn auszuführen. Sie schrieb an Percival, und bath und beschwor ihn, morgen um eine bestimmte Stunde (wo er sonst immer ins Hauptquartier zu gehen pflegte) zu ihr zu kommen. Der Jüngling erstaunte. Das hatte Zuleima noch nie gethan, nie hatte sie etwas von ihm verlangt, das auch nur von fern mit seiner Pflicht gestritten hätte, und die Ordnung seiner Geschäfte war ihr wohl bekannt. Er antwortete, und entschuldigte sich in den liebevollsten Ausdrücken. Zuleima war nichts weniger als mit dem Briefe zufrieden — sie sandte noch ein Mahl — und bath ihn bey Allem, was ihm lieb und theuer war, nur um eine halbe Stunde, ehe er ins Hauptquartier gehen müsse. Auch das war ihm nicht möglich. Zuleima's Betragen kam ihm äußerst seltsam vor, und er beschloß, und meldete es ihr auch schriftlich, sogleich wenn seine dringendsten Geschäfte gethan seyn würden, zu ihr zu fliehen.

Der entscheidende Tag kam. Die blutgierigen Verschworenen sahen ihn mit grauenhafter Freude anbrechen. Arglos und ruhig gingen die Franken ihren Geschäften nach. Um die gewohnte Stunde kleidete sich Percival, und schritt in Gedanken, mit Zuleima's sonderbarem Begehren beschäftigt, dem Hauptquartier zu. Noch hatte er ein paar Straßen zu durchgehen, da sprangen an einer Ecke vier Bewaffnete auf ihn zu, warfen ihm ein weites dichtes Tuch über den Kopf, rissen ihn zu Boden, ehe er den Degen ziehen oder sich vertheidigen konnte, und schleppten ihn, ohne sich an sein Wüthen zu kehren, ohne auf seine Fragen zu antworten, durch viele Straßen, wie es ihm dünkte, bis an eine Hausthür, vor der sie stille standen. Hier schlug der Eine drey Mahl an das Thor, ein gleiches Zeichen beantwortete das seinige von innen. Percival verzieh sich seines Lebens, oder wenigstens seiner Freyheit, und bereuete es bitter, Zuleima's Bitte nicht erfüllt, und ihr nun mit der Nachricht von seinem Unfalle so vielen Schmerz bereitet zu haben. Jetzt öffneten sich knarrende Thürflügel, Percival hörte das Steinpflaster eines engen Hofes unter den Füßen seiner Träger hallen. Jetzt war man vor einer zweyten Thüre, abermahls drey Schläge von außen, und drey von innen, die Thür ging auf, man hob Percivaln auf, nahm ihm das Tuch vom Gesicht und Armen, und er befand sich in einer zierlich gebauten Gallerie eines ansehnlichen Hauses. Er sah sich erstaunt um — die Thüren waren verschlossen, sowohl die, durch welche er hereingebracht worden war, als jene, welche aus diesem Gange wahr-

scheinlich in die inneren Gemächer des Hauses führte. Er konnte nicht begreifen, was man mit ihm vorhatte, und erwartete zwischen Neugier und Besorgniß den Ausgang. Ein Umstand, der viel dazu beytrug, die letzte zu verringern, war, daß man ihm seinen Degen gelassen, und ihn überhaupt auf eine Art behandelt hatte, die Schonung für seine Person verrieth. Eine ziemlich lange Zeit verging, da öffnete sich endlich die Thüre, und hinter dem Vorhang, der sie bis an die Erde bedeckte, schlüpften ein paar allerliebste Kinder hervor, die ihm in silbernen Körbchen köstliche Früchte und Blumen brachten, und sich ihm freundlich näherten. Er zog die Kleinen an sich, er liebkosete ihnen, er fragte sie einiges, sie schienen ihn aber entweder nicht zu verstehen, oder nicht antworten zu dürfen. Ihre Gegenwart indessen beruhigte ihn sehr über das, was ihm bevorstand; es konnte beynahe nichts feindseliges seyn — und das schien man auch durch die Sendung der Kleinen bezweckt zu haben.

Endlich rauschte der Vorhang zum zweyten Mahle. — Zwey junge schöne Mädchen traten heraus, grüßten ihn ehrerbiethig, und bewillkommten ihn im Nahmen ihrer Gebietherinn, die ihn ersuchen ließ, sich zu ihr zu bemühen. Percival war betroffen. Und wer ist eure Gebietherinn? Die Mädchen lächelten und schwiegen — Percival wurde unruhig. Ein verliebtes Abenteuer solcher Art ist eben nichts seltnes im Orient, es ist aber auch immer eine sehr bedenkliche und gefährliche Sache. Der Mann, der das Glück oder Unglück hat, einer morgenländischen Dame zuerst zu gefallen, (denn der umgekehrte Fall ist nicht wohl möglich, da die Frauen nie unverhüllt zu sehen sind) und gegen den sie sich die ersten Schritte erlaubt, steht zwischen zwey gleich gefährlichen Klippen — er hat entweder, wenn sein Herz dem Ihrigen entspricht, die Eifersucht des Ehemanns der Dame, oder wenn ihre Reitze ihn nicht zu rühren vermögen, die Rache verschmähter Liebe zu furchten — beydes mit der ganzen Leidenschaftlichkeit des Orients. Das wars, was Percivaln erschreckte; denn er wußte nur zu gut, es werde ihm unmöglich seyn, die Neigung der Dame zu erwiedern, und wenn sie die Schönste ihres Geschlechtes wäre. Zweifelnd stand er noch an, als der Vorhang sich abermahls theilte, und ein ganzes Chor lieblicher Nymphen heraustrat, die auf reich gestickten Kissen einen vollständigen türkischen Männeranzug trugen. Turban, Kaftan, Säbel — alles war äußerst prächtig und geschmackvoll — aber was sein Herz mit freudigem Schauer durchbebte, war der Anblick einiger Desseins von Stickereyen, die ihm bekannt schienen, die denen glichen, welche er schon von den kunstreichen Händen Zuleima's empfangen hatte. Sollte es möglich seyn, sollte er sich in ihrem Hause befinden, sollte er sie jetzt in wenig Augenblicken sehen? Diese Gedanken regten seine Seele in ängstlich frohen Sturm auf — und schnelle Morgenröthen flogen über seine jugendlichen Wangen. Mit ungeduldiger Hast fragte er die Mädchen; sie sahen ihn — sie sahen sich untereinander lächelnd an. Als sie ihn die reiche Schärpe mit dem wohlbekannten Blumengewinde ergreifen, und seinen glühenden Blick darauf heften sahen, da trat die Ansehnlichste unter ihnen hervor und sagte: Edler Franke! es ist Zeit, die Räthsel zu lösen, die dich beunruhigen müssen — dein Herz hat richtig geahnet, du bist in Zuleima's Hause. — Warum sie dich auf eine solche Art hier einführen ließ, wird sie dir selber erklären — unsere Pflicht ist jetzt, dir diesen Anzug zu überreichen, und dich zu bitten, du mögest dich der Landessitte fügen, welche keinem Fremden, oder wenigstens keinem, der abendländisch gekleidet ist, den Eintritt in das Innere des Harems gestattet. Sobald du als Muselmann erscheinst, haben wir Befehl, dich zu unserer Gebietherinn zu führen, die endlich einmahl deine Wünsche erfüllen, und dich von Angesicht zu Angesicht sehen will. Mit diesen Worten neigte sich die junge Sclavinn vor Percival, die übrigen folgten ihrem Beyspiel, entfernten sich durch die innere Thür, und ließen den Jüngling mit seinem Erstaunen, seinem Entzücken und seinem prächtigen Sultansanzuge allein. Kaum aber waren sie hinaus, kaum fing Percival an, über das, was er so unvermuthet vernommen hatte, nachzusinnen, als die äußere Thüre aufging, und zwey männliche Sclaven eintraten, Percivaln zu bedienen. Zuerst führten sie ihn in ein prächtiges Bad, und nachdem er mit allem morgenländischen Badraffinement hier bedient und erquickt worden war, begann die Toilette, und Percival war in wenig Augenblicken gleich dem Ritter Hüon in Wielands Oberon in einen der schönsten Türken verwandelt. Die lange majestätische Kleidung, die Gehänge von kostbaren Steinen, der reichbesetzte Turban, erhoben seine natürlich edle Gestalt, und verschönerten sie um Vieles. Nun geleiteten ihn die Sclaven wieder durch mehrere Gemächer und Gänge bis zu einer Thür, vor der zwey Schwarze Wache hielten. Diese neigten sich ehrerbiethig und öffneten den Vorhang. Percival trat hinein, ein schönes liebenswürdiges Mädchen empfing

ihn, um ihn zu ihrer Gebietherinn zu führen. — Jetzt war der Augenblick da, jetzt sollte sein Schicksal entschieden werden, er sollte sie sehen, sie, die er unsichtbar geliebt, die seine Fantasie so reitzend gemahlt hatte — und die vielleicht — — nichts weniger als dieß war. Aber sie ist edel, sie ist liebenswürdig — ihre Seele muß schön seyn — wenn es auch ihr Gesicht nicht ist — und du bist ihr so unendlich viel schuldig — so sprach gebiethend die Vernunft — und das Herz hörte nicht auf zu fürchten. Da fiel in dieser unruhigen Gährung seines Innersten sein Blick auf die Odalisken um ihn her. Sie waren alle höchst liebliche Gestalten, alle in der ersten Blüthe der Jugend. „Unmöglich kann die Gebietherinn so schöner Mädchen selbst häßlich seyn, sie würde nicht Begleiterinnen wählen, von denen sie verdunkelt zu werden fürchten müßte" flüsterte eine leise Stimme in des Jünglings Herzen, und schneller schritt er vorwärts durch die Reihen der Mädchen, und mancher sehnsüchtige Blick folgte der hohen schlanken Gestalt, und beneidete das Loos der allzuglücklichen Gebietherinn.

Nun rauschte der letzte Vorhang auf, Rosen- und Ambradüfte strömten ihm entgegen. Von reichen Polstern erhob sich eine majestätische Gestalt, ganz einfach und ohne allen blendenden Schmuck gekleidet. — Der Jüngling stand erstarrt — eingewurzelt am Boden, seine Seele war in seinen Augen, ein göttliches Weib schwebte vor ihm — sie öffnete die feinen Rosenlippen — Zuleima's seelenvoller Ton drang in sein Herz, sie war es. Er sank zu ihren Füßen. — —

(Der Beschluß folgt.)

Der Doppelkranz.

Ein Idyll.

Ida:

In den schwülen Sommernächten
Schlummern meine Alten lang.
Laß uns, Wilhelm, Kränze flechten
An des Blumenhügels Hang!

Wilhelm:

Top! Wir flechten um die Wette:
Wer am ersten fertig wird?
Bis die Ältern aus dem Bette,
Und dein Frühstücksglöckchen schwirrt.

Ida:

Aber, Wilhelm, laß uns Blümchen
Wechselsweis einander leihn:
Du mir Nelken, Nard' und Thymchen,
Ich dir Rosen und Agleyn.

Wilhelm:

Ey, das sollen Kränze werden,
Recht mit Sinn und mit Verstand!
Schöner als sie je auf Erden
Ein verliebtes Pärchen wand.

Ida:

Nimm zuerst die weiße Rose,
Von der Knospe halb verhüllt,
Die verschämte Farbenlose —
Welch ein heil'ges Unschuldbild!

Wilhelm:

Laß die rothe mich dir biethen,
Nimm mit Innigkeit sie hin!
Ihre zarte Flammenblüthen —
Ida, du erräthst den Sinn.

Ida:

O verschmäh nicht die Resede!
Prunklos duftet sie und süß,
Unbekannt mit Schönheitsfehde,
Deren Sieg sie allen ließ.

Wilhelm:

Dank! sie lächelt schön im Kranze.
Wie das Blümchen Wunderhold.
Diese Nelk' im dunklen Glanze
Beut dir ihr schattirtes Gold.

Ida:

O wie duftet die so labend;
Deines Geistes Sinnbild mir!
Düfte sammelnd für den Abend,
Dankt dieß Geisblatt dir dafür.

Wilhelm:

Nimm das Ebenbild der Treue,
Diese holde Hyacinth',
Deren reiner Himmelbläue
Eine Silberperl entrinnt.

Ida:

Diese hehrste aller Gaben,
Die kein Kranz entbehren kann,
Müssen beyde Kränze haben.
Nimm die Schwesterdolde an!

Wilhelm:

Die ich nicht vermissen möchte
Um den Thron der ganzen Welt!
Traun! die Hauptzier im Geflechte,
Das der Zukunft Bild enthält.

Ida:

Der Gedanke macht mich selig,
Daß ein Lebensbild es sey.
Und mein Kranz wär' überzählig,
Fügt' ich noch ein Blümchen bey.

Wilhelm:

Machst du schon dein Kränzchen fertig,
Willst es schon in Rundung drehn?
Meins ist noch des Zweigs gewärtig,
Der auf Gräbern pflegt zu wehn.

Ida:

Nein, wir dürfen uns nicht spenden
Schwermuthsdüstern Rosmarin.

Der soll einst aus Freundschaftshänden
Beyder Grab zugleich umziehn.

Wilhelm:

Du hast Recht, Geliebte! Können
Wir die Kränze schließen itzt?
Ach! schon müss'n wir uns trennen,
Die der Schlummergott geschützt.

Ida:

Laß die Kränzchen uns verflechten,
Daß ein Rund ins andre läuft;
Meins zur Linken, deins zur Rechten!
Sieh! wie schön's zusammengreift!

Wilhelm:

Allerliebst! Du Herzensmädchen,
Dein Gedank' ist himmlischschön!
Komm! das sinn'ge Doppelrädchen
Müssen jetzt die Ältern sehn!

Buri.

Moden und Klima. *)

(Fortsetzung.)

Roh, widrig, ja scheußlich waren sie also, jene Moden der unkultivirten Völkerschaften von Afrika und Australien. Denn, wem widerstände nicht ein Mensch ohne Nase, oder mit zerfleischten Ohren, die bis zur Schulter herabgedehnt sind, mit gelbschwarzer, weit aufgerissener, figurirter Haut, mit einem viereckigen oder gar kegelförmig gedrückten Kopfe?

Alle waren dabey unauslöschlich, oder vielleicht paßlicher gesagt, unablegllch.

Dagegen wir Europäer! Wie's nur das Klima befiehlt, oder unsere Laune es nur wünscht; in einem Nu streifen wir den weiten Talar herab, verwandeln ihn in eine engere Robe oder Weste. Das Schönpflästerchen wird abgenommen, und statt dessen führt der Carmin die Rosen der Jugend zurück. Selbst in der Thorheit steht also die Cultur über dem Sohn der Natur.

Mag er indeß nur nicht zu sehr spotten, der hochausgebildete Europäer! Wie wär' es, wenn jener Wilde ihn mit bittern, unwiderleglichen Vorwürfen zu Hause führen könnte? Wenn er ihn nicht bloß höherer Thorheit, sondern eigentlicher Verbrechen in diesen Thorheiten überführte? Wenn er ihm zeigte, daß die uns so reitzenden Moden, unsere so lüsterne Trachten, oftmahls gegen den Himmel, also gegen die Vernunft sündigen, ja der Societät selbst gefährlich sind?

Wahr ist's, jene Moden der rohen Völker verunglimpfen den Körper, verkrüppeln, verstümmeln ihn, ja oftmahls wirken sie höchst wahrscheinlich selbst auf den Geist gefährlich zurück. Wer mag es läugnen, daß ein platt oder spitz gedruckter Kopf nicht dem Seelenorgane könnte schädlich werden? Man denke sich, ob das Gehirn nicht selbst muß verschoben, oder wenigstens einige seiner Theile aus ihrer natürlichen Lage gebracht werden, wenn der ganze Kopf zwischen Bretern, die mit Gewichten beschweret sind, oder durch Schnüre stark aneinander gezogen werden, die häßliche Form eines Parallelepipedums oder eines Kegels anzunehmen gezwungen wird? Oder wenn daurende Lasten ihn in die Schultern hineindrängen, und den Hals so wenig sichtbar lassen, daß die frühesten Eroberer von Südamerika uns halslose Völker mahlten, denen der Kopf, und mithin die Augen an die Brust geheftet schienen.

Dennoch fand man diese Völker z. B. die Omaguas und andere, nicht stumpfsinniger als ihre Nachbarn von natürlichem Wuchse.

Bewundrungswürdigste Einrichtung des menschlichen Baues! So trefflich stattete der Urheber der Natur seinen Liebling aus!

Selbst das Organ, der Sitz dessen, wodurch er ihn über alle Wesen der thierischen Schöpfung erhob, leidet in früher Jugend Einzwängungen, ja Verbiegungen ohne gänzlichen Verlust jener ersten Gabe des Himmels! (Die Fortsetzung folgt.)

*) Siehe Sammler Nr. 40.

Notitzen.

Wien am 16. Dec. — Mlle. Buchwieser, welche nach ihrer Genesung am 13ten d. M. die Rolle der Oberpriesterinn in der Vestalinn wieder übernommen hatte, ist seitdem schon zwey Mahl, an der Stelle der Madame Milder, als Therese in dem Singspiele: Das Waisenhaus, mit glücklichem Erfolg erschienen.

Die schwere Aufgabe, eine Lieblingsrolle jener Sängerinn zu übernehmen, die sowohl durch die seltene Schönheit und den Vollgehalt ihrer Stimme, als durch ihren ausdrucksvollen, klassischen Vortrag, nach dem Urtheile aller Kenner, so wie nach der Meinung des gebildeten Publicums, sich in der Reihe der ersten deutschen Sängerinnen einen rühmlichen Platz erworben, hat Mlle. Buchwieser so gut gelöst, als nur immer möglich.

Auch hat das Publicum bewiesen, wie sehr es Anstrengungen, zu seinem Vergnügen gemacht, zu schätzen wisse: Mlle. Buchwieser wurde nicht nur während des Singspiels durch vielen Beyfall aufgemuntert, sondern beyde Mahle am Ende der Oper herausgeklatscht.

M.

Gedruckt bey Anton Strauß in Wien.



Der Sammler.

Donnerstag, den —— 152. —— 20. December 1810.

Zuleima.

(Beschluß.)

Wie glücklich die Liebenden waren, wie nun jeder Wunsch erfüllt, und in der Erfüllung selbst zur Quelle neuer höherer Freude ward — das zu schildern wäre eben so überflüssig als unmöglich. Mehrere Monden flossen so in ununterbrochener Seligkeit hin, Percival sah seine Geliebte jetzt ohne Zwang, so lange, so oft es seine Pflicht erlaubte: denn eifersüchtig wachte Zuleima über den Ruhm ihres Geliebten, und machte nie die geringste Forderung an ihn, die sich nicht mit der strengsten Erfüllung seiner Pflichten vertrug.

Da begannen die Anstalten zum Zuge des französischen Heeres nach Syrien. Zuleima erblaßte, als ihr Geliebter ihr die erste Nachricht davon brachte; aber sie faßte sich sogleich wieder — sie bekämpfte die Schwäche ihres Gefühls, die sie mehr als einmahl antrieb, ihren Thränen freyen Lauf zu lassen und dem theueren Freund den tiefen Schmerz zu zeigen, der ihr Innerstes zerriß. Nur in der Stille der Einsamkeit flossen ihre heißen Thränen, eine düstere Ahnung beklemmte schmerzlich ihre Brust und faßte sie, wenn sie an die Zeit dachte, wo er nicht mehr um sie seyn, wo sie seines Umgangs, seines Anblicks entbehren würde müssen: mit schauderndem Entsetzen. Aber er sollte nicht durch diese düstern Vorstellungen leiden. Sie sah den Schmerz, der seine Brust erfüllte; ihre Klagen, ihre Furcht sollte ihn nicht vermehren, und je seliger sie das Gefühl machte, sich so geliebt zu wissen, je fester ward der Entschluß in ihr, durch gefaßte Haltung, durch ein anscheinend ruhiges Betragen diese Last von dem Herzen des Geliebten zu nehmen. Mit mühsam erzwungener Ruhe, mit einer rastlosen Geschäftigkeit, hinter welcher sich die Qual, die ihr Innerstes stürmend bewegte, verbarg, betrieb sie alle Anstalten zu seiner Abreise und Equipirung. Sie selbst stickte die Decorationen seiner Uniform, unter ihrer Aufsicht wurde alles Übrige, was zu den Bedürfnissen der Reise gehörte, mit sinnreicher Pracht und Zweckmäßigkeit verfertigt. Sie besorgte Alles bis auf die Waffen, und Pferde von arabischer Zucht, die sie ihm so kostbar gab, als sie nur zu finden waren; und so wie eine zweyte Panthea entließ sie ihren Abradates mit großherziger Fassung und Ergebung in ihr Geschick.

Die Geschichte des syrischen Feldzuges ist bekannt. Viele Franken fanden in jener Gegend ihr Grab — Viele kamen verwundet zurück. Percival, von dem Gedanken an seine Geliebte beseelt, that Wunder der Tapferkeit — aber er konnte seinem dunkeln Geschick nicht entgehen. Mitten im Laufe einer ruhmvollen Expedition, die sein General ihm aufgetragen, und die er mit eben so viel Klugheit als Entschlossenheit ausgeführt hatte, traf eine feindliche Kugel seine Brust. Er stürzte — seine Kameraden trugen ihn aus der

Schlacht. Ein Wundarzt wurde gerufen — er erklärte die Wunde zwar nicht für tödtlich, aber für äußerst gefährlich. Zum Glücke für ihn brach der Überrest der Armee bald nach der Schlacht nach Ägypten auf. Es war nicht möglich für Percival, den Marsch zu Fuße zu machen, noch weniger konnte er das Reiten vertragen, aber seine Liebenswürdigkeit hatte ihn allen seinen Kameraden und Untergebenen theuer gemacht. Gern übernahm Jeder kleine Lasten oder Beschwerlichkeiten, um die Lage des geliebten Gefährten zu erleichtern. Abwechselnd mit williger Freude trugen ihn seine Soldaten, und die Officiere sorgten, so viel es thunlich war, für seine Bequemlichkeit. So ging der Zug vorwärts. Schon näherte man sich der ägyptischen Gränze, schon eilte das Gerücht von der Ankunft des Heeres voraus, und erregte in Cairo Empfindungen der entgegengesetztesten Art. Zuleima's heiße Wünsche waren erfüllt — sie sollte den Geliebten wieder sehen. Er hatte Mittel gefunden, ihr Nachrichten von sich zu geben, er hatte ihr auch geschrieben, daß er verwundet worden sey; aber die Furcht, sie zu sehr zu beunruhigen, hieß ihn die ganze Gefahr seiner Lage verschweigen, und so hatte Zuleima keine Vorstellung von dem, was sie erwartete. Stolz auf ihre Liebe und seinen Ruhm verschmähte sie jede ängstliche Verborgenheit — und zog von ihren Sclaven und Sclavinnen begleitet, in einem schimmernden Zug dem kommenden Heere entgegen. Es war ein schöner, ein rührender Anblick, sagte Herr Denon, als die Armee sich der Hauptstadt näherte, als schon die hohen Minarets, die Kuppeln der Moscheen, im Sonnenschein glänzend, ihnen das nahe Ende langer Beschwerlichkeit ankündeten, einen Zug von reichgekleideten Sclaven beyderley Geschlechts auf Pferden und Camehlen daher kommen zu sehen, in ihrer Mitte eine hochgebildete prächtig gekleidete Frau, die öffentlich eine tadellose Liebe gestehend, ihren Freund wieder zu sehen kam. Achtungsvoll empfingen sie die Truppen, und einige Officiere geleiteten sie voll Anstand dahin, wohin sie wußten, daß ihr Herz verlangte; denn ihr Verhältniß zu Percivaln war kein Geheimniß für seine Freunde. Ach welches Wiedersehn! Auf zwey seiner Freunde gestützt, blaß, erschöpft durch seine Wunde und die Beschwerden einer solchen Reise, sank Percival in ihre Arme. Ihre düstern Ahndungen waren erfüllt. Mitleidig im ernsten Schweigen standen die gerührten Krieger umher. Zuleima faßte sich zuerst. Bleicher als Percival, aber mit ruhiger Hoheit richtete sie sich aus seinen Armen auf — gab die nöthigen Befehle, und ersuchte um die Vergünstigung seiner Vorgesetzten, den verwundeten Officier nun durch ihre Leute in ihren Pallast bringen lassen zu dürfen. Ihr Betragen hatte ihr Achtung und willige Gewährung ihrer Bitte verschafft. Langsam und still bewegte sich nun der Zug zurück nach Cairo, der mit ganz andern Hoffnungen aus seinen Mauern gezogen war. Percival betrat das Haus seiner Geliebten wieder, ihn umgaben wieder die gewohnten theuern Gegenstände, ihn umfaßte Zuleima's Herz mit noch innigerer schwärmender Liebe. Sie widmete sich ganz der süßen Sorge für ihn, sie lebte nur für ihn, nur in ihm. Das Entzücken, sich so von einem solchen Herzen geliebt zu fühlen, die Freude des Wiedersehens — vielleicht auch die Veränderung der Luft, die sorgfältige Behandlung schien im Anfange wohlthätig auf Percivaln zu wirken. Er fing an sich zu erhohlen, er war im Stande auf zu seyn, und mit Zuleima manche schöne Stunde in ihren lieblichen Gärten am Nilufer, wie in vergangenen glücklichen Tagen zu genießen. Aber dieses Glück währte nicht lange, die Verletzung seiner Brust war zu tief — und spottete aller Macht der Kunst und der treuesten Pflege. Langsam und allmählig sanken seine Kräfte wieder, er verblühte vor ihren Augen, und neigte in der Fülle der Jugend und Liebenswürdigkeit sich dem nahen Grabe zu. Jammernd, verzweifelnd sah sie den Strom seines Lebens unaufhaltsam verrinnen — in seiner Gegenwart entschlüpfte keine Klage ihrem Mund; wenn sein Auge sie traf, und es hing beynahe immer an der geliebten Gestalt, zwang sie sich heiter zu scheinen, um ihm den Schmerz zu ersparen, der ihn mehr als der Verlust des jugendlichen Lebens, mehr als seine körperlichen Leiden beugte, der Schmerz, sie durch seinen Verlust nahmenlos unglücklich zu machen. So entschlummerte er, wenig Wochen nach ihrer Wiedervereinigung, in ihren Armen.

Herr Denon konnte uns nicht sagen, was nach Percival's Tode aus Zuleima geworden war, er wußte ihr ferneres Schicksal nicht; aber die kleine Gesellschaft, die ihm in innigster Rührung zugehört hatte, vereinigte sich mit mir in dem Wunsch, daß sie so glücklich gewesen seyn möchte, durch einen frühen Tod dem Freunde bald nachzufolgen, und ein Leben zu verlassen, das, ohne ihn, nur ein zweck- und bedeutungsloses Daseyn für sie seyn konnte.

Caroline Pichler, geb. v. Greiner.

Stanzen.

Die Rose welkt, und alle Formen scheiden
Die unsern Träumen kurzen Reitz verliehn;
Mit ew'gen Schmuck die Heeren zu bekleiden
Wehrt uns der Lenze allzu schnell Verblühn;
Nur karges Licht beglänzt der Erde Freuden,
Zu hoch darf ihm kein sehnend Herz entglühn,
Es sterben alle Blumen, die da kamen,
Und von den Schönsten bleiben nur die Nahmen.

Beglückt, wenn noch der Nachhall froher Stunden
Der Theuern Lieblingsnahmen wieder tönt,
Und jede Stelle, wo wir sie umwunden
Noch mit des Nachgefühles Traum beschönt.
Wenn mit dem Wehempfinden heißer Wunden
Die kalte Gegenwart uns nicht versöhnt,
So mahlt Erinnerung uns geliebte Bilder,
Die Thräne rinnt; doch jeder Schmerz wird milder.

v. Gaal.

Grabschrift.

(Nach dem Französischen.)

Crispin, der Arzt, schläft unter diesem Stein;
Nach einem thatenvollen Leben,
Ging er zur wohlverdienten Ruhe ein,
Die er so Manchem früher schon gegeben.

Schrbr.

Pächter Joch an die Nachtigallen.

O Nachtigallen! Euch gelingt,
Was Männersuade nicht vollbringt.
Mein Weib verstummt, sobald ihr singt.
Leiht euerer Töne Zauber mir!
Ich hab' ihn nöthiger, als ihr!

Hg.

Moden und Klima.

(Fortsetzung.)

Freylich möchte ein solches Parallelepipedum nicht das Problem der drey Körper, oder die Bahn der Ceres bestimmen; es würde schwerlich die Kritik der reinen Vernunft, oder auch die Messiade, oder das Alexanders-Fest hervorgehen lassen, indeß blieb doch dieser Mensch mit eckigem Kopfe fähig zu allen nothwendigsten Bedürfnissen der Societät; kurz er blieb Mensch.

Diese und andere zuvor erwähnte Verkrüppelungen haften nun zwar unveränderlich. Weder das weitere Wachsthum, noch die Kunst, gaben dem Neuholländer oder dem Afrikaner das abgebundene oder abgeschnittene Finger-Glied wieder, sie konnten dem bis zur Schulter hinabgerissenen Rand des Ohrs nicht wieder verkürzen, oder den herausgenommenen Nasenknorpel wieder hineinzaubern, noch auch dem Kopfe selbst, dem Hirnbehälter die gerundete Form wieder geben.

In so weit stehen wir Europäer mithin weit über dem Wilden. Wir legen jenes Bollwerk der Hüften, die Pochen ab, so wie die falsche Wade und Lende, oder auch jenes ungeheure Gebäude, welches unsern Schönen vormahls von Osten nach Westen gleiche Dimension gab als von Norden nach Süden, den Reifrock. Diese der Natur so durchaus entgegenlaufende Thorheit fiel einst den maurischen Schönen im Serail des Kaisers von Marocco wunderbar auf. Als die Gemahlinn des dänischen Gesandten dort, im reichsten Staatsgewand, das über den weiten Reifrock ausgebreitet da lag, sich einführen ließ, liefen die Sultaninnen voll Bewunderung zu ihr, schlugen mit beyden Händen an die am weitesten abstehenden Höhlungen des großen Gerüsts und fragten mit Erstaunen: „Bist du dann dieß alles selbst?"

Alle diese Grillen der Prunksucht sind in soweit fast eben so unschädlich als veränderlich; allein mehrere waren und sind es noch jetzt nicht. Sie schadeten und schaden noch jetzt oftmahls nicht bloß dem sich damit brüstenden Individuum, sondern selbst der Nachkommenschaft.

Wem wären z. B. die traurigen Folgen der Schnürbrüste wohl unbekannt? Der Grazie des weiblichen Körpers zum Hohn, ward der schönste Bau in einen umgekehrten Kegel verwandelt, der von den breiteren Schultern gegen die Hüften spitzig zulief, den ganzen Unterleib einkerkerte, Magen, Milz, Leber und Eingeweide zusammen drängte, alle ihre Wirksamkeit hemmte, Verdauung, Kreislauf und Absonderung aller Flüssigkeiten störte, und somit das festeste Mädchen in ein sieches Wesen verwandelte, und der blühendsten Venus die widrige Ameisengestalt mit bleicher Gesichtsfarbe aufheftete.

Mit der Benennung, Rieht-oder Rohrförmiger Mädchen (junceae Pullae) wies Linné diesen Mißgestalten gleichsam eine eigene Stelle unter den Varietäten des Menschengeschlechtes an; paßlicher hätte er sie myrmekodas Puellas, Ameisenähnliche Mädchen nennen sollen, denn bey mehreren hingen gleichsam die zwey Körperhälften nur fadenähnlich zusammen wie bey jenem Insect. Cook mußte erst im großen Ocean, mehrere tausend Meilen weit von Europa, ein Land entdecken, um eine ähnliche wahnsinnige Mode aufzufinden. Auf Mallicole, einer der neuen Hebriden, fand man bey den Austral-Negern

die Mode, den Körper vermittelst eines über die Hüften scharf angezogenen Stricks gleichsam in zwey Theile zu theilen. Der Oberleib schien dadurch, wie bey den Ameisen, nur durch einen dünnen Stiel mit dem Unterleibe zusammen zu hängen.

In Europa strafte die verhöhnte Natur das unglückliche Opfer oft auf der Stelle durch Ohnmachten und plötzliches Hinsinken, oder auch durch langdaurendes Siechen; dennoch riß diese wahnsinnige Mode so mächtig hin, daß sie selbst auf die Frau, ja auf die Mutter fortging.

Schon sagte das Gefühl: „bald wirst du Mutter;" schon kämpfte das wachsende Kind gegen den mörderischen Kerker, dennoch erstickte die Sucht nach einer Taille zum Umspannen selbst die heißesten Gefühle. Jener unglücklichen Knospe ward die schlecht ausgearbeitete Nahrung kümmerlich zugetheilt, sie ward verkrüppelt, und wenn sie endlich mit unglaublichen Nöthen das Tageslicht sah, so trat ein sieches elendes Wesen hervor, das mehrmahls dabey der Mutter das Leben kostete. Sage man nicht, die Mode ist vorüber! Wäre nicht der treffliche Sömmering aufgestanden, und hätte er nicht mit der Stentorstimme der Vernunft, zuletzt selbst den stumpfsinnigen Polarbewohnern vernehmlich, die traurigen Folgen meisterhaft dargelegt, wer weiß, wie lange unsere künstlich engen Damen Vapeurs, Athemlosigkeit, gänzliche Hemmung aller Lebensfunctionen ruhig ausgehalten, und selbst ihre Mutterliebe erstickt hätten!

Sage man aber nicht, eine so wahnsinnige Mode käme nie zurück. Sitten und Moden scheinen einen Kreislauf zu halten wie die Gestirne. Wenn man sieht wie ein Volk, das auf die höchste Cultur stolz ist, ein Volk von feinsten Sitten und gefeiltesten Manieren, das sich rühmt der übrigen Erde zum Muster zu dienen, das in allen Wissenschaften glänzt, in der ausgebildesten Sprache die humansten Grundsätze überall predigt, ja bey der sanftesten Religion, Maximen der höchsten Liberalität und reinsten Bruderliebe öffentlich aushängt, wenn man ein solches Volk viele Jahre hindurch, bald seine eigene Mitbürger auf Cannibalen-Art morden sieht, bald das unschuldigste Ausland ausplündern und verheeren, was kann man sodann dem Geschöpfe mit menschlicher Larve nicht alles zutrauen?

Diese Mode des gräßlichen Brudermordes hatte sich vor mehr als vier Jahrhunderten diese große Nation durch einige verruchte Italiener *) einimpfen lassen; sie hatte dieß Gräuelspiel nachmahls in den Religionskriegen wiederhohlt, und wir sahen, wie sie im achtzehnten, so hoch aufgeklärten Jahrhundert in noch entsetzlicherer Gestalt wieder aufblüht! Wahrlich jede Sitte oder Mode, so empörend, so der Menschennatur zuwider laufend sie auch seyn mag, darf man dem Europäer zutrauen, sie sey neu oder nur aufgewärmt.

Auch durchlaufe man nur die genauern Annalen der Moden ausgebildeter Nationen, da wird man unverläugbar die ältern Moden, nur neu ausstaffirt, mehrmahl wieder hervortreten sehen.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Brizard hat diese Italiener nahmentlich angegeben.

Notizen.

Wien den 14. Dec. — Gestern wurde im k. k. Hof-Theater Kotzebue's Schauspiel: Menschenhaß und Reue mit einer zum Theile neuen Rollenbesetzung aufgeführt.

Mad. Weissenthurn vertauschte die Rolle der Eulalia mit jener der Gattinn. Hatte diese treffliche Schauspielerinn in der Ersteren Thränen in die Augen aller Zuschauer gelockt; so belebte sie in der Letzteren das Schauspiel mit der ihr eigenen guten Laune auf das Angenehmste.

Mlle. Lefevre spielte die Eulalia mit Gefühl und Verstand, und erreichte ganz das Ziel dieser Rolle: Innige Rührung. Nur konnte ihre nicht allzu sonore Stimme die Unruhe kaum durchdringen, welche an diesem Abend unter den Zuschauern herrschte, und besonders in der Schluß-Scene des Stücks, der interessantesten, auf den höchsten Grad gestiegen war. Mlle. Lefevre hätte noch weit mehr Beyfall verdient, als sie erhielt.

Der alte Bittermann wurde von Hrn. Ochsenheimer dargestellt. Dieser vielseitig gebildete Mann und geübte Schauspieler, hat sich als solcher schon in beynahe allen Gattungen von Rollen rühmlichst bewiesen; doch dürften die maliciösen immer für seine vorzüglichsten gehalten werden. Daher mag es kommen, daß er in allen übrigen Charakteren, unwillkührlich, immer ein wenig an dieses sein Lieblingsfach erinnert; und der alte Bittermann sollte rein komisch gespielt werden. Wenigstens hat ihn Weidmann so gegeben. Ohne daher dem allgemein erkannten Verdienste des Hrn. Ochsenheimers nahe treten zu wollen, glauben wir, daß Hr. Krüger dieser Rolle angemessener gewesen wäre.

Die affectirte Lotte wurde von Mlle. Schmierer recht gut gespielt.

Hr. Lange behauptete als Meinau den wohlgegründeten Rang des ersten deutschen Schauspielers, und wurde am Ende der Vorstellung mit enthusiastischem Beyfalle belohnt.

Die Herren Koch und Ziegler trugen zur vollkommen guten Aufführung dieses Schauspiels wesentlich bey.

M.

Gedruckt bey Anton Strauß in Wien.



Der Sammler.

Samstag, den — 153. — 22. December 1810.

Moden und Klima.

(Fortsetzung.)

Haben z. B. unsere Schuhe nicht fast alle mögliche Veränderungen von Formen erhalten? Manche der ältern Leser werden sich erinnern, wie der Schuh der Männer in früheren Theilen des vergangenen Jahrhunderts in die Höhe gebogen, und zugleich abgestumpft in eine breite Fläche sich endigte. Die Natur des Fußes ist dieß offenbar nicht. Sie ließ die Zehen stufenweise an Größe wachsen, und mithin den Fuß beynahe spitz zulaufen. Ein gleich breiter, stumpfer Schuh enthielt daher stets einen leeren Raum gegen die kleinen Zehen hin. Wenn die Mode der Form nach die beste seyn soll, welche von der Natur am wenigsten abweicht, so ist ein etwas spitzig zulaufender Schuh offenbar dem Auge angenehmer, als ein horizontal abgekappter, lederner Block. Dennoch sehen wir anjetzt diese Plumpheit von neuem als modisch anerkannt.

Gegen das Ende des vierzehnten Jahrhunderts, zur Zeit Carls des Weisen, des Fünften, waren die Kleider so kurz, daß man alle Bewegungen des Leibes und der Hüften sahe. La robe étoit tellement raccourcie qu'on voyoit tout le mouvement du corps depuis les reins. Die Schuhe hatten dagegen so große, schnabelförmig in die Höhe gebogene Spitzen, Poulenes genannt, daß sie oftmahls zwey Fuß hoch hervortraten, und dabey reich verziert, ja mit Glöckchen behangen waren. Man hörte mithin den Mann von Stande oder Reichthum schon von weitem, und eine große Gesellschaft dieser Schellenmänner müßte uns anjetzt etwas sehr Drolligtes scheinen; damahls war's adelich und groß.

Und wer weiß, ob dieses Fußconcert nicht ein Mahl wieder hörbar wird, sind doch ihre damahligen Begleiter, die kurzen Kleider, die in Camisöler verwandelten Röcke, bereits von neuem erschienen.

Auf ähnliche Weise war ja der hohe Kopfputz der Damen vor einigen dreyßig Jahren wieder aus dem Alterthume hervor gerufen: denn daß auch dieser bereits mehrmahl das schöne Geschlecht entstellt hatte, bezeugen die Schriftsteller von Franz des Ersten Zeiten.

Erließ doch die Mutter dieses edlen Königs bey ihrer Regentschaft, während seiner Gefangenschaft in Spanien, den Befehl, um in dieser Calamität Frankreichs den Aufwand zu mindern, die Damen sollten ihre carmoisin samtne Schleppen ablegen, wollene Kleider tragen, und die hohen Aufsätze erniedrigen. Qu'elles mettent bas leurs toupets et bouquets de cheveux qu'elles appellent Fricassées, et aient à se coeffer bas.

Und wer weiß nicht, wie die großen Halskragen der Damen, die sogenannten Henri quatres, welche besonders den Portraiten der schönen Gabrielle, und vielen unserer Damen so reitzend stehen, mehrmahls

wieder hervorgesucht worden sind. Ja in England fand man sie gegen das letztere Drittel des siebenzehnten Jahrhunderts, wie auch in Deutschland, völlig in die großen Halskragen der Hamburger und Braunschweigischen Prediger verwandelt. Sie lagen knapp an, und standen dadurch freylich weniger angenehm, dagegen zeigten sie mehr Bescheidenheit; ein Charakter, wodurch sich auch hier jene Insulaner schon damahls vor ihren transmarinen Nachbarn auszeichneten. Denn die von dem böhmischen Künstler Hollar über die weiblichen Anzüge Englands damahliger Zeit gegebene Gallerie biethet hiervon die gültigsten Beweise. (Ornatus muliebris anglicanus. Wenceslaus Hollar, Bohemus, fecit. Londin. 1640 *).

Selbst Moden, die wir wahrscheinlich jetzt durchaus für neu halten, die wir den frühern Zeiten kaum zutrauen dürften, sind oftmahls nur aufgefrischt. So tragen mehrere unserer reichen, jetzt dem Äußern nach gleichgeltend mit vornehmen Damen, kleine goldene Uhren an einer Kette oder Bande, als Halsgeschmeide. Dennoch war dieß schon zur Zeit der Ligue in Frankreich nicht ungewöhnlich. Das für die Sitten der damahligen Zeit so berühmte Journal de Henri III. bezeugt, daß damahls (1574 — 1600) ein junger Mensch gehangen sey, weil er eine Uhr, die ein Edelmann am Halse hangend trug, abgeschnitten habe, (coupant la monstre d'un Gentilhomme, qu'il portoit pendue au col). Unsere heutige Damen haben also nur jene Männermode geborgt; vielleicht mochte freylich die Uhr eines Cavaliers größer und schwerer seyn, als die unserer Damen, indeß war doch die Mode schon vor 400 Jahren da. Nihil sub sole novum!

Überflüssig zeigen nun freylich diese Beyspiele, wie alles den Kreislauf macht, wie die Laune, oder noch wohl mehr, die Dürftigkeit an neuen Combinationen in der Lehre der körperlichen Auszeichnungen das Veraltete wieder unwillkührlich zurückführt.

Selbst die heutige Mode, mit übernatürlich langen Schenkeln und hohen Hüften zu prunken, war sie nicht, wenn gleich nicht in so übertriebenem Grade der Lächerlichkeit, bereits vormahls erschienen?

Die Vorliebe für einen langen Untertheil des Leibes, beruhet unstreitig mit auf der Natur der Schönheit des menschlichen Körpers. Das schönste Ideal einer Menschengestalt nimmt man gewöhnlich vom Apoll zu Belvedere her; und es ist nicht zu läugnen, daß bey ihm die Schenkel, oder vielmehr der Theil des Leibes von den Hüften an, etwas weibliches an sich trägt.

Die Natur formte den Menschenkörper nach gewissen Verhältnissen, die wenigstens, wenn gleich nicht auf Theilchen der Einheit beschränkt, dennoch ein gewisses Maß, ein gewisses Größtes und Kleinstes halten. Wird dieß überschritten, so sehen wir einen mißgestalteten, häßlichen Körper.

Sie theilte z. B. den ganzen menschlichen Körper in bestimmte Theile ab, und man mag bey diesen Abtheilungen, wie die Alten, den Fuß, oder wie die neueren Zeichner, das Gesicht zum Maßstabe annehmen, genug ein solches Maß ist wirklich vorhanden, und die Schönheit der Menschengestalt gründet sich darauf.

Wenn man den ganzen Körper in drey Haupttheile theilt, so gibt es wieder Unterabtheilungen von dieser heiligen Zahl. „Das Verhältniß unter diesen Theilen, sagt Winkelmann, ist im Ganzen wie in dessen Theilen, und es wird sich an wohlgestalteten Menschen der Leib, nebst dem Kopfe zu den Schenkeln und Beinen mit den Füßen verhalten, wie sich der obere Arm zu dem Ellenbogen, und zu der Hand verhält."

Die Zeichner, z. B. der berühmte A. Dürer, rechnen aber für den Schenkel bis über das Knie zwey Gesichtslängen, für den Raum des Knies selbst zwey Drittel Gesichtslänge.

Wenn der weibliche Schenkel uns länger zu seyn scheint, so liegt dieß an einer sonderbaren Kunst der Natur, ihre nothwendigen Abweichungen von dem Lothe, oder vielmehr von der Geradheit, wenn ich so sagen dürfte, so viel möglich zu verschleyern, dem Auge minder unangenehm zu machen.

Dieß ist wirklich der Fall bey dem uns sonst so reitzenden weiblichen Körper. Das zur Bildung und Pflege des künftigen Menschen nothwendige Gemach erforderte einen weiteren Umfang des Beckens als bey dem Manne. Dieser größere Durchmesser brachte dann ebenfalls eine größere Entfernung der Schenkelköpfe hervor; hierdurch entstand gegen das Knie hin ein schieferes Zusammenlaufen der Schenkel selbst.

Gerade über den leicht hieraus erwachsenden Mißstand warf die Natur gleichsam einen Schleyer. Sie füllete den weiblichen Schenkel nicht nur überhaupt, voller, runder aus, sie legte oberwärts der Schenkel,

*) Or the several habits of English Women from the Nobility to te Country - Women, as they are in these times.

gerade wo die weitere Ausbiegung des Beckens den Augen unangenehm werden mußte, ein vom Unterleibe mählig herabgehendes Kissen; so ausgepolstert erschien der weibliche Schenkel nicht nur eben so gerade gebauet als der der Männer, er erhielt zugleich eine Fülle, eine Rundung von seltner Schönheit, die besonders in der Blüthe der Jugend hohen Reitz gewährt.

Eben hierin darf man wohl den Grund suchen, weßhalb der große Bildner des Apolls von Belvedere seinem Meisterstücke eine etwas über das natürliche Maß hinausgehende Länge der Schenkel, und daher des ganzen untern Gebäudes scheint gegeben zu haben. Apoll erhält hierdurch sowohl eine größere Hoheit, als auch eine an die weibliche Schönheit gränzende Grazie. Nirgend sieht man wohl eine größere Anzahl Jünglinge, welche sich dieser schönen Gestalt näherten, als in England; die zuvor angezeigte Gallerie der ältern Trachten auf dieser glücklichen Insel zeiget sehr deutlich einen ähnlichen Wuchs, und zugleich wie die damahligen Moden ihn bey beyden Geschlechtern sehr bemerklich machten. Von dort mag daher wohl die erste Idee ausgegangen seyn, diese Form durch die Tracht wo möglich zu erzwingen, und die Überspannung, welche besonders bey dem revolutionairen Gallier alles ins Ungeheure trieb, schuf nun Menschen, bey denen sich Kopf und Schenkel einander als nächste Nachbarn begrüßten; der Leib verschwand zwischen beyden fast gänzlich; der Kopf ruhete fast auf dem Hosenrande.

Gestand aber die Natur unläugbar dem äußern Körper-Abtheilungen zu, warum folgt der kultivirte Mensch nicht diesem treuen Wegweiser bey seiner Bedeckung? Wie könnte der Leib selbst mit zu dem Schenkel gehören, ohne die größte Unbequemlichkeit bey mehreren der nothwendigsten Bedürfnisse des Lebens?

Je minder eine Mode die Natur beeinträchtiget, je nützlicher ist sie, und je schöner gefällt sie dem unverdorbenen Auge.

Schädlich könnte man freylich diese Widrigkeit nur erst sodann nennen, wenn dadurch die Lebensfunctionen selbst gehemmt, oder auch nur beengt würden. Sollte dieß aber nicht der Fall seyn in Rücksicht des Unterleibes? Gerade hier liegen diese den Bauch so widernatürlich mit einschließenden Hosen gewöhnlich knapp an, und wenn hierbey das Beinkleid oberwärts zu enge zusammen geschnürt wird, dann verrichten die wichtigsten Eingeweide, selbst der Magen, ihre Function nur schlecht, die Circulation wird beengt, und der Oberleib, so viel noch davon da ist, leidet so wie der Kopf selbst.

Noch widernatürlicher scheint indeß diese Tracht, wenn man das Klima hierbey zu Rathe zieht. Vom Halse bis zu den Füßen eine einzige Säule, mit einem dichten, nicht sehr weiten Gewande umspannt, genießt der Körper weit weniger der freyen Ausdünstung, als bey mehreren gewöhnlichen Abtheilungen des Leibes.

So entsteht dann gleichsam ein steter Cylinder von menschlichen Dünsten, ein Meer von wirklich mephitischer Luft, die desto schädlicher ist, je dichter das umgebende Gewand das Sauerstoffgas (Lebensluft) hindert von außen hereinzudringen; hierin schwimmt ununterbrochen fast der gesammte Körper.

Und was spräche hierzu wohl das europäische Klima, mit seinen regelmäßigen Abwechselungen, und noch mehr mit seinen unzuberechnenden Launen?

Gegen erstere träfe man indeß einigen Schutz. Man änderte nur die Natur des Stoffes jenes großen Cylinders; aber für letztere, für die im Norden und im Mittel unseres Welttheils oft stündlich wechselnde Atmosphäre? Je nun perfer et obdura, leide und halte aus du Anbether der Mode; dafür wandelst du in deiner Universalhose umher, stolzierest daneben, der Stereometrie zum Hohne, in einem ungeheuren zweyeckigen Hute, und wirst von allen Thoren bewundert und — von allen Klugen belacht.

Indeß ist diese Thorheit der Männer doch oftmahls nicht von großer Schädlichkeit, auch wirkt sie nur auf das gegenwärtige Individuum, dagegen finden wir eine jetzt in Umlauf gekommene Mode unserer Damen, die sowohl der Gegenwart als der Nachkommenschaft furchtbar ist, und der Natur Trotz biethet.

E. A. W. von Zimmermann.

(Der Beschluß folgt im künftigen Jahre.)

Wie sich die Zeiten und Sitten ändern!

1) Fragment aus dem Tagebuche einer englischen Herzoginn des fünfzehnten Jahrhunderts.

Elisabeth, die Gemahlinn des Königs von England, Eduard IV. war eine geborne Herzoginn von Woodwill. Eduard heirathete sie als Witwe des Lords Joh. Gray, mit welchem sie zuerst vermählt gewesen war. Sie starb als Königinn, nach ihrem zweyten Gemahl, um das Jahr 1490.

Vor ihrer ersten Ehe hielt sie sich ein Tagebuch, das von ihrer eigenen Hand geschrieben, noch jetzt als eine

merkwürdige Reliquie aufbewahrt wird. — Folgendes ist wörtlich daraus genommen:

„Am Montage — stand ich früh gegen vier Uhr auf, um der Katharine bey dem Melken der Kühe behülflich zu seyn.

Um sechs Uhr gefrühstückt.

Um sieben Uhr ging ich mit meiner Mutter (der Herzoginn von Woodwill) auf den Hof, wo wir acht und zwanzig armen Leuten, theils Männer, theils Weiber, Speise austheilten. Rogeer äußerte deßfalls einiges Mißvergnügen, weil wir ihn darüber warten, und unser Mittagsessen kalt werden ließen. Ich konnte mich nicht enthalten, ihm dagegen einen scharfen Verweis zu geben.

Um zehn Uhr speiseten wir zu Mittag. Joh. Gray (ihr nachheriger Gemahl) ist einer von denen, die uns gemeiniglich besuchen. Er ist ein sehr braver junger Mensch. Allein — was geht mich das an? Ein tugendhaftes Mädchen muß sich den Absichten seiner Ältern treulich überlassen.

Johann speiset nicht viel. Er hat mir während des Essens sehr viele zärtliche Blicke zugeworfen.

Um drey Uhr ist das Haus des armen Robertson durch einen Zufall gänzlich abgebrannt. Johann Gray that der Gesellschaft den Vorschlag, zum Besten dieses armen Bauern eine Collekte zu machen, und gab selbst zu diesem Endzweck sogleich fünf Pfund Sterling her. Nie kam er mir so liebenswürdig vor, als in diesem Augenblick; nie waren seine Blicke mir so rührend.

Um vier Uhr war Bethstunde.

Um sechs Uhr das Geflügel im Hofe gefüttert.

Um sieben Uhr das Abendessen. Das Feuer bey dem Robertson war die Ursache, daß wir so spät aßen."

* * *

2) Fragment aus dem Tagebuche einer jetzigen englischen Herzoginn.

„Um zwölf Uhr aufgestanden. Brooks bath um Erlaubniß, mir ein artiges Mopshündchen zu zeigen; ich kaufte es für zehn Guineen.

Ein Uhr. Herr W. trank Chocolade mit mir. Ich erzählte ihm, wie viel ich in der vorigen Nacht durch's Kartenspiel verloren hatte. Er rieth mir, dem Beyspiel der Lady H. zu folgen, welche mehrere Juwelen, die als alte Heirathsgeschenke in der Familie ihres Mannes aufbewahrt worden, verkauft hatte.

Zwey Uhr. Zu Christins Auctionssaal. Die häßliche Bethschwester, Lady D. hatte ihren Sinn auf das griechische Gebethbuch der Königinn Maria von Schottland gesetzt; es wurde bis zu vier Guineen aufgetrieben. Ich möchte keine vier Schillinge dafür geben, aber — um sie zu plagen, both ich gegen sie auf, bis es ihr zu fünfzehn Guineen zugeschlagen wurde. Ich sah die Kutsche meiner Tante, der verwitweten G. vor der Thür der Madam R. stehen, die im Wochenbett liegt. Ich hatte meine Tante in einer Ewigkeit nicht gesehen, und eilte, um ihr einen Besuch zu machen, da ich gewiß war, sie nicht zu Hause zu finden.

Vier Uhr nach Hydepark gefahren, und in Kensingtongarten spaziert. Mein Mann begegnete mir, die Operntänzerinn Milanetti am Arm. Es ist abscheulich, daß ein Mann von Rang mit solchen Geschöpfen öffentlich erscheint.

Sieben Uhr. Mittagsmahl. Große Gesellschaft, bloß Gäste des Herzogs. Ich wollte mit keinem ein Wort sprechen, und sah während der ganzen Mahlzeit sehr finster aus. Zuletzt starrte ich dem Bischof von S. gerade ins Angesicht, und brach in ein schallendes Gelächter aus, so daß der fromme Kirchenvater ganz außer Fassung gerieth. Ich that dieß, um den Herzog zu bestrafen, daß er sich weigerte, meine Spielschulden zu bezahlen. Sein Geitz läßt mich alle Geduld verlieren, weil er gerade 4000 Pf. empfangen hat, um einen Freund des Ministers ins Parlament zu bringen.

Zehn Uhr. In die italienische Oper. Ich kam zum letzten Act noch früh genug. Der Minister kam zu mir in die Loge, und bath mich, meinen Einfluß bey Hrn. W. zu gebrauchen, um denselben von der Opposition abzuziehen.

Der Minister versprach mir einen Platz im Zollhause für meinen Friseur.

Zwölf Uhr. Pharao gespielt bey Madam M. Fünfzehn Guineen von Madam W. geliehen.

Zwey Uhr. Nach Ranelagh. Oberst O. flüsterte mir zu, daß der Herzog sehr viel Aufmerksamkeit auf die Gemahlinn des *** Gesandten verwende. Ich wünsche ihm von Herzen Glück. Lord P. versicherte mich, daß meine Schminke mir wunderschön zusage.

Vier Uhr. Zu Bette. Mein Kammermädchen erzählte mir während des Auskleidens, daß der Herzog noch nicht zu Hause gekommen wäre.

G. —

Gedruckt bey Anton Strauß in Wien.



Der Sammler

Dinstag, den — 154. — 25. December 1810.

Der Abbé Primi.

Primi war in Bologna geboren, Sohn eines Strumpfwirkers, und besaß neben einer schönen Gestalt, Verstand und eine große Neigung sein Glück zu machen. Er beschloß deßwegen nach Frankreich zu gehen, begab sich nach Lyon, und nahm einen Platz in einem Wagen nach Paris. In diesem Fuhrwerk befand sich ein Mensch von Verstand, Nahmens Duval, welcher Freundschaft für Primi bekam. Unter den übrigen Mitreisenden befand sich einer, der so übel roch, daß die ganze Gesellschaft wünschte, sich seiner entledigen zu können. Duval übernahm dieß mit Primi's Hülfe, und nachdem sie unter einander einig geworden waren, wie man die Sache angreifen müßte, fragte er Primi: ob man dem in Frankreich verbreiteten Gerüchte Glauben beymessen könnte, dem zu Folge man in Italien mit Leichtigkeit aus bloßer Ansicht der Handschrift eines Menschen wissen könnte, was diesem begegnet sey, und was ihm noch begegnen würde? Primi versetzte, daß er diese Kunst keineswegs für unumstößlich gewiß halte, daß man indessen sehr oft glücklich darin sey, und daß er selbst, da er sich zu seinem Vergnügen mit diesem Studium abgegeben habe, fast nie etwas in der Schrift eines Menschen bemerkt hätte, was ihm nicht wirklich begegnet sey, oder ihm hätte begegnen müssen.

Duval, dem Primi's Bescheidenheit Muth zu machen schien, zeigte ihm seine Handschrift. Der Italiener macht ihm, nachdem er sie untersucht hat, eine lange Erzählung von außerordentlichen Begebenheiten, Krankheiten, Erbschaften und galanten Abenteuern. Duval gesteht alles, was ihm von der Vergangenheit gesagt wird, ein, und nimmt die Hoffnungen, die ihm wegen der Zukunft gemacht werden, an. Andere Reisende überreichen Primi auch ihre Handschrift, der ihnen frühere Begebenheiten erzählt, deren Wahrheit sie anerkennen, und das Zukünftige scheinen sie zu glauben. Der Übelriechende erstaunt über das, was er eben hört, gespornt durch die Neugierde, und voll Zutrauens durch Primi's scheinbaren Erfolg, zeigt er ihm seine Schrift, und bittet ihn, auch ihm zu sagen, was ihm begegnen würde. Primi's Gesicht wird während des Lesens traurig, und er gibt ihm das Papier zurück, ohne etwas anders zu sagen, als daß er glaubt sich zu betrügen. Doch jener dringt so heftig in ihn, daß ihm Primi endlich gesteht, die Reise, welche er unternommen habe, werde die traurigsten Folgen für ihn haben, und er in Paris ermordet werden. Außer dem Fehler, seines Nächsten Luft zu verpesten, war dieser Mensch argwöhnisch und feig. Er dachte über die Prophezeihungen des Italieners nach, verließ aus Furcht eines unglücklichen Endes das Fuhrwerk, und begab sich nach Haus. Voll Freude, von diesem unangenehmen Menschen befreyt zu seyn, machte Duval dem Primi sein Compliment über den glücklichen Er-

folg, und setzte hinzu, daß mit seinen Talenten er wahrscheinlich sein Glück machen würde, wenn er den Weg befolgen wollte, den man ihm vorschreiben könnte. Primi versprach Duval'n Gelehrigkeit, der ihn bey seiner Ankunft dem Abbé de la Baume, nachherigem Erzbischof von Embrun vorstellte, der mit der schönsten Gestalt einen liebenswürdigen und gebildeten Geist verband, und viel Leichtigkeit und Gewandtheit im Umgang mit Frauenzimmern hatte, von denen er sehr viele kannte, vorzüglich die Prinzessinn Henriette von England.

Nachdem der Abbé de la Baume einige Mahl Primi gesehen hatte, und in seiner Feinheit, Dreistigkeit, in seinem Jargon selbst aus dem Italienischen und Französischen zusammen gesetzt, alles fand, was den Menschen imponiren kann, schloß er ihn während sechs Wochen ein, und ließ ihn Niemanden sehen als den Herzog von Vendome und dessen Bruder, den Großprior von Frankreich, denen er ihn vorstellte. Sie wandten die Zeit dieser Zurückgezogenheit dazu an, den Italiener über die Genealogie der Hauptpersonen, ihre Verbindungen, Freundschaften, Liebschaften, ihren Haß u. s. w. zu unterrichten; und als sie glaubten, daß er weit genug sey, breitete der Abbé de la Baume in der Gesellschaft aus, daß er einen Italiener kenne, dem weder Vergangenheit noch Zukunft verborgen sey, sobald ihm jemand seine Handschrift zeigte. Männer und Frauenzimmer, der Hof und die Stadt liefen zu Primi, und alle kamen erstaunt über seine Antworten zurück, da sie aus seiner Darstellung des Vergangenen auch das Zukünftige, was er ihnen sagte, glaubten. Vorzüglich nahm ihn die Gräfinn von Soissons in ihren Schutz, und suchte ihn auszuforschen; und nimmt man Rücksicht auf ihren Geschmack an Intriguen, so ist es sehr wahrscheinlich, daß sie sich in die von Primi einließ. Die Herzoginn von Orleans wollte Primi sehen, der sehr unterrichtet über die Begebenheiten ihres Lebens sprach, und nicht einmahl ihre damahligen Verbindungen mit dem Grafen von Guiche unbemerkt ließ, was sie in solches Erstaunen setzte, daß sie Primi dem König wie einen außerordentlichen Menschen mahlte, und den Monarchen drängte, ihm auch seine Handschrift zur Untersuchung zu geben. Nachdem dieß Ludwig der Vierzehnte lange Zeit verweigert hatte, gab er ihr endlich ein Billet, das von seiner Hand zu seyn schien, und welches die Herzoginn so bald als möglich Primi überlieferte, der es für die Handschrift eines alten Geitzigen, eines Wucherers, eines Menschen, der unfähig sey, je etwas Schönes oder Gutes zu thun erkannte; das Erstaunen der Herzoginn war groß, ihren Wahrsager auf diese Art fehlen zu sehen; sie nahm das Billet mit der Versicherung zurück, daß er sich dieß Mahl auf eine grobe Art betröge, aber der Italiener versicherte, daß er sich nicht betröge. Die Herzoginn gab das Billet dem König, und erzählte ihm, was Primi gesagt habe. Der Monarch war um desto mehr darüber erstaunt, da dieses Billet, welches er wie seine eigene Schrift gegeben hatte, in der That die des Präsidenten Rose, seines Cabinetssekretairs war, welcher Ludwig des Vierzehnten Handschrift so gut nachmachte, daß ihm dieser die Antworten auf viele Sachen übertrug, die er für seine Schrift gehalten haben wollte, und Primi hatte dieß vom Herrn von Vendome erfahren. Übrigens warf man Herrn Rose alle die Fehler vor, die Primi dem Urheber des Billets Schuld gegeben hatte.

Der König wollte das Geheimniß enthüllen, und trug Boutemps, seinem ersten Kammerdiener, auf, den Italiener den andern Morgen in sein Cabinet zu bringen, dem er sagte: „Primi, ich habe Ihnen nur zwey Worte zu sagen: Ihr Geheimniß, das ich mit zweytausend Livres Pension bezahlen werde, oder den Strick!" Natürlich zog der Italiener die Pension dem Stricke vor, und machte darauf den König sehr munter dadurch, daß er ihm seine Abreise von Bologna, sein Zusammentreffen im Wagen von Lyon mit den andern Reisenden, das Vertreiben des Übelriechenden, seine Verbindung mit Duval, durch diesen mit dem Abbé de la Baume, und durch diesen Abbé mit dem Herrn von Vendome, erzählte; alsdann seine Zurückgezogenheit von sechs Wochen, und zuletzt alles, was die Rolle, die er spielte, vorbereitet und erhalten hatte, und unter den von ihm verursachten lächerlichen Auftritten alle die, die der König hören wollte. Als der Monarch den Italiener verließ, ging er zu den Königinnen und sagte ihnen vor dem ganzen Hof: Nachdem ich lange das Verlangen Primi zu sehen bekämpft habe, habe ich endlich unterlegen. Ich komme eben von einer Unterredung mit diesem außerordentlichen Menschen, und ich muß gestehen, daß er mir Sachen gesagt hat, die nie irgend ein anderer seiner Art einem Menschen gesagt hat. Jedermann war überzeugt, in den Ausdrücken des Königs einen neuen Beweis für die Außerordentlichkeit von Primi's Talenten zu sehen, sein großer Ruf vermehrte sich dadurch, so wie seine Hoffnungen sein Glück zu machen.

Der Abbé Primi, der sich auf diese Art durch eine Charlantanerie Bekanntschaft am Hofe gemacht hatte, wollte sich durch einen ernsthafteren Dienst daselbst etabliren. Er hatte, wie damahls viele Andere, die Absicht, die Geschichte von Ludwigs des Vierzehnten Großthaten zu schreiben, und schmeichelte sich, in der Stelle eines italienischen Historiographen, welche tausend Thaler Besoldung eintrug, dem Abbé Vittorio Siri nachzufolgen. Er hatte sich mit Dangeau verbunden, selbst mit Rose, der ein Mann von Verstand ihm ohne Schwierigkeit seinen Scherz verziehen hatte; der Abbé de Choisi selbst hatte es übernommen, seine Werke zu übersetzen. Louvois erlaubte ihm der Armee in den Krieg nach Holland zu folgen. Er schrieb ihren ersten Feldzug, der Italienisch gedruckt wurde. Dieses kleine Buch, das ziemlich schlecht ist, ist merkwürdig, weil es zu einer Intrigue diente. Nachdem Carl der Zweyte, König von England, zwölf Jahre hindurch Geld von Frankreich erhalten, und dessen Ehrgeitz gedient hatte, sah er die Gefahr dieser Verbindung ein, und handelte von nun an dem Interesse seiner Nation und des Parlaments gemäß. Ludwig der Vierzehnte, oder vielmehr das Cabinet von Frankreich, sah mit Verdruß diese Einigkeit zwischen dem Fürsten und seinem Volk. Um sie zu stören, kam man auf den Gedanken, eine französische Übersetzung der Geschichte des letzten Kriegs vom Abbé Primi erscheinen zu lassen, worin er viel zu erklärende Details über die Unterhandlung, den geheimen Vertrag, und die Reise der Herzoginn von Orleans nach Dover im Jahr 1670 gab. Sobald Herr von Croissi, damahls Minister der auswärtigen Angelegenheiten, der wahrscheinlich nichts von dieser dem Louvois übertragenen Intrigue wußte, das Buch zu Gesicht bekam, brachte er es in den geheimen Rath. Der König schien bestürzt, und befahl auf der Stelle, daß Primi in die Bastille gebracht, seine Papiere ergriffen werden sollten u. s. w. Dieß geschah im July 1682, im December war Primi schon wieder mit einer großen Vergütung, die ihm beym Austritt aus dem Gefängniß ausgezahlt wurde, in die Welt zurückgekehrt. In Dalrymples Memoiren findet sich die Correspondenz des englischen Gesandten, Lord Pretton, die keinen Zweifel über diese diplomatische Maltice übrig läßt.

Nach dieser Begebenheit änderte Primi seinen Nahmen, und führte die Nahmen Visconti, Graf von Saint-Mayol und nachher Ammonio. Doch scheinen die großen Intriguen sein Glück wenig vorwärts gebracht zu haben, weil er zuletzt in den bürgerlichen Stand und die bürgerliche Gesellschaft zurück trat, in dem er die Tochter des berühmten Buchdruckers Friedrich Leonard heirathete. Die Geschichte dieses Avanturiers, welche die Sitten und die Politik dieser Zeit ganz gut darstellt, schien einer Stelle in diesem Blatte nicht unwerth.

Des Kindes Wasserfahrt.

In der Mitte des Schiffleins sitzt ein Kind,
Ein Mann ihm und Weibchen zur Seite,
Die geben bey Sturmen und brausenden Wind
Dem Kindlein liebend Geleite.
Mit dem Ruder die Wellen Empfindung theilt,
Damit es nie säumend zum Ziele hineilt.

Das Ziel der Fahrt ihm zeiget der Geist;
Der lenket bedächtig das Steuer,
Sie alles dem Kleinen am Wege weist,
Hier sieht er, dort wird ihm was theuer;
Es drängen sich Wellen und Nachen an ihn,
Das einige Paar führt sicher ihn hin.

Oft neigt sich das Weibchen im Kahne hinaus,
Will glänzende Fischlein hier fangen,
Dort nahe dem bluhenden Eiland den Strauß
Von duftenden Blumen erlangen.
Da fängt an der Nachen hinüber zu schwanken,
Doch hält ihn der steuernde Mann im Wanken.

„Du, Weib: nicht schaukle mit leichtem-Sinn,
„Sonst werd' ich in Fesseln dich legen."
„„Du, Mann! dort steure zum Eiland hin
„„Der blühenden Zweige wegen;
„„Ich werfe dich mächtig sonst über Bord
„„Und schiff' allein mit dem Kleinen fort.""

Es kämpfen im Nachen Empfindung und Geist.
Er schwanket und schöpft schon Wellen,
Der Winde Gewalt ihn wirbelnd reißt,
Dem Kinde die Thränen entquellen.
Da wirft es sich bang vor die Streitenden hin,
Und flehet mit kindlichem Unschuldsinn:

Weib! reiche mir Blüthen! — Mann! steure zum Ziel;
Ohne Ziel mich Blumen nicht freuen:
Doch laß auch, o Steurer, dem Weibchen das Spiel,
Mir Bluthen zu pflucken, zu streuen.
Und Beyde rühret das kindliche Wort,
Sie gehen friedlich an ihren Ort.

Fr. Richter. *)

*) Der Verfasser war Arzt, mein Landsmann und Freund. Er hatte mir bey seiner Abreise von Wien einen Theil seiner Arbeiten übergeben, um sie zum Drucke zu befördern. Bald darauf brach der Krieg aus, und er wurde ein Opfer seiner Anstrengungen in den Lazarethen. Er starb (1805) in Commotau, seiner Vaterstadt in Böhmen; zu früh für die leidende Menschheit! Ob auch fur die Musen zu früh, mögen die Leser entscheiden, wenn ich ihnen sage, daß er kaum das vier und zwanzigste Lebensjahr erreichte.

Alois Zettler.

Auszug aus der historischen und literarischen Botanik (botanique historique et litteraire), der Frau von Genlis.

Die Myrte.

Die Myrte ist der Liebe geheiligt, und dieß wahrscheinlich wegen ihres Geruches, der Zartheit ihrer Blätter, der Annehmlichkeit ihrer Blumen und ihrer länglichen Zweige, von denen sich so leicht Kronen und Kränze winden lassen, und vielleicht auch, weil dieser Baum in seinem natürlichen Zustande, im frischen Sande wächst, wo er jede andere Pflanze aus seiner Umgebung verbannt, gleichsam als wolle er allein das eingenommene Gebieth beherrschen: ein treues Bild der Gottheit, deren Herrschaft er versinnbildet.

Pausanias erzählt, daß Pelops, um Hippodamiens Liebe zu erhalten, der Venus zu Lemnos ein Denkmahl von grünender Myrte errichtet habe. In der Nähe von Trezene zeigt man eine Myrte, unter welcher, der Sage nach, Phädra den auf seinem Wagen der Jagd zueilenden Hippolit von weitem betrachtet haben soll; in Träumereyen versunken, durchstach sie mit ihrer Haarnadel die Blätter dieser Myrte. An dieser Stelle wurde ein der Venus speculatrix geheiligter Tempel erbauet.

Der Granatbaum.

Rapin gibt uns in seinem Gedichte folgende Fabel über den Ursprung dieses Baums:

Eine scythische Jungfrau befragte die Wahrsager über ihre Zukunft, und erhielt die Versicherung, gekrönt zu werden. Bacchus wurde, indem er ihr eine Krone versprach, ihr Verführer; nachdem er sie verlassen, wurde sie in einen Granatapfel verwandelt. Der Gott, von später Reue ergriffen, und seines Versprechens eingedenk, zierte diese Frucht mit der verheißenen Krone, welche sie vor dieser Begebenheit nicht hatte.

Man hat den Granatapfel zum Symbol der Demokratie gemacht, da er der Krone wegen, doch eher ein passendes Bild der Königswürde wäre.

Notitzen.

Wien. — Am 18. d. M. wurde im k. k. Opern-Theater zum ersten Mahle gegeben: Das zugemauerte Fenster, ein Singspiel in einem Aufzuge nach A. v. Kotzebue. Musik von Herrn Kapellmeister Gierowitz.

Ein unvermuthet gefundener Schatz, der zwey hoffnungslos Liebende auf den Gipfel ihrer Wünsche stellt, ist der, mit Kotzebue'scher Laune bearbeitete Stoff dieser kleinen Oper. Der Dialog hat viel Witz, welcher besonders von Herrn Weinmüller trefflich herausgehoben wurde. Die Musik, in welcher sich das Terzett Nr. 3. und das Quintett Nr. 7. vortheilhaft auszeichnen, ist in einem leichten, gefälligen Genre geschrieben, und erhielt Beyfall.

Mlle. Laucher, die Herren Weinmüller, Saal, Demmer d. ä. und Ehlers, unterstützten dieses Singspiel durch ihren Gesang und ihr Spiel auf das Beste.

M.

Berlin im Novemb. — Das Weigelsche Singspiel: Die Schweizerfamilie, wurde hier zum ersten Mahl gegeben, und mit allgemeinstem, ungetheiltem Beyfalle aufgenommen. In der That ist diese Operette eine der besten, die es gibt, und im idyllischen Styl vielleicht die beste, welche wir besitzen. Besorgt man zu Anfang, der Stoff sey zu einfach, um für drey Acte hinzureichen, so ist die Mitte und das Ende nur um so reitzlicher, da wider alles Erwarten mit jeder Scene das Interesse steigt, und am Schluß eine so völlige Befriedigung eintritt, als nur wenige Stücke sich mögen rühmen können. Sehr kunstreich ist besonders die Scene des Wiedersehens der beyden Liebenden bis ganz nahe am Schlusse hingezögert, und so schließt das Ganze grade mit dem Wesentlichsten und Wichtigsten, was nur zu oft nicht der Fall ist, so daß der Schluß durch müßige Anhängsel und Flickscenen verunstaltet wird. Auch darin zeichnet sich das Stück vortheilhaft aus, daß es zu den wenigen gehört, welche das Rührende auf eine freye, wahrhaft poetische Weise behandeln, und so die einseitigen Ästhetiker, die das Rührende verwerflich finden, durch die That widerlegen. Der hohe Werth der Musik ist zu anerkannt, um noch einer besondern Erwähnung zu bedürfen. — Die Darstellung war gut. Den Grafen gab Hr. Beschort, den Verwalter Hr. Labes, den Bauer Hr. Gern, dessen Frau Mad. Lenz, deren Tochter Dem. Herbst, den Hirten Hr. Rebenstein, und den Paul Hr. Weitzmann.

Bey nunmehr sich seinem Ende nahenden zweyten Jahrgange des Sammlers halten es der Herausgeber und Verleger für ihre Pflicht, den Herren Abnehmern für ihre Theilnahme zu danken; sie werden dieselbe auch im künftigen Jahre durch die Wahl der Aufsätze, durch die Genauigkeit der Ausgabe, und durch die sich immer gleich bleibende Schönheit der Auflage zu verdienen suchen. Diese Zeitschrift wird wie bisher wöchentlich drey Mahl, Dinstag, Donnerstag, und Samstag Morgens erscheinen. — Die gestiegenen Preise aller Materialien, besonders des Papieres und der auswärtigen Journale, nöthigen den Verleger zu einer kleinen Erhöhung, die gewiß jeder Abnehmer billig finden wird. — Die Vorausbezahlung kostet für das künftige Jahr ganzjährig 25 fl., halbjährig 12 fl. 30 kr., und vierteljährig 6 fl. 15 kr. — Bis zu dem neuen Jahre sind von den ersten zwey Jahrgängen noch einige Exemplare um 20 fl. zu haben. Nach dem neuen Jahre kostet der Jahrgang ebenfalls 25 fl. — Auswärtige Liebhaber, welche diese Zeitschrift wöchentlich zu haben wünschen, belieben sich an das nächste Postamt zu wenden. Die Versendung in monathlichen Heften besorgt, für das Inland, die Anton Dollische Buchhandlung um den Pränumerationspreis von 25 fl.

Gedruckt bey Anton Strauß in Wien.



Der Sammler

Donnerstag, den — 155. — 27. December 1810.

Feyerlichkeiten und Feste in Spanien. *)

In Spanien gibt es sowohl Nationalfeste als solche, welche einzelnen Städten oder Bezirken eigen sind. Im Ganzen lieben die Spanier kirchliche Feyerlichkeiten; aber weit mehr in den Provinzen der Krone von Arragonien, d. h. in dem Königreiche gleiches Nahmens und in denen von Valencia und Catalonien, als in denen der Krone von Castilien, die fast alle übrigen Provinzen der spanischen Monarchie in sich begreift. Man feyert sie in den verschiedenen Provinzen auf verschiedene Art; einfach sind sie in den Provinzen der Krone von Castilien, glänzend und prächtig in denen der Krone von Arragonien. In den Letztern verschwendet man Verzierungen aller Art; die Decorationen gehen bis ins Unendliche; die Reichthümer stellt man mit Pracht zur Schau; die Illuminationen sind zahlreich; eine Menge Fackeln, Wachskerzen und Lichter erleuchtet die Schiffe, Capellen und Altäre der Kirchen. Der Anzug der Priester entspricht der Pracht dieser Feste; er ist einfach und anständig in den Provinzen der Krone von Castilien; aber sehr schön und sehr reich in denen der Krone von Arragonien. In den Erstern hält man wenig Aufzüge, in den Letztern sind sie sehr zahlreich, und werden mit viel Pracht und Glanz, oft mit wahrhaft profanen Zusätzen gefeyert. Den Kranken bringt man in den Provinzen der Krone von Castilien das Allerheilige, besonders in dem Kirchsprengel von Toledo mit wenig Pracht; in denen der Krone von Arragonien hingegen mit vielem Pompe und vieler Feyerlichkeit.

Die Fuegos de Polvora oder Feuerwerke waren in Spanien sehr gewöhnlich; die Spanier hatten für diese Art von Vergnügen einen entschiedenen Geschmack; man sah sie daher bey allen öffentlichen und besondern Feyerlichkeiten; bey der geringsten Gelegenheit hatte Jedermann Racketen und Schwärmer in den Händen; bisweilen aber entstanden hieraus traurige Unfälle; die Regierung hat sie daher seit einigen Jahren verbothen. Allein trotz des Verbothes erlaubt man sie sich doch bisweilen noch verstohlen, und die Polizey schließt bey der Übertretung desselben die Augen zu, wenn man nur nicht einen allzu großen Mißbrauch davon macht. Feuerwerke machten einen Theil der Feste aus, welche die Stadt Barcelona dem Könige im Jahre 1802 bey seiner Anwesenheit daselbst gab; allein man konnte in Spanien keinen Feuerwerker finden, der sie verfertigen konnte; dieß war eine Folge des Verbothes. Man mußte daher Feuerwerker von Perpignan kommen lassen.

Während des Carnevals waren sonst die Maskeraden in Spanien, besonders in den Provinzen der Krone von Arragonien, sehr gewöhnlich. Auf den Straßen

*) Alexander de Laborde mahlerische und historische Reise in Spanien.

und auf Bällen sah man eine Menge vermummter Personen; Leute von jedem Geschlechte und von jedem Stande mischten sich untereinander, weil sie verkleidet und vermummt waren. Man ließ es sich angelegen seyn, in den ausgesuchtesten und schönsten Anzügen zu erscheinen; man vereinigte sich in Gesellschaften, die verschiedene Gegenstände vorstellten, und oft ein auffallendes mahlerisches Ganze bildeten. Die Stadt Barcelona war eine von denen, die sich hierin am meisten auszeichneten; der Spaziergang Rambla war mit Masken aller Art bedeckt. Auch hatte diese Stadt öffentliche Bälle, die man Pecetabälle nannte, weil der Eintritt eine Piecette oder 20 Sous kostete; es strömten Masken in Menge hinzu, alle Stände mischten sich untereinander, und das Ganze gewährte einen sehr glänzenden Anblick. Unter der Regierung Philipps V. aber erschien ein Gesetz, daß diese Art von Lustbarkeit verboth; die Masken verschwanden, und die öffentlichen Bälle hörten auf. Als der Graf von Aranda Präsident des Raths von Castilien geworden war, erhielt er von Carl III. die Wiederherstellung derselben. Von dieser Zeit an nahmen die Bälle mit einer Wuth wieder ihren Anfang, die um so größer war, je länger man sie entbehrt hatte. Barcelona eröffnete seine Pecetabälle wieder; auch Madrid hatte seine öffentlichen Bälle, die sehr glänzend, ja oft prächtig waren; allein auf den Sturz des Ministers, der ihr Begünstiger war, folgte auch der Fall der Einen und der Andern; die Entfernung des Grafen von Aranda war auch der Zeitpunct ihrer neuen Ächtung. Die Masken wurden wieder verbothen, die öffentlichen Bälle untersagt, und Spanien wurde nach Holland und Portugal das traurigste Land zur Carnevalszeit.

Wegen des elenden Zustandes, in welchem sich das gemeine Volk zu Barcelona während eines Kriegs befand, welcher für den Handel höchst nachtheilig war, führte man sie zum Vortheil der Armen wieder ein.

In Spanien trifft man noch ein Bild der Turniere aus den Ritterzeiten an; sie machten einen Theil der Feste aus, welche die Mästranzas zu Valencia, zu Grenada, zu Sevilla, und zu Ronda alle Jahre geben; sie sind ein Theil der Mondas zu Talavera de la Reyna; oft beschließen sie auch die Lustbarkeiten des Hofs zu Ende seines Aufenthalts zu Aranjuez; die Herren turnieren in Gegenwart der königlichen Familie; heut zu Tage nennt man sie Parejas.

Die Stiergefechte sind ein wahres Nationalschauspiel. Der Geschmack der Spanier für diese Art von Belustigungen geht bis zur zügellosesten Leidenschaft; sie verlassen alles und opfern alles auf, um sich dasselbe zu verschaffen; es erregt in ihnen die lebhafteste Freude und den größten Enthusiasmus; auch findet man allenthalben selbst in kleinen Städten, dazu bestimmte Plätze. Dieß Schauspiel ist das Fest aller Feste; sobald es angekündigt wird, trifft alles Anstalt, um sich in Scharen dahin zu begeben; von allen Seiten eilt man herbey: die Frau verläßt ihre Wirthschaft, der Krämer seinen Laden, der Handwerker seine Werkstätte, der Ackermann seinen Pflug, und der Landmann seine Gefilde: Personen von Stande sind eben so begierig darnach; auf allen Gesichtern sieht man die Freude und die Erwartung des Vergnügens gemahlt. Man beschäftigt sich weiter mit nichts als mit dem Stiergefechte; sorgfältig erkundigt man sich nach den Nahmen der Kämpfer; man erhebt ihre Geschicklichkeiten oder setzt sie herab; man macht sich auf ein größeres oder geringeres Vergnügen gefaßt, je nachdem sie mehr oder weniger berühmt sind; ganz Spanien kennt ihre Nahmen; bisweilen werden sie mehr gepriesen als der geschickteste und glücklichste General einer Armee; man nimmt an ihnen mehr oder weniger Antheil, und geht zu Gunsten dieses und jenes Wetten ein. Diese Wuth dauert sogar nach dem Stiergefechte noch fort, das den Inhalt aller Unterhaltungen ausmacht; man beurtheilt die Talente derjenigen, die auf dem Schauplatz erschienen sind; man stellt Erörterungen über ihre Gewandtheit, Fehler und ihr Glück an, man rühmt die Geschicklichkeit und die Heldenthaten der Stiere, der Toreadores und Picadores. Die Interessen sind verschieden; jeder vertheidigt seine Partey; der Geist geräth in Lebhaftigkeit, die Köpfe erhitzen sich, und die Unterhaltung artet oft in Zank aus.

Die Toreadores selbst oder die Stierfechter sind von der Vorzüglichkeit ihres Standes fest überzeugt; sie sind eben so stolz und eitel darauf, als ein General, der mehrmahls gesiegt hat; es gibt sogar Leute darunter, die ihre Kunst auf Grundsätze haben bringen wollen. Ein gewisser Popehillo, ein Stierfechter, machte vor einigen Jahren ein Werk über diesen Gegenstand bekannt, das den Titel führt: Toromachia ó Arte de Torear á pie y á cavallo.

Seit mehrern Jahren ist dieß Schauspiel aufgehoben worden; es ist daher unnöthig, dasselbe zu beschreiben; auch könnte ich nichts mehr zu dem Gemählde

hinzusetzen, das Herr Bourgoing in seinem Werke über Spanien davon geliefert hat. *) Ich verweise die Leser hierauf, und will bloß noch einige Bemerkungen hierüber beyfügen.

Dieß Schauspiel ist nicht bloß grausam, sondern auch langweilig; es besteht in einer Reihe von Scenen, deren Einförmigkeit jedes Interesse vernichtet. Anfänglich macht es einem Fremden Vergnügen; allein bald macht dem Vergnügen eine Bewegung von Mitleid für die Pferde Platz, welche mit keinen Vertheidigungswaffen versehen sind; es erfolgt Langeweile; an deren Stelle endlich Ekel tritt.

Fürs Stiergefechte hat der Spanier einen ganz besondern Geschmack; das Ganze desselben ist prächtig, die einzelnen Scenen aber sind empörend. Es ist auch höchst nachtheilig, indem es die beyden Thierarten zu vernichten drohet, welche für den Menschen am meisten Nutzen haben, den Stier und das Pferd, besonders in einem Lande, wo der Stier nicht sehr gemein ist, und wo die gute Pferderace selten zu werden anfängt. Berechnet man die ungeheure Menge von Stiergefechten, die eben nicht vor langer Zeit noch in allen Theilen der spanischen Monarchie Statt gefunden haben, so muß man über die große Menge von Thieren erstaunen, die dabey umgekommen sind. Die spanische Regierung sah dieß ein, ergriff Maßregeln zur Abschaffung dieser Art von Schauspiel, verboth, keines ohne ausdrückliche Erlaubniß des Königs anzustellen, und schaffte sie endlich gänzlich ab.

Rührt diese Art von Schauspiel von der spanischen Nation selbst her, oder hat sie dasselbe von den Mauren erhalten? Mit Recht kann man annehmen, daß sie es nicht von den Römern bekommen hat, bey denen es nicht gebräuchlich gewesen zu seyn scheint. Durchgeht man die Jahrbücher des Alterthums, so findet man, daß es bey den Griechen bekannt gewesen ist; drey bis vier Jahrhunderte vor Christi Geburt war es besonders in Thessalien sehr gewöhnlich, wie man auf Medaillen dieser Provinz sehen kann. Larissa war eine von den Städten, die in Ansehung der Stiergefechte am berühmtesten war; ihre Einwohner wurden für sehr geschickt gehalten, wie man aus Plinius, Suetonius und Heliodorus ersieht; allein nach den noch vorhandenen Beschreibungen waren die Stiergefechte der Griechen von denen der Spanier verschieden. Bey den Griechen warf man die Lanze nach mehrern Stieren auf einmahl; eine eben so große Anzahl von Leuten zu Pferde setzte ihnen nach, und spornte sie mit einer Art von Pfeil an. Jeder Reiter wählte sich seinen Stier, suchte ihm an die Seite zu kommen, drang bald auf ihn ein, bald wich er ihm wieder aus; und nachdem er die Kräfte des Thieres ermüdet hatte, faßte er es bey den Hörnern und warf es, ohne vom Pferde zu steigen auf die Erde; bisweilen drang er auf den Stier los, der vor Wuth schäumte, und warf ihn, trotz der heftigen Stöße, die er erhielt, vor den Augen einer zahllosen Menge von Zuschauern, die über seinen Sieg frohlockten, zu Boden.

(Der Beschluß folgt.)

*) Neue Reise durch Spanien. Vom J. 1782 bis 1788. Aus dem Französ. 2 Th. S. 17.

Der berühmte d'Aubigné

War als Jüngling in dem Collegio zu Geneve, hatte aber keine Lust zu studieren, sondern wollte durchaus Soldat werden; darum entfloh er heimlich der Schule und kam nach Lyon, wo ihn aber sein Vormund festsetzen, und um gänzlicher Sicherheit willen sich an jedem Abend die Kleider des Gefangenen in sein Zimmer bringen ließ. Daran kehrte sich der junge d'Aubigné nicht; er ließ sich am Bettlacken zum Fenster hinunter und entfloh im Hemde. So kam er nach Jonsac, wo die Armee stand. Einige Officiere ließen ihn kleiden und rüsteten ihn aus. Er gab ihnen eine Verschreibung, daß er in bessern Zeiten seine Schuld bezahlen wolle, „wenigstens," schrieb er darunter, „kann ich nicht ärmer aus dem Kriege kommen, als ich hinein gehe."

Eines Tages erzählte er seine Unglücksfälle dem Herrn von Talcy und klagte über Geldmangel, der ihn hindere, nach Rochelle zu gehen, um dort seine Waffenübungen zu erneuern. Da unterbrach ihn Talcy mit den Worten: „Sie haben mir gesagt, daß die Originalschriften, die Verschwörung von Amboise betreffend, Ihrem Vater anvertraut worden, und daß eins dieser Actenstücke mit der Unterschrift des Kanzlers de l'Hopital versehen sey? Dieser lebt jetzt auf dem Lande, ist völlig unbedeutend und hat überdieß ihre Partey verläugnet. Wenn Sie wollen, so werde ich ihm wissen lassen, daß ein solches Papier in Ihren Händen ist, und ich stehe Ihnen dafür, daß entweder er, oder diejenigen, die ihn zu verderben wünschen, zehntausend Thaler dafür zahlen werden." D'Aubigné stutzte, lief und hohlte einen Sack, den er ausschüttelte, und alle die Papiere, von welchen die Rede gewesen, dem Hrn.

von Talcy zeigte; dann — warf er sie schnell ins Feuer. „Sie mögen brennen," sagte er, „damit sie mich nicht brennen, denn ich könnte ein Mahl der Verführung unterliegen."

Am andern Morgen ergriff Talcy die Hand des edlen Jünglings, sprechend: „Sie haben mir zwar Ihre Empfindungen nicht vertraut, allein es ist mir doch nicht entgangen, daß Sie meine Tochter lieben. Es werben wieder reiche, angesehene Männer um das Mädchen, doch sie ist die Ihrige, wegen der Papiere, die Sie gestern verbrannten, aus Furcht von ihnen gebrannt zu werden."

Kotzebue.

Aphorismen.

Es gibt Gesellschaften, in denen man feine Lebensart hat, oder ein ganz charmanter Mann ist, wenn man viel von Nichts zu schwatzen, und keine Welt hat, wenn man nur Etwas von Etwas zu sagen weiß. Der Weise ist darin ein Thor, wenn er nicht so viel Klugheit oder Gefälligkeit hat, einen solchen zu machen. Er kann da den Ruf seiner Weisheit nur durch die Miene der Albernheit retten.

Für Narrheit haben die Weiber gewöhnlich einen schärfern Blick, als die Männer; vielleicht darum, weil sie früher und öfter von Narren umgeben werden. Hat die Natur oder Kunst das Mädchen ein Bischen hübsch gemacht, so hört sie dieß immer mehr von Thoren als von gescheiten Männern. Diese wissen nähmlich an Mädchen etwas Besseres zu schätzen, als ihre Larve.

Notizen.

Wien. — Am 22. und 23. d. M. wurden im k. k. Hof-Theater nächst der Burg die in dieser Jahrszeit gewöhnlichen Concerte zum Vortheile des musikalischen Pensionsinstituts gegeben. Die Gesellschaft wählte für dieses Mahl wieder des unsterblichen Haydn herrliches Oratorium: Die Schöpfung. Der gedrängt volle Saal gab den doppelten Beweis, daß das Große und Schöne nie altere, und das hiesige Musikliebende Publicum wahres Kunstgefühl genug besitze, um echte Meisterwerke, wenn sie auch noch so oft gehört worden sind, immer mit neuem und gleichem Interesse aufzunehmen.

Der Tenorpart wurde von Herrn Siboni gesungen. Sein lobenswürdiger Fleiß, sich der deutschen Sprache ganz zu bemächtigen, gab auch hier die erfreulichsten Resultate. Es wäre unmöglich, den Text deutlicher vorzutragen, als Hr. Siboni that. Sein trefflicher Gesang ist ohnehin rühmlich genug bekannt; nur waren wir bisher nicht gewohnt, in diesem Singparte Verzierungen zu hören, die so schön und gelungen sie auch waren, doch zuweilen die Kraft des Ausdrucks schwächten, wie besonders in der schönen Arie des zweyten Theiles bey der Stelle: . . . „und König der Natur" zu bemerken war.

Die Baßstimme hatte der k. k. Hofkapellsänger, Herr Weinmüller, übernommen. Man kann sagen, daß er in diesem Parte eine wahre Schule des musikalischen Ausdrucks aufgestellt habe. Majestät und Andacht, Heftigkeit und Sanftmuth, Freude und Zärtlichkeit, kann kein Gesang wahrer, wirkender ausdrücken, als der dieses bewund ernswerthen Sängers; so wie seine Recitative als Muster der musikalischen Declamation gelten können.

Der Sopranpart wurde durch Mlle. Therese Klieber gegeben. Diese neue Erscheinung am musikalischen Horizont scheint für die Zukunft von Bedeutung werden zu können. Mlle. Klieber, ein noch sehr junges Frauenzimmer: hat eine angenehme, wohlklingende Stimme, die durch Zeit und Übung noch mehreren Gehalt erlangen wird. Sie singt rein, sicher, umfaßt zwey volle Octaven, und hat überhaupt, was man eine gute Schule nennt. Doch fehlt es ihr noch an dem ästhetischen Theile der Ausbildung einer Sängerinn. Das richtige Auffassen des Textes und der Melodie, ohne welches kein richtiges Wiedergeben möglich ist, das Gefühl, der gute Geschmack u. s. f. sind noch zu erwarten; auch merkte man es den Manieren, die sie hier und da anbrachte, an, daß sie eingelernt waren, und nicht aus ihr selbst kamen. Übrigens ist ihre Anlage für den Gesang so vielversprechend, und die Ausbildung derselben schon so weit vorgerückt, daß die Musik sich angenehme Hoffnungen von ihr machen darf, wenn es ihr anders gelingen sollte, einen Fehler im Sprachorgane durch Zeit und Mühe wo nicht ganz zu bemeistern, doch wenigstens zu verbessern, da ihr derselbe ausser dem auf dem Pfade zur vollendeten Sängerinn wohl immer im Wege stehen dürfte.

Das Orchester und die Chöre, zusammen aus mehr dann 200 Individuen bestehend, verdienten und erhielten, unter der Leitung unseres Oberpriesters der Tonkunst, des k. k. ersten Kapellmeisters, Herrn Salieri, allgemeinen Beyfall.

M.

Bey nunmehr sich seinem Ende nahenden zweyten Jahrgange des Sammlers halten es der Herausgeber und Verleger für ihre Pflicht, den Herren Abnehmern für ihre Theilnahme zu danken; sie werden dieselbe auch im künftigen Jahre durch die Wahl der Aufsätze, durch die Genauigkeit der Ausgabe, und durch die sich immer gleich bleibende Schönheit der Auflage zu verdienen suchen. Diese Zeitschrift wird wie bisher wöchentlich drey Mahl, Dinstag, Donnerstag, und Samstag Morgens erscheinen. — Die gestiegenen Preise aller Materialien, besonders des Papieres und der auswärtigen Journale, nöthigen den Verleger zu einer kleinen Erhöhung, die gewiß jeder Abnehmer billig finden wird. — Die Vorausbezahlung kostet für das künftige Jahr ganzjährig 25 fl., halbjährig 12 fl. 30 kr., und vierteljährig 6 fl. 15 kr. — Bis zu dem neuen Jahre sind von den ersten zwey Jahrgängen noch einige Exemplare um 20 fl. zu haben. Nach dem neuen Jahre kostet der Jahrgang ebenfalls 25 fl. — Auswärtige Liebhaber, welche diese Zeitschrift wöchentlich zu haben wünschen, belieben sich an das nächste Postamt zu wenden. Die Versendung in monathlichen Heften besorgt, für das Inland, die Anton Dollische Buchhandlung um den Pränumerationspreis von 25 fl.

Gedruckt bey Anton Strauß in Wien.



Der Sammler.

Samstag, den —— 156. —— 29. December 1810.

Feyerlichkeiten und Feste in Spanien.

(Beschluß.)

In Spanien findet man viele Feste und Feyerlichkeiten, welche besondern Städten oder Bezirken eigen sind, wovon wir hier einige anführen wollen. Zu Talavera de la Reyna feyert man alle Jahre nach Ostern zur Ehre der heiligen Jungfrau des Padro die Mondas, welche berühmt sind. Die Bewohner der benachbarten Dörfer ziehen an diesem Tage, einer nach dem andern, in feyerlichen Aufzügen dahin; vor jedem Zuge geht eine große Wachskerze voraus, die mit Bändern und Blumen geschmückt ist, und die man, wie ein Kreuz, in der Höhe trägt; auch hat man dabey eine große Maschine in Form eines Trichters, die sich oben an einem langen Stocke befindet; sie ist mit Blumen geschmückt, die auf verschiedene Arten gewirkt und geordnet sind; sie enthält einen Theil der Opfer, welche man der heiligen Jungfrau bringen will; man sieht dabey Tragbetten, welche Männer tragen, und Wagen von Ochsen gezogen; beyde sind mit Blumen und Bändern geschmückt, und auf beyden befinden sich ebenfalls Opfergaben, die in Erzeugnissen der Erde, in Wein, Öhl, Früchten, Blumen, Getreide, ja selbst in Holz, nach dem Geschmack, dem guten Willen und der Andacht eines jeden bestehen. Bisweilen bekommt man auch dabey Thiere, die auf die nähmliche Art geziert sind, z. B. Lämmer, Hammel, Schafe, Pferde, Esel und Schweine zu Gesichte, die man auch der heiligen Jungfrau zum Opfer bringt. Alle diese Züge treten in die Capelle ein, und mit ihnen die Tragbetten, die Wagen und Thiere, die man bis an den Fuß der Altäre führt. Sie geben oft zu Zänkereyen Veranlassung; kommen zwey Aufzüge zusammen, so entsteht ein Zank, welcher von beyden den Vorrang haben soll; bisweilen kommt es zum Handgemenge, die Züge mischen sich unter einander, man schlägt sich mit Fäusten, mit Stöcken und mit Steinen; oft fließt Blut. Den Ursprung dieses Gebrauchs kennt man nicht, vielleicht hat er seine Entstehung den Festen der Pomona oder der Ceres zu verdanken.

Man feyert dieß Fest durch besondere Spiele. Sonst machten die Stiergefechte die Hauptzierde aus. Die Ritter der heiligen Jungfrau des Padro haben die Aufsicht über dieß Fest, und suchen ihm so viel als möglich, Glanz zu geben.

Zu Talavera de la Reyna ist noch ein anderer Gebrauch gewöhnlich. Neun Tage vor dem Christtage wird früh um 6 Uhr bey den Barfüßermönchen eine feyerliche Messe gelesen; Kinder, die mit Pfeifen versehen sind, versammeln sich dabey, und sobald die Messe beginnt, widerhallen die Gewölbe der Kirche von dem zahlreichen, sehr starken und sehr scharfen Pfeifen, das sich selbst unter den Gesang der Priester mischt. Dieser schändliche Lärm erneuert sich bey der Aufhebung des

Sacraments, bey der Communion, und am Ende der Messe, welche man die Aginaldomesse nennt.

Die Mästranza zu Valencia ist eine Verbindung des Adels, der sich in ein Rittercorps vereinigt hat; man muß vier Ahnen aufweisen, wenn man darin aufgenommen seyn will. Solche Verbindungen gibt es auch zu Sevilla, Grenada und Ronda. Jede hat ihre Officiere und ihre eigenen Uniformen; sie haben keine Verbindlichkeit und keinen Dienst zu verrichten; indessen kann ihre Vereinigung im Nothfalle dem Könige doch ein Corps sehr gut berittener Cavallerie liefern. Kennt man die Mästranza zu Valencia, so kennt man ungefähr auch die Andern.

Die Mästranza zu Valencia wird von einem Lieutenant, unter dem Nahmen Hermano Mayor, befehligt, der gewöhnlich ein königlicher Prinz ist; diesen Lieutenant erwählt man alle Jahre. Sie hat mehrere Officiere, einen Fiscal, zwey Zeugen, welche die Verrichtung der ehemahligen Kampfrichter verwalten, einen Secretair, einen Schatzmeister und einen Almosenier, die man unter den Rittern auswählt und alle Jahre erneuert. In ihrem Solde hat sie einen Zeichner, einen Bereiter, zwey Bereitergehülfen, einen Zureiter, einen Chyrurgus, einen Waffenschmidt, zwey Hufschmiede, einen Alguazil Major, einen Pauker, zwey Trompeter und acht Musiker. Die Ritter üben sich in den Evolutionen auf einer Reitbahn, die ausdrücklich dazu bestimmt ist. Die Mästranza besteht aus 4 Escadrons, wovon jede von einem Ritter, unter dem Nahmen Quadrillero, befehligt wird.

Ihre Uniform ist ein blauer Rock mit rothen Aufschlägen, eine rothe mit Silber besetzte Weste, und blaue Beinkleider; auf dem Rocke sind vorne zwey Reihen Treffen; eine auf den Nähten, und drey auf den Taschen und Ärmeln. Die Ober- und Subaltern-Officiere tragen eine einfache Borte, die Musiker schmale Borten, in Form von Rauten.

Jährlich feyert die Mästranza drey Feste, den Nahmenstag des Königs, der Königinn und des Prinzen, der ihr Chef ist. Der Lieutenant bestreitet alle Kosten derselben, und ladet den Adel zu Valencia, das Militär und die ausgezeichneten Fremden dazu ein, die sich in der Stadt befinden. Diese Feste finden auf einem sehr geräumigen Platze Statt, wo man von Holz sehr schön verzierte Gallerien baut, die für die Damen bestimmt sind. Diese Einfassung bildet ein längliches Viereck, das durch eine Barriere verschlossen, welche so hoch ist, daß man sich mit den Ellenbogen darauf lehnen kann; diese Barriere ist mit Mahlereyen bedeckt und mit Waffentrophäen übersäet. In der Mitte befindet sich eine große Pforte; im Hintergrunde an der entgegen gesetzten Seite bedeckt ein Baldachin von carmoisinrothem Sammet, der mit Borten und goldenen Francen geschmückt ist, in einem vergoldeten Rahme das Bildniß des Prinzen oder der Prinzessinn, deren Nahmenstag man feyert. Auf eine der Seiten befindet sich eine große Gallerie von Holzwerk, die mit sechs Pfeilern verziert, mit einem Teppiche, der mit militärischen Trophäen besäet, und mit Vorhängen von gelbem Taffet bedeckt ist. Das Ganze der Einfassung und ihrer Verzierungen gewährt einen angenehmen Anblick.

Ein militärischer Marsch, der Schall der Trommeln, das Blasen der Trompeten und anderer Instrumente, verkündigen die Ankunft der Mästranza, welche indessen 200 Schritte von der Einfassung Halt macht. Der Fiscal und die beyden Zeugen oder vielmehr die beyden Kampfrichter (denn so hießen sie in den alten Ritterzeiten), zeigen sich zu Pferde; vor ihnen reiten mehrere Subaltern-Officiere voraus. Die Barriere öffnet sich; sie treten herein, reiten um die Einfassung herum, untersuchen sie, gehen wieder fort, und melden der Mästranza, daß Alles zu ihrer Aufnahme bereit ist.

Der Trupp marschirt weiter und rückt unter dem Lärm der Trommeln und Pauken, und unter dem Schalle der Trompeten und anderer Instrumente ein; er bildet sich in Colonne, und reitet mitten über den Platz weg; wenn er ans Ende kommt, theilt er sich, und reitet an beyden Seiten herunter; die beyden Reihen reiten herum, stoßen wieder zusammen und rücken in Colonne nach dem Bildnisse vor; die beyden Kampfrichter stellen sich in eine Ecke der Einfassung.

Die Ritter fangen ihre Evolutionen an, reiten beständig im Galopp, mischen sich unter einander, trennen sich, vereinigen sich in Corps und theilen sich in Pelotons ab; bald folgen sie dem Umkreise der Einfassung, bald reiten sie quer über, bald bilden sie Vierecke und Zirkel. Diese mannigfaltigen Bewegungen werden mit Genauigkeit ausgeführt. Hierauf stellen sie sich in Schlachtordnung, laufen nach dem Ringe und nach den vordersten Enden, die sie abschlagen; sie bewaffnen sich mit Schilden, liefern sich Scheingefechte, greifen sich an, schlagen sich einander zurück, werfen Pfeile und Kugeln von einer schwammigten Erde auf einander.

Nach dem Turniere verfügt man sich zum Lieutenant der Mästranza. Die Zimmer sind ausgeschmückt und mit einer großen Menge Fackeln erleuchtet. Die Damen, die französisch gekleidet, geschmackvoll und schön angezogen sind, versammeln sich in dem großen Saale; die Herren in den daranstoßenden Sälen. Wenn sich alles nieder gesetzt hat, erscheinen die Bedienten mit Schüsseln und Körbchen und reichen Chocolade, Zuckergebackenes, Eis und Biscuit herum. Nach dieser Erquickung nimmt der Ball seinen Anfang; ein Tisch, der in einem daranstoßenden Saale zubereitet ist, biethet alle Erfrischungen dar, die man nur wünschen kann. Bey diesen Feyerlichkeiten herrscht viel Ordnung, Artigkeit und Anstand; die Herren von der Mästranza machen auf eine angenehme Art die Honneurs derselben, und verbinden mit französischer Anmuth spanische Galanterie.

Beruhigung.

Still und heiter ist die Luft,
 Die Gewitter sind verzogen,
Um mich weht der Blumen Duft,
 Ruhig ziehn des Flusses Wogen
Und es glänzt aus weiter Fern
Dichtgedränget Stern an Stern.

Aber wendet sich der Wind,
 Bringt er leicht die Wolken wieder,
Und wo sanft das Bächlein rinnt,
 Stürzen wilde Fluthen nieder.
Deckt des stillen Abends Pracht
Wohl die Schrecken später Nacht?

Hoffe, Herz, und hebe dich
 Frey empor zu jenen Höhen,
Wo um eine Sonne sich
 Alle Sonnen jauchzend drehen;
Dieses Sonnenauge wacht
Über dir in dunkler Nacht.

K. L. M. M.

Auszug aus der historischen und literarischen Botanik (botanique historique et litteraire), der Frau von Genlis.

Der Kirschbaum, der Pflaumenbaum.

Man feyert zu Naumburg an der Saale jeden Sommer ein sogenanntes Kirschfest. An diesem Feste durchstreift eine Anzahl Kinder, einen grünen Zweig und Kirschen in der Hand tragend, die Straßen. Dieses Fest hat seinen Ursprung von der Zeit als die Hussiten (1432) unter Procopius die Stadt zu zerstören drohten.

Die kleinen gelblichen Pflaumen (Reine-Claude) haben ihren Nahmen von der Gemahlinn Franz I., welche diese köstliche Frucht zuerst nach Frankreich verpflanzen ließ.

Der Aprikosenbaum.

Der Aprikosenbaum ist in der Geschichte bloß durch folgendes Wortspiel bekannt:

Nach dem Tode Ludwig XI., zu Anfange der Regierung der Mad. de Beaujé, hatten verschiedene Personen das Unglück plötzlich in Ungnade zu fallen, unter andern auch Cotier, der Leibarzt des verstorbenen Königs, der sich indeß glücklich fühlte, den Stürmen des Hofes entronnen zu seyn, und über seiner Hausthür einen Aprikosenbaum in Stein hauen ließ, mit der Inschrift: à l'abri, Cotier (Cotier in Sicherheit).

Die Sinnpflanze.

Diese Pflanze, deren Nahmen und Beynahmen so sanft als rührend sind (man legt ihr auch die zarten Nahmen: die Keusche, die Schüchterne bey,) dieses liebenswürdige Sinnbild einer furchtsamen Schamhaftigkeit, könnte zugleich das der Sanftmuth und des Geheimnisses seyn; selbst in ihrer höchsten Reitzbarkeit, verwundet sie nicht die ungeweihte Hand, die unzart sie berührt, sondern zieht bescheiden sich in sich selbst zurück. Sie will weder sich rächen, noch bestrafen, sie droht keine Verletzung. Jener wahren weiblichen Unschuld gleich, die keine Beleidigung ahndend, nie mit Strenge sich entfernt, hat die Sinnpflanze keine Stacheln. Das Veilchen gewährt das Bild einer überlegten Bescheidenheit, es begibt sich gleichsam unter den Schutz seiner Blätter; schon diese Sorgfalt zeigt eine Vorsicht an. Die Sinnpflanze ist das vollkommene Bild jungfräulicher Verschämtheit, sie hegt keine Vorsicht, und zeigt sich ohne Mißtrauen, weil sie keine Gefahr kennt; sobald sie aber zu nahe beobachtet wird, entzieht sie sich eiligst allen Blicken. Diese Schüchternheit ist gleichsam Instinct, Gefühl, und nicht überlegter Vorsatz. Sie ist die Schüchternheit einer fünfzehnjährigen Schäferinn.

Die Jonquillen.

Noch vor einem Jahrhundert war man so arm an Blumen, daß Frau von Sevigné, indem sie von einem glänzenden Feste spricht, es als etwas außerordentliches anführt, daß man Jonquillen dabey verschwendet habe. Diese bey uns so gewöhnliche Blume, war damahls sehr selten und theuer. Eben so ist es mit Gemüsen und Früchten; die Alten kannten höch-

stens nur vier Sorten Pfirsiche, und wir haben deren mehr als vierzig.

Die Tuberose, die Hyacinthe.

Die Tuberose erneuert zugleich das Andenken an eine sträfliche Schwachheit, und an einen rührenden Zug zarter Verschämtheit. Bekanntlich sind alle starken Gerüche den Wöchnerinnen schädlich, ja man glaubte vor hundert Jahren noch, daß sie in diesem Falle tödtlich wären. Eine sehr bedeutende Frau, welche einen großen Fehltrit durch ein noch größeres Opfer zu büßen wußte, die Herzoginn von Vallière, wurde plötzlich, mitten in der Nacht, Mutter. Die Königinn hatte die Gewohnheit, jeden Morgen, wenn sie in die Messe sich verfügte, durch das Zimmer der Favoritinn zu gehen, und diese hatte den Muth trotz ihres Zustandes aufzustehen, die Königinn zu empfangen, und um allen Verdacht zu entfernen, ihr Gemach mit Tuberosen anzufüllen.

Herr von Peyresk hatte die ersten Tuberosen in Frankreich, und ein Mönch war es, der sie überbrachte. Herr von Peyresk schickte auf seine Kosten einen Pater vom Orden der Minimen, welcher eine Reise zur Ausbreitung des Glaubens zu machen wünschte, nach Persien, und dieser Pater brachte bey seiner Rückkehr die ersten Tuberosen nach Paris.

Bey den Griechen krönten sich die jungen Mädchen, welche die Hochzeit einer ihrer Gespielinnen feyerten, mit Hyacinthen. Diese Blume gehört zu denen, welche von den Blumisten in Holland, und besonders zu Harlem, mit der größten Sorgfalt gepflegt werden. Man will behaupten, daß die Hyacinthen vom Vorgebirge der guten Hoffnung kommen. Die schönste Gattung ist unter dem Nahmen Ophyr bekannt; sie ist gelb, und im Innern purpurfärbig gefleckt.

Der Marquis von Gouffier ließ der königlichen Gesellschaft zur Beförderung des Ackerbaues im J. 1789 eine ganz eigentlich verkehrte Hyacinthen-Zwiebel verzeigen, eine solche nähmlich, welche umgekehrt in die Mündung eines ziemlich langen, mit Wasser angefüllten, und mäßig breiten Glases eingesetzt war. Sie hatte in diesem Zustande Blätter, Stiel und Blumen getrieben, und war, obgleich im Wasser, auf das Beste erhalten. Das Untere der Zwiebel, jetzt in die Höhe gekehrt, trieb keine Wurzeln; die Blätter waren ziemlich grün, aber das Blumenlaub, welches blau seyn sollte, war weiß und verschossen. Dieß erinnert an den Versuch Dühamel's, welcher Bäume verkehrt, die Zweige in die Erde und die Wurzeln in die Luft, pflanzen ließ. Gleichwohl erhielten sie sich in dieser sonderbaren Stellung. Die Zweige schlugen Wurzeln, und diese Blätter. Im Anfange freylich trieben sie nur sehr schwach, allein nach einigen Jahren waren die meisten dieser unregelmäßigen Pflanzungen von den regelmäßigen kaum zu unterscheiden.

Die Nelke.

Dem guten König René werden die ersten Bemühungen um die Cultur dieser zarten Blume zugeschrieben. Vorzugsweise wird die Nelkenzucht in Toulouse veredelt, wo man die allerschönsten antrifft.

Der große Condé zerstreute sich während seiner Gefangenschaft in der Bastille, mit der Pflege dieser reitzenden Blume.

Miscellen.

Die Herren O'Halloran und Wheble haben über die Basaltmassen des Riesendammes, an der nördlichen Küste von Antrim, sehr wichtige Untersuchungen angestellt. Unter andern entdeckten sie eine bis jetzt unbekannt gebliebene sechseckige Grotte, deren Wände aus Basaltpfeilern bestehen. Der Fußboden ist ebenfalls eine Masse von Basaltpfeilern, die vier bis sieben Ecken haben. Sie halten den Riesendamm für ein vulkanisches Product.

Auflösung des Räthsels in Nr. 143.
Die Lippen.

Notitzen.

Wien. — Am 25. d. M. Abends wurde im k. k. großen Redouten-Saale das gewöhnliche Concert zum Vortheile der Armen des Bürgerspitals gegeben. Statt der angekündigten großen Symphonie des Herrn van Beethoven, machte dessen Ouvertüre aus dem Ballet Prometheus den Anfang. Hierauf folgte ein Violin-Concert, von Herrn Mayseder mit gewohnter Kunstfertigkeit gespielt. Zum Schluße wurde eine Cantate: Sieg der Eintracht, gegeben. Die Musik derselben, von dem eben so berühmten als beliebt[en] k. k. Hof-Theater-Capellmeister und Opern-Director, Herrn Weigl, war ursprünglich auf einen italienischen Text componirt. Jener, welcher dieses Mahl gesungen wurde, ist von Herrn J. F. Castelli auf die schon bestandene Musik, mit glücklichem Überwinden aller, sich einem solchen Unternehmen entgegenstellenden Schwierigkeiten neu gedichtet, und der Melodie unterlegt worden. Die Singparthien wurden von Mad. Campi, den Demoisellen Mayer, Haym und Teymer, dann von den Herren Weinmüller und Gottdank ausgeführt. Im Orchester zeichneten sich Mad. Mullner auf der Harfe, und die Herren Kraft, Vater und Sohn, auf dem Violoncelle, durch schön vorgetragene Solo's aus. Dichter, Compositor, Sänger und Künstler widmeten ihre Mühe unentgeltlich dem wohlthätigen Zwecke des Concerts. Der Saal war reich beleuchtet, und das Auditorium ungemein zahlreich.

M.



